

FOUNDED

Hackley Public Library.

MUSKEGON, MICHIGAN

MAY 25TH 1888.

Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus.



Stuttgart
Verlag v. W. Spemann.

Erster Band.

Oktober 1881 bis März 1882.

Litteratur.

Theater.

Musik.

Artikel verschiedenen Inhalts.

Gedichte.

Von Himmel und Erde.

(Mit einer Himmelskarte.)

Sammler.

Voll- und Einzelbilder.

Kunstblätter.

Maria und Joseph.

Nach einer kalabresischen Sage

von

Louise von François.

Die junge Prinzessin erhob sich von ihren Knieen und wankte aus dem Zimmer; des Vaters unerbittliches: „Ich will!“ hallte ihr nach. Im Vestibül trat ihr der Marchese entgegen, mit zärtlichen Blicken und Worten die schöne Braut begrüßend. Sie eilte an ihm vorüber wie das Reh bei dem Nahen des reißenden Tieres, floh die Treppe hinan; wohin, ach wohin? Sie wähnte sich verfolgt und nirgendwo sicher. Atemlos schloß sie die Thüre der hohen Loggia, wo seit ihren frühesten Christtagen die gebenedeite Krippe unter einer immergrünen Laube stand. Hier sank sie nieder: „Rette dein Kind, o Mutter!“ rief sie. „Nimm es hinauf zu dir.“

Die Wiegenlaube war Marias Lieblingsplatz. Andacht und Spiel einigten sich dort ihrem südlichen Sinn. So hatte sie Jahr um Jahr die holde Weihnachtsgruppe erhalten, Tag für Tag sie bekleidet mit frischem Grün und geschmückt mit den duftendsten Blumen. Da schwebten segnend die hohen Engel, lagen betend die Könige und Hirten vor dem rosenverhüllten Kind, zu welchem der Stern sie geleitet; zur Seite stand der treue Joseph und die beseligte Gottesmutter neigte sich über die arme Krippe. Zu Füßen das tiefblaue Meer, in klarer Ferne gegenüber die weiße Linie der sizilischen Küste, ringsum die Gipfel und Klüfte des wilden Gebirges und zu Häupten Italiens lachender Himmel in goldener Sonnen- oder Sternenpracht, das ist die Szene, in welcher Maria erwachsen war.

Der Fürst, ihr Vater lebte am Königshof oder fern im Norden als Gesandter in Reichen, deren Namen die kleine Maria nicht einmal kannte. Warum auch der Vatername niemals im Schlosse genannt ward, warum die Mutter dem Gemahl nicht gefolgt war und die Tage ihrer Jugend und Schönheit in der Einsamkeit ihres Schlosses am Meer wie in einem Kloster oder Kerker verbrachte, das war ein Geheimnis, dessen Bedeutung von Schuld oder Unbill Maria nicht einmal ahnte, deren Schwere sie aber empfand in dem thränenvollen, stummen Hinwelken der Mutter, wie in ihrer eigenen freud- und freundlosen Kinderzeit.

So wurde die Wiegenlaube ihr Spiel- und Andachtsplatz, wurden die frommen Gestalten von Holz und Pappe ihre Kameraden, das heilige Kind ihr Brüderchen und seine Mutter die Vertraute in jeder kindlichen Not.

Und jetzt war sie es zweifach; denn ihre irdische Mutter war gestorben, der Vater heimgekehrt aus dem Norden und im Begriffe dahin zurückzukehren, ohne ein Liebeswort für das verwaiste Kind, über das er Macht hatte, ohne daß er es sein eigen fühlte.

Maria zählte noch nicht fünfzehn Jahr; morgen sollte sie dem Marchese, ihres Vaters altem Freunde, vermählt werden und mit ihm für immer die Gegend verlassen, auf welche sie bis heute einzig geblickt. Sie wußte kaum, daß es eine Welt gäbe jenseit dieser Berge, dieses Meeres; kannte nur ihre Mutter, ihren Kapellano, die Diener und Hörigen des Schlosses und die toten, nur für sie lebendigen Gestalten ihrer Krippe. Wohl ahnte sie noch nicht, was eines Mannes Weib werden heißt; aber ein fieberisches Grauen hatte sie gestern durchschüttelt beim ersten Sehen des ihr Bestimmten, bei dem Gedanken, diesem Fremdling zu folgen in eine fremde Welt. Sie hatte sich zu des Vaters Füßen gewunden, gefleht, ihr das Unmögliche zu ersparen und lag nun gescheucht vor seinem harten: Ich will! halb betäubt in ihrer Laube vor dem Bilde der himmlischen Mutter.

Der Mond stand voll am Himmel, in purpurner Glut wie eine sinkende Sonne. Die Februarnacht war heiß und schwül als wäre es Mittsommerzeit. Kein Hauch in der Luft, aber eine brütende Heimlichkeit gleich der in dem bangenden, jungen Menschenherzen, ein bleierner Druck. O, nur einen lösenden Tropfen, ein kühlendes Wehen, einen Laut in der dumpfen Stille.

„Rettet mich, ihr Heiligen!" flehte immer von neuem das unglückliche Kind. „Du Mutter der Schmerzen, du Vater der Treue, Maria, Joseph — —"

Da drang durch die Stille ein heller, wohlbekannter Klang. Vom Meere herauf tönte nicht wie sonst ein frohmütiges Schifferlied, nur das fromme „Ave Maria", aber ein Strahl der Freude durchzuckte des Mädchens Herz. Es war ja Giuseppes Stimme, des jungen Schiffers, der Tag für Tag, seit sie denken konnte, sie mit der Mutter oder auch sie allein, wenn der Abend kühlte, in das Meer hinausgerudert hatte; der schon als Knabe mit ihr am Strande gespielt, Muscheln gesammelt und aufgereiht, Zweige gebrochen und Kränze geflochten zum Schmucke des geliebten Presepio; der ihr die ersten Lieder gelehrt, der gute frohherzige Gesell; auch ihn sollte sie verlassen, ihren einzigen Kameraden, dem vor kurzem der Vater gestorben, wie ihr die Mutter, und der nun einsam lebte in der Hütte am Strand mit seiner Barke, seinen Netzen und seinen Liedern. Auch ihn sollte sie verlassen, das einzige glückliche Gesicht, das ihrem jungen Leben zugelacht hatte. Nun konnte sie weinen, die arme Prinzeß, sie weinte bitterlich und Kindesthränen schläfern ein.

Eine seltsame Mattigkeit, wie eine Trunkenheit überfiel sie, während sie auf den Knieen vor ihrer himmlischen Laube lag; halb im Schlummer und Traum, halb im Wachen, hörte sie in der schwülen, atemlosen Nacht das Geflatter der Vögel des Gartens, ein stöhnendes Gewinsel der Tiere des Hofs, leisen Wellenschlag, der einer Wehklage glich und dazwischen Giuseppes lockenden Betsang: Ave Maria.

Der Morgen dämmerte. Maria fuhr empor; ein jäher Entschluß scheuchte die sinnverwirrende Betäubung. Alles ruhte noch im Schloß. Sie eilte hinunter zum Strand. Giuseppe sollte sie noch einmal auf den kühlenden Wellen schaukeln, zum letztenmale.

Der Kahn lag zu ihren Füßen und der Jüngling langgestreckt darin, den Kopf in seinen Händen vergraben.

„Rudere mich hinaus, Giuseppe!" rief sie ihn an; „zum letztenmale." Er sprang in die Höhe. Helle Thränen tropften über seine Wangen. Dann sank er zu ihren Füßen und küßte den Saum ihres Kleides. Er war ein echter Sohn Kalabriens. Glut und Mut in jeder Bewegung, im Gefunkel der schwarzen Augen; Glut und Mut des Südens auch im Metall der Laute.

„Warum weinst du, Giuseppe?" fragte sie.

„Geht Ihr nicht fort, Signorina?" antwortete er. „Verlaßt Eure Presepio?"

Sie nickte stumm.

„Und das Grab der Prinzipessa?"

Sie nickte wieder.

„Und den armen Giuseppe?"

Nun weinte auch sie. „Rudere zu, Giuseppe!" rief sie schluchzend. „Rudere zu! Ich ersticke!"

„Sirokko, Signorina!" belehrte er; nahm sie kecklich auf seinen Arm und trug sie in seine Barke. Sie war so fein, so weiß und schüchtern wie ein Lamm. Wie ein Lämmchen schmiegte sie sich an ihren einzigen Freund, strich mit den Fingern durch seine dichten dunkeln Locken und seufzte: „Armer Giuseppe!"

Giuseppe aber war kein Knabe mehr; er war ein Mann; vielleicht erst seit gestern, wo er den Marchese in das Schloß der Braut gerudert hatte; aber seitdem ein Mann. Jede Fiber bebte in ihm; Maria fühlte es nicht, er ließ sie im Boote nieder und ruderte vorwärts.

„Ihr geht noch heute, Signorina?" fragte er nach langer Stille. „Geht Ihr gern?"

„Gern? O, lieber in das Grab, Giuseppe."

„Warum wollt Ihr gehen, wenn nicht gern? Flieht, Signora!"

„Ach wohin denn? Zu wem? Ich habe keinen Ort, keinen Menschen und mein Vater will!"

Giuseppe ballte zornig die Faust; aber er schwieg.

Die Sonne ging auf. Ein blutroter Ball stieg sie in die Höh' über den Gipfeln des Apennin und spiegelte sich im Meer wie in einem Feuerstrom. Stumm glitten sie eine Weile über die spiegelglatte Fläche. Ringsum eine Stille wie vor nahendem Sturm.

„Rudere mich zurück, Giuseppe!" rief endlich Maria; „mir wird immer bänger und ich bin so müde."

Er lenkte um. Im Augenblicke des Landens, noch ehe er das Ruder aus der Hand gelegt hatte, sie an das Ufer zu tragen, erhob Maria sich hastig, um fliehend sich das schwere Lebewohl von dem Gespielen zu ersparen. Aber ihre Füße lagen wie in Klammern und vor den Augen flimmerte ein Flor. Schwindelnd taumelte sie über den Bord des Nachens in das Meer.

Der Jüngling stürzt ihr nach. In der nächsten Minute hat er sie emporgehoben und hält sie in seinen Armen. Aber es war eine Minute der Todesangst, die alle Schranken bricht, und einer Toten gleich ruht sie an seinem Herzen. Er wähnt eine Leiche umschlingend zu küssen und er küßt sie, ruft sie mit den heißesten Liebesnamen in das Leben zurück, in ein neues Leben. Die traumartige Betäubung hat sich jählings gelöst, Purpurflammen scheuchen die Sterbebläſſe der Wangen; ein kraftvoller Schwall belebt ihre Glieder; sie reißt sich aus den umstrickenden Armen und flieht die Terrasse hinan.

„Addio! Addio!" hallt es ihr nach; sie blickt zurück; der Jüngling liegt auf den Knieen und breitet die Arme aus nach seinem entschwundenen Glück.

Im Hofe waltete nie geschautes Leben. Karossen fuhren ein, Boote landeten mit den geladenen Hochzeitsgästen; eine zahlreiche nahe und doch unvertraute Sippe der kindlichen Braut; Freunde des Bräutigams, hohe Herren, geschmückte Damen; eine Gestalt ihr so fremd wie die andere. Seltsam aber: der bleierne Druck, der auf ihr selbst bis vor wenigen Momenten gelastet hatte, er lastete auch auf den Fremdlingen, auf den Dienern des Hauses, die mit schleppenden Schritten, langentwöhnte Obliegenheiten erfüllend, Haus und Tafel rüsteten. Schläfrige Augenlider, ein Brand auf jeder Stirn; kein festlicher Laut; kein frohgemuteter Gruß.

Sah sie nur was sie selbst gefühlt, oder war es der Sirokko, der Hauch der Wüste, dessen Schwere auch die andern beklemmte; die Stille vor dem Sturm?

Im Fluge erreichte sie ihr Zimmer, wechselte ihre Kleider mit bebender Hand. Und mit dem nassen Gewande fiel der Schleier, der bis dahin ihr Leben umhüllte. Eine einzige Minute hatte das Kind zur Jungfrau verwandelt; Maria wußte jetzt, was eines Mannes Weib werden hieß; ein Weib, das sie nicht werden konnte, und binnen einigen Stunden werden mußte ohne Wahl.

Aber die Heimlichkeit der äußeren Natur war mächtiger als die der inneren. Der Taumel des Halbschlummers, welcher dem Schrecken, der Meereskühle, dem Wunder des Erwachens gewichen war, senkte sich von neuem in ihre Sinne, drückte die Lider zu, umnebelte die Wogen der Gedanken. Sie rang nach Licht, nach Kraft, und sank wie trunken auf ihr Ruhebett.

Die Stunden rückten vor. Diener kamen herbei, die Geschenke des fürstlichen Vaters, des reichen Bräutigams einhertragend, Blumen, Juwelen, kostbare Stoffe; ihre Frauen erschienen, sie für die Feier zu schmücken; eine wie die andere schweigsam, wandelnd und waltend wie im Traum mit schlaffen, müden Händen. Dennoch sträubte sich Maria gegen die leise Berührung wie gegen einen Stich oder Brand. Mehr als einmal sprang sie auf, wollte entfliehen, hinauf, hinab — ach, wohin? Ihre Frauen, kaum verwundert und zu schläfrig um gerührt zu sein, führten sie zurück; das Werk begann von neuem und Maria ließ es endlich geschehen. Sie dachte an nichts mehr als schlafen und nimmer erwachen.

Der schwülen Nacht war ein glühender Tag gefolgt; ein Sirokkotag. Alle Läden der Fenster waren gegen die Sonne geschlossen, die von Stunde zu Stunde sengender brannte. Der unheimliche Brodem, der die Menschen träge verstummen machte, erregte das Getier zu verwirrendem Lärm. Die Rosse wieherten, die Hunde heulten unruhiger noch als während der Nacht, die Meervögel flatterten, als hätte ein böser Zauber sie aufgescheucht.

Die Braut stand geschmückt. Die Frauen führten sie vor den Spiegel. Maria kannte sich selbst kaum wieder, so groß und herrlich erschien sie in dem schleppenden, silberflimmernden, weißen Gewand, dem wallenden Schleier und dem Juwelendiadem unter der Krone duftender Orangenblüten. Das Lamm hatte still gehalten unter der schmückenden Qual. In wenigen Minuten sollte das Opfer beginnen.

Noch einmal floh Maria die Stufen hinan zu ihrer Krippe; noch einmal fiel sie nieder vor der hochgebenedeiten Mutter. So tief war ihre Verwirrung, daß sie den seltsamen Wandel ihrer Umgebung kaum bemerkte. Der Himmel hatte sich plötzlich verfinstert; ein graudampfender Nebel wogte über dem Meer, durchzuckt von düsterroten Flammen, die gleich Blitzen sich in der Tiefe spiegelten. Lautes Gelärm hatte die Menschenstille im Schlosse abgelöst; kreischende Stimmen, wirr durcheinander; eine wilde Jagd von Schritten die Treppen hinab: „Maria! Maria!“ schreit unten der Vater.

Die Thür wird aufgerissen; der Verfolger steht hinter ihr. Im Wahnsinn der Angst rafft sie das heilige Kind aus der Krippe, preßt es fest gegen die Brust und flieht an die Zinne des Altanes.

Hinunter, hinunter in den Mutterschoß, den Gott des Erbarmens am Herzen!

Schon ist der Fuß zum Sprunge in die Tiefe gehoben. Da taumelt sie zurück; nicht ihr Mut hat geschwankt, nicht der Fuß, der Boden auf dem er ruhte, hob und senkte sich gleich einer Welle. Zwei starke Arme

fangen die Sinkende auf; wie auf Flügeln geht es die Stufen hinab, die von der Loggia auf die Terrasse, von der Terrasse zum Strande führen. Marias Lider sind geschlossen; aber sie fühlt, der, welcher mit ihr flieht, ist nicht der Verfolger, es ist ein Retter.

„Giuseppe!" jauchzt sie und schlägt die Augen auf. O Wunder der Welt! An ihr vorüber stürzt der Vater, stürzt der Bräutigam, der Priester im Meßgewand, fliehen Gäste und Diener kreischend, händeringend in wildem Drängen; keiner blickt nach ihr, keiner hält sie auf: nur voran, hinab an die grauwogende See. Und über dieser Szene der Verzweiflung, der Himmel schwarz wie die Nacht und blutrot die Glut, die sie durchschießt.

Ein letzter Sprung und Giuseppe sinkt mit ihr auf den Boden der Barke. Ein Stoß mit dem Ruder und die Barke treibt in die Flut.

„Was bedeutet das, Giuseppe?" fragt Maria nicht mehr entsetzt, nur verwundert.

„Den Untergang, Maria, — den jüngsten Tag, die Höllenfahrt der Welt! —"

Sie drückte mit beiden Armen das kleine Gottesbild an ihr Herz; er warf das Ruder fort und umfaßte ihre Kniee: „Maria! Lebewohl!"

Ein dumpfer Donner wie aus unterirdischen Feuerschlünden; ein Wanken und Krachen der Gipfel, bergehoch ein Aufzischen der Flut. Die Barke versinkt.

Giuseppe erwachte aus einem Traum. Oder träumte er noch? — das war ja nicht sein Strand, an dem er lag; das war das Chaos rings um ihn her; die Erde *vor* dem Schöpfungstage oder *nach* dem der Zerstörung. Wohl, wohl! vom letzten Tage hatte er ja eben geträumt.

Aber wachte er denn nicht? standen seine Augen nicht offen? konnte er die Glieder nicht regen, sich nicht erheben von seinem wunderlichen Bett? Er kannte jeden Block, jede Klippe dieses Strandes auf Meilen hinaus; diesen Felsenkrater hatte er niemals gesehen. Da *über* ihm freilich, das goldne Gestirn, das war *seine* Sonne, und unter ihm die veilchenblauen Wellen, das war *sein* Meer; aber es brauste gegen ungeschaute Ufer, umspülte ungeschaute Inselklippen. Und wo war seine Bucht, seine Hütte, sein Boot? das Boot, in welchem — — endlich, endlich dämmert es in seinem Hirn, tagt es immer heller und heller — das Boot, in welchem er zu Marias Füßen den Untergang erwartet hatte. Er war nicht untergegangen; er lebte, aber wo war Maria? wo ihr hohes Schloß, der Fürst, ihr Vater, ihr Bräutigam, das Hochzeitgeleit? In Trümmern gestürzt, versunken, verschwunden, mit allem Lebendigen, und *er*, Giuseppe, er allein auf Erden, der letzte Mensch!

„Der letzte Mensch!" Er ächzt und stöhnt, er windet sich am Boden und rauft sein Haar; „der letzte Mensch!"

Aber Giuseppe ist kein Träumer, kein Phantast von Natur, auch ein Unglücksrabe ist er nicht. Er ist ein kluger Kopf und gläubiger Christ, ein Sohn des Südens; versteht, was er mit Augen sieht, und was ihm gelehrt ward, weiß er anzuwenden.

Hoch oben der goldene Himmel, tief unten das blaue Meer und drüben Siziliens weißliche Küste: der Herr der Welt hat mitnichten ihren Untergang bereits befohlen; nur, den gottlosen Menschenkindern zur Zucht und Warnung, hat er dem bösen Feinde, den er in den feurigen Erdenbauch verbannt, gestattet, seinem Höllenreiche einmal zu entsteigen und dort, wo ihm die Erde am besten gefällt, so lange die hohen Engel ein Paternoster beten, nach Teufelsbelieben zu rumoren.

Und der grimme Feind, nicht faul und dumm, wählt sich einen Gottesgarten aus und zertrümmert im Zucken weniger Se-

kunden, was in ebensoviel Jahrtausenden der Herr hat bauen und zum Segen erwachsen lassen: Berge sind in Thäler gestürzt und Thäler zu Bergen gefüllt, Felsen gespaltet, Wälder entwurzelt, Quellen versiegt und geöffnet, Strömen ihr Bett verschüttet und ein neues gegraben, Inseln gebildet, der Küste ein neues Gesicht gegeben.

Aber: „Bis hierher und nicht weiter, Satanas!" spricht der Herr; und so spricht Giuseppe, des Herren demütiger Knecht: Ob sie durch Teufelskunst ein neues Gesicht erhalten, ob Schloß und Kloster und Hütte versunken sind, ein Gottesgarten und eine Menschenheimat bleibt meine Küste doch; und wenn ich armer Bursche gerettet worden bin und lebe, so werden auch noch andere, die mehr wert sind als ich, gerettet worden sein und leben.

Zu allererst Maria, die Reine, Fromme, die alle Tage ihre heilige Krippe gleich einem Altar geschmückt und noch im Versinken das gebenedeite Kind an ihr Herz gedrückt hat wie eine Mutter ihr Erstgebornes. Die hohe Himmelskönigin müßte wahrlich ja nicht einst die jungfräuliche Schmerzensmutter gewesen sein, wenn sie ihr irdisches Ebenbild nicht gerettet hätte. Maria lebt, sie lebt. Aber wo? Armer Giuseppe, wo? Wo sollte er sie suchen? Wohin hatte die Woge sie gespült, die ihn auf diese Klippe schleuderte? Wohin, ach wohin?

Wiederum warf er und wand sich am Boden. Und wiederum sprang er auf und stimmte in plötzlicher Hingebung aus voller Brust den Sang an, den er in Andacht und Liebe am Morgen gesungen, als sie hoch oben in ihrer Laube und er tief zu ihren Füßen in seinem Nachen lag.

„Ave Maria! Ave Maria!"

Horch, Horch! Was ist das? Ein Echo? Ein Seufzerhauch? Ein matter Laut aus einer Menschenbrust? Er spannt das Ohr nach der Richtung, aus welcher die Luft ihn getragen. Von drüben kam der Hauch, daher wo die Sonne im Reigen glüht, und eine Schlucht, die Küste spaltend, die steile Felsenplatte, auf der er steht, von einem Pinienwalde trennt, dessen entblößte Wurzeln den Rand des Abgrunds überhangen. Dorthin! Er erklimmt den Gipfel der Klippe, spähend nach einem Pfad, einer Menschenspur. Umsonst. Laut und immer lauter schreit er den geliebten Namen: „Maria! Maria!" Kein Gegenlaut! Hatten vorhin die Sinne ihn getäuscht?

Gottlob, hier zwischen Hemd und Wams, da ruhte ja sein Rosenkranz; er zog ihn hervor, fiel auf die Kniee, betete ein Paternoster und dann ein Angelus. Ja das paßte wie keines. Angelus Domini, nunciavit Mariae.

Und Gottes Engel trug, wie einst, frohe Botschaft von Herz zu Herz. Denn kaum war das letzte Maria verhallt, da durchschwebte wie ein Sterbeseufzer die Luft der Name: „Giuseppe!"

Maria! Er sah sie nicht, aber er hatte sie gehört. Sie lebte; verwundet vielleicht, verschüttet; aber sie lebte und er mußte sie entdecken.

Und wäre es nicht Marias Stimme gewesen, nur eine unbekannte Menschenstimme, Giuseppe, der einzig Gerettete in dieser ungeheuern Vernichtung, hätte mit Wollust das Leben daran gesetzt, einen Mitgeretteten aufzuspüren.

Nun aber war sie es, Maria, die Geliebte!

„Ich komme, Maria! Giuseppe kommt!" rief er mit dem Klange eines Begnadeten und stürmte voran.

Es war ein Wagen, wie der junge Barkenführer noch keines bestanden, der Kampf eines Bergmanns oder Alpenjägers gegen scharfzackige Klippen und bröckelndes Geröll. Aber Liebe und Verzweiflung schaffen Mut und südliche Glieder sind gelenk. Ohne Besinnen schwingt er sich, mit Händen und

Füßen in die Spalten gekrallt, klaftertief den steilen Klippenhang hinab; schweiß- und bluttriefend liegt er im Abgrund, ruft, auf daß die, welche er sucht, seine Spur nicht verliere, mit letzter Kraft den Namen Maria, und näher, weit näher als vorhin schlägt an sein Ohr die Antwort: „Giuseppe!"

Der Klang gibt ihm Kraft wie ein elektrischer Strom. Dort unten sprudelt, frisch aus dem Fels erschlossen, eine Quelle. Er kühlt in ihr seine Stirn, seinen lechzenden Gaumen, wäscht die blutenden Wunden. Erfrischt unternimmt er mit nicht geringerer Gefahr das Erklimmen der jenseitigen Höhe inmitten von wankenden Stämmen und rollenden Brocken. So oft er ein haltgebendes Gestein, eine vorragende Wurzel erfaßt, ruft er den geliebten Namen, aber nicht mehr die Antwort des seinen, nur der Widerhall „Maria" tönt zurück, gleich dem Hauch eines seligen Geistes.

Endlich, endlich, ist er oben am Waldesrand. Seine Kniee schlottern; doch das Auge blickt noch fest. Dort zwischen dunklem Piniengrün schimmert es wie ein Silberblick; mit erschöpfender Kraft windet er sich durch das Gestrüpp und sinkt zu Füßen der Geliebten nieder, die bleich, mit geschlossenen Augen an einem Stamme lehnt, an welchem das schleppende Brautgewand und die aufgelösten Flechten umschlingend sie gefesselt haben. Das heilige Kind ruht an ihrem Herzen festgenestelt durch die Perlenreihen, die von ihrem Halse niederhangen und durch die Fetzen des Schleiers.

Giuseppe hat die Geliebte gefunden; aber nicht eine Lebende. Er zieht aus der Tasche über seinen Schultern, in welcher er täglich sein einfaches Mahl in den Nachen getragen hat, ein Messer, befreit mit ihm die an den Baumstamm Gefesselte und legt sie sanft zu Boden. Er möchte ihr seinen Atem einhauchen, unten am Quell belebendes Wasser für sie schöpfen; möchte durch Liebesküsse sie erwecken — aber auch seine Kraft ist erlahmt. Leblos sinkt er neben der leblosen Geliebten nieder. — —

Barmherzige Brüder aus dem verschonten Grenzbezirk durchforschten die lange, mondhelle Februarnacht hindurch und manchen folgenden Tag die Stätte der Heimsuchung, nach denen, welche verschleudert, verschüttet, wund und todesmatt ihrer Hilfe bedurften. Tausendfältig waren die Opfer einer unbegreiflich jähen Vernichtung; tausendfältig aber auch das Wunder einer noch unbegreiflicheren Erhaltung.

Der Felsen, auf welchem gestern noch das Fürstenschloß geragt, sperrte, in Klippen zerborsten, den Strand und füllte die Bucht, zu der die Terrassen hinabgeführt; das Schloß mit seiner Kapelle und dem Grabe der unglücklichen Prinzipessa, mit dem Bräutigam und den Hunderten der Hochzeitsgäste samt Troß und Rossen, sie lagen tief unten im Meeresgrund. Kein Augenzeuge lebte, den grausigen Sturz von der Höhe zu schildern.

Kaum hundert Schritte abendwärts aber stand, hinter einem neugebildeten Felsenwall verborgen, nahe dem Strand eine arme Hütte, unversehrt, wenn auch menschenleer; und unfern derselben, ruhte inmitten einer Piniengruppe, Hand in Hand ein junges Menschenpaar, schön wie das erste im Garten Eden.

Das Weib, fast noch ein Kind, aber in bräutlichem Fürstenschmuck, erschien den frommen Brüdern wie das Vorbild oder Abbild der gnadenreichen Jungfrau, dem kunstvollen Palladium ihrer Klosterkirche; und wie jene Himmlische hielt die Erdenjungfrau das holde Jesuskind an ihre Brust gedrückt. Keiner der fremden Brüder ahnete, wer dieses wunderbare Wesen sei; aber aus einem Munde erschallte der staunende Ruf: „Maria!"

Und der wetterbraune Jüngling, der im groben Fischerkleid Hand in Hand an

der bräutlichen Jungfrau Seite ruhte, durften sie ihn nicht Sankt Joseph vergleichen, wennschon er ein paar Jahrzehnte weniger zählen mochte als auf den Bildnissen der Anbetung und Hochzeitsfeier dieser gläubig Getreue dargestellt wird? Von allen Wundern, auf welche die Brüder in dieser Vollmondsnacht geschaut, war die Rettung von Joseph und Maria durch das Jesuskind das erweckendste.

So webte sich bereits in der ersten Stunde eine liebliche Legende um das geheimnisvolle Paar, als es unter Gebet und sorglicher Hut aus seinem Todesschlummer erweckt ward zu neuem Leben und gesegnet zum Leben in liebendem Verein.

Und die Legende wuchs von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Aus Nähe und Ferne pilgerten gläubig Staunende zu Maria und Joseph in der Hütte, welche die Trümmer des Schloßfelsens verschonten und beteten vor dem wunderthätigen Gotteskinde in der Krippe, welche jeden Morgen in dieser Hütte von dankbaren Händen mit Grün und Blüten geschmückt wird.

Ob es Giuseppes ererbte Fischerhütte ist, oder eine neue, der alten nachgebildet? Wer weiß es und wer fragt danach? Hohe Paläste sinken und verschwinden ohne Spur. Niedere Hütten werden dauern so lange die Erde dauert.

Aus dem Jugendleben
der Königin Luise von Preußen.

Die Geschichte unserer Nation weiß von vielen edlen Frauen zu erzählen, aber nur selten, vielleicht nie mehr ist die Summe jener kostbaren Eigenschaften, welche das deutsche Weib zieren und schmücken vor ihren Schwestern, in so reichem Maße zum Ausdruck gekommen als in Luise, der Königin von Preußen. Einzig und unbegrenzt ist die Liebe und Verehrung, die unser Volk dieser Frau zollt, die mitgeschaffen hat an der Größe Deutschlands, die dem neuerstandenen Reich den Heldenkaiser Wilhelm schenkte, in dem die Treue und der Mut und das edle Gottvertrauen seiner erhabenen Mutter fortleben, unwandelbar. Eine der poetischsten und rührendsten Erscheinungen steht Luise von Preußen in der Erinnerung jedes Deutschen, und jeder Beitrag, der zur Vervollständigung ihrer fesselnden Lebensgeschichte dienen kann, darf im vorhinein des Interesses sicher sein. So ist es uns denn eine besondere und herzinnige Freude, gleich beim ersten Schritt in die Oeffentlichkeit das Vaterland mit einer poetischen Gabe bekannt zu machen, die der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz bei der Konfirmation seiner beiden Töchter Luise und Friederike vortrug, von denen Goethe im Jahr 1793 meinte, es seien „himmlische Erscheinungen mitten im Kriegsgewühl“. Wir verdanken diesen wertvollen Beitrag unserem verehrten Mitarbeiter Dr. Robert Boxberger, der uns mitteilt, daß er das Gedicht von der Enkelin des Verfassers desselben, des Hofpredigers Wagner in Hildburghausen, erhielt. Nach Boxbergers Annahme fand die weder von Adami noch Engel in ihren Biographien Luisens erwähnte Konfirmation wahrscheinlich im Herbst oder Winter 1792 zu Hildburghausen statt.

Um sicher zu sein, daß die Veröffentlichung des Gedichtes in keiner Weise den Gefühlen S. Majestät des Kaisers zu nahe treten würde, wandte sich Dr. Boxberger mit einer Anfrage an das Geh. Zivil-Kabinet S. Majestät und erhielt darauf den gewünschten Bescheid mit dem Bemerken, daß S. Majestät das Original an sich behalten wolle. —

Die Vorlagen zu den hier beigegebenen Illustrationen verdanken wir der Direktion des Hohenzollern-Museums; eine derselben zeigt uns die mecklenburgischen Prinzessinnen nach einer Oelskizze von Weytsch, die bis jetzt kaum veröffentlicht sein dürfte.

Väterlicher Zuruf an die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz bei ihrer Confirmation.

Er ist gelobt, bestätigt ist der Bund,
Der, Kinder, Euch dem Ewigen verpflichtet.
Ein Engel that's dem Himmel kund
Und schrieb mit Flammenschrift den Bund
In's Buch der Gottheit, die, wenn sie der Tod vernichtet,
Den König, wie den Bettler richtet.

Seht, welche Schaar mit Euch zur Bundesstätte kam!
Von jenem Engel einst gerufen,
Tritt sie mit Euch als Zeuge vor die Stufen
Des Richterstuhls — und ich — auch ich vernahm,
Was Ihr gelobt. O, daß ich Worte fände,
Zu schildern Euch, was ich empfand,
Als Ihr, den Blick zu Gott gewandt,
Den Eid der Treue schwurt! — Ich faltete die Hände
So heiß an meiner Brust, versank
In seliges Entzücken, blickte Dank,
Sprachlosen Dank zu Gott, der Euch zum Engelleben
Erkohr und heiligte; da hört' ich Euern Schwur,
Und ach! ein heil'ger Schauer fuhr
Mir durch die Seele; frommes Beben
Ergriff den Betenden; und mein Gebet war nur
Ein stiller Seufzer, eine heiße Thräne.

O Kinder, welche feierliche Scene
War Eure Huldigung! Von Gott und Eurer Pflicht
Gab die Religion Euch frühen Unterricht;
Nun stand sie da in ihrer Engelschöne
Und zeigte lächelnd Euch die Herrlichkeit des Lohns,
Der Gottes Fromme lohnt, am Fuß des Throns
Im offnen Himmel. Welche Krone,
Um die für Euch, mit blutbespritzter Hand,
Der Gottmensch rang, als er tief unterm Throne
Die Macht des Todes überwand!

Ach Kinder, Kinder, die Ihr mir so theuer,
So unaussprechlich theuer seyd,
Vergeßt mir nie des Blicks in die Unendlichkeit,
Der Würde nie, wozu bey dieser Feier
Des Geistes Salbung Euch geweiht;
Nie Euers Schwurs, nie meiner Thräne
Und nie der letzten Erdenscene,
Da Gott als Richter über Wettern thront,
Und selbst Gedanken straft, Gedanken lohnt,
Daß er auch Euch, auch Euch vor seiner Heerschaar kröne!

Und nun, Geweihte, führt Euch meine Hand
Von diesem festlichen Altare,
Aus dem Gefild der schönsten Lebensjahre
In ein unsicher fremdes Land,
Wo Ihr durch Täuschungen zur Wahrheit dringen,
Euch von des Staubes Banden ringen
Und für den Himmel bilden sollt;
Wo sich der Horizont von Schritt zu Schritt erweitert,
Die Aussicht stufenweis sich heitert
Und eilender des Lebens Sonne rollt;
In ein Gebiet, wo mehr, als sie vermag zu halten,
Die Sinnlichkeit den Kommenden verspricht,
Sobald in ihrem Zauberlicht
Die Blüthen des Gefühls sich leis entfalten
Und jeder Trieb aus seiner Knospe bricht;
Wo die Verführung, reitzend zum Entzücken,
Ein Engel oft im Lichtgewand,
Den Pilgern ihre Lilienhand
So lockend beut; so zauberisch mit Blicken,
Die sie im Angesicht der Unschuld fand,
In Labyrinthe winkt, wo eine Brut von Schlangen
Sich unter Rosen birgt; wo Blüthen, die sie wand,
Süßduftend über offnen Grüften hangen,
Und an des Abgrunds jähem Rand
Einladend goldne Trauben prangen;



In eine Welt, wo sich die bied're Treu'
Und stille Redlichkeit oft nur im armen Thale
Erfragen läßt, und ach! die Schmeichelei,
Die ihre süße Weihrauchschaale
Aus Eigennutz mit Taumelkörnern füllt,
Allgegenwärtig ist und sich vor jedem Strahle,
Wie die Verstellung, schlau verhüllt;
Wo Leidenschaften, die von Banden frei sich fühlen,
Frech die Natur entweih'n und mit dem Himmel spielen;
Der Neid zufriedene Seelen quält,
Die Bosheit ihr Verdienst nach Frevelthaten zählt,
Und, wenn wir uns in sichern Schatten kühlen,
Auf uns're Ruh, auf unser Glück
Des Schicksals rasche Pfeile zielen,
Das oft in einem Augenblick
Ein Lieblingsgut, das sorglich wir bewahren,
Aus unserm Arm, von unserm Schooß
Unwiderstehlich reißt; kurz, wo zum Prüfungsloos
Sich Streit und Sorge, Müh' und Kummer paaren.

In diese Heimath der Gefahren,
In das der Kindheit unbekannte Land

Der Trübsal und Mühseligkeiten
Muß ich nun, Kinder, Euch, muß Euch die treue Hand
Des zärtlichsten der Väter leiten.
Doch gehet frohen Muths, weil Engel Euch begleiten
Und Gott vom Himmel auf Euch blickt.
Auch ist mit Blumen oft der neue Pfad geschmückt,
Den Ihr betretet; viel der Seligkeiten,
Die liebreich Tugend und Natur bereiten,
Erwarten Euch. — Nur laßt die Unschuld nie
Von Eurer Hand; scheut keine Lebensmüh'
Und keinen Kampf in der Versuchungsstunde
Verschließet jeden leicht getäuschten Sinn
Den Lockungen der falschen Zauberin,
Und fliehet alle, die mit ihr im Bunde,



Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz. Nach einem Stich von Schiavonetta.

Die Unerfahrenheit zu trügen, stehn!
Eilt muthig zu der Wahrheit lichten Höhn
Und ruhet nie zu lang in einer Schattenkühle,
Und blicket oft nach dem erhab'nen Ziele,
Wo Kronen schimmern, Palmen weh'n!
Das Glück, das hier Euch sproßt, des Lebens reine Freuden,
Genießt als süßes Labsal nur,
Als Stärkung — oft zu neuen Leiden;
Und zaget nie, wenn Schicksal und Natur
Des Kummers bange Dunkelheiten
Ganz sternenleer um Euch verbreiten;
Denn nicht für Menschen, für die Engel nur
Gehört ein Leben ohne Leiden.
Bald wird die öde Nacht zu Licht,
Das Licht zu reinem Wonneschimmer:
Drum duldet glaubensvoll und sammelt immer
Für Euer Herz. — Folgt jedem Wink der Pflicht
Und denkt mit Lieb' und stiller Zuversicht

Stets an den großen Unsichtbaren!
Send Engel denen in Gefahren,
Die nah und fern mit Euch den Pfad des Lebens gehn;
Eilt liebreich jedem bangen Fleh'n
Mit Hülf' und süßem Trost entgegen;
Erheitert jede Stirn, die stiller Kummer trübt,
Und theilet gern mit Dürftigen den Segen.
Den Gott, der sie, wie Euch, als Vater liebt,
Euch hier zur Prüfung nur, nicht zur Vergeltung giebt.

So, Kinder, so verdient schon in der Lebensblüthe
Bescheiden, ohne Stolz, den Vorzug der Natur;
Denn leer ist Hoheit ohne Herzensgüte
Und fromme Tugend adelt nur.



Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz, die Büste ihres Vaters bekränzend.
Nach einer Oelskizze von Weytsch.

So sammelt einen reichen Schatz von Thaten,
Der Euer bleibt, wenn Lust und Herrlichkeit,
Die in dem Larvenspiel der Zeit
So selten ihren armen Werth verrathen,
Entzaubert flieh'n; der in mein Abendroth
Einst lieblich glänzt; und, wenn der Engel Tod
Die Lebensscene rings um mich zertrümmert,
Noch in das Dunkel meines Grabes schimmert!
Wie ruhig, Liebe, werd' ich dann von Euch
Hinüber geh'n! wie froh nach meinem Abendsegen
Das Haupt zur langen Ruhe niederlegen!
Und folgt Ihr mir in jenes Wonnereich:
Dann, Kinder, eil' ich jeglicher von Euch
An Eurer frommen Mutter Hand entgegen,
Und führ' die Kommende durch Engelreih'n,
Die jubelvoll ihr Palmenzweige streu'n,
Im festlichen Triumph zum Throne!
Hier ist sie, ruf ich dann, Vergelter lohne!
Hier ist die fromme Seele; sie ist dein!
Sie war dem Bunde treu, ist würdig nun der Krone!



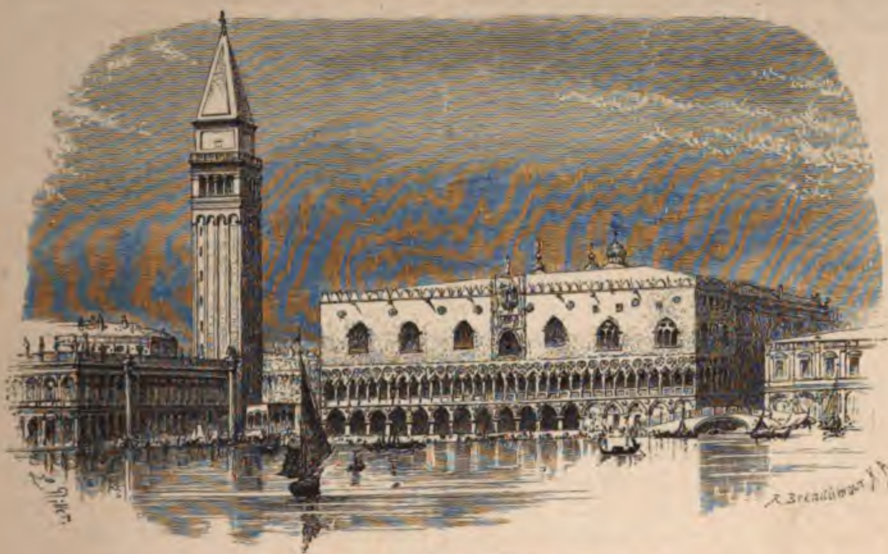
Eine Gondelfahrt durch Venedig.

Von

Gottfried Kinkel.

Durch die schwüle Ebene der Lombardei, die den Reisenden im Sommer dicht mit gelbem Staub bedeckt, führt uns der Schnellzug von Mailand nach Osten. Anfangs umgibt uns stets die weite fruchtbare Fläche, und durch die Akazienbüsche, welche die Bahn einfassen, öffnet sich nur zuweilen ein prächtiger Ausblick auf blanke Städtchen, reiche Klöster, palastähnliche Landhäuser. Bei Brescia aber treten die malerischen Ausläufer der Alpen an die Bahn heran. Eine kurze halbe Stunde flößt der blaue Spiegel des Gardasees durchs Auge eine herrliche Kühle in die Glieder. Dann thut sich links das Panorama des mächtigen Verona mit seinen gewaltigen Festungswerken auf, und dem Meer uns nähernd sehen wir rechts auf der Ebene die Kirchtürme von Städtchen und Dörfern, die an schlanker Höhe mit einander wetteifern, um auf der toten Fläche nur irgend sichtbar zu werden. Einmal nur zieht hier eine reizende Hügelgruppe ihre feingeschwungene Linie am Horizont hin: es sind die euganeeischen Berge bei Padua, wo die Studenten der uralten Universität seit Jahrhunderten ihre Sommerfrische gehalten haben. Jetzt ist Mestre erreicht, die Lagune schimmert herauf. Der Bahnzug macht einen längern Aufenthalt — und nun fliegen wir über die meilenlange Prachtbrücke von mehr als zweihundert Bogen der großen Meeresstadt zu. Kleine Inseln tauchen empor, die neuen Festungswerke der Landseite tragend; wir lehnen uns rechts aus dem Fenster, und wie eine Fata Morgana schwebt das herrliche Bild Venedigs dicht über der glänzenden Flut. Schneller als wir es wünschen, sind wir im Bahnhof — und da liegt sie nun vor uns, die Stadt ohne Staub, ohne Wagengerassel, wo statt der Droschke und des Omnibus der stille Wasserweg genügt. Wir besteigen eine Gondel und ruhen auf den weichen Kissen.

Das schwarze Schiffchen ist so leicht gebaut, daß auf der Fahrt das Vorderteil ganz aus der Flut sich hebt, so daß man zwischen Kiel und Wasser durchblicken kann. Vorn krümmt es sich in einen Schnabel empor, der eine blanke Hellebarte trägt. Das ist der höchste Punkt der Gondel; wo die Hellebarte unter dem Brückenbogen durchkann, da schlüpft das ganze Fahrzeug durch. Wir lassen die sargähnliche schwarze Decke abheben, um uns frei umzuschauen. Begleitet uns eine Dame, so nehmen wir zwei Gondoliere, denn Frauen empfinden anfangs den Stoß unangenehm, wenn die Kraft nur eines Mannesarmes das Schiffchen antreibt; wenn aber zwei Männer, einer vorn, einer hinten aufrecht stehend, gleichmäßig einschlagen, so schweben wir rasch und so sanft hin, daß die Welle unter uns nicht plätschert, sondern nur noch flüstert. Die Gondoliere, ihrer Stadt und all' ihrer Wunder wohl kundig, nennen uns jeden Palast, jeden Prachtbau am großen Kanal. Und hier tritt uns sogleich der Charakter der einzigen Stadt entgegen. Sie bildet ein höchst unregelmäßiges gestrecktes Viereck, das thatsächlich aus 118 Inseln besteht, alle durch einen großen



Die Bibliothek, Piazetta, der Markusturm und der Dogenpalast.

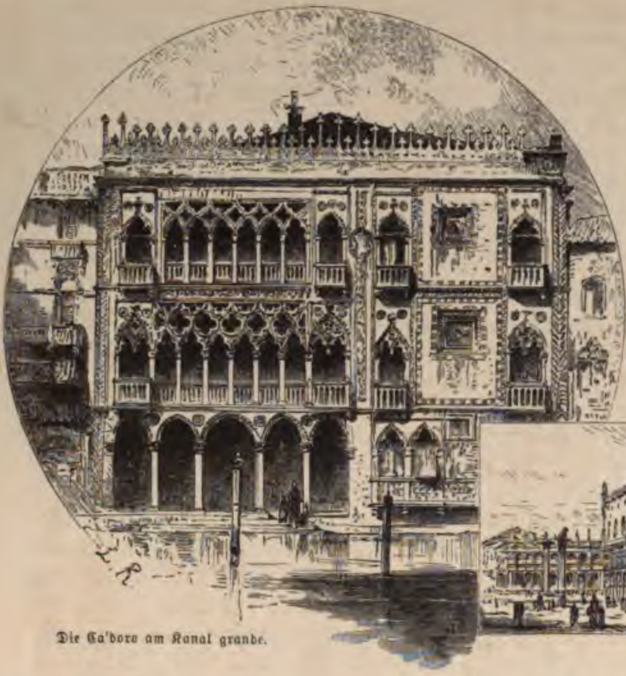
und Massen kleiner Kanäle von Salzwasser getrennt. Schmale Quais, nur zu Fuß gangbar, ziehen sich, durch hochgewölbte Brücken verbunden, an diesen Wasserstraßen hin; hie und da, vor einer Kirche, liegt ein kleiner Platz. Kein Kanal läuft gerade; an den scharfen Windungen ruft der Gondolier laut, um den Entgegenkommenden vor Zusammenstoß zu warnen. So eng sind die meisten, daß an manchen Orten unsre Gondel kaum an dem breiten schwerbeladenen Marktschiff vorbei kann. Venedig ist durchaus eine künstliche Schöpfung, Häuser und Paläste sind wie in Amsterdam auf Roste von Pfählen gesetzt, die das Wasser verbirgt. Diese Pfähle müssen durch den Schlamm und Schlick, der die Oberfläche bildet, hindurchgetrieben werden, damit sie unten erst auf dem naturwüchsigen Untergrund ihre Festigkeit erhalten. Dazu war der Platz, als das moderne Venedig zur Zeit seiner Blüte sich aufbaute, eng, und jede Baustelle sehr wertvoll. Daher lohnte es sich niemals, niedrige Häuser zu bauen, alles steigt palastähnlich mit schmalen Fronten und mehreren Wohnböden empor. Es giebt eine Menge Stellen auf den Kanälen, auf welche nie ein direkter Sonnenstrahl herabfällt; die Bewohner der untern Stockwerke erblicken dort im eignen Hause nur das dämmernde Licht des Tages, das Tagesgestirn aber niemals. In dieser Tiefe zwischen hohen Mauern ist auch

im Sommer der Schatten stets feucht und kühl. Der Hauch des Meeres aber und der Nordostwind, der Greco, der über Istriens Berge von den österreichischen Alpen daherstreicht, reinigt die Luft von allen sich ansammelnden Dünsten. Freilich, wie ein Apfel unter Blättern keine roten Bäckchen bekommt, aber doch schön und voll heranreifen mag, so erzeugt jener Schatten den farblosen Teint der Venezianerinnen, der als Morbidezza berühmt ist, aber Krankheit ist diese Blässe nicht. Mitten durch das Gewirr von Wasser und Bauwerk zieht sich nun vom Bahnhof quer durch die ganze Stadt der Canale grande (S. 16), schlangenförmig wie ein umgekehrtes lateinisches S gewunden, und führt im Mittelpunkte der Stadt unter einer einzigen hochansteigenden Steinbrücke her, der Brücke des Rialto (S. 19). Wir rudern diesen Kanal hinab, und wo er ausmündet, da erwarten wir das offene Meer. Allein in der äußeren Lagune liegen vor uns nach Osten wieder mehrere größere Inseln, wo Kirchen stehen und Klöster, wo in engen Wohnungen die fleißige Armut Venedigs sich zusammendrängt — aber auch hinter diesen kommt die offene See noch nicht, sondern wie ein flacher Streifen das Becken der Lagune säumend, zieht sich in der Entfernung einer Stunde der Lido hin, ein meist zehn Minuten breiter Sandstrich, gleich den Nehrungen unserer Ostsee seit der Urzeit aus dem Schlamme der Küstenflüsse aufgehäuft. Drei Durchgänge öffnen sich durch diesen Naturwall ins Meer. Der Lido, durch mächtige Steindämme künstlich befestigt, bricht alle Sturmfluten; wenn draußen die See noch so wild brandet, die Lagune zwischen Lido und Stadt wird kaum gekräuselt, und eine Dame tritt auch am Werft der Piazzetta aus ihrer Gondel, ohne daß eine aufspritzende Welle auch nur den Saum ihres Gewandes netzt. Auf dem Lido liegen auch die befestigten Werke nach der Seeseite, ähnlich wie sie gegen das Land hin auf kleine Laguneninseln verteilt sind. So macht das eigentliche Venedig, trotz seiner festen Lage, gar nicht den engen Eindruck einer befestigten Stadt, und dies ist der große und glückliche Unterschied von Genua, wo ganze große Stadtteile von dem frohen Blick aufs Meer ausgeschlossen sind durch hohe Molen und durch die Mauern der Ceinture, die der Stadt wie ein strammer Gürtel anliegt. Im Sommer tragen kleine Dampfboote, zumal abends, große Gesellschaften auf den Lido; man wandelt quer über ihn zwischen Gemüsegärten und Kaffeehäusern drüben an den Meeresstrand, um sich ins Seebad zu stürzen. Und dort endlich empfängt uns die wirkliche offene Adria. Ihre starken salzigen Wogen rollen schwer an dem flachen Sande hinauf, aber so ruhig und sanft, daß auch schwache Konstitutionen hier das Seebad wagen können. Diese mannigfaltige Teilung des Bodens in Land und Wasser ist bezaubernd, um so mehr, da Ebbe und Flut den Anblick der Lagune nochmals verändern, obwohl der größte Unterschied zwischen beiden nur vier Fuß beträgt. Bei der Ebbe treten große Schlammbänke hervor, mit giftig grünen Seepflanzen bestanden, bei der Flut ist es ein Spiegel von klarem blauem Seewasser. Groß und schön ist dieser reiche Wechsel von Land und Meer vom Markusturm hinab, wenn abends die westlichen Stirnen der Bauwerke erst in Gold flammen, dann in Carmoisin verglühen, bis zuletzt nur uns auf der Spitze des Turmes noch die Sonne in einen Goldfunken versetzt. Dann, zumal wenn der Greco die Luft geklärt hat, erblicken wir über dem Lido hinweg noch die Schäume der Adria und die Küstengebirge bei Triest. Landwärts aber steigen die zarten blauen Streifen der Euganeen und der Schneewall der Alpen des Friaul aus der grünen meeresgleichen Ebene empor.

Diese Insellage Venedigs hat den Charakter der Bevölkerung bestimmt. Die Lagune zwischen der Stadt und dem Festland ist ja noch keine Stunde breit, aber sie isoliert die untern Stände vollständig. Der Franzose Paul de Musset erzählt in seiner malerischen Reise durch Italien, daß er einen bejahrten Mann traf, der nie außerhalb Venedigs gewesen war, nur Padua hatte er einmal am Jahresfest des heil. Antonius besucht, jenem Tage, wo Venedig aufs Festland ausströmt, und selbst der Markusplatz leer zu sein pflegt. Als Musset sich darüber erstaunte, sagte der Mann ihm, wohl die Hälfte aller Venetianer seien niemals weiter hinausgekommen. Welche Beschränktheit! Welch trauriges Leben, zumal für die Kinder! In ganzen Stadtteilen wachsen sie auf, ohne einen Schmetterling, ohne ein grünes Blatt am Baum zu sehen, einen Maikäfer haben sie nie am Faden fliegen lassen; ein Roß ist eine Seltenheit wie bei uns ein Kameel. Es fehlt alles, alles was den Reiz eines Kinder-

lebens ausmacht und dem kindlichen Geist Schwung gibt: jede fröhliche Wanderung durch Berg und Thal, der Frühlingswald mit Vogelgesang, mit rauschenden Bächen und Blumenduft. Nicht einmal auf die Straße dürfen die kleinen Kinder hinaus, die Gefahr ist zu groß, daß sie in das tiefe tückische Wasser des Kanals fallen, das überall ohne Geländer bei den Quais liegt, wo wegen des Morastes in der Tiefe an Rettung kaum zu denken. Die Knaben helfen sich schon. Wir besuchten das Arsenal, um die aus Attika dorthin gestellten Marmorlöwen zu sehen. Alsbald umschwärmte uns eine bettelnde Schar von Buben; auf dem Lande trieb die Polizei sie uns ab, aber aufs Wasser konnte sie ihnen nicht folgen. Als wir unsere Gondel wieder bestiegen hatten, zog einer der Reisegefährten, wohl zufällig, die Börse hervor, und schneller als man's erzählen kann, hatten ein Dutzend die Kleider abgeworfen und schwammen ums Schiffchen, um ein paar kupferne Centesimi zu erhaschen. Die Mädchen können das freilich nicht, man hält sie fast immer zu Haus, und kleine Mädchen wird man nicht leicht auf Straße oder Platz spielen sehen. Als einst Venedig ein Drittel des alten römischen Reiches beherrschte, als die Männer als Matrosen auf der Kriegsflotte und den tausenden von Handelsschiffen den Orient durchschwärmten oder als Garnisonen im Dienst der Republik auf dem italienischen Festland standen, als über all' die Felseninseln Dalmatiens die Villen des venetianischen Adels sich ausbreiteten, wo man eine lange Sommerfrische genoß — da konnte die Rasse stark und schön bleiben. Heute hat man, die Gondoliere abgerechnet, kein schönes Volk mehr in Venedig; die schönsten Frauen selbst in den höheren Ständen sollen von der italienischen Terra firma stammen. Es fehlt die Kraft, welche dem Menschen von der mütterlichen Erde kommt; Venedig erzeugt, außer etwas Gemüse auf dem fernen Lido, nichts von menschlicher Nahrung, es muß alles vom Festland gebracht werden. Das Festland ist reich; die Erberia, der Gemüse- und Obstmarkt am Rialto, ist sehr eines Besuches wert; große Frachtschiffe, hoch über den Bord mit herrlichen Melonen beladen, füllen im Spätsommer die Kanäle. Aber doch würde die Not des Lebens hier dem Armen unerträglich sein, gäbe nicht das Meer seine Fülle her. Der Fischmarkt Venedigs (S. 19), die Pescheria, ebenfalls am Rialto, ist merkwürdig wie der Strand von Santa Lucia in Neapel oder die Düne von Scheveningen. Dort liegt in hohen Haufen alles, was der Italiener so bezeichnend die „Früchte des Meeres" nennt: der schlanke Stör, die große platte Scholle, die schönrote Triglie, der ungeheure dunkelgrüne Thunfisch, den kaum ein Mann bewältigt, wenn er im Netze sich windet — sein Fleisch fett und nahrhaft wie Rindfleisch — und so herab bis zu den Krabben und kleinen Seespinnen, welche die Buben noch lebend verschlingen. Was wird überhaupt in Venedig nicht alles gegessen! Selbst der abscheuliche Seeteufel, der wie eine Scholle platt ist, daran vier Beinchen und ein magerer Schwanz, darüber aber das Gesicht eines verhuzelten Männchens — selbst diese Karikatur der Tiefe, welche der englische Fischer aus den Netzen an den Strand wirft, daß sie verfaule, habe ich in Venedig auf dem Fischmarkt feil bieten sehen, und so muß ich glauben, daß sie wirklich auch gegessen wird. Aber was hilft selbst ein voller Markt, wenn man kein Geld zu kaufen hat! Soll doch in Venedig der fünfte Mensch von öffentlicher Unterstützung leben! Ein Stück gebratener Kürbis, goldgelb aber gar nicht appetitlich, macht eine Mahlzeit; ein Brötchen mit einer handvoll grüner Feigen ist ein Göttermahl. Das allerbitterste aber ist der Mangel an Trinkwasser. In der alten reichen Zeit hinderte politische Furcht die Anlage eines Aquädukts von dem Festlande; man wollte sich für den Fall einer Belagerung nicht von einer Quelle abhängig machen, die man vielleicht nicht behaupten konnte. So legte man die in ihrer Art einzigen Cisternen an, welche das Regenwasser von den Dächern der Kirchen und Paläste sammeln und tief im Erdschoß klären und kühl erhalten. Diese öffentlichen Brunnen sind meist verschlossen; einmal am Tage zu bestimmter Stunde öffnet man sie, die Nachbarn strömen hinzu und füllen ihre kupfernen Gelten. Eine ganze Menschenklasse, darunter Mädchen aus dem Friaul mit kleinen schwarzen Filzhütchen, leben davon, daß sie das Wasser dann holen und in die Nachbarhäuser herumtragen. Wenn man am Sommerabend auf der Terrasse des Cafés am königlichen Garten sitzt, so reckt sich wohl ein Gondolier an der Brüstungsmauer herauf und bittet besonders den Fremden um einen Trunk

Wasser aus dem Glas, das in Italien mit jeder Tasse Kaffee oder Schokolade gereicht wird. Einmal sah ich einen dieser kraftvollen Männer auf die Terrasse stürzen und hastig ein halbvolles Glas austrinken, das ein Gast hatte stehen lassen: ich hörte den Kellner ihn heftig auszanken, denn selbst dies Wasser hat noch Wert, sie brauchen es zum Abspülen. In diesen schweren Entbehrungen lebt die Masse des Volks dahin, doch nicht traurig, sondern meist in südlicher Sorglosigkeit und durchweg — der Karneval beweist es — mit höflicher und freundlicher Sitte. Ich kenne keinen Ort, wo die Armut weniger Bitterkeit gegen den reichen Fremden zeigt, als in Venedig. Die Lagune wird von Jahr zu Jahr flacher durch den angeschwemmten Schlick, die Eingänge im Lido wollen versanden, und langsam gleitet Venedig dem Zustand der Mumie entgegen, wie heut seine Vorgängerin daliegt, die ruhm-



Die Ca'doro am Kanal grande.



Dogen-Palast.



Der Kanal grande mit S. Maria della Salute.



San Marco.

reiche einst so prachtvolle Ravenna, seit das Meer sich eine deutsche Meile weit von ihrem Hafen zurückzog. Den großen Handel mit der Levante hat das thätige Triest an sich gerissen, dem die Eisenbahn das große deutsche Hinterland öffnet. Mit der Seeherrschaft ist auch die Regsamkeit aus Venedig ausgezogen. Für Fabriken fehlt der Bauplatz und der zuverlässige feste Boden; nur das venetianische Glas bewahrt noch den alten Ruf, das Kleingewerbe arbeitet mit Stickereien in Muscheln und Perlen, in Goldschmiedewaren und Nippsachen meist wohl nur für die Fremden, welche ein kleines Andenken aus Venedig mitnehmen möchten. Die Paläste am großen Kanal verfallen unbewohnt oder verwandeln sich in Pensionen. Lautlos leben die Geschlechter der Menschen dahin, lautlos gehen sie ins Grab. Gleich jenem Toteneiland der griechischen Sage liegt in die Lagune hinaus eine kleine Insel; dorthin fährt die Gondel, schwarz wie Charons Kahn, den Sarg auf den allgemeinen Friedhof. Für die Toten hat aber Venedig noch weniger Raum als für die Lebenden; nach wenig Jahren wirft man die Leichen heraus, die der Protestanten, sagt man, am ersten, dem Gläubigen gönnt man von der ewigen Ruhe, die man uns am Grabe verspricht, eine etwas längere Frist — zuletzt aber wird aller Menschen Gebein den Fischen zum Spiel in die See geschüttet. Dem Venetianer ist das Meer in Wahrheit Wiege zugleich und Grab. Es bleibt, wie schon vor fünfzig Jahren der Dichter Platen es im Sonett beschrieb:

> Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
> In diesen Lüften, die sich leise regen,
> Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
> Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen
>
> Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen,
> Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
> Oed ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
> Sich an die schöne Riva der Sklavonen.

Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

Um sich die Enge des großen Meeresgefängnisses, Venedig genannt, aufzuerlegen und zu ertragen, dazu gehörte wohl zu allen Zeiten ein Volk, das Freiheit und Unabhängigkeit höher liebte als alle Reize des Lebens. Flüchtlinge aus Aquileja und Padua (so erzählt die Sage) haben auf niedrigen, nur von Fischern bewohnten Dünen den Schutz des Meeres gesucht, als Attila um das Jahr 450 nach Christus Italien verwüstete, und der starke Unabhängigkeitssinn hat hier in einem Staat fortgedauert, der bis 1797, also fast vierzehnhundert Jahre, stets als Republik fortbestand, ohne daß je ihn der Fuß eines siegreichen Feindes betrat. Die Republik ist die konservativste Staatsform; so lang hat in Europa kein monarchischer Staat geblüht. Ja noch 1849 hielt Venedig unter seinem Diktator Manin, dessen Asche es jetzt aus dem englischen Asyl heimgeführt und in der Markuskirche beigesetzt hat, von allen italienischen Städten am längsten gegen Oesterreich aus, auf der Seeseite durch die piemontesische Flotte gedeckt, bis Not und Cholera die Kapitulation erzwangen. Und selbst der große Napoleon wäre mit der Königin des Meeres so leicht nicht fertig geworden, wenn die Republik geblieben wäre, was eine Republik sein soll: die Garantie für Glück und Wohlbefinden der möglichst großen Zahl ihrer Bürger. Eine thätige, in Behauptung ihrer Macht grausame Aristokratie schloß das Volk vom Leben des Staates aus. Ueberall in Italien, Deutschland, der Schweiz haben sich im Mittelalter die Zünfte gegen die einheimischen Adelsgeschlechter erhoben und die Städte in demokratische Gemeinwesen verwandelt; die Kunst- und Handelsblüte unserer Reichsstädte, wie Köln, Nürnberg, Augsburg, entsprang dieser Bürgerfreiheit der Kommune. In Venedig geschah das nicht. Mit der Macht, welche alle Stellen der Verwaltung besetzte, vereinigte der Adel in seinen Händen auch den Großhandel, der Bürger lebte behaglich unter ihm, er konnte wohlhabend, aber nie reich und mächtig werden. Othello als Gouverneur von Cypern ist schon deshalb ein Märchen, weil Othello kein Nobile war. Der schreckliche Rat der Zehn überwachte jeden Versuch, diese Verfassung zu ändern; mitten in der glänzendsten der Republiken erstickte doch die Freiheit der Massen in den Fieberschauern, die den Gefangenen faßten, wenn man ihn im Herbst, wo die Nächte kalt werden, aus der hirnverzehrenden Glut der Bleidächer im Dogenpalast über die Seufzerbrücke in den Winterfrost der Pozzi hinabschleppte, die noch unter dem Meeresspiegel liegen.

Aber Eins hat jene Aristokratie begriffen, nämlich wie viel für Erhöhung des Nationalstolzes und zum Schwung des Patriotismus die Kunst vermag. Indem sie, wie nie eine andere Regierung, durch lange Jahrhunderte die Kunst in allen ihren Formen pflegte, hat sie Venedig unsterblich gemacht. Noch vor dem Ablauf des ersten christlichen Jahrtausends beginnen die großen Staatsbauten mit der Markuskirche, welche mit der Sophia von Konstantinopel wetteifernd die Pracht aller Marmorbrüche des Orients an Wand und Fußboden mit den alle Bogen und die fünf Kuppeln bedeckenden Goldgründen ihrer Mosaiken vereinigt. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters folgte der Bau des gewaltigen Dogenpalastes, der mit gotischer Festigkeit und maurischer Eleganz zwischen Morgen- und Abendland wie in der Mitte steht. Die geistlichen Orden folgten nach, zumal die beiden Bettelorden, deren Fürbitte für die Abgeschiedenen besonders wert gehalten wurde; in den mächtigen Hallen ihrer spitzbogigen Kirchenschiffe, in S. Giovanni e Paolo, in der Maria gloriosa dei Frari, errichteten die Dogen, nach Unsterblichkeit noch im Tode durstig, wie sie es lebend in der Türkenschlacht gewesen, ihre Monumente in Gestalt von Marmortürmen bis ans hohe Gewölb ragend, mit reichster Skulptur an Figuren und Ornament geschmückt. Die Staatsbauten dauern fort bis in die Renaissancezeit; Jacopo Sansovino führt von Florenz einen strengen Stil ein, aber auch er mildert ihn mit venetianischer Anmut. Wie herrlich dort bei der Piazzetta der Gegensatz der Bibliothek und der Münze, beide von demselben großen Architekten und Dekorateur entworfen! Eine Bibliothek enthält geistige Schätze, die der Gebrauch nicht verzehrt; tausend Leser schöpfen aus einem Buch. Eine Bibliothek soll also einladen. Sansovino

opfert fast die Hälfte des Bauplatzes jener offenen Halle, die uns so heiter zuruft: Kommt alle herein! Dagegen die Zecca enthält den Staatsschatz, die Geldmacht, womit Venedig seine Feinde im Feld besiegt, den Nerv des Staates; da soll das Bauwerk abwehren; und wie eine Festung ragt die Stirn des Gebäudes dem Meere zu mit den kleinen Lünettenfenstern des Untergeschosses, mit den starken, nur von schwachen Lichtern durchbrochenen Pfeilern der obern Stockwerke, die ihre beste Beleuchtung nicht von außen, sondern aus dem abgeschlossenen innern Hofe erhalten. Und wie der Staat, so rechnete auch jede einzelne Adelsfamilie es sich zur Ehre, am Canale grande oder nach dem Meere zu sich einen eigenen Familienpalast zu erbauen; von dem marmorbunten Spitzbogenstil durch die reine Renaissance Sansovinos und das brillante Barocco Longhenas hindurch bis zu den ganz modernen Villen berühmter Sängerinnen zieht sich, Bau an Bau, an beiden Ufern des Kanals eine ganze Geschichte der modernen Architektur hin. Zuletzt ist auch das Bürgertum in den Bruderschaften nachgefolgt, die unter dem Patronat eines Heiligen doch eigentlich weltliche Geselligkeit pflegten



Fischmarkt an der Rialto-Brücke.

und jene prachtvollen Klubhäuser bauten, Scuole genannt, deren brillante Fassaden-Dekoration vielleicht das Eigentümlichste in echt venetianischer Baukunst uns zeigt. Wer hat nicht in der Scuola di San Rocco den großen Saal im Erdgeschoß, die leicht sich aufschwingende Treppe und den kapellenartigen Hauptsaal, das alles bedeckt von den riesigen Oelgemälden Tintorettos, angestaunt! Allein ich kann heute nicht weiter die Baukunst Venedigs schildern, und an der reizenden Bildnerei muß ich mit Schmerz vorübergehen, welche dort gegen die Reformationszeit hin in so einziger Ueppigkeit sich entfaltete: von dem aber, was vor allem den Ruhm Venedigs in der Kunst gegründet hat, von seiner Malerei, mag mir noch ein abschließendes Wort vergönnt sein.

Nicht alle künstlerische Kraft, die hier in Blüte schoß, ist in der Stadt selbst daheim; im Gegenteil, große Künstler sind wohl in Venedig selbst geboren, wie Sebastian del Piombo und der Färberssohn Tintoretto, aber die eigentlichen Bahnbrecher sind es nicht. Diese kommen von dem Festland Italiens, allerdings meist aus dem venetianischen Anteil. Diese Meister stiegen durch ihre Kunst oft zu fürstlichem Reichtum, zu einem Glanz, der mit dem der Nobili wetteiferte; aber ihre Herkunft war meist bürgerlich; kein Mann altvenetianischen Adels ist Maler gewesen, was in Mailand doch

stattfand. Eins jedoch verstand diese Aristokratie, welche regierte und den Staatsschatz verwaltete: sie wußte die großen Geister heranzuziehen und auch festzuhalten; sie förderte die Kunst, wie der Meister es verlangt, indem sie ihr Aufgaben stellte, der großen Talente würdig. Als Tizian sich einmal um eine Sinekure bewarb, brauchte er bloß anzudeuten, daß Papst, Kaiser, andre Fürsten ihn in Dienst zu nehmen wünschten — und sofort erhielt er die Anstellung.



Eingang zum Dogen-Palast.



Denkmal des Herzogs v. Urbino.

Gelegentlich wurden auch Ausländer beschäftigt, unsern Dürer wollte man ja fesseln, aber das waren doch Ausnahmen, denn der Bedeutung der eignen Schule war man in den vornehmen Kreisen Venedigs sich wohl bewußt.

Man kaufte sogar wenig fremde Bilder; in Venedig grüßt uns auf Schritt und Tritt immer nur die einheimische Kunst.

Wie anders war es in Genua, wo die geborenen Genueser eigentlich nie Anerkennung fanden: die zahlreichen Palastgalerien dort enthalten gut gewählte Stücke aus allen Schulen; Rubens und van Dyck machten in Genua Epoche, in Venedig ging ihr Aufenthalt spurlos vorüber. Die Bruderschaften und die geistlichen Orden sorgten allezeit für Erhaltung der heiligen Malerei, und der Adel bestellte für seine Kunstsammlungen sicher vieles weltliche, was seitdem ins Ausland gegangen ist. Aber auch hier ging wohl allen wieder der Staat voran. Schon der alte Dogenpalast war mit Bildern erfüllt; nach dem Brand, der so vieles zerstörte, wurden die Plafonds und Wände sämtlicher Gemächer mit neuen Oelbildern verkleidet, und in dem ungeheuren Ratssaale ließ man, nach festem Plan, das glorreiche Mittelalter Venedigs, nämlich die Aussöhnung von Kirche und Papst, und die Eroberung Konstantinopels in einundzwanzig riesenhaften Kompositionen abbilden. Bis auf die Stiftung der Galerien von Versailles hat kein Staat den Glanz seiner Vergangenheit so edel verwendet, wie Venedig hier in der Brust des niedrigsten Arsenalotten den Stolz auf das Vaterland zu wecken gewußt hat.

(Schluß folgt.)



Blick auf die Lagune.



Straße in Venedig.

Vor Schrecken starr!

Eine psychologische Studie

von

Carus Sterne.

Alles Erforschen, Erklären und Begreifen in der Welt läuft schließlich auf ein vergleichendes Einordnen der uns neuen Erscheinungen in die Reihe der alltäglichen, auf ein Zurückführen der fremdartigen Eindrücke und Gedanken auf allgemeinere Begriffe hinaus. Angenommen, ein Naturforscher gewahre einen ihm neuen Vorgang, dessen Zusammenhang mit den bekannten Naturgesetzen ihm nicht sogleich klar ist, so wird er in eine Art Spannung geraten, die erst nachlassen wird, wenn es ihm gelungen ist, wenigstens die nähere Ursache der betreffenden Erscheinung zu ergründen. Der wirkliche Forscher strebt dann immer noch tiefer einzudringen, aber auch er sucht in dem Einzelfall immer nur das Allgemeine, dasjenige, was der Dichter „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" genannt hat, mit einem Worte, das Naturgesetz. Dieses Naturgesetz kann und mag in den meisten Fällen ein an sich Unbegreifliches, d. h. vorläufig nicht weiter Zurückführbares sein; es genügt aber unserem Verstande, zu erkennen, daß wir es auch bei dem neuen Falle mit regelmäßigen, feststehenden, geordneten Verhältnissen zu thun haben, mit denen wir uns ein- für allemal auseinander gesetzt haben, nicht um eine Ausnahme oder ein Wunder, und wir sind jedesmal höchlichst befriedigt, wenn ein anscheinend sehr widerspenstiger Sonderfall schließlich überraschend der Regel sich fügt, und darnach begreifen, vielleicht gar berechnen läßt.

In erhöhtem Maßstabe werden wir diese Befriedigung empfinden, wenn es sich um jenes geheimnisvolle Gebiet handelt, welches unter dem Namen des tierischen Magnetismus seit hundert Jahren als Rumpelkammer für alle möglichen Unregelmäßigkeiten des Nervenlebens dient. Die dem Laien zwar sehr frappierend erscheinenden, aber dem auf diesem Gebiete Unterrichteten wenig Neues bietenden Schaustellungen des dänischen „Magnetiseur" Hansen haben in neuester Zeit wieder ein allgemeineres Interesse für diese Nervenzufälle wachgerufen. Während die Haupterscheinungen dieser als Hypnose bezeichneten Gruppe künstlich erzeugbarer Zustände schon vor vierzig Jahren von dem englischen Chirurgen Braid sehr gut erklärt worden sind, hat der berühmte Jenenser Physiologe William Preyer über die auch in diesen Experimenten eine Rolle spielende künstliche Starrsucht vor drei Jahren eine kleine Schrift (die Kataplexie und der tierische Hypnotismus, Jena 1878) veröffentlicht, die in dem obenerörterten Sinne eine ganze Reihe rätselhafter Lebenserscheinungen, die man bisher in die wunderlichen Rubriken der Zauberei, des magischen Blicks, des tierischen Magnetismus u. s. w. verwiesen hat, auf eine einzige, Jedem genau bekannte Thatsache zurückführt. Vergegenwärtigen wir uns demnach zunächst an einem drastischen Beispiele diese allgemein bekannte Erfahrung, aus welcher sich alle die verschiedenartigen Einzelfälle leicht begreifen lassen werden.

Ein überlustiger Gaisbub, meinetwegen aus dem heiteren Lande Appenzell, hat die „magnetische Atmosphäre" einer Spinnstube, in welcher Gespenstergeschichten erzählt wurden, gemißbraucht, um plötzlich im weißen Linnen als Geist aufzutauchen, und beschreibt den Eindruck seiner Gastrolle: „Die alte Liese, die grade von der Burgfrau erzählte, brach mitten im Worte ab, und starrte mich sprachlos an, das Gretel schrie laut auf und saß, die Hand fest am Rade, wie versteinert, dem

Peter, der sie gerade mit dem Spinnrocken necken gewollt, war der Schreck so in die Glieder gefahren, daß er nicht Arm noch Fuß rühren konnte, und die Spindel starr ausstreckte; keines behielt für drei Rappen Ueberlegung; keines rührte sich, mir das Linnen herunter zu reißen, sie waren, einer wie der andere: „vor Schrecken starr.“ Die griechischen Dichter haben diesen eigentümlichen Zustand der geistigen und körperlichen Lähmung durch Schreck in der poetischen, fast möchte man sagen „plastischen“ Mythe vom Medusenhaupt, dessen Anblick alles Leben in Stein verwandelte, geschildert, und dem schöneren und schreckhafteren Geschlechte ist dieser Zustand dermaßen geläufig, daß es ihn beständig in der Konversation „heuchelt“, und einmal über das anderemal, glücklicherweise das Gegenteil beweisend, ausruft: „Ich bin sprachlos! — ich bin ganz versteinert!“

In der Regel löst sich die Lähmung beim Menschen, auch wenn sie ungeheuchelt und aufrichtig vorhanden ist, sehr bald; doch bei sehr lebhaftem Schrecken, besonders auch bei plötzlichen Verwundungen (infolge des sogenannten Shock oder Wundschreck der Chirurgen) können die Glieder stundenlang den Dienst versagen, ja angesichts der schrecklichen Bilder, die sich mitunter auf Schlachtfeldern darbieten, möchte man glauben, daß die Schrecklähmung zuweilen unmittelbar in Leichenstarre übergehen kann. Worauf nun dieser Vorgang beruht, ist keineswegs sicher festgestellt; die wahrscheinlichste Erklärung wäre nach Preyer die, daß in den Zentralorganen, von denen aus die Bewegungen der Körperteile geleitet werden, sich sogenannte Hemmungsorgane befinden, welche unmittelbar von dem Eindrucke des Schreckens beherrscht, für kürzere oder längere Zeit die Thätigkeit der zentralen Bewegungsorgane durchkreuzen. Hinsichtlich der unwillkürlichen Bewegungen des Herzens, der Blutgefäße und anderer Organe weiß man aus zahlreichen Erfahrungen, daß wirklich derartige Hemmungs-Mittelpunkte für die Regulierung dieser Thätigkeiten vorhanden sind; es ist daher der obenangedeuteten Richtung des menschlichen Verstandes angemessen, auch die Schrecklähmung oder Kataplexie, wie sie Preyer nennt, so lange keine bessere Erklärung vorhanden ist, auf diese allgemeinere Erfahrung zurückzuführen.

Mag es sich nun damit verhalten, wie es will, jedenfalls gehört die Thatsache der Schrecklähmung dem allgemeinen Bewußtsein, und das Erstaunliche, „Sprachlosmachende“ und „Versteinernde“ ist vielmehr, daß man sie wie einen Vorzug des Menschengeschlechts aufgestellt zu haben scheint, den man den Tieren, die sich doch auch regen und bewegen, scheu und schreckhaft sind, durchaus nicht zugestehen möchte, gleichsam als ob zu dem „Steinwerden“ eine Ueberlegung gehörte, die man den Tieren nicht zuschreiben könnte.

So hat man die Thatsache, daß kleine Tiere, Vögel u. s. w., die sich plötzlich dem Rachen einer Schlange gegenübersehen, „wie gebannt“ sitzen bleiben, taumeln und vergebliche Versuche machen zu entfliehen, einer eigenen Zauberkraft der Schlangen oder einem ausgeströmten giftigen Hauche zugeschrieben, und es hat sich daraus die Sage vom Basilisken entwickelt, der durch die Zauberkraft seines eigenen Spiegelbildes elendiglich zu Grunde geht. Statt einfach von sich auf die Tiere zu schließen, daß ihnen beim Anblicke der funkelnden Augen des Reptils Flügel und Arme, „wie gelähmt“ seien, erzählen andere, die den Wahn von der Zauberkraft bekämpfen zu sollen glauben, von der „Verstellungskunst“ der Vögel, um den Feind durch das Hin- und Hertaumeln von ihren Jungen abzulenken.

Die Theorie von der Verstellungskunst wird ganz allgemein auf die zahlreichen Arten kleiner Käfer angewendet, die, wenn man sie fängt, die Beine anziehen, und unbeweglich daliegen, als ob sie tot wären. Besonders weit in dieser Kriegslist sollen es die kleinen Pillen-, Speck- und Holzkäfer bringen, und der bekannte Totenuhr-Käfer verdankt seinen wissenschaftlichen Vor- und Zunamen (Anobium pertinax) solchen Voraussetzungen. Der Name Anobium wird nämlich von Anabion, das Wiederaufleben, abgeleitet, und pertinax, der Trotz- oder Starrkopf, heißt er, weil er sich angeblich lieber aufspießen und lebendig braten läßt, als daß er seine Falstaff-Rolle aufgeben sollte. Das wäre ein gar sehr seltsames Märtyrertum und schon eine bloße nüchterne Ueberlegung muß uns sagen, daß hier wohl etwas ganz anderes im Spiele sein dürfte als Komödiantenstreiche. Die Tiere verlieren eben bei einem unerwarteten Angriff vor Schreck alles Bewegungsvermögen und Bewußtsein, und erholen sich allmählich wieder, um dann schleunigst das Weite zu suchen, nicht

aber nach der gewöhnlichen Meinung, weil sie sich dann „einbilden“, der Feind sei nun fort. Es ist sehr möglich, daß sich, wie Professor Preyer meint, diese Eigentümlichkeit, vor Schreck wie tot hinzufallen, darum unter gewissen Insektenklassen so ausgebreitet hat, weil ihnen dieses unfreiwillige Komödiantentum nützlich geworden ist, da unbeweglich daliegende Tiere sowohl leichter den Blicken ihrer Feinde entschlüpfen, als von manchen derselben überhaupt verschmäht werden.

In anderer Beziehung ist diese Eigentümlichkeit der Gliedertiere sehr interessant, insofern, als sie dadurch, trotz des bei ihnen so verschiedenen Baues des Nervensystems, doch eine Reiz- und Hemmbarkeit aufweisen, die denen der Wirbeltiere ganz ähnlich ist. In der That waren es denn auch Gliedertiere, die den ersten Anlaß zu einer wissenschaftlichen Untersuchung dieser Erscheinungen geboten haben. Der verstorbene Professor Czermak in Leipzig hatte nämlich vor acht Jahren zufällig vernommen, daß unser Flußkrebs für die Kraft eines Magnetiseurs überaus empfänglich sei, und von jedermann mit einigen Strichen magnetisiert werden könne, so daß er, wenn man ihn darauf mit der Nasenspitze auf den Tisch stelle, minutenlang im „magnetischen Schlafe“ verharre, und wenn er reden könnte, vielleicht wundersame Geschichten daraus erzählen würde. Professor Czermak erinnerte sich bei dem mit bestem Erfolg angestellten Versuche alsbald des sogenannten Experimentum mirabile des Jesuitenpaters Athanasius Kircher, welches darin besteht, daß man ein beliebiges Huhn ergreift, es mit dem Rücken oder der Seite gegen die Dielen drückt und vom Schnabel aus, der den Fußboden berührt, einen Kreidestrich über die Diele zieht. Der Pater Kircher, welcher dem Huhn vorher noch eine Bindfadenfessel anlegte, meinte nun, die Hühner laborierten an einer so starken Einbildungskraft, daß sie sich einbildeten, der Kreidestrich sei das Ende des ihre Füße einschnürenden Bindfadens, und sich darum nicht zu rühren wagten. Eben diese eingebildete Einbildungskraft der Hühner gab dann zu mancherlei Variationen des Versuchs Anlaß, man hing den Hühnern anstatt des Kreidestrichs ein Stückchen Bindfaden als Symbol ihrer Fesselung über den Schnabel, ja man erzählte sogar, daß die Händler auf den italienischen Märkten ihre Truthähne stundenlang in scheinbar ausgestopfte Tiere verwandelten, indem sie ihnen einfach einen Strohhalm auf die Schnabelwurzel zu balancieren gäben!

Professor Czermak entdeckte aber alsbald, daß das vorherige Streichen und Magnetisieren der Krebse, der Kreidestrich oder die symbolische Fessel bis zu einem gewissen Grade unnützer Hokuspokus seien, und knüpfte daran eine sehr hübsche Rede über „ungenau beobachtete Thatsachen“. Er zeigte durch zahlreiche Versuche, daß auch viele andre Vögel (Enten, Gänse, Truthühner, Schwäne u. s. w.) bei ähnlicher Behandlung nach anfänglichem Sträuben unbeweglich würden, und daß man Hühner sogar in diesem Zustande umherwälzen könne, wobei sie nur das Bestreben zeigten, vermittelst



Krebse im sog. magnetischen Schlaf. (Nach Preyer).

einer Halsverrenkung den Kopf in der ursprünglichen Stellung, wie von einer unsichtbaren Hand gehalten, liegen zu lassen. Er



Krebs im sog. magnetischen Schlaf. (Nach Preyer.)

erinnerte zugleich daran, daß kleinere Vögel noch leichter in diesen Zustand geraten, so z. B. Zeisige, Rotkehlchen, Stieglitze u. s. w., wie denn Taschenspieler einige ihrer hübschesten Kunststücke darauf begründet haben, daß Kanarienvögel sofort starr und anscheinend leblos werden, wenn man sie auf den Rücken in die offene Hand legt, nachdem man sie an den Beinen einigemale langsam durch die Luft geschwenkt hat. Czermak erklärte sich dieses

Verhalten durch eine Art Schlaftrunkenheit (den sogenannten Braidismus oder Hypnotismus), in welche der Mensch gerät, wenn er seine Gedanken oder den Blick längere Zeit auf einen einzelnen Punkt fixirt, und er meinte, daß auch die Tiere in einen ähnlichen Zustand gerieten, und daß, wenn auch die fixe Idee, sie seien gefesselt, die Hauptsache wäre, doch der Kreidestrich oder ein auf die Nase geklebter Kork (als Visierpunkt) das Experiment wesentlich befördern könnte. Nach einer längern Zeit, die in der Regel zwischen zwei bis zehn Minuten wechselt, erwachen sie, meist bei einem plötzlichen Geräusche oder einer Berührung aus diesem Zustande der Schlaftrunkenheit und laufen alsbald davon.

Czermaks Freund und College Preyer machte gleich damals (1873) auf Grund zahlreicher Kontrollversuche darauf aufmerksam, daß es sich in jenen Zuständen nicht wohl um Schlaf handeln könne, da die Tiere durch Zittern, starkes Herzklopfen, Augenblinzeln und andere Symptome beweisen, daß sie sich in einem Zustande großer Aufregung und Angst befänden, der eher den Schlaf verhindert als herbeiführt. Ohne Zweifel würde sich der ausgezeichnete Physiologe dieser Auffassung angeschlossen haben, wenn er nicht damals schon kränklich, noch in demselben Jahre durch den Tod seiner Wissenschaft entrissen worden wäre. Wir dürfen uns nicht wundern, daß einer jener tückischen Kobolde, die zuweilen auch in den Arbeitsstätten der Wissenschaft ihr Wesen treiben, ihn in demselben Augenblicke, in welchem er die ungenaue Beobachtung seiner Vorgänger rügte, selber eine solche machen ließ, denn jene Zustände haben mit Schlaftrunkenheit wirklich so große Aehnlichkeit, daß noch vor vier Jahren (1877) ein russischer Universitätslehrer aus der Wiederholung zahlreicher Versuche dieser Art geschlossen hat, die Tiere seien in jenem regungslosen Zustande nicht bloß schlaftrunken, sondern sie schliefen uns, während wir sie in wer weiß welchen Aengsten vermuten, ein Stück gesunden Schlafes vor. Wenn es nun auch aus mancherlei Versuchen als wahrscheinlich hervorgeht, daß eine lange fortgesetzte Kataplexie schließlich in Schlaf übergehen kann, so hat doch Professor Preyer bewiesen, daß dies höchstens eine Folgeerscheinung sein kann, und daß es sich ursprünglich stets um eine Schrecklähmung des wachen Tieres handelt.

Aus der richtigen Deutung ergaben sich nun natürlich auch die Bedingungen, unter denen das Experiment am sichersten gelingt. Kein anderer Sinnenreiz bringt die Schrecklähmung bei den Tieren so bestimmt hervor, als die unsanfte Berührung durch ein entschiedenes Zugreifen und sicheres Festhalten seitens des Experimentators. In solchem Falle dauern die Versuche, Widerstand zu leisten oder zu entkommen, meist nur wenige Sekunden. Alsdann wird das Tier in der Hand oder unter derselben kataplegisch, d. h. alle willkürlichen Bewegungen hören plötzlich auf, das Auge nimmt einen fremden Ausdruck an, die Atmung wird enorm verlangsamt und vertieft, man kann dem Tiere, ohne daß es sich sträubt, beliebige Stellungen erteilen, und wenn man nun die Hand behutsam zurückzieht, so daß das Tier in seiner durch den Schreck verursachten Stupidität nicht merkt, daß es frei ist, bleibt es in der ihm erteilten Lage (gleichviel ob auf dem Rücken, dem Bauche oder auf der Seite, mit aufgehobenem oder gesenktem Kopfe, angezogenen oder ausgestreckten Füßen) je nach den Umständen bis zu einer Viertelstunde in dieser Stellung liegen. Von der Unbeweglichkeit, in welcher kataplegisch gemachte Kaninchen und Meerschweinchen verharren, legen zwei Photographieen dieser auf den Rücken gelegten Tiere,



Ein kataplegisches Kaninchen.

die der Abhandlung beigegeben sind, lebendiges Zeugnis ab. So unverrückbar haben sie ihre Lage beibehalten, daß jedes Haar in dem Bilde scharf erkennbar ist, wie es nur immer bei der Photographie eines ausgestopften Exemplares der Fall sein könnte. Dem Photographen von Fach muß der Wunsch dabei auftauchen, daß er auch seine menschlichen Kunden für die Aufnahmezeit durch einen wohlangebrachten Schreck ebenso versteinern könnte als diese Tiere. Uebrigens gelingt es nicht bei allen Tieren gleich gut, bei Katzen und Hunden in der Regel

gar nicht, entweder weil dieselben zu sehr an Berührungen durch Menschen gewöhnt sind, um sich ins Bockshorn jagen und als Beutetiere packen zu lassen. Pferde und Rinder sieht man dagegen bewegungslos werden, wenn sie mittelst eines um den Rumpf gelegten breiten Gurtes von einem Krahn emporgehoben werden, um ins Schiff verladen zu werden. So sehr sie sich vorher sträuben, so plötzlich werden sie starr vor Schreck, wenn ihnen der Boden unter den Füßen schwindet.

Was nun die Dauer dieses Zustandes der Schrecklähmung betrifft, so bleiben die Versuchstiere unter normalen Verhältnissen wahrscheinlich so lange liegen, bis sie sich von ihrem Schrecken völlig wieder erholt haben. Gewöhnlich dauert das 3—15 Minuten. Stille ist dabei förderlich, doch die Fristdauer der schon anfangs vorhandenen Eindrücke und Geräusche, als lautes Sprechen, starke Gerüche und dergleichen in der Regel nicht weiter hinderlich. In den ersten Augenblicken pflegt auch ein Stoß, plötzlicher Schall oder Lichtblitz, Anblasen und dergleichen den Bann nicht zu lösen, etwas später aber springt das Tier plötzlich, davon erweckt, auf, schreit, scheint sich zu verwundern, daß es frei ist, und läuft davon. Wird es sogleich wieder gefaßt, so fällt es aufs neue in Katalepxie und es läßt sich dies bei Tieren, die sehr dazu neigen, z. B. bei Hühnern, ziemlich oft nacheinander wiederholen.

Frösche und Tritonen werden, wie Levisson bereits 1869 bemerkte, leichter in Kataplexie versetzt, wenn man sie unvermutet mit einer Schlinge oder einer Zange an einem Hinterfuße oder bei dem Schwanze fest ergreift. Sie können dann in jeder beliebigen Stellung auf den Tisch gelegt oder selbst in Wasser getaucht werden, und bleiben stundenlang starr wie Leichname, während sie sogleich wieder lebendig werden, wenn man die Schlinge löst oder sie in die Hand nimmt. Ein Frosch, dem man eine Schlinge unter die Vorderfüße bringt, und daran aufhängt, regt sich nicht weiter, ja er stirbt nach längerer Zeit (10—24 Stunden), ohne sich noch einmal bewegt zu haben. Bei Fröschen scheint die Abnahme der Atmungsschnelligkeit, die bei allen kataplegischen Tieren beobachtet wird, schließlich nach einer Reihe von Stunden unmerklich in den Tod überzugehen, ohne daß sie aus ihrer Lähmung und Betäubung erwachen. Aehnlich scheinen sich auch verschiedene Reptilien zu verhalten. Im Jahr 1875 machte Professor Preyer zu Kairo zum größten Erstaunen eines Zauberers, der mit großen Wüsteneidechsen (Varanen) umherzog, zwei dieser mehrere Fuß langen Tiere augenblicklich dadurch kataplegisch, daß er sie auf den Rücken legte. Wie einst die Zauberer Pharaos von Moses mit seinen kataplegisch gemachten Schlangen überwunden wurden, so mag dieser Zauberer dem abendländischen „Kollegen“ die größere Geschicklichkeit heimlich wohl zugestanden haben. Bei der ägyptischen Brillenschlange oder Aspis, soll ein einfacher Druck am Halse genügen, sie sofort starr und steif, wie ein Stück Holz zu machen.

Nach mannigfachen Irrfahrten der Experimentatoren hat also, wie wir sahen, Professor



Das Experimentum mirabile de imaginatione gallinae.
(Aus Pater Kirchers Ars magna lucis et umbrae, Rom 1646.)

Preyer die Lösung des Rätsels in der Zurückführung auf einen allgemein bekannten Vorgang gefunden. Merkwürdigerweise aber hat, wie Preyer nachträglich nachgewiesen hat, indem er dem Urheber des Experimentum mirabile nachforschte, bereits der älteste Autor, der sich auffinden ließ, die richtige Ursache angedeutet, und es ist deshalb nur um so sonderbarer, daß von den späteren Experimentatoren nicht allein diese Ursache übersehen worden ist, sondern daß jeder von ihnen seinen Nachfolger, um mich eines vulgären Ausdruckes zu bedienen, „immer tiefer hineingeritten“ hat. So hat der Jesuitenpater Kircher mit seiner eingebildeten Fessel offenbar die Phantasie Czermaks erregt und dessen Hypnotismus auf dem Gewissen, aus letzterem wurde bei Heubel ein „gesunder Schlaf“ und wer weiß, wie lange das fortgegangen wäre, wenn nicht Professor Preyer der Sache auf den Grund gegangen wäre.

Die erwähnte älteste Nachricht findet sich in einem 1636 zu Nürnberg erschienenen Buche, betitelt: Mathematische und Philosophische Erquickstunden ...... Allen Kunstliebenden zu Ehren, Nütz, Ergötzung des Gemüthes und sonderbahren Wohlgefallen am Tag gegeben. Durch M. Danielem Schwenterum, Professor zu Altdorf, und es heißt dort S. 562:

Die XIII. Auffgab.

Eine gantz wilde Hennen so zaam zu machen, daß sie von sich selbst, unbeweglich still und in großen Forchten sitze.

„Wilt du eine wunderliche Kurtzweil anfangen, so nimb eine Henne, sie sey beschaffen wie sie wolle, setze sie auff einen Tisch, halt jhr den Schnabel auff den Tisch, fahr jhr mit einer Kreyden über den Schnabel hernach der Läng' hinausz, daß die Kreyde von dem Schnabel an einen starken langen Strich auff den Tisch mache, laß die Henne also ledig, so wird sie gantz erschrocken still sitzen, den Strich mit unveränderten Augen ansehen, vnd wann nur die Vmbstehenden sich still halten, nicht leichtlich von dannen fliegen. Eben diß geschiehet auch, wann man sie auff einen Tisch hält, vnd jhr über die Augen einen Span leget."

Man sieht, hier spielt die Phantasie noch keine Rolle, und der Jesuitenpater, der das Experiment zehn Jahre später: de imaginatione gallinae, von der Einbildungskraft des Huhnes betitelte, ist eigentlich an allem schuld, auch daran, daß dieser Bericht so lang geworden ist.

Oertler.

Von

Ludwig Anzengruber.

Mit Illustrationen von Hugo Kauffmann.

In den Dörfern und Städtchen des Flachlandes, die alle untereinander durch Land- und Wasserstraßen und Schienenstränge in Verbindung stehen, wo manch' kleiner Ort Dampfschifffahrts-, Eisenbahn- und Poststation zugleich ist — der Telegraph versteht sich von selbst, — da findet man wohl selten mehr einen Menschen, der in seinem Geburtsorte alt geworden, ohne über denselben hinausgekommen zu sein; solche echte „Ortschafter" oder „Oertler" mag es nur noch in einer Siedlung tief im Gebirge geben, wo die Straßen sich zu Steigen verjüngen, die Wildwasser unfahrbar sind und kein Eisenbahnzug sich hinanwinden kann, wo die Ziegen nach dem spärlichen Graswuchs an den Felsen klettern und das Pferd ein Ding ist, das man nur nach Heiligenbildern kennt, auf welchen man St. Martin oder St. Georg ein solches reiten sieht. Rüstige Knochen braucht einer, um dort nach den Hängen anzusteigen und seinen magern Grund zu bestellen, darüber vergeht die schöne Jahreszeit und winters ist man eingeschneit und im Frühjahr machen Schneestürze und Bergwasser die Gegend unwegsam. Früherer Zeit drang dort nichts hin und nichts durch, aber jetzt beginnen selbst in diesen verborgenen Nestern die Jungen anders zu zwitschern als die Alten sungen. Die allgemeine Wehrpflicht, die keinen „Loskauf" kennt, führt ebenso den Sohn des Berthuers wie den des Sparers in die Fremde, — der Postbote bringt das klerikale Provinzialblatt in das Pfarrhaus und das regierungsfreundliche in des Bürgermeisters Stube, denn wenn schon einmal gelesen sein muß, so sollen sich die Leute an Erbaulichem und Loyalem in eine gewisse Zufriedenheit mit allem Bestehenden hineinlesen; leider ist diese Rechnung in Hinsicht auf die allgemeine Schwäche der Menschen, derzufolge die Mehrzahl derselben sich leichter in eine Unzufriedenheit hineinliest, eine verfehlte, und nicht umsonst hieß das Buch-

drucken vom Anfange an eine schwarze Kunst; — früher hielt man für die Kranken ein paar Hausmittel bereit, die und eifriges Gebet dazu, mehr bedurfte es doch wahrhaftig nicht für Leben oder Sterben, wie es eben fiel, aber jetzt schafft man sich Pillen, Pastillen und Pulver, Extrakte, Tränkchen und Tropfen, Seifen, Salben und Schmieren an, welche das Regierungsblatt, gleich allen anderen, für gutes Geld — mit guten Worten empfahl, manch einer stieg auch bergauf und bergunter „zun Arzten" in dem nächsten Städtchen, — einige fangen schon an, im Handel und Wandel der Botengängerei und des Unterhändlerwesens überdrüssig zu werden, sehen selbst dazu und suchen wohl gar ihren Mann persönlich auf, Knechte und Mägde lassen sich verlauten, so gut wie am Ort, wenn nicht besser, möchten sie es wohl auch anderswo treffen, kurz, mit jenen entlegenen Erdwinkeln, wo, abgesondert von jeder Lüftung, vielhundertjährige Dummheit währte und gährte, derselbe schale Spaß und stumpfe Ernst, dieselbe Spruchweisheit, unangenehme derbe Geradheit und hinterhältige Verschmitztheit wie bei den Vorvordern bestand, dürfte es bald anders bestellt sein, der echte, rechte Oertler wird aussterben und das soll just nicht beklagt werden.

Eine eigene Gattung Leute geht freilich damit für die Welt verloren, aber so weit, wie gesagt, ist es noch nicht und zur Zeit, wo sich zutrug, was hier geschildert werden soll, war selbst der heutige Stand der Dinge gar nicht vorzuahnen und alles unbewegt und unbeweglich.

Es war einer der verstecktesten Orte, von welcher Seite man ihm auch beikommen wollte, man hatte stundenlang durch Wälder, über Wiesenhänge und Steinflächen zu gehen, dann gelangte man zur Stelle; zwei mächtige Berge, auf deren Höhe ein dunkler Streif hohen Tannenwuchses hinzog, kehrten sich die kahlen Felswände zu, die eine fiel steil ab bis zu dem Bache, der schäumend in fliegender Hast einherschoß, die andere baute etwa im ersten Drittel der Berghöhe eine gewaltige Steinstufe vor, die schroff über dem Wasser hing, auf dieser Fläche stand das Dörfchen. An der Felswand gegenüber waren etliche Steige sichtbar und wenn man sich entschloß, einen derselben hinabzuklettern, konnte man nicht mehr fehlgehen, denn alle führten nach der Stelle, wo über den Bach, der hier nach einer scharfen Krümmung zwar gleich eilig aber nicht so ungebärdig wie früher dahinfloß, ein großer Baumstamm ohne Geländer gelegt war; wer sich schwindelfrei genug fühlte, ihn zu beschreiten, gelangte in den Ort, beidseitig reihte sich dort Hütte an Hütte zu einer einzigen langen, schmalen und geraden Gasse, die scheinbar durch die kleine Kirche, deren Portal vom anderen Ende hersah, abgeschlossen wurde, während über dem Turme ferne Felszacken aufragten, in der That aber stand sie frei und wenn man an der Mauer des kleinen Friedhofes, der sie umgab, vorübergeschritten war, da sah man den Boden wieder mählich ansteigen, erst lag da ein langaufgerolltes Band, Felder und Wiesen, dann ein dunkler Streif Waldes und zuletzt jenes überragende nackte Gestein.

In dieser Abgeschiedenheit waren und blieben die Leute unter sich, für das Nahe und Nächste schärfte sich ihr Blick, sie wurden schlau, kniffig und pfiffig, aber der beschränkte Raum beschränkte auch ihren Verstand und doch, wie die Gegensätze sich berühren, kamen sie trotz diesem der Mahnung des weisen Horatius nach und staunten nichts an; wo sie es zu thun schienen, geschah es zeitvertreibs halber und drehte sich um ein Nichts; wenn an einer Zaunlatte ein Nagel mit gekrümmter Spitze durchstach, da konnte einer davorstehen und mit emporgezogener Braue nachsinnen: hat der, der ihn einschlug, den Nagel krumm gehämmert, oder bog sich der von selbst? Oder vor einer ausgetrockneten Regenlache, in der eine Fußspur sichtbar war: wer ist da wohl so blindlings durchgelatscht? Aber jeder gab sich mit den Gedanken, die er sich darüber machte, zufrieden und befragte keinen andern, denn neugierig waren sie durchaus nicht, warum auch? Aufkommen thut ja doch alles, wenn heut' nicht und morgen nicht, so doch ganz gewiß am jüngsten Tag.

Hätt' einer versichert, ihm wäre außer'm Ort, gerade über dem Steg, der liebe Gott begegnet, — natürlich, ein alter Herr mit langem, schneeweißem Bart, und hätt' es gleich frei herausgesagt, um jedes Mißverständnis auszuschließen, wer er wäre, — die Kinder würden ans andere Ende gelaufen sein, die Alten hätten höchstens die Köpfe zur Hausthüre hinausgesteckt, es nähme eben keinen Wunder; hat sich doch seinerzeit, wie geschrieben steht, der Herr gar manchen Abend im Paradies-

garten ergangen, so konnte er sich ja auch einmal daher verstiegen haben.

Das war nicht Leichtgläubigkeit, sondern in gewissem Sinne Vollgläubigkeit. Das Blau oder Grau, das über den beiden Felswänden hing, das war für jeden der Himmel, die paar Hufen Landes, die sein Fuß beschritt, waren die Erde und dieses wenige auf das beste zu verwalten, konnte doch unsern Herrgott nicht sonderlich beschweren, und darum zeigten die Oertler im Verkehr mit ihm jene aufdringliche, ungeziemende Vertraulichkeit, die den „lieben Gott", den „guten Gott" auch für das kleinste in Haus und Feld aufkommen läßt und verantwortlich macht, und welche ein Mensch, den eine weitere Welt umschließt und die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen verwirrt, bald nach den Kinderjahren nimmer versteht.

Hier hatte jeder Tag für Tag, von Kind auf, den gleichen Anblick vor Augen, die beiden nahen Felswände und die fernen Berggipfel, das Wildwasser, die Felder und Wiesen, das Dorf mit den kleinen Hütten und der geraden Gasse, so schmal, daß wenn ein Nachbar dem Gegenüberwohnenden in Freundschaft oder Feindschaft zu Leibe wollte, jeder bloß drei Schritte zu thun brauchte, dann konnten sie sich Handschlag oder Handschläge bieten, im Guten genügt einer, im Bösen muß es die Menge machen. Dort wo zwei Rauchfänge über einem Dache hersahen, befand sich das letzte Häuschen, die Schule, der Lehrer war zugleich Meßner und versah das Gebet- und Wetterläuten; freilich, die Schule mußten sie im Orte haben, dem bischen Lesen, Schreiben und Rechnen zuliebe konnten sie doch die Kinder nicht ferne über alle Berge schicken. Wenige Schritte davon stand die Kirche, die war die Hauptsache, denn wer es für hier und dort gut haben wollte, der mußte fleißig dahin gehen, all' die Zeit zwischen jenen beiden Malen, wo man den Menschen hineinträgt, zuerst als Täufling, zuletzt als Toten.

Obgleich die Oertler gewissenhaft allem nachkamen, was ihnen das Himmelreich sichern konnte, so teilten sie doch mit den Gläubigen des Flachlandes die gleiche, bei Frommen ganz unerklärliche Abneigung, dahin abgerufen zu werden und wünschten sich ein hohes Alter und das hatten sie wahrhaftig weniger Ursache als mancher andere Erdenbürger, denn sobald so ein Oertler nimmer mit der Bewirtschaftung des Seinen fortkam, so drang sein Erbe, unter Billigung der ganzen Nachbarschaft in ihn, das Gut zu übergeben, sperrte sodann den Alten in ein einsam Stübchen, fütterte ihn mit den Abfällen des Tisches, sah ihn am liebsten nicht vor Augen und gab ihm, falls er über den Weg lief, just nicht freundliche Worte; aber das war einmal so hergebracht, die Alten erwarteten keine andere Behandlung, das Gleiche mußten sich ja einst auch ihre Eltern von ihnen gefallen lassen und ein Junger durfte sich nicht weichmütig zeigen, denn sonst fielen sofort alle, die einen solchen „Ausnehmer" auf der Wirtschaft sitzen hatten, über ihn her und sagten ihm, daß er den „Seinen" nicht verwöhnen dürfe, sonst verderbe er ihnen die „Ihrigen", die es dann etwa auch besser haben wollten!

Wenn sich zwischen einem ältesten oder einzigen Sohne eines Bauern und einer Dorfschönen ein Verhältnis entspann, so sündigte gewöhnlich der Bursche auf die Hinfälligkeit seiner Eltern und stellte der Dirne die Heirat in baldige Aussicht und in den meisten Fällen schickten sich auch die alten Leute darein, mieden jeden Streit, wo es sich doch nur um ein paar Monate früher oder später handeln konnte, traten von der Wirtschaft zurück und der junge Bauer, der schon vorgesorgt hatte, daß es ihm an einer Bäuerin nicht fehle, kam mit derselben auf den Hof zu sitzen. Nicht immer aber lief es so glatt ab und manchmal verrechnete sich doch der Bursche und die erhoffte Gebrechlichkeit des Alters wollte sich bei den Eltern nicht einstellen, da aber einigte sich meist das ganze Dorf, den Rechnungsfehler auszugleichen. Kam der alte Bauer, die Kreunze auf dem Rücken vollaufgehäuft mit Gras, gegen das Dorf geschritten, so rückte man schon auf der Bank vor der Thüre der ersten Hütte zusammen und bot ihm einen Sitz. „Setz' dich, mußt müd' sein!" Der Angeredete warf dann wohl einen scheelen Blick auf die freundlich Zuvorkommenden und ging brummend seines Weges weiter, aber da man ihn vor jeder Hütte anrief, er müsse müde sein, so war es kein Wunder, daß er, endlich vor der seinen angelangt, sich wirklich müder zu fühlen meinte, als sonst; stolperte er etwa gar unter seiner Last über einen Stein, dann rief es von allen Seiten: „Hopperla, hopperla! No, bist halt schon schwach auf'n Füßen!" Und es trat wohl auch einer von den Angesehenen, noch Rüstigen, im Orte auf ihn

zu und sagte: „Siehst, 's geht halt nimmer, 's will nimmer gehn! Sei g'scheit, schick' dich drein!“ Und gab ihm dabei einen freundlich gemeinten Schlag auf die Schulter, welcher den Alten, wäre der wirklich so hinfällig gewesen, sicher niedergestreckt hätte. Um nur ja weiter keinen Anlaß zu geben, daß man ihm so Unliebsames zu Gehör rede, setzte er nun mit ängstlicher Vorsicht Fuß vor Fuß, aber das war eben des Teufels, nun wiesen wieder andere nach ihm: „Schau, da schau nur einer, wie er unter d' paar Handvoll Gras daherschleicht, richten kann er nix mehr und will doch nit ruhen!“ — Wenn es der Aufdringlichkeit so Vieler auch nicht gelang, ihn an sich selbst irre zu machen, so fühlte er doch, daß er die Mehrheit gegen sich habe und wenn nun gar sein Junge begann, mit düsteren Andeutungen von „aus'm Land laufen“ oder „in Krieg gehen“ — mochte auch just nirgendwo einer sein — um sich zu werfen, da beknurrte der Alte das zwar als „Dummheit“, aber er ward doch mürbe, gab nach und die jungen Leute kamen ein klein wenig später, als sie gedacht hatten, ans Ziel, aber immer noch frühzeitig genug, daß nicht Hochzeit und Kindstaufe auf einen Tag fielen.

Daß die Alten sich d'reinschicken und Platz machen und die Jungen am Ort verbleiben und ein paar Monate auf oder ab zuwarten, das war so hergebracht, daß aber ein Vater seinen erbberechtigten Sohn ausgejagt hätte und dieser sich habe ausjagen lassen, darauf konnte sich keiner im Dorfe besinnen, noch wollte einer je davon gehört haben; so war es denn eine ganz „unerdenkliche“ Geschichte, die sich auf der Zulehnerschen Wirtschaft zutrug.

* * *

Am Anfange des Ortes, das zweite Häuschen an der Wasserseite, war das Zulehnersche, dasselbe schied sich von dem ersten durch ein kleines Pförtchen, das zwischen gemauerten Pfeilern hing und lehnte sich an das dritte freundnachbarlich an; es kehrte zwei kleine Fenster der Gasse zu, die weit von einander abstanden und zwischen beiden befand sich eine Nische, in der eine Figur aus Stein untergebracht war, sitzend, etwa eine halbe Elle hoch und sauber mit Oelfarbe bemalt, dieselbe stellte jedoch weder den heiligen Johann von Nepomuk dar, wie wegen der Nähe des Wassers wohl zu erwarten stand, noch den heiligen Florian, den Schützer gegen Feuersgefahr, auch kein Madonnenbild, sei es nun als Himmelskönigin mit dem Jesukinde auf dem Arme, oder als schmerzhafte Mutter, den Leichnam Christi im Schoß und sieben Schwerter im Busen, nicht einmal die ganze Dreifaltigkeit, sondern einen alten graubärtigen Mann, in grellrotem Mantel und blauem, faltigem Unterkleide, in der Rechten einen goldenen Apfel, die Weltkugel nämlich, und statt des Heiligenscheines ein goldenes Dreieck auf dem Haupte; die erste göttliche Person war damit gemeint und darnach wurde auch das Häuschen allgemein im Dorfe „zun Gott Vatern“ genannt.

Es war an einem Herbstmorgen, der Himmel hing grau über den Felswänden und Nebelschleier strichen an den Berghöhen hin und



Hierauf zwängte sich der ganze Bursch durch das Gesträuch. (S. 30.)

stiegen vom Bache auf, als drei Männer das genannte Haus verließen, die Richtung nach der Kirche einschlugen und an der letzteren vorbei in das freie Feld hinausschritten. Jeder trug eine Kreunze auf dem Rücken und eine Sense über der Schulter, es galt noch rasch den dürftigen Graswuchs, der unter den letzten sonnigen Tagen in Halme geschossen war, aufzumähen, ehe ihn Frost verbrannte oder Nässe ertränkte.

Zwei der Mäher, ein alter Mann und ein Bursche, hielten miteinander Schritt, der dritte trabte hinterher, das war der Knecht; die Voranschreitenden waren Zulehner Vater und Sohn. Es bestand eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit zwischen dem Alten und dem Jungen, beide waren kaum mittelgroß und gleich schmächtig gebaut, weich und wirr hing dem einen weißes, dem andern flachsbleiches Haar in die Stirne, jedes der runden, rotgefärbten Gesichter zeigte dieselben blauen, blinzelnden Aeuglein, dieselbe kleine, knollige Nase, denselben Mund, dessen Lippen sich in den Winkeln zusammenpreßten, so daß sie in der Mitte etwas vortraten und sich spitzten; ohne näheres Zusehen, konnte das für einen gutmütigen, behäbigen Zug gelten, es sah aber auch so aus, als ob dieser Mund, wenn er sich einmal über einem Worte geschlossen hätte, nichts mehr zurücknähme.

Jeder, der eine Wiesenfläche besaß, war heute samt seinem Gesinde ausgezogen und so war es rings um das Zulehnersche Grundstück lebendig und geschäftig, gleich nebenan, nur durch die tiefe Furche, in der der Markstein stand, geschieden, handhabte ein langer, hagerer Bauer und ein eben so derbknochiger Knecht die Sense und eine mannbare und eine halbwüchsige Dirne die Sichel, aber während die Männer über das ganze Feld weg mähten, schnitten die Mädchen beim oberen Nachbar — der Zulehner war der untere — am Fuße des Buschwerkes, das dort in einer langen Zeile stand und die Grenzscheide bildete.

Ganz verschiedene, ungleichartige Gefühle mußten zwischen diesen Nachbarsleuten herrschen, denn der brummige Gruß des alten Zulehners ward von dem Hagern eben so brummig zurückgegeben, aber der des jungen mit freundlichem Kopfnicken erwidert und gar die Mannbare, die rief vom anderen Ende des Feldes herüber und schwenkte dabei beide Arme.

Einmal, vielleicht gerade weil er es darauf antrug, daß es recht kräftig aussehen sollte, mißlang es dem alten Zulehner und die Sense, die zu einem weiten Schwunge ausgeholt hatte, bog auf halbem Wege ab.

„Hast g'seh'n, wie er h'rumfuselt? Dös versteh' ich nit, wie einer noch mitthun mag, wenn er nix mehr richt't," sagte der Hagere zu seinem Knechte und dann geradezu zu dem Alten: „Du bleibest auch g'scheidter daheim, wärst doch die Plag' los."

„Und du dein' Dirn'. Weiß 's eh'," war die Antwort.

„Jst dir vielleicht mein' Dirn' z'schlecht für dein' Bub'n?"

„Ah, bei Leib," sagte der Alte mit vor Bosheit blinzelnden Augen. „Für den ist bald was gut."

Eine kleine Weile mähten sie schweigend weiter, plötzlich ließ der alte Zulehner den Sensengriff fahren und deutete mit der Rechten nach seinem Sohne. „Weil der etwa so ein Ries' ist und alles z'samm'reißt?! Da schau' dir 'n doch an! Möcht' der nur für sein' Teil Arbeit aufkommen, so könnt' ja ich noch zu euch h'nüber und euch helfen, daß 's schneller vom Fleck kommt's."

Der Bursche stand nämlich auf den Sensenstiel gestützt und starrte nach dem anderen Ende des Feldes; dort war über den Büschen ein breitkrämpiger Hut und darunter ein Kopf sichtbar geworden, der rief die Mannbare an, sie gab Antwort und eine Red' die andere; hierauf zwängte sich der ganze Bursche, der zu dem Kopfe gehörte, durch das Gesträuch, faßte die Dirne an den Händen und zog sie nach einigem Sträuben hinter den Busch, da verblieb sie wohl ein Vaterunser lang und jetzt schlüpfte sie wieder hervor.

Da sich der junge Zulehner bedenklich hinter dem Ohr kraute, so erschienen ihm wohl Beweggründe und Verlauf dieses Vorganges sehr weltlicher Art, daß er sich aber zur Bestimmung der Dauer desselben des Vaterunsers bediente, darf ihm nicht als Profanation ausgelegt werden, vereinzelt ist das eben auch noch heute ein sehr geläufiges Zeitmaß, wie es einst allgemein ein solches gewesen, für Köchinnen beim Eiersieden, wie für Alchymisten bei ihren Operationen.

Als das Elfuhrläuten, die Mittagsglocke, vom Turme klang, da stand er verdrossen und unentschlossen; wer noch ein gut Stück Arbeit

vor sich hatte, wer das Gras nur mehr in die Kreunzen zu fassen oder auf Handkarren zu laden brauchte, der beeilte sich, wer aber mit Mähen, Zusammenrechen und Aufladen fertig war, der warf einen überlegenen Blick um sich und schritt unter der Last und trotz derselben stramm dem Dorfe zu; das war bei den Zulehnerschen der Fall, nur gingen jetzt auf dem Rückwege der Alte und der Knecht nebeneinander her, der Bursche stolperte verdrießlich den beiden nach, da hörte er auf dem Felde nebenan eine helle Stimme rufen: „Vater, ich geh' voraus.“ Dann kam es in trappelnden Schritten hinter seinem Rücken heran und jetzt, ganz nahe, schlug ihm eine zarte Hand derb auf die Schulter. „No, Alois, wie geht's dir denn?“ Die Mannbare war es, die ihn anlachte, daß zwischen den roten Lippen die weißen Zähne blinkten.

„Du geh' mir weg,“ brummte der Bursche.

„Was hast denn?“

„Dös war doch der Anton? Derselbe, was dich ins Gesträuch 'zog'n hat, gelt ja?“

„Ja,“ sagte sie leise.

„No, also, da geh' mir nur weiter, ich brauch' dich nit an meiner Seit'.“

„Nun, wenn ich aber jetzt da geh'n will, kannst doch du mich nit wegschaffen, die Straße wird doch breit g'nug sein für uns all' zwei!“

„Ich will dich aber nit vor Augen.“

„So schau' nit her auf mich, ich schau' ja auch nit auf dich.“

„Ein' gute Weil' über hast aber auf mich g'schaut und hab'n dir die Augen dabei nit weh 'than.“

„Nein,“ lachte sie.

„Lach' nit. Hättest es nie z'thun 'braucht, wär' gleich g'scheidter.“ Nach ein paar Schritten faßte er sie derb am runden Arm. „Was war's mit 'm Anton?“

„No nix nit! Was du dir auch denkst?!“ flüsterte kaum hörbar ihr Mund, während ihr Auge mit einem lebhaften Blick aufsah und sich rasch wieder schloß, der, so verschämt er auch that, doch trotzig und hinterhältig genug war.

„Es war was!“ rief heftig der Bursche.

„Freilich, wenn du es eh' weißt,“ sagte diesmal trotzig der Mund, aber das Auge blickte so weich und treuherzig dazu.

Diese Fertigkeit, Wort und Miene sich widersprechen zu lassen, daß einer ganz irr' und wirr' darüber wird, ist ein Stück jener weiblichen Kunst, die man in der Stadt Kokketterie, auf dem Lande „'s Bub'n närrisch machen“ nennt und wer sie versteht, ob Dame oder Dirn', versteht sie eben und lehrt die Mehrzahl der Männer daran glauben.

Der junge Zulehner schüttelte den Kopf. Ob er das über sich selbst that, oder überhaupt wußte worüber? Genug, er schüttelte den Kopf und brummte: „Könnt' mir auch nit gut denken, was du an dem tölpeten Bub'n find'st! G'scheit is er nit, sauber is er nit, und 's mindeste hat er von alle.“

„Das trifft schon zu!“ lachte die Dirne. „Am End' aber könnt' man ihm trotzdem gut werd'n, weil er leichter zu krieg'n is.“

„No, von dir wär' das ein g'scheit's Stückl, wenn du dir Müh' gäbest, ihn z'kriegen, wo du mich hast! Da ließ'st du ja frei die Taube aus der Hand weg'n 'm Spatzen auf'm Dach.“

„Ei, Alois,“ seufzte die Dirne, „es könnt' ein'm wohl verdrießen, wie lang' man auf dich warten muß.“

„Versäumen wir's? Dauert's halt ein paar Monat länger wie bei ein'm andern.“

„Das hör' ich aber schon ein paar Monat' von dir, und warum soll man denn bei dir länger zuwarten, bist du gar so ein anderer gegen alle andern, daß sich das just bei dir auszalt?!“

„No, wann dir ein jeder gleich ist!“

„Sag' ich denn so, oder mein' ich so? Dann thät ich mich just auf dich kaprizier'n, der geg'n mich z'widerer thut wie jeder andere, grauslicher Wildling, du!“ schmollte sie.

„Falsche Katz', du, geh' zu,“ schmunzelte er.

„Aber wahr ist's,“ fuhr sie fort, „zweimal hast mir's schon in die Hand versprochen, daß du dein' Alten zu ein' Einseh'n bringst ....“

„Aller guten Ding' sein drei,“ sagte der Bursche, indem er der Dirne die Hand bot. „Heut' versprech' ich dir's zum dritten- und letztenmal; diesmal gilt's, da d'rauf kannst du dich verlassen und morgen schon sollst davon hör'n.“

„Wer's glaubt wird selig.“ Ein tiefer Seufzer entschlüpfte der Mannbaren, dann sagte sie zutraulich: „Das muß ich dir aber doch sagen, denk' dir, der Anton .... No, möchst nit deswegen gleich wieder auffahr'n? Wollt' ich ein' andern, wüßt' ich mir wohl ein' G'scheitern wie den! — Es ist nur, daß ich sag', daß er's

Red' g'habt hat, ich dürft' nur wollen und möchten, so säß' sein Vater schon morgen in der Ausnahm'!"

„Morgen sitzt der meine auch d'rein, darauf kannst dich verlassen," murmelte höchst nachdrücklich der junge Zulehner, aber er murmelte es doch nur, damit es die Voranschreitenden nicht hören sollten.

„Ei, mein, dein Vater hat sein Kopf."

„Und ich vielleicht nit? Ist dös nix?" fragte der Bursche und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirne.

„Ist der so hart?" lachte das Mädchen und klopfte mit gekrümmtem Zeigefinger daran. „Pum, pum! Es sagt nix herein!"

„Dann ist er hart," sagte laut auflachend der Bursche.

„Heim wär' ich," sagte sie. „B'hüt' dich Gott!"

„B'hüt' dich Gott. Also morgen!"

„Gott gäb's, 's wär' einmal." Sie kehrte nach ein paar Schritten wieder zu ihm zurück, trat ihm ganz unter die Augen und legte beide Hände auf seine Schultern. „Garstig's Eismandl," sagte sie, ihn schüttelnd, „ich erwart's kaum, allweil um dich z'sein." Sie lief rasch von ihm weg in das Haus, unter der Thüre drehte sie nochmal das Köpfchen. Hei, wie die vollen Wangen brannten und die dunklen Augen leuchteten! Weg war sie.

„Hehehe," lachte der Bursche laut.

„Hehe," lachte der alte Zulehner leise vor sich hin. „Hast g'hört," sagte er zum Knechte, „was die zwei Vögerln sich zupfiffen hab'n, das feine Zeiserl und der Gimpel, der?!"

Bald saßen sie in dem Häuschen „zum Gott Vatern" um den Mittagstisch, der Bauer, der Bub', der Knecht und eine alte Magd, die das Haus besorgte, während die andern auswärts waren, denn die Bäuerin war vor ein paar Jahren von der Wirtschaft hinweggestorben.

Unter dem Essen hob der alte Zulehner mehr als einmal den Kopf und sah mit Augen, in denen die heiterste Schadenfreude blinzte, durch die Scheiben der kleinen Fenster.

Schon während des Vormittages hatte sich das Wetter von Stunde zu Stunde bedrohlicher gestaltet, fahlgraue Wolken waren rings aufgestiegen und allmählich zusammengerückt, die Nebelflöre sanken von den Berghöhen immer tiefer herab, stiegen immer dichter aus dem Wasser auf und jetzt lagen sie zwischen den beiden Felswänden, verhingen die Ferne und vom Himmel, der nun wie eine schwere Decke über allem hing, von der der obere Wind einzelne Flocken herausriß und unter ihr hinwegführte, rieselte es unaufhörlich in den feinen Nebel, der darunter wallte und wogte; Nässe durchdrang alle Räume und fast jeder Gegenstand fühlte sich feucht und kalt an, während außen alles triefte, tropfte und glänzte; es war ganz widerwärtig.

Der alte Zulehner aber gedachte der Nachbarn, welche entweder ihre Person oder ihren Schnitt noch nicht geborgen hatten, und als das Dankgebet gesprochen war und Knecht und Magd



„Garstig's Eismand'l," sagte sie, ihn schüttelnd, „ich erwart's kaum, allweil um dich z'sein!"

sich entfernt hatten, und er, seine Pfeife qualmend, am Fenster saß, da malte er sich so recht die Unlust und den Neid der Leute aus, — er glaubte ihre Flüche zu hören, — und geriet darüber in die behaglichste Stimmung.

„Vater," begann der junge Zulehner, „ich hätt' mit dir zu reden."

„No, so red', red' nur zu, Loisl," ermunterte ihn gutmütig der Alte. Wie hübsch sich das traf, nun sollte er gar das Vergnügen haben, in seinem eigenen Hause schlechtes Wetter zu machen und einen darüber so ohnmächtig fluchen hören, wie die außen.

„Schau', eigentlich" — der Bursche kraute sich hinter dem Ohr, — „hab' ich schon zweimal davon an'ghob'n . . ."

„So? Kann mich nit besinnen. Mußt mir's schon sagen, was es war und ist."

„Dasselb' weißt doch, daß ich ein Aug' hab' . . ."

„Zwei hast, Loisl, zwei, so viel ich weiß."

„No gut," lachte der Bursche, „es trifft

auch zu, ich hab' allzwei Augen auf die Feilhauer-Liesel."

„Das ist just nix Unrecht's."

„Nun, gelt, nein?"

„Freilich nit, ein' saubere Dirn' anschau'n is kein' Sünd', das schad't Kein'm und ihr auch nit."

„Ja, aber 's Anschau'n alleinig taugt mir nit."

„Geh' zu, du Hallodri, du, was möcht'st denn nachher noch mög'n?"

„Heirat'n möcht' ich's."

„Heirat'n? No, wart' halt, bis d' dein eigener Herr bist, dann kannst es ja thun."

„Des Wartens wegen red' ich ja mit dir, weil wir's allzwei schon nimmer erwarten können."

„Werdet halt doch warten müssen. Ich



„Vater," begann der junge Zulehner, „ich hätt' mit dir zu reden."
„No, so red', red' nur zu, Loisl," ermunterte ihn gutmütig der Alte.

wüßt nit, wie sich das anders schicken soll."

„Ei, so muß mer dir denn mit'm Zaunstecken winken, daß d' ein' verstehst?" schrie grob der Bursche und schlug mit der Hand auf die schwere Platte des Tisches, neben dem er stand. „In d'Ausnahm' sollst einmal geh'n."

„Einmal werd' ich schon geh'n," sagte ruhig der Alte, „aber so lang ich mich so rührig fühl', denk' ich nit dran und wegen der Feilhauer'schen Dirn' schon gar nit. Was bist denn du für ein Lippel? Siehst sie vor dein' eig'nen Augen ins Gebüsch ziehen . . ."

„Daran bist du schuld!"

„No, ich mein' doch, 's war der Gröbner-Anton."

„Eb'n, so dalkete Spaß möchten ihr gar nit einfall'n, wenn das Zuwarten sie nit launig und z'wider machet."

„So? No, schau', so ein' Dirn', die gar nit warten kann, bis 's mit ein'm Ernst wird und unter der Zeit mit andere Spaß treibt, die stünd' mir doch nit an!"

„Dir braucht's auch nit anz'steh'n, mir steht's an und d'rum frag' ich dich g'rad' heraus um dein Bescheid. Willst oder willst nit, wirst oder wirst nit!“

„Ich will nit und ich werd' nit.“

„No, dann schreib' dir selber zu, was g'schieht.“

„Du dummer Bub', du, willst du mir 'leicht droh'n?“

„Droh'n? Fallt mir nit ein, daß ich dir droh'. Ich frag' dich nur, was du sagen wirst, wenn ich dir sag', wenn du nit gehst, so geh' ich!“

„Was ich sagen werd'? Nun geh', werd' ich sagen, geh' zu!“

„So? So?“

„Ja! Ja!“

„Nun gut, da geh' ich auch, zu die Soldaten geh' ich.“

Der Alte nahm die Pfeife aus dem Munde und lachte den Burschen höhnisch an.

„Und da glaub' du nur ja nit,“ fuhr der letztere fort, „daß du mich reklamieren kannst, wenn ich auch der einzige Sohn bin. Ich sag' frei heraus, daß du mit der Wirtschaft alleinig ganz gut aufkommst und mich gar nit brauchst.“

„Wann du dös dumme Stückl machst, kannst dich drauf verlassen, daß ich dich nit reklamier', 's Kommißbrot und der Haslinger sein dir dann vergönnt.“

„Also du gehst nit, Vater?“

„Nämlich in d' Ausnahm'? Nein!“

„No, so geh' ich. B'hüt' dich Gott!“

„Loisl, dummer Bub', wirst dableiben!“ rief der Alte.

Da aber der Bursche schon die Stube verlassen hatte, so erhob sich der Bauer und stolperte ihm nach, er erreichte ihn an der Hausthüre, hielt ihn am Rockärmel zurück und stellte sich so, daß er ihm, nach dem Steg zu, den Weg verlegte.

Der Bursche bemerkte das wohl und sich freimachend, wies er die Gasse entlang. „Ich kann ja auch da hinaus zu geh'n.“

„Hätt'st aber heut' ein' üblen Tag zum Geh'n, heb' dir's lieber für ein schön's Wetter auf,“ sagte spottend der Alte, dann fügte er streng hinzu: „Komm' jetzt herein und mach' mir keine Dummheiten.“

Der Junge aber kehrte ihm den Rücken zu, that ein paar Schritte von ihm hinweg, hielt dann inne, drehte den Kopf und fragte über die Achsel weg: „No, was ist's, bleibt dein Wort besteh'n?“

„Mein Wort is allmal mein Wort!“

Da schritt der Junge aus und ging dahin, durch Kot und Nässe, Regen und Düster. Der Alte sah ihm, die Hände auf dem Rücken, mit finster zusammengezogenen Brauen nach. Ringsum webte ein eintöniges Geräusch, ein leises Sausen von dem Gefälle des feinen Geriesels, dazwischen das Geklätter großer Tropfen, die von den Dachtraufen rannen; Nähe und Ferne hatte für heute aufgehört, wo einer stand, da war rings auf ein paar Schritte alles aus und wenn er ging, so nahm er das mit sich, wo er auch hintraf, überall traf er auf das gleiche, aber fort und fort und allüberall, — Anfang und Ende der Gasse lagen unter dichten Schleiern, es sah aus, als käme sie aus dem Endlosen und führte in das Endlose und auf diesem pfadlosen Wege schritt erst eine Gestalt, tiefdunkel, doch ohne Farbe, dahin, dann ward sie grau und zuletzt verlor sie sich, ein bleicher Schatten, im wallenden, aschfahlen Nebel.



Der Alte sah ihm, die Hände auf dem Rücken nach.

Der alte Zulehner kehrte langsam und kopfschüttelnd in die Stube zurück, bei seinem Eintritte erhob sich die große, graue Katze, die auf der Ofenbank gelegen, machte einen krummen Buckel und sah mit verschlafenen Augen auf; der Bauer gab ihr einen Schlag, daß sie aufschrie und sich schüttelnd davonsprang.

„Ah, geh' du auch zum Teufel!“ brummte er.

* * *

Am Abende des darauffolgenden Tages suchte der lange Hagere, der auf dem Felde nebenan geschafft hatte, den alten Zulehner auf, er fand ihn im Hofe. „Guten Abend,“ grüßte er ihn.

„Guten Abend, Feilhauer. Was bringst?“

„Bringen thu' ich nix, hab'n möcht' ich was. Weil mir mein alter Schupfen z'samm'g'fallen is, liegt mir ein Menge Holzwerk auf'm Hof

h'rum, das möchten wir gern schneiden, könntest uns noch ein' Säg dazu leih'n."

„Dös schon." Der alte Zulehner ging nach dem Werkzeugschupfen und kehrte mit dem Verlangten zurück. „Da hast."

„Dank schön," sagte der Feilhauer. „Weißt was Neues?"

„Was denn?"

„Ja, ich weiß nix. Ich mein', ob du von dein' Bub'n was weißt?"

„Ich nit, ich hab' g'laubt, du hätt'st mir vielleicht von ihm was z'sag'n."

„Wie käm' ich dazu?"

„No, ich denk' nur, wann er sich wo verkriechen und verschliefen wollt', so tauget ihm das am besten bei euch und würd' ihm Zeit und Weil' nicht lang bei deiner Liesel."

„Geh', du alter Lotter, du!"

„Und für'n Fall hätt'st ihm wohl sagen können, daß ich ihm sagen laß, von mir aus könnt' er schon bleib'n, wo er is."

„Bei uns is er nit, das kannst glauben," beteuerte Feilhauer. „Wo er denn aber auch nur hin sein mag?"

„Ah, mein, aus der Welt wird er nit sein. Mit einmal werd' ich'n wieder da hab'n. Der bleibt mir nit aus."

„Na, aber wann er kommt, was is 's denn dann nachher?"

„Just 's nämliche, wie bevor er 'gangen is."

„Du bist ein Bockkopf."

„Sorg' nit, dein' Dirn hat's eh' lieber paarweis, geht einer, macht's noch allweil mit'm andern ein Paarl."

„Was? Anderer Leut' Kinder willst du verschimpfier'n?! Denk' an das dein', das ist dir g'sünder! Hätt'st du dein Bub'n ordentlich zog'n! Was is er denn jetzt? Ein Landstreicher! Nit fort hätt'st ihn lassen sollen, das sagen alle im Ort, das nehmen dir alle übel!"

„Soll's sie's nehmen, wie's woll'n! Dös hab' ich mir doch mein Lebtag' nit vorstell'n können, daß er bergwärts 'n Weg nehmen wird, den nach'm Steg hab' ich ihm eh' verlegt. Verlangen d' Leut etwa gar, ich hätt ihn als ein Alleiniger in d' Mitt' nehmen soll'n? Das weiß er halt gut, daß ich ihm was anthu', wann er mir jetzt kommt und d'rum kommt er mir just nit, der Mistbub'!"

Und er kam auch nicht. Dagegen lief zu Handen des Bürgermeisters ein behördliches Schreiben ein, in welchem, behufs der freiwilligen Stellung zum Militärdienste, die Ausweise des jungen Zulehner und die Einwilligung des alten verlangt wurden; trotz aller Einsprache und Abmahnung gab der Bauer seine Zustimmung. „Mengt euch nit ein," sagte er, „thut euch nit einmengen, Leuteln. Ich hab' g'sagt, ich reklamier' nit und wie er es gewollt hat, so soll er's haben. Und daß ich's nur offen h'raussag', ich, an seiner Stell', hätt' es meinem Vater auch so g'macht und der mir nit anders!"

Das Herkommen macht die Menschen, ohne daß diese daran denken, daß sie eigentlich das Herkommen machen. Wäre das Laster hergebracht, die Tugend würde, wenn auch nicht verabscheut, so doch von den einen mit Mißtrauen betrachtet, von den andern mit Nachsicht entschuldigt werden. Hätte sich häufiger ereignet, was da zwischen Zulehner Vater und Sohn vorfiel, die Leute hätten sicher für den Bestand alter Ordnung und guter Sitte zu fürchten angefangen und zur Abwehr aller Neuerung Polizei und Gericht aufgerufen, aber auch so in seiner Einzelheit wurde dieser Fall, weil gegen alles Herkommen, vom ganzen Dorfe abfällig beurteilt, aber in Ordnung eingelebte Leute wissen immer, selbst aus den verwerflichsten Vorkommnissen, für ihr Teil die beste Nutzanwendung zu ziehen, so auch hier. Fühlte von der Zeit ab ein Bursche das dringende Bedürfnis, seine alten Eltern in die Hinterstube zu sperren und mit den Abfällen des Tisches zu füttern, um in der Vorderstube als junger Bauer mit einer jungen Bäuerin hausen zu können und die süßen Kleinen in die Welt zu setzen, die erforderlich sind, um auch ihm einst die letzten Tage zu verbittern, dann war er mit der Berufung auf den Zulehner-Alois rasch bei der Hand, um seiner Drohung, „aus'm Land zu laufen", Nachdruck zu geben und die Eltern beriefen sich auf den alten Zulehner, machten aus der Not eine Tugend, aus der herkömmlichen Notwendigkeit das moralische Verdienst, bessere Eltern zu sein, die ihr Kind nicht in die weite Welt hinauszustoßen vermöchten. Obgleich nun der Alte für alle Umgebung gewissermaßen als abschreckendes Beispiel dahinlebte, so schadete das seinem Wohlbefinden keineswegs und er blieb Jahr für Jahr so rüstig wie zuvor.

* * *

Zum fünftenmale war der Sommer wiedergekehrt, ein freundlich heller Sonntag, der seinen

Namen mit Recht führte, lag über dem Lande, da schritt zur stillen Mittagsstunde ein Soldat, ein Jäger-Unteroffizier, über den Steg in das Dörfchen, trat in das Haus „zun Gott Vatern“ und dort geradewegs in die Stube.

„Grüß dich Gott, Vater,“ sagte er.

Der erhob sich, die andern legten verwundert die Löffel vor sich auf den Tisch und starrten mit offenem Munde.

„Je, Loisl,“ sagte der Alte, „du bist's? Hab' ich's doch allweil g'sagt, mit einmal wirst mir wieder kommen. Na, setz' dich und thu' mit.“ Er holte den Löffel, der so lange außer Gebrauch war, aus der Tischlade hervor und da er sofort begann, den seinen wieder nach der Schüssel und zum Munde zu führen, so griffen auch Knecht und Magd die ihren auf und aßen weiter.

Als nach der Mahlzeit Vater und Sohn allein saßen, begann der alte Zulehner: „Na, schau'st ja recht gut aus. Hat dir nit schlecht ang'schlag'n.“

„Ei ja, was Einer just zum Leben braucht, das hat er.“

„Bleibst jetzt da?“

„Ah bewahr', ich hab' ja noch drei Jahr Dienstzeit. Nur weil sich's g'rad g'schickt hat, daß wir da in der Gegend Feld-Uebung halten, so hab' ich mir denkt, ich nehm' mir ein Urlaub auf achtundvierzig Stund' und schau' einmal dir und n' andern da im Ort nach. Abends muß ich schon wieder fort und darf d' halbe Nacht marschier'n, wenn ich rechtzeitig in mein Quartier treffen will.“

„So, so, auf so ein kurz' Nachschau'n nur? Na ja. Schau' mal, in der Weis' brauchst du mich ja gar nit?“

„Freilich nit.“

„No, daß ich's frei heraussag', ich brauch' dich auch nit, bis auf'n heutigen Tag noch nit, richt' noch all's alleinig. Und daß ich noch sag', aufsässig sein's mir nit wenig, die Leut', weil ich niemand hab', der mich plagt. Hehehe! Aber jetzt komm' mit und schau dir einmal alles an.“

Nun ward der Soldat durch's Haus und über Feld geführt. „Du siehst,“ sagte der Alte, „da ist nix verseh'n und nix versäumt, ah, in guten Stand halten thu' ich's dir schon.“

„Is recht,“ sagte der Soldat, „so verkauft sich's leichter.“

„Verkaufen,“ stammelte der Alte, „verkaufen willst du das Anwesen?“ Auf die Drohung war noch kein Bursche im Orte verfallen, Grund und Boden zu verkaufen, die vom Urgroßvater her vererbten, das Haus zu verkaufen, in dem Ahne auf Ahne gelebt hatte und verstorben war; darauf konnte keiner verfallen, ohne die Wirtschaft, auf die er zu sitzen kam, war er ja kein Bauer, und wenn kein solcher, dann überhaupt gar nichts! Aber der Soldat da konnte freilich anders reden und ein ernsthaft Gesicht dabei ziehen, ohne daß man ihm in dasselbe lachte. Der alte Zulehner begann sich in den Haaren zu krauen. „Es ist nit schön, Loisl, daß du mir so hinterrücks kommst, um mich niederzuducken, daß ich jetzt schnell guter-letzt doch noch nachgäb'; das is nit schön und hat auch kein Absich'n, nit so und nit anders, nit bei mir, noch bei der, die d' meinst, denn die Feilhauer-Liesel, laß dir sagen, — hat schon nächsten Fasching d'rauf, wie d' fort warst, den Gröbner-Anton g'heirat.“

„No, der frag' ich doch nit nach. Unterweil hab' ich andere g'nug kennen g'lernt, die Spaß versteh'n und nit gleich Ernst meinen, denen man 's Maul machen kann, ohne daß 's Ein'm beim Wort nehmen, dieselben sind mir lieber, kannst mer glauben. Aber für ein' Bauer bin ich halt schier schon verdorben, 's Soldatenleben is doch ein anders, mehr h'rumtreiberisch, da lernt mer Leut und Welt kennen, und könnt' ich mich gleich noch entschließen, wo auf einer Wirtschaft sitzen z' bleiben, in dem Nest da tauget's mer nit, das wär' mir z'unlustig; d'rum hab' ich vom Wirtschaftverkaufen g'redt, so beiläufig nur, so lang dir unser Herrgott 's Leben schenkt, nit, seinzeit nachher, halt 'mal einmal.“

„Ah, seinzeit, halt 'mal einmal? Wenn ich nix mehr d'rum weiß und nix mehr davon erfahr', denk' ich, da kränkt's und beschwert's mich wohl auch nimmer.“

Sie gingen eben an der Dorfschenke vorüber, der Soldat trat unter die Thüre. „Kommst mit herein, Vater?“

„Nein, das weißt ja, daß ich nix vertrag.“

„Ich will nur schau'n, was für Bekannte d'rein sein und wie sich die Bub'n ausnehmen, meine ehemaligen Kameraden.“

„Na ja, laß dich halt nachher nochmal anschau'n, bevor d' gehst.“

„Versteht sich.“ Der Soldat trat in die Wirtsstube. Die Burschen rückten an ihrem Tische zusammen und ließen ihn das große Wort führen, denn er mußte etwas zu erzählen wissen! Etliche, mit denen er vor Jahren an

dem gleichen Tische gesessen, sah er jetzt unter den Bauern sitzen, auch den Gröbner-Anton, der eifrig dem Kartenspiele oblag. Nach einer Stunde etwa schlich sich der junge Zulehner aus der Schänke fort, denn hätte er vor Aller Augen Anstalt gemacht, zu gehen, so wären wohl die angeheiterten Bursche auf den Einfall gekommen, ihn nach Hause zu geleiten und darum war ihm just nicht zu thun. Vor der Gröbnerschen Hütte blieb er stehen und sah durch die offene Hausthüre. Rückwärts im Küchengarten bewegte sich ein bunter Rock zwischen den Gemüsebeeten. Er ging darauf zu und rief einen Gruß über den Zaun.

„Jesus, der Alois!“ lachte die junge Bäuerin, die eben Grünzeug ausstach. Sie wischte sich mit der Schürze die Erde von den Fingern, kam zum Gartenthürchen heraus und bot ihm die Hand. „Das ist halt ja ein seltsamer Besuch,“ sagte sie, „und schön, daß du gleich hergedacht hast. Komm' doch in mein' Stub'n.“ Sie führte den Soldaten dahin. „Ja, siehst,“ fuhr sie fort, „was 's Haus und d' Wirtschaft anlangt, säß' ich wohl bei euch auch nit wärmer, aber der Anton ist nit fein gegen mich und sitzt gern beim Kartenspiel und da hätt' ich's vielleicht mit dir doch besser getroffen und hätt'st mich's nur wissen lassen, daß du sobald wieder kommst . . .“

„No, fünf Jahr ist just nit gar so bald,“ lachte er, „und 's möcht dich wohl auch 's Warten schier verdrossen haben und dann geh' ich ja schon heut' wieder fort und bleib' noch ganze drei weg. Uebrigens denk' du nur nit, daß du mit ein' andern zufriedener sein möcht'st, was euch Weibsleut anlangt, da hab' ich zug'lernt, ob ihr verheirat' oder ledig seid, ob vom Mann oder vom Schatz d' Red is, an dem, der just an der Reih' is, habt's ihr allmal was auszu'setzen, all' die frühern kriegen gar d' übelste Nachred', ob da einer was dazu gethan hat oder nit, und der, wo ihr erst anhebt, ein Aug' auf ihn z'haben, der gilt euch jed' Zeit als der liebste und schönste.“

„Das werd' ich mir doch ausbitten,“ schmollte die junge Bäuerin, „so ist's mit uns nit bestellt, was wir die bravern sein.“



Er wollte mit dem Kopfe schütteln, da griff das junge Weib lachend mit beiden Händen nach den Spitzen seines Schnurrbartes und hielt ihn daran fest und er faßte sie an den Knöcheln der runden Arme, um sich zu befreien.

„Brave sind mir eb'n keine unter'kommen,“ sagte er.

„Mir scheint, aus dir is schon ein gar Schlimmer geworden,“ sagte sie. „Ließ'st du mir etwa nit einmal mein' Bravheit gelten?“ Er wollte mit dem Kopfe schütteln, da griff das junge Weib lachend mit beiden Händen nach den Spitzen seines Schnurrbartes und hielt ihn daran fest und er faßte sie an den Knöcheln der runden Arme, um sich zu befreien.

Erst als die Sonne hinabgesunken war und die Sterne zu funkeln begannen, kehrte der Unteroffizier nach seiner Elternhütte zurück, an deren Thüre er seinen Vater lehnen fand.

„Na, also, ich geh' Vater,“ begann der Jäger.

„So, gehst schon? Hast dich lang verhalten, warst d' ganze Zeit über im Wirtshaus?“

„Freilich, wo soll ich denn g'wesen sein? So g'schwind kommt man von alter Bekanntschaft nit los.“

„Seh'n thun wir sich wohl nit so bald wieder.“

„Unter die drei Jahr' kaum.“

„Werd'n auch vergeh'n, drei Jahrl'n das ist ja gar kein' Zeit!“

„Ei, Teuxl, können unterweil eine Menge sterb'n und verderb'n! Also, b'hüt' Gott, Vater! Auch für'n Fall, daß wir sich etwa nimmer seh'n sollt'n, b'hüt' Gott!“

„Hast recht, bereit muß mer ja allweil sein und unter'n Soldaten kann ein'm bald was zustoßen.“

Der Soldat schmunzelte.

„No, wie Gott's Will' is, geh' halt, b'hüt' dich Gott!“

Der Junge hatte den Steg zur Hälfte überschritten.

„Loisl!“ rief der Alte.

Der Gerufene stand stille. „Was denn?“ fragte er.

„Geh' komm' nochmal her, Loisl!“

Der Sohn eilte zu seinem Vater zurück.

„Schau', Loisl, du führst da so ein' Tabak mit dir, wie ös Soldaten ihn raucht's, B'sonder-

heit halber möcht' ich doch einmal kosten, wie der schmeckt; könnt'st mir wohl auf ein' Pfeifen davon schenken, das heißt, wann's dir nit selber abgeht, versteht sich, das möcht' ich nit, daß's dir etwa abging'!"

Der Soldat reichte den Tabaksbeutel dem Alten hin. „Bei Leib, das wär' all's z'viel," sagte der und gab ihn zurück, nachdem er sich eine Handvoll herausgenommen. „Das langt völlig, dank' dir schön. Halt' dich jetzt nit weiter auf. B'hüt' Gott." Der Alte wandte sich nach seinem Hause zurück und der Junge schritt kopfschüttelnd über den Steg; als er drüben die Steige hinanzuklettern begann, lachte er laut auf: „Dös is schon aus der Weis'! Mein' Vater, den lass' ich nächstens für's Geld seh'n, so einer is selten. Fünf Jahr' hab'n wir sich nit g'seh'n, sehn uns auch vielleicht nimmer wieder und er sagt ‚Grüß Gott' und ‚B'hüt' Gott', wir dürften gestern auseinand' 'gangen sein und morgen wieder z'samm'kommen. Z'letzt gar, — ich mein' schon, am End' is er doch weich word'n und will mich um 'n Hals nehmen, — ruft er mich zurück, ich renn' hin, — ein Pfeifen Kommißtabak is ihm lieber! — Die Kameraden werd'n lachen, wenn ich davon erzähl'."

Dieses unverhoffte Wiedersehen des einzigen Kindes nach Jahren und abermalige Scheiden auf Jahre erweckte es denn in der Brust des Alten wirklich gar kein Gefühl, nicht einmal das einer Genugthuung, da er doch, seinem Sinne nach, den Sohn für wohlgeraten halten mußte? Um gerecht zu sein, wenn man genau zusah, und das mußte man freilich, so lag vielleicht etwas Derartiges in der Andacht, mit welcher er den Tabak schmauchte, den ihm sein Bub' geschenkt hatte.

Ein echter Oertler!

Ja, es war eine eigene Gattung Menschen, die wohl jetzt auszusterben beginnt, wo sich die Verhältnisse allerorts aufheben, unter denen sie geworden ist und sich erhalten hat. Daß es unter ihnen ausnahmsweise etliche Weichmütige gab, das ist sicher, wie ja auch ausgemacht ist, daß einzelne so Steinköpfige inmitten weiten Landes und regen Lebens sich entwickeln, und letztere, als Ausnahme, werden unsterblich sein; im allgemeinen aber schließt sich nur der Mensch, der den Kampf des Daseins auf weitem Plane kämpft, inniger an das Nächste und die Nächsten, Jener, dem die Welt eingeengt ist, empfindet selbst den Zunächststehenden oft als Plage und nur die Stimme der Natur, die nicht im Weiten noch im Engen schweigt, spricht Anderen ein Recht auf seine Sorge zu und macht ihm diese zur Pflicht.



Andor.

Roman von Robert Byr.

I.

Ein seltsam dumpfer Knall erschütterte die Luft, sofort verschluckt von dem weichen Grasboden der Pußta, ähnlich einem kurzen Schlag, gegen denselben geführt. Er hatte kein Echo geweckt, dennoch verhallte er nicht unbeachtet.

Schon seit einer Weile war die Aufmerksamkeit der Insassen eines leichten offenen Wagens auf einen Punkt der Heide gerichtet gewesen, wo sich durch die aufsteigenden grauen Dünste die Silhouette eines langhalsigen Ziehbrunnens melancholisch in den fahlen Abendhimmel zeichnete. Jetzt hob sich, wie auf ein Signal, die lange Peitsche und schwirrte über das mutige Fünfgespann hin, daß die Pferde hoch ihre Köpfe warfen und weitausgreifend über den nun immer mooriger werdenden Boden mit seinen tiefausgefahrenen Geleisen dahinflogen.

„Das war ein Schuß. Haben Sie ihn nicht aufblitzen sehen, Baron Belebényi?“ rief einer der beiden dicht in Pelze gehüllten Herren vom Rücksitze her dem Wagenlenker zu. Statt dessen jedoch übernahm der Nachbar des Fragenden die Erwiderung.

„Sie werden sich doch nicht vor unsern berühmten Räubern fürchten, Marquis?“ spöttelte er.

„Im Gegenteile, lieber Graf, ich würde mir deren Bekanntschaft zur höchsten Ehre rechnen.“

„Diese Art Romantik bleibt Ihnen noch vorbehalten. Hier scheint eher ein kleines Intermezzo auf Rohrwölfe bevorzustehen.“

„Ich danke, ich danke. Ich bin kein Tigerjäger wie Sie. — Sagen Sie, Graf Bürck, — Rohrwölfe — ist das eine besonders bösartige Gattung?“

Der Kutscher vorne, dem sein Herr die Zügel abgenommen, mußte, wie ein, von der den langen Schnurrbart ausstreichenden Hand nur schlecht verborgenes Schmunzeln verriet, von der deutsch geführten Unterhaltung mehr verstanden haben, als er vielleicht zeigen mochte, und sagte mit einem Kopfnicken, das seine eigene Vermutung bestätigte, halblaut:

„Czigányak.“

„Du hast Recht, Zigeuner sind es,“ stimmte sein Herr, ebenfalls in ungarischer Sprache, zu. „Aber was haben sie? Es geht etwas Gewaltsames vor.“

Und indem er abermals die Peitsche hob und einen scharfen Zungenschlag hören ließ, richtete er seinen Blick scharf auf die dunkle Gruppe am Ziehbrunnen.

Kein zweiter Schuß folgte auf den ersten, aber das Geschrei hatte sich in wildes Geheul verwandelt. Ein Knäuel von Menschen drängte sich offenbar in großer Erregung zusammen. Dort wo der Boden ein bischen fester und trockener wurde und Weide für die ausgehungerten Mähren bot, war ein Zigeunerlager aufgeschlagen. Neben ein paar Zelten und Plachenwägen brannten Feuer, aber niemand war bei den Kesseln, sogar die mit deren Obsorge betrauten alten Weiber hatten sich, seit der Schuß gefallen, dem allgemeinen Aufstande angeschlossen.

In der Mitte des Ringes, den die stürmisch Andrängenden bildeten, stand mit



Idyll.

Nach einer Zeichnung von Robert Beyschlag.

Zu den liebenswürdigsten unter den Künstlern, die ihre Schaffenskraft dem Frauenkultus gewidmet haben, gehört auch R. Beyschlag, dem wir obige Zeichnung verdanken. In Nördlingen 1838 geboren, machte der Künstler seine Studien auf der Münchener Akademie. Seine Bilder aus dem Frauenleben erwarben ihm bald die reichste Anerkennung und mit vollstem Rechte, denn allen ist der Stempel der Keuschheit und Reinheit aufgedrückt, in allen begegnen wir dem Ausdruck wahrer und inniger Empfindung, die nie ihre Wirkung verfehlt.

erhobenen Armen ein Mann, dessen leichenblasses Gesicht den Ausdruck tiefen Entsetzens trug. Auf seinem rechten Arme lag die Hand einer dicht verhüllten Frauengestalt, vor seinen Füßen der abgeschossene Revolver und unmittelbar dabei eine zerlumpte häßliche Figur, allem Anschein nach einer der Zigeuner mit bleichen, entstellten Zügen und zuckendem Leibe.

Mit wüstem Gekreisch drangen die wilden Gestalten auf das bedrohte Paar ein, selbst der freie Raum, den der zu Boden Gestürzte offen hielt, begann sich schon zu schließen, über ihn hinweg langten die schmutzigen Hände nach dem ängstlich Abwehrenden. Geballte Fäuste, selbst Messerspitzen hoben sich und aus den funkelnden Augen und verzerrten gelben Gesichtern blitzte die Leidenschaft in ihrer unheimlichsten Aeußerung.

In diesem gefährlichen Momente aber hielt auch schon das schäumende Fünfgespann, auf dessen Nahen niemand geachtet hatte, wie eine Erscheinung vom Himmel herab, dicht an dem wildbewegten Knäuel und brachte Stillstand in den Aufruhr, wiewohl die Vorwürfe und Verwünschungen deshalb noch keineswegs aufhörten.

Alle vier Insassen des Wagens hatten sich erhoben. Der Marquis schwenkte seinen Stock; Graf Bürck lag, den Ernst der Situation erkennend schon im Anschlage.

„Zurück, ihr Hunde, oder ich schieße!" rief er, als des Bedrohten kreischende Stimme, all das Geschrei übertönend, in Hilferufen an sein Ohr schlug.

„Räuber! Mörder! Schießen Sie, Herr Baron! Gott der Gerechte!"

Der von dem grotesk Gestikulierenden Angerufene hinderte, statt zu folgen, eine übereilte That.

„Schieß nicht, Arthur! Thun Sie nichts, Savagna! Laßt das arme Volk!" sagte er rasch, dann ließ er die Peitsche in weiten Kreisen über den Köpfen hinfliegen und schloß den Wirbel mit einem Knalle, der lauter tönte als der Pistolenschuß zuvor und unmittelbar darauf herrschte er den Zigeunern in vollem Brustton ein mächtiges: „Auseinander Gesindel!" zu, das wenigstens einen Teil verschüchtert zurückweichen machte. „Auseinander, sag' ich, marsch!"

Was das Kommando nicht vollends erreichte, das gelang einem glücklichen Einfalle. Der junge Mann hatte Zügel und Peitsche dem Kutscher zugereicht, sein Portemonnaie aus der Tasche gezogen, dasselbe geöffnet und warf es nun nach der linken Seite des Wagens, daß die Münzen herausfielen und die Banknoten zu Boden flatterten.

„Da hast du, Brut," rief er, „dort gibts besseres für dich zu thun!"

Kinder und Weiber flogen wie Spreu auseinander und um den Wagen herum, warfen sich auf die Beute und balgten sich im Moraste um dieselbe. Während auch ein Teil der Männer dem Verlangen nicht widerstehen konnte und sogar keck zwischen den Pferdehufen durchkroch, benützte Baron Beledényi den Moment und sprang voll jugendkräftiger Gewandtheit nach rechts vom Wagen herab. Mit ein paar Schritten war er an der Seite des so plötzlich von seinen Bedrängern Befreiten.

„Was Teufel, Adler, hat's denn gegeben?" fragte er ohne das Halbdutzend noch immer zornmütig dreinblickender Zigeuner zu beachten, die durch das gebieterische Auftreten des jungen Mannes eingeschüchtert im Kreise standen. „Haben Sie den armen Kerl da erschossen?"

„Wo werd' ich? Gott soll mich strafen, wenn ich ihm nur ein Haar gekrümmt habe, Herr Baron!" entgegnete der Gefragte, indem er wie früher zur Abwehr, jetzt beteuernd die unruhigen Hände erhob. „Nicht

angerührt hab' ich ihn, meine Tochter kann Zeugnis ablegen; nicht mit dem kleinen Finger angerührt, nicht angehaucht, so wahr ich lebe! Die Fallsucht hat er und von selbst ist er so hingestürzt."

Die Aussage klang ziemlich wahrscheinlich. Der Mann auf der Erde, um den sich nur noch ein altes Weib bekümmerte, das sich an seiner Seite niedergekauert und seine Hände festhielt, hatte beide Augen weit geöffnet. Das eine war von einer weißen Hornhaut bedeckt, das andere erschien ganz nach oben und zur Seite gedreht; an seinen bläulichen Lippen zeigte sich Schaum und der in Krämpfen zuckende, in schmutzige Lumpen gehüllte Körper bot einen Anblick zum Erschrecken.

Unwillkürlich abgestoßen, trotz der Regung des Mitleids, wandte sich Baron Beledényi weg. Sein Auge fiel dabei auf einen der noch mürrisch umherstehenden Männer, der ein intelligenteres Gesicht zeigte als die andern und in seinem Schnurenrock mit den walnußgroßen Silberknöpfen auch besser gekleidet war.

„Du, Punczi Pál?" redete er denselben verwundert und zugleich strafend an. „Seid ihr verrückt? Was ist euch eingefallen? Wollt ihr die Panduren auf dem Halse haben?"

„O gnädiger Herr!" versetzte der Zigeunerhäuptling in gewohnter Ehrfurcht sein wolliges, wie aus Pferdemähnen gesponnenes Haar entblößend, demütig klagenden Tons und in jenem, den armseligen Wanderzigeunern eigenthümlichen Jargon, welcher die klangvolle, stolzcadenzierte ungarische Sprache in ein näselndes Gezischel verwandelt. „Wir haben nichts Böses gethan. Wir sind arme Zigeuner, Euer Gnaden. Ein Kreuzer für unsere Kinder, ein bißchen Tabak für uns! Wir sind ehrliche Musikanten, keine Räuber. Wir wissen, was wir den hohen Herren schuldig sind und die hohen Herren sind gütig gegen uns, aber er — ist kein Herr und hat uns nichts zu befehlen und ein Jude soll nicht schimpfen, drohen und schießen auf —"

„Der Kerl lügt unverschämt wie ein — Zigeuner!" fiel der Angeklagte dem Redenden lebhaft ins Wort. „Ich geschossen? Ich habe gar nicht geschossen. Die Pistole ist mir losgegangen von selbst. Ich habe sie nur zum Scheine hervorgezogen, um mir die Spitzbuben vom Leibe zu halten, da hat meine Tochter mir die Hand auf den Arm gelegt und Paff! war der Schuß draußen, ich weiß gar nicht wie. Ich war selbst so erschrocken, daß mir der Revolver auf die Erde fiel."

„Das ist glaubhaft. Spiele nie mit Schießgewehr," meinte der junge Graf, welcher mittlerweile ebenfalls aus dem Wagen gestiegen war, in dem sein Gefährte noch eine Weile zurückblieb, um belustigt die sich im Schmutze wälzenden Gruppen zu betrachten.

Weit entfernt, die ironische Bemerkung übel zu nehmen, zog vielmehr Herr Adler seine Mütze höflich und machte einen Versuch zu beifälligem Lächeln, das jedoch den noch schreckgelähmten Muskeln einigermaßen mißlang und dem sonst an und für sich wohlgeformten Gesichte etwas Larvenhaftes gab. Die Röte hatte sich auf den fetten und glänzenden Wangen noch nicht wieder eingefunden und das ließ den fast unter Mittelgröße gebliebenen, wohlgenährten Mann mit seinem dichten, erst leise ergrauenden Vollbart und dem noch ganz schwarzen Haupthaar, das sich nur in einem kleinen Kreise am Hinterscheitel zu lichten begann, wohl älter erscheinen, als sonst der Fall sein mochte. Die Beweglichkeit jedoch hatte er trotz des schweren Reisemantels nicht eingebüßt.

„Mein Name ist Adler, Moritz Adler, und ich erfreue mich einer ausgedehnten Bekanntschaft unter den Kavalieren des Landes, mein Herr, die mich weit und breit in der Gegend mit ihrem Vertrauen, und ich darf wohl sagen, mit ihrer Freundschaft beehren, wie Ihnen der Herr Baron bestätigen kann. — Ich bin in Beledvár gewesen, habe Ihren Herrn Bruder gesprochen, Herr Baron, komme auch morgen oder übermorgen nach Löke und bin eben auf dem Wege nach Bukraház zu Herrn von Rainald. Ueberall wird man mir das Zeugnis geben, daß ich kein Mann der Gewalt bin."

„Wer geladene Schußwaffen bei sich führt —"

„Mein Stiefbruder Arthur," warf Baron Beledényi etwas nachlässig ein, indem er auf den achselzuckend Innehaltenden wies, „scherzt gern."

„Ach, Herr Graf," sagte Adler, sich nochmals eifrig verbeugend, „ich habe die Ehre, das heißt, ich habe noch nicht die Ehre gehabt persönlich — aber par renommée — der berühmte Tigerjäger — sehr erfreut! sehr erfreut in der That, man sieht es Ihnen doch sofort an —" und sein scharfes Auge überflog dabei aufmerksam die leidlich hübschen aber wenig ausgeprägten Züge des blonden schlanken jungen Mannes, der neben seines ältern Bruders kraftvoller charakteristischer Gestalt wie ein hochaufgeschossenes schwankes Rohr aussah.

„Das Spielen mit Schießgewehr, meinen Sie?" half er dem Stockenden mit selbstgefälligem Lächeln nach, „das sieht man mir an?"

„Ja wohl, ja wohl, Herr Graf. Das ist aber ein anderes Spiel als das meinige mit dem Revolver. Sehen die Herren, ich führe ihn nur bei mir, weil man doch einen Schutz haben muß, aber mir ist es am allerunangenehmsten, wenn sich jemand der Gefahr aussetzt —"

„Daß er losgehen könnte."

„Von ungefähr, nur ganz von ungefähr! Auf Ehre, Herr Graf. Und ich war in der Notwehr, in der äußersten Notwehr; es hätte mir von Rechts wegen nicht einmal etwas geschehen können, selbst wenn es ein Unglück gegeben hätte." Ein tückisches Aufleuchten seiner kleinen unstäten Augen entging den Brüdern. „Von allen Seiten drangen sie auf uns ein und zuletzt wurde man so unverschämt, daß ich — Sie glauben nicht, meine Herren, was die Kerle alles im stande wären und hätte Sie der Himmel uns nicht zu Hilfe gesendet — der Muttergottes und den Heiligen sei Dank! — ich weiß nicht — ein Glück, daß der Schuß — ein Unglück wollte ich sagen — meine Tochter — —" Trotz seiner großen Zungengeläufigkeit hatte er sich doch verwickelt, er stockte zum zweiten-, zum drittenmale, dann aber sah er sich eilig um, als erinnere er sich plötzlich seines väterlichen Gefühls. „Aber wo ist denn meine Tochter? Gott im Himmel, was fällt dir ein!"

Diejenige, welcher der Zuruf galt, schüttete eben, über den noch immer im Krampf Daliegenden gebeugt, den Inhalt ihres Geldtäschchens in die Hand der runzeligen alten Hexe.

„Sie haben ein edles Herz, Fräulein," sagte Baron Beledényi, zu ihr tretend in freundlicher Weise. „Ein Herz, das über sein Mitleid selbst Schreck und Beleidigung vergißt."

„Nicht jede," versetzte sie, indem sie sich erhob, so leise, daß er es kaum verstand. In der Stimme gab sich noch eine tiefe Bewegung kund und die kleine Gestalt hüllte sich frostschauernd dicht in ihren kostbaren Seehundspelz, so daß der Baron mehr Teilnahme als Neugierde empfand, hinter den Schleier zu blicken, der das Antlitz des Mädchens verhüllte.

Ohnedies war die Frühmärzsonne bereits hinter einer Nebelbank verschwunden, wie sie im Frühjahr und Herbst aus den feuchten Tiefgründen der untern Raab und der mit ihr der Donau zufließenden Marczal aufzusteigen pflegen. Es begann finster und kalt zu werden.

„Erlauben Sie, mein Fräulein," sagte der Baron, den Arm bietend, „daß ich Sie zu Ihrem Wagen begleite. Ja so," unterbrach er sich plötzlich, als er die alte morsche Lohnkutsche fast bis zu den Achsen im Moraste stecken sah. „Hier gilt es erst wieder flott werden. Es scheint allerlei Havarieen zu geben. Das würde zu lange dauern und das Fräulein könnte sich erkälten. Das Beste wird sein, Sie, Adler, nehmen meinen Wagen; Lißló bringt Sie sicher nach Bukraház, Marquis de Savagna besetzt den vierten Platz bei Ihnen; Arthur leistet mir Gesellschaft. Sie grüßen den Onkel inzwischen und sagen ihm, daß wir nachkommen, sobald wir den Rumpelkasten in Ordnung haben. Und nun vorwärts, Punczi Pál, greift an, Bursche, seht zu, daß wir vom Flecke kommen und wenn ihr rasch macht und uns morgen in Löke eins aufspielt, sollt ihr ein Kalb und ein Faß Wein haben!"

Das Versprechen wirkte elektrisierend. Im Nu flammten die Feuer höher auf, rührig arbeiteten die geschickten Hände dieser Handwerker der Pußta und Punczi Páls gravitätisch enthusiastischer Ruf:

„Es lebe Seine Hochgeboren, unser gnädiger Herr, Baron Beledényi Andor!" weckte ein fast endloses „Éljen!"

II.

Ein kräftiges „Éljen!" von rauhester Baßstimme begrüßte auch den Fünferzug, als er nach einer halben Stunde raschen Laufs in den Hof von Bukraház einlenkte und vor dem Herrenhause schnaubend stille hielt.

Auf dem Gipfel einer Anhöhe, welche nach der Flußseite steil abfiel, schloß es mit andern langen, niedern Baulichkeiten ein weitläufiges Viereck ein und sein Strohdach erhob sich auch nicht viel höher als die übrigen, wenn man von dem altertümlichen Gemäuer an der Nordseite absah, dafür aber sprang es weit über einen erhöhten Säulengang vor, der die ganze Front entlang lief. Der Schein einer Laterne beleuchtete den Anfang einer Schnurreihe von Maiskolben, die den Gang bekränzte, und darunter einen stattlichen alten Herrn mit wohlgerundetem Leibe, dessen Glatze jetzt, wo er die Laterne höher hob, während er die schwarze Pelzmütze mit der andern Hand schwenkte, wie ein Spiegel leuchtete.

Mochte es aber schon seine Verwunderung erregt haben, daß sein Gruß keine Erwiderung fand, so stieg dieselbe noch mehr, als er im Lichtschein den Kutscher erkannte.

„Du fährst? — Wen zum Teufel bringst du denn da, Lißló?" fragte der alte Herr erstaunt und zu seiner Ueberraschung waren es deutsche Laute, in denen die Antwort erfolgte.

„Ich wünsche einen guten Abend, Herr von Rainald. Vorläufig sind wir es."

Die Miene des so unerwartet Angeredeten zeigte mehr Ueberraschung als Freude. Er ließ einen lauten Pfiff hören, stülpte die Mütze auf den Kopf und sagte dann kurz, wiewohl nicht ohne Gutmütigkeit:

„Na, steigen Sie nur ab, Adler. Wer ist denn da noch bei Ihnen? Gewiß ein Verdruß, denn etwas Angenehmes bringen Sie doch nie."

Im selben Augenblicke ertönte ein kleiner Schrei, der Schein der Laterne hatte die

Dame gestreift, welcher der Marquis eben vom Wagen half; ein helles Gewand flatterte an dem Herrn des Hauses vorüber, die vier Stufen der Treppe herab, ein freudig gerötetes Mädchengesicht wurde in dem Lichte für eine Viertelsekunde sichtbar, um sofort wieder zu verschwinden und die Neuangekommene wurde im Momente, als sie zu Boden sprang, von zwei weichen Armen umschlungen.

„Zsuzsi!“

Der weiche Laut von süßer Stimme in tiefer Bewegung gerufen, verhallte in dem donnernden Fluche, mit dem der Hausherr die ihm zu säumigen Knechte herbeicitierte und nach der von Adler vermittelten Vorstellung um Licht rief.

„Margit, wo steckt ihr denn in allen Teufelsnamen! Der Herr Marquis sieht ja die Stufen nicht.“

Dieser machte kaum die ersten Schritte empor, als ihm eine Dame von sehr ansehnlichem Umfange den Weg versperrte, die ihm als die Frau des Hauses vorgestellt wurde.

„Jujh! wie seh ich aus!“ rief sie an ihrer Schürze herabstreifend. „Es ist aber gar nicht schön, daß Andor uns nichts davon geschrieben hat, wenn er so hohe Herrschaften mitbringt, daß man sich auch ordentlich vorbereiten hätte können.“

Unter verschiedenen Entschuldigungen und Anrufen nötigte sie den vergeblich den Vortritt ablehnenden Gast in das Zimmer, auf dessen Schwelle ein junger Offizier mit hochgehaltenem Leuchter erschienen war. Er kam aus den Komplimenten nicht heraus.

Adler, um den sich niemand bekümmerte, hatte, während er den andern folgte, Zeit, über den Unterschied des Empfanges nachzudenken, der ihm selbst zu teil wurde. Das bittere Lächeln, das seinen Mund umzuckte, das böse Aufleuchten des Auges verschwand jedoch, als er das Gemach betrat.

Es war nicht sonderlich erleuchtet, überheizt und sehr einfach in altmodischer Weise eingerichtet, nicht einmal Tapeten deckten die weißgetünchten Wände, denen nur ein paar Kupferstiche in glatten braunen Rahmen und ein kleiner vorgeneigter Spiegel mit schräg dahinter steckender Pfauenfeder zum Schmucke dienten, dennoch machte es einen gar behaglichen Eindruck, zumal nach der langen Fahrt über die weite Ebene.

Der Marquis, fast gewaltsam zum Ehrenplatze geleitet auf dem schmalen abgesessenen Kanapee neben dem großen grünen Kachelofen, wußte nicht, wohin sich zuerst wenden. Hier hatte er einen Händedruck zu wechseln mit Herrn Oberlieutenant von Potyondi, einem zierlichen, äußerst eleganten Offizier, den seine Uniform vorzüglich kleidete. Dort der alten Dame, welche nun erst neuerdings ihre Schürze entdeckte, darüber die Behauptung aufstellte, der Herr werde schöne Dinge von ihr denken und sie müsse doch gleich andere Toilette machen und auch in der Küche nachsehen, damit die Gäste nicht verhungern, angelegentlichst das Gegenteil zu versichern. Hinterrücks nahte ihm schon wieder der Hausherr und nötigte ihn zu einem Glase Wein, das er inzwischen aus der Flasche vollgeschenkt, die bei dem hingeworfenen Kartenspiele und der Tabakspfeife stand, wie er und sein Partner beim Geräusch des in den Hof fahrenden Wagens zuvor alles verlassen. Adler mußte gleichfalls Bescheid thun.

Unterdessen traten auch die beiden Mädchen ein, die sich bei der Umarmung um die ganze allgemeine Begrüßung verspätet hatten.

„Oh, oh, schönes Fräulein, seien Sie willkommen!“ sagte der Hausherr sich erhebend, was ihm bei seiner Beleibtheit und

dem Ungehorsam seiner gichtischen Beine, die in den hohen Stiefeln nicht so ganz sicher standen, eben nicht leicht wurde.

Er half sich aber mit dem starken Beilstocke, der für gewöhnlich in den Schnüren seines bequemen Attilas hing, und sein gutmütiges Gesicht, das sich nur wie zur Maske die struppigen Brauen über den wohlwollenden hellblauen Augen und den mächtigen grauen Schnurrbart unter der Hakennase aufgeklebt zu haben schien, lächelte der ganzen Breite nach in Vergnügen und Wohlgefallen, denn seine Anrede war keine leere Schmeichelei. Auch der Marquis, den die Unterhaltung mit seiner Reisegefährtin sehr neugierig gemacht hatte, sowie der junge Offizier sahen überrascht auf die Schönheit der jungen Dame, die mit zurückgeworfenem Schleier dastand, und deren feines Gesichtchen aus dem bräunlichen Pelz wie eines jener berückenden Bilder heraussah, die man sein ganzes Leben lang in der Erinnerung herumträgt, voll Sehnsucht nach dem Originale, weil man den Zauber nimmer zu brechen vermag, den die Meisterschaft des Malers in die dunklen Augensterne zu bannen gewußt.

Und hier waren es nicht die eines Bildes, hier waren es die großen, dunkeln, lebenden Augen selbst, die leuchtend und voll aufgingen, wie Sterne und jeden befangen machten, den ihr Strahl traf, daß ihm von dem ganzen edlen Oval des Antlitzes nur der Eindruck dieses Blickes blieb.

Und auch jeder andere wurde davon verdunkelt. Für sich allein hätte das liebliche Mädchen, das zuvor so freudig der Neuangekommenen entgegengeflogen, sicherlich Beachtung, ja sogar warme Anerkennung gefunden. Der Wuchs dieser züchtigen Gestalt war hoch und bei aller Fülle doch schlank, das runde bräunliche Antlitz wurde von treuen seelenvollen Augen belebt und in reicher Fülle lagen die breiten braunen Flechten um das etwas geneigte Köpfchen, doch mußte all die Holdseligkeit den Preis an die fesselnde Erscheinung abtreten, die jetzt von Adler als seine Tochter genannt wurde und bei deren Anblick jeglicher Vergleich solcher Einzelnheiten gänzlich vergessen wurde.

„Ihre Tochter? Warum nicht gar!“ entfuhr es unwillkürlich dem Hausherrn, und er sah fast unwirsch aus, als könnte er eine solche ungereimte Behauptung ernstlich übel nehmen.

„Hat sich gemacht, — nicht wahr, hat sich gemacht?“ meinte der in Zweifel gezogene Vater, indem er sich vergnügt die Hände rieb. Man sah ihm an, daß er sich von der so seltsam kundgegebenen Ueberraschung des alten Herrn geschmeichelt fühlte.

Weniger war dies mit seinen Worten bei Susannen der Fall. Halb pikiert, halb scherzhaft wandte er sich an ihre Freundin.

„Ich bitte dich, liebe Ilka, agnosciere du mich,“ sagte sie ironisch, was aber die Aufgerufene thatsächlich als Ernst nahm.

„Habe ich dir nicht erzählt, uram bácsi*), wie schön Zsuzsi geworden ist,“ nahm sie eifrig das Wort, indem sie daran ging ihr aus den Hüllen zu helfen. „Schon im Kloster verschwanden wir alle neben ihr, selbst wenn sie uns nicht durch ihr Talent und Wissen ausgestochen hätte; seit letztem Jahr ist sie aber noch viel reizender geworden. Ach, wie ich mich freue, daß sie Wort gehalten und mich besucht hat.“

„Herzchen, meinst du denn, daß ich mich nicht auch freue!“ entgegnete leise die Gepriesene und liebkoste die Freundin mit ihrem Blicke.

*) So viel wie „Herr Vetter“, eigentlich „Brüderchen“. Eine Anrede respektvoller Zutraulichkeit gegen ältere Freunde.

Adler glaubte seinem väterlichen Stolze eine weitere Genugthuung geben zu müssen.

„Sie war jetzt zur vollen Ausbildung," erläuterte er, „für den Brillantschliff und die feine Aussprache ein Jahr lang noch in einem berühmten belgischen Institute. Nun habe ich sie aber zu Hause und sie hat mir keine Ruhe gegeben, bis ich sie mitnahm. Ich hab's bereut, ich hab's bereut am Sagenbrunnen. Es hätte uns schlimm ergehen können, wenn die Herren uns nicht so energisch zu Hilfe gekommen wären. Ich wollte sie eigentlich auch gar nicht mitnehmen, aber sagen Sie selbst, Herr von Rainald, glauben Sie, daß man diesem Kinde etwas abschlagen kann, wenn es sich einmal eine Sache in den Kopf gesetzt?"

Der Gefragte, der seinen Sitz wieder eingenommen, gab nur einen unartikulierten Laut von sich, seine Stirne hatte sich gerunzelt und sein Schnurrbart eine verdrießliche, schiefe Richtung eingenommen.

„Geh' du, mein Kind, und bringe das Fräulein hinüber ins Kastell," sagte er.

Ilka erschrak bei dieser unerwarteten Anordnung und sah betroffen auf.

„Ich glaubte aber —"

Sie verstummte sofort wieder.

„Du hast einen Gast und für ihn Sorge zu tragen, das geht allem andern vor. Das Fräulein wird müde sein und wünschen, es sich bequem zu machen. — Ich empfehle mich, mein Fräulein; geruhsame Nacht!"

Dieser mit Bestimmtheit gegebenen Weisung wagte Ilka keinen ihrer schüchternen Einwände entgegenzusetzen. Aber der Nachdruck dieser Anordung, der Gegensatz gegen die frühere kordiale Begrüßung berührte nicht nur Ilkas verwundert dreinsehende Freundin, sondern auch die übrigen Gäste seltsam.

„Die Mädel werden sich auszusprechen haben, das ist ihnen manchmal sogar noch lieber, als sich den Hof machen lassen," sprach Herr von Rainald, der es wohl bemerkte, sobald die Thüre wieder geschlossen war, seine Meinung in entschiedenem, alle Erörterungen abschneidendem Tone aus, indem sein schon wieder freundlich blickendes Auge ein wenig spöttisch den Marquis streifte, der ganz darnach aussah, als ob er dieses Diktum in Zweifel zöge, wobei er sich auf die Erfahrungen stützen zu können glaubte, welche ein abwechslungsreiches Leben einem wohlgewachsenen Manne von Rang und Namen, der sich eines leidlich interessanten Angesichts, eines noch ungefärbten, wenn auch kurzen Haupthaars, und eines überaus wohlgepflegten, nach drei Richtungen in scharfe Spitzen auslaufenden Bartes erfreut, den Ruf der Lebensweisheit und des Witzes genießt und seiner galanten Abenteuer wegen eine Weile lang fast berüchtigt war, im Laufe der Jahre, ehe er sein sechsunddreißigstes erreicht, auf allerlei diplomatischen Kreuz- und Querfahrten in Europa zu sammeln vergönnt. Und einem solchen Sieger auf dem Parkett und im Boudoir, wie auf dem Tanzplatze und in der Matrosenkneipe wollte solch alter Bärenhäuter die Geheimnisse des weiblichen Herzens erschließen? Lächerlich!

Weit eher schien der junge Offizier ein Mann, der mit denselben vertraut. Der Marquis wandte sich an ihn.

„Gewiß sind auch Sie mit dieser Ansicht unsres liebenswürdigen Wirtes einverstanden, die von einer so feinen Beobachtung der Frauenscharaktere zeugt. Oder sollten Sie an der Richtigkeit derselben zweifeln, mein Herr?"

„Das würde der unerfahrenen Jugend nicht geziemen dem erfahrenen Alter gegenüber."

„Sehr lobenswerte Grundsätze," pries der Marquis ein wenig grinsend und

schüttelte mit lebhaftem Vergnügen dem andern die Hand. Hier hatte er einen Gesinnungsgenossen gefunden.

In leicht geführtem Gespräch erfuhr er, daß er hier nicht einen Verwandten des Hauses, wie er vorausgesetzt, vor sich habe, sondern den Sohn des Verwalters von Löke, der Besitzung Baron Belédnyis drüben jenseits des Flusses, wo Oberlieutenant von Potyondi seit ein paar Wochen seinen Urlaub verbrachte. Er wollte nur herübergekommen sein, den Baron, mit dem er von seinen Knabenjahren her befreundet und von dessen Ankunft er durch den telegraphischen Befehl, die Pferde nach der Bahnstation zu schicken, verständigt war, schon hier zu begrüßen.

„Denn daß Andor im Vorüberfahren da einsprechen werde, lag ja außer allem Zweifel. Sein Onkel würde ihm das Gegenteil nie verzeihen."

„Und noch weniger vielleicht seine schöne Cousine," warf der Marquis schlagend hin. Er dämpfte seine Stimme zwar etwas, doch war die Vorsicht überflüssig, da Rainald unterdessen auch seinerseits eine abgesonderte Verhandlung mit Adler angeknüpft hatte.

„Seine Cousine?" fragte Oberlieutenant von Potyondi verwundert und ein wenig lebhaft. „Herr von Rainald hat keine Kinder. Sie meinen Ilka?" — „Nein, Fräulein Ilka ist nicht blutsverwandt," erklärte er, seine etwas zu vertraulich klingende Bezeichnung rasch verbessernd. „Es ist die Nichte des Pfarrers Bertalan in Löke, das Patenkind der Mutter Andors. Gräfin Bürck hat sich bei ihren Lebzeiten derselben freundlich angenommen und auch für einen Institutsplatz gesorgt. Gegenwärtig ist das Fräulein hier, kochen zu lernen."

„Kochen lernen?"

„Das ist für die jungen Mädchen bei uns zu Lande noch unerläßlich," erläuterte der Oberlieutenant, den des Marquis' Erstaunen erheiterte.

„Ja, wird denn bei ihrem Oheim nicht gekocht? Bei einem Pfarrer, sollt' ich meinen —"

„Doch, doch," lachte der Oberlieutenant, wie ich weiß, ganz vorzüglich. Es führt sogar ihre eigene Mutter dort das Regiment. Aber man hält in Ungarn auf Gebräuche, die durch das Alter geheiligt sind und — auf gutes Essen."

„Und auch Sie, mon ami, sind, wie ich glaube — kein Kostverächter."

Das spöttische Lachen des Marquis verriet den Triumph, an richtiger Stelle auf den Busch geklopft zu haben, doch lag in seiner liebenswürdigen Manier keine Herausforderung, so gut seine Anspielung auch verstanden worden war. Ein heftiger Schlag auf den Tisch, der die Gläser erklirren machte, enthob übrigens der Notwendigkeit darauf einzugehen und lenkte die Aufmerksamkeit der beiden auf den erregten Hausherrn.

„Zum Teufel mit dieser politischen Lage!" rief derselbe aus. „Immer diese politische Lage! Wie Sie mir die Türkenlose eingetauscht haben, war die politische Lage schuld, daß sie fielen. Jetzt sollen wieder diese Obligationen fallen. Meinetwegen sollen sie! Ich will nichts mehr hören davon."

„Ich rate ja nach bestem Wissen," verwahrte sich Adler.

„Nein, nein, nein! Mag alles zu Grunde gehen, ist mir alles eins! Immer diese politische Lage! Wer ist schuld an all diesen Entwicklungen? Nur die Regierung. Der Teufel hole —"

Scherzhaft fiel der Marquis dem Zürnenden in die Verwünschung.

„Sie werden sich einen Hochverratsprozeß an den Hals ziehen, Herr von Rainald, ich

warne Sie ernstlich. Mit Regierungen ist nicht zu spaßen — so lange sie nicht gestürzt sind."

„Sie haben recht; der Spaß vergeht einem schon von selbst zuvor, Herr Marquis," sagte Rainald zum Teile schon begütigt. „Kommen Sie, meine Herren! Trinken wir ein Glas Wein, auf daß wir bald mit unserer Regierung — spaßen dürfen."

Lachend leerte jeder sein Glas.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen," rief der Marquis, „Sie leben doch in einem wunderbaren Lande. Sie wissen gar nicht, was Sie haben!"

Der alte Herr war entzückt von diesem Preise, jeder Mangel der süßen Heimat verschwand und ihr Lobredner mußte von seinen Wahrnehmungen und Erlebnissen erzählen. So kam endlich auch der Vorfall mit den Zigeunern zur Sprache.

„Am Regekút?" fiel Rainald verwundert ein. „Merkwürdig! Er heißt nicht umsonst ‚Sagenbrunnen'. Immer wieder geschieht dort etwas und fügt sich der langen Reihe von Geschichten an, die über jene Oertlichkeit im Umlaufe sind. Zu allererst schon soll von den zwei Brüdern, die ihn gegraben, einer den andern erschlagen haben. Aber diesmal hätte es sich ja nicht um einen Brudermord gehandelt. Wer war eigentlich der freche Bursche? Man muß ihn ausfindig machen und zur Strafe ziehen, sonst verliert das Gesindel allen Respekt."

Adler war bei dem Worte Brudermord zusammengezuckt und zeigte eine auffallende Unruhe, rasch über die Schilderung der Scene hinwegzukommen, in welcher ihm der Marquis mit feiner Ironie eine Heldenrolle zugeteilt hatte.

„Er hat ja schon Strafe genug," stimmte dieser ihm zu, „der arme kranke Mensch muß manchmal wohl nicht bei Sinnen sein. Lißló nannte ihn ja auch den verrückten Görbedán."

„Görbedán?" wiederholte Rainald. Er ließ wieder seinen leisen doch scharfen Pfiff hören und richtete sein Auge fest auf Adler, welcher demselben geflissentlich auswich.

Alles aber war im Momente abgebrochen und vergessen, als jetzt ein Knecht, zwar nur in der einfachsten Bekleidung aus weitflatternden weißen Linnen, aber in streng militärischer Haltung eintrat und „gehorsamst meldete", daß der andere Wagen komme.

Viel rascher als man es der schwerfälligen Figur des alten Herrn zutrauen mochte, war der Stock zur Hand und die Laterne dem Knechte entrissen. Der Marquis folgte auf den Gang hinaus und die beiden andern standen im Begriffe, desgleichen zu thun, nur gingen sie langsamer und Adler fand dabei Zeit, ein paar Worte im Vertrauen fallen zu lassen.

„Es freut mich, Herr Oberlieutenant," sagte er höflich, doch aber mit einem merklichen Tone der Herablassung, „es freut mich, daß Sie Urlaub haben. Da können wir gleich mit Ihrem Herrn Papa über die Sache sprechen und sehen, was sich machen läßt."

Der Angeredete schien davon wenig entzückt. Er kaute an seiner Lippe und meinte, er habe keine Eile, Adler jedoch entschied mit gönnerhafter Miene und tröstendem Tone:

„Bah, verschieben nützt da nichts. — Den Kopf kostet es ja auch nicht."

Wieder erscholl draußen ein jubelndes „Éljen!" zum Willkommen, diesmal wurde es auch von kräftigen Stimmen erwidert und im nächsten Moment begrüßte der Hausherr die beiden jungen Männer.

„Andorkám, mein Sohn!" rief er dem zuerst Ausgestiegenen zu und umarmte ihn herzlich, auf die Gefahr hin, ihm die La-

terne auf dem Rücken zu zerschlagen und ein Loch in den Pelz zu brennen. Sein jüngerer Neffe mußte sich mit einem derben Händedruck begnügen.

„Du kennst mich wohl gar nicht mehr, Onkel Gábor?" scherzte derselbe.

„Ist freilich lange genug her, daß ich dich nicht gesehen. Wenn man in Afrika, Australien oder Gott weiß wo herumpirscht, hat man keine Zeit nach Bukraház zu kommen."

„Jetzt bin ich aber da und sehe, daß ich die grimmigste Tigerhöhle viel näher gehabt hätte. Was sagen Sie, Marquis, welch fürchterliches Brummen uns empfängt?"

„Na, komm nur herein! Zerrissen wirst du nicht. Bist mir noch immer lieber als dein Bruder Ferry, das langweilige hölzerne Rechteck."

„Danke, und ich werde ihm die freundliche Einladung ausrichten, sobald ich wieder nach Gösenstein komme."

Die muntern Stichelreden hatten damit ein Ende und die ganze Gesellschaft begab sich wieder in das Zimmer, nachdem auch Andor mit dem jungen Offizier eine Begrüßung gewechselt.

„Es trifft sich gut, Jenö," hatte jener geäußert, „daß wir dich hier finden. Vielleicht kannst du dich uns anschließen und in die Karpathen mitkommen. Wir wollen nach Fölombágy auf die Bärenjagd."

Darauf hatte sich aber auch die ganze Begegnung beschränkt und sie rechtfertigte — wie der Marquis meinte — keineswegs die als Ursache der Anwesenheit in Bukraházan gegebene Sehnsucht nach einem beschleunigteren Wiedersehen.

Neue Gläser wurden vollgeschenkt, abermals fröhlich angestoßen und Andor, den Rainald mit den verliebten Augen eines Mädchens ansah, fragte nach der Tante.

Er wolle sie in der Küche aufsuchen, sagte er. Im Eßzimmer, durch welches er den Weg genommen, fand er aber statt ihrer Ilka, eilig beschäftigt, noch etwas an dem Tische zu ordnen, der mit blendend weißem Damast gedeckt und mit Silber und Krystall reich versehen, dem ganzen Gemache ein elegantes und festliches Aussehen verlieh, so einfach es mit der tannenen Credenz und den alten braunen Leinenschränken, deren Simse ein Dutzend wunderlicher gelber Calabassenkürbisse umkränzte, für gewöhnlich auch erscheinen mochte.

Andor war auf das Mädchen zugetreten und hatte die kleine braune Hand ergriffen, die ihm mit sichtlicher Freude gereicht wurde. Doch schlugen sich die sanft blickenden Augen mit auffallender Befangenheit nieder, da er das Resultat seines wohlgefälligen Betrachtens in den Worten aussprach:

„Und wieder bist du schöner geworden, Ilka. Größer aber darfst du jetzt nicht mehr werden, sonst wächst du mir über den Kopf hinaus und das kann ich nicht zugeben, kleine Ilka."

Als er sie nun gar an sich ziehen und in brüderlicher Weise auf die Wange küssen wollte, da beugte sie sich tief errötend und verwirrt weit zurück und entwand sich seinen Armen, während ihr Auge, in einer plötzlichen Thräne schwimmend, blitzschnell die Thüre streifte, in der eben die Uniform des Offiziers sichtbar wurde.

Dabei lachte aber ihr roter Mund, die Verlegenheit zu bemänteln.

„Ich habe es eilig, Frau von Rainald wartet schon und niemand war da zum Tischdecken."

„Nun wohl," entgegnete Andor, ihre Hand noch immer festhaltend, „wir werden also um eines Kusses Länge später essen, aber es wird mir um so besser schmecken."

„Nein, nein! Ich muß noch in die Küche und für meine Gäste sorgen."

Frau von Rainald unterbrach die kleine Neckerei. Sie umarmte zwar ihr „Söhnchen", ihr „süßes Herz", ganz aber vermochte auch sie diesmal sich der Wiedersehensfreude nicht hinzugeben. Rauschende braune Seide umgab in vielen Falten die stattliche matronenhafte Gestalt, eine große weiße Haube mit violetten Bändern krönte das noch immer dunkle Haar, die Schürze war verschwunden und nur der Schlüsselkorb in ihrer Hand durfte noch als wirtschaftliches Attribut gelten, doch mit der gewohnten einfachen Tracht war ihr auch ihre häusliche Gemütlichkeit, zum Teil wenigstens, abhanden gekommen. Das einst gewiß sehr schön gewesene Gesicht zwischen den schlichten Scheiteln zeigte neben dem unverwischbaren Ausdruck tiefer Seelengüte auch etwas wie Unruhe und Besorgnis, und das so innig auf den Liebling schauende Auge schweifte plötzlich wieder prüfend über die Tafel hin. Auch ihre Begrüßung des jungen Neffen fiel weniger warm aus. Ihr Erscheinen rief die Gäste zu Tisch.

Im Aufbrechen reichte Herr von Rainald, als ob dies selbstverständlich sei, Adler zwei Finger und bot ihm gute Nacht.

„Und grüßen Sie mir Ihre schöne Tochter," fügte er lächelnd bei, „die werden Sie wahrscheinlich nicht so lange behalten, als ich meine Papiere."

„Ich bleibe noch ein paar Tage in der Gegend, vielleicht besinnen Sie sich doch. Fragen Sie Beledényi, er wird Ihnen sicherlich bestätigen, daß mein Rat gut ist."

„Hab' ich Nein gesagt, bleibt's dabei!" entschied der ungeduldig Werdende. „Ich will gar nichts mehr davon wissen und von meinem Saatgetreide bekommt niemand auch nur ein Körnchen, und wenn der König Pharao mit dem ägyptischen Joseph selber käme."

Adler verbeugte sich nur mit einer sprechenden Gebärde. Sie sagte:

„Ich habe das Meinige gethan."

Weit unangenehmer schien diese so energisch bekräftigte Abweisung denjenigen zu berühren, auf den er sich berufen hatte. Andor war im Begriffe gewesen, ein paar Worte dreinzugeben, jetzt preßte er die Lippen fest aufeinander, ein Schatten flog über seine Stirne.

Verwundert fragte der Marquis, als alle um den Tisch gereiht waren und kein Platz leer, auch Adler verschwunden blieb, ob denn die jungen Damen nicht erscheinen würden, erhielt aber nur eine unzureichende Antwort, über welche sich auseinanderzusetzen ihm die Hausfrau mit ihrer unablässigen Nötigung, zuzugreifen, nicht Zeit ließ. Wo sie sich einmal nach einer andern Seite wandte, nahm der Hausherr Glas und Ohr in Beschlag. Dieses mächtige Hindurchkämpfen zwischen Kränkung der Küche und Eifersucht des Kellers war keine leichte Aufgabe.

Hier sei noch das Land, meinte der Marquis launig, wo es homerischer Helden würdige Aufgaben gebe.

Inmitten des fröhlichen Tafelns aber gab es trotz all der klingenden Gläser doch einen klingenden Mißklang, als der Marquis abermals auf die Damen zurückkam und nun auch Arthur einstimmte, wiewohl er von seinem Bruder bereits früher eine Erklärung über das Verhältnis des „Getreidehändlers, Gütersensals und Vermittlers" zu dem Hause erhalten.

„Ist es wahr, Onkel Gábor," fragte er munter, „daß du uns den Anblick der Schönen, von deren Reizen mir meine glücklicheren Nachbarn nicht genug erzählen können, bloß aus dem Grunde nicht gönnst, weil du für unser Seelenheil besorgt bist? Du hättest denken sollen, daß es mir der Orient schon lange angethan hat. Da kommt jegliche Vorsicht zu spät."

Die Hausfrau suchte ein wenig verlegen von Ermüdung, Schreck und Mädchenfreundschaft zu sprechen, ihr Gatte fiel ihr jedoch kurzweg ins Wort:

„Adler weiß seit langer Zeit, wohin er gehört und wohin nicht."

„Aber die junge Dame!" warf der Marquis ein.

„Ist seine Tochter," versetzte Rainald bestimmt, was Anlaß zum Lachen gab, das aber verstummte, als er mit ernster Miene fortfuhr: „Ich esse zuweilen auch mit meinen Mägden und Knechten am selben Tisch und aus einer Schüssel, und es ist mir niemand zu gering dazu. Aber mit diesen Leuten gibt es keine Ausnahme, denn die machen das dann gleich zur Regel; die nehmen immer unverschämt die ganze Hand, darum muß man sich hüten, ihnen den kleinen Finger zu reichen. Was sollen jene hier, die das, was meine Frau kocht und ich esse, für unrein halten? -- Beleidigen will ich niemand, aber mir selbst auch nicht Gewalt anthun. Ich muß meine Ellenbogen auf den Tisch legen können nach Gefallen, sonst schmeckt es mir selbst nicht."

Nur einen Irrtum suchte Andor, der sich bisher in der Frage schweigsam und gleichgültig verhalten, zu berichtigen, indem er seinen Onkel erinnerte, daß Adler ja ein Christ und seine Tochter zur Erziehung im Kloster gewesen sei.

„Ein Christ?" entgegnete Rainald sich ereifernd und mit dem Ausdruck unwilliger Verachtung. „Ein getaufter Jude ist er. Hat er sich im Weihwasser auch seine Rasse abgewaschen? Blut ist Blut und Stamm ist Stamm. Ein Merinoschaf wird kein ungarisches, wenn es auch auf die Bukrahizer Pußta geht und Tag für Tag durch die Raab getrieben würde. Fremdlinge sind sie, die uns hohl ausfressen wollen und in unsre Haut hineinschlüpfen, uns auskaufen mit unserm eigenen Gelde, das sie uns abgenommen. An meinem Tisch essen sie nicht und unter meinem Dach schlafen sie nicht. Muß ich ihnen Unterkunft geben, so ist Platz für sie drüben im alten Kastell. Das ist so ein richtiges — Adlernest."

„Aber man kann sie doch nicht ausschließen," suchte ihm mit objektivster Ruhe Andor zu erwidern, „und sich in Widerspruch setzen zu allen modernen, liberalen Prinzipien. Sie haben einmal gleiches Recht vor dem Gesetze und in der Gesellschaft."

»Nem bánom!« trotzte Rainald, der immer noch mehr in unmutigen Eifer geriet, und stellte sein Glas heftig hin, „was kümmere ich mich auf meinem Grund und Boden um diese neuen Gesetze? Wer hat sie gemacht? Ich bin nicht liberal; ich bin nicht modern; ich will nichts wissen von diesen prinzipienlosen Prinzipien! Die sind nicht hier gewachsen auf unsrer ungarischen Erde, sondern erst durch die Fremden hereingeschmuggelt und in die Mode gebracht worden, weil sie ihnen eben nützen. Eine andre Frage ist, ob sie auch uns Nutzen bringen und ich protestiere. Wir waren reich und mächtig und unabhängig ohne diese Fremden. Wer hat unser schönes Ungarland zu Grunde gerichtet als — die Juden und die Schwaben?"

„Erlaube, Onkel," wollte Arthur eine Einwendung vorbringen, er wurde aber bei der ersten Silbe unterbrochen.

„Ach was, bist auch ein Schwab!"

Lachend nahm der so Verurteilte den Vorwurf hin, er verzichtete aber zu seiner Genugthuung nicht auf einen Gegenausfall.

„Nun, da kann ich mich in guter Gesellschaft trösten, Onkel. Sie sind ja gleichfalls ein halber."

Der Scherz wurde aber gar ernsthaft von dem alten Herrn aufgenommen. Seine

Hand fiel schwer auf den Tisch und so heftig fuhr er auf, daß der Rand desselben ein paar von den zahllosen runden Knöpfen abriß, welche in dichter Reihe bis zum Halse die Weste hinanliefen.

„Ich!“ rief er in loderndem Zorne, der sein volles Gesicht dunkelrot färbte, wie der nahende Sturm die Abendsonne. „Ein Elender bin ich, wenn es wahr ist!“

Er that wirklich, als wäre ihm der größte Schimpf von seinem Neffen zugefügt worden, und dieser suchte seine Angabe wenigstens zu begründen.

„So viel ich weiß, ist die Familie Rainald nicht mit Attila durch die Theiß geschwommen, sondern dein Urgroßvater erst eingewandert.“

„Ich bin nicht mein Urgroßvater,“ brauste der in seinem höchsten Stolze Angegriffene auf, da er eben keinen andern Widerlegungsgrund hatte. „Ein Ungar ist, wer in Ungarn geboren, wer als Ungar denkt und lebt.“

„Damit gibst du aber die geleugnete Metamorphosierungsfähigkeit der Rassen zu,“ wollte Arthur schlagend einfallen, sein Bruder hielt ihn zurück.

„Lassen wir den Streit,“ mahnte er. „Ist die ganze Sache wert, daß wir uns damit Laune und Appetit verderben? Wir werden heute die Judenfrage nicht erledigen. Das überlassen wir meinem Bruder Rápolt, der mag sich mit seinen Parteigenossen im Reichsrate darüber den Kopf zerbrechen. Ich wünsche ihm nur, daß er dabei so viel Vergnügen habe, wie wir auf unsrer Bärenjagd.“

Er hatte das Gespräch damit auf ein anderes Thema gespielt, aber ohne eine Hilfe von außen wäre die Verstimmung wohl noch lange nicht geschwunden.

Plötzlich und ohne Vorbereitung, während sich die Hände, mehr als der Mund, noch lässig mit dem Dessert beschäftigten, setzten unsichtbare Instrumente ein und es bedurfte nur der ersten stürmischen Takte des Rákóczymarsches, um den alten Herrn aufs Mächtigste zu elektrisieren.

„Éljen a haza! Es lebe die Heimat!“ jubelte er, mit dem ungestümen Feuer eines Jünglings aufspringend. „Herein da! Spielt auf!“ befahl er ganz begeistert und ließ den Zigeunern die Thüre öffnen.

Bei den Klängen des Nationalmarsches hielten, zum nicht geringen Schreck der für ihr Silber und Leinen, wie für ihren saubern Fußboden zitternden Hausfrau, die zerlumpten, schmutzstarrenden Bursche ihren Einzug, Punczi Pál an der Spitze und zu allerletzt, hinkend und die kleine Baßgeige am Lederriemen vor sich hertragend und eifrig dabei den Bogen führend, der Unglückliche, der sich von seinem Anfalle am Sagenbrunnen schon wieder erholt hatte.

„Na, Loch hast du keines, Görbedán,“ sprach ihn Rainald derb scherzend an. „Es ist ein Glück, daß du nicht totgeschossen bist. Ein Lump wäre zwar weniger auf Erden, und um dein Eulengesicht zergrämte sich auch kein Schatz, aber wir hätten keinen Baßgeiger gehabt heute Abend und das wäre schade. Wer für den Strick bestimmt ist, stirbt nicht an einer Kugel. Streich zu!“

Er kehrte sich nicht an den bösen Schiefblick des Einäugigen und schwenkte sich nach dem Takte der Musik, so gut es gehen wollte, in das Wohnzimmer hinüber, wohin sich die ganze Gesellschaft begab.

III.

Einst war Bukraház nicht der bescheidene Landsitz eines seine Felder, Weingärten, Pußten und Waldungen selbst bewirtschaftenden Oekonomen gewesen, wie jetzt, sondern das feste Haus eines stolzen feudalen

Grundherrn, der daselbst in Zeiten der Bedrängnis wohl auch für seine Familie oder seinen rebellischen Kopf Zuflucht fand, wenn einem und dem andern vom räuberischen Erbfeinde oder dem Besieger des inneren Aufruhrs Gefahr drohte.

Ganz zerstört hatte selbst die Zeit die Ueberreste des festen Sitzes noch nicht. Das hohe Gemäuer gegenüber dem jetzigen Wohnhause war keine bloße Einfriedigung des Gehöftes, sondern umschloß einen ziemlich geräumigen Platz auf dem Gipfel der Anhöhe. Der tiefe Graben, welcher jenen einst querüber abtrennte, war durch Schutt bis auf eine kleine Mulde ausgefüllt, in der Gänse und Enten, mit Ausnahme der allertrockensten Zeit, immer einen behaglichen Tümpel fanden. Das Thor, vor welchem ehemals wohl eine Zugbrücke gelegen, bildete jetzt den Eingang zur Tenne. Ein Glockenzug hing daneben, denn es wurde von dem Schaffner immer verschlossen gehalten, weil unmittelbar an dieselbe auch das alte Wohngebäude stieß, dessen untere ziemlich erhalten gebliebenen Stockwerke mit Hilfe einer neuen Bedachung in einen vorzüglichen, sichern Getreidespeicher umgewandelt worden waren.

An der äußersten Ecke des hier gegen den Fluß steil abstürzenden Felsens, der sich von da in einem weiten Bogen allmählich zurückzog und senkte, und dem nur noch jenseits des unten ans Ufer gelagerten Dorfes ein zweiter niedrigerer Vorsprung entsprach, welcher die Kirche trug, erhob sich noch jetzt trotzig wie ehemals der viereckige Turm des Kastells, von einem Storchennest gekrönt, dessen Bewohner zur Zeit aber wohl noch nachdenklich irgendwo am Nilufer auf einem Beine standen und vorläufig erst den Kalender für ihre demnächstige Fahrt in die Sommerfrische zu Rate zogen. Unmittelbar unter diesen alljährlich wiederkehrenden Gästen hatte ein altes Brüderpaar seine Behausung, von denen der eine — der alte Erdös — als Schaffner Herrn von Rainald rührig zur Seite stand, seit derselbe das Gut bewirtschaftete, während Peti, der zweite, die Haushaltung führte, Körbe flocht, zu denen er Binsen und Weiden in den sumpfigen Auen zwischen den Flußarmen schnitt und dabei eine Sinekure als Turmwächter hatte.

Der Küche und dem großen Gelasse entsprechend, das ihnen angewiesen war, hatten auch die tiefern Stockwerke je zwei Räume, die, aus der Zeit, wo Erdös' Frau noch am Leben war, leidlich eingerichtet, einem bescheidenen Gaste, wenn das Haus drüben überfüllt war, wohl für eine Nacht Obdach geben konnten. In letzter Zeit aber hatte Ilka sich diese Behausung ausgebeten, weil die Aussicht von hier oben und die Romantik des alten Gemäuers die empfängliche und schwärmerische Mädchennatur mit Entzücken erfüllte.

Unter besserer Hut als jener der beiden Alten in dem wie ein Kloster versperrten Kastell konnte sie nirgends sein, und so hatten Rainald und seine Frau leicht ihre Einwilligung zu dieser Unterkunft des ihnen anvertrauten Kindes gegeben.

Hierher nun hatte Ilka ihren Gast gebracht. Die Freundschaft der beiden Mädchen war wirklich eine innige. Als Kinder einer Gegend hatten sie sich in der Fremde naturgemäß einander angeschlossen, und das Bündnis war fest genug, auch das Jahr der Trennung und der verschiedenen Eindrücke zu überdauern. Ein Beweis war Susannens Besuch und dort blitzte auf dem Tische im Schein der Lampe an goldener Kette das schöne Pariser Medaillon, welches sie eben aus dem knappen Reisegepäck hervorgesucht hatte und das mehr noch die Rührung als das Entzücken der Empfängerin erregte.

„Der Geschmack ist alles, die Steine an sich sind nichts," hatte das verwöhnte Schoßkind, dem kein Wunsch unerfüllbar dünkte, geäußert — und dann setzte es, der Weinenden das Haar streichelnd, zärtlich hinzu: „Kind, du bist nervös geworden. Wer wird sich denn von seinen Empfindungen so übermannen lassen! Man muß sie beherrschen oder man wird ihr Sklave."

„Ja, ich habe nicht wie du ein Talent, das meine Gefühle in Töne verwandelt. Mir stehen nur Thränen zu Gebote, und denen muß ich freien Lauf lassen, wenn sie mir die Brust nicht sprengen sollen. Sind dir denn Gemütsbewegungen so ganz unverständlich?"

„Unverständlich?" lautete die leise und seltsam gedämpfte Erwiderung. Tiefer Ernst sprach aus den feinen Zügen und der den mattgelblichen Teint belebende Hauch von Röte verschwand für einen Moment von den Wangen, in deren sanfter Senkung nach den Mundwinkeln hin eben noch in capriciösem Wellenspiele Grübchen gelacht. Langsam ließ sich Susanne nieder. „Wenn ich meiner Gemütsbewegung gefolgt wäre, so hätte ich vielleicht den Weinkrampf, mein Vater etwas Furchtbares zu verantworten und ein Menschenleben wäre verloren, das nur die Geistesgegenwart rettete, die meine Gemütserregung niederzuhalten wußte."

„O erzähle, was ist geschehen?" rief Ilka, bestürzt auf einen Stuhl sinkend. — „Mir zittert das Herz."

„Auch mir hat es gezittert, Liebste, aber gottlob nicht die Hand. Siehst du, jetzt hinterher ist auch diese nicht so ganz fest. Es war ein gräßlicher Eindruck, als dies entstellte Gesicht so plötzlich vor uns auftauchte. Unser elendes Fuhrwerk war an dem einsamen Brunnen draußen stecken geblieben. Wir stiegen ab, nun sprang mit einemmale zwischen den bettelnden Zigeunern, die statt zu helfen immer zudringlicher wurden, ein Mann vor gegen uns, der meinen Vater wie ein Wahnsinniger mit Schimpfworten überhäufte. Ich wollte die Flucht vor seinem schrecklichen Anblick ergreifen, da erkannte ich den armen Verkrüppelten. O wie weh that es mir!"

„Du kanntest ihn?" lautete die verwunderte Frage.

Susanne zögerte ein wenig, dann aber antwortete sie mit kurzer Bestimmtheit:

„Es ist eine meiner Erinnerungen aus der Kindheit her. Daniel war es, der mir die ersten Bogenstriche auf der Geige beibrachte und auf dessen Spiel ich oft stundenlang lauschte. Du kennst ihn nicht. Es war in Löke, ehe du kamst und noch bevor wir nach Raab übersiedelten. Ja, es ist lange her, aber ich habe ihn doch trotz seiner Entstellung erkannt. Und nun mußte ich hören, wie er die schmählichsten Vorwürfe gegen meinen Vater schleuderte und ihn aller Schandthaten anklagte und nach Rache schrie; mußte sehen, wie er sich voll Haß und Wut auf meinen Vater warf und ihn zu erwürgen drohte. Er gebärdete sich in der That wie ein Tobsüchtiger, und dafür mag mein Vater ihn auch gehalten haben, denn sonst begreife ich nicht, wie er sich in Gegenwart so vieler Menschen, die ihm ja hätten beistehen können, wenn er sich verteidigte, und diesem schwachen elenden Geschöpfe gegenüber, das mit einer Hand zu bändigen war, einer Waffe bedienen konnte. Weißt du, Ilka, die Männer müssen wohl ebensosehr als das verhöhnte schwache Geschlecht unter der Herrschaft ihrer Nerven stehen und sich von Schreck und Furcht beeinflussen lassen, obwohl sie solche Regungen immer für unmännlich erklären. Ich wenigstens hatte längst meine ruhige Ueberlegung wieder gefunden, als mein Vater noch ganz instinktiv handelte, und das war

ein Glück. — Ich sah, daß er die Pistole anlegte und schlug den Arm in die Höhe in demselben Momente, als der Schuß krachte. Einen Gedanken später, und die Kugel wäre, statt in die Luft, dem Unglücklichen mitten durch die Brust gegangen."

„Um Gotteswillen. Das ist entsetzlich!"

Susanna nickte ernst.

„Es hätte vielleicht noch entsetzlicher werden können. Die Landstreicher mochten glauben, der plötzlich zu Boden Stürzende sei getroffen und nun war es, als seien wir mit einem Schlage von einer Schar grinsender Teufel umringt, die uns zerreißen wollten. In diesem Momente hätte ich vielleicht auch geschossen."

„Jesus, Zsuzsi, wie kannst du so sprechen! Es ist grausam genug, daß die Männer einander töten, wir Frauen können nicht kämpfen, nur dulden."

„Nein, es ist nicht wahr! Wir sind nicht bloß zum Dulden geboren," entgegnete Susanne mit Nachdruck, und ihre kleine etwas hagere Hand setzte sich mit den Knöcheln fest auf die Tischplatte, daß es einen harten Klang gab. „Ich wenigstens will keine fromme Dulderin sein. Du mußt nicht so den Kopf schütteln, du süßes Lämmchen; nicht jedem ist ein so weiches Gemüt gegeben. Mich erschreckt auch in Streit und Kampf und Kriegführen nicht gleich dir die Grausamkeit. Ach, es ist schön, wenn der Mann gegen den Mann ringt und ihn unter sein Joch beugt! Wo findest du einen stolzern Anblick als den Sieger, dem alles gehorcht und dem das Recht zur Herrschaft schon auf der Stirn geschrieben steht?"

Die Augen des in Begeisterung sprechenden Mädchens leuchteten wunderbar auf, wie wenn sie die geschilderte Erscheinung in Wirklichkeit vor sich sähe. Auch blieb diese Bewegung nicht ohne Verständnis bei Ilka.

„Du meinst Andor," rief sie lebhaft, „er ist euch zu Hilfe gekommen, nicht wahr? Er hat diese bösen Menschen gezüchtigt?"

„Gezüchtigt? Nein!" sagte Susanna, und ein stolzes und dabei doch viel weicheres Lächeln, als nach ihren Worten möglich geschienen, glitt um ihre Lippen und verlief sich schwingend in die leise einsinkenden Grübchen. „Die andern beiden drohten mit Gewalt und Züchtigung, — er brauchte dem Sturm bloß zu befehlen und dieser schwieg. Als ich Andors Stimme hörte, war ich sofort beruhigt. Es klang ja auch so erfolgbewußt und mitleidig zugleich, da er seine Gefährten abhielt, sich zu übereilen. ‚Laßt das arme Volk!' — Wirklich ein armes verkommenes Volk. Wie Hunde krochen sie vor ihm, und er beschenkte sie noch."

„O das sieht ihm ähnlich; er ist so großmütig und gut. Ein echter Edelmann, der gelassen dahinschreitet, weil er weiß, daß er doch unangefochten bleibt, der stolz zu gebieten vermag und doch auch zu dem armen Volke ohne verletzende Herablassung tritt, ein Herr, dem alles gehorcht und den alles liebt."

„Auch du wohl, mein enthusiastisches Herz?"

Es lag ein verborgener Ernst in dieser neckischen Bemerkung und weit mehr noch in der Frage, die von dem fest auf Ilka gerichteten Blicke gestellt wurde.

Diese errötete zwar, ihr Auge aber blieb klar, und ihr Lachen klang ungekünstelt und frei.

„Wie einen Bruder, ja. Wie ein solcher hat er mich ja auch immer behandelt. Er ist so gut. Bei dir aber sieht es fast aus, als hätte seine Erscheinung besondern Eindruck gemacht. Gesteh' es nur!"

„Wäre es ein Wunder!“ sagte Susanne, sich den ausgepackten Gegenständen zuwendend, die sie vom Tische zu räumen begann. „Du hast wohl vergessen, daß wir eigentlich alte Bekannte sind. Er war damals ein vierzehn-, fünfzehnjähriger Knabe und trieb mehr als einmal mit der Reitgerte die bösen Bauernkinder auseinander, wenn sie das arme, kleine, häßliche Judenmädchen verhöhnten. Er erinnert sich desselben wohl kaum noch, und du brauchst also nicht eifersüchtig zu sein.“

„O du neckst mich. Ich habe ja Andor das ganze Jahr her kaum ein paarmal gesehen.“

„Einmal genügt, wenn es der Rechte ist, — behaupten die Gelehrten und Dichter.“

„Er ist aber nicht der Rechte,“ wehrte sich Ilka unter verschämtem Lachen. „Er hat allerlei im Kopfe, ist fast immer in Wien, in Pest, auf Jagden und Wettrennen, überall mehr als auf seinem Gute und denkt nicht an mich, sage ich dir.“

„Und an wen denkst du?“

Ilka antwortete nicht direkt. Sie umschlang die Freundin, legte zärtlich Wange an Wange und flüsterte mit einem Herzensjubel, der sich nicht mehr zurückdämmen ließ:

„O wie freue ich mich, daß wir den Abend allein bei einander bleiben. Ich habe dir so viel zu erzählen, Susanne, so viel!“

„So beginne deine Beichte, kleine Sünderin.“

„Wenn wir ganz ungestört sind,“ versprach Ilka aufspringend. „Zuerst aber will ich sorgen, daß du etwas zu essen bekommst.“

„Das ist gut, denn ich verspüre wirklich Hunger. Und ich will unterdessen an deiner Statt sentimental sein und in den schönen Vollmond hinausträumen.“

Das Bild, das sich der ans Fenster Tretenden bot, übte trotz des Spottes seinen Zauber, und erst das Geräusch der sich öffnenden Thür brach ihn.

Doch nicht Ilka war so rasch wieder zurückgekehrt, sondern eine stattliche Dame in brauner Seide trat ein und gab sich als die Frau des Hauses zu erkennen. Sie müsse doch nachsehen kommen, wie das Fräulein untergebracht sei, ob es auch an nichts fehle, sagte sie, und ihre freundliche Weise wie das wohlwollende Antlitz gewannen rasch Susannens Herz. Sie sprach ihren Dank aus und die Freude, daß es ihr gegönnt sei, in so unmittelbarem Zusammenleben mit ihrer Freundin die kurze Zeit des Wiedersehens zu verbringen.

„Das ist recht, das ist recht, daß es Ihnen so gefällt,“ sagte Frau von Rainald, der diese Versicherungen einen Stein vom Herzen nahmen. „Sie sind ein liebenswürdiges Mädchen, ein gutes Herz. Lassen Sie es sich recht gut schmecken. Packe aus, Lenka!“ dies richtete sie an die Magd, welche einen Tragkorb mit Tischzeug und Speisen gebracht hatte, und während gedeckt wurde, fuhr Frau von Rainald eine Weile noch im Gespräche fort, um zuletzt mit der lang zurückgehaltenen Entschuldigung zu schließen, die Männer hätten nun einmal einen harten Kopf. „Mit unüberwindlichen Antipathieen darf man es nicht so genau nehmen, die sind wie Krankheiten; der sie hat, ist eigentlich nur zu bedauern. Sie würden bald geheilt sein, wenn alle gleich Ihnen sie in Sympathie zu verwandeln wüßten. Was für ein schönes Köpfchen und ein kluges Köpfchen! — und ein gutes Herz dazu, das ist das beste.“

Sie nickte noch freundlich gute Nacht. Die wackre alte Frau, von ihrem eigenen guten Herzen gedrängt, die den Gästen angethane Kränkung auszugleichen, ging mit erleichtertem Gemüte, und hatte keine Idee

davon, daß sie dieselbe erst zum Bewußtsein gebracht.

Noch sah Susanne nicht klar, eine dumpfe Ahnung aber trübte ihre Stimmung. Es schien, daß ihr Besuch nicht allen im Hause willkommen gewesen. Sie war ganz nahe an der Lösung, das Richtige aber fand sie in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit, die durch das Klosterleben sorglich bewahrt worden war, nicht früher, als da Adler zugleich mit Ilka ins Zimmer trat.

Auf ihre verwunderte Frage, warum er nicht drüben im Hause geblieben, hatte er nur ein achselzuckendes:

„Hättet ihr allein bleiben sollen? Eine so liebenswürdige kleine Wirtin —“

„Nein, scherze nicht,“ unterbrach sie ihn mit tiefem Ernst.

„Die reine Delikatesse, liebes Kind,“ spöttelte Adler. „Herr von Rainald wollte mir früher die Unannehmlichkeit ersparen, zusehen zu müssen, wie andere sich an gewissen fetten Nationalspeisen gütlich thun, die einem schwachen Magen nicht zuträglich sind. Das ist so Hausgewohnheit geblieben, obwohl die Mägen — ich will sagen: die Zeiten sich geändert haben.

„O, ich verstehe!“ sagte Susanna bestürzt. Es wurde auf einmal Licht in ihren unruhig suchenden Gedanken. „Das also sind die unüberwindlichen Antipathieen, von denen mir eben gesprochen wurde. Und deshalb sind wir aus dem Hause gewiesen und hierher verbannt wie Aussätzige.“

„Du bist bei mir,“ wollte Ilka die Freundin, deren Ueberraschung allmählich in Bitterkeit überging, beschwichtigen, was jedoch erfolglos blieb.

„Ich begreife nicht, wie du scherzen kannst, wo man dich mißhandelt,“ wies die Tochter den Vater zurecht, deren Aufregung einen stolzen Gegensatz zu seiner stumpfen Geschmeidigkeit bildete. Zürnend fuhr sie fort: „Ich vermag mich nicht so schnell hinwegzusetzen über diese Beleidigung, die mir selbst noch unter dem Deckmantel mütterlicher Freundlichkeit angethan wurde. Nein, nein — ich habe kein gutes Herz!“

Das war in Erinnerung an Frau von Rainalds zärtliches Lob ausgerufen, doch zugleich als Antwort auf Ilkas Mahnung zur Nachsicht und Vergebung.

„Uebe christliche Geduld!“

Susanna lachte zornig auf.

„Ich nehme mir ein Beispiel, wie andere die christlichen Tugenden üben. So wird der Gast aufgenommen, nicht nur im Hause, auch in der Religionsgemeinschaft. Das ist die christliche Liebe! — Warum mußten wir anpochen vor dieser verschlossenen Thüre, die nur widerwillig geöffnet wird von einer scheu zurückzuckenden Hand, die dem Eingelassenen verächtlich seinen Platz im verrufensten Winkel anweist? O, ich wollte, daß ich heute noch wäre, was ich vor Jahren gewesen, als mich noch die rohen übermütigen Bauern verhöhnten: das Judenmädchen! — Ich wäre dann doch eines ganz, — und auch mein Haß wäre keine Sünde.“

Sie hatte das Antlitz in ihre Hände geborgen, und dieser Anblick quälte Adler mehr als das zornige Aufsprühen zuvor. Unruhig schob er sich auf seinem Sitze hin und her, suchte Susanne an den Tisch zu ziehen und sprach zu ihr in weichen Lauten.

„Komm, komm, sei kein Kind! Was liegt daran, wie ein paar Leute von uns denken? Andere sehen wieder mit derselben Verachtung auf sie herab, wie sie auf uns. Wir selber sogar, — stehen wir nicht momentan in diesem Turm ein paar Stockwerke höher als sie — vielleicht auch im Leben, wer weiß? — Komm Herzchen, du sollst deinen Groll und Haß nicht hinabschlucken, das ist ungesund. Wir wollen jetzt

unsern Gegnern Schaden thun so viel als möglich und alles aufessen — bis auf den nackten Teller.“

„Nicht einen Bissen! Er würde mir zu Gift werden,“ lehnte Susanne die scherzhafte, doch auch doppelsinnige Zumutung ab. Energische Entschlossenheit stand in ihren Zügen. Sie griff nach ihrem Hute und warf die ausgepackten Gegenstände in die Reisetasche zurück.

„Wo willst du hin?“ fragte Ilka angstvoll.

„Fort.“ — „Jetzt in der Nacht?“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hauswirtin aus Nächstenliebe.

Von

A. Lammers.

Eine jener zahlreichen englischen Frauen, die sich in dem Geiste von Elisabeth Fry, Florence Nightingale und Mary Carpenter der Not um sie herum überhaupt annehmen, nicht bloß für ihr eigenes Vergnügen oder für ihre Angehörigen leben, Miß Octavia Hill, kam vor bald zwanzig Jahren auf den Gedanken, sie wolle Hauswirtin für arme Leute werden. Der berühmte Aesthetiker Ruskin billigte ihren Plan und verschaffte ihr das Geld. Zugleich behütete er sie vor dem Irrwege, die Sache in ihrem geschäftlichen Teil anders als streng geschäftlich zu behandeln. Das aufzuwendende Kapital sollte von vornherein mit fünf Prozent verzinst und allmählich zurückgezahlt werden.

An dem festen Leitfaden dieses Grundsatzes hat Miß Octavia Hill ihr Werk bewunderungswürdig durchgeführt. Sie kaufte zunächst im Jahre 1864 in einer der schlimmsten Gassen des Londoner Kirchspiels Marylebone drei Häuser für zusammen etwa 15000 Mark, und ließ außerdem an ihr eigenes nahe gelegenes Haus für ungefähr 1600 Mark einen Versammlungssaal anbauen, der zugleich für die Kinder ihrer Mietsleute als Schullokal diente. Später kamen nach und nach noch vier weitere Häuser hinzu. Schon nach anderthalb Jahren waren außer den Zinsen 1000 Mark des Kaufgeldes zurückbezahlt, während doch zwei Zimmer jetzt kaum höher vermietet waren als vorher eins, die Häuser in gutem Stande erhalten, alle Ausgaben für Steuern, Versicherung u. s. f. bestritten.

Es erwies sich also keineswegs, wie man geneigt sein möchte zu glauben, als ein schlechtes Geschäft, was Miß Hill unternommen hatte. Sie fand, daß die gewöhnlichen Hauswirte es nur eben schlecht verstehen und ausüben. Indem sie ihre eigene Pflicht gegen die Mieter höchst unzulänglich erfüllen, setzen sie sich außer stand, von denselben pünktliche Mietezahlung zu erlangen. Die vielen und langen Ausstände aber ruinieren ihnen das Geschäft. Ein solcher Wirt — oft ist es auch eine Hauswirtin — geht von falscher Nachsicht und Gleichgiltigkeit plötzlich zu der willkürlichsten, ungerechtesten Heftigkeit über; anstatt seine Mietsleute zu heben, fördert er häufig geradezu ihre lasterhaften Neigungen und Geschäftsbetriebe. Einer von denen, die Miß Hill bei dieser ihrer Wirksamkeit kennen lernte, war seinem Beruf nach Leichenbesorger. Er klagte ihr, daß unter seinen Mietern so viele böse Zahler seien. Aber, fügte er hinzu, er sehe auch weniger auf den Zins, als auf die Todesfälle, welche er aus den Häusern bekomme. Unbewußt deutete er so zugleich an, welche schauerlich reiche Ernte der Tod in so verwalteten Häusern hält.

Die menschenfreundliche Dame, welche sich nicht scheute, zu diesem Geschäftszweig herunterzusteigen, wählte absichtlich Häuser, die in einem recht verwahrlosten Zustande waren. Es wimmelte darin von Ungeziefer; an den Wänden hingen schmutzstarrende Tapeten in Fetzen; die Wasserleitungen waren in Unordnung, die Abzugskanäle verstopft. Auf einer

Treppe stand ein Eimer, um den Regen aufzufangen, der durch ein Loch im Dache herabfiel. Sämtliche Treppen waren durchaus dunkel; alle auch ohne Geländer, das die Mieter allmählich als Brennholz verbraucht hatten. Aus den Kaminen fielen die Roste durchgebrannt heraus. In einem Hause gab es eine Waschküche; aber der Hauseigentümer hatte sie zu seiner Rumpelkammer gemacht, und so die Bewohner gezwungen, in ihren kleinen überfüllten Zimmern, die schon zum Schlafen, Kochen und Essen dienten, auch noch zu waschen. Das Pflaster der Hinterhöfe war aufgebrochen, und so hatten sich in ihnen große Pfützen gebildet, aus denen die Feuchtigkeit an den Mauern emporstieg. Eine große, schmutzige Bütte, die als allgemeiner Wasserbehälter diente, war leck geworden, und gab nur Wasser her in dem Moment, wo es einströmte; der Hausbesitzer aber beantwortete die Zumutung, sie durch einen eisernen Reif wieder brauchbar zu machen, mit der Aufforderung zum Ausziehen.

Von der neuen Verwalterin wurden zunächst nur die wirklich notwendigen und dringlichen Ausbesserungen angeordnet; diese natürlich sofort. Bloße Annehmlichkeiten behielt sie dem Zeitpunkte vor, wo die Abrechnung einen Ueberschuß ergab, von welchem ein Teil hierauf verwendet werden konnte, und ließ dann die Mieter selbst abwechselnd der Reihe nach bestimmen, was im Hause gemacht werden sollte. Alles was dem Hauswirt obliegt: die Reinlichkeit und Beleuchtung der Eingänge, der Vorplätze, der Treppen u. s. f., hielt sie vom ersten Augenblick an in musterhafter Ordnung. Ihre Mietgelder sammelte sie selbst ein. Sie sorgte dadurch für pünktlichen Eingang, und lernte vor allem mit der Zeit ihre Leute näher kennen. Wer nicht zahlte, mußte unweigerlich ausziehen. Zur Erleichterung des allmählichen Ansammelns der Miete nahm sie selbst die ersparten Pence in Verwahrsam. Ausziehen mußte auch, wer gegen die Ordnung dieser Häuser verstieß, Schlafburschen oder andere Aftermieter annahm zur Ueberfüllung der Räume, die Kinder nicht zur Schule schickte u. s. f. Dem Widerstreben, auf das sie hierbei häufig stieß, begegnete Miß Hill mit einem wirksamen Verein von Festigkeit und Achtung vor der Freiheit ihres Gegenübers. Sie strebte nach nichts weniger als nach der schrankenlosen patriarchalischen Gewalt, welche so manche sonst erleuchtete Wohlthäter heute noch wie den gebührenden Lohn oder gar wie die Bedingung ihrer den Armen und Abhängigen geleisteten Dienste ansehen. Mitten in der größten und modernsten Stadt der Welt wäre damit nicht weit zu kommen gewesen. Die praktische Anerkennung wesentlich gleichen Rechts für Reich und Arm, Hoch und Niedrig ist da der Ausgangspunkt für jede von der Stimmung der Menschen mitbedingte soziale Reform.

Das hindert nicht, es erheischt vielmehr als Gegenstütze, daß der, welcher mit armen Leuten Verträge schließt, um sie besser zu behandeln als seine Vorgänger, um sie allmählich auf höhere Stufen menschlichen Glückes emporzuheben, streng auf seinen eigenen vertragsmäßigen Rechten bestehe. „Es bedarf," sagt Miß Hill, „vieler Verweise und Zurechtweisungen . . . Liegt die Miete nicht bereit, so muß gekündigt werden: das Geld kommt dann fast immer zum Vorschein und die Kündigung kann zurückgenommen werden. Davon darf niemals abgegangen werden, wenn man den Säumigen nicht noch weiter ins Unglück bringen und ein schlechtes Beispiel zulassen will, welchem allzu gern gefolgt wird. Neben diesem unerbittlichen Eintreiben der Miete muß ein beständiger Kreuzzug gegen kleine Uebel unterhalten werden, der oft recht ermüdend ist . . . In manchen Fällen ist es entschieden nötig, *nicht* zu helfen. Wo ein Mensch sich durchaus nicht selbst anstrengen will, ist äußere Hilfe schlimmer als nutzlos."

Unter den Belegen des Erfolges, welchen diese erste Hauswirtin aus Nächstenliebe hatte, ist der sprechendste wohl der, daß über ihre eigene Erwartung hinaus in dem Not-Winter 1867—1868 *ihre* Mieter keiner außerordentlichen Unterstützung bedurften. Da sie die Miete nie schuldig geblieben waren, hing das schwerste Bleigewicht, das eine arme Familie zu Boden ziehen kann, nicht an ihren Füßen. Sie hatten obendrein in guten Tagen wirklich noch einen Sparpfennig zurücklegen können, den die Miete nicht verschlang. Ihre Gesundheit war durch Luft, Licht und Wasser frisch erhalten worden. Folglich konnte selbst zeitweilige Knappheit der Beschäftigungen und Löhne ihnen soviel nicht anhaben.

Ihre kluge Wohlthäterin hatte sich aller-

dings nicht lediglich auf die richtige Benutzung der Macht beschränkt, welche sie als Hauswirtin üben konnte. Sie hatte auch für den Schulbesuch der Kinder, für einen mit Bäumen bepflanzten Spielplatz (ein Geschenk ihres ästhetischen Freundes), für Empfehlungen zu guten Stellen u. dgl. m. gesorgt. Aber das alles schloß sich doch an die Vermieter-Thätigkeit an, wurde durch sie zum Teil erst möglich, das heißt durch die daraus hervorgehende genauere Bekanntschaft mit den Einzelnen. Die Mieter von Miß Octavia Hill hatten den ungemeinen Vorteil, sich auf eine angesehene Dame berufen zu können.

Aber wie viele werden es ihr nachthun? und wenn ihr Vorgang vereinzelt bleibt, was verschlägt er für die ungeheure Masse von Schmutz, Not und Elend, der sich in unsern Großstädten immer aufs neue ansammelt?

Miß Hill ist auf diese Einwendung gefaßt. Sie antwortet: „Bestehen nicht die großen Massen aus vielen kleinen Kreisen? Sind nicht die großen Städte in kleine Bezirke teilbar? Giebt es in ihnen nicht Personen, welche gern bereit wären, die regelmäßige Leitung eines oder mehrerer Häuser zu übernehmen, wenn der Besitzer sie dazu ermächtigte? Und warum sollte sich dies nicht förmlich organisieren lassen, so daß mit der Zeit, wenn mehr und mehr Freiwillige sich fänden, die ganze Stadt danach einzuteilen wäre, und alle einzelnen Stücke der Arbeit wie Steinchen einer Mosaik sich ineinander fügten, um ein harmonisch gegliedertes Ganzes zu bilden?“

Das Gelingen, meint sie, hange nicht unbedingt daran, daß die Häuser von ihren Eigentümern verwaltet oder beaufsichtigt würden. Ein schätzbares Stück Arbeit könne auch schon thun, wer ein Haus oder eine ganze Gasse unter seine Aufsicht nehme und über die Bewohner jederzeit Auskunft zu geben bereit sei. Dadurch würde namentlich die Armenpflege in jeder ihrer Gestalten, das ist kein Zweifel, an Sicherheit des Wirkens namhaft gewinnen.

Daß die hochherzige Initiative Octavia Hills übrigens doch nicht ohne Wirkung auf weitere Kreise geblieben ist, beweist ein umfassender Häuserkauf, welchen die Gräfin Ducie und eine andere Dame 1869 in einer noch verrufeneren Straße Marylebones vornahmen. Sie liegt nicht weit von Cavendish Square, und in der belebtesten Jahreszeit fahren täglich Reihen von Wagen mit wohlgekleideten Insassen am Ende der Gasse vorüber. Blickten sie hinein, so würden sie auch noch nicht viel Auffälliges erblicken: desto schlimmer sah es im Innern aus. „Ich erinnere mich noch lebhaft,“ sagt Miß Hill, welche die Verwaltung hier ebenfalls mit übernahm, „der feuchten, nebeligen Montag-Abende, wenn ich (um die Miete zu holen) in die verräucherte Gasse einbog, vorüber dem hell erleuchteten Wirtshaus an der Ecke und dem alten Gerät vor den dort ziemlich zahlreichen Trödlerläden, um in das gähnende Dunkel der Hausgänge einzutreten. Wie ich so meinen Weg die Stufen hinabtastete, welche zerbrochen und von hartgewordenem Schmutze gewölbt in die Küchen führten, drangen mir die bösen Düfte, welche die Nebelluft nicht emporsteigen ließ, immer schwerer entgegen, und der Bewurf der Wände rasselte nieder, indem ich weiter tappte. Es war erschreckend zu denken, daß menschliche Wesen in solcher Luft und Umgebung leben sollten. Manchmal hatte ich mir die Küchenthüre selbst zu öffnen, nachdem ich mehreremal vergebens geklopft, und fand dann wohl ein schwerbetrunkenes Weib am Boden liegen, auf einer mißfarbigen Masse, die als Bett diente; manchmal erwiderte auf mein Pochen der Fluch eines halbberauschten Mannes, der mir das Mietgeld herausreichte, indem er den Fuß gegen die Thüre stemmte, damit ich nicht einträte. Immer wurde sie wieder geschlossen, ohne daß man mir ein Licht angeboten hätte, um mir durch die pechschwarze Finsternis wieder hinaufzuhelfen. So war die Gasse im Winter 1869: in Wahrheit ein wildes, gesetzloses, verkommenes kleines Reich, dessen Regierung ich nun übernehmen sollte.“

Zum Glücke wußte Miß Hill bereits, wie solche Regierung zu führen sei. Sie hatte auch bereits einige einverstandene Gehilfinnen gefunden. Unter den mancherlei Diensten, welche sie als Verwalterinnen der Häuser den Bewohnern derselben zu leisten im stande waren, führt sie auch den auf, sie vor Nachbarn zu bewahren, die ihnen das Leben unerträglich machen würden. Welche Qual ist es für ordentliche Leute, Wand an Wand neben Trunkenbolden oder Taugenichtsen wohnen zu müssen! „Ich habe den Tod davon,“

sagte man ihr nicht selten. Also: nicht so viele Kinder in ein Haus, daß es überfüllt wird, sondern möglichst gleichmäßige Verteilung; nicht zwei schlechte Leute neben einander, sonst trinken sie zusammen; nicht eine ganz schlimme neben eine ehrbare aber schwächere Person.

„Seit wir unsere Arbeit in der Gasse begannen," berichtete Miß Hill zwei Jahre später, „hat sich bei vielen der Leute eine ersichtliche Besserung gezeigt. Noch immer zwar sind Abgründe von Unheil vorhanden. Ein solcher Platz läßt sich nicht binnen zwei Jahren in einen befriedigenden Zustand überführen. Aber wir haben einige wirkliche Verbesserungen geschaffen und einige wirkliche Erfolge davongetragen. Nun da wir die Herzen der Leute gewonnen haben, wird die Gasse sich stetig weiter heben. Sie wird ihren Eigentümern ebenso gute Zinsen und den Mietern ebenso gute Wohnungen liefern wie die früher von mir in Verwaltung genommenen Häuser."

Neuere Mitteilungen über den Fortgang dieser ersten Versuche in Marylebone oder über die weitere Ausdehnung der Verwirklichung des Gedankens in London und andern englischen Städten liegen mir nicht vor.

Die Idee bedeutet für die Hausarmenpflege, was die wohlthätig-gemeinnützige oder genossenschaftliche Erbauung von billigen Wohnquartieren für die sogenannte Arbeiterfrage. In ihrer Ausführung aber erhebt sie sich noch über letztere. Für diese kommt es doch wesentlich nur auf etwas Kapital und Technik an; für jene aber bedurfte es einer Hingebung, deren das bloße gute Herz allein bei weitem nicht fähig ist.

Miß Octavia Hill ist offenbar ein armenpflegerisches Genie. Sie hat eine neue Bahn gebrochen, auf der ihr zu folgen man sich in allen civilisierten Großstädten mit Mietskasernen für die Armut wetteifernd beeilen sollte. Sie hat durch lebendiges Beispiel dargethan, daß es darauf ankommt, gewisse wichtige Vermittlergeschäfte ihren gegenwärtigen rohen Unternehmern aus der Hand zu reißen und wenigstens zum Behuf des anstachelnden bessernden Vorbilds unter den Bann der höchsten Einsicht und Gesinnung zu bringen.

Aphorismen
über
Farbe und Kolorit
von
R. von Eitelberger.

Wie oft hört man, „das Bild hat ein gutes Kolorit, eine schöne Farbe," als ob Kolorit und Farbe identische Begriffe wären. Ein Bild, welches eine schöne Farbe hat, hat noch nicht ein gutes Kolorit. Zu einem guten Kolorit gehört in erster Linie Harmonie der Farbe. Je nach dem Grundton des Kolorites werden die Farben gestimmt. Die Stimmung aber setzt einen geistigen Prozeß voraus, eine seelische Empfindung, die verschieden ist, je nach der geistigen Individualität des Künstlers, je nach der geistigen Individualität der Nation, welcher der Künstler angehört, und dem geistigen Charakter der Zeit, aus welcher ein Künstler hervorgegangen ist. Jeder echte Maler hat daher sein ihm eigentümliches Kolorit. So haben Rubens und van Dyck, Fr. Hals und Rembrandt ihr eigenes Kolorit, wie Tizian und Paolo Veronese, Palma vecchio und Tintoretto. So haben die älteren Venezianer, Giovanni Bellini, Carpaccio, die älteren Flamänder, die Eycks, Memling ihr eigenes Kolorit, die älteren Florentiner, Fiesole und Ghirlandajo ihr individuelles, ihr Zeitkolorit und das Kolorit ihrer Nation. Jede Nation liebt bestimmte Farben und eine Stimmung der Farbe, die ihr besonders zusagt. Ganz unbewußt überträgt jeder Maler die malerische Stimmung seiner Nation in seine Arbeit. Unter einem glücklichen Sterne werden alle Künstler geboren, die in einer Zeit leben, in welcher ihre Nation eine harmonische Grundstimmung erreicht hat. Den modernen Nationen fehlt aber diese harmonische Seelenstimmung. Die modernen Maler sind daher unruhig in der Farbe, wie die Nationen unruhig in ihrer seelischen Grundstimmung sind. Und woher soll denn in unseren aufgeregten Zeiten die harmonische Stimmung der Seelen kommen?

Eine schöne Farbe macht, wie gesagt, noch nicht ein gutes Kolorit. Die modernen Maler streben mehr nach schönen Farben als nach gutem Kolorit; die Farbe wirkt materiell, das Kolorit auf den Geist. Da die Beschauer

schöne Farben lieben, so finden wir bei Malern viel häufiger schöne Farben als ein gutes Kolorit. Rafael Mengs und Wilhelm Kaulbach haben schöne Farben. Kann man aber sagen, daß ihre Bilder ein gutes Kolorit haben? Die schöne Farbe ist leichter zu erreichen und aufzufassen als das Kolorit. Viele moderne Maler helfen sich damit, daß sie das Kolorit guter alter Meister copieren, reproduzieren. Sie malen à la Rubens, Holbein, Hals, sind aber dadurch keine modernen Rubense, Holbeins, und Rembrandts geworden. Ihr Streben ist achtenswert, aber ihre Leistungen sind ungleich; ihre Musik ist keine Zukunftsmusik. Die geistreichsten Künstler der Art sind gegenwärtig Lenbach und Canon.

Die moderne Münchener Schule wirkt durch kräftige Farben mehr, als durch ein gutes Kolorit. Ihr fehlt die Einheit der Stimmung; ihre Bilder sind nicht selten bunt. Noch mehr ist dies der Fall bei den modernen Italienern. Ihre Bilder wirken oft wie gute Chromolithographieen.

Bunte Farben kommen bei altdeutschen Bildern häufig vor, selten bei den Italienern des XV. Jahrhunderts. Die Italiener dieser Zeit waren den Deutschen an Geschmack und Kunstbildung weit überlegen. Der handwerkliche Charakter der deutschen Bilder des XV. Jahrhunderts trägt dazu bei, daß bunte Farben in jener Zeit oft vorkommen. Die Künstler jener Zeit waren handwerklich weit gebildeter als künstlerisch. Das Vollendetste, was die deutsche Kunst der guten Zeit an Kolorit erreicht hat, ist bei Holbein dem jüngeren zu suchen. Bei Kranach dem älteren ist nur bei wenigen Bildern ein gutes harmonisches Kolorit zu finden. Die Bilder seiner Schüler sind häufig bunt.

Die Bilder der altakademischen Schulen sind flau in der Farbe, wie im Kolorit. Das langjährige Zeichnen nach Gipsgüssen hindert die Entwicklung des Sinnes für Farbe und Kolorit. Die Akademiker sind geborne Gegner des Kolorites gewesen. — Die neudeutschen stilistischen Schulen haben die Entwicklung des Kolorites gehindert. Sie betrachten die Farbe und das Kolorit als ein rein materielles, während das Kolorit durch geistigen Akt hervorgerufen wird. Nichts trauriger als das Kolorit von Bildern eines Overbeck und Veit, die in Oelfarben ausgeführt sind. Ihre Bilder haben etwas Krankhaftes, Ungesundes, Unfertiges. Wenn sie ihrer Empfindung rückhaltlos Ausdruck geben, in der Zeichnung mit der Feder oder Bleistift, — d. h., wenn sie die Farbe vermeiden können, — sind ihre Arbeiten geistvoll, anziehend, voll Empfindung.

Den modernen Engländern ist ein eigentümliches Kolorit nicht abzusprechen. Sie haben weniger die Farbe gepflegt, als die Empfindung. Harmonische Stimmung der Farben, vornehmes Kolorit liegt in ihrem Streben. Sie arbeiten für die vornehme Welt, die, wohlerzogen, den bunten Farben aus dem Wege geht.

Die modernen Franzosen haben Sinn und Verständnis für Kolorit, ohne es zu beherrschen. Ihre Kunst ist eine Kunst geistreicher und gebildeter Menschen, welche die Aufgabe der Kunst verstehen. Unter den modernen Franzosen ist Meissonier der ächte Repräsentant geistvollen Machens. Das Kolorit im großen Stile strebte Delacroix an. Er hat keinen ebenbürtigen Nachfolger im heutigen Frankreich. Bei dem Streben geistreich, pikant, elegant zu wirken, geht das Künstlerische im Kolorit verloren. Unter den Deutschen sind nur Wenige, welche an geistreichem Kolorit den Franzosen ebenbürtig sind; vor Allen sind es Mentzel, A. Pettenkofer und Passini. Das Kolorit dieser Künstler ist eminent geistvoll. Wo aber sollen wir heut in dem Zeitalter Ittenbachs, Bourguereaus und ähnlicher Süßholzmaler ein großes Kolorit suchen? ein Kolorit der Art, wie es Andrea del Sarto, Fra Bartolomeo, Velasquez gehabt haben. Angestrebt haben es im großen historischen Kolorit Anselm Feuerbach und K. Rahl — und das ist ein bleibendes Verdienst — ihr Streben wenig verstanden, ist für die Gegenwart nicht verloren. Schon das ist wertvoll, wenn eine Lücke gefühlt wird, die ausgefüllt werden muß, und ein Ziel bezeichnet wird, das zu erreichen der Zukunft vorbehalten ist. Werden die großen Aufgaben, welche sich bei Parlamentshäusern, Festräumen bieten, Künstler erwecken, welche ein großes Kolorit verstehen und beherrschen?

Man spricht von den Feinheiten des Kolorites, und mit vollem Rechte. Alle

Maler, welche ächte Künstler waren, haben eigentümliche Feinheiten im Kolorit. Diese machen die Vorzüge ihrer Bilder aus. Die Feinheiten des Kolorites kommen bei Holbein, wie bei Leonardo, wie bei Rembrandt und Rubens vor. Schulbildern fehlen zumeist die Feinheiten des Kolorites, welche den Meistern eigentümlich sind. Diese Feinheiten studieren nicht bloß Kenner, Kunstliebhaber und Gelehrte, sondern auch Künstler. Es ist Lebensaufgabe der Maler, die Feinheiten des Kolorites aufzusuchen; wer alle Schönheiten der Natur, die Lebendigkeit des Ausdrucks wiedergeben und nachempfinden will, muß die Geheimnisse des Kolorites studieren.

Daß viele Maler auf den Kreuz- und Querfahrten nach der koloristischen Suche sich auf die barocke Zeit werfen, ist begreiflich. Ist doch unsre Kunst wesentlich dekorativ; warum sollte sie nicht auch das Kolorit der Barockmaler nachahmen? Gefördert wird aber dadurch weder der Künstler noch die Kunst. Die Kunst der Malerei sinkt zu einer Art Theatermalerei herab.

Eine schöne Farbe blendet, ein gutes Kolorit zieht an. Bilder mit gutem Kolorit tragen zur geistigen Erziehung des Menschen bei; Bilder mit schönen Farben verschlechtern den Geschmack. Ein Mensch von gutem Geschmack sucht daher sich mehr mit Kunstwerken zu umgeben, die gutes Kolorit haben, und vermeidet, seine Wohnräume mit Bildern von sogenannten schönen Farben zu zieren.

Die modernen Ersatzmittel für Gemälde, als da sind: Chromolithographien, kolorierte Photographien, verwirren den Geschmack; sie zeugen nur für den Fortschritt der technischen Hilfsmittel, die wir besitzen, und für wachsende Bedürfnisse, welche die Kunst allein zu befriedigen nicht in der Lage ist.

Durch das Studium der Farbenlehre und Chemie wird ein Künstler noch kein Kolorist. Er lernt die mit dem Verstande auffaßbaren Lehren der Farbenlehre und Farbenchemie aus Büchern von Naturforschern, die meist wenig Kunstbildung und Kunsterfahrung haben. Ein gutes Lehrbuch der Farbenlehre, insbesondere wenn es wie das Brücke'sche von einem kunsterfahrenen Naturforscher herrührt, wird manches beitragen, die koloristischen Wege des Künstlers zu ebnen — vorausgesetzt, daß der Künstler selbst wissenschaftlich hinlänglich gebildet ist, der Anordnung der Naturwissenschaften zu folgen.

Ein Fortschritt ist, daß unsere Maler schon in Akademien sich mit dem Studium alter Meister einigermaßen beschäftigen; ein weiterer Fortschritt, daß Farbenlehre und Farbenchemie gelehrt wird (in Wien durch Ditscheiner und Teclu).

Wenn Maler sich in ihren Ateliers ältere, gute koloristische Bilder wie eine Stimmgabel aufhängen, so thun sie sehr gut daran. Sie gewöhnen dadurch das Auge an gutes Kolorit. Das Auge braucht Bildung und Schulung, wie die Hand.

Aber was nützt Auge und Hand, wenn die Empfindung und die Seele roh und ungebildet bleibt! Daher fördert das Kolorit Alles, was eine Seele und Empfindung hebt, läutert und klärt. Der Mensch muß im Innern wachsen, wenn des Künstlers Kolorit wachsen und gedeihen soll. Die Einseitigkeit, mit der heute bloß handliches Geschick gepflegt wird, ist dem ächten künstlerischen Kolorit wenig förderlich; denn es leitet das Künstlertum auf rein äußerliche Dinge, und man vergißt dabei, daß das Kolorit im Geiste geboren wird.

Asylrecht und Auslieferungspflicht.

Von

F. Heinr. Geffcken.

Der Staat ist die Ordnung der Gesamtheit, jede Ordnung verlangt Schranken für den Einzelwillen, diese Schranken im Staatsleben nennen wir das Recht. Es ist die Unterwerfung des individuellen Willens um der Gesamtheit willen. Im ausgebildeten Staate handhabt die Staatsgewalt allein die Rechtsordnung, sie kann höchstens die Ausübung derselben in einzelnen Fällen übertragen. Nicht immer aber war es so; solange die Staatsgewalt noch nicht zu der für die Bewahrung des Rechts erforderlichen Stärke gelangt war, solange sich innerhalb der Gesellschaft ungebändigte, individuelle Kräfte geltend machten, suchten die Schwächeren gegen dieselben Zuflucht im Schatten anderer Mächte, vor denen die Gewalt Halt machte; schützte schon der Bürger in seinem Hause den bittend nahenden

Fremdling, um wieviel mehr mußte die Gottheit diesen Schutz in den ihr geweihten Heiligtümern gewähren! An solchen Stätten fühlten die Verfolgten sich sicher, selbst gegen die Eumeniden fand Orestes eine Freistatt am Altar der Pallas. Dies religiöse Asylrecht[1]) geht durch das ganze Altertum und Mittelalter; das mosaische Recht gewährt es dem, der ohne Absicht einen Menschen getötet, bis zum Tode des Hohenpriesters, bei den Griechen haftete es an geweihten Plätzen, Tempeln, Altären, Hainen und Bildsäulen der Götter, es schützte nicht bloß den von der Blutrache Verfolgten, sondern vielfach selbst den Schuldigen gegen die Strafe. Roms von Anfang stark ausgebildete Staatsgewalt kannte die Blutrache nicht, nur für Sklaven gab es Asyle, die sonst erst zu Ende der Republik auftreten, dann aber gehören dazu nicht bloß Tempel, sondern auch die Feldzeichen der Legionen und später die Bildsäulen der Kaiser. Der Schutz der heidnischen Tempel ward auf die christlichen Kirchen und Klöster übertragen, aber die Kirche sah dies nicht als staatlich gewährtes Privileg, sondern als rechtlichen Ausfluß ihres Wesens an, sie erkannte in der Flucht zu ihr die reuige Gesinnung des Flüchtigen und beanspruchte, ihn als Gerichtsunterthan durch bloß geistliche Strafen absolvieren zu können. Fand nun dies Asylrecht, das sich mit der Kirche über alle Länder ausbreitete, seine Begründung in den Zeiten der Herrschaft roher Gewalt, so daß die weltliche Macht selbst es sanktionierte, so lag in demselben doch so sehr die Möglichkeit des Mißbrauchs, daß schon das neuere römische Recht gewisse Verbrechen davon ausnahm und die Päpste selbst es später beschränkten, wenngleich sie stets die Entscheidung über Gewährung oder Versagung der kirchlichen Behörde vorbehielten, die den Schuldigen nur unter der Bedingung auslieferte, ihn nicht an Leben und Leib zu strafen, wovon noch 1765 in einem Vertrage zwischen Frankreich und Spanien sich ein Nachklang findet. Der erstarkenden Staatsgewalt, welche sich der Macht bewußt war, das Recht überall schützen zu können, mußte ein solches Schutzrecht, das einen Staat im Staate bildete, unerträglich werden, sie beschränkte es immer mehr und hob es schließlich auf. Auch diese weltlichen Asyle, wie sie im Altertum für Fremde und Schutzflehende, im Mittelalter in den Dingstätten, den Palästen der Könige, den Häusern der Schöffen und Ritterorden, wie einzelnen Städten bestand, mußte fallen, als die Gesetze selbst den Thäter vor unverhältnismäßiger Rache schützten, dem Verletzten sichre Hilfe gewährten; heute ist der Staat selbst Asyl durch Handhabung des Rechtes.

Anders aber steht es im Verhältnis eines Staates zum andern. Nicht immer kann der Staat seine Rechtsordnung zu voller Auswirkung gelangen lassen, sie findet ihre Grenzen an denen seines Gebiets, den Verbrecher, der sich in einen andern Staat flüchtet, kann er nicht in dessen Bereich aus eigner Machtvollkommenheit ergreifen. Andrerseits erheischt die Rechtsordnung unbedingte Verfolgung und Strafe des Unrechts und dieser Konflikt läßt sich nur lösen durch die Einwilligung des Aufenthaltsstaates, den Schuldigen auf Ansuchen des zur Verfolgung berechtigten Staates diesem auszuliefern. Hieraus ergeben sich nun mannigfach verwickelte Verhältnisse. Was zunächst die Begründung des Asyls betrifft, so steht fest, daß ein Staat nur zur Aufnahme seiner eigenen Angehörigen verpflichtet ist, denen kann er sie nicht weigern, selbst wenn sie im Auslande ein Verbrechen begangen haben, womit ihnen keineswegs hierfür Straflosigkeit gewährt sein soll. Fremden kann der Staat Eintritt und Aufenthalt gewähren, aber eine rechtliche Verbindlichkeit dafür liegt nicht vor. Niemand hat an sich in einem andern Staat ein Durchzugsrecht, wie es Seeschiffen im Küstengewässer gewährt ist, weil dasselbe, obwohl der nationalen Hoheit unterworfen, doch ein Teil des allgemeinen Meeres ist. Jeder Staat kann den Eintritt eines Fremden, von dem er Schaden befürchtet, verbieten, um so mehr die Bedingungen feststellen, unter denen er ihm Aufenthalt gewähren will; er kann also letzteren auch jeder Zeit kündigen, obwohl er dies Recht nicht ohne ausreichende Gründe üben wird[1]), ebenso denselben an bestimmte Frist binden.

Streitigkeiten aber entstanden oft, wenn die Heimatstaaten sich über die Aufnahme Flüchtiger

[1]) ἄσυλον von ἀ und συλή ein Ort, der nicht beraubt werden darf.

[1]) Seltsam war das russische Dekret von 1793, welches von allen in Rußland ansässigen Franzosen forderte, „durch Eidschwur den gottlosen und aufrührerischen Lehren ihres Vaterlandes zu entsagen“; der einzige, der dies weigerte, ward ausgewiesen.

beschwerten. Ein Recht dazu steht keinem Staate zu, falls es sich nicht um eine vertragsmäßig bestehende Auslieferungspflicht handelt. Wohl aber hat der Aufenthaltsstaat die Pflicht zu hindern, daß das von ihm gewährte Asyl nicht zum Mittel werde, die Sicherheit eines andern befreundeten Staates zu gefährden. Wie weit diese Pflicht vorbeugend geübt werden soll, hängt sehr von den Verhältnissen ab; unter keinen Umständen darf ein Staat dulden, daß sein Gebiet zum Ausgangspunkt feindlicher Unternehmungen gegen befreundete gemacht werde. Die Ausrede unzureichender Mittel entschuldigt hier nicht; nimmt er den Flüchtling auf, so muß er dafür sorgen, daß seine Anstalten genügen, ihn in den Schranken der allgemeinen Rechtsordnung zu halten. Aber mit vorbeugenden Maßregeln ist seine völkerrechtliche Pflicht nicht erschöpft, er muß, wenn seine desfallsigen Vorschriften dennoch verletzt werden, strafend einschreiten und zwar ohne die Aufforderung des bedrohten Staates abzuwarten. So kündigt das belgische Fremdengesetz von 1868 das Asylrecht dem „qui par sa conduite compromet la tranquillité publique“ und das rumänische von 1881 droht in solchem Fall Internierung oder Ausweisung. Sicher gehört nun zu solchen Bedrohungen auch die Aufforderung zu notorischen Verbrechen oder deren öffentliche Verteidigung; die civilisierten Staaten sind solidarisch verbunden gegen Umsturz durch Mord oder Brandstiftung; es kann daher nur befriedigen, wenn die Schweiz 1878 „L'avantgarde, organe anarchiste“, das den Königsmord verteidigte, unterdrückte und daß die englische Jury, die 1858 Bernard noch freisprach, Most verurteilte, „da eine in England erfolgte Publikation, welche bezwecke, zum Morde von Souveränen auswärtiger Staaten oder andrer Personen aufzureizen, ein streng zu bestrafendes Verbrechen sei.“ Andrerseits beschränkt sich die Pflicht des Aufenthaltstaates auf die Handhabung der eigenen Rechtsordnung, von ihm kann nur gefordert werden, daß er solche Verletzungen des Asylrechts hindere und strafe, gegen die er bei seinen Unterthanen als Vergehen gegen die internationale Rechtsordnung einschreitet. Ob er es für zweckmäßig erachtet, zur Wahrung dieser Pflicht die aufgenommenen Flüchtlinge besondern Beschränkungen zu unterwerfen, das ist seine Sache. Er muß beurteilen, ob seine Rechtsordnung dafür ausreicht oder Ausnahmebestimmungen erforderlich sind, und das ist eine Frage, die nicht nur nach den Institutionen eines Staates, sondern auch in jedem einzelnen Falle verschieden liegen wird. Es ist ein Unterschied, ob politische Flüchtlinge sich in einem Nachbarstaat in großer Masse befinden, oder ob es sich um Einzelne in fernen Ländern Lebende handelt. Die Pforte weigerte sich 1849 die auf ihr Gebiet übergetretenen ungarischen und polnischen Flüchtlinge an Oesterreich und Rußland auszuliefern, aber internierte sie in Städten, wo sie keine Unruhe stiften konnten. England lehnte es ab die Flüchtlinge zu überwachen, die nach der Revolution von 1848—50 eine Zuflucht in London gesucht. Es kommt ferner darauf an, worin die Bedrohung besteht; mit Recht beklagte sich Oesterreich darüber, daß Mazzini mit falschem englischem Paß nach Lugano gekommen war, um einen Aufstand in der Lombardei anzuzetteln; mit Unrecht verlangte 1856 Frankreich von Belgien die Beschränkung der Preßfreiheit, weil französische Flüchtlinge sie dort gegen das Kaiserreich brauchten.

Indes diese Verpflichtungen erschöpfen noch nicht die, welche das Asylrecht allen civilisierten Staaten auferlegt. Jeder Staat straft zwar jedes auf seinem Gebiet verübte Verbrechen und ist auch unbedingt berechtigt (obwohl dies in den Gesetzen verschieden bestimmt ist), das von seinem Angehörigen im Ausland begangene und von ihm gleichfalls verpönte Vergehen zu strafen, wenn derselbe in seinen Machtbereich kommt und die That noch nicht im Ausland rechtlich getilgt ist; er ist endlich berechtigt, das vom Ausländer im Auslande gegen ihn selbst begangene Delikt zu strafen, wenn dies dort nicht geschehen und derselbe in seine Hand fällt. Aber damit ist die Möglichkeit nicht erschöpfend abgewehrt, daß ein Verbrechen straflos bleibt. Soll der, dem es gelingt, von dem Ort, wo er das Verbrechen begangen, in einen andern Staat zu fliehen, straffrei sein, um dort vielleicht die Frucht seines Rechtsbruchs zu genießen, sofern er sich nur daselbst nichts zu schulden kommen läßt? Das widerspricht der internationalen Rechtsordnung, die eben eine Weltrechtsordnung sein muß und hier tritt die Auslieferungspflicht ein, welche der französische Minister Rouher treffend so bezeichnete (4. März 1866): „Le principe de l'extradition est le principe de la solidarité, de la sûreté

réciproque des gouvernements et des peuples contre l'ubiquité du mal."

Diese internationale Mithilfe zur Unterdrückung der Verbrechen hat sich freilich erst langsam Bahn gebrochen, Altertum wie Mittelalter standen auf dem Grunde der Territorialität des Rechts, „fit liber quisque solum Galliae cum asyli vice contigerit" hieß es in Frankreich. Die einzelnen Auslieferungen, denen wir begegnen, sind deshalb durch das Interesse diktierte Akte der Politik, nicht Bethätigung einer allgemeinen Verpflichtung, obgleich von Hugo Groot an fast alle bedeutenden Völkerrechtslehrer diese behaupteten. Eben deshalb betreffen die ältesten Auslieferungsverträge gerade politische Vergehen, während die unpolitischen, weit schlimmeren, meist unerwähnt bleiben. Erst im 18. Jahrhundert wird dies Territorialprinzip wirksam durchbrochen und immer zahlreicher werdende Auslieferungsverträge wieder geschlossen; anfangs freilich nur für wenige Verbrechen, aber mit der Vervollkommnung der Verkehrsmittel wird der Katalog immer vollständiger, mit vollem Recht, denn der Dampf erleichtert die Flucht des Schuldigen, und wie Holtzendorff [1]) bemerkt, ist die Härte der Strafe als Motiv der Unterlassung von Verbrechen weit weniger wirksam als die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung und Ergreifung; andrerseits geben Eisenbahnen und Telegraphen auch größere Leichtigkeit der Ergreifung. Kann man also heute auch noch nicht schlechthin die Auslieferungspflicht als eine allgemeine, ohne Vertrag feststehende betrachten, so darf man doch sagen, daß kein civilisierter Staat in unzweifelhaften Fällen sich ihr entzieht. So lieferte 1873 die Schweiz den Mörder Netschajev Rußland aus, mit dem sie keinen Vertrag hatte, so empfahl 1878 der Bericht der englischen Kön. Kommission für die Auslieferung von der Gegenseitigkeit nicht Verträge zur Bedingung zu machen und auch in dem Hartmannschen Falle 1880 begründete wenigstens die französische Regierung die Weigerung der Auslieferung nicht durch den Mangel eines Vertrags, sondern damit, daß die Identität des Angeklagten und seine Teilnahme an den Thatsachen, die ihm vorgeworfen waren, nicht bewiesen sei, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob die Regierung sich nicht durch die Parteinahme der Radikalen für Hartmann beeinflussen ließ. Vielfach sind Gesetze erlassen, welche die Bedingungen der Auslieferung allgemein festsetzen, so in Belgien 1874, in England 1870 und 1873.

Der Stand der Auslieferungsfrage wird sich heute folgendermaßen zusammenfassen lassen:

1) Die Auslieferungspflicht geht nur soweit als die Strafgewalt des ersuchten Staates in seinem Gebiet sich erstreckt. Regelmäßig muß daher die That, um derentwillen die Auslieferung verlangt wird, von der Gesetzgebung beider Länder mit Strafe bedroht sein, es sei denn, daß nach den Bedingungen des Zufluchtsstaates der Thatbestand der betreffenden strafbaren Handlung dort nicht möglich wäre.

2) Sie findet nur statt bei schweren, namhaft gemachten Delikten, wenn auch nicht notwendig nur bei Verbrechen.

3) Sie erfolgt nicht, wenn die strafbare That schon strafrechtlich erledigt ist, also wenn dieselbe Handlung schon im ersuchten Staate verfolgt, freigesprochen, verbüßt, begnadigt oder verjährt ist. Ist aber gegen dieselbe Person eine Untersuchung wegen eines andern Delikts eingeleitet, so wird die Auslieferung nur suspendiert.

4) Sie findet nur statt unter der Bedingung, daß der Betreffende für kein anderes Verbrechen verfolgt wird, als für welches die Auslieferung nachgesucht ist.

5) Die Auslieferung muß auf diplomatischem Wege nachgesucht werden. Mit dem Antrag müssen Schuldbeweise beigebracht werden, welche prima facie genügen, um nach den Gesetzen des ersuchten Staates die Verhaftung des Schuldigen zu rechtfertigen, wenn die strafbare That dort begangen wäre. Da der ersuchte Staat nicht der Agent eines fremden Gerichtes ist, sondern frei die Rechtshilfe gewährt, so hat er zu entscheiden, ob Thatbestand und Beweise hierfür ausreichend sind. In Frankreich thut dies allein die Regierung ohne Mitwirkung der Gerichte, in England und den Vereinigten Staaten sind umgekehrt allein die Gerichte kompetent. In der Schweiz verfügt die Exekutive die Verhaftung; wenn der Betreffende behauptet, dieselbe sei rechtswidrig, entscheidet das Bundesgericht, andere Staaten haben ähnliche Modalitäten. Stets haben die beglaubigten Aktenstücke des ersuchenden Staates Beweiskraft.

6) Bisher ward ziemlich allgemein ange-

[1]) Die Auslieferung der Verbrecher. 1881. S. 45.

nommen, daß kein Staat seine eigenen Unterthanen für im Ausland begangene Verbrechen ausliefere, so auch D.R.St.G. Art. 9. Dieser Grundsatz wird sich aber schwerlich nach dem erwähnten Bericht der englischen Kommission von 1878 halten lassen. Derselbe macht geltend, daß, da für die Auslieferung lediglich das internationale Interesse maßgebend sei, der Flüchtling selbst nicht zufolge seiner Unterthanenschaft Anspruch auf Wohlthaten habe, die er aus der größeren Milde oder Billigkeit des englischen Verfahrens abzuleiten hoffe und betont, wie schwierig oft die nötigen Beweise für das im Ausland begangene Verbrechen in England beizubringen seien. Demzufolge hat die britische Regierung einen naturalisierten Engländer, Tourville, der seine Frau in Oesterreich ermordet zu haben dringend verdächtig war, ausgeliefert und hat sich in seinem Vertrag von 1881 mit der Schweiz verpflichtet, alle Personen auszuliefern, obwohl die Schweiz dies für ihre Angehörigen nicht thut.

7) Die Auslieferung findet nicht für politische Verbrechen statt. Zu allen Zeiten haben Mitglieder eines Staates, Fürsten und Adlige sowohl als Demokraten, vor religiöser oder politischer Verfolgung Zuflucht in andern Ländern gesucht und gefunden. Mit gutem Recht wird die Auslieferung solcher Flüchtlinge geweigert, nicht etwa weil solche Verbrechen nur gegen einen bestimmten Staat gehen, auch nicht weil, wie Holtzendorff behauptet, das politische Strafgesetz weniger den Forderungen der Gerechtigkeit als dem Bedürfnis der Sicherheit dienen solle, es sind auch keineswegs, wie er annimmt, fast überall für die Beurteilung politischer Verbrechen Ausnahmevorschriften gegeben. Der Grund ist vielmehr, daß der Thäter hier zwar fast stets unternimmt, seinen Willen eigenmächtig an die Stelle der kompetenten Organe zu setzen, aber damit nicht notwendig einen gemeinen verbrecherischen Willen kundgibt, es vielmehr für dritte Staaten zweifelhaft sein kann, ob die Bestrafung, welche ihn im Heimatstaate erwartet, im internationalen Interesse ist. Schon die Strafe für solche Vergehen ist höchst verschieden in den verschiedenen Staaten bemessen, dazu üben die besonderen Institutionen und Zustände, oft auch die Parteileidenschaften erheblichen Einfluß. Aber offenbar ist die Berechtigung dieser Gründe davon abhängig, daß der Begriff eines politischen Verbrechens klar festgestellt wird. Wenn man dasselbe dahin definiert, daß ein solches als Beweggrund oder Zweck die Verhinderung oder Beförderung eines politischen Zweckes habe, wie dies eine Bill von 1866 wollte, so läßt man außer acht, daß im Zusammenhang mit politischen Zwecken gemeine Verbrechen begangen werden können, welche mit ersteren in gar keinem inneren Zusammenhang stehen. Mußte doch der französische Justizminister Cazot am 9. Juli 1880 im Senat erklären, daß Frankreich während des Karlistenaufstandes nicht in der Lage war, den Pfarrer von Sta. Cruz, einen mit allen Verbrechen beladenen Banditen und den Cabecilla Stabelliago, der sich sittlicher Verbrechen schuldig gemacht, auszuliefern, da diese im Bürgerkrieg begangen wurden! Kann man nun auch schwerlich zu einer allgemein giltigen Definition eines politischen Verbrechens kommen, und muß daher dem ersuchten Staate überlassen bleiben, zu entscheiden ob ein gemeines Verbrechen vorliege, so muß doch das Prinzip festgehalten werden, daß politische Motive nie ein Verbrechen entschuldigen, das an sich den Thatbestand eines gemeinen trägt. Wir stehen doch nicht mehr in Zuständen, wo Tyrannenmord als etwas Hochherziges gepriesen werden kann, und mögen es Victor Hugo und Rochefort überlassen zu behaupten, daß der Urheber eines Attentats auf einen Souverän unter allen Umständen auf dem Gebiete der Republik Schutz finden solle. Es hat keinen Sinn, für den Mörder eines Bürgers Auslieferung zuzugestehen, für den eines Fürsten sie zu weigern, weil, wie Ch. Brocher mit oberflächlichem Pathos sagt: „on ne porte pas la couronne sans accepter les chances d'une position exceptionnelle", während er doch solche, die gemeine Verbrechen in einer politischen Krisis begangen, strafen will. Derartige Behauptungen sind nur als Ueberbleibsel jener revolutionären Begriffsverwirrung zu erklären, die durch die früheren politischen Verfolgungen entstanden. Weil einst jedes Mißvergnügen als Verbrechen verpönt ward, springt man in das entgegengesetzte Extrem über und will jedes Verbrechen bei politischen Motiven rein waschen! Man würde sicher den Fanatiker ausliefern, der eine Versammlung von Ketzern in die Luft sprengte; ist der politische Fanatismus anders zu beurteilen als der religiöse?

Indes die Anerkennung des Prinzips ge-

nügt noch nicht für die Praxis. Es ist notwendig, in den Gesetzen und Auslieferungsverträgen zu erklären, daß gewisse gemeine Verbrechen nie als politische zu betrachten sind. Belgien ist hier durch das Gesetz vom 22. März 1856 rühmlich vorangegangen, indem der Angriff auf das Leben eines Monarchen als gemeines Verbrechen bezeichnet ward; zahlreiche Verträge haben seitdem dasselbe gethan und festgestellt, daß der Mord eines fremden Staatsoberhauptes wie der Versuch dazu nicht als politisches Verbrechen zu betrachten sei, darauf geht auch der vom deutschen Reichstage angenommene Antrag Windthorst. Hiermit kann kein Flüchtling getroffen werden, der bloß an einem Aufstand teilgenommen, denn bei einem solchen kann zwar getötet werden, aber muß keineswegs gemordet werden, es ist deshalb unrichtig, wenn Holtzendorff sagt, daß auch der als Mörder zu bestrafen sei, der im Bürgerkrieg im offenen Gefecht und mit Ueberlegung den kommandierenden Monarchen zu töten versuchte. Unzweifelhaft ist es wünschenswert, die Reihe dieser Verbrechen auszudehnen. Belgien lieferte mit Recht den Kommunarden Bignon, der, abgesehen von seiner Teilnahme am Aufstand, in demselben gestohlen hatte, unter der Bedingung aus, daß er lediglich für diese That durch ein ordentliches Gericht abgeurteilt werde. Im allgemeinen werden daher gewiß die Oxforder Beschlüsse des völkerrechtlichen Instituts vom Sept. 1880 zu billigen sein:

„1) Die Auslieferung wegen politischer Verbrechen findet nicht statt.

2) Der ersuchte Staat prüft nach den Umständen, ob der Thatbestand, auf Grund dessen die Auslieferung verlangt wird, einen politischen Charakter hat oder nicht.

Bei der Prüfung soll der Staat sich durch die folgenden beiden Grundsätze bestimmen lassen:

a) Handlungen, welche alle Eigenschaften unrechtlicher Verbrechen an sich tragen (Mord, Brandstiftung und Raub), begründen wegen der bloßen politischen Absicht ihrer Urheber keine Ausnahme von der Auslieferung.

b) Für die Prüfung der Handlungen, welche während einer politischen Rebellion, eines Aufstandes oder eines Bürgerkrieges begangen sind, kommt es darauf an, ob dieselben durch die Kriegsgebräuche entschuldigt würden oder nicht.“

Diese Gesichtspunkte sollten maßgebend für den Abschluß aller künftigen Auslieferungsverträge sein, hierin läge eine bessere Sicherung als in allen Maßregeln, die gegen die internationale Revolutionspartei geplant worden und die keine Aussicht auf Gelingen haben. Man konnte im voraus das Scheitern der Versuche dazu, die infolge der Ermordung von Alexander II. unternommen wurden, voraussagen. Gewiß, waren die Sympathie-Erklärungen für die Mörder in Paris, Genf und London sehr dazu angethan, die Umstürzler zu ermutigen und urteilslose Zuschauer der jüngsten Ereignisse zu verwirren. Aber ebenso gewiß ist, daß der innerliche Zusammenhang zwischen den russischen Anarchisten und denjenigen des übrigen Europa kaum in Betracht für die allgemeine Gefahr kommt. Der Nihilismus ist eine spezifisch russische Erscheinung, das Verbrechen des 13. März wie die beiden vorhergehenden Eisenbahn-Attentate waren in Rußland geplant, vorbereitet und ausgeführt, wie die Hödels und Nobilings in Deutschland, die Moncasis und Passanantes in Spanien und Italien. Frankreich kann gegen die anarchistischen Flüchtlinge nicht schärfer vorgehen, als gegen die ihm weit gefährlicheren Rochefort, Luise Michel u. s. w., es thut dies wo es kann, wie gegen den „Intransigeant“ und die Gönner der Helfmann. Der Rückhalt, den die russischen Revolutionäre an denen des übrigen Europas besitzen, ließe sich nur beseitigen, wenn alle Anarchisten aus der Welt geschafft werden könnten und danach die Institutionen sämtlicher Staaten eingerichtet würden, was eben unmöglich. Daß mit Ausweisungen, so berechtigt jeder Staat gegen Fremde dazu ist, nichts geschehen wäre, sondern nur die Agitation auf ein andres Gebiet verpflanzt wird, ist klar. Um so mehr ist der Gedanke Holtzendorffs zurückzuweisen, die Schwierigkeit dadurch zu lösen, daß man die Verbannung wieder einführt. In der Ausweisung liegt notwendig die Zuweisung an einen andern Staat, da aber keiner verpflichtet ist, Fremde aufzunehmen, so würde bei solcher Weigerung der Betreffende in der Luft schweben. Die Bestimmungen des Code pénal, welche die Verbannung sanktionieren, stammen aus der schlimmsten Zeit des Napoleonischen Despotismus, das deutsche Strafgesetz kennt sie nicht und es war daher um so beklagenswerter, daß man sie durch das Gesetz betr. die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern vom 4. Mai 1874 mittelbar einführte. Man suchte zwar den

formellen Widerspruch mit dem Art. 3 der Reichsverfassung, betr. das deutsche Indigenat, dadurch zu beseitigen, daß man den auszuweisenden Geistlichen zuerst seiner Staatsangehörigkeit durch den Heimatsstaat verlustig erklären ließ. Indes war diese Auskunft rein formell, man kann einem Unterthan die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte versagen, allein er bleibt damit doch Unterthan des Heimatsstaates. Irgend einem Staate muß jeder angehören, ein Deutscher bleibt ein Deutscher, mag man ihn auch seiner Staatsangehörigkeit verlustig erklären, so lange er nicht Unterthan eines andern Staates geworden; jede Regierung muß mit ihren eignen Unterthanen fertig werden, sie mag sie töten oder deportieren, d. h. in einen entlegenen Teil ihres eigenen Gebietes verweisen, aber die Verbannung ist eine völkerrechtswidrige Strafe.

Das frühere Dar For.

Von

G. Nachtigal.

Als vor bald dreizehn Jahrhunderten der Islam mit einer Gewalt, ohnegleichen in der Geschichte, die Küstenländer Nord-Afrikas überflutete, vermochte weder das Meer noch die große Wüste der ungestümen Bewegung ein Ziel zu setzen. Während entflammte Kriegerscharen jenes überschritten und Spanien dem Halbmond unterwarfen, unternahmen nicht minder begeisterte Propagatoren des neuen Glaubens von verschiedenen Gegenden der Küste aus einen weniger glänzenden, doch jedenfalls mühevolleren Kampf gegen die weite, öde, an Schrecken und Gefahren reiche Sahara. Wenige Jahrhunderte nach ihrer Verkündung schlug die Lehre des Propheten bereits Wurzel unter den Negerstämmen des sogenannten Sudan und schuf hier allmählich mit der ihr innewohnenden organisatorischen Kraft kompakte Staaten an Stelle der kleinen, gesonderten Gemeinwesen früherer Zeit. So entstand im Anfange des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung das Sonrhaï-Reich am Niger, und aus dem Ende desselben Jahrhunderts wird der erste mohammedanische König in dem sich bald zum mächtigen Bornu-Reiche erweiternden Kanem am Tsad-See erwähnt. Dann gründeten die fremdartigen, fanatischen Fulbe oder Fellata im westlichsten Sudan eine Herrschaft, und vor etwa 500 Jahren fand der Islam Eingang in Dar For. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde sodann Bagirmi diesem Glauben gewonnen, und noch später vervollständigte endlich Wadaï die Reihe der mohammedanischen Neger-Staaten, welche sich jetzt zwischen Niger und Nil ausdehnen.

Der puritanischen Strenge und dem rücksichtslosen Fanatismus der Anhänger des Propheten gelang es in den aufgeführten Ländern bald, die früheren Sitten, Ueberlieferungen und Anschauungen auszurotten. Ueberall suchten die Neubekehrten in heiligem Eifer die heidnische Vergangenheit ihres Volkes auszulöschen; sie schämten sich des Gottes ihrer Vorfahren und vormohammedanischer Sitten. Die Umwälzung vollzog sich leicht in den Flachländern des Niger und Tsad-See, und selbst Wadaï hat trotz seiner islamitischen Jugend fast alles abgeschüttelt, was an die unliebsame Vergangenheit erinnert.

Zäher hielten sich Reste der alten Ideenkreise in Dar For, trotz der Nähe der Nilländer und des seit vielen Jahrhunderten dort gepflegten Handelsverkehrs mit Aegypten. Das Land hat seinen Kernpunkt im Marra-Gebirge, wo die einstigen Herren des Landes, die For, abgeschlossen in ihren Bergen lebten. Festhaltend am Alten, wie die Bergbewohner überhaupt, wußten dieselben ein halbes Jahrtausend hindurch manche Sitten und Anschauungen der heidnischen Zeit gegen den sonst in dieser Beziehung so unerbittlichen Islam zu verteidigen. In die Außenwelt jedoch konnte die Kenntnis von diesen Resten einer eigenartigen Vergangenheit nicht dringen, da Fremdenhaß und religiöser Fanatismus der Umwohner jeden Besuch europäischer Forscher fernhielt. Bis zum Jahre 1874, in dem es mir gelang, das Land zu durchreisen, war dasselbe trotz mannigfacher Versuche nur von zwei wissenschaftlich gebildeten Reisenden betreten worden, von denen der eine alsbald wieder zur Abreise gezwungen und der andere daselbst von einem frühzeitigen Tode ereilt wurde.

Die politische Lage des Landes war auch meinem Unternehmen wenig günstig. Der ägyptische Herrscher hatte seine Augen auf das Nachbarland geworfen, und seine ehrgeizigen Pläne hatten gerade damals einen unmittelbar bedrohlichen Charakter angenommen. Trotzdem

ich aus dem unverdächtigen Westen kam, wollte das fanatische Volk in dem verachteten Christen nur einen ägyptischen Spion erblicken, und ich hatte es nur dem edlen Sinne des damaligen Königs Brahim (Ibrahim) zu danken, daß ich nach einem viermonatlichen Aufenthalte in Frieden das Land verlassen konnte. Unmittelbar darauf fielen die Truppen Ismaïl Paschas ein und machten nach einem siegreichen Gefechte, in dem der genannte Herrscher, der letzte seiner Dynastie, einen ehrenvollen Tod fand, im Herbst 1874 das alte, stolze, abgeschlossene Dar For zu einer ägyptischen Provinz. Damit brachen nicht nur die dortigen Staatseinrichtungen sofort zusammen, sondern die ganze gesellschaftliche Ordnung erfuhr eine schnelle Umgestaltung. Seltsame Sitten, Gebräuche und Anschauungen, heidnische, durch islamitische Einflüsse modifizierte Ueberlieferungen, verschwanden alsbald, wenn nicht aus der Erinnerung der älteren Leute, so doch aus dem öffentlichen Leben. Mit der Erschließung des Marra-Gebirges, welches dem Islam nur widerwillig Zutritt gewährt hatte, wurde der letzte Rest des Heidentums vernichtet, und nach wenigen Jahrzehnten wird man vielleicht schon vergeblich nach jenen Anklängen an eine interessante Vorzeit forschen, deren Zeuge ich noch zum Teil gewesen bin.

Bevor der Islam in Dar For Eingang fand, herrschten im Marra-Gebirge die sagenhaften Dadscho über die verschiedenen Abteilungen des For-Stammes. Dann kamen die arabisch sprechenden Tundscher ins Land, deren höherer Zivilisation die Dadscho weichen mußten. Aus dem Dunkel der eigentlichen Tundscher-Herrschaft tauchen nur vereinzelte Namen und zusammenhanglose Ereignisse auf. Erst nachdem dieselbe durch die innige Verbindung der regierenden Familie mit der angesehensten Abteilung der For ein nationales Gepräge erhalten hatte, begann die historische Zeit. Vor einem halben Jahrtausend besiegte der mütterlicherseits dem Stamme der For entsprossene König Dali seinen Halbbruder, den letzten reinen Tundscher-König, in blutiger Revolution und wurde der Begründer der neuen, wenigstens halb einheimischen Dynastie und des Reiches in seiner späteren Gestaltung. Er gab dem Lande die Einteilung und Verwaltung, welche bis zur ägyptischen Herrschaft Geltung hatte, schuf alle Aemter und Würden, wie ich sie noch kennen lernte, und erließ Gesetze, welche später, als der Islam eine Schriftsprache eingeführt hatte, in dem jedem For wohlbekannten Buche Dali verzeichnet wurden und im wesentlichen von den Bestimmungen der mohammedanischen Religion abweichen. Auf die Regierung König Dalis folgte eine wirre Zeit von Revolutionen und Bürgerkriegen, bis sich zu Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Könige Soliman Solong, der dem Islam allgemeine Geltung verschaffte, das geschichtliche Dunkel mehr und mehr aufhellte. Mit Soliman haben seitdem elf Könige aus derselben Herrscherfamilie regiert.

Die Einteilung und Verwaltung des Landes zeichnete sich durch große Klarheit und Einfachheit aus. Es gab fünf Provinzen, deren jede in eine Anzahl von Regierungsbezirken zerfiel, und diese waren in einzelne Distrikte oder Kreise geteilt. Die Bezirks-Chefs verkehrten durch Mittelspersonen, die in der Forsprache „Spieße“ genannt wurden, mit den Distrikts-Vorständen, und diese hatten unter ihrem Befehle schriftkundige Beamte, deren jeder eine Anzahl von Ortschaften und Weilern beaufsichtigte. An der Spitze der letzteren standen die Ortsvorsteher, denen endlich die sogenannten „Herren der Einzäunungen,“ — die durch Familienbande verknüpften Hausstände waren ursprünglich von einer gemeinschaftlichen Umzäunung umschlossen — gehorchten. Die Provinzial- und Bezirks-Präsidenten gehörten nach alter Sitte bestimmten Familien der echten For an, mit Ausnahme des Chefs der Ostprovinz, welcher gleichzeitig oberster Eunuch bei Hof und als solcher Sklave war.

Komplizierter und eigentümlicher war die Hofordnung und die Bedeutung der Würdenträger, welche den König in der Residenz umgaben. Die höchste Macht lag natürlich beim Könige, der den Titel Aba Kuri oder Aba Ari, d. h. Herr König, führte. Derselbe zeigte sich selten öffentlich und in diesem Falle nie ohne den Gesichtsschleier, d. h. eine über den unteren Teil des Gesichts geführte Turbantur, welche nur die Augen frei läßt. Dieser Gesichtsschleier oder Litam, charakteristisch für die berberischen oder berberisch-arabischen Wüstenstämme, deutete in Dar For, wie in Bornu, den Ursprung der Herrscherfamilie aus nordischen, nicht nigritischen Elementen an. Sobald der Unterthan in den Gesichtskreis des Königs kam, band er sich den Shawl, den jeder leib-

lich situirte Bewohner des Landes lose über die Schulter gehängt trägt, zusammengerollt oder entfaltet, je nach seiner Stellung und Würde, um die Taille, kniete nieder und näherte sich auf Händen und Knieen dem Herrscher, so weit ihm die Etikette gestattete. Die Augen niederschlagend, rieb er mit den flachen Händen auf dem Erdboden hin und her, so lange er zum Herrscher sprach, nachdem er demselben mit leiser Stimme Wohlergehen und langes Leben gewünscht hatte. Dieser erwiderte den Gruß nicht durch Worte, sondern durch einige sanfte, gedehnte Laute, doch sein Gefolge belohnte den Grüßenden durch die wiederholt gemurmelten Worte „Ari donga“, d. h. Gruß des Königs.

Nach dem Könige selbst hatte den höchsten Rang im Lande die Königin-Mutter mit dem Titel Abo, d. h. Herrin oder auch Großmutter. Es ist interessant, daß auch in den Sudanländern, in denen die Frau sonst im allgemeinen eine recht niedrige soziale Stufe einnimmt, das weibliche Geschlecht in einzelnen Repräsentantinnen zu Ehren kommt, welche uns an diejenige Entwickelungsstufe des Familienlebens erinnern, auf der die Frau den maßgebenden Faktor bildete. In Dar For nahm außer der Königin-Mutter noch eine Prinzessin, gewöhnlich eine Schwester des Königs, unter dem Titel Ija basi, d. h. die große Frau, einen Ehrenplatz in der Reihe der Höflinge ein. Wenn auch die erstere höher im Range stand, so wurde sie doch von der Ija basi an wirklicher Macht übertroffen. Diese unterhielt Kriegsvolk, empfing Klienten und Bittsteller, erschien bei öffentlichen Gelegenheiten zu Pferde und war das Oberhaupt sämtlicher Prinzessinnen.

Die zahlreichen Frauen des Königs konnten wohl einen persönlichen Einfluß bei ihrem Gemahl erringen, nahmen aber keine öffentliche Stellung ein. Eine solche hatten außer der Königin-Mutter und der Oberprinzessin unter den Frauen nur noch sieben Matronen aus der Königsfamilie, welche der ersteren untergestellt waren und ebenfalls „Großmütter“ genannt wurden.

Der Königin-Mutter im Range kaum nachstehend war ein merkwürdiger Würdenträger, der in der Landessprache Kamene hieß und ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt, da wir ihn in verschiedener Gestalt in den verschiedensten Ländern der Erde wiederfinden. Es war des Königs Schatten, ein Scheinkönig, der sich aller äußeren Attribute des Herrschers erfreute, ohne irgend welche wirkliche Macht zu besitzen. Er hatte ein Anrecht auf königliche Ehrenbezeugungen und durfte öffentlich den Turban mit dem Gesichtsschleier tragen. Ihm stand die Gerichtsbarkeit über seine Untergebenen zu, und selbst wenn er einmal über Leben und Tod derselben absprach, obwohl Todesurteile sonst nur vom Könige gefällt werden durften, so ließ man ihn gern gewähren, nur damit das Ansehen der königlichen Person, das er gewissermaßen verkörperte, nicht geschädigt wurde.

Da diese Stelle außer der Ehre noch die Mittel zu sorgenfreier Existenz einbrachte, so würde sie eine höchst verlockende gewesen sein, wenn nicht ein Umstand sie, wenigstens früher, wenig erstrebenswert hätte erscheinen lassen. Der Kamene wurde nämlich ursprünglich nach dem Ableben des Königs ebenfalls dem Tode geweiht; der Schatten hatte dem Körper ins Grab zu folgen. Es scheint, daß diese grausame Sitte noch bis in das 18. Jahrhundert hinein geübt wurde; jedenfalls hatte dieselbe noch vollkommene Geltung in der islamitischen Zeit.

Eine größere wirkliche Bedeutung als dem Vorgenannten wohnte dem unter den Provinzialchefs erwähnten obersten Eunuchen, dem sogenannten Aba Scheïch oder Abu Dali bei, der hergebrachterweise nach dem Könige der mächtigste Mann im Lande war. Er war der Befehlshaber des ganzen königlichen Hauses und nach dem Tode des Herrschers provisorischer Regent, d. h. er nahm in diesem Falle den Staatsschatz und die königlichen Insignien in Verschluß und investierte den Nachfolger, den er oft ganz allein ernannte, oder für den er, wenn derselbe minderjährig war, als Vormund die Regentschaft führte. Er hatte ebenfalls das Recht, öffentlich Turban und Gesichtsschleier zu tragen, und in seinem Hause wurde, gerade wie im Palaste des Königs, ein heiliges Feuer unterhalten, das nur mit dem Tode des letzteren erlöschen durfte. Wenn der Kamene der Außenwelt gegenüber die Person des Herrschers repräsentierte, so verkörperte der Abu Scheïch die königliche Macht.

In großem Ansehen stand ferner der sogenannte „Herr For", der Repräsentant des ganzen Stammes, der Kenner und Wächter alten Rechtes und alter Sitte und Richter über alle Streitfragen, die in das Gebiet derselben fielen. An ihn mußte oft appelliert werden, denn selbst als der Islam Staats- und Landesreligion geworden war, hatten die im Buche Dali aufgezeichneten vormohammedanischen Bestimmungen noch Gültigkeit, und jeder konnte auf Wunsch entweder nach dem Gesetze des Islam oder nach altem Usus abgeurteilt werden.

Außer den Genannten waren noch bemerkenswert: der Generalsteuereinnehmer, der durch zahllose Unterbeamte die Abgaben an Getreide und landesüblichen Baumwollengeweben im ganzen Lande einzog und in Verwahrung hatte; die Basinga, d. h. die Großen, welche, selbst aus königlichem Geblüt, alle Abkömmlinge von früheren Herrschern befehligten und mit diesen eine Art Nobelgarde bildeten, und der Chef der Schmiede. Daß der letztere, selbst ein Schmied, mit den übrigen rangierte, ist eine auffallende Erscheinung, da die Schmiede im größten Teile der Sahara und des Sudan die Parias der Gesellschaft bilden. Sie müssen sich untereinander fortpflanzen, denn niemand würde eine Familienverbindung mit ihnen eingehen; sie müssen allein essen, denn niemand würde seine Hand mit ihnen in dieselbe Schüssel tauchen, und Schmied genannt zu werden, ist für jeden andern eine schwere Beleidigung. Der Charakter des Wunderbaren, der bei allen primitiven Völkern dem Eisenarbeiter anhaftet, hat im Laufe der Kulturentwickelung in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene Bedeutung gewonnen. Derselbe wird hier zu einem weisen Mann und Wunderdoktor, dort zu einem bösen Zauberer; man begegnet ihm hier mit dem Gefühle der Verehrung, dort mit dem der Furcht und noch anderswo mit dem der Verachtung.

Die bisher aufgeführten Würdenträger waren, mit Ausnahme des mächtigen Abu Scheïch, freie Leute, die aus den vollberechtigten Stämmen des Landes hervorgehen sollten. Die viel zahlreicheren Hausbeamten des Königs waren zumeist unfreier Herkunft, hatten aber gleichwohl zum Teil eine hohe Bedeutung. Der wichtigste derselben war der sogenannte Usir, der, ursprünglich vertrauter Kammerdiener, später intimer Ratgeber der Könige und Befehlshaber der Leibgarde, oft eine für das Land entscheidende Rolle gespielt hat. Außer ihm hatten noch die Befehlshaber der Pagen und Palastdiener ein gewisses Ansehen.

Weniger wichtig, aber sehr zahlreich, waren die Marstallbeamten. Nicht allein die Pferde selbst, sondern auch die einzelnen Geschirrstücke, hatten besondere Aufseher, deren jeder eine gewisse Anzahl von Stallknechten befehligte; ja, es wurde sogar ein sogenannter „Herr der Fliegen" ernannt, dessen Untergebene den Pferden die Fliegen abzuwehren hatten. Nicht minder zahlreich waren die Beamten, welche mit der Oberaufsicht über die Herrscherinsignien und die mit heiliger Ehrfurcht aufbewahrten Familienreliquien betraut waren. Die großen Staatspauken, das erwähnte heilige Feuer, der königliche Sonnenschirm, die Straußenfeder-Insignien, welche vor dem Herrscher einhergetragen wurden, die sieben Familien-Speere und Wurfeisen, der mit Glöckchen und Schellen behängte Schild des Königs Soliman Solongs und der aus einem einzigen Stücke Holz geschnitzte Familienstuhl mit muldenförmigem Sitze, der an die Stühle der Njamnjam erinnert: alle erforderten besondere Beamte mit bestimmtem Rang und festen Einkünften.

Die Beamten des innersten Hauses waren größtenteils Eunuchen, deren es bei Hofe sehr viele gab, ohne daß dieselben jedoch, mit Ausnahme des Abu Scheïch, zu großem Einfluß gelangt wären.

Einen vollständigen Ueberblick über den imposanten Hofstaat und die Vertreter der komplizierten Beamtenhierarchie gewann man bei der interessanten Nationalfeier der For, die als Paukenfest bezeichnet wurde, aber eine viel allgemeinere Bedeutung hatte. Mit ihr begann das Jahr für das Volk, trotz aller islamitischen Zeitrechnung.

Das Fest wurde eingeleitet mit einem Gedächtnisopfer für die verstorbenen Könige. Die erwähnten sieben offiziellen „Großmütter" begaben sich mit den erforderlichen Rindern in das Marra-Gebirge, und am Fuße des Berges Nameh, wo die mohammedanischen Landesfürsten begraben liegen, wurde für jeden dieser eine bestimmte Anzahl der Tiere geschlachtet. Gleichzeitig lasen zahlreiche

Schriftgelehrte den Koran eine bestimmte Anzahl von Malen zu Ehren und für den Seelenfrieden der hohen Verstorbenen.

Auch die heidnischen For-Könige wurden nicht ganz vergessen. Ein besonderer Beamter, der zu diesem Zwecke einen schwarzen Turban und Gesichtsschleier anlegen mußte, begab sich zum Begräbnisplatz derselben im nördlichsten Teile des Marra-Gebirges und opferte daselbst. Doch begnügte man sich mit einer geringeren Anzahl von Rindern und verzichtete darauf, das Seelenheil der Verstorbenen durch die Lektüre des Koran zu fördern.

Dann begann die eigentliche Festzeit in der Residenz mit einer sinnbildlichen Inaugurierung des ackerbaulichen Jahres. Der König zog eines Morgens mit seinem ganzen Hofstaate auf ein nahegelegenes Staatsgrundstück, wo ihn die Großmütter mit alten Familiensandalen und einem einfachen Gewande seiner Vorfahren bekleideten, während die königlichen Vorläufer ein kleines Ackerfeld von Sträuchern und Kräutern reinigten, nur ein Bäumchen stehen lassend, welches der Herrscher mit einer Axt, die ihm vom Oberhaupt der Schmiede überreicht wurde, eigenhändig abhauen mußte. Das auf einen Haufen zusammengetragene trockene Gestrüpp wurde von dem Aufseher der alten Familienflinten mittelst einer derselben in Brand gesteckt, und in dem so nach der Landessitte zur Bestellung vorbereiteten Acker mußte der König wieder eigenhändig mit einer vom Chef der Schmiede überreichten Hacke sieben Löcher machen und in jedes derselben einige Getreidekörner werfen.

Nach dieser Zeremonie kehrte die Festversammlung nach der Residenz zurück, und es wurde stets dafür gesorgt, daß unterwegs einige Gazellen, Hasen und dergleichen zur Vorhersage eines wildreichen Jahres eingefangen werden konnten. Der Tag schloß damit, daß der König unter drei weißen Rindern, die nur im äußersten Notfalle durch isabellenfarbige ersetzt werden durften, dasjenige auswählte, dessen Haut für das bevorstehende Jahr die Paukenfelle liefern sollte. Nachdem am nächsten Morgen der Herrscher die Tiere mit eigener Hand getötet hatte, wurden die beiden Staatspauken ihrer Felle entkleidet. Ihren Höhlungen entnahm man flüssige Butter, die vor Jahresfrist hineingethan worden war, schüttete andere, welche man seit jener Zeit in der Erde aufbewahrt hatte, hinein und versah die Instrumente mit den neuen Fellen. Alsdann wurde dem Könige eine von Muskelfleisch und Knochenhaut befreite Rippe überreicht, die er als Schlegel benützen und auf der Pauke zerschlagen mußte. Es würde als eine sehr üble Vorbedeutung für das kommende Jahr gegolten haben, wenn letzteres nicht gelungen wäre, und der sichere Erfolg wurde wohl stets künstlich vorbereitet. Das Fleisch der geschlachteten Tiere wurde unter die Würdenträger und Beamten verteilt, von denen jeder Anrecht auf ein bestimmtes Stück hatte.

Am dritten Tage der Hauptfeier schlachtete der König wieder in eigener Person eine Ziege, welche weiß mit schwarzer Augengegend sein sollte. Das Fleisch derselben kam der engsten Familie des Herrschers zu, die Eingeweide dagegen wurden dem Einfluß der Luft bis zu beginnender Fäulnis ausgesetzt und dienten dann zum sogenannten Konda- oder Nieren-Essen. Zwei Tage genügten, um dieselben übelriechend werden zu lassen; am dritten Tage wurden sie zerschnitten, mit einem Teile der vorjährigen Paukenbutter versetzt — der Rest dieser wurde als ein untrügliches Mittel gegen alle möglichen Krankheiten, besonders der Augen, unter die Glieder der königlichen Familie und die höchsten Würdenträger verteilt — und reichlich mit Salz und scharfem Sudan-Pfeffer bestreut. Prinzen und Prinzessinnen der nächsten Grade der Verwandtschaft mit dem Könige wurden alsdann um das Gericht versammelt, und bewaffnete Sklaven umringten die distinguierten Tischgenossen. Nachdem das Oberhaupt der Prinzen, einer der Basinga, ein Auge der Ziege ergriffen und verschluckt und das andere der Ija basi zu gleichem Zwecke überreicht hatte, machten sich die Prinzen und Prinzessinnen an die verhängnisvolle Mahlzeit. Wehe demjenigen unter ihnen, der, durch Ekel oder Pfefferreiz übermannt, Würgbewegungen oder Hustenanfälle bekam, denn die umstehenden Sklaven hatten den Uebelthäter mit ihren eisenbeschlagenen Knitteln zu erschlagen, da das Benehmen desselben als ein deutlicher Beweis von verräterischer Gesinnung gegen König und Regierung angesehen wurde. Ein bestimmtes Beispiel wirklich erfolgter Exekution habe ich jedoch nicht in Erfahrung bringen können.

In früheren Zeiten wurde anstatt der Ziege ein kaum zur Jungfrau erblühtes Mädchen geopfert und die Eingeweide desselben in der

angegebenen Weise verwendet. Wenn man den Versicherungen alter verständiger For Glauben schenken darf, so wurde diese kannibalische Sitte noch bis in das vorige Jahrhundert hinein geübt.

Nach Ablauf der eigentlichen Feier zogen aus den Provinzen Verwaltungsbeamte, Häuptlinge der Nomadenstämme und Deputationen der größeren Ortschaften mit zahlreichem Gefolge zur Hauptstadt, überbrachten dem Könige Geschenke und Glückwünsche für das beginnende Regierungsjahr und nahmen teil an den glänzenden Revuen, welche — wieder in der heiligen Zahl sieben — in kurzen Pausen im Anschluß an die Paukenfeier abgehalten wurden. Die letzte des Jahres 1874 — wohl die letzte, welche überhaupt in Dar For gefeiert sein wird — fiel in die Zeit meiner Anwesenheit im Lande.

Noch einmal hatten König und Edelleute alle Pracht entfaltet, welche der Eitelkeit der For so sehr zusagte. Menschen und Pferde prangten in Gold und Silber, in Samt und Seide. Wenn die Pferde in Dar For an Zahl und Schönheit hinter denen Bornus zurückstehen, so war das Geschirr derselben dort um so reicher. Silberne oder versilberte Stirnplatten, ebensolche breite Halskragen, die aus zierlich gearbeiteten und kunstvoll aneinander gefügten Platten zusammengesetzt waren, goldgestickte, samtene Brustgurte mit seidenen Quasten und silbernen Glöckchen, vergoldete Steigbügel und goldgestickte Samtsättel waren unbedingtes Erfordernis eines einigermaßen hochgestellten Mannes. Dieser selbst legte über dem langen, seidenen oder samtenen Kaftan gern ein feinmaschiges Panzerhemd an, nicht selten versilberte oder vergoldete Armschienen und einen ebensolchen glockenförmigen Helm, der anstatt des Kammes häufig eine Reihe von korallen- und bernsteingezierten Spitzen trug. Unter der samtenen Satteldecke ragte links der vergoldete Griff des Schwertes hervor, und am Sattelknauf hingen damaszierte, fremdartige Streitäxte, eiserne Keulen mit quirlförmigen Knäufen oder bleibeschwerte Holzkeulen.

Als alle Edelleute mit ihren Mannen versammelt und aufgestellt waren — unter ihnen auch die Jja basi zu Pferde, mit verhülltem Gesicht und in gelbseidene Gewänder gehüllt, — entwickelte sich der königliche Zug aus dem Palastthor. Ein Schwarm von Vorläufern leitete ihn ein. Einige derselben verkündeten in lautem Gesang oder Geschrei den Ruhm ihres Herrn, andere läuteten mit Glöckchen, schüttelten steingefüllte Kürbisflaschen, ließen den Triangel ertönen, schlugen klirrende Becken aneinander oder rasselten mit den Waffen. Das sinnverwirrende Getöse konnte von den ägyptischen Trommeln, die an der Spitze von einigen hundert Flintenträgern gerührt wurden, nicht übertönt werden. Auf diese folgte ein halbes Dutzend dumpfdröhnender Pauken auf ebenso vielen auserwählten Kamelen, deren Köpfe mit hohen, büschelförmigen Zieraten, aus hochroter Seide und Wolle und von schwarzen Straußenfedern gekrönt, geschmückt waren. Bläser von Antilopenhörnern und Schläger einheimischer Trommeln von verschiedenster Gestaltung leiteten sodann den langen Zug der Familienreliquien ein. Der König unter einem mächtigen, purpurroten Sonnenschirm von goldgestickter Seide, zu beiden Seiten die Straußenfeder-Insignien, bildete den Mittelpunkt des Zuges. Er war gefolgt von einem halben Hundert Sklavinnen, gleichmäßig in rote Umschlagtücher gekleidet, die Haarfrisur mit roter Ockererde imprägniert und mit Bernstein- und Korallenschmuck beladen. Hinter diesen erschienen ebensoviele Träger der mit kunstvoll gearbeiteten, vergoldeten oder versilberten Griffen versehenen Schwerter des Königs, sodann eine ähnliche Anzahl von Pagen, welche die persönlichen Feuerwaffen des Herrschers trugen und von ebensovielen Speer- und Lanzenträgern gefolgt waren, und den Schluß bildeten acht kostbar geschirrte königliche Streitrosse.

Nachdem der Zug längs der Front der Würdenträger mit ihren Gefolgen den weiten Platz umritten hatte, nahm er in der Mitte desselben Aufstellung, und alles defilierte grüßend vor dem Herrscher. Wieder und immer wieder kamen alle in wechselnder Ordnung, und erst als der Tag sich neigte endigte die glänzende Parade und mit ihr die ganze Feier, welche in interessanter Weise an die Frühlingsfeste, Ackerbaufeste und dergleichen der verschiedensten Völker der Erde erinnert.

Noch außer den bei dieser Gelegenheit erwähnten, mit den mohammedanischen Anschauungen eigentlich unverträglichen Gebräuchen: den bis in verhältnismäßig späte Zeit geübten Menschenopfern, den heiligen Feuern im Königspalaste und im Hause des Abu Scheïch, welche die innigste Beziehung zum Wohle des

Herrschers und Staates hatten, der Geltung vorislamitischen Rechtes u. s. w., erhielten sich in Dar For manche Erinnerungen an das Heidentum, die trotz aller Anstrengungen frommer Herrscher vom Volke zähe festgehalten wurden.

Wenn es auch verpönt war, den Namen Kalge der ursprünglichen Gottheit auszusprechen: beim Volke hörte man denselben häufig genug in Ausrufen der Verwunderung, in Schwüren und Flüchen.

Die Oertlichkeiten für die Verehrung Kalges, heilige Felsen und Bäume, waren wohl bekannt, und fern von der Hauptstadt brachte ihm noch mancher nach der Sitte seiner Vorfahren bei Regenmangel, Krankheit oder Unfruchtbarkeit der Frau ein Opfer von weißen oder grauen Schafen. Wenn man an den heiligen Plätzen vorüberging, schwiegen die Pauken, Trommeln und Hörner, die Spitzen der Speere und die Mündungen der Feuerwaffen wurden nach unten gekehrt, und alle zogen in religiösem Schweigen vorüber. Auch der Teufel hatte im Volke seine Geltung und mußte zuweilen durch ein Opfer versöhnt werden; doch wählte man in diesem Falle Schafe von gelbbrauner Farbe.

Welche Mühe es gemacht hat, die früheren Anschauungen im Volke, wenn nicht auszurotten, so doch zum Schweigen zu bringen, davon zeugen zahlreiche Vorkommnisse aus geschichtlich beglaubigter Vergangenheit; die Prozesse gegen unverbesserliche Heiden waren noch unter der Regierung des vorletzten Herrschers, des frommen Königs Huseïn, keine Seltenheit. Jetzt flutet eine neue Ordnung der Dinge über das Land und schwemmt die Reste alter Ueberlieferungen hinweg. Die Schranke, welche die hochmütige Abgeschlossenheit der früheren Herren des Landes ringsum aufgerichtet hatte, ist niedergerissen; die ehrwürdige Dynastie, welche das einigende Band für manche heterogenen Volkselemente bildete, ist gestürzt, und der Stolz der alten Geschlechter und erblichen Würdenträger ist gebrochen. Mit den gemeinsamen Erinnerungen und eigentümlichen Institutionen wird das nationale Bewußtsein rapide schwinden, und das Volk von Dar For wird wieder ein lockeres Konglomerat verschiedener Bestandteile bilden, denen die neue Gestaltung der Dinge leider weder mehr Glück und Zufriedenheit, noch einen höheren Grad wahrer Kultur sichert.

Wohlgeboren.

Eine kleine Betrachtung

von

Professor Dr. J. N. Ritter von Nußbaum,
k. b. Generalstabsarzt à la suite in München.

Wohlgeboren und Hochwohlgeboren schreiben wir geläufig auf jeden Brief und jedes Paket, während vielleicht ein großer Teil der Adressaten nichts weniger als wohlgeboren ist. Der eine kam mit einem verschobenen Schädel zur Welt. Es hatte sich eine oder die andere Fontanelle zu früh verknöchert und konnte sich dann das wachsende Gehirn nach dieser Richtung hin nicht mehr ausdehnen und blieben auch alle Fähigkeiten, die der betreffende Hirnteil zu dirigieren hat, auf einer sehr unentwickelten Bildungsstufe. Ein anderer hat den schlechtgebauten, schmalen, eingedrückten Brustkorb von seinem Vater geerbt. Die Lungen können sich nicht ordentlich ausdehnen und der Phthyriker ist fertig, denn der eingedrückte Brustkorb begünstigt die Ablagerung von Tuberkeln, jener käsigen, formlosen Massen, die einem großen Teil aller Europäer zur Todesursache werden. Bei einem dritten merkt man schon bald, daß er die nämliche Melancholie, den nämlichen Größenwahn, den nämlichen Verfolgungswahn bekommt, wie sein unglücklicher Vater. Die Tochter stirbt an der nämlichen Krebskrankheit wie die Mutter und Großmutter. Diesen plagt gichtischer Schmerz und er fühlt bereits, daß er auch einen Blasenstein hat, wie man bei der Sektion seines Vaters einen solchen fand. Jener Knabe ist so kurzsichtig und schielend, wie sein Vater. Dieser wird im nämlichen Lebensjahre taub, in welchem sein Vater das gleiche Unglück hatte. Ja, ich könnte noch dutzende von angeborenen und ererbten Krankheiten und unglücklichen Eigenschaften anführen, wenn ich nicht glaubte, daß das bisher Aufgezählte genügt, um an den Leser die Frage zu stellen: Sind alle diese Nachkommen „wohlgeboren“?

Wenn man bedenkt, daß es ein mit dem freien Auge unsichtbarer unendlich kleiner Punkt ist, aus welchem das Kind wird, so könnte man freilich den Verstand darüber verlieren, daß diesem winzigen, fast unsichtbaren Pünktchen die Schädelform, die Thoraxform, die Gliederform

ganz ähnlich dem Vater eingeprägt ist. Ich muß aber noch viel mehr erzählen von dem, was diesem fast unsichtbaren Pünktchen mitgegeben ist. Hätten wir Mikroskope, welche 50,000mal vergrößern würden, so würden wir uns vielleicht nicht mehr so gar verwundern, daß die Gestalt des Kindes dem Vater ähnelt, daß Schädel und Brustbau, Hirnthätigkeit und Stimme und noch hundert andere Dinge ähnlich sind. Aber, wenn man sieht, daß ein kleines Muttermal, welches Papa an der linken Schulter hat, dort auch dem Sohne nicht fehlt, oder wenn man gar sieht, daß ein kleines haariges Wärzchen, welches die Mutter an der Kniescheibe hat, auch beim Sohne dort zu finden ist, steigert sich unsere Verwunderung über die Erblichkeit immer mehr.

Beobachten wir aber Vater und Sohn einmal recht genau, so erfahren wir noch viel größere Ueberraschungen, welche uns auch ein Mikroskop, das 100,000mal vergrößern würde, kaum ersparte. Ich kenne einen jungen Kaufmann, welcher sieben Wochen alt war, als sein Vater starb, unter fremden Leuten aufgezogen wurde und dazu noch am Geburtsorte seiner Mutter, wo man seinen Vater gar nicht kannte, von ihm also auch nichts zu erzählen wußte. Dieser Kaufmann hat nun hier ein größeres Geschäft angefangen und verkehrt täglich mit vielen Leuten. Ich und alle, welche seinen Vater kannten, sind aber geradezu erstaunt, welches Ebenbild seines Vaters in seiner Person wiedergefunden wird. Er grüßt genau so ernst wie sein Vater, verbeißt die Nägel wie sein Vater, wenn er über etwas nachdenkt, drückt geradeso wie sein Vater das linke Auge zu, wenn er schlau auf etwas aufmerkt und spielt geradeso mit der Feder, wenn er zuhört, wie sein Vater, obwohl er denselben nie kannte.

Ja, wenn das auch noch alles in dem kleinen mit dem Mikroskope kaum sichtbaren Punkte stecken soll, dann wundert es mich nicht mehr, daß man des Schöpfers Eigenschaften unendlich mächtig nennt und daß im Evangelium der Christen geschrieben steht: „Es fällt kein Haar von eurem Haupte ohne den Willen des Herrn.“

Ich bin nun ganz von meinem Thema „wohlgeboren“ abgekommen, wollte ich doch zeigen, daß das Wort „Wohlgeboren“ selten wahr ist.

Wenn wir erst recht tief nachforschen nach den Ursachen der Krankheiten und des Todes, so kommen wir in einer unendlich großen Prozentzahl zu der Ueberzeugung, daß das neugeborne Kind schon den Keim zu seiner Erkrankung und zu seinem Tode in sich trägt, selbst wenn das betreffende Individuum dreißig oder vierzig Jahre alt wird.

Alle wirklich ernsten Krankheiten sind meist ererbt. Die Gicht, die Tuberkulose, die Europhulae, Haemorrhoidalzustände und noch viele andere Leiden, welche das ganze Leben des Individuums wie ein roter Faden durchziehen, sind angeboren.

In der neuesten Zeit führten sehr sorgfältige Untersuchungen sogar zu der Ueberzeugung, daß das neugeborne Kind schon den Keim in sich trägt für jene gutartige oder bösartige Geschwulst, welche vielleicht im vierzigsten oder fünfzigsten Lebensjahre herauswächst und den Kranken erschreckt, quält und tötet.

Die meisten Pathologen kamen zur Ueberzeugung, daß z. B. der Keim für eine im vierzigsten oder fünfzigsten Lebensjahr kopfgroß wachsende Fett- oder Fleischgeschwulst, oder auch für eine Anongelgeschwulst, oder sogar für eine Krebsgeschwulst, schon im neugebornen Kinde vorhanden ist, und daß es nur irgend einmal im Leben eines ganz kleinen Impulses bedarf, daß dieser schlummernde Keim endlich wuchert und zur erschreckenden Geschwulst heranwächst.

Ein Stoß, ein Fall, eine Aufregung, ein Kummer, irgend etwas kaum Bemerkbares, kann die Veranlassung werden, daß dieser vierzig Jahre schlummernde Keim nun rasch emporwächst und zum unglücklichsten Ausgange führt.

Auch für solche Unglückliche paßt das Wort „Wohlgeboren“ gewiß nicht recht gut, und je weiter wir uns in diese Betrachtung vertiefen, desto mehr werden wir zu dem Schlusse gelangen, daß diese Adresse eigentlich sehr wenigen gehört.

Ich fürchte fast, durch Besprechung dieses Gegenstandes manches Gemüt beunruhigt zu haben, was gar nicht meine Sache ist, denn ich lebe Tag und Nacht für das Gegenteil und will mir daher auch jetzt Mühe geben, zu zeigen, daß es mit diesen angebornen Fehlern nicht gar so schlimm ist, als es bei dieser oberflächlichen Betrachtung scheinen könnte, daß uns im Gegenteil durch das Studium dieser Zustände Mittel und Wege ersichtlich werden, um einer drohenden Gefahr wirksam entgegenzutreten.

Sehr oft gelingt es nämlich einem aufmerksamen Hausarzte und sorgfältigen Eltern, den schlimmen angebornen Zustand rechtzeitig zu bemerken und mit Fleiß und Ausdauer erfolgreich zu bekämpfen, und diesen Lichtpunkt unserer Angelegenheit näher zu beleuchten, ist eigentlich die Absicht meines kleinen Aufsatzes.

Sterben müssen wir ja alle, es ist ja noch kein Mensch übrig geblieben, also ist es auch nicht gar so arg zu nehmen, wenn der Keim der Todesursache schon im neugebornen Kinde steckt. Sind wir im Stande die Entwicklung dieses Keimes sechszig oder siebenzig Jahre lang hinauszuschieben, oder mit anderen Worten: stirbt jemand, der sechszig oder siebenzig Jahre gesund gelebt hat, so wird niemand sagen können, das sei ein böses Schicksal, sondern ein solches Alter, das eben nicht viele erreichen, nennen wir ein glückliches.

Gerade aber im Erkennen des Feindes liegt oft die Möglichkeit des Besiegens, und je früher wir schon am Kinde die bösen Dispositionen erkennen, desto wirksamer werden wir denselben entgegenarbeiten.

Diese verbannende, sogenannte prophylaktische Heilmethode spielt daher jetzt, nachdem das Studium der angebornen Krankheiten weit vorgeschritten und entwickelt ist, eine bedeutende Rolle.

Sobald man an einem Kinde gewisse Formen bemerkt oder gewisse Eigenschaften beobachtet, welche in irgend einer Weise eine ernste und gefährliche Ausbildung befürchten lassen, kann man planmäßig entgegenzuwirken beginnen, und der Erfolg dürfte sehr oft ein lohnender sein.

In solchen Lagen ist ein guter Hausarzt für eine Familie von großem Werte. Es kann nicht bloß das Sein und Nichtsein eines Kindes davon abhängen, sondern namentlich, ob das kurze Leben einem Siechtum ähnelt oder ein langes relativ gesundes Leben kaum manchmal an den angebornen Fehler zurückerinnert.

Während man dem einen Kinde nicht genug kräftige Nahrung beibringen kann, wird ein anderes vor jeder Ueberreizung bewahrt und in mildester Weise genährt werden müssen. Während dem einen Kinde jede überflüssige Bewegung erspart und der Verbrauch von Muskelkraft möglichst beschränkt werden muß, kann man bei einem anderen nicht genug Gymnastik empfehlen.

Nehmen wir z. B. jene Krankheit, an welcher, wie ich bereits bemerkte, eine große Anzahl der Europäer stirbt: die Tuberkulose, welche sich alsbald beim Kinde durch den sogenannten phthyrischen Habitus bemerkbar macht.

Nicht der Tuberkel wird schon mit dem Kinde geboren, sondern die schlechte Thoraxform, den schmalen Rippenkorb, hat das Kind vom Vater geerbt, und dieser schmale eingedrückte Brustkorb ist es erst, welcher die Bildung von tuberkulösen Herden begünstigt.

Geschieht für ein solches Kind nicht schon frühzeitig das Geeignete, so wächst sich sein phthysischer Habitus vollkommen aus, und alsbald beginnt ein Cyklus von Leiden, welcher mit kleinen Intervallen ununterbrochen fortspielt, bis der frühe Tod barmherzig ein Ende macht.

Ganz anders wird nun aber diese Situation, wenn diese schlimmen Formen früh erkannt und vom Arzt methodisch verändert werden. Nachdem man tausendfältig die Erfahrung gemacht hatte, daß in einem gut ausgeweiteten Brustkorbe Tuberkeln nicht gedeihen und daß das Ausweiten des Brustkorbes keine unerreichbare Aufgabe ist, nachdem uns zufällige Beobachtungen darauf führten, daß bei gewissen Lebensweisen und Beschäftigungen eine solche Ausweitung unaufhaltsam eintritt, bekamen wir Winke, wie das Gewünschte ausführbar ist.

Man weiß z. B., daß Musiker, welche mit Blasinstrumenten ihre Lungen und damit ihren Brustkorb fortwährend ausweiten nie von tuberkularer Ablagerung heimgesucht werden; daß Arbeiter, die oft und tief einatmen müssen, den gleichen Vorteil besitzen.

Deshalb haben schon seit vielen Jahren hervorragende denkende Aerzte, Kinder und junge Leute, bei welchen sich der phthysische Habitus, die bekannten zusammengedrückten Rippen und die häßlich wegstehenden Schulterblätter herauszubilden anfingen, zu gymnastischen Uebungen veranlaßt, wodurch selbe gezwungen wurden, oft tief zu atmen, ihren Brustkorb recht auszudehnen, ihre Brustmuskeln recht zu kongestionieren. Findet diese Ausdehnung der Rippen und diese Kongestion der Brustmuskeln recht oft statt, so wird sie schließlich bleibend und der gefahrverkündende Thoraxbau ist in eine gesunde gefahrlose Form umgemodelt, deutlich tritt besseres Wohlbefinden und damit heitere Stimmung ein und alles

verkündet eine glücklichere Zukunft, ein gesundes Mannesalter.

Darüber ist ja kein Streit, daß tiefe Atemzüge, wie wir sie beim Besteigen eines Berges oder eines Kirchturms unvermeidlich machen, den Brustkorb erweitern und niemand bestreitet, daß diese bessere Ausbiegung der Rippen, diese Erweiterung eine bleibende wird, wenn sie längere Zeit täglich vorgenommen wurde. Eine ganz unbestreitbare Thatsache ist es aber, daß eine gut gebaute Brust, ein gut ausgeweiteter Rippenkorb ebenso vertrauensvoll gesunde Lungen erwarten, nur das Gegenteil, der eingedrückte Rippenkorb kranke Lunge befürchten läßt. Endlich ist es auch nicht zu leugnen, daß bei tiefen Atembewegungen alle an den Rippen, am Brustbein, Schlüsselbein und an der Wirbelsäule angelötete Respirationsmuskeln stark kongestioniert, deren Blutgefäße erweitert werden, und daß diese Erweiterung, wenn sie oft geschieht, schließlich auch wieder eine bleibende wird, und daß das viele Blut, welches in den nun erweiterten Brustmuskeladern rinnt, eine vortreffliche Ableitung für blutüberfüllte Lungen und für kongestioniertes Bauchfell ist, daß dieses in den Muskeln nun angehäufte Blut teilweise der kongestionierten Lunge und namentlich dem kongestionierten Bauchfelle entnommen wird und jedenfalls für diese edlen Gewebe als bleibender Sinapismus wirkt. In einem solchen Falle erkennt man recht klar, welchen Wert frühzeitiges Erkennen des schwer drohenden Uebels hatte.

Nicht weniger grell, wenn auch seltener, lassen sich häßliche, geradezu ekelhafte Hautkrankheiten, die das ganze Leben gründlich verbittern können, durch eine recht sorgfältige und anhaltende Diät sehr verbessern und oft gänzlich heben. Ich habe Fälle im Gedächtnisse, wo Kinder wie Aussätzige am ganzen Körper voll Geschwulst-Krusten waren und durch eine jahrelange, geduldig fortgebrauchte, ausschließende Milchdiät nicht allein eine reine Haut bekamen, sondern auch gesund und stark wurden. Gute Milch ist eben das Universal-Nahrungsmittel, welches alles enthält was Knochen, Knorpel, Bänder, Muskel, Fett und alle anderen Gewebe und alles, was Gehirn, Lungen, Leber, Milz, Nieren und alle anderen Organe zum Wachstum bedürfen.

Die Lehre der Rademacherianer, daß man Hirn essen lassen müsse, wenn man auf das Gehirn heilend und stärkend einwirken wolle, daß man Lungen essen müsse, wenn es in der Lunge, und Leber essen müsse, wenn es in der Leber fehle ꝛc., hat sich nicht als richtig erwiesen, wenn es gleich ein logischer Gedanke war, daß sich ein Organ nur restaurieren und regenerieren könne, wenn man dem Körper jene Stoffe einverleibt, aus welchen das betreffende Organ besteht. Kann man die Richtigkeit dieses Satzes auch nicht bezweifeln, so hat doch die Erfahrung darüber entschieden, daß die Milch als Universal-Nahrungsmittel angesehen werden darf und alles enthält, was die verschiedenen Gewebe und Organe zu ihrem Wachstum und ihrer Regeneration bedürfen, während nicht erwartet werden darf, daß eine gekochte Leber, wenn sie gegessen, mit dem Magensaft vermischt und verdaut wird, jene Stoffe liefert, welche eine kranke Leber zur Regeneration bedarf, wenigstens hat die Praxis der Rademacherianer, welche dieser Anschauung huldigten, keine Resultate gehabt.

Es ist hier nicht der Platz, auf alle Kurmethoden aufmerksam zu machen, welche tiefgewurzelte Leiden durch ausdauernden Gebrauch heilen können. Ich möchte nur noch auf ein großes und wertvolles Mittel hinweisen, das ist das Wasser, welches teils dadurch, daß es vom Organismus sehr leicht aufgenommen wird und alle Organe durchtränkt, lösliche Stoffe verflüssigt und durch Niere, Hautausdünstung, ausgeatmete Luft ꝛc. wieder ausscheidet; teils aber dadurch, daß diese Durchtränkung der Gewebe mit Wasser alle abnormen Verhärtungen erweicht und Krankheitszustände, welche vorher wegen ihrer Härte unangreifbar waren, jetzt leicht aufgesaugt und entfernt werden können.

Für ganz kleine, unbedeutend aussehende Afterprodukte ist es aber oft sehr wertvoll, frühzeitig weggeschafft zu werden, denn eine ganz kleine Härte des jugendlichen Alters kann, wenn die schwächenden Momente des höheren Alters oder Kummer und Sorge die Widerstandsfähigkeit des Organismus herabsetzen, sehr üble Metamorphosen machen und Ursache eines frühen und harten Todes werden.

Wird ein solches Afterprodukt schon in der Jugendzeit, bevor es üble Umwandlungen erfuhr, entfernt, so fehlt die Gelegenheitsursache für einen so gefährlichen Vorgang im höheren Alter.

Von manchen Aerzten wird auch die absolute

Ruhe und ein anderes Mal die methodischen Bewegungen, von wieder anderen die Hungerkur u. dgl. als großes Heilmittel für angeborene und eingewurzelte Krankheiten angeführt. Dem letztgenannten Mittel, dem Hunger, kann allerdings eine große Wirkung nicht abgesprochen werden, denn sobald wir dem Organismus keine Nahrung mehr geben, ißt er von seinem eigenen Fleische und Fette, und verzehrt dabei aber nicht allein überschüssige, krankhafte Ansammlungen, sondern auch die normalen für ein gesundes Leben nötigen Bestandteile.

Bei der jetzigen Zeit, wo der Genius epidemicus nicht mehr Vollsäftigkeit, Blutreichtum und Neigung zu Entzündungen zeigt, sondern wo wir immer mit Blutarmut und Nervosität zu kämpfen haben, dürfte ein Arzt mit Hungerkuren kaum gewisse Heilresultate erreichen. Gerade das Gegenteil, auf alle Weise Kraft und Nahrung zu bringen, erweist sich jetzt als das beste und es existieren englische Aerzte, welche schweren Kranken, z. B. Lungensüchtigen alle 10—15 Minuten 2—3 Löffel Nahrung geben, täglich ein paarmal ein gutes Glas Wein trinken lassen und nebenbei Arzneien reichen, welche die Herzenergie erhöhen. Staunenswerte Resultate sollen damit schon erreicht worden sein. Wenn man bedenkt, daß vor 50 Jahren hervorragende Aerzte bei der gleichen Krankheit nochmals zur Ader ließen und noch dazu ein sehr schwächendes Regim einleiteten, so möchte man meinen, die Aerzte hätten ihre Anschauungen gewaltig geändert und versuchten bald dieses und bald jenes.

Das ist aber nicht so. Das, was das Thun und Lassen der Aerzte bestimmt, ist die Beobachtung und Abschätzung der Symptome und Individualität. Gerade darin gibt sich das Talent des Arztes zu erkennen. Dürfte man eine und dieselbe Krankheit bei jedem Menschen und zu jeder Zeit mit dem gleichen Mittel behandeln, so bestünde die ganze Arzneiwissenschaft im Aufschlagen oder Auswendiglernen eines Lexikons, wie man dies bei Laien, welche Homöopathie treiben wollen, oft in der lächerlichsten Weise machen sieht.

Der unbegabteste Kopf würde dann noch ganz gut zum Arzte passen, denn dazu wäre jeder Scharfsinn überflüssig.

So ist es eben nicht. Im Gegenteile muß in jedem Falle nach genauer Berücksichtigung der Individualität der Komplex der Krankheitssymptome auf das sorgfältigste erwogen und der Genius epidemicus auch nie vergessen werden. Die gleiche Krankheit, welche vor 50 Jahren mit glänzendem Erfolge durch zwei und drei Aderlässe, vor hundert Jahren vielleicht mit energischen Brechmitteln und Hungerkuren besiegt wurde, verlangt jetzt zur Heilung eine möglichst gewählte und reichliche Ernährung und Stärkung und Reizmittel aller Art.

Wenn ich nochmal auf die angebornen Krankheiten zurückkommen darf, und auf den Trost, daß auch gegen angeborne Krankheiten bei gehöriger Sorgfalt und Ausdauer Hilfe geschafft werden kann, so möchte ich die ganze Anschauung in zwei Rubriken abteilen.

In angeborne Krankheiten, wobei die Form des Körpers eine abnorme ist, und in angeborne Krankheiten, wobei die Säftemasse, das Blut und dadurch auch die Funktion der von diesem Blute ernährten Gewebe und Organe eine abnorme ist.

Gegen die erste Reihe von angebornen Krankheiten werden wir mit Bewegung aller Art, mit Massage, Heilgymnastik, Turnen, Gehen, Reiten, Schwimmen, Fechten, zu Felde ziehen, wohlwissend, daß mit Ausdauer sogar die Form der Knochen ummodellirt werden kann, und gegen die zweite Reihe von angebornen Krankheiten dürfen wir von einer sorgfältig überwachten Diät, von Milchkuren und Wasserkuren u. a. sehr viel erwarten, indem es unbestreitbar ist, daß jeder Bissen Nahrung, jeder Schluck Wasser bis in das Innerste der Gewebe dringt, sogar das fertige harte Zahnbein noch durchkreist. Zum Beweise hierfür möchte ich nur jene Experimente erwähnen, wobei man monatelang Wasser trinken ließ, das mit einer ganz unschuldigen, gleichgiltigen, roten Farbe gefärbt war und daß ein nach längerer Zeit herausgenommener Zahn, in der Mitte durchsägt, sogar in seinen innersten Schichten gleich rot gefärbt war. Können wir aber jede Gewebsfaser durchtränken und in ihrem innersten Zelleninhalte verändern, so dürfen wir auch nicht verzweifeln, abnorme Säftemassen günstig umzuwandeln und in beiden Richtungen wird jetzt, wo Chemie und Physiologie die Analyse in Umwandlung der verschiedenen Säfte und Nahrungsmittel genauer studiert, jedes Dezennium einen Fortschritt aufweisen können.



Wichtige Geheimnisse.

Nach einer Zeichnung von Eduard Kurzbauer.

Der Schöpfer dieser lebensvollen Scene, der anerkannte Genremaler Eduard Kurzbauer, ist bereits am 13. Januar 1879 in München verschieden. Geboren 1840 zu Wien, besuchte er von 1857—1861 die dortige Akademie und studirte von 1868—1870 bei Piloty in München. Den ersten Erfolg errang er 1867 mit einem „Märchenerzählerin" betitelten Bilde, dem später „Der abgewiesene Freier", „Grundlose Eifersucht", „Der stürmische Verlobungstag", „Die Wahlbesprechung", „Die Weinprobe" u. a. folgten. Das Trefflichste, was er schuf, ist sein Bild „Ereilte Flüchtlinge" (1870). Das Original unseres Schnittes ist eine große, im Besitz des Herausgebers befindliche herrliche Bleistiftzeichnung.

Der Egoist.

Von

E. Werner.

Es war in den Nachmittagsstunden eines sonnigen Frühlingstages. Die tiefe Sonntagsruhe und Stille, die in dem bewegten Treiben der großen See- und Handelsstadt keine Stätte fand, herrschte um so ungestörter in der Umgebung eines Landhauses, das abseits von dem großen Häusermeer in der Nähe des Strandes lag und dessen parkähnliche Anlagen sich bis an die See hinunter erstreckten. Es war eine jener vornehmen, elegant und luxuriös eingerichteten Villen, wie sie die reichen Städter zu bewohnen pflegten, die nicht von dem Straßenlärm gestört sein wollten und doch die Stadt ohne großen Zeitverlust zu erreichen wünschten.

In dem Salon, dessen Glasthüren auf die Gartenterrasse hinausgingen, befanden sich ein Herr und eine Dame in lebhafter, sichtlich ernster Unterhaltung. Die Wangen der jungen Dame glühten in heißer Erregung und sie kämpfte augenscheinlich mit den mühsam zurückgehaltenen Thränen, während der Herr vollkommen gleichgültig und unbewegt erschien. Es war ein Mann in mittleren Jahren, aber mit schon völlig ergrauten Haaren und ernsten, kalten Zügen, dessen ganzes Aeußere den Geschäftsmann kennzeichnete. Die kühle Ruhe und Gemessenheit seines Wesens verlor sich auch im erregtesten Gespräche nicht einen Augenblick und selbst seine Art zu sprechen war trocken und geschäftsmäßig ohne jeden wärmeren Ausdruck.

„Wahrhaftig, Jessy, ich bin es müde, immer wieder die alten Einwendungen und Lamentationen zu hören!“ sagte er. „Als dein Vormund und Verwandter habe ich auch die Sorge für deine Zukunft übernommen und ich dächte, die Zukunft, die ich dir vorlege, wäre annehmbar genug. Daß ein so thörichter, romantischer Mädchenkopf doch nie einsehen will, was zu seinem Glücke dient!“

Der „thörichte, romantische Mädchenkopf“ entbehrte wenigstens nicht der Anmut. Ohne regelmäßig schön zu sein hatte dieser blonde Kopf mit den zarten aber sehr ausdrucksvollen Zügen und den blauen, ein wenig schwärmerischen Augen doch etwas ungemein Fesselndes. In diesem Moment aber trug das jugendliche Antlitz den Ausdruck leidenschaftlicher Erregung und dieselbe Erregung bebte auch in der Stimme bei der Antwort.

„Mein Glück? Was du so nennst, Onkel Sandow, das liegt unendlich fern von allem, was mir Glück heißt.“

„Willst du mir vielleicht sagen, welchen nebelhaften und phantastischen Begriff du mit dem Worte verbindest?“ fragte Sandow in sarkastischem Tone. „Glück ist eine glänzende Lebensstellung, inmitten des Reichtums, an der Seite eines Gatten, der dir unter allen Verhältnissen eine Stütze sein kann. Das wird dir geboten mit der Hand eines Mannes —“

„Den ich noch nicht einmal kenne!“ fiel Jessy ein.

„Das wird bereits in der nächsten Stunde geschehen. Ueberdies ist mein Bruder kein Fremder mehr für dich, auch wenn du ihn noch nicht gesehen hast. Dem Bilde nach läßt sein Aeußeres nichts zu wünschen übrig und du selbst hast mir erklärt, daß keine anderweitige Neigung dich fesselt. Wozu also dies eigensinnige Widerstreben gegen eine Verbindung, zu der Gustav sofort bereit war?“

„Eben weil er so schnell dazu bereit war! Ich kann und will meine Zukunft nicht einem Manne anvertrauen, der sich nicht einen Augenblick bedenkt, seinen selbsterwählten Beruf, seine so glänzend begonnene Laufbahn aufzugeben, sich von seinem Vaterlande, seinem Volke loszureißen, weil ihm die Aussicht auf eine reiche Partie geboten wird.“

Sandow zuckte die Achseln. „Das sind wieder die überspannten Ansichten, die deine deutsche Erziehung dir eingeprägt hat. Du

haſt ohnehin genug Anlage zur Sentimentalität. Selbſterwählter Beruf! Glänzende Laufbahn! Du ſcheinſt einen ſehr hohen Begriff von der Stellung eines deutſchen Journaliſten zu haben. Guſtavs Feder iſt beliebt und geſucht, ſo lange die Laune des Publikums und die jetzige politiſche Strömung vorhält. Nimmt das früher oder ſpäter ein Ende, ſo iſt es vorbei mit ſeiner Carriere. Hier in Amerika bietet ſich ihm Unabhängigkeit, Reichtum und die vielbeneidete Stellung als Chef eines großen Handlungshauſes. Er wäre mehr als ein Narr, wenn er das ausſchlagen wollte, um nach wie vor Leitartikel zu ſchreiben."

„Das iſt Geſchmackſache und übrigens verſichere ich dir, Onkel Sandow, es wäre mir ſehr gleichgültig, wen du zu deinem Kompagnon wählſt, wenn du nur nicht mich in den Kreis deiner geſchäftlichen Berechnungen ziehen wollteſt."

„Das thue ich in deinem eigenen Intereſſe. Du weißt, daß es der Lieblingswunſch deines verſtorbenen Vaters war, dein Vermögen dem Geſchäfte erhalten zu ſehen. Er hoffte ſtets, daß ſeine Stelle dereinſt von einem Schwiegerſohn eingenommen werde. Es war ihm nicht vergönnt, den Zeitpunkt zu erleben."

„Nein," ſagte Jeſſy leiſe, „denn er hatte nicht das Herz, mich zu einer Wahl zu zwingen, wie du es jetzt thuſt."

Sandow machte eine ungeduldige Bewegung. „Was das für übertriebene Ausdrücke ſind! Ich denke nicht daran, dich zu zwingen, aber ich fordere mit aller Entſchiedenheit, daß du der Vernunft Gehör gibſt und dieſe Verbindung nicht ſo ohne weiteres abweiſeſt, nur weil ſie deinen romantiſchen Ideen nicht entſpricht. Du biſt neunzehn Jahre und mußt jetzt an eine Heirat denken. Ideal-Ehen, wie du ſie dir träumſt, exiſtieren überhaupt nicht. Für jeden, der ſich um dich bewirbt, ſpielt dein Vermögen die Hauptrolle. Die Zeiten der uneigennützigen Liebe ſind längſt vorüber und wenn dir der eine oder der andere eine Komödie davon vorſpielt, ſo thut er es nur, um dein Geld hernach deſto ſicherer zu verſchwenden. Es iſt notwendig, daß du dir das vorher klar machſt, die unausbleibliche Enttäuſchung möchte dich ſonſt ſpäter allzuhart treffen."

Es lag eine unglaubliche Herzloſigkeit in der eiſigen Ruhe, mit der er das alles ſeinem Mündel vorrechnete, und den Schritt, an den ſich all die Träume und Illuſionen, all die Zukunftshoffnungen des jungen Mädchens hefteten, in ein nüchternes Rechenexempel auflöſte, deſſen Facit ihr Vermögen war. Jeſſys Lippen zuckten ſchmerzlich bei dieſer ſchonungsloſen Auseinanderſetzung, denn die unfehlbare Sicherheit, mit der ſie ausgeſprochen wurde, zeigte ihr, daß Sandow damit wirklich ſeine innerſte Ueberzeugung vertrat. Hatte ſie es doch ſchon ſelbſt erfahren, was es heißt, eine reiche Partie zu ſein, und damit den Eigennutz und die Berechnung all der Männer zu entfeſſeln, mit denen ſie in Berührung kam. Auch der Vormund ſah und reſpektierte in ihr ja nur die Erbin — ein bitterer Gedanke für ein junges Weſen, deſſen Herz leidenſchaftlich nach Glück und Liebe verlangt!

„Hier haſt du dergleichen nicht zu fürchten," fuhr Sandow fort, der ihr Verſtummen als eine Art von Zuſtimmung anſah. „Die Heirat bietet euch beiden die gleichen Vorteile. Guſtav empfängt mit deiner Hand ein Vermögen und eine hervorragende Stellung in der hieſigen Handelswelt, du bleibſt durch ihn Teilnehmer in dem Geſchäft deines Vaters und haſt die Sicherheit, daß dein Vermögen von dem eigenen Gatten verwaltet und gemehrt wird. Die Sache iſt ſo klar und einfach, daß ich deinen hartnäckigen Widerſtand wirklich nicht begreife, um ſo weniger, als du dich von jeher für Guſtav intereſſiert haſt. Du haſt ſeine Artikel ſtets mit einer förmlichen Begeiſterung geleſen."

„Weil ich an den glaubte, der ſie ſchrieb! Weil ich es nicht für möglich hielt, daß all dieſe glühende Vaterlandsliebe, all dieſe Begeiſterung für das Schöne und Große nur Phraſen ſein ſollten, die man mit der Geſinnung über Bord wirft, ſobald der Vorteil es erheiſcht."

„Die Herren von der Feder ſind auf ſchöne Redensarten angewieſen," ſagte Sandow wegwerfend. „Das iſt Geſchäftsſache! Es wäre ſchlimm, wenn ſie jedes ihrer Worte mit der That vertreten müßten. Guſtav hat geſchrieben, wie es ſeine Stellung und die Zeitſtrömung erforderten, und jetzt handelt er, wie es die Vernunft fordert. Thäte er das nicht, ſo könnte ich ihn überhaupt nicht als Kompagnon brauchen. — Und nun laß uns den Streit darüber endigen! Ich dringe nicht heute und morgen auf Entſcheidung, erwarte aber ſchließlich mit aller Beſtimmtheit dein Jawort."

„Niemals!" rief Jessy aufflammend. „Einem Manne angehören, der in mir nur einen der Paragraphen des Geschäftskontraktes sieht! Einem Egoisten, der alles was anderen teuer und heilig ist, seinen materiellen Zwecken opfert! Nun und nimmermehr!"

Sandow nahm wenig oder gar keine Notiz von diesem leidenschaftlichen Proteste. Wäre Jessy seine Tochter gewesen, so würde er einfach befohlen und sie gezwungen haben, sich seinem Willen zu fügen, aber er kannte die Grenzen seiner vormundschaftlichen Gewalt zu gut, um hier dergleichen zu versuchen. Er wußte überdies, daß seine langgewohnte und gefürchtete Autorität auch eine Art von Zwang für das junge Mädchen war, und war entschlossen, sie zu gebrauchen.

„Wir wollen es abwarten," sagte er aufstehend. „Ich fahre jetzt nach dem Bahnhofe und denke dir in einer Stunde meinen Bruder vorzustellen. Du wirst dich herablassen, ihn vor allen Dingen kennen zu lernen und das Uebrige wird sich finden. Adieu!"

Damit verließ er das Zimmer und gleich darauf hörte man draußen den Wagen fortrollen, der ihn erwartet hatte.

Jessy blieb allein zurück und jetzt, wo sie sich nicht mehr unter dem Banne jener kalten, strengen Augen wußte, brachen die lang zurückgehaltenen Thränen hervor. Das junge Mädchen gehörte offenbar nicht zu den energischen Naturen, die Willen gegen Willen setzten. In diesen Thränen verriet sich die ganze Weichheit eines Charakters, der es gewohnt ist, sich führen und leiten zu lassen, und bei dem ersten Kampfe, zu dem er sich aufrafft, auch schon seine Ohnmacht fühlt.

Es war auch in der That der erste Kampf ihres Lebens. In den glücklichsten Verhältnissen aufgewachsen, von zärtlicher Elternliebe beschützt und gehütet war ihr der Schmerz erst nahe getreten, als die Mutter starb und zwei Jahre darauf der Vater ihr folgte. In dem Testament war Sandow, der langjährige Freund und Kompagnon des Verstorbenen, zum Vormund der Waise ernannt und ihre Vermögensinteressen konnten in keinen besseren Händen liegen. Aber Jessy hatte es nie vermocht, ein Herz zu dem Onkel zu fassen, obgleich sie ihn von ihrer Kindheit an kannte. Er war ein naher Verwandter ihrer Mutter und stammte wie diese aus Deutschland. Vor mehr als zwölf Jahren war er fast mittellos nach Amerika gekommen und hatte in dem Geschäfte seines Vetters eine Stellung gesucht und gefunden. Es hieß, Unglück und bittere Erfahrungen hätten ihn aus Europa fortgetrieben; was es eigentlich gewesen, hatte Jessy nie erfahren können, denn auch die Eltern schienen darüber nur teilweise unterrichtet zu sein, und Sandow selbst berührte diesen Punkt niemals.

Man hatte ihm anfangs nur aus verwandtschaftlichen Rücksichten eine untergeordnete Stellung im Kontor gegeben, aber er entwickelte darin eine so rastlose Thätigkeit, eine solche Umsicht und Energie, daß er bald genug den ersten Platz unmittelbar hinter dem Chef einnahm, und als eine drohende Geschäftskrisis einzig und allein durch sein rechtzeitiges und energisches Eingreifen abgewendet wurde, trat er als Teilnehmer der Handlung ein, die unter seiner Leitung bald einen ganz andern Aufschwung nahm. Eine Reihe ebenso kühner als glücklicher Spekulationen hoben die bis dahin bescheidene Firma zu einer der ersten der Stadt empor und der neue Chef wußte das Uebergewicht, das diese Erfolge ihm gaben, so nachdrücklich zu gebrauchen, daß er fast zum Alleinherrscher wurde, und jedenfalls überall die erste und entscheidende Stimme hatte.

Auf diese Weise war auch Sandow in verhältnismäßig kurzer Zeit ein reicher Mann geworden. Da er allein stand, lebte er nach wie vor im Hause seiner Verwandten, aber trotz des langjährigen Zusammenlebens und der Gemeinsamkeit aller Interessen war er doch nie in ein wirklich herzliches Verhältnis zu ihnen getreten. Sein kaltes, schroffes Wesen schloß jede wirkliche Annäherung aus. Er kannte überhaupt nichts Anderes als die Geschäftsinteressen, als das rastlose Arbeiten dafür und suchte niemals Ruhe und Erholung im Familienkreise, Dinge deren er gar nicht zu bedürfen schien. Jessys Vater hatte nichts dagegen, daß sein Kompagnon den größten Teil der Arbeit und Sorge auf die eigenen Schultern nahm, er selbst neigte mehr zum heiteren Lebensgenuß, zum behaglichen Familienleben. Da sich ihre Wünsche auf diese Weise entgegenkamen, so war das Verhältnis zwischen ihnen stets das beste gewesen, wenn es sich auch freilich mehr auf gegenseitige Unentbehrlichkeit als auf wirkliche Freundschaft gründete.

Jetzt lag die Leitung des Geschäftes und

die Verwaltung des Vermögens der jungen Erbin in Sandows Händen allein, aber bald genug dehnte er seine vormundschaftlichen Rechte so weit aus, auch über Jessys Zukunft bestimmen zu wollen. Mit demselben rücksichtslosen Egoismus, der all' seine Unternehmungen kennzeichnete, entwarf er auch den Heiratsplan zwischen seinem Mündel und seinem Bruder und war ebenso erstaunt als entrüstet, als sein Plan, der auf der einen Seite unbedingt angenommen wurde, auf der anderen Widerstand fand. Er legte indessen diesem Widerstande gar kein Gewicht bei und war fest überzeugt, das junge Mädchen, das bisher noch niemals Neigung oder Kraft zum selbstständigen Handeln gezeigt hatte, werde sich auch hierin seinem Willen fügen.

Die zur Fahrt nach dem Bahnhofe bestimmte Stunde war noch nicht ganz verflossen, als der Wagen draußen wieder vorfuhr und gleich darauf traten die beiden Herren in den Salon, wo Jessy sich noch befand.

Sandow schien durch das Wiedersehen des Bruders, von dem er doch lange Jahre hindurch getrennt gewesen war, nicht im mindesten erregt zu sein. Seine Miene war ebenso unbewegt, sein Ton ebenso kühl wie gewöhnlich, als er Herrn Gustav Sandow und Miß Jessy Clifford einander vorstellte. Der neue Ankömmling näherte sich mit einer artigen Verneigung der jungen Dame.

„Darf ich auch bei Ihnen auf einen freundlichen Empfang rechnen, Miß Clifford? Ich komme zwar als ein Fremder, aber ich bringe Ihnen den Gruß des Landes, dem ihre Mutter angehörte. Lassen Sie dies meine Empfehlung auch bei Ihnen sein!“

Das klang nicht bloß verbindlich, sondern warm, beinahe herzlich. Jessy sah überrascht auf, aber der forschende, durchdringende Blick, der dem ihrigen begegnete, erkältete sie sofort wieder, denn er rief ihr den eigentlichen Grund dieser Bekanntschaft zurück. Sie entgegnete daher mit kühler Höflichkeit:

„Ich hoffe, Sie haben eine gute Ueberfahrt gehabt, Mr. Sandow.“

„Eine ausgezeichnete! Wir hatten die ruhigste See, die angenehmste Fahrt und auch während meiner Landreise bis hieher wurde ich von dem schönsten Wetter begünstigt.“

„Deshalb hast du sie wohl auch so lange ausgedehnt?“ mischte sich Sandow in das Gespräch. „Du bist ja kreuz und quer durch das Land gefahren wie ein Tourist. Wir haben dich schon vor vierzehn Tagen erwartet.“

„Nun, man muß doch Land und Leute kennen lernen,“ warf Gustav hin. „Wünschtest du meine beschleunigte Ankunft?“

„Nicht doch, ich bin ganz damit einverstanden, daß du dich in den größeren Städten aufgehalten hast. Es ist immer vorteilhaft, persönlich Beziehungen mit den dortigen Geschäftsfreunden anzuknüpfen. Mir fehlt leider die Zeit dazu, aber ich habe dich ja mit hinreichenden Empfehlungen versehen. — Was gibt es? Eine Depesche?“

Die letzten Worte waren an den Diener gerichtet, der hinter den beiden Herren eingetreten war, und jetzt ein inzwischen eingetroffenes Telegramm überreichte. Während Gustav Sandow mit Miß Clifford die ersten allgemeinen Höflichkeitsreden wechselte, öffnete der ältere Bruder die Depesche, durchflog sie und wandte sich dann zu den beiden:

„Ich muß euch auf eine halbe Stunde verlassen. Eine Geschäftssache, die schleunigst erledigt werden muß.“

„Heute, am Sonntag?“ fragte Gustav. „Gönnst du dir denn dann nicht einmal Ruhe?“

„Wozu das? Es könnte irgend etwas versäumt werden. Ich pflege mir am Sonntage, wo die Büreaus geschlossen sind, die dringlichen Sachen hier hinaussenden zu lassen. Du hast doch Jenkins und Kompanie in New-York aufgesucht, Gustav? Das Telegramm kommt von ihnen. Ich spreche später noch mit dir darüber, einstweilen lasse ich dich in Jessys Gesellschaft. Auf Wiedersehen, also!“

Er faltete die Depesche zusammen und ging. Der jüngere Bruder sah ihm mit höchst erstaunter Miene nach.

„Nun — verwöhnt wird man hier gerade nicht mit der verwandtschaftlichen Liebe!“ bemerkte er trocken, zu Miß Clifford gewandt.

„Sie müssen Ihren Bruder ja doch einigermaßen kennen,“ entgegnete diese, die es längst gewöhnt war, daß bei ihrem Vormunde das Geschäft allem anderen voranging.

„Allerdings, aber e t w a s rücksichtsvoller pflegte er denn doch in Europa zu sein. Ich glaubte wenigstens Anspruch auf die erste Stunde des Zusammenseins zu haben.“

„Sie werden von der Reise ermüdet sein,“ sagte Jessy, die nach einem Vorwande suchte,

dies ebenso unerwartete als unerwünschte tête-à-tête zu vermeiden. „Ihre Zimmer sind bereit, wenn sie vielleicht —“

„Ich danke!“ fiel Gustav ein. „Ich bin nicht im geringsten ermüdet und im Grunde habe ich alle Ursache, Jenkins und Kompanie dankbar zu sein, daß sie mir das Vergnügen verschaffen, Ihnen Gesellschaft leisten zu dürfen.“

Damit zog er einen Sessel herbei und nahm ihr gegenüber Platz. Aber weder sein heiterer zwangloser Ton, noch seine einnehmende Persönlichkeit vermochten es, die kalte Zurückhaltung der jungen Dame zu besiegen. Es überraschte sie nicht, daß der neue Hausgenosse so bedeutend jünger war als ihr Vormund, denn sie wußte, daß er aus der zweiten Ehe des Vaters stammte. Der ältere Bruder war in der That schon über die Mitte des Lebens hinaus, während der jüngere erst im Anfange der dreißig stand. Im Uebrigen entsprach das Aeußere des letzteren vollständig dem Bilde, das in Sandows Arbeitszimmer hing. Eine kräftige, männliche Erscheinung, mit angenehmen, intelligenten Zügen, dunklem Haar und Bart und lebhaft blitzenden dunkeln Augen, die entschieden ausdrucksvoll und schön waren. Aber gerade diese Augen mißfielen Jessy, denn sie fühlte instinktmäßig, daß sie ihnen mit ihrem ganzen Wesen Rede zu stehen hatte. Derselbe scharf beobachtende Blick, der sie gleich im ersten Moment der Bekanntschaft getroffen, ruhte auch jetzt unausgesetzt auf ihrem Antlitz. Herr Sandow junior prüfte offenbar, wie Paragraph eins des Geschäftskontraktes sich denn eigentlich anließ, und das war hinreichend, um den vollsten Widerwillen der jungen Dame zu erwecken.

„Ich bin leider noch ganz unbekannt mit Ihrer Heimat,“ eröffnete er die Unterhaltung. „Ich komme als unerfahrener Europäer wie vom Himmel geschneit in die neue Welt und rechne auf Ihren gütigen Beistand, um mich einigermaßen auf dem fremden Boden zu orientieren.“

„Auf meinen Beistand? Ich glaube, Sie werden die Orientierung bei Ihrem Bruder besser und zuverlässiger finden, als ich sie Ihnen zu geben vermag.“

„Ohne Zweifel, soweit es die geschäftlichen Verhältnisse betrifft. In jeder andern Hinsicht aber scheint er mir sehr unzugänglich zu sein und es gibt doch noch einige andere Beziehungen, mit denen ich mich nebenbei vertraut machen möchte.“

Nebenbei! Ja wohl, so ganz nebenbei sollte ja auch eine Heirat stattfinden, ein Bund für das Leben, der andern Menschen als das Höchste und Heiligste zu gelten pflegt. Der „unerfahrene Europäer“ schien durchaus auf dem Standpunkte seines amerikanischen Bruders zu stehen und dergleichen für vollständige Nebendinge zu erachten.

„Es sind ja doch wohl ausschließlich geschäftliche Verhältnisse, die Sie herführten,“ sagte Jessy nicht ohne Ironie. „So viel ich weiß, beabsichtigen Sie in unsere Firma einzutreten.“

„Allerdings. Mein Bruder hat mir das zur unerläßlichen Bedingung gemacht.“

„Zur Bedingung? Waren Sie denn nicht unabhängig, Mr. Sandow? Doch, ich vergaß — es handelt sich wahrscheinlich um die Erbschaft meines Vormundes.“

Der Stich wurde gefühlt, das sah man an dem plötzlichen Aufblitzen jener dunklen Augen, aber eine Wirkung äußerte er nicht, denn Gustav Sandow entgegnete mit der harmlosesten Unbefangenheit:

„Ganz recht, um die Erbschaft! Sie stand wirklich auf dem Spiele bei einer Weigerung meinerseits. Mein Bruder wäre im stande gewesen, sein ganzes Vermögen irgend einer philanthropischen Anstalt zu vermachen, wenn ich mich nicht seinem Willen gefügt hätte.“

Jessy wußte nicht, ob sie mehr erstaunt oder entrüstet sein solle über die Offenheit, mit der dieser Mann eingestand, daß er einzig und allein des Geldes wegen gekommen sei. Und er sprach das vor der Dame aus, deren Hand und Vermögen ihm gleichfalls bestimmt war, bei der aber die Entrüstung die Oberhand gewann, als sie entgegnete.

„Ich wußte bisher nicht, daß man auch in Deutschland so gut zu rechnen versteht.“

„Ja, Gott sei Dank, wir sind endlich praktisch geworden!“ sagte Gustav mit unverwüstlicher Ruhe. „Es hat etwas lange gedauert, aber nun machen wir auch bedeutende Fortschritte darin. Sie scheinen uns das freilich als einen Vorwurf anzurechnen, Miß Clifford.“

„Nein, aber ich habe das Land, dem meine Mutter angehörte, und das sie auch mich als ein zweites Vaterland lieben lehrte, von einer ganz andern Seite kennen gelernt.“

„Von der idealen Seite vermutlich! Nun,

ich will nicht leugnen, daß auch diese noch existiert. Im großen und ganzen räumt man jetzt gewaltig bei uns auf mit den Idealen. Es gibt nur sehr wenige, die sich noch in Wort und That dazu bekennen."

„Eben deshalb sollten diese wenigen sich um so fester um die bedrohte Fahne scharen, und Blut und Leben einsetzen für ihre Rettung!"

Die Phrase klang etwas eigentümlich in dem Munde eines jungen Mädchens, aber sie wurde offenbar verstanden. Wieder blitzten die dunklen Augen auf, diesmal aber in unverhehlter Ueberraschung.

„Ach wie schmeichelhaft! Ein Citat aus einem meiner Artikel! Sie sind Ihnen also bekannt?"

„Es ist ja eins der größten politischen Journale, das Sie vertraten," sagte Jessy kühl. „Es wurde stets in meinem Elternhause gelesen. Aber eben, weil ich Ihre Artikel kenne, befremdet es mich, daß Sie es vermochten, sich so schnell und vollständig aus all den Banden zu lösen, die Sie in der Heimat fesselten."

„Sie meinen meine kontraktlichen Verpflichtungen gegen das Journal," fiel Gustav ein. „Ja das hatte allerdings seine Schwierigkeiten, aber man fügte sich meinem Wunsche. Es kommt ja auf einen Journalisten mehr oder weniger in Deutschland nicht an und meine Feder ist längst durch eine andere, vielleicht bessere ersetzt worden."

Jessy preßte die Lippen zusammen. Dies absichtliche Mißverstehen ärgerte sie unbeschreiblich, und noch mehr ärgerte sie die beharrlich fortgesetzte Beobachtung, die allerdings nichts Aufdringliches hatte, sondern sich unter dem Anschein einer lebhaften Unterhaltung barg. Aber Jessy hatte trotzdem ein Gefühl, als ob sie und ihr ganzer Charakter hier förmlich studiert werde, und das trieb sie allmählich aus ihrer Zurückhaltung und in eine Gereiztheit hinein, die ihr sonst vollständig fremd war.

„Ich ahnte nicht, daß ich eine so aufmerksame Leserin jenseits des Ozeans hatte," fuhr Gustav in der verbindlichsten Weise fort. „Da mir diese Auszeichnung aber nun zu Teil geworden ist, so möchte ich auch um Ihre Kritik bitten. Sie erklärten vorhin, daß Sie meine Heimat wie ein zweites Vaterland lieben. Da darf ich also wohl bei Ihnen auf Sympathieen für all das rechnen, was ich mit meiner Feder vertrete."

„Sie haben die journalistische Laufbahn ja aufgegeben," warf Jessy ein; „um einer vorteilhafteren willen."

„Ja, ich gab dem Zwange der Verhältnisse nach. Das scheint nicht günstig beurteilt zu werden, aber vielleicht findet der Schriftsteller mehr Gnade vor Ihren Augen als der künftige Teilhaber des Hauses Clifford und Kompanie."

„Jedenfalls bewundere ich die Leichtigkeit, mit der der eine sich in den anderen verwandelt."

Es war ein vernichtender Blick, der bei diesen Worten Gustav Sandow streifte, aber dieser ließ sich augenscheinlich nicht so leicht vernichten. Er hielt den Blick ruhig aus und seine Antwort verriet sogar einen gewissen Humor, der die Gereiztheit der jungen Dame nur noch steigerte.

„Meine Kritik fällt nicht günstig aus, wie ich sehe. Eben deshalb aber muß ich sie kennen. Sie dürfen mir Ihre schlimme Meinung nicht vorenthalten, Miß Clifford. Ich bestehe darauf, mein Urteil zu hören."

„Rückhaltlos?"

„Ganz rückhaltlos!"

„Nun denn, Mr. Sandow, so gestehe ich Ihnen ganz offen, daß ich alles, was aus Ihrer Feder kam, mit vollster Sympathie und Bewunderung gelesen habe, bis zu dem Augenblick, wo Sie den Vorschlag Ihres Bruders annahmen. Ich habe das nicht für möglich gehalten! Ich meinte, wer so voll und ganz für sein Vaterland eintritt, wie Sie es thaten, wer so energisch dessen Rechte verficht, so mahnend andere zum Bewußtsein ihrer Pflichten aufruft, der müsse auch bei der Fahne bleiben, der er sich nun einmal zugeschworen, und dürfe sie nicht verlassen, um des bloßen Vorteils willen. Ich konnte es nicht glauben, daß die Feder, der so begeisterte Worte entströmten, in Zukunft dazu dienen soll, Zahlen und nur Zahlen zu schreiben, daß der unerschrockene Kämpfer freiwillig die Waffen niederlegt und aus der Bahn tritt, um den bequemen Platz am Kontortisch einzunehmen. Ich habe daran gezweifelt bis zu dem Momente Ihrer Ankunft, und daß ich es schließlich doch glauben muß — das ist eine der bittersten Enttäuschungen meines Lebens!"

So sehr Jessy sich auch von ihrer Erregung fortreißen ließ, so fühlte sie doch, daß sie den Mann, der da vor ihr saß, beleidigte, aber sie fragte in diesem Augenblick nicht dar-

nach. Sie sah in ihm nur den Gegner, nur den aufgedrungenen Bewerber, den sie um jeden Preis fernhalten wollte. Mochte er es gleich in der ersten Stunde fühlen, wie tief sie ihn und seinen Egoismus verachtete; dann blieb ihm wenigstens kein Zweifel mehr, wie sie über jenen Heiratsplan dachte, und sie war sicher vor seiner Bewerbung. Aber er schien gegen Beleidigungen sehr unempfindlich zu sein, denn er behielt seine volle Gelassenheit.

„Miß Clifford, für eine Kaufmannstochter und stille Teilnehmerin eines Handlungshauses hegen Sie sehr respektwidrige Ansichten von den Zahlen und dem Kontortisch," sagte er mit empörender Gleichgültigkeit. „Mein Bruder würde darüber entsetzt sein, ich — fühle mich unendlich geschmeichelt, daß meine bescheidene Feder es vermocht hat, Ihnen ein solches Interesse abzugewinnen, und was die ‚Enttäuschung' betrifft, so gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß es mir schließlich noch gelingen wird, Ihnen eine bessere Meinung von meinen Leistungen am Kontortisch beizubringen."

Jessy blieb die Antwort schuldig; sie geriet völlig aus der Fassung über diese Art, die Beleidigung in ein Kompliment zu verwandeln, und über die lächelnde Ruhe, mit der dies Manöver ausgeführt wurde. Zum Glück öffnete sich jetzt die Thüre und Sandow trat ein.

„Die Depeschen sind expediert," sagte er. „Jetzt bin ich wieder zu eurer Verfügung. Wir werden aber wohl bald zu Tische gehen, Jessy?"

Die junge Dame erhob sich rasch. „Ich habe noch eine notwendige Anordnung dafür zu treffen, es soll sogleich geschehen!" und hastig, als gelte es eine Flucht vor dem neuen Hausgenossen eilte sie davon, nicht ohne ihm noch vorher einen Blick der Entrüstung zugeworfen zu haben.

„Nun, wie gefällt dir Jessy?" fragte Sandow, als sie allein waren. „Und wie weit bist du mit ihr?"

„Wie weit ich mit ihr bin? Aber, Franz, du verlangst doch nicht etwa, daß ich ihr gleich in der ersten Stunde einen Heiratsantrag mache?"

„Nun einleiten konntest du die Sache aber doch wenigstens."

„Sie ist ganz vorzüglich eingeleitet," versicherte Gustav. „Wir haben uns bereits sehr lebhaft gezankt."

Sandow, der sich neben seinem Bruder niedergelassen hatte, sah auf, als traue er seinen Ohren nicht.

„Gezankt? Was heißt das? Soll das etwa der Anfang deiner Bewerbung sein?"

„Warum nicht? Es schließt wenigstens die Gleichgültigkeit aus. Die habe ich übrigens bei Miß Clifford nicht zu fürchten. Sie ist im höchsten Grade eingenommen gegen mich und legt es mir als eine Art Verrat am Vaterlande aus, daß ich deinem Rufe gefolgt bin."

„Ja, das Mädchen hat den Kopf voll Romanideen!" sagte Sandow ärgerlich. „Daran ist die schwärmerisch-sentimentale Erziehung schuld, die die Mutter ihr gegeben hat. Clifford war nie zu bewegen, dagegen aufzutreten, trotzdem er doch genug gesunden Menschenverstand besaß. Er vergötterte seine einzige Tochter und fand alles schön und gut an ihr. Du wirst noch mit diesen Ueberspanntheiten zu kämpfen haben, wenn Jessy erst deine Frau ist."

Um Gustavs Lippen spielte ein halb ironisches Lächeln, als er erwiderte:

„Hältst du es denn für so ausgemacht, daß sie das wird? Vorläufig scheine ich die glänzendsten Aussichten auf einen Korb zu haben."

„Thörichte Mädchengrillen, nichts weiter! Sie hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß der Heirat notgedrungen ein Liebesroman vorangehen müsse. Dir aber," — hier streifte Sandows Blick die stattliche Erscheinung des Bruders — „dir wird es nicht allzuschwer werden, trotzdem Terrain bei ihr zu gewinnen und das übrige thut meine Autorität. Jessy ist viel zu unselbständig, um sich nicht schließlich zu fügen."

„Nun von dieser Unselbständigkeit habe ich nichts gespürt," bemerkte Gustav trocken. „Miß Clifford war ziemlich energisch, als sie mir die schmeichelhafte Eröffnung machte, daß meine Bekanntschaft eine der bittersten Enttäuschungen ihres Lebens sei."

Sandow runzelte die Stirn. „Das hat sie dir gesagt?"

„Wörtlich, und überdies noch mit der nötigen Entrüstungs- und Verachtungsmiene. Es ist eine ganz eigentümliche Mischung von mädchenhafter Zurückhaltung und echt amerikanischem Selbstbewußtsein. In unserer Heimat würde ein junges Mädchen schwerlich einem Fremden gleich in der ersten Stunde so den Text lesen."

„Nicht doch, Jessy ist durch und durch deutsch," sagte Sandow. „Sie ist ganz das Ebenbild der Mutter und hat auch nicht einen Zug von ihrem amerikanischen Vater. Aber lassen wir das jetzt und kommen wir zur Hauptsache. — Ich habe nicht daran gezweifelt, daß du meinen Vorschlag annehmen würdest. Daß es so schnell und rückhaltlos geschah, ist mir angenehm, denn es zeigt mir, daß du dir trotz all deiner idealen Schreibereien doch einen klaren, kühlen Kopf bewahrt hast, der zu rechnen versteht, und das ist es, was hier not thut. Jessy ist eine in jeder Beziehung glänzende Partie, die du unter anderen Verhältnissen schwerlich gemacht hättest. Für mich handelt es sich in erster Linie darum, das sehr bedeutende Cliffordsche Vermögen dem Geschäfte zu erhalten. Unsere Interessen sind also die gleichen und ich hoffe, wir werden miteinander zufrieden sein."

„Das hoffe ich auch!" sagte Gustav lakonisch. Die rein geschäftliche Auffassung der projektierten Heirat von Seiten seines Bruders schien ihn ebenso wenig zu befremden, als das Urteil über seine „Schreibereien" ihn verletzte.

„Es bleibt also bei unserer brieflichen Verabredung," fuhr Sandow fort. „Du trittst vorläufig als Volontär ein, um deinen neuen Beruf einigermaßen kennen zu lernen. Schwierig ist das nicht für jemand, der wie du die nötige Bildung und Intelligenz mitbringt. Alles übrige ist nur Sache der Uebung und Gewohnheit. Sobald deine Verbindung mit Jessy öffentlich erklärt ist, wirst du Teilhaber der Firma. Also zögere nicht zu lange mit deiner Erklärung. Jessy ist als Erbin natürlich eine vielumworbene Partie und schon im nächsten Jahre wird sie mündig. Ueberdies habe ich gerade jetzt große Unternehmungen im Auge und muß sicher sein, daß ich unumschränkt über das ganze Betriebskapital verfügen kann."

„Und deshalb haben Miß Clifford und ich uns zu heiraten!" ergänzte Gustav. „Man sieht es, daß du gewohnt bist, die Konjunktur zu benutzen, gleichviel ob es sich dabei um Dollars oder um Menschen handelt."

Es lag etwas wie verhaltener Spott in den Worten. Sandow beachtete es nicht, in seiner Antwort lag dieselbe eisige Gleichgültigkeit, die er vorhin im Gespräche mit Jessy gezeigt hatte.

„Man muß mit den Menschen rechnen wie mit Zahlen, darin beruht das Geheimnis des Erfolges. Jedenfalls hast du alle Ursache, der Konjunktur dankbar zu sein. Sie sichert dir neben all den Vorteilen dieser Heirat auch noch die Aussicht auf mein Vermögen. Du weißt ja, daß ich keinen andern Erben und Verwandten habe als dich."

„Keinen andern — wirklich?" fragte Gustav mit eigentümlicher Betonung, während er den Blick fest auf den Bruder richtete.

„Nein!" Es lag eine grenzenlose Härte in dem einen kurzen Worte.

„So hast du also deine Ansichten nicht geändert? Ich glaubte, jetzt wo Jahre vergangen sind, würdest du einer andern Auffassung Raum geben und endlich deine —"

„Schweig!" fuhr Sandow auf. „Nenne mir den Namen nicht! Die Vergangenheit existiert nicht mehr für mich, *soll* nicht mehr existieren. Ich habe sie begraben in dem Augenblicke, wo ich Europa verließ."

„Auch die Erinnerung daran?"

„Auch die! Und ich will auch von anderen nicht mehr daran erinnert sein. Du hast das schon verschiedene Male in deinen Briefen versucht und ich dächte, meine Abweisung wäre deutlich genug gewesen. Weshalb kommst du immer wieder darauf zurück? Willst du mich peinigen, oder" — hier traf ein drohender, durchbohrender Blick den Bruder — „liegt dem vielleicht irgend eine Absicht zu Grunde?"

Gustav zuckte leicht die Achseln. „Warum nicht gar! Ich fragte nur in meinem eigenen Interesse. Da die Erbschaftsfrage doch nun einmal zur Sprache gebracht ist, so begreifst du dies Interesse wohl."

„Gewiß, du bist ungemein praktisch geworden, wie ich sehe. Um so besser für dich, so brauchst du es nicht erst zu lernen, wie ich es thun mußte. Ich habe hartes Lehrgeld gezahlt."

Gustav wurde plötzlich ernst und legte seine Hand auf den Arm des Bruders.

„Ja, Franz, es muß wohl sehr hart gewesen sein, dies Lehrgeld, denn es hat dich zu einem ganz anderen gemacht. Ich finde auch nicht einen Zug von dem wieder, was du einst in Europa gewesen bist."

Sandow lachte bitter auf. „Nein, Gott sei Dank! Es ist nichts mehr übrig geblieben von dem weichmütigen Thoren, der aller Welt

wohlwollte, aller Welt vertraute, und der das schließlich büßen mußte wie ein Verbrechen. Wem das blinde Vertrauen zu den Menschen Ehre, Glück und Existenz gekostet hat, wie mir, der sucht auf andere Weise mit ihnen und mit dem Leben fertig zu werden. Aber nun kein Wort mehr von der Vergangenheit! Ich habe sie von mir geworfen, laß sie ruhen!"

„Miß Clifford läßt bitten," meldete der Diener, indem er die Thür des Nebenzimmers öffnete. Die Brüder erhoben sich; bei der Wendung, welche das Gespräch schließlich genommen, schien die Unterbrechung beiden willkommen zu sein. Sie traten in das angrenzende Eßzimmer, wo Jessy sie bereits erwartete. Gustav hatte schon in der nächsten Minute seine ganze Laune wieder gefunden, er näherte sich der jungen Dame und bot ihr den Arm, als sei nicht das Geringste zwischen ihnen vorgefallen.

„Miß Clifford, ich habe die Ehre, mich Ihnen in aller Form als Volontär des Hauses Clifford und Kompanie vorzustellen. Ich darf Sie also wohl nunmehr als meinen zweiten Chef betrachten und empfehle mich ehrfurchtsvoll Ihrem Wohlwollen."

Und ohne sich an die eisige Miene seines „zweiten Chefs" zu kehren nahm er den Arm, den Jessy nicht zu verweigern wagte, und führte sie zu Tische.

* * *

Das Haus Clifford gehörte, wie schon erwähnt, zu den ersten der Stadt. Das zahlreiche Kontor- und Dienstpersonal, die weitläufigen Geschäftsräume und der rege Verkehr, der dort herrschte, verrieten auch dem Fremden die Bedeutung des großen Handlungshauses, dessen Chef in der That eine hervorragende Stellung in der dortigen Handelswelt einnahm.

Gustav Sandow, der in Zukunft diese Stellung teilen sollte, wenn er sich auch vorläufig noch mit der bescheidenen eines Volontärs begnügte, hatte nun seinen neuen Beruf angetreten, zeigte aber vorläufig noch keine besondere Begeisterung dafür. Sein Bruder bemerkte mit Mißfallen, daß er das Ganze nur als eine Art von Unterhaltung betrachtete, mit der er sich amüsierte und bei der ihn hauptsächlich das Neue und Ungewohnte anzog. Den Ernst und die Würde des künftigen Chefs ließ er einstweilen noch sehr vermissen, dagegen machte er von den Freiheiten des Volontärs einen um so ausgedehnteren Gebrauch. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt, ihre Umgebungen und ihre Geselligkeit schienen ihn weit mehr anzuziehen als die Büreaus seines Bruders. Dieser mahnte in seiner gewohnten scharfen Weise und forderte größere Teilnahme für die Geschäftsinteressen. Gustav gab ihm regelmäßig in allen Stücken recht, that aber ebenso regelmäßig was ihm gefiel und setzte allen Vorwürfen die hartnäckige Behauptung entgegen, daß er vorläufig nur Gast sei und sich mit den neuen Beziehungen erst vertraut machen müsse.

Zwischen ihm und Miß Clifford hatte sich ein eigentümliches, halb feindseliges, halb vertrauliches Verhältnis herangebildet. Im Grunde standen sie immer auf dem Kriegsfuße und Jessy that ihr Möglichstes, das Verhältnis auf dieser Basis zu erhalten. Aber das wurde ihr schwer genug, denn der Gegner zeigte eine so vollendete Artigkeit und Liebenswürdigkeit, daß sich schlechterdings nicht dagegen aufkommen ließ. Die doch wahrlich nicht schmeichelhafte Beurteilung seines Charakters, die er gleich in der ersten Stunde der Bekanntschaft hinnehmen mußte, hatte ihn offenbar nicht im mindesten abgeschreckt. Er war im Gegenteil voll Aufmerksamkeit, in die er sehr geschickt die Vertraulichkeit des Hausgenossen zu mischen wußte, und Jessy sah mit Schrecken, wie eine Bewerbung, der sie ein- für allemal entgangen zu sein glaubte, sich in aller Form entwickelte.

Es war ungefähr eine Woche nach der Ankunft des neuen Hausgenossen, in den Morgenstunden. Man hatte soeben das Frühstück beendigt; Gustav war noch dabei, Miß Clifford einige seiner Reiseerlebnisse zu schildern, und er that dies mit sprühender Lebhaftigkeit und in so glänzenden Farben, daß Jessy wider ihren Willen angezogen und gefesselt wurde. Sandow dagegen, der in seinem Taschenbuche einige geschäftliche Notizen suchte, hörte nur mit halben Ohren hin und sagte, als sein Bruder geendigt hatte, in spöttischem Tone:

„Man sollte wirklich glauben, du hättest die ganze Reise nur unternommen, um Stoff für deine ehemaligen politischen oder künstlerischen Artikel zu finden. Landschaften, Bauwerke, Volksleben — alles mögliche hast du studiert, aber von den geschäftlichen Beziehungen, die du anknüpfen solltest, ist kaum die Rede. Du bist allerdings überall gewesen, wohin dich meine Empfehlungen wiesen, du scheinst aber

nur mit den Herren diniert und mit ihnen über Politik gesprochen zu haben."

„Nun wir werden doch nicht beim Essen von Geschäftsangelegenheiten sprechen!" sagte Gustav. „Das ist ein Vergnügen, das nur du deinen Gästen bereitest. Ich glaube, du würdest es als eine äußerst segensreiche Erfindung betrachten, wenn das Essen und Schlafen überhaupt abgeschafft würde. Welch ein unendlicher Gewinn an Geschäftsstunden für die vielgeplagte Menschheit!"

Jessy blickte halb erschrocken auf ihren Vormund. Sie wußte, daß er in diesem Punkte sehr empfindlich war, auch Gustav wußte das, trotzdem sagte er ihm täglich dergleichen Dinge in das Gesicht. Er verstand es überhaupt meisterhaft, die herrische und bisweilen etwas verletzende Art seines Bruders zu parieren, so daß er nie als der eigentlich Zurechtgewiesene und Untergeordnete erschien. Sandow, dessen Stärke die Wortgefechte nicht waren, räumte gewöhnlich vor seinen Spöttereien das Feld. Auch jetzt stand er auf und schloß sein Notizbuch, während er sarkastisch entgegnete:

„Nun, du gehörst jedenfalls nicht zu den ‚Vielgeplagten', du machst dir deinen neuen Beruf leicht genug. Uebrigens wünsche ich dich noch vorher in meinem Zimmer zu sprechen, ehe wir nach dem Büreau fahren. Es betrifft die New-Yorker Angelegenheit."

„Ich komme sogleich," versicherte Gustav, blieb aber in aller Gemütsruhe sitzen, während jener das Zimmer verließ, und wandte sich dann an seine Nachbarin.

„Haben Sie je eine solche Arbeitsmanie gesehen wie die meines Bruders, Miß Clifford? Beim Frühstück macht er sich geschäftliche Notizen, beim Mittagessen studiert er die Kurse und ich bin überzeugt, daß er sogar nachts in seinen Träumen spekuliert."

„Ja, er ist von einer rastlosen Thätigkeit," entgegnete Jessy. „Aber er verlangt das Gleiche auch von anderen. Sie sollten ihn nicht warten lassen, da es sich doch jedenfalls um eine wichtige Angelegenheit handelt."

Gustav beachtete den sehr deutlichen Wink zur Entfernung nicht im mindesten. „Es handelt sich um Jenkins und Kompagnie. Diese liebenswürdige Firma belagert uns jetzt förmlich mit Briefen und Telegrammen wegen einer gemeinsam vorzunehmenden Spekulation. Es eilt mir durchaus nicht mit der Besprechung und mein Bruder ist sehr nachsichtig, wenn er mich in Ihrer Gesellschaft weiß."

Das war allerdings der Fall. Sandow begünstigte aus naheliegenden Gründen das Zusammensein seines Bruders mit Jessy in jeder Weise und verzieh ihm deswegen auch einmal eine Unpünktlichkeit. Die Hindeutung darauf aber wurde von der jungen Dame sehr ungnädig aufgenommen. Sie fand für gut, gar keine Antwort zu geben.

„Ueberdies hege ich den dringenden Wunsch, Sie einmal allein zu sprechen," fuhr Gustav fort. „Ich habe schon in den letzten Tagen vergebens die Gelegenheit dazu gesucht."

Ein eisiges, langgezogenes „So?" war die einzige Aeußerung, die von Jessys Lippen kam. Also wirklich! Nach kaum acht Tagen wagte es dieser Mann mit seinem Antrage hervorzutreten, trotz ihrer entschieden zurückweisenden Haltung, ihrer deutlich kundgegebenen Abneigung. Er versuchte es trotz alledem, den Geschäftskontrakt zu verwirklichen, der ihm die Hand der Erbin verhieß, und das geschah mit einer so unbefangenen Ruhe, als sei er dabei vollkommen in seinem Rechte.

„Ich habe nämlich eine Bitte an Sie zu richten," begann er von neuem. „Eine Bitte, durch deren Erfüllung Sie mich unendlich verbinden würden."

Miß Clifford saß da wie aus Stein gehauen und ihre Mienen ließen keinen Zweifel darüber, daß sie durchaus nicht gesonnen war, den Bittenden „unendlich zu verbinden". Sie raffte ihre ganze Energie zusammen, um dem nun unvermeidlich kommenden Antrage mit der nötigen Entschiedenheit zu begegnen. Gustav aber nahm nicht die mindeste Notiz davon, sondern sagte mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

„Es handelt sich um eine junge Landsmännin."

„Um — eine Landsmännin?" wiederholte Jessy, aufs höchste betroffen von dieser ganz unerwarteten Wendung.

„Ja, eine junge Deutsche, die ich während der Ueberfahrt kennen lernte. Wir machten die Reise auf demselben Dampfer. Sie ging ganz allein nach New-York zu einem Verwandten, der die Waise zu sich gerufen hatte, und bei dem sie künftig leben sollte. Bei der Landung aber ergab es sich, daß jener Verwandte seit acht Tagen tot war, und das arme Kind stand

nun ganz schutzlos und verlassen da in dem fremden Weltteil."

„Sie haben sich ihrer angenommen?" warf Jessy mit einer gewissen Schärfe ein.

„Gewiß, ich brachte sie zu einer deutschen Familie, wo sie fürs erste Aufnahme fand. Aber lange kann sie dort nicht bleiben und für ein Mädchen von kaum sechzehn Jahren, ohne alle Empfehlungen, dürfte es schwer, ja unmöglich sein, in dem überfüllten New-York eine Stelle als Erzieherin oder Gesellschafterin zu finden. Hier in der Stadt bietet sich diese Möglichkeit vielleicht eher, besonders wenn ein angesehenes Haus, wie das Cliffordsche, die Empfehlung übernimmt. Meine Bitte geht nun dahin, der jungen Dame für einige Wochen Gastfreundschaft zu gewähren, bis sich irgend eine Stellung für sie gefunden hat."

Jessy war sonst stets bereit, zu helfen, wo es in ihrer Macht stand, und eine Landsmännin ihrer Mutter hatte von vorn herein Anspruch auf ihre Sympathie, aber die Verwendung von dieser Seite erfüllte sie mit tiefem Mißtrauen. In ihren Augen war Gustav Sandow nicht der Mann, der sich aus reiner Uneigennützigkeit eines Mitmenschen annahm. Dieser Egoist hatte jedenfalls noch andere Motive für seine Handlungsweise, und so fiel die Antwort denn sehr zurückhaltend aus.

„Das kommt mir sehr überraschend. Ich soll eine völlig Fremde in unser Haus aufnehmen, die, wie Sie selbst sagen, nicht die mindesten Empfehlungen hat —"

„Ich übernehme jede Bürgschaft!" fiel Gustav lebhaft ein. „Jede, die Sie nur verlangen können."

„Ach so!" In Jessys Verständnis begann es jetzt zu dämmern. Sie sah den so gefürchteten Antrag in weite Ferne zurückweichen. Es zeigte sich plötzlich ein Ausweg, den sie nie geahnt. „Sie scheinen Ihren Schützling ja sehr genau zu kennen und sich ungemein für ihn zu interessieren."

„Allerdings thue ich das. Einer Waise gegenüber ist es Christenpflicht."

„Ich wußte gar nicht, daß Sie so christlich gesinnt sind, Mr. Sandow," sagte Jessy mit unverhehlter Ironie.

„Da haben Sie mich verkannt, Miß Clifford, wie in so vielen Punkten," erklärte Gustav feierlich. „Wo es sich um die Humanität handelt, bin ich äußerst christlich gesinnt."

Die Lippen der jungen Dame zuckten etwas spöttisch bei dem Worte „Humanität", aber die Sache fing jetzt an, sie zu interessieren, sie fragte deshalb weiter:

„Sie wünschen also eine Einladung in unser Haus für —?"

„Miß Frida Palm — das ist ihr Name."

„Ich werde mit meinem Vormunde sprechen und wenn er einverstanden ist —"

„Nein, bitte, das grade wollte ich vermeiden," fiel Gustav ein. „Ich wünsche nicht, daß mein Bruder von meiner Verwendung etwas erfährt. Wäre es nicht möglich, Miß Palm als Ihren Schützling auszugeben, den Ihnen irgend eine Bekannte in New-York empfohlen hat, und dem Sie Aufnahme gewähren? Die Zumutung ist etwas seltsam, das sehe ich an Ihrer Miene, ich gebe mich aber damit auch auf Gnade und Ungnade in Ihre Hände."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der guten alten Zeit.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

I.

Man wird nicht müde, von der guten alten Zeit zu sprechen und zu deren Gunsten die Gegenwart herunterzusetzen. Wir andern dürfen daher auch nicht müde werden, jene Zeit in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Zu diesem Zwecke will ich eine Mord- und Foltergeschichte aus dem zweiten Jahre des 18. Jahrhunderts erzählen.

Dieses Säkulum wird gewöhnlich das Jahrhundert der Aufklärung genannt, vielleicht wäre es richtiger, es das Jahrhundert der Widersprüche zu nennen. Während Voltaire, Thomasius und Friedrich von Spee wider den Hexenglauben und die Hinrichtung der, durch Folterqualen zum Geständnis gezwungenen Zauberinnen schrieben, arbeiteten die Scheiterhaufen und die Folterkammern so eifrig, wie jemals. Namentlich waren es die geistlichen Herrscher in Deutschland und einzelnen Schweizer Kantonen, welche sich durch ihren Unverstand und ihre Grausamkeit auszeichneten. Von den ersteren verdient Salzburg, Würzburg und das Stift Kempten, von den letzteren Zug, Neuenburg und Glarus

mit besonderem Abscheu genannt zu werden. Noch in demselben Jahr, in welchem Schiller das Licht der Welt erblickte, sind in Deutschland Hexen verbrannt worden.

Die Folter florierte noch viel länger in Deutschland. Zuerst wurde sie 1740 in Preußen durch Friedrich den Großen aufgehoben. Dann 1770 in Sachsen. In andern deutschen Ländern ist die Tortur noch bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein angewandt worden. Aktenmäßig nachweisbar ist noch ein Fall der Anwendung in Hannover am 20. März 1805, und in Hamburg vom 29. Januar 1802.

In demselben Jahrhundert, wo der fromme Fenelon seinen Telemach schrieb und wo Newton und Leibnitz die größten wissenschaftlichen Probleme lösten, wußten die frechsten Schwindler, wie Mesmer, St. Germain und Cagliostro die vornehme Welt in Wien und Paris zu berücken.

Katharina II. von Rußland korrespondierte mit den vorgeschrittensten Philosophen, schwärmte für die Humanitätsgedanken und wollte ihrem Rußland ein Gesetzbuch nach dem Zuschnitt des „Geistes der Gesetze" von Montesquieu geben. Währenddessen wurden ihre Unterthanen wie das liebe Vieh behandelt und von ihren unwürdigen Günstlingen mißhandelt und bis auf das Blut ausgesogen.

Friedrich Schiller besang die Maitresse des Herzogs Karl von Württemberg; und als das Regiment, welches dieser würdige Landesherr auf Nimmerwiedersehen zum Kriegsdienst im Kapland und in Ostindien an die Niederländer verhandelt hatte, abmarschierte, dichtete Schubart, dessen Feuergeist man auf dem Hohenasperg geknickt hatte, sein „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark!", in welchem er die armen Schlachtopfer auf den „Götterwein" vertröstete, welchen sie an dem „Hoffnungskap" zu trinken bekommen würden ......

Die Geschichte, die ich erzählen will, spielt in der damals schon hochkultivierten und ihre Handelsbeziehungen über alle Weltteile und alle Meere erstreckenden freien Reichs- und Hansestadt Hamburg. Sie spielte im Jahre 1701, also um dieselbe Zeit, wo Friedrich sich die preußische Königskrone auf das Haupt gesetzt und auf Betrieb seiner geistreichen Gemahlin Sophie Charlotte in Berlin die Akademie der Wissenschaften, unter dem Präsidium des großen Leibnitz, errichtet hatte.

II.

Am 29. Januar 1701 fand man in einer „das Winter-Sekret" genannten Kloake auf dem Schweinemarkt in Hamburg eine weibliche Leiche. Sie war nackt und hatte keinen Kopf mehr. Am Sonntag ruhte die Sache.

Fast zwei Tage später wurde durch Trommelschlag und Maueranschlag ein Mandat kundgegeben, wodurch jedermänniglich, den es angeht, aufgefordert ward, den oder die Mörder einer hohen Obrigkeit anzuzeigen; wer solche wisse und verheimliche, der werde bestraft, wer sie anzeige, der werde belohnt.

Eine Besichtigung und Obduktion der Leiche, eine Ermittelung der Person und der Todesart u. s. w. hat nicht stattgefunden.

Einige Zeit danach wurde eine Person als verdächtig eingezogen. Sie wurde „Monsieur Henry" genannt, trug aber Weiberkleider. In der That war sie ein Weib Namens Anna Ilsabe Buncken, hatte aber zu verschiedenen Zeiten die Rolle eines Mannes gespielt, ja sogar sich zweimal als Mann mit Frauen verheiratet, und zwar das letztemal mit Marie Cillie (Cäcilie) Jürgens in Wandsbeck. Von dieser hatte sich Monsieur Henry jedoch schon 1700 wieder getrennt und sich dann eine Zeitlang unter verschiedenen Gestalten im Dänischen umhergetrieben und war dann Mitte Januar 1701 nach Hamburg zurückgekehrt, wo sie gleichzeitig mit einer Bäuerin aus Neuengamm, Namens Margaretha Riecken, bei armen Leuten im „Schulgange" logiert hatte.

Man spannte zunächst die Buncken, genannte „Monsieur Henry", auf die Folter und behauptete, die gefundene Leiche sei die der Bäuerin Riecken, und diese sei von der Buncken ermordet worden.

Die Buncken behauptete anfangs, das sei ja alles Unsinn, die Riecken habe ja noch am 2. Februar gelebt und erst an diesem Tage Hamburg wieder verlassen, sie lebe ohne Zweifel noch, man möge ihr doch nachforschen.

Die Richter glaubten ihr nicht. Sie ließen den Scharfrichter, genannt Meister Ismael, zu immer höheren Graden der Tortur vorschreiten; und als der weibliche „Monsieur Henry" die Schmerzen nicht mehr aushalten konnte, gestand er, oder sie, alles was man wollte, auch daß sie die Riecken umgebracht habe, von der noch gar nicht einmal festgestellt war, daß [illegible]ot sei.

Allein damit war die Sache noch nicht zu Ende. Man spannte die Delinquentin von neuem auf die Folter und fragte sie nach ihren Mitschuldigen. Sie nannte die ersten, besten, die ihr einfielen, nämlich erstens ihre angebliche Ehefrau Marie Cillie Jürgens und dann einen alten Apotheker, genannt der „Empiricus“ Johann Friedrich Jähner, welcher neben seinem eigentlichen Geschäft auch allerlei Zauber-, Talisman- und Schwindelkram in so schwunghafter Weise betrieb, daß vielleicht dies das Hauptgeschäft genannt zu werden verdiente.

Natürlich wurden nunmehr auch die Jürgens und der Empiricus in die „Frohnerei“ geworfen und so lang gefoltert, bis sie ebenfalls alles gestanden, so wie es Monsieur Henry auf der Folter bekannt, und wie man es den angeblichen Mitschuldigen desselben vorgehalten hatte.

Damit war die Untersuchung beendigt. Das Niedergericht schickte sich an, die drei zum Tode zu verdammen. Da widerriefen plötzlich alle drei ihre Geständnisse, indem sie versicherten, die Bäuerin Riecken sei ja noch am Leben, und weder diese, noch sie, die Angeklagten, hätten mit dem kopflosen Leichnam, den man im „Winter-Sekrete“ gefunden, das geringste zu schaffen, man möge doch nur der Riecken nachforschen, dann werde sich alles aufklären.

Allein die Gerichte waren zu jener Zeit nur darauf aus, der Schuld und nicht der Unschuld der Angeklagten nachzuforschen. Auch war es viel leichter zu foltern als zu untersuchen. Zu letzterem gehörte Verstand, zu ersterem nur Brutalität. Statt dem Antrag der Angeschuldigten stattzugeben, gab am 7. Dezember 1701 — so lange hatten die Angeklagten in dem schlimmen Gefängnisse der Frohnerei schon gesessen — das ehrbare Niedergericht „eine Findung auf Wiederholung der Tortur“ ab.

Dagegen protestierten die Frau und der Verteidiger Jähners. Sie schlugen Zeugen vor, daß die Riecken sich noch am Leben befände und baten um deren Abhör, oder wenigstens um Versendung der Akten an eine Hochschule.

Die Frau schilderte gar beweglich, daß ihr Mann, „wiewohl er an einem Leistenbruch laboriere und ohnedem überhaupt schwächlich sei, schon einmal so hart torquiert worden, daß er am linken Arme lahm geworden und man ihn darauf vier Wochen lang wie ein kleines Kind habe speisen und an- und auskleiden müssen.“

In der Schrift des Verteidigers aber bricht überall schon die moderne Anschauung zu Tage, welche die von dem sinkenden Mittelalter der Zopfzeit überlieferten Greuel bekämpft und die Folter im Prinzip verwirft.

— „Sind denn die Exempel,“ so schreibt der wackere Rechtsanwalt, er hieß Hinrich Wrangel, Licentiatus Juris und Prokurator, und hat später noch einen anderen Strauß mit dem verrotteten Niedergericht ausgefochten, „sind denn die Exempel, daß kindsunschuldige Leute auf untüchtige Angaben canailleuser Personen auf das Grausamste torquiert wurden, bei uns weit zu suchen?

„Man frage doch andere Kulturvölker, man frage z. B. nur das benachbarte Schweden, was sie von der Tortur halten? Ob sie solche nicht als eine ebenso grausame, als betrügliche (trügerische) Probe ansehen? Und das ist sie in der That auch!

„Ja, sprichst du, es hat gleichwohl Jähner in der Peinigung, hernach in confrontatione, item vor Gericht, die That gestanden. Ergo muß es wahr sein. So antworte ich, daß der große Satz sehr hinke, und wer solches will probieret haben, der begebe sich einmal (Gott behüte jedermann davor) unter Meister Ismaels Disziplin, er lasse sich auf seine manège hinunterführen, lasse sich spanische Stiefel anziehen, daß das Blut herausspringt und die Knochen krachen, lasse sich auf seinen holzmageren Zelter setzen, den zackigten Sattel unterlegen, seine hohen und langen Luftsprünge thun, mit allen Vieren ausgestreckt sechs à sieben Stunden auf der haquenée hangen, so daß er beim Absteigen nicht nur müde und steif, sondern gar elend und schwach galoppiert, was gilt's er wird ganz anders dressiert sein! Was gilt's, es wird das Andenken des Notstalls, der Nachgeschmack des gespickten, blutigen Hasen, die Gegenwart des Angstmannes und anderweitige Torturbedrohung ihn schon auf andere Meinung bringen, so daß, wenn man ihn fragt, ob er einen Toten ermordet, er ‚ja ja ja ja‘ rufen würde ꝛc.“ Der Schluß dieser vom Lizentiaten Hinrich Wrangel verfaßten Verteidigungsschrift lautet also: „Jähner! du hast jetzt gehört, wie ich deine Unschuld besten Vermögens vorgestellt, du weißt, wie ich dir im Gefängnis zum öftern aufs Aller-

beweglichste zugeredet, mir als deinem Fürbitter und anderen Beichtvater im Vertrauen die Wahrheit zu bekennen, du weißt, wie du auf deine Unschuld gepocht, wie du, wenn ich selbige nicht retten würde, bedrohentlich dein unschuldiges Blut wolltest von meinen Händen fordern. Wohlan! Fiat! Ich habe das Meinige gethan, ich kann nicht mehr. Dein Blut komme nicht über mich, nicht über mich! Hamburg, Hamburg, ich habe es gesagt. Du aber, du ungesund und lahmgepeinigter Krüppel, sei getrost, Gott ist gerecht, ermuntere dich, sprich frei in deiner Unschuld! Hilf dir selber!"

Aber was halfen die beredten und eindringlichen Worte? Die alten Zöpfe lachten über den jungen feurigen Verteidiger der Wissenschaft und der Wahrheit. Heutzutage würden ihn unsere „gewiegten Praktiker" einen „Theoretiker" oder einen „Doktrinär" genannt haben.

Anstatt Zeugen zu vernehmen, anstatt zu forschen nach dem Verbleib der Bäuerin Riecken — man hatte noch nicht einmal deren Angehörigen vernommen oder denselben den in dem „Winter-Sekret" gefundenen kopflosen Leichnam vorgezeigt — fuhr man fort zu foltern. Denn das galt damals für außerordentlich „praktisch". Die Anträge auf Zeugenvernehmung und Aktenversendung wurden verworfen.

III.

Die Akten enthalten von nun an weiter nichts, als die „Geständnisse", welche die Angeklagten auf der Folter gemacht hatten. Diese sog. Geständnisse wimmeln von all jenen phantastischen, zugleich lächerlichen und grauenhaften Abgeschmacktheiten, Greueln und Unflätereien, welche damals das abergläubische und verbrannte Gehirn der zopfigen Richter anfüllten.

Toller Zauber, Unfug und Unzucht aller Art, Liebeselixiere, Bestehlen des Hochgerichts durch Abschneiden der Daumen und anderer Körperteile der Gehenkten oder auf das Rad Geflochtenen, Verkauf und Gebrauch dieser „wunderthätigen Reliquien", dienen zur Kolorierung der Geschichte. Die Gefolterten sagten mit einer wunderbaren Einstimmigkeit aus:

Die Bäuerin Riecken hätten sie gemeinschaftlich umgebracht, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil Jähner aus deren Kopfe einen wunderthätigen Spiritum mittelst Branntwein und Wein habe brauen oder sieden wollen, — ein sog. „Magisterium".

Der Empiricus Jähner rafft sich wieder einmal zu einem Proteste auf. Er behauptet, die Riecken lebe da und da und habe ihren Kopf noch. Wer denn bei ihm einen Kopf gefunden? Und dann: ein „Magisterium" könne man ja bekanntlich gar nicht aus einem frischen oder „grünen" Menschenkopfe bereiten, dazu habe man Mumien nötig, oder alte längst ausgedorrte Menschenköpfe. Er schlägt hierüber Physici als Sachverständige vor. Natürlich werden auch diese Experten nicht vernommen. Vielmehr legt man den Empiricus wieder auf die Folter und applizierte ihm einige höhere Grade. Darauf bekommt er natürlich wieder einen Rückfall in sein „Geständnis"; und als man ihn dann noch etwas foltert, nennt er sogar, um den Wünschen der Richter entgegen zu kommen und von den unerträglichen Schmerzen erlöst zu werden, zwei weitere Mitschuldige, die holländischen Bootsleute Hinrich Jco und Joachim Ohlrog; diese beiden — er habe sie früher einmal „kuriert" — hätten ihm geholfen, die Riecken betrunken machen und ihr (mit einem großen, scharfen und dünnen holländischen Schiffsmesser) den Kopf abschneiden; auch hätten dieselben den Leichnam in das Sekret hinein praktiziert.

Hierauf erging denn am 16. Januar 1702 die „niedergerichtliche Findung", welche ich hier (nach Ausscheidung der geradezu unglaublichen und jedenfalls nicht mitteilbaren sexuellen Unflätereien), wörtlich wiedergebe, soweit sie den Jähner (hier plötzlich Jänner genannt) betrifft.

— „In Sachen Fiscalibus et Criminalibus contra Johann Friedrich Jänner, Gefangenen und peinlich Angeklagten, erkennt ein Ehrbares Niedergericht nach den Akten zu Recht, daß, demnach Angeklagter — die Jürgensschen unterschiedenen Zauberkünste, wie auch abergläubische und gotteslästerliche Dinge gelehret und vorgeschrieben, die Gerichte [Galgen und Rad] bestohlen und die gestohlenen Daumen ꝛc. der Bundschen auf dem Lande zu verkaufen hingegeben und das daraus erlösete Geld empfangen und genossen; absonderlich aber aus verzweifelter, unmenschlicher Bosheit an einer unschuldigen Weibsperson M. Riecken im Januar abgewichenen Jahres ohne einige hierzu gegebene Ursache den abscheulichsten Meuchelmord und zwar solchergestalt begangen, daß er mit

Hilfe zweener hierzu erkauften Bootsgesellen dieselbe, um diese That an der Ermordeten desto füglicher zu vollbringen, auf der Mitgefangenen M. C. Jürgens Holzboden am neuen Markte zuerst mit gemischtem Wein und Branntwein trunken gemacht, und, wie sie geschlafen, mit einem Strick elendiglich erwürget, ihr darauf den Kopf abgeschnitten, und mit sich nach Hause genommen, allwo er denselben zerstücket in einen Kessel mit Branntwein gethan, und davon einen Spiritum extrahieret, den Körper aber durch die hierzu vorhin schon erkauften Bootsleute, nachdem er und die Mitgefangenen der Ermordeten Kleider und das daraus gelösete Geld unter sich geteilet, an einem Orte auf dem öffentlichen Privet (welchen er den Tag vorher dazu, um denselben dahin zu werfen, ausersehen) den Mord zu verbergen, ohne Kopf fasernackend dahintragen lassen: derselbe dahero wegen solcher konkurrierender Greuel und Unthaten, auch bevorab entsetzlich und grausam an der M. Rieckschen verübten Meuchelmordes, ihm zur wohlverdienten Strafe, anderen seines Gleichen Uebelthätern und Mördern aber zum abschreckenden Exempel, sowohl an dem Ort, wo er den Mord begangen, als auch wo der Körper gefunden, mit glühenden Zangen zu zwicken, und hernach mit dem Rade von unten auf zu töten, und dessen Gliedmaßen zu zerstoßen, auch folgendes auf das Rad zu flechten: Wie E. E. G. (ein ehrbares Gericht) denselben hierzu kondemnieret. V. R. W. (Von Rechts wegen.) d. 16. Jan. 1702."

Die Erkenntnisse gegen Anna Ilsabe Bunck, genannt „Monsieur Henry", und Marie Cillie Jürgens lauten ähnlich, nur sollen diese beiden nicht von unten herauf, sondern nur von oben herunter gerädert, auch soll ihr Leichnam nicht auf das Rad geflochten, sondern „bloß" verbrannt werden.

Diese Erkenntnisse hat ein ehrbarer Rat vom 20. Januar bestätigt, mit Entscheidungsgründen, welche hinter denen des Niedergerichts nicht zurückbleiben.

Am 23. Januar folgte die Vollstreckung. Das „Zwicken mit glühenden Zangen" wurde zweimal vorgenommen, einmal auf dem Schweinemarkt, wo der kopflose Leichnam gefunden, und noch einmal auf dem Neumarkt, wo die Mordthat angeblich verübt worden sein sollte.

IV.

Was die beiden Bootsleute anlangt, so scheint Hinrich Jco kein allzugroßes Vertrauen in die Rechtspflege gehabt zu haben. Er war nicht zu finden. Joachim Ohlrog blieb. Er wurde auf dem Winser-Baum gegriffen und in die Frohnerei geworfen. Man wollte ihn ebenfalls foltern. Er reichte jedoch durch seinen Anwalt eine Verteidigungsschrift ein. Darin wies er nach, daß es an den gesetzlichen Erfordernissen zur Anwendung der Folter fehle. Er benannte drei Zeugen dafür, daß Jähner an dem Montag Morgen, da er zur Hinrichtung geführt wurde, ihn, den Ohlrog, auf der Frohnerei zu sich in den Herrensaal habe bringen lassen und ihn daselbst tausendmal wegen des an ihm begangenen Unrechts um Verzeihung gebeten und ohne Rückhalt bekannt habe, daß er, auf weitere Mitschuldige gefoltert, „durch heftige Qual, Marter, Furcht und Pein auf Ohlrog, weil er sich auf sonst keinen Menschen damals habe besinnen können, und wo er sich doch von der Marter habe befreien wollen, endlich zu bekennen genötigt worden".

Auch hob er hervor, daß er Holländer sei, und daß er aus seinem Dienst und Brot bei krankem Leibe in Stock und schwere eiserne Fesseln und Banden gelegt worden sei, gegen den klaren Inhalt des Prozesses von 1603, danach niemand in das frohnen Haus gebracht, geschleppt werden darf, an dem nicht der Frohner sein Amt und Dienst zu verrichten habe.

Danach wurde Ohlrog eines schönen Morgens aus der Frohnerei freigegeben.

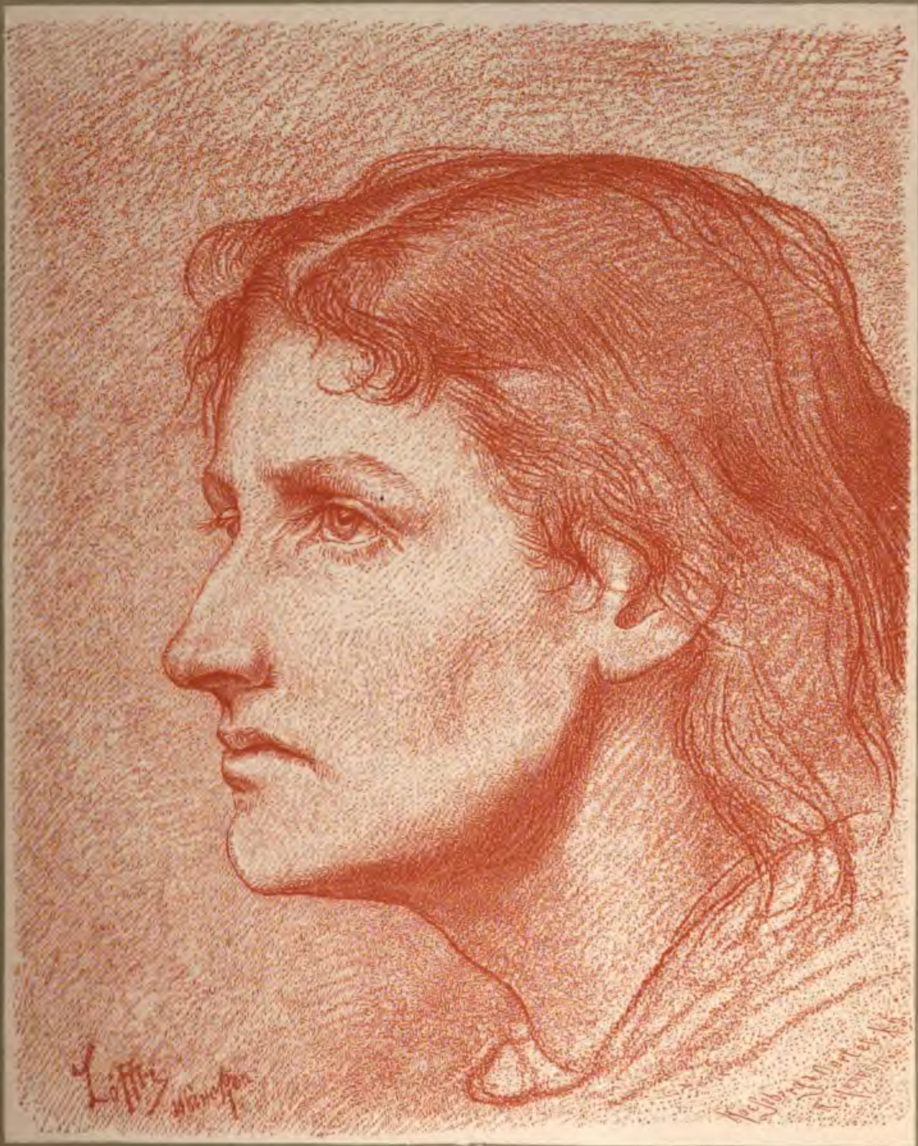
Die Richter sagten, da er Holländer sei, so habe man es „denen Vereinigten Niederlanden nicht nur unbenommen, sondern vielmehr anheimgestellt sein lassen wollen, ihn im Wege Rechtens selbst zu justifizieren".

Im Publikum hieß es, die Bäuerin Riecken, wegen deren Ermordung man drei Menschen so grausam gemartert und hingerichtet hatte, sei lebendig wieder zum Vorschein gekommen.

Der Prätor und Einzelrichter Piepenbrink aber soll im Hinblick auf ein ehrsames Niedergericht und einen hohen Rat, die denkwürdige Aeußerung gethan haben:

— „Wenn schon der Einzelrichter irren kann, um wie viel mehr nicht ein ganzes Kollegium?"

Wer die kopflose Leiche war, hat man niemals ermittelt.



Studienkopf.

Frankreichs Wehrfähigkeit nach zehnjähriger Reorganisation.

Von

Viktor von Strantz.

Als Frankreich am 10. Mai 1871 durch Annahme des Definitiv-Friedens zu Frankfurt a. M. dem Kriegszustand ein Ende gemacht hatte, da bildete seine Heeresmacht ein verworrenes Chaos von Streitkräften und Streitmitteln, deren einzelne Bestandteile teils nur locker mit einander verbunden, teils in sich fremdartig und verschieden waren. Den durch Krankheit, Desertion, Beurlaubungen numerisch sehr zusammengeschmolzenen Feldtruppen der regulären Armee standen Mobilgarden, mobilisierte Nationalgarden und Freikorps in der ungleichartigsten Organisation, Ausrüstung, Bewaffnung, zur Seite. Aus allen diesen Elementen galt es zunächst ein, nur im allgemeinen homogenes Heerwesen zu formieren. Die Rückkehr der in Deutschland in Gefangenschaft gewesenen Offiziere und Soldaten, und der auf das Schweizergebiet übergetretenen Bourbakischen Armee erleichterte diese Aufgabe, und gewährte im weitern Laufe des Jahres 1871 die Möglichkeit, eine geordnete und disziplinierte Truppenmacht von 126 Linieninfanterie-Regimentern, 30 Jäger-Bataillonen, 4 Zuaven-Regimentern, 3 Turko-Regimentern, 1 Fremden-Regiment, 63 Kavallerie- und 30 Artillerie-Regimentern, 3 Genie- und 2 Train-Regimentern aufzustellen, die im Ganzen etwa 430 000 Mann zählten. Unterstützt von der Opferfreudigkeit und dem patriotischen Sinn seiner Landsleute, nahm Thiers das Werk einer Reorganisation im großen Stile demnächst fest in die Hand, und gab der Wehrmacht des Landes zunächst durch Einführung eines auf dem Prinzipe der allgemeinen Dienstpflicht ruhenden Rekrutierungsgesetzes ein ganz neues Fundament. Dieses am 27. Juli 1872 in Kraft tretende Gesetz kennzeichnete sich bald als ein entschiedener Fortschritt, nicht allein deshalb, weil es bedeutend mehr lebendige Kräfte in den Dienst des Heeres stellte (20 Jahrgänge statt früher 9), sondern auch, daß es viele gute und gebildete Elemente, die sonst nur in den Listen der Mobilgarde figurierten, in die Armee einreihte. Die ernste und schwierige Aufgabe des organisatorischen Umbildungsprozesses konnte indes erst ihrer weiteren Lösung mit der völligen Befreiung des französischen Territoriums von der deutschen Okkupation entgegengeführt werden. Als der Marschall Mac Mahon am 24. Mai 1873 die Zügel der Regierung ergriff, war bereits der Termin der Räumung des besetzten Gebietes abzusehen. Daher zögerte der neue Staatschef denn auch nicht, dem Wunsch der Nation nach Wiederherstellung des Heeres Erfüllung zu geben. Bereits am 24. Juli desselben Jahres, in welchem die letzten Kolonnen der deutschen Armee abzuziehen begannen, erschien ein Dekret, durch welches die Heeresmacht der Republik künftig in 18 Armeekorps von gleicher Stärke und Zusammensetzung gegliedert, und das Staatsgebiet in 18 große Militärrayons eingeteilt wurde, welche ähnlich wie in Deutschland, die Grundlage der Heereseinteilung und die Ersatzbezirke der zugehörigen Truppen bildeten. Dieser ersten wichtigen Maßregel, die unter dem Mac Mahonschen Regime Ausführung erhielt, folgte dann am 13. März 1875 das sogenannte Cadregesetz, das die Gliederung und Ausbildung des Wehrorganismus bis in seine kleinen Verzweigungen hinein regelte, und genau bestimmte, wie viele Bataillone, Eskadrons, Kompanien, Batterieen, Kolonnen ꝛc. aufgestellt, und wie dieselben zusammengesetzt sein sollten. Mit diesen drei großen organisatorischen Gesetzen war dem französischen Heer ein neues Gefüge gegeben, und dasselbe aus dem Chaos und der Auflösung der auf den Krieg gefolgten Uebergangsperiode auf ein neues Fundament gestellt worden. Die personellen Streitkräfte sind dadurch im Vergleich zu früher in nicht unerheblichem Maße gewachsen [1]), und haben zugleich eine Einteilung und Zusammensetzung erhalten, welche eine leichtere Verwendbarkeit zum Schlagen, sowie eine bequemere Ueberführung vom Friedens- auf den Kriegsfuß gestattet. Die Republik verfügt jetzt in erster Linie über 18 Armeekorps, zusammengesetzt aus Abteilungen aller Waffen, die nach einem einheitlichen Plane mobilisiert und zu größeren Heereskörpern ver-

[1]) Bis zum Kriege bestand das jährliche Rekrutenkontingent aus je 76 000 Mann, jetzt aus 134 900 Mann, von denen 116 428 zur sogenannten 1. Portion (mit dreijähriger Dienstzeit) und 18 471 Mann zur 2. Portion mit einjähriger Dienstzeit zählen. Bei der Kavallerie gibt es keine 2. Portion.

einigt werden können. Innerhalb dieser Korpsverbände sind 144 Regimenter Infanterie, 30 Jäger-Bataillone, 4 Zuaven- und 4 Turko-Regimenter, sowie 74 Reiter- und 40 Regimenter Artillerie (incl. 2 Regimenter Pontonniere), 4 Genie-Regimenter zur Verwendung im Felde bestimmt. Dieselben repräsentieren eine Kombattantenzahl von 498497 Mann, von denen sich 52800 Mann in Algier als ein 19. Armeekorps befinden. Zieht man von diesem Gesamtbestande eine durchschnittliche Anzahl von 39000 Mann ab, die sich auf Urlaub oder in Hospitälern befinden, so verbleibt ein Minimum von 459320 Mann [1]), die sich unter der Fahne befinden. Die Infanterie beläuft sich auf 283563, die Kavallerie auf 68758 und die Artillerie auf 68672 Mann, während die verschiedenen Dienstzweige des Generalstabs 4174 Personen umfassen.

Gegliedert sind diese Massen bei der Infanterie in 638 Bataillone, bei der Kavallerie in 392 Eskadrons, bei der Artillerie in 437 Batterieen mit 2622 Feldgeschützen, bei dem Genie in 15 Bataillone Sappeur-Mineurs. (Die Friedenspräsenzstärke der deutschen Infanterie beträgt 503 Bataillone, 465 Eskadrons, 340 Batterieen mit 2040 Feldgeschützen.) Hinter den Feldtruppen steht in zweiter Linie die Territorial-(Landwehr) Armee, aus den älter gedienten Mannschaften bestehend, in 145 Regimentern oder 435 Bataillonen, 32 Bataillonen Douaniers (mit je 3—4 aktiven und 1—2 territorialen Kompanien) 40 Kompanien und 12 Sektionen aktiver und 27 Kompanien und 10 Sektionen territorialer Forstjäger, die als Führer der Truppen in den Grenzbezirken, zur Anlage und Ueberwachung von Hindernissen, zur Zerstörung von Bauten, nicht zum Fechten dienen, 18 Regimenter oder 144 Eskadrons Territorialkavallerie, und 364 Batterien Territorialartillerie zur Besetzung der festen Plätze. Es ist das Verdienst des Marschalls Mac Mahon, die Friedensübungen der im Beurlaubten-Verhältnisse Wehrpflichtigen in großem Stile begründet zu haben. Auf seine Veranlassung fand im Jahre 1878 zum erstenmal eine derartige Einberufung statt. Dieselbe erstreckte sich auf alle bereits früher in der Armee gedienten Mannschaften der Jahrgänge 1866 und 1867 der Infanterie und der Artillerie und auf die ehemalige Mobilgarde. Ungefähr 130000 Mann machten auf diese Weise eine kurze Waffenschule durch; alle Berichte über dieselbe meldeten übereinstimmend, daß die Einberufenen pünktlich auf den Sammelplätzen erschienen seien, guten Willen und Diensteifer an den Tag gelegt, und sich in die Disziplin gefügt haben. Auch die Uebungen der nächstfolgenden Jahre zeigten, daß die Territorialarmee als ein wesentlicher Faktor der Wehrkraft Frankreichs zu betrachten ist.

Es soll von jetzt ab in jedem Jahre die Hälfte von zwei Jahresklassen und zwar in geschlossenen Territorialtruppen-Verbänden üben, so daß jährlich 130 bis 140000 Mann excl. Offiziere eingezogen werden. In gleicher Weise wie bei der Territorialarmee sind auch bei dem stehenden Heer die Uebungen der Reserve in den letzten Jahren abgehalten worden. Für das Jahr 1881 ist eine Einberufung von im Ganzen 335964 Mann Reservisten und 142900 Mann der Territorialarmee angeordnet, d. h. also etwa viermal so viel als in Deutschland Mannschaften des Beurlaubtenstandes unter die Fahnen treten. Man nimmt jetzt an, daß die französische Kriegsverwaltung bei einer Mobilmachung an aktiven Streitkräften 605000 Mann Infanterie, 44400 Mann Kavallerie, 71700 Mann Artillerie mit 2700 Geschützen und 28000 Mann Genietruppen und Pontoniere, in Summe 840000 Mann mit 153400 Pferden aufstellen kann, wobei noch 774000 Mann an Ersatz-, Besatzungs- und Territorialtruppen, Trains &c. im Lande verfügbar bleiben. Es darf allerdings diesen Ziffern kein ganz unbedingter Wert beigelegt werden, da alle von nicht kompetenter Stelle ausgehenden derartigen Berechnungen meist in Bezug auf Genauigkeit zu wünschen übrig lassen. Immerhin spiegelt sich in den vorstehend gegebenen Zahlen die Energie und Anspannung, die entwickelt worden sind, um innerhalb 10 Jahren die Wehrkraft der Nation in so straffer Weise zusammenzufassen und ihr eine neue organische Form zu geben. Um auch die Kräfte der nicht zum Dienst mit der Waffe geeigneten Heerespflichtigen während eines Krieges in entsprechender Weise ausnutzen zu können, sind in weitsichtiger Weise Vorkehrungen getroffen worden, um dieselben zu Hilfsdiensten zu verwenden. Ihre Heranziehung würde, auf die letzten 7 Altersklassen der nicht Wehrfähigen ausgedehnt, die
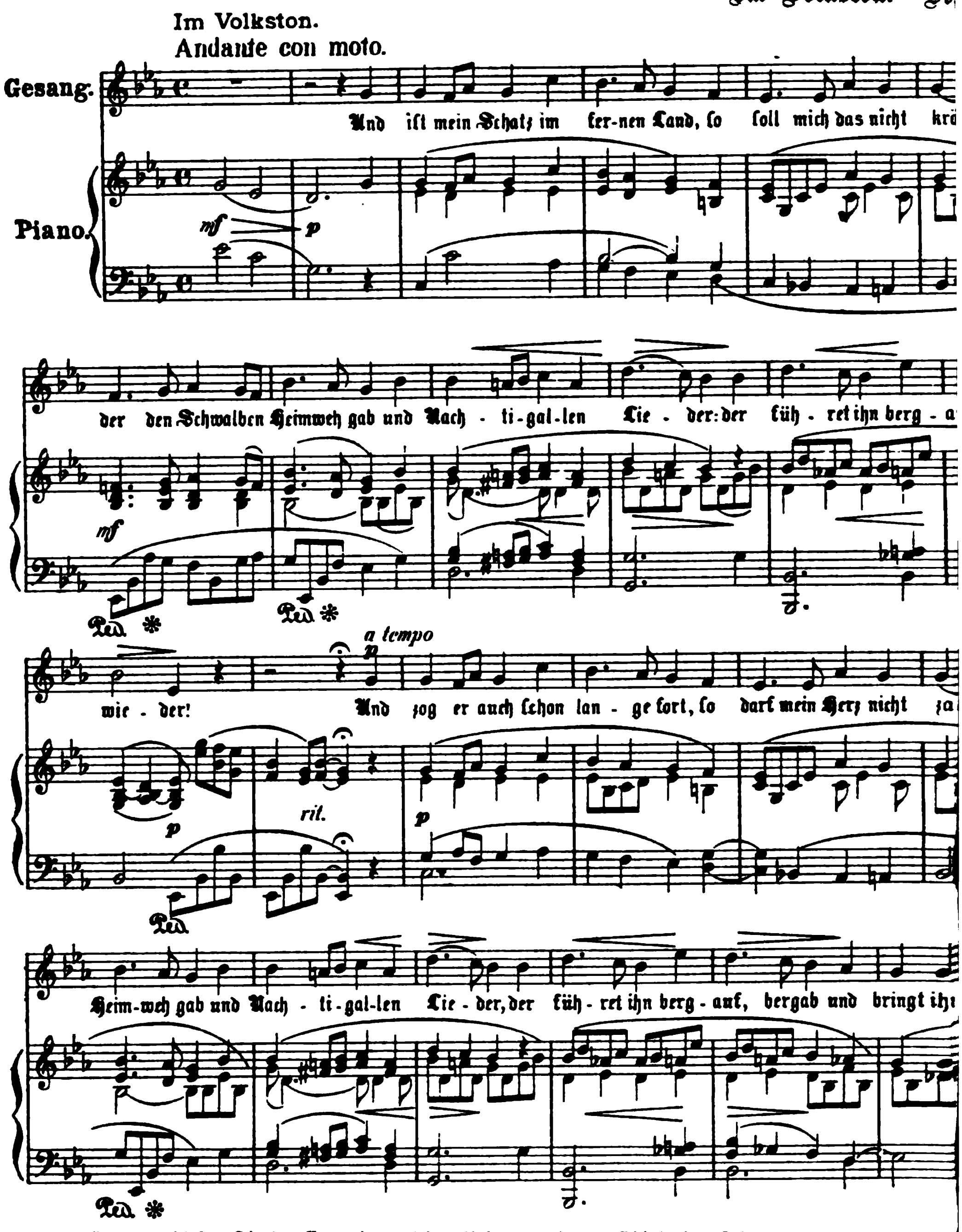
[1]) Der Friedensstand des deutschen Heeres beläuft sich gegenwärtig auf 427274 Mann. Vor Ausbruch des Krieges war der Friedensstand des französischen Heeres auf 415000 Mann normiert.

Disposition über 220—230000 Mann ergeben, von denen 12 Prozent zur Herstellung und Ausbesserung von Kriegsmaterial, 16 Prozent zur Verwendung bei Fortifikationsbauten, 13 Prozent zu Hilfsleistungen in den Hospitälern und Ambulanzen, 21 Prozent zu Arbeiten für die Begleitung und Ausrüstung der Truppen, 16 Prozent zu Arbeiten im Verpflegungswesen, 5 Prozent im Feldtransport und 5 Prozent im Büreaudienst verwendet werden sollen. Aehnliche Einrichtungen sind zum Zweck einer militärischen Organisation des Eisenbahnbetriebspersonals getroffen worden. In acht von den größern französischen Eisenbahnverwaltungen stets in voller Bereitschaft zu haltenden Eisenbahnabteilungen ist dasselbe für den Fall eines Krieges in der Stärke von 10000 Mann formiert und auch im Frieden schon dem Militär-Eisenbahndepartement unterstellt. Was die Bewaffnung und Ausrüstung des Heeres betrifft, so erfolgte die Annahme und Austeilung einer neuen Schußwaffe an die Infanterie, des sogenannten Grasgewehres, mit vermehrter Rasanz der Flugbahn und erhöhter Feuergeschwindigkeit und die Einführung des canon Lahitolle, eines gußstählernen Hinterladers von 80 resp. 90 Millimeter Kaliber, als des Musters eines leicht beweglichen handlichen und dabei präzis und scharfschießenden Feldgeschützes in die Reihen der Feldartillerie. Ein ersichtlich andrer Geist drang mit dem vorschreitenden Reorganisationswerk in die oberste Heeresleitung in Bezug auf die Anordnung der Uebungen der Truppen. Das bis dahin bestandene Generalstabskorps wurde aufgelöst und durch eine, im allgemeinen dem deutschen Muster nachgebildete Organisation des Generalstabs ersetzt. Als eine Pflanzschule für den Generalstab und zur Entwickelung der höheren militärischen Studien in der Armee beizutragen und den Sinn für dieselben im Offizierkorps zu verbreiten, ward eine Anstalt école supérieure de guerre genannt, errichtet, und außerdem die Zahl der auf Vervollkommnung der taktischen Ausbildung der einzelnen Waffen hinwirkenden Schulen vermehrt. Die Einführung der Feldmanöver nach deutschem Vorbild machte einem System schablonenhafter und mechanischer Ausbildung der Truppen, das sich bis dahin erhalten, ein Ende, und durch den rationelleren Betrieb der Schießübungen sowie durch reichlichere Gewährung von Munition, Prämien und ähnlichen Mitteln, wurde die Schießfertigkeit der aktiven Truppen sowohl, als der nicht bei der Fahne befindlichen noch dienstpflichtigen Mannschaft gefördert und auf ein höheres Niveau gebracht. — Vermöge eines, den Bedürfnissen und Anforderungen der Jetztzeit mehr Rechnung tragenden Pensionsgesetzes ward den Offizieren, und durch ein, ihre Zukunft und die Interessen des Dienstes gleichmäßig förderndes Unterstützungsgesetz, auch den Unteroffizieren eine Art Bürgschaft für ihre spätere Lebensexistenz gegeben. — Um die Verteidigungsfähigkeit des Landes zu erhöhen, ist das Eisenbahnnetz nach einem von strategischen Rücksichten diktierten Plane vervollständigt, und dadurch Paris zum Mittelpunkt eines Defensivsystems in großem Stil gemacht worden. Die Hauptstadt bildet jetzt das Zentrum des Kreises der Befestigungsanlagen, an dessen Peripherie die Grenzfestungen und Sperrforts liegen, deren Linie von der Schweizer- bis zur belgischen Grenze reicht. Belfort ist zu einem Waffenplatz ersten Ranges erweitert, in welchem größere Heeresabteilungen Platz finden. Von Belfort führt die Linie der Sperrforts auf dem Kamm der Vogesen bis Epinal, welches zu einer Festung hergerichtet worden. Weiter nördlich ist Toul zu einem bedeutenden Waffenplatz umgestaltet. Von hier zieht sich eine Reihe von Sperrforts am rechten Maasufer bis Verdun, welches an die Stelle von Metz getreten und zu einer gleich starken Position umgestaltet worden ist. Hinter dieser äußeren Befestigungslinie ist man mit der Anlegung einer zweiten beschäftigt, welche aus gewaltigen, etwa zehn deutsche Meilen von einander entfernten, verschanzten Lagern besteht und von Langres bis Reims reicht. Den Kern dieses Verteidigungsgürtels gibt, wie schon gesagt, Paris ab, dessen neue Forts einen Kreis von 18 Meilen Umfang bilden und dadurch eine dichte Umschließung fast unmöglich machen.

So bietet das Reorganisationswerk des ersten Jahrzehnts nach dem Kriege, wie hier nur in den allgemeinsten Umrissen gezeigt, das Bild lebenskräftigen Emporstrebens auf allen Gebieten des französischen Heerwesens und gestaltet sich zu einem Regenerationsprozeß, der unter den Impulsen des natürlichen kriegerischen Instinktes der Nation, der Militarisierung derselben eine noch weitere und bis dahin nicht gekannte Ausdehnung zu geben scheint.

Unsere H
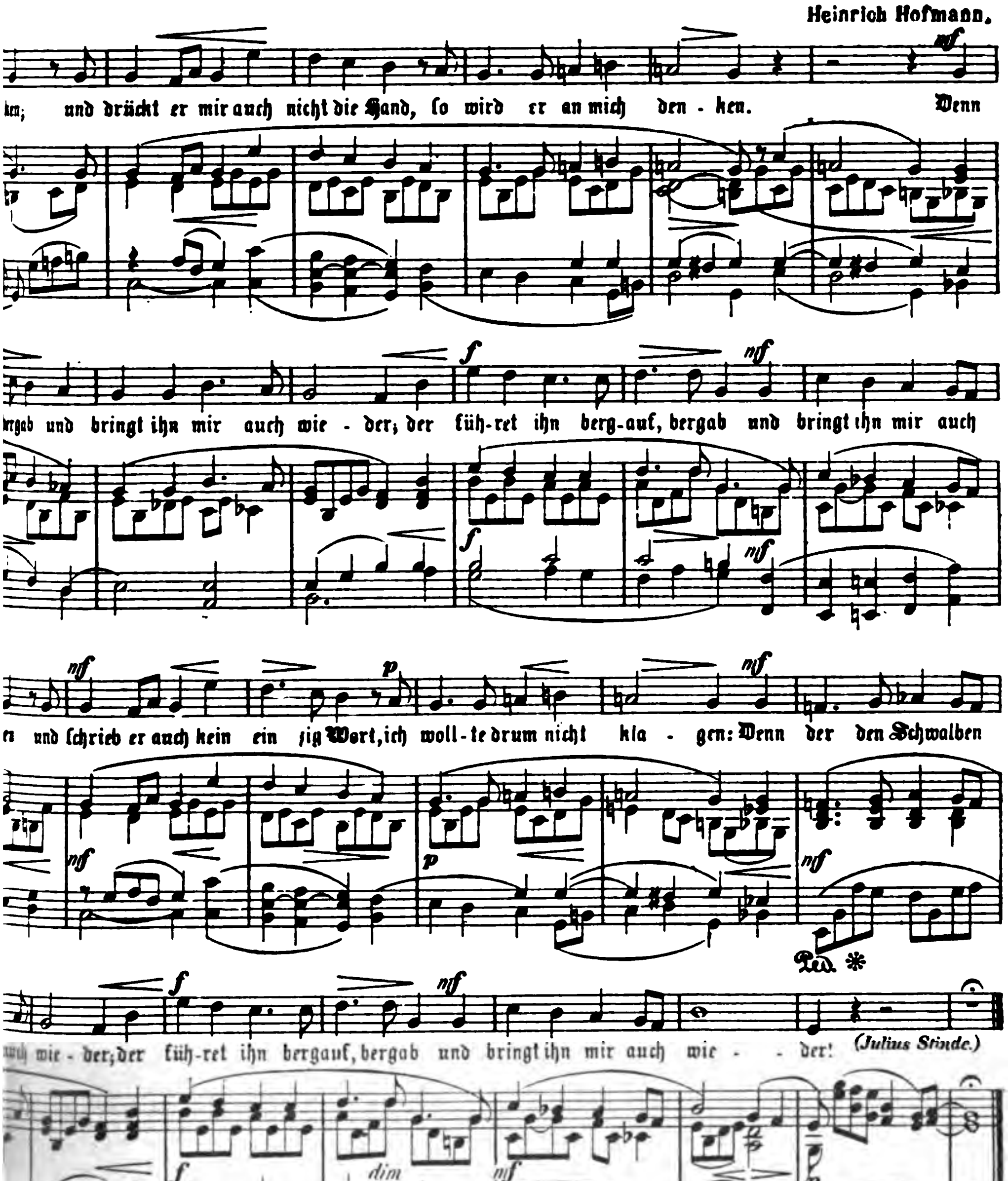
Im Volkston. Vo



¹) Unter diesem Titel hoffen wir auch den Neigungen der musikliebenden Leser unseres Blattes gerec
sich kein geringerer als Karl Reinecke, der Kapellmeister des berühmten Leipziger Gewandhaus-Orchest
am Herd des Hauses, im Schoß der Familie verständnisvolle, freudespendende Pflege. Die Liebe für eine d

usmusik.[1])

[He]inrich Hofmann.



rben und wollen diesen eine fortlaufende Sammlung guter Gesangs- und Klavierstücke bieten, deren Auswahl
zogen hat. Die stets wachsende Liebe für die Musik, die aller Orten ihre Verehrer hat, findet nicht zuletzt
ärften Künste zu unterstützen und zu kräftigen, soll für uns eine aller Anstrengungen würdige Aufgabe sein.

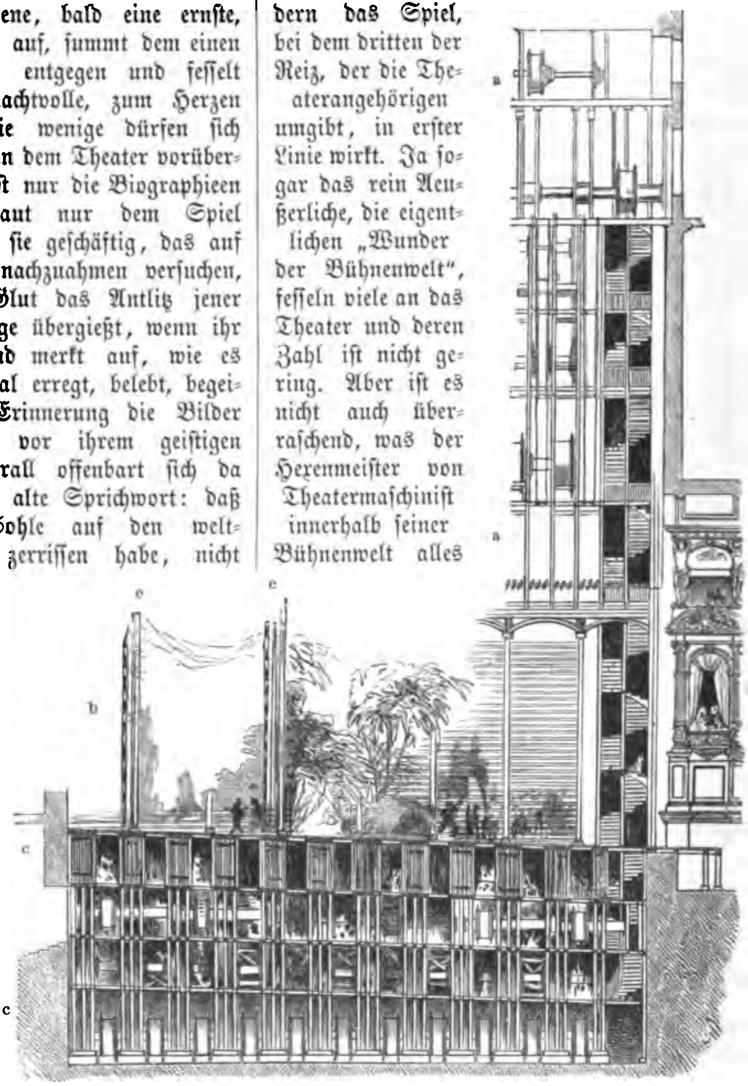
Die Wunder der Bühnenwelt.

Von

Joseph Kürschner.

Unter all den tausend Dingen, mit denen die Menschen im Laufe der Zeiten sich umgeben haben, sind es nur wenige, die eine größere und allgemeinere Anziehungskraft bewiesen und bewährt hätten als das Theater. Wie eine schöne Frau lockt es jung und alt zu sich, kokett, wie eine solche, verschmäht es die Schminke nicht und nicht den Flitterstaat; es setzt, wie jene, bald eine ernste, bald eine heitere Maske auf, summt dem einen leichtfertige Melodieen entgegen und fesselt den Andern durch machtvolle, zum Herzen sprechende Töne. Wie wenige dürfen sich rühmen, eindruckslos an dem Theater vorübergegangen zu sein! Lest nur die Biographieen großer Männer, schaut nur dem Spiel eurer Kinder zu, wie sie geschäftig, das auf der Bühne Geschaute nachzuahmen versuchen, seht welch purpurne Glut das Antlitz jener Mädchen und Jünglinge übergießt, wenn ihr vom Theater redet und merkt auf, wie es die Alten mit einem Mal erregt, belebt, begeistert, wenn in der Erinnerung die Bilder theatralischer Genüsse vor ihrem geistigen Auge aufsteigen: überall offenbart sich da die Theaterlust. Das alte Sprichwort: daß wer einmal eine Sohle auf den weltbedeutenden Brettern zerrissen habe, nicht mehr zurückkönne von ihnen, ließe sich wohl dahin erweitern, daß auch jeder, der einmal von der Theaterleidenschaft erfaßt worden, immerdar und sein ganzes Leben hindurch ein Tröpflein davon in seinem Blute behalte. Das gilt auch dann, wenn das Theater seine bösen Eigenschaften gegen den Verehrer herauskehrt, wenn es nicht nur an Schönheit, sondern auch an Falschheit der Kokette gleich ist — man zürnt ihm, man haßt es, aber gleichgültig wird es ihm einem doch nicht.

Es läßt sich schwer sagen, was eigentlich das Anziehende beim Theater ist. Je nach Stimmung oder Ansicht hat man bald dieses, bald jenes Moment als das ausschlaggebende angesehen, in Wahrheit aber ist es das Zusammenwirken aller einzelnen Teile und nur dieses, dem das Theater seine zwingende und überwindende Gewalt verdankt. Dabei kann und soll nicht geleugnet werden, daß bei dem einen Teil der Verehrer das vorgetragene Werk, bei dem andern das Spiel, bei dem dritten der Reiz, der die Theaterangehörigen umgibt, in erster Linie wirkt. Ja sogar das rein Aeußerliche, die eigentlichen „Wunder der Bühnenwelt", fesseln viele an das Theater und deren Zahl ist nicht gering. Aber ist es nicht auch überraschend, was der Hexenmeister von Theatermaschinist innerhalb seiner Bühnenwelt alles



Das Bühnenhaus im Längsdurchschnitt.
a) Schnürboden. b) Bühne. c) Untermaschinerie. d) Proszeniumslogen. e) Seitenkulissen.

vorzaubert? Auch er läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, läßt die Sternlein flimmern am tiefblauen Horizont und den Mond aufsteigen in wunderbarer Klarheit. Dann wieder erbraust das Meer in seinem Bereich, die Schlünde der Erde thun sich auf, Blitze durchzucken die Luft, erschreckend rollt der Donner; Bild auf Bild folgt, die Hand des Bühnenherrschers zeigt alles, was auf der Erde nur immer sich ereignete und auf ihr wandelt und besteht.

Wie wär's, wenn wir einmal in seine Werkstatt eindrängen und an der Hand des Gewaltigen sein Reich nach allen Seiten hin durchwanderten, den Vorhang von den Geheimnissen wegzögen, die dem Zuschauer am Abend, im bequemen Parkett-Fauteuil nur ihre Wirkungen, nicht aber Wesen und Art offenbaren?

Es ist ein eigener Gang, so bei hellem, lichten Tag, wenn draußen die Sonne lacht und frisches Grün das Auge erfreut, durch die halbdunkeln Räume eines Theaters zu wandeln, das ohne das belebende Gaslicht anmutet wie ein stummes Grab, mit seiner eigentümlich bedrückenden Atmosphäre.

Bei solcher Besichtigung am Tage verliert das Theater viel von seinem fesselnden Reiz. Gespenstisch starren dem Besucher die Verzierungen entgegen, das leuchtende Bunt der Farben ist wie mit einem grauen Schleier bedeckt, und öde und trostlos hallt der Tritt in den langen Korridoren, so daß man sich scheut, fest aufzutreten und die Stimme dämpft. Die Geister des Theaters sind dem Tage nicht hold; erst wenn das leuchtende Tagesgestirn niedersinkt im Westen, erwachen sie zu rührigem, fröhlichem Treiben.

Der Weg ist zurückgelegt, die Gänge liegen hinter uns, die letzten Stufen sind überschritten, noch durch jenes kleine Pförtchen und wir stehen auf den Brettern, die dem Zuschauer die „weltbedeutenden", dem Darsteller oft die „heißen" sind. Also das ist nun der Boden, über den Hamlets Geist einherschreitet, aus dem der Böse hervorsteigt in verschiedener Gestalt, über den die wilde Jagd rast und die fromme Prozession daherzieht. Der Boden, auf dem Könige und Bettler, Krieger und Männer des Friedens, Schurken und Edle, die Helden der Geschichte und die Geschöpfe dichterischer Phantasie einträchtiglich nebeneinander wandeln. Vorn durch das offene Proszenium gähnt uns der leere Zuschauerraum mit seinem herabgelassenen Kronleuchter entgegen, da sind die Sessel, die sammetbezogenen Brüstungen, der Vergoldung reiche Fülle, die Deckengemälde und Statuen, kurz all die Pracht, die abends im hellsten Lichte strahlt. Nun wendet ihr euch zur Seite, schaut über und hinter euch und nichts bemerkt ihr von den Wundern, die allabendlich euch überraschen. Was soll das Gewirr scheinbar planlos durcheinanderlaufender Seile, was dieser Wald von Balken und Wellen, diese Anhäufung von Rollen und Vorrichtungen aller Art, die ein fremdartiges Gesicht tragen, das selbst dem besten Physiognomen keine Auskunft gibt, was hinter ihm steckt?

„Vorsicht!" ruft eine Stimme im Hintergrund, und mit Schrecken bemerkt ihr, daß der Boden unter euern Füßen wankt. Was ist das? Und jetzt erst schaut ihr diesen Boden recht an, auf dem die Damen vom Ballet so graziöse Pas ausführen und mit den Füßen sprechen, weil ihr Mund nur zu häufig mit der Grammatik in Feindschaft lebt. Da ist nichts zu bemerken, was mit der blanken Fläche des Parketts Aehnlichkeit hätte. Alles ist rauh, ja holperig, zerschnitten dahin und dorthin, mehr einem Mosaikspiel für große Kinder ähnlich, als einem ehrlichen regelrechten Fußboden. Das Brett, welches zu sinken drohte, war eine Versenkung, denn nicht nur im figürlichen Sinn, auch im thatsächlichen ist die Bühne ein gefährlicher Boden, der gern zum Falle bringt. —

* * *

Am ehesten findet man sich in den Geheimnissen eines Theaters zurecht, wenn das ganze Bühnenhaus des Theaters frei, d. h. nicht durch Kulissen und Dekorationsstücke beengt ist. Unter Bühnenhaus ist hierbei nicht allein der den Zuschauern sichtbare Raum verstanden, in dem sich das szenische Bild gruppiert, sondern auch was unter und über demselben, bis zur Sohle des Gebäudes hinab und bis zum Firste desselben aufsteigt. Das, was der Zuschauer davon sieht, ist nur ein kleiner Bruchteil, den man in seiner Gesamtheit nicht eben ganz richtig einfach als Bühne bezeichnet, worunter doch ursprünglich nur das Podium selbst verstanden war. Was über dem Bühnenraum sich befindet, heißt der Schnürboden, die Räume unter ihm die Untermaschinerie. An den Seiten der Bühne haben gewöhn-

lich die Garderoben, Vorratsgelasse und ähnliche Räume ihren Platz.

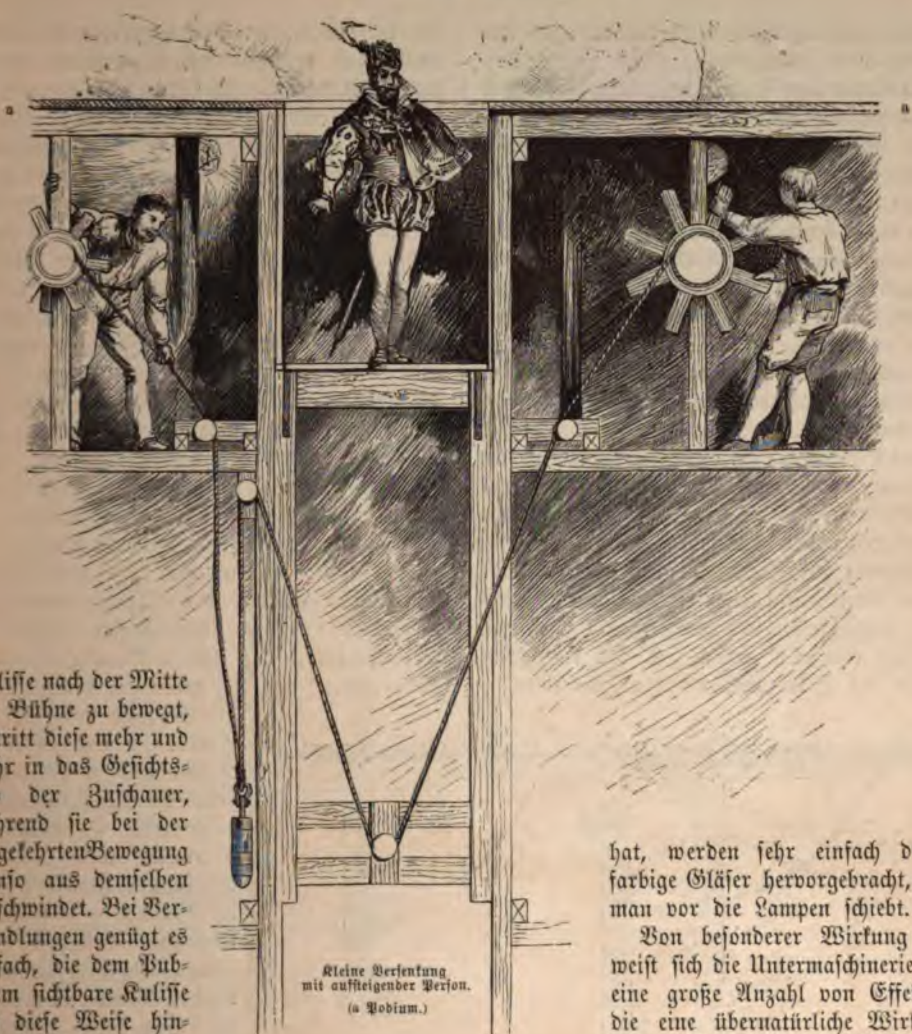
Für diesmal wollen wir die Himmelfahrt in die Regionen des Schnürbodens nicht antreten, sondern die Bühne selbst etwas näher ansehen und in die theatralische Unterwelt hinabsteigen. Schon vom Zuschauerraum aus wird wohl jeder unserer freundlichen Leser bemerkt haben, daß das Podium nach hinten ansteigt, um die perspektivische Wirkung des ganzen Bühnenbildes zu erhöhen. Aus demselben Grund ist auch die Stellung der Seitenkulissen eine nach hinten sich verjüngende. Die Zahl der Seitenkulissen, wie man die bemalten Leinwandstreifen nennt, welche zu beiden Seiten der Bühne in gewissen Abständen von einander und gerade so angebracht sind, daß nirgends der Blick des Zuschauers durch den zwischen ihnen befindlichen Raum hindurchfallen kann, ist nach der Größe der Bühne eine verschiedene. Fünf bis acht Seitenkulissen auf jeder Seite ist das Normale, doch haben einzelne Theater auch zehn und mehr solcher Kulissen. Bei all dem praktischen Wert, den die Seitenkulisse für die Darstellung hat, ist sie doch in ihrer Wirkung vielfach höchst unnatürlich, und nur langjährige Gewohnheit stößt sich daran nicht. Viel traulicher und täuschender wirkt die sogenannte geschlossene Dekoration, bei der, ebenso wie der Hintergrund, auch die Seiten durch zwischenraumlose Wände dargestellt werden.



Große Versenkung mit aufsteigender Gruppe. (a Podium.)

Die Bewegung der gewöhnlichen Seitenkulissen, deren man immer mehrere für die Veränderungen (Verwandlungen) des szenischen Bildes dicht hintereinander stellen kann, geschieht von der Untermaschinerie aus, jenem unter der Bühne befindlichen Raum, der bald in zwei, bald in drei, ja selbst in vier Stockwerke geteilt ist. Auf dem Boden des obersten dieser Stockwerke sind Schienen angebracht, auf denen die sog. Kulissenwagen (S. 107) hin- und herbewegt werden können. Genau über diesen Schienen befinden sich in den Brettern des Podiums Einschnitte, durch die ein mit den Kulissenwagen verbundener länglicher Rahmen oder Mast angebracht ist, der zur Befestigung der Seitenkulissen dient.

Wird nun der Kulissenwagen mit der oben daran befestigten

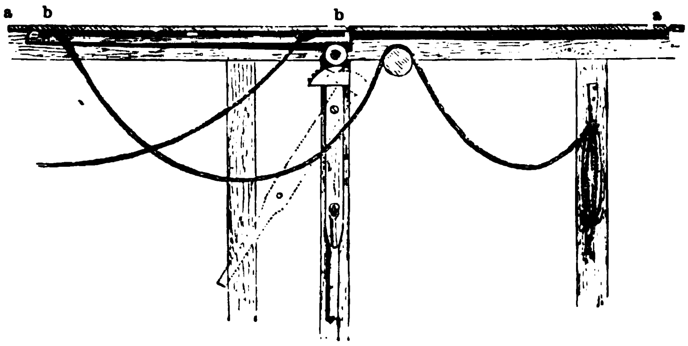


Kleine Versenkung mit aufsteigender Person.
(a Podium.)

Kulisse nach der Mitte der Bühne zu bewegt, so tritt diese mehr und mehr in das Gesichtsfeld der Zuschauer, während sie bei der umgekehrten Bewegung ebenso aus demselben verschwindet. Bei Verwandlungen genügt es einfach, die dem Publikum sichtbare Kulisse auf diese Weise hinwegzuziehen, um sie verschwinden und die dahinter stehende sichtbar zu machen. Ersparnisse an bewegenden Kräften und zugleich Präzision und Gleichheit in der Bewegung aller Seitenkulissen wird dadurch erzielt, daß man alle Kulissenwagen durch Seile mit großen Wellen verbindet und diese dreht. Bei neu eingerichteten Theatern stehen, wie schon bemerkt, an der Stelle, wo dem Zuschauer die Seitenkulisse sichtbar wird, vier Kulissenwagen hintereinander, an deren letzten sich gewöhnlich die Vorrichtung zur seitlichen Beleuchtung der Bühne befindet, die mit 5 oder mehr übereinander angebrachten, regulierbaren Gaslampen erzielt wird. Die verschiedenfarbigen Beleuchtungen, in denen die Bühne zu erscheinen hat, werden sehr einfach durch farbige Gläser hervorgebracht, die man vor die Lampen schiebt.

Von besonderer Wirkung erweist sich die Untermaschinerie für eine große Anzahl von Effekten, die eine übernatürliche Wirkung hervorbringen sollen, nicht minder aber auch da, wo es gilt, Vorbereitungen für Gruppierungen 2c. auf der Bühne zu treffen, die, während auf dieser gespielt wird, schon vorzunehmen sind und den gewöhnlich nur karg bemessenen Raum nicht beengen dürfen. Die Vorrichtung, die diesen Absichten dient, ist die sog. Versenkung, eine Maschinerie, die in exakter Weise die Ober- mit der Unterwelt des Theaters verbindet. Jede größere Bühne hat ihrer eine ganze Anzahl, die besonders bei d e n Theatern erheblich ist, welche in erster Linie das Ausstattungsstück pflegen. Die Versenkungen dienen dazu, Personen und Gegenstände unter den Boden versinken oder aus ihm emporsteigen zu lassen, und sind je nach Be-

dürfnis bald größer, bald kleiner, bald feststehend, bald transportabel, und an verschiedenen Orten der Bühne angebracht. Hie und da laufen sie fast über die ganze Breite derselben und lassen sich entweder nur bis zum Boden des ersten, oder aber bis zu dem des untern Stockwerks abwärts bewegen. Die Versenkung setzt natürlich an der Stelle des Podiums, an der sie wirken soll, eine Oeffnung in diesem voraus, die meist ein längliches Viereck bildet, das ein geschmackvoller Bühnenleiter, wenn möglich, durch ein davorgestelltes Dekorationsstück verdecken läßt. Auch mit Einsetzrahmen, deren Größe nach dem zu versenkenden Gegenstand bemessen wird, läßt sich hierbei viel ausrichten. Für gewöhnlich ist die Oeffnung im Podium durch ein genau passendes Brett verschlossen, das wohl befestigt, keinem Druck von oben nachgeben darf. Soll die Versenkung zur Anwendung kommen, so wird dieses Brett durch eine sehr einfache Vorrichtung weggeschoben und die Oeffnung wird frei, um die ebenfalls genau sich ihr einfügende Platte des Hebemechanismus aufzunehmen.



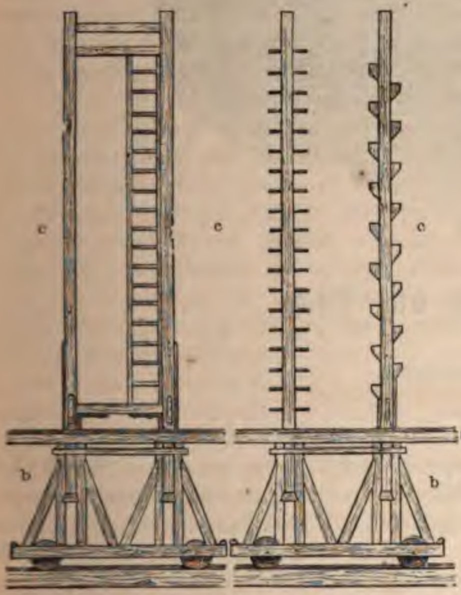
Versenkungsklappe (b) im Podium (a).

Auch die Hebeeinrichtung ist ungemein einfach und besteht aus einem Gestell dünner Balken, das sich zwischen Pfeilern bewegt und durch über Rollen laufende Schnüre, vermittelst Wellen oder Kurbeln in Bewegung gesetzt wird. Ein Haupterfordernis bei der Bewegung dieser einzelnen Vorrichtungen ist die absolute Geräuschlosigkeit, mit der sie stattfinden muß, da ohne diese jede Illusion vernichtet wird.

Für Verwandlungen bei offener Szene, d. h. solchen Veränderungen des Bühnenbildes, die angesichts des Publikums vorgenommen werden müssen, ist die Versenkung nicht minder wichtig, als in den schon oben angedeuteten Fällen. Soll z. B. der auf der Szene etwa dargestellte Marktplatz, während der Vorhang hochgezogen ist, in ein Zimmer umgewandelt werden, so ist es gar nicht schwer, den Hintergrund und die Seitenkulissen zu wechseln. Dagegen bietet es manche Schwierigkeiten, sog. Versetzstücke, in diesem Falle etwa Brunnen, Bäume u. dgl. verschwinden und andere, zum Zimmer passende auf der Bühne erscheinen zu lassen, wenn man nicht zu dem Wegschaffen und Auftragen durch Arbeiter seine Zuflucht nehmen will, was in allen Fällen störend wirkt. Da tritt dann die Untermaschinerie in ihre Rechte; was sich nicht auf die Seite ziehen läßt, wird unter den Boden befördert, aus dem das Passende, wenn es nicht schon hinter dem Verschwindenden sich befand, emporsteigt.

Da wir einmal bei den Verwandlungen angelangt sind, wollen wir doch auch unsern freundlichen Führer, den Theatermaschinisten, fragen, wie er so überraschende Wirkungen hervorzaubert, wie sie z. B. in Gounods „Margarete" vor sich gehen, in welcher Oper sich plötzlich die trostlose Einöde in einen Ort der Pracht und Lust verwandelt. Er lächelt überlegen, denn was so vollständig überrascht und so große Wirkungen hervorruft, ist im Grunde genommen etwas ganz einfaches. Das zauberhafte Bild war schon in der Einöde vorhanden, als über dieser der Vorhang sich hob; freilich von Gestein und Felsen bedeckt, die im entsprechenden Moment hinweggezogen werden. Die plötzliche Beleuchtung gegenüber der früheren Dunkelheit erhöht und unterstützt den erzielten Effekt. Ja selbst ein Teil der Personen, die nach solchen Verwandlungen auf der Bühne erblickt werden, ist gewöhnlich schon vorhanden, nur versteckt, etwa unter felsfarbiger Leinwand, die plötzlich abgeworfen wird. Auch durch Transparente erreicht man in ähnlichen Fällen brillante und überraschende Wirkungen; so ist beispielsweise bei den meisten Darstellungen der Wolfsschlucht vieles von dem seltsamen Getier, die abscheulichen Fratzen u. dgl. m.

gleich auf transparente Stellen der Dekoration gemalt, die dem Zuschauer erst bei entsprechender Beleuchtung auffallen und durch Aufhebung der Beleuchtung eben so rasch wieder zum Verschwinden gebracht werden. Bei Verwandlungen einzelner Personen, etwa der des alten in den jungen Faust, erfolgt ebenfalls von der Untermaschinerie aus das ganze Wunder, das einfach in einem von unten bewirkten Wegreißen des Kostüms, das unter das Podium gezogen wird, besteht.



Kulissenwagen verschiedener Konstruktion. (S. 104.)
a) Podium. b) Untermaschinerie. c) Rahmen und Maste.

Die Geister auf dem Theater bedienen sich mit besonderer Vorliebe der Versenkung und erscheinen auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege vor den neugierigen Blicken der Zuschauer. Einzelne Theater, aber nur sehr wenige, haben zu ihren Geister-Erscheinungen die Optik zu Hilfe gerufen und mit ihr Gespenster-Erscheinungen in der Art und Weise, wie wir sie bei den fahrenden Boscos der Jahrmärkte und Messen zu sehen gewohnt sind, auch auf der Bühne eingeführt. Wie bekannt, beruht das ganze Geheimnis dieser Erscheinungen auf der Spiegelung von entsprechend gekleideten Persönlichkeiten — die sich in einem schwarz ausgeschlagenen Raume der Untermaschinerie bewegen — in einer großen, auf der Bühne angebrachten und geneigten Glasplatte, welche, von Dekorationen begrenzt, vom Zuschauer nicht wahrgenommen wird.

In das Gebiet der Optik gehörende Erscheinungen spielen außer diesen, nur selten angewandten Geister-Erscheinungen, in der Technik des Theaters eine große Rolle, so vor allem bei der Darstellung der Himmelskörper, bei einer Reihe elementarer Erscheinungen und bei der gesamten Bühnenbeleuchtung. Die einzelnen Apparate, die hierbei in Betracht kommen, ebenso die interessanten Vorrichtungen, die mit den Wasserkünsten zusammenhängen, wollen wir bei einer andern Gelegenheit betrachten, wenn wir den Leser einladen werden, uns wie diesmal in die Unterwelt, dann in die lichteren Höhen des Schnürbodens zu geleiten und vielleicht einen Blick zu thun in die Magazine und Garderoben, in den Requisitensaal und das Kulissenhaus, kurz in alle Räume und Winkel des Theaters, die er nur immer zu schauen wünscht.

Im Walde.

Von

Gerhard von Amyntor.

Still ruht des Waldes
Ragende Pracht;
Die träumenden Blätter
Kein Windhauch facht;
Nichts rührt und regt sich —
Hoch oben nur
Geht durch die Wipfel
Des Zephyrs Spur.
Moostragende Riesen
Ueben ihr Recht,
Weisheit zu lehren
Dem jungen Geschlecht;
Sie künden Mären
Jahrhundertalt —
Verhaltenen Odems
Lauschet der Wald.
Im Menschenleben
Geht's anders zu;
Da plärren die Jungen
Ohne Rast und Ruh' —
Gelbschnäbel-Gezwitscher
Ist eine Not,
Es macht die Weisheit
Der Alten tot.



Königssee.

Das Pfeiferlein am Bach.

Von

August Silberstein.

Der Königssee bei Berchtesgaden soll geheime Abflüsse haben, deren einer der tosende Wildbach- oder Schwarzbach-Fall zwischen Kuchl-Golling nächst der Gasteiner Straße im Salzburgischen wäre, welcher aufhört, sobald seltenerweise im See das „Kuchler-Loch" sichtbar wird. Doch diesen geheimen Weg durch den ungeheuren Stock des Göllgebirges hat kein Mensch durchforscht, gesehen, betreten. Aber ganz bequem kann er dem zuverlässigen Ausflusse des Königssees, der „Alm" folgen, welche teils zwischen Felsblöcken in der Tiefe mit Rauschen sich fortwälzt, teils höher, mit kräftigem Schwalle, an der alpenumsäumten Straße gegen das Salzburger Thal hinauszieht.

Dort treibt der Almbach geschäftig Eisenwerke, Korn- und Sägemühlen, hilft Menschen im Wirken aller Art, und sie haben sich nächst seinen Dämmen und grünen Gehängen angesiedelt in Hütten, mächtigen Bauernhöfen und weithingestreckten Gewerkhäusern.

Rings sehen die Häupter des begletscherten Wazmann, des mit Schneerunsen stets versehenen Hochgöll, die gewaltigen Massen der Untersberger Rossiten, die unabsehbaren, himmelnahen Kahlblöcke des Tännengebirges hernieder.

Und im leuchtenden Grün der Tiefe steht nahe dem Almbache die Pfeifer- oder Pfeiferlhütte des Mannes, der von der Einwirkung all des Mächtigen und Schönen ringsum so viel empfangen, daß er einst nicht nur wie andere Burschen aufjauchzen und singend frohlocken gemußt, sondern daß er auch ein Schwegelpfeiflein, die schlichte Flöte der Gebirgsbewohner, genommen und so lange gesucht hat, seinem Inneren vollständigeren Ausdruck zu geben, bis er derlei richtig und tüchtig vermocht, ja bis es auf Hochzeiten und bei allen Festen keine rechte Lustigkeit gegeben hat, wenn der Pfeifer-Jusl (Julius) nicht dabei seine himmelaufjauchzenden und herzbewältigenden Melodieen geblasen hat.

Das Aeckerlein, die kleine Wiese und die Kuh nährten nicht genügend, und das war sein Erbteil um und auf, blieb sogar noch sein Alles als ihm die allerliebste Dirn', die kleine Cenci (Vincentia), im Dunkel und beim Rauschen der alten Bäume, welche den Wirtshof einsäumten,

nach einem herztausigen Stücklein, das er gespielt, um den Hals gefallen war und ihr endliches „Ja" gesagt hatte.

Das waren Liedlein dann! Die Bursche und Mädl im Tanzsaale wußten nichts von dem Heimlichen; aber sie spürten bei den Tönen ein Etwas in den Gliedern, daß sie vor Morgen nicht davon konnten und es ihnen tagelang noch in den Herzen und Ohren nachsummte, nachsang, nachflötierte!

Die Hütte, welche den bezeichnenden Namen der Pfeifer- oder Pfeiferlhütte erhielt, wurde bald von einem jungen Paare bewohnt, der schlanke, kräftige, nicht mehr allzujunge Mann wurde Vater und — Witwer!

Als die kleine Cencl das neugeborene Würmlein mit ihren Armen zu ihrem Munde erhob, da fühlte sie sich so entsetzlich schwach! Und als Vater und Gevatterin den weiten Weg von der Kirche zurückkamen, in welcher das Dirnlein den Taufnamen wie die Mutter erhalten, da kamen sie gerade zurecht, um die letzten Gebete mit dieser zu verrichten, ihr die geweihete Kerze in die Hand zu halten — bis die Vergehende erlosch.

Dann folgte alles, was folgen kann und folgen muß. Auch Stille. Nichts rührte sich nach außen hörbar, wenn das Kindlein nicht aufschrie. Dann, nach einer Zeit, ward doch das Pfeiferl hörbar. Aber mit welchen weichen, schmerzhaften, fast schluchzenden und gleichsam auch thränenumflorten Tönen! — Und der Pfeifer-Jusl mußte doch aufspielen zu Tanz und Lustbarkeit. Was nützte es, daß er's ganz anders im Herzen trug; aber für das kleine Dirnl in den Polstern mußte er eine Magd bezahlen, gehauset mußte werden, geschafft und gewirtschaftet — und lustig musiziert!

Nie ging er fort, das Pfeiflein unter der Jacke, ohne Gesegnung und Bekreuzigung nach dem kleinen Würmlein hin, der Cencerl, und selbstverständlich nie ohne ungezählte Küsse.

Das Kind war nun sein Alles. Sein neues Erbgut zum alten. Die eine Cenci war gegangen, die andere, ihr Ebenbild, ihr Vermächtnis, ihren aufwachsenden immer kräftigern Trost hatte sie ihm bei Hause, im Heimatl gelassen — jene sah vom Himmel, und das Gesichtlein dieser schien von ihrem immer mehr wider — also was blieb, als sorgen, jauchzen, pflegen, weinen, musizieren!

So ward die Pfeiferl-Hütte immer bekannter, ihr Beiname immer gekräftigter, und der Pfeifer-Jusl ein weit und breit stets mehr gesuchter Musikant, verläßlich kommend und pflichtübend mit seinen Kameraden oder Gesellen, deren bald einer, bald mehr mit Zither oder Geige und Allerlei, selbst Drumeten und Baßgeige waren, je nachdem es hoch herzugehen hatte.

Daß er manchmal tagelang von daheim wegbleiben mußte, ist selbstverständlich; man weiß ja, was Festgebrauch ist, und in jedem Dorf oder in jeder Häuserrotte sitzt ja nicht gleich eine „Bande" oder ein Aufspieler mit andern.

„Also behüt Gott, Cencerl! Und gibts mir fein acht aufs Dirnl! Daß ihm nix failt (fehlt) und nix g'schiecht. Laßt's mir nit allein zun Wasser!"

„Das Wasser," der Bach, ist für die daran Aufwachsenden gerade so wie das Meer. Als ob man den Meeresstrand oder selbst die Stromesufer bei Dörfern vermauern, einplanken, ganz mit lebendigen Hecken oder todten Zäunen umgeben könnte! Der Almbach hat da und dort ein Stückchen Planke, ein Fleckchen Einhegung, aber sein meilenlanger Lauf entlang geht frei; hie und da ist ein Brückchen, ein schmales Brettlein als Steg, auch ein Denkstein ist da oder dort, daß eine einsame vereinsamte Seele an der Stelle den Tod gesucht und gefunden, auch „Martertäfelchen" findet man, welche gemalte Darstellungen und unten daran Bitten um Vaterunser geschrieben aufweisen, für die armen Seelen von Verunglückten, Alten und Jungen, Kräftigen, Arbeitern oder Rüstigen, kurz, die ganze Welt ist ja ein fortwährendes Lust- wie Jammerthal.

Cencerl wuchs, machte die ersten Schritte, machte die tausendsten, und ein wunderliebes blondes Krausköpfchen war's, daß es einem schier ins Herz drang, wenn sie aufsah und lächelte. Der Vater hielt ihr zuweilen sein Pfeiferl hin und ließ sie aus vollen Backen hineinblasen. „Ist's nicht ein Blasengerl aus der Kirchen?" rief er. Sie war's. Ein lebendig Bildnis.

Und seine einzige Freude auf Erden blieb's, trotz aller Kuchen und Bescheidreste, die er von den Festen heimbringen konnte. Und das Fernbleiben schien ihm nur eingerichtet zu sein, wegen der herztausig verdoppelten Freuden beim Heimkehren. Er ging zum Kind, als ob er zu Weib und Kind ginge — Cenci hieß sie — war ja alles!

Die andern, Nachbarn näher und weiter, hatten auch Kinder. Aber sie schienen ihm nur wie Wölklein um einen Stern. Cenci leuchtete ihm heraus, wenn sie spielten. Und

sie spielten häufig mit einander, Dirnlein und Buben. Das Spielen am Wasser war ihnen hart verboten. Es gab ja kleine Rinnlein und Wassergräbchen gar bald irgendorts, in denen sich ein Rädchen treiben, ein Papierschifflein schaukeln und dahinfahren ließ. Die Alm, der Bach, war ihnen verboten.

Seht ihr — wurde ihnen gesagt — das Hineinfallen ist schon zum Sterben, denn das Wasser ist über mannstief, und dort geht ein Brückl über den Bach und hat einen gemauerten tiefen Bogen, unter den eines gedrückt und hinabgetränkt werden kann; und gleich nicht weit von der andern Seite des Brückchens ist ein Holzgitter mit Zacken nach unten, wegen dem Auffangen und Aufhalten von allerlei, und wenn eines schon unterm Brückl weggerissen würde vom reißenden Schwall, thät es an dem Rechen, den Zacken hängen bleiben und wäre tot! Gott beschütz' euch, Kinder! — Und dabei schlug manche fromme Seele ein Kreuz.

Und eines Tages kam der Pfeifer-Jusl heim von einer lustigen, lustigen Hochzeit, in der er sich bald selbst vergessen hätte, denn die Brautmutter wollte ihm ihre jüngere Schwester, auch eine Wittib, förmlich aufhalsen, aufdisputieren; denn der Pfeifer-Jusl ist nit blutarm und kann was und hat ein Dirnl zum Erziehen; dazu gehört ein Weib! Und der Kuchen, den sie gebacken, war überaus groß im Tüchlein, der Pfeifer mußte noch lachen in der Erinnerung über den Abschied, wobei sie ihm gesagt: Schad, daß dein Pfeiferl nicht so dick wie ein Faßl, ich thät dirs vollgießen mit Wein! Es war schon gefährlich!

Und als er so seinem Hause zustapft und alles bei sich in Ordnung fühlt, was er wahren soll, Schwegelpfeife, Bündlein und Herz — und ihm das Häuschen so licht mit blinkenden Fensterlein entgegenscheint, der Bach flimmert, blinket im Sonnenlichte — da sieht er von fern eine Unruhe, ein Hin- und Herlaufen von Groß und Klein, ein Drängen und Eilen als ob die Kinder — wahrscheinlich — vom Wasser verscheucht, verjagt worden wären. — Er hebt rascher seine Schritte — und endlich hört er ein Schreien, ein markdurchdringendes Schreien von Groß und Klein — ein Kind ist ins Wasser gefallen!

Es zuckt ihm durchs Herz — er sucht mit den Augen Cencl — er sieht das Kind nicht — er läuft den Bach entlang, um zur Hütte zu hasten — er glaubt aus den Stimmen „Cenci!“ zu vernehmen — die Haare sträuben sich ihm im Laufe, sein Herz schlägt rasend — ein Weib schreit! „Das Kind! Cenci!“ Sie weiset mit den Fingern auf einen dunklen Fleck im Wasser — dieser hebt sich und verschwindet — Jusl wirft sich ins Wasser, er schwimmt nach im Reißenden, er kämpft, er wird unter dem Brücklein von den schweren Wogen durchgerissen, er bleibt selbst an den Zacken des Rechens dort hängen, und im Selbsterhaltungstrieb, im Sinnevergehen und doch Rettungsstreben erfaßt er das Kleidchen des Kindes, das an den Zacken vor ihm hängt — der Kopf ist unter Wasser — er reißt ihn empor!

Mittlerweile kommen Männer zu den Weibern, sie rufen dem Pfeifer im Wasser zu, sich nur fest zu halten, sie werfen ihm eine Stange zu, schieben sie unter seinen Arm, sie werfen eine Leiter über den Bach — sie rutschen, sie treten über diese Brücke und ziehen Vater und Kind aus den Wogen.

Der Vater hält das Kind krampfhaft, er läßt es nicht los, er hält es an seiner Brust, als er schon Boden unter den Füßen hat, das Kind liegt regungslos mit dem Köpfchen an seiner Schulter — man muß ihn vorwärts zur Hütte drängen, stützen, heben — endlich ist er darinnen — seine starren Augen reißen sich nochmals auf — dann stürzt er zusammen — sie nehmen ihm das Kind — sie legen es auf das Bett und machen Wiederbelebungsversuche — der Mann am Boden rührt sich kaum.

Doch auch ihm muß Hilfe gebracht werden. Er, dessen Leben gesichert war, wurde weniger beachtet — das Kind, das arme Kind! Sie stürzten und wendeten es — sie rieben — kalt waren seine Gliedchen!

„Lebt es?“ rief der Vater. „Es lebt!“ wurde ihm geantwortet; aber das Herzchen war nicht hörbar, das Auge starr.

Jusl richtete sich von seinem Bette auf und sah hinüber. „Es ist tot!“ schrie er mit einem Aufschrei, welcher mehr einem Geheul, dem röchelnden Rufe eines Wildes, oder eines Wahnsinnigen glich. Er sprang empor, sein Auge rollte, seine Glieder zuckten, fast war es sicher, man hatte es mit einem vom Schmerze Zerrütteten, Verzweifelten zu thun — man konnte ihn nicht zum Kinde lassen!

Und doch drängte er mit Riesenkraft alle Hindernisse hindurch, rüttelte, schüttelte das

Kind, rief es mit allen Zärtlichkeitsnamen, saugte sich an seinem Munde fest — fiel endlich matt, starr, wie leblos zu Boden.

Man trug ihn in sein Bett und bedeckte ihn warm. Die alte Müllerin sagte, man solle nicht aufhören, das Kind zu reiben, ihm Brust und Rücken zu drücken, an seinem Munde zu saugen und zu blasen. So geschah's.

Das Körperchen zeigte eines Fünkleins Wärme, das Herzchen wurde leise, leise erlauschbar, und immer rastloser arbeitete heilige Menschenpflicht, und immer gesegneter wurde das Thun, und das Herzchen wurde merkbarer und ein Hauch . . . und ein Zucken . . . und ein Regen der Aeuglein . . . und ein Bewegen im Wänglein und Lippe . . . das Kindlein lebte . . . ächzte . . . wimmerte . . . weinte!

Gott sei Dank, das Kind lebte! Der Bader (der Arzt) kam, allerlei Heilsames verordnend.

Er trat ans Bett des Pfeifers. Er sagte ihm freudig „das Kind lebt!“ und lachte ihn an. Der sah starr vor sich und that nicht als ob's ihn anginge. Der Arzt fühlte ihm den Puls . . . der schlich zuweilen kaum merkbar, der flog fiebernd einige Sekunden . . . der Mann war nicht bei Sinnen . . . er wußte nicht, was um ihn vorging.

Jetzt galt es, den Vater heilen. Das Kind war gerettet, und die Keimkräfte, welche im Jungmenschlichen siegen, waren Bürgschaft für dessen vollkommenes Genesen. Die Wänglein röteten sich, das Kind schlürfte das heilsame Gebotene . . . es schlief tief atmend, sich durchwärmend und kräftigend.

Der Vater konnte bald aufstehen, aber die Nachbarn, die ihn sahen und die Hauserin deuteten heimlich nach dem Kopfe und machten seltsame Gebärden dabei, das wollte sagen: er ist nicht bei Trost, der arme Pfeifer-Jusl!

Er kannte sein Kind nicht mehr. Er sagte, das sei nicht das rechte. Die Cenci sei tot und fort. Er lasse sich mit einem andern Kind nicht täuschen. Das Kind umklammerte nach wenigen Tagen seine Kniee, rief „Vater!“ . . . er horchte wie auf einen fernen, fernen Ton, welchen er recht erlauschen müßte . . . er lächelte, er schluchzte . . . dann fiel er wieder zurück in sein dumpfes Brüten.

Und wenn das Kind sein Köpfchen an Vaters Hals, Wange an Wange legte und selbst schluchzte, sagte er: „Ganz wie mein selig Cencerl; aber das ist im Himmel bei seiner Mutter!“

Und so blieb der Pfeifer-Jusl „verstört“, irrsinnig. Er war still, ungefährlich. Er saß nur zuweilen am Bache und starrte regungslos hinein. Er nahm in dämmernden Stunden sein Pfeiflein und blies, blies, nein sang, daß die schwebenden Vöglein horchen mußten und die Menschenherzen schier weinen, vergehen vor Mitleid! Das Schwegelpfeiflein jauchzte zuweilen himmelsselig auf, dann brach Sang und Klang aber plötzlich ab und war alles wieder mäuschenstille.

Die Pfeiferhütte war gemieden, scheu ging man in deren Nähe, das Mitleid griff tief. Cenci wuchs, ging in die Schule, alles ließ der Vater ruhig ergehen, er kannte sein Kind nicht, oder was man Mitgefühl, Verständnis des Augenblickes nennt, war verstorben — er blieb ein nicht erstarrter Leichnam.

Seit jenem Unglückstage ergraute sein Haar rasch, frühzeitig war das Haupt weiß, sein Gesicht fahl. Er schlich um das Haus, er lebte nur recht, wenn die ergreifenden Töne seiner kleinen Flöte für ihn sprachen.

Cenci reifte heran, ward zur Jungfrau. Alles schätzte, achtete, liebte das Mädchen, das sittlich und bescheiden arbeitete für den armen Vater und mit der alten Hauserin ärmlich und redlich wirtschaftete. Um ihr eine rechte Freude zu machen, wählte man sie zu den Jungfrauen, welche am Prangertag (Fronleichnamstag) die Mutter Gottes in Prozession auf der blumenumwundenen Bahre hoch tragen sollten. Die Gevatterin, selbst arm, aber treu, spendete das schöne Miederleibchen und die weißen Schoppenärmel, welche zum Ganzen gehörten, auch den frischen Rock, welchen sie selbst noch aus der „ledigen Zeit“ gewahrt. Und Cenci kleidete sich zum Feste an. Und als sie mit dem grünen Kränzlein geschmückt war, das die Hauserin aus dem Hausgärtchen zusammengelesen, in demselben zierlich für sie gebunden hatte, trat sie vor den Vater hin und lächelte.

Sie knixte schelmisch . . . sie stand vor ihm!

„Cenci!“ schrie er auf, „Cenci!“ schrie er noch einmal erschütternd. „Ganz wie du mit mir zum Altar gegangen bist! Ganz so! Jesus, Maria und Joseph! Bist du gekommen, mich zu holen . . . himmlischer Brautstand . . . ja! ja!“ Er stürzte nieder, umklammerte die Kniee seines Kindes, das bebte, sich ängstlich dem Klammernden zu entziehen suchte — es bedurfte keiner Mühe, seine Hände glitten ab, er fiel mit dem Gesichte zu Boden.

„Geh! geh!“ rief die den Mann besorgende Hauserin der Jungfrau zu, und drängte diese fort zum Prangerfeste. — Sie trug die heilige Jungfrau demütig und unbegreiflicherweise mit thränenden Augen statt stolz und frischfreudig gleich den andern prangenden Jungfrauen.

Und als der Pfarrer die letzten Worte des Hymnus am Altare in der Kirche gesungen hatte, die Glocken zum letztenmale fernhin läuteten, da rief man ihn, auf dem Wege vom Altare zur Sakristei, bereits zu einem Sterbenden, das kleine Speisglöckchen des Meßners läutete am Wege zur Pfeiferhütte, dort hatte Einer nach dem letzten Amen bald ausgerungen — ein blühendes Mädchen mit dem Kranze im Haar küßte zuvor noch seine kalte Hand, und zu dem letzten Blicke hauchte sein Mund: „Cenci! Weib und Kind!“



Vorüber.

Von

Johannes Proelß.

Auf Lenzesglück und Sonnenpracht
Folgt einmal doch die Winternacht,
Und aller Rosen Würzeduft
Erstirbt in rauher Herbsteslust —
Weile, mein Rößlein, weile.

Der Jugend heller Freudenquell,
So reich, so frisch, versandet schnell.
Noch eh' das Alter es zerpflückt
Gar oft der Tod das Leben knickt —
Weile, mein Rößlein, weile.

Noch sind wir jung, mein mutig Roß,
Du meiner Lebensfahrt Genoss',
Wo Freude grüßt, wo Glück uns winkt,
Ein guter Stern verheißend blinkt —
Weile, mein Rößlein, weile.

Doch wenn der Mond uns fahl und bleich
Gemahnt ans dunkle Schattenreich,
Wenn uns umstürmt der Winterwind
Mit Schnee und Eis, laß uns geschwind
Vorüber, mein Rößlein, vorüber.

Wenn uns der Sorge rauhe Hand
Dornig Gestrüpp sät auf das Land,
Sei uns die Hoffnung Führerin,
Wir fahren über die Dornen hin —
Vorüber, mein Rößlein, vorüber.

Noch sind wir jung, mein mutig Roß,
Du meiner Lebensfahrt Genoss',
Der Freude mildem Gastgebot
Laß folgen uns — doch mahnt der Tod
Vorüber, mein Rößlein, vorüber.

Oktober.

Der Sammler.

Inhalt:

Gedenktage im Oktober.

1. 1685 geb. Karl VI., deutsch. Kaiser.
2. 1848 Eröffn. d. Berlin-Dresd. Eisenb.
4. 1472 geb. L. Cranach, deutsch. Maler.
5. 1713 geb. D. Diderot, franz. Encyklop.
6. 1821 geb. J. Lind, schwed. Sängerin.
7. 1571 Schlacht bei Lepanto.
8. 1669 gest. Rembrandt, niederl. Maler.
9. 1806 Pr. Kriegsmanifest geg. Frankr.
10. 1707 Joh. R. Patkul gerädert.
11. 1531 fällt Zwingli b. Kappel.
12. 1795 Schlacht bei Höchst.
13. 1822 gest. Ant. Canova, ital. Bildh.
14. 1831 gest. L. Pons, ital. Astronom.
15. 1854 Beginn d. Belager. Sepastopols.
16. 1813 Beginn der Schl. b. Leipzig.
17. 1837 gest. J. N. Hummel, Musiker.
18. 1813 Napoleon b. Leipzig geschlgn.
19. 1745 gest. J. Swift, engl. Dichter.
20. 1528 gest. Frondsberg, Luthers Besch.
21. 1790 geb. A. Lamartine, frz. Dichter.
22. 1859 gest. Ludwig Spohr, Musiker.
24. 1648 Abschluß d. westphäl. Friedens.
25. 1760 geb. L. Heeren, deut. Histor.
26. 1828 gest. Thaer, Dir. d. Landwschft.
27. 1728 geb. J. Cook, engl. Weltumf.
28. 1492 Columbus landet auf Cuba.
29. 490 v. Chr. Schlacht b. Marathon.
30. 1742 geb. v. Linné, schw. Naturforsch.

F. Thiersch. 81.

Unser Hausgarten.

Von
G. A. Fintelmann.

Der Garten um die Wohnung ist die Stätte, in der die Familie die Annehmlichkeiten des Klimas im vollsten Maße genießen kann, in der sie Bequemlichkeit und angenehme Unterhaltung findet in der schönen Anordnung einer sinnigen Auswahl ansprechender Natur- und Kunstgegenstände. In dieser Erweiterung des Hauses erblühen eine Menge der edelsten Freuden aus dem Erkennen der richtigen Behandlungsweise der Pflanzen, aus dem Beobachten ihres Entwickelns und Gedeihens, Freuden, die auch denen zu Teil werden, die kein Stück Erde ihr Eigen nennen, die aber auf die Pflege der Blumen, die ihre Zimmer, ihre Fenster schmücken, Sorgsamkeit und Liebe verwenden.

Den Freundinnen und Freunden der lieblichen Kinder Floras, und wo wären diese nicht? sollen die folgenden Zeilen einfache Anhaltspunkte geben für die Verrichtungen der hauptsächlichsten Gartenarbeiten, Winke für die Pflege und Anordnung der Pflanzen im Zimmer und draußen, und ihnen Kunde geben von dem Dasein manches schönen, vielleicht vergessenen oder übersehenen Gewächses.

Die Pflanzen sind an die periodisch wiederkehrenden klimatischen Verhältnisse gebunden, und daher sollen auch die Erscheinungen und Vorkommnisse in der Pflanzenwelt besprochen werden, wie sie die einzelnen Monate mit sich bringen.

Oktober.

Alles bewegt sich zur Höh' und alles
Bewältigt der Boden!
Ewig hinauf und hinab schwankt der
Lebendigen Kampf.

Der Sommer ist vorüber, doch schöne und warme Tage sind nicht selten im Oktober; besonders die erste Hälfte desselben ladet noch oft ein, die schwindende Herrlichkeit des Sommers und die neuen Reize des beginnenden Herbstes im Freien zu genießen. Freilich haben zuweilen schon vorzeitige Fröste manche für diese Jahreszeit recht charakteristische Pflanzen ihres Schmuckes entkleidet; und die nach solch einer frostbringenden Nacht klar und heiter mit lieblicher Wärme erscheinende Sonne hatte wohl schon vorher ein trauriges Bild beschienen: die schwarz und weich herabhängenden Blätter und Blumen der zu mächtigen Dimensionen entwickelten Blattpflanzen, der blütenreichen Georginen und der empfindlicheren Gäste unserer Blumenbeete. Schnell aber werden aus den Blattpflanzengruppen diejenigen Wurzelstöcke herausgenommen, welche den Winter nicht ertragen: die Cannas und Caladien, die Georginen, knollenbildenden Begonien, die hohen rotblättrigen Lobelien, Gladiolus und Amaryllis, um sie an einem trockenen, frostfreien Orte aufzubewahren. Doch viele Repräsentanten der scheidenden Flora trotzen jetzt noch den nächtlichen Fröstcn. Monatsrosen fahren fort, Knospen und Blumen zu entwickeln, ebenso manche größere Varietäten, wie die schöne La France, Gloire de Dijon, Souvenir de la Malmaison, Général Jacqueminot, Aimé Vibert, Victor Verdier und Madame Alfred de Rougemont, mancher anderen nicht zu gedenken. Unter den perennierenden Astern, die jetzt noch blühen, gibt es ganz reizende Arten, die wohl verdienten, angepflanzt zu werden. Sie lieben guten Boden, sind aber mit jedem zufrieden und liefern willkommenes Material zu Boukettts in ihren zierlichen Zweigen, wie in ihren Blumen. Die alten, weniger schönen Arten findet man in vielen Landgärten; die besseren sind weniger bekannt. Man wähle Arten wie Aster longifolius ramosus, A. Amellus bessarabicus, A. laevis, A. turbinellus, A. versicolor zur Anpflanzung. Sie bauen sich gut und bringen hübsche rote, blaue oder weiße Blumen. Zu



Fig. 1. Beta brasiliensis und Beta chilensis.

Blumendekorationen in der Nähe des Hauses eignen sich die frühblühenden Herbst-Chrysanthemum, die vorher in Töpfen oder im freien Lande gezogen waren, von wo aus sie leicht mit Ballen verpflanzt werden. Zu demselben Zweck können auch jetzt die buntblättrigen und mit farbigen Blattrippen versehenen Zier-Kohlarten dienen, welche im Mai ausgesäet waren. Beta brasiliensis und B. chilensis, von denen in Fig. 1 ein größerer Strauß zusammengestellt ist.

Der Garten wird noch so sauber wie möglich gehalten, die abgeräumten Blumenbeete geebnet, die Rasenflächen gemäht, um den Aufenthalt im Garten angenehm zu machen. Befriedigt doch die Herbstlandschaft wegen ihrer Mischung kalter und warmer Töne den malerischen Sinn anhaltender als die Frühlingsszene, und die herbstlich gefärbten Blätter gewähren noch bis spät ins Jahr hinein einen gar herrlichen Anblick. Freilich liegt es nicht in unserer Gewalt, diese reichen Farbentöne hervorzubringen. Ein heißer Sommer und warme Regen im August verleihen den amerikanischen Eichen, dem tartarischen Ahorn, den Schneebällen, dem wilden Wein das schöne Kolorit und vielen Sträuchern die intensiv roten, weißen oder schwarzen Früchte. Und dieser Schmuck bleibt, wenn auch gegen Ende des Monats das Thermometer oft bis unter den Gefrierpunkt sinkt. Alle empfindlicheren Topfgewächse sind aber dann schon in ihren Winterraum gebracht; Fuchsien, Pelargonien, Oleander stehen in einem kalten Zimmer vereinigt oder haben im lichten Keller Aufstellung gefunden.



Fig. 2. Hyazinthe auf einem Wasserglas getrieben.

Sollen Hyazinthen auf Wassergläsern getrieben werden (Fig. 2), ein Verfahren, welches sich ganz besonders für elegante Wohnräume eignet und so vielerlei des Interessanten bietet, so setzt man sie jetzt auf Gläser. Die Wurzelscheibe muß hart über dem reinen Wasser des Gefäßes stehen. Dasselbe wird zuerst dunkel und verhältnismäßig kühl gestellt, um eine kräftige Entwickelung der Wurzeln zu veranlassen. Man darf aber nicht versäumen, von Zeit zu Zeit das aufgezehrte und verdunstete Wasser durch frisches von derselben Temperatur zu ergänzen, oder es ganz zu erneuern, so oft es sehr trübe geworden ist. An Licht, Luft und Wärme werden sie später gebracht, sobald Knospe und Blattspitzen sich zeigen, unter Berücksichtigung des Zeitpunktes, zu dem sie blühen sollen. Die einfachen Sorten sind für die Hyazinthengläser, wie überhaupt zum Treiben, den gefüllten weit vorzuziehen. Um ihnen später einen sichern Halt zu geben, befestigt man an den Gläsern aufrechtstehende, oben zu einem Ring zusammengebogene Drähte.



Fig. 3. Konservierung von Trauben.

Die eingegrabenen Treibzwiebeln werden mit Laub oder Streu gedeckt. Sollen Rosen im Garten gepflanzt werden, so ist es jetzt Zeit, den Boden vorzubereiten und die Stämmchen und wurzelechten Pflanzen auszusuchen oder zu bestellen, damit sie Anfang November, in der zum Verpflanzen geeignetsten Zeit, bereit sind.

Im Oktober beginnt die Weinlese, und spätere Obstarten und Samen kommen zur Reife. Trauben mit versiegeltem Stiel und reihenweis an einer Schnur im trockenen Bodenzimmer aufgehängt, halten sich oft bis Weihnachten. Besonders schöne Exemplare kann man, wie Fig. 3 u. 4 zeigen, mit einem Stück Rebe abschneiden und in mit Wasser und etwas pulverisirter Holzkohle gefüllte Gläser stecken.

Aepfel und Birnen, die als Tafelobst erhalten werden sollen, müssen sorgfältig abgepflückt und im Keller auf Bretter-Stellagen mit Strohunterlage einzeln, den Stiel nach oben, verwahrt werden. Den Keller hält man geschlossen, nachdem durch reichliches Luftgeben in der ersten Zeit das Trocknen der Früchte bewirkt worden ist. Nur müssen wiederholentlich alle die Früchte entfernt werden, die beginnen schlecht oder fehlerhaft zu werden.



Fig. 4. Konservierung von Trauben.

Ende dieses Monats ist die Zeit, in der man beginnen muß, den unbedingt gefährlichsten Feind der Obstbäume, den Frostschmetterling — Geometra brumata — zu vernichten. Veranlassen laue Abende in dieser Zeit, ja bis Anfang Dezember hin, zu einem Spaziergang durch Garten und Parkanlagen, so sieht man schmutzig braungraue Schmetterlinge oft in bedeutender Menge umherfliegen und sich an den Stämmen der Bäume zusammendrängen. Es sind dies die Männchen des gefürchteten Feindes. Die Weibchen können nicht

fliegen, sondern kriechen auf den Stamm des Baumes herauf, um an die Blattknospen und Blattnarben ihre 250–400 Eier vereinzelt zu 2–3 Stück zu legen, aus denen Anfang Mai die Raupen herauskriechen und, unmerkbar klein, ihr Vernichtungswerk beginnen. Um sich vor ihnen zu schützen, versperrt man ihnen den Weg zu den Aesten der Bäume, indem man einen 20 cm breiten Papierstreifen um den Stamm befestigt und diesen mit einem der in neuerer Zeit mannigfach zusammengesetzten Klebstoffe bestreicht, die verhältnismäßig billig sind und vor dem früher gebräuchlichen Theer den Vorzug der viel längeren Fangfähigkeit haben. Der Klebstoff wird von Zeit zu Zeit erneuert.

Das Gemüse wird aus dem Garten herausgenommen, geputzt und in den Keller gebracht, die Kohlpflanzen werden in Ueberwinterungsbeete zusammengepflanzt, damit sie bei eintretendem Frost leicht mit Laub gedeckt werden können.



A. Ob…

Trachten der Zeit.

Modearabeske

von

Frau Veronika (J. v. Sydow).

Drunten dort im Thoal
Rauscht da Wasserfall,
. . . la . . . la.
Hörst dam Plätschern zua,
Droben johlt der Bua,
. . . la . . . la.

— — ich summe es noch in diesem Augenblick nach, und tausend stahlblaue kleine Fliegen ziehen schimmernde Kreise durch die Luft, wie im Takt.

Zwischen welchen Bergen der Bua wohl steckte, als sein Schnadahüpfl unsrer fröhlichen Gesellschaft den Gruß der Alm herüberrief? O Sommerluft! Wäre ich eine wirkliche oder wenigstens eine verwunschene Prinzessin, ich spänne mich hier ein zwischen diese himmelhohen Berge; ist mir's doch, als könne ich gar nimmer wieder von ihnen Abschied nehmen. Jede Kunde von der rauschenden, lauten Welt



inder.





bringt nur wie ferne, ferne Musik zu mir, und als ich heute meine „renseignements sur la mode" erhielt, und mich wieder einmal mit Paris und der Pariserin, mit Berlin und der Berlinerin, mit Wien und der Wienerin beschäftigte, kam mir das so fremd vor, als sei Frau Veronika seit langer, langer Zeit vergessen und verschollen.

Und doch klettert sie, so kurze Wochen erst, wanderfreudig auf der Alp umher, und man steckt daheim im Salon bereits die Gardinen zu ihrer Rückkehr auf. O Sommerlust!

Aber meine renseignements sur la mode! Darf ich mich ins Grün lagern — es ist ein Gemisch von Farn und Ginster, und von drüben kommt ein Duft von jungem Heu — während ich mit Ihnen davon plaudre? Ich fühle mich nämlich versucht, Sie an eine Anekdote zu erinnern, die mir just einfällt.

Der Fürst Felix Lichnowsky, unvergeßlich durch den Nimbus von Frauenliebe, Abenteurertum und Märtyrerende, der für alle Zeit mit seinem Namen verknüpft bleibt, plauderte, so erzählte sich die Gesellschaft im Salon der schönen Herzogin von Sagan einmal, in seiner graziösen Weise über alle jene kleinen, undefinierbaren Eigenschaften der Frau von Welt und jene feinen, gesellschaftlichen Defekte, durch welche sich die deutsche Frau von der Pariserin unterscheidet. Lächelnd über die verschiedenen Nüancen dieses Salonheroen rief ihm einer der anwesenden Herren mit leichtem Spotte zu: „Nun noch Eins, lieber Fürst; wie schält eine Pariserin ihren Apfel?"

„Sie ißt überhaupt keinen Apfel," war die ruhige Antwort.

Und es ist in der That etwas ganz Eigenes um die Frauen von Paris. Von der Mode sind sie nun schon gar nicht zu trennen, und es muß ihnen zugestanden werden, daß der Geschmack und die Kapricen der Pariserin ihr gutes Teil zu der Suprematie beigetragen haben, welche jene Stadt unbestritten über die ganze Welt ausübt.

In Paris lebt die eine Hälfte der Frauen von der Mode, die andere Hälfte für die Mode.

Die erstere bringt allen Frauen der Erde die Erzeugnisse ihrer Industrie auf, die andere kommt diesem Despotismus zu Hilfe, indem sie ihn befestigt und heiligt, und einfach und ernsthaft die sonst keinen verständlichen Sinn bietenden Worte wiederholt: das ist heut Mode.

So einander unterstützend, haben die Frauen von Paris den Traum verwirklicht, den so viele Eroberer vergeblich erstrebten, sie haben sich das Universum unterworfen und regieren es nach den Eingebungen der wunderlichen Laune. In ihren Händen liegt mehr als das Leben, liegt die Schönheit aller Frauen der Erde.

Ohne ihr Dekret wagt man nicht schön zu sein, und man unterwirft sich stets, wenn sie entscheiden, darum wird auch die Mode immer nur französisch, nie deutsch, englisch oder russisch sein.

Wenn wir nach dem Ursprunge dieser Tyrannei fragen, werden wir sehr verschiedene Antworten hören können.

Der Erbe Chauvins, welcher in seinen Mußestunden noch immer das eine oder das andere der Couplets vor sich hinsummt, deren klangvolle Reime Eugen Scribes Ruhm ausmachen, wird das Problem auf seine Weise lösen und behaupten, daß die Franzosen von Ewigkeit prädestiniert waren, das Universum zu unterjochen, und daß die süße, kleine, elegante Französin, deren weiße Hand allmonatlich jene renseignements sur la mode auf duftendem Briefblatt an Frau Veronika sendet, nur der Aufgabe nachkommt, welche ihr von der Vorsehung beschieden wurde.

Der Industrielle wird entgegnen, daß es das Uebergewicht der französischen Industrie ist, welche der französischen Mode überall den Sieg verschafft.

Aber das ist es nicht; wir wissen es. Die Mode ist französisch und keine Gewalt der Erde wird je vermögen, sie aus den Händen der Pariserin zu nehmen, weil nur diese jene ganz besondere Organisation besitzt, welche einer Missionärin der Mode notwendig ist. Ihre Natur, so kompliziert, so voll seltsamer Widersprüche, daß sie jeder Berechnung spottet, so phantastisch und voller Grazie und zugleich so reich, um dem Beobachter unerschöpflichen Stoff zu bieten, eignet sich mehr als jede andere die Mode zu schaffen und in beständiger Vibration zu erhalten.

Aber sie hat auch noch ein anderes Talent; nur wir Frauen können beurteilen, wie wichtig es ist. Sie versteht zu beobachten und wählt unter den unzähligen an ihr vorübergehenden Formen gewiß diejenige, welche sich am besten dazu eignet, etwaige Unvollkommenheiten zu verbergen, ihre Schönheit in das möglichst effektvolle Licht zu stellen.

Wenn wir deutschen Frauen schön sind, begnügen wir uns, wenigstens in den meisten Fällen damit, es zu sein; die Pariserin will aber unter allen Umständen schön scheinen, und entwickelt, um diesen Zweck zu erreichen ein Genie, wie es an Beweglichkeit nie wieder übertroffen werden kann, und das nebenbei den Beweis der ungeheuren Suprematie erbringt, welche die Kunst über die Natur besitzt.

Und meisterlich geradezu versteht sie es, sich gleichsam im Fluge jene summarische und verschiedenartige Belehrung anzueignen, die ein Gang durch Paris gewährt, wenn man vor den Spiegelfenstern der Magazine plaudernd stehen bleibt, an welchen die illustrierten Journale ausgelegt sind, oder die neuesten Toiletten-Kapricen auf den Boulevards an sich vorüber ziehen läßt.

Das hat in diesem Maße keine andere Frau der Welt — und keine andere wird das Zepter der Mode ihr nur vorübergehend aus der Hand nehmen können.

Und rastlos und unermüdlich erfindet und modifiziert ihr Geist im Sinne der Mode. Während Frau Veronika in süßem Nichtsthun hier unter den Ginstern liegt, und den sommerlichen Urlaub verträumt, hat die Pariserin die Mode für die winterliche Gesellschaftszeit fixiert, und . . . ich habe nur einen einzigen Blick in meine renseignements gethan, ich weiß vielleicht bereits, was für einen Hut wir beide tragen werden.

Doch nein — mitten im Sommer denken wir noch nicht an die Tage des Winters. Modenberichte schreibe ich Ihnen erst, wenn bei Ihnen die dichten Vorhänge der Spiegelfenster verschwunden sind, und der Gärtner den Blumenwald wiederbringt, zwischen dem ich zuweilen Ihren blonden Kopf sehen kann, ach! wenn auch ich selbst erst dem Sommer und den Bergen Ade gesagt und daheim wieder am Schreibtisch sitze.

Inzwischen jodelts noch

> Drunten dort im Thoal
> Rauscht da Wasserfall,
> . . . la . . . la.
> Hörst dam Plätschern zua,
> Droben johlt der Bua.
> . . . la . . . la.

O Sommerluft!

Küche und Haus.

Oktober.

Jahreszeit des Eßbaren.

Rinder, Kälber und Schweine sind jetzt sehr fett. Wildbret wie im September, wozu noch Dachse und vom halben Oktober ab Ricken kommen. Das beste Kennzeichen für das Alter eines Hasen sind die Ohren. Lassen sich diese mit zwei Fingern zerreißen, so ist der Hase jung: leisten sie Widerstand, so verzichte man lieber auf den Braten. Die Pockenkrankheit dieser Tiere ist leicht an Leber, Lunge und dem abgebalgten Körper zu erkennen, in welchem Falle der Genuß sich verbietet. Die Rhein-, Elb- und Weserlachszeit, wie die der Forellen ist vorüber, dagegen ist der Donaulachs (Huchen) zu empfehlen, ebenso Karpfen, Schleie, Bärse, Hechte, Zander, Maränen und Aeschen. Es gibt noch Gurken und Bohnen, späte Erbsen und Blumenkohl. Zu den eingemachten Gemüsen und Früchten des vorigen Monats treten jetzt Quitten, Hagebutten und Aepfel.

Kochvorschriften.

Königin Viktoria-Suppe.

Man weidet drei[1]) fette Hühner aus, denen man die Haut abgezogen hat, wäscht sie sorgsam mit warmem Wasser und legt sie in eine mit kräftiger Fleischbrühe gefüllte Schmorpfanne. Hierauf thut man eine Handvoll Petersilie dazu und dämpft alles eine Stunde lang. Dann nimmt man das Geflügel aus der Brühe und läßt dieselbe von gut ausgebackener Franzbrotkrume aufsaugen. Die Hühner werden nun klein zerhackt, alle häutigen und beinigen Teile entfernt, dann das Fleisch in einem Mörser zerstoßen und die gesättigte Krume sowie die Dotter von drei hartgesottenen Eiern hinzugefügt. Nachdem das Ganze durch ein grobes Sieb getrieben worden, füllt man es in ein Gefäß mit aufgesottener Sahne, wärmt das Gericht nochmals am Feuer und servirt es. Königin Viktoria.

Rotkohl.

Zum Hasenbraten paßt bekanntlich als Gemüse Sauer- oder Rotkohl, als Kompott Johannisbeergelée am besten. Wir sind im stande, ein treffliches, von der 1722 verstorbenen Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans (geb. Prinzessin von der Pfalz) herrührendes Rezept zu geben:

Der Kopf wird zerschnitten, der Strunk herausgenommen, dann blanchirt und gehackt. Man rechnet auf jeden mittleren Kohlkopf zwei Viertel eines Renette-Apfels, eine Gewürznelke, eine Zwiebel und zwei Glas Rotwein. Mit diesen Ingredienzen dämpft man das Gemüse in der nötigen Bouillon gar.

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß jede Kohlart aufgewärmt am schmackhaftesten und zuträglichsten ist.

Blumenkohl mit Krebsen.

Wenn man das Gemüse gesäubert und gar gekocht hat, so bricht man einer Anzahl gesottener Krebse die Panzer aus und legt die ansehnlichsten davon zum Garnieren zurück. Die übrigen Schalen stößt man, nachdem das Fleisch der Schwänze ausgenommen ist, im Mörser fein, röstet sie in Butter, bis sie zu schäumen anfängt und gießt von dem Wasser zu, worin der Blumenkohl gekocht wurde. Nachdem das Ganze einige Minuten zusammen durchgekocht hat, wird es durch ein Haarsieb gegossen und zum Auffüllen einer Eiersauce gebraucht, welche über den Blumenkohl angerichtet wird. Zuletzt füllt man die Krebspanzer mit Semmelkloßteig, kocht sie in Fleischbrühe oder Salzwasser gar und garniert damit und mit dem Fleische der Krebsschwänze das Gericht.

Speisezettel für Oktober.[2])

1) Suppe mit Reis und Parmesankäse. Karpfen, blau gekocht mit Butter und Kartoffeln. Grünkohl mit Kastanien und Brisolettes. Hasenbraten mit Salat und Pflaumen.

2) Suppe mit Markklöschen. Rindfleisch mit Kapernsauce. Kartoffel und Selleriesalat. Blumenkohl mit Kalbsschnitzeln. Apfeltörtchen.

3) Suppe mit Pilzen. Rinderzunge mit Kräutersauce und Kartoffeln. Rosenkohl mit Spickgans. Wildschweinsbraten mit Salat und Preißelbeeren.

4) Suppe von Rinderschwänzen. Blätterpastetchen mit Fischragout. Hammelkeule mit Kartoffeln, Salat und Kirschen. Zitronen-Pudding.

5) Suppe mit Kräutern und Eiergelee. Polnisches Sraszy mit gebratenen Kartoffeln und Mixed Pickles. Große Bohnen mit Schinken. Junge Gans mit Salat und Apfelkompott.

6) Suppe mit Fleischklöschen. Gespickter Hecht mit Rotweinsauce und Kartoffeln. Rinderbraten mit Makkaroni und Krautsalat. Schlagsahne mit Pumpernickel.

7) Legierte Graupensuppe. Glacierter Hammelrücken mit gebackenen Kartoffelnudeln. Gebratene Tauben mit Prünellen und Salat. Schokoladen-Auflauf.

8) Blumenkohlsuppe. Omelette mit Kalbsnieren. Rotkohl mit Saucischen. Rehbraten mit Salat und Reineclauden.

9) Suppe mit Schinkenklöschen. Mayonnaise von Fisch. Gebratenes Kaninchen mit Kartoffeln, Salat und Johannisbeeren. Beignets von Aepfeln.

10) Mock Turtle Suppe. Schneidebohnen mit Hammelkoteletten. Gebratene Ente mit gerösteten Kartoffeln. Salat und Maulbeeren. Wiener Rahmstrudel.

11) Suppe mit Nudeln. Klops mit Sardellensauce und Kartoffeln. Aal in Gelee. Feldhühner mit Salat und Birnenkompott.

12) Erbsensuppe mit Schweinsohren. Gebackene Muränen. Schwarzwurzeln mit Brisolettes. Sauerbraten mit Salat und Pflaumen.

13) Suppe mit Einlauf. Huhn mit Reis. Kalbsfrikandeau mit Salat und Melonenkompott. Weingelee.

14) Grünekernsuppe. Russischer Salat. Weißkohl mit gebratener Leber. Rinderfilet mit gerösteten Kartoffeln. Salat und Apfelkompott.

15) Soupe Julienne. Sauerkraut mit Hecht. Hirschziemer mit Salat und Kompott. Omelette mit Weinschaumsauce.

16) Suppe mit Eiergerste. Geschmorte Fleischrouladen mit Kartoffelpüree. Blumenkohl mit Zunge. Hasenbraten mit Salat und Apfelsinenkompott.

17) Fischsuppe. Schweinskoteletten mit Schotenpüree. Gebratene Hühner mit Salat und gerösteten Kartoffeln. Rosenkohl mit Würstchen. Hammelbraten mit Salat und Preißelbeeren

19) Suppe mit gebackenen Schneebällen. Hasenpfeffer, Klöße, Birnen und magerer Speck. Beefsteaks, geröstete Kartoffeln. Salat und Kirschenkompott.

20) Suppe mit Polenta. Warme Häringspastete mit Kartoffeln. Kalbsnierenbraten mit Salat und Birnenkompott. Arme Ritter mit Hagebuttensauce.

21) Suppe mit Wurzelpüree. Rinderschwänze mit pikanter Sauce und Kartoffeln. Gebackner Blumenkohl mit Spickgans. Gänsebraten mit Salat und Prünellen.

---

[1]) Es können auch weniger sein.

[2]) Durch Hinweglassen einer Fleischspeise, der süßen Schüssel oder beider Gerichte kann man Küchenzettel nach Belieben einrichten.

Der Dichter des „Andor“.

Der Militärstand hat der deutschen Litteratur bereits eine ganz stattliche Anzahl vortrefflicher Kräfte abgegeben, zu denen auch der Dichter des „Andor“, Robert Byr, oder wie sein eigentlicher Name ist Robert Bayer, gehört. Die deutsche Litteratur muß der Militaria für diese „Abtretung“ von Herzen dankbar sein, denn sie zählt Byr zu den Begabtesten auf dem Gebiete des Romans, den er in eigenartiger Weise bearbeitet. Die herkömmliche Schreibseligkeit macht sich nicht in Byrs Werken breit, die viel mehr in die Tiefe als in die Breite gehen, reich an Gedanken und unmittelbarem, der Jetztzeit entlehntem Leben sind. Unser Dichter verliert sich dabei weder in den Wolken einer weltvergessenden Idealität, noch haftet er im Schmutze nüchterner Wirklichkeit, sondern beobachtet mit klarem Auge, frischem Geist und einem Herzen, das auf dem richtigen Flecke sitzt, die Welt der Erscheinungen um sich; schildert und beurteilt sie und kämpft in seinen Schriften für hohe Ziele, in einer Form, die künstlerischer Vollendung zustrebt.

Sein jüngster Roman „Andor“ kann in dieser Beziehung als ein Muster des sozial-philosophischen Romans gelten, wie ihn Byr anbaut, auch er geht mitten aus dem Leben der Gegenwart hervor; auch in ihm spiegeln sich die Stimmungen, die unsere Zeit charakterisieren, fesseln die kunstvollen Verschlingungen der Handlung, die plastisch greifbare Charakteristik und die mit überraschender Wahrheit gezeichneten landschaftlichen Schilderungen. Gerade angesichts dieses Romans begreift man das beredte Lob, welches Hermann Ethé einst unserem werten Mitarbeiter spendete, indem er ihn einen „österreichischen“ Spielhagen nannte.

Byr hat seine litterarische Laufbahn schon vor einer geraumen Reihe von Jahren begonnen, wie ein Rückblick auf sein Leben ergibt. Geboren am 15. April 1835 zu Bregenz als der Sohn eines Arztes, kam er als Kind nach Oedenburg, wo er den ersten Unterricht empfing, und 1845 in die Militär-Akademie der Wiener Neustadt. 1852 wurde er Leutnant beim Husaren-Regiment Radetzki in Mailand, sieben Jahre später Rittmeister und quittierte 1862 den Dienst, um in beschaulicher Ruhe in Bregenz zu leben und sich ganz der litterarischen Thätigkeit zu widmen. Schon als Leutnant hatte er als Held der Feder im Jahre 1858 mit zwei Novellen „Der Raritätensammler“ und „Tschau!“ in dem zu Prag erscheinenden Journal „Erinnerungen“ debütiert; 1860 ließ er die „Kantonierungsbilder“, diesen den vierbändigen gegen militärische Uebelstände gerichteten Roman „Oesterreichische Garnisonen“ (1863) folgen, dem sich zunächst ein Bändchen Skizzen und Novellen, ebenfalls aus dem Soldatenleben, „Auf der Station“ betitelt, und ein biographisches Gedenkbuch „Anno Neun und Dreizehn“ 1865 anschlossen. Das Talent Byrs entwickelte sich jetzt mit großer Schnelligkeit und zeitigte verschiedene sozial-politische Romane, von denen neben „Ein deutsches Grafenhaus“ (1866), „Auf abschüssiger Bahn“ (1872), „Larven“ (1876) namentlich „Der Kampf ums Dasein“ (1869) hervorzuheben ist. Außer diesen Werken ließ Byr noch eine Reihe auf anderen Gebieten spielende Romane und Novellen erscheinen, die ebenso warme Empfindung als volle Kenntnis des menschlischen Herzens verraten. „Sphinx“, „Nomaden“ (1871) und „Nachruhm“ verdienen von diesen besondere Anerkennung. Die übrigen selbständigen Werke Byrs sind die Romane: „Mit eherner Stirn“ (1864, 4 Bde.), „Zwischen zwei Nationen“ (1870), „Trümmer“ (1871) und „Gita“ (1877) und die Novellensammlungen „Wrack“ (1873) und „Quatuor“ (1875). Zwischen den größeren Arbeiten fehlte es auch nicht an kleineren und selbst die Bühne suchte sich Byr durch zwei Dramen „Lady Gloster“ und „Der wunde Fleck“ zu erobern, die am Wiener Burgtheater mit Erfolg in Szene gingen.

Den jüngsten Romanen Byrs „Sesam“ und „Am Wendepunkt des Lebens“, folgt nun der von uns zuerst gebrachte „Andor“, der seinem Schöpfer zu den alten viele neue Freunde erwerben wird.

Fünfzig Jahre Theaterdirektor.

Es gibt nächst Laube in Deutschland keinen Schauspieldirektor, der so viele schauspielerische Talente entdeckt und zur Geltung gebracht hätte, wie Charles Maurice, der am 1. Oktober d. J. sein 50jähriges Jubiläum als Theaterdirektor feiert. Die Stätte seines langjährigen Wirkens, das Hamburger Thaliatheater, das sich des Rufes erfreut,



Das Hamburger Thaliatheater.

im Deutschen Reich in der vollendetsten Weise das Konversationsstück und feinere Lustspiel zu pflegen, ist zum Ausgangspunkt zahlreicher hervorragender Schauspieler und Schauspielerinnen geworden, die von hier aus ihren Weg in die Theaterwelt machten und den Ruhm einernteten, zu den bedeutendsten ihres Standes zu zählen. Am Hamburger Thaliatheater, unter der anregenden Leitung von Maurice, bildeten sich Talente wie Bogumil Dawison, Helene Hartmann-Schneeberger, Antonie Janisch, Julie Würzburg-Gabillon, Marie Boßler, Clara Heese, Marie Seebach, Lina Fuhr, die unvergessene Friederike Goßmann u. v. a. Der

Zum Kopf-Zerbrechen.

Schach-Aufgabe Nr. 1

von

Herrn Dr. Max Lange in Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Weiß ist in dieser Stellung, welche sich aus dem bekannten Spielanfange 1 e2-e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sg8—f6; 3. Sf3—e5:d7—d6; 4. Se5—f3, Sf6—e4:5. d2—d4, d6—d5; 6. Lf1—d3, Lf8—e7; 7. Rochirt, Sb8—c6; 8 c2—c4, Lc8—e6; 9. Dd1—b3, d5—c4: 10. Db3—b7:Le6—d5 ergibt, nun am Zuge, und es fragt sich, welche Partei besser stehe, insbesondere aber, welche Partei im Falle des nächsten Zuges 11. Ld3—c4: Se4—d6 den Sieg zu erreichen vermag.

Schachpartie Nr. 1.

Unter den zahlreichen hoch interessanten Schachpartieen, welche der größte Schachspieler der Neuzeit, der Amerikaner Paul Morphy, gespielt hat, gibt es bekanntlich nur wenige aufgezeichnete Proben, welche noch nicht durch den Druck zur allgemeinen Kenntnis gelangt sind. Wir befinden uns durch gütige Vermittelung des Schachmeisters Dr. Lange in der Lage, hier unseren schachfreundlichen Lesern eine jener wenigen Spielproben mitzuteilen, welche im Jahre 1878 zwischen dem Amerikaner und einem englischen Meister ersten Ranges vorgekommen ist.

Spanische Partie.

Mr. Barnes. Weiß.	P. Morphy. Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—b5	a7—a6
4. Lb5—a4	Sg8—f6
5. Sb1—c3	Lf8—b4
6. Sc3—d5	b7-b5
7. La4—b3	d7—d6
8. Rochirt	Lc8—g4
9. c2—c3	Lb4—a5
10. d2—d4	e5—d4:
11. Sd5—f6 $\ddot{+}$	Dd8—f6:
12. Lb3—d5	Sc6—e5

Ein meisterhafter Zug von Schwarz, welcher dadurch zum entscheidenden Gegenangriff gelangt.

13. Ld5—a8:	Se5—f3 $\ddot{+}$
14. g2—f3:	Lg4—f3:
15. Dd1—d2	d4—c3:
16. Dd2—g5	c3—b2:
17. La8—c6 +	Ke8—e7
18. Dg5—f6 $\ddot{+}$	g7—f6:
19. Lc1—f4	Th8—g8 +

Nehme der Läufer den Bauer b2, so würde durch Th8—g8 unmittelbar das Matt folgen.

20. Lf4—g3	b2—a1:D
21. Tf1—a1:	f6—f5
22. a2—a4	La5—b6
23. a4—b5:	f5—f4

Weiß sollte hier besser Kg1—f1 ziehen.

24. b5—a6:	f4—g3:
25. h2—g3:	Tg8—g3 $\ddot{+}$
26. Kg1—h2	Tg3—g6

Auch hier möchte für Weiß der Zug Kg1—f1 empfehlenswerter sein; der amerikanische Meister benützt den Fehler seines Gegners mit der ihm eigenen Energie zu einer schnellen und entscheidenden Schlußwendung

27. Ta1—f1	Lb6-d4

Versucht hier Weiß 27. a6-a7, so würde Lb6—f2: ꝛc. ebenfalls alsbald entscheiden.

28. Kh2—h3	Ld4—e5
29. Kh3—h4	Le5—f4
30. a6—a7	Tg6—h6 + u. matt.

Schachbriefwechsel.

Herrn P. K. in S. — Ueber Geschichte und Litteratur des Schachspiels handeln die Werke von H. F. Maßmann (erschienen 1839), von Anton Schmid (erschienen 1847) und neuerdings das von A. v. d. Linde in zwei Bänden (erschienen 1874).

Buchstabenrätsel.

Es heilt die schwache Brust, des Menschen kranke Kehle,
Füg' noch ein „t" ihm ein, siehst du in ihm die Seele
Des Plans, durch den der Feind so glorreich ward bezwungen
Und was so lang entbehrt, die Einigkeit errungen.

Rebus.



Silbenrätsel.

Aus folgenden 27 Silben sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine politische Sekte und die Brutstätte derselben bezeichnen:

bis, cap, du, e, fran, gelb, ger, ho, i, i, ju, lan, nau, ne, nord, pon, re, rel, ri, saf, schau, strie, tor, trup, zon, zig, zont.

1) Ein Vorgebirge in Skandinavien; 2) eine Kulturbeförderin; 3) ein dem Auge gezogener Kreis; 4) ein weiblicher Vorname; 5) eine Soldatengattung; 6) ein ehemals heilig gehaltenes Tier; 7) eine Farbe; 8) ein militärisches Schauspiel; 9) eine böhmische Stadt; 10) eine Stadt in Lothringen.

Homonym.

Von H. Littauer.

Wenn du mich streichst, so bist du's schon.
Die Lösung gibt den richt'gen Ton.

Rösselsprung.

komm-	ne	grünt	be	faßt	ti-	Früh-	zend
und	trü-	men!	sog-	ling	Schluch-	jung-	gall
Tö-	will-	fee-	es	Nach	er	lang-	lich
lig	spreißt	ne	sei	ge-	früh-	auch	Jung-
Und	teft	Wal-	ne-	lau-	ter:	luft-	schon
be	Son-	Dein	Wie	men;	Dich	ter	un-
flö-	dem	Doch	ist	lacht	be.	hör'	be-
die	Lied	Du	In	ich	kom-	her-	Lie-

Der Dichter des „Ander".

Der Militärstand hat der deutschen Litteratur bereits eine ganz stattliche Anzahl vortrefflicher Kräfte abgegeben, zu denen auch der Dichter des „Andor", Robert Byr, oder wie sein eigentlicher Name ist Robert Bayer, gehört. Die deutsche Litteratur muß der Militaria für diese „Abtretung" von Herzen dankbar sein, denn sie zählt Byr zu den Begabtesten auf dem Gebiete des Romans, den er in eigenartiger Weise bearbeitet. Die herkömmliche Schreibseligkeit macht sich nicht in Byrs Werken breit, die viel mehr in die Tiefe als in die Breite gehen, reich an Gedanken und unmittelbarem, der Jetztzeit entlehntem Leben sind. Unser Dichter verliert sich dabei weder in den Wolken einer weltvergessenden Idealität, noch haftet er im Schmutze nüchterner Wirklichkeit, sondern beobachtet mit klarem Auge, frischem Geist und einem Herzen, das auf dem richtigen Flecke sitzt, die Welt der Erscheinungen um sich; schildert und beurteilt sie und kämpft in seinen Schriften für hohe Ziele, in einer Form, die künstlerischer Vollendung zustrebt.

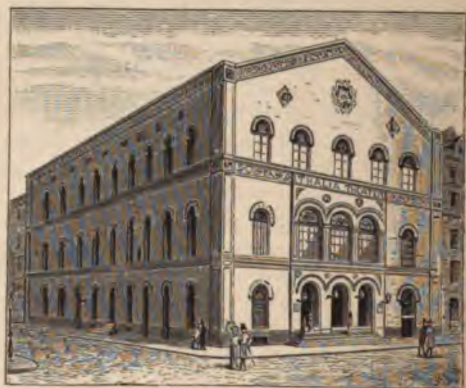
Sein jüngster Roman „Andor" kann in dieser Beziehung als ein Muster des sozial-philosophischen Romans gelten, wie ihn Byr anbaut, auch er geht mitten aus dem Leben der Gegenwart hervor; auch in ihm spiegeln sich die Stimmungen, die unsere Zeit charakterisieren, fesseln die kunstvollen Verschlingungen der Handlung, die plastisch greifbare Charakteristik und die mit überraschender Wahrheit gezeichneten landschaftlichen Schilderungen. Gerade angesichts dieses Romans begreift man das beredte Lob, welches Hermann Ethé einst unserem werten Mitarbeiter spendete, indem er ihn einen „österreichischen" Spielhagen nannte.

Byr hat seine litterarische Laufbahn schon vor einer geraumen Reihe von Jahren begonnen, wie ein Rückblick auf sein Leben ergibt. Geboren am 15. April 1835 zu Bregenz als der Sohn eines Arztes, kam er als Kind nach Oedenburg, wo er den ersten Unterricht empfing, und 1845 in die Militär-Akademie der Wiener Neustadt. 1852 wurde er Leutnant beim Husaren-Regiment Radetzki in Mailand, sieben Jahre später Rittmeister und quittierte 1862 den Dienst, um in beschaulicher Ruhe in Bregenz zu leben und sich ganz der litterarischen Thätigkeit zu widmen. Schon als Leutnant hatte er als Held der Feder im Jahre 1858 mit zwei Novellen „Der Raritätensammler" und „Tschau!" in dem zu Prag erscheinenden Journal „Erinnerungen" debütiert; 1860 ließ er die „Kantonierungsbilder", diesen den vierbändigen gegen militärische Uebelstände gerichteten Roman „Oesterreichische Garnisonen" (1863) folgen, dem sich zunächst ein Bändchen Skizzen und Novellen, ebenfalls aus dem Soldatenleben, „Auf der Station" betitelt, und ein biographisches Gedenkbuch „Anno Neun und Dreizehn" 1865 anschlossen. Das Talent Byrs entwickelte sich jetzt mit großer Schnelligkeit und zeitigte verschiedene sozial-politische Romane, von denen neben „Ein deutsches Grafenhaus" (1866), „Auf abschüssiger Bahn" (1872), „Larven" (1876) namentlich „Der Kampf ums Dasein" (1869) hervorzuheben ist. Außer diesen Werken ließ Byr noch eine Reihe auf anderen Gebieten spielende Romane und Novellen erscheinen, die ebenso warme Empfindung als volle Kenntnis des menschlischen Herzens verraten. „Sphinx", „Nomaden" (1871) und „Nachruhm" verdienen von diesen besondere Anerkennung. Die übrigen selbständigen Werke Byrs sind die Romane: „Mit eherner Stirn" (1864, 4 Bde.), „Zwischen zwei Nationen" (1870), „Trümmer" (1871) und „Gita" (1877) und die Novellensammlungen „Wrack" (1873) und „Quatuor" (1875). Zwischen den größeren Arbeiten fehlte es auch nicht an kleineren und selbst die Bühne suchte sich Byr durch zwei Dramen „Lady Gloster" und „Der wunde Fleck" zu erobern, die am Wiener Burgtheater mit Erfolg in Szene gingen.

Den jüngsten Romanen Byrs „Sesam" und „Am Wendepunkt des Lebens", folgt nun der von uns zuerst gebrachte „Andor", der seinem Schöpfer zu den alten viele neue Freunde erwerben wird.

Fünfzig Jahre Theaterdirektor.

Es gibt nächst Laube in Deutschland keinen Schauspieldirektor, der so viele schauspielerische Talente entdeckt und zur Geltung gebracht hätte, wie Charles Maurice, der am 1. Oktober d. J. sein 50jähriges Jubiläum als Theaterdirektor feiert. Die Stätte seines langjährigen Wirkens, das Hamburger Thaliatheater, das sich des Rufes erfreut,



Das Hamburger Thaliatheater.

im Deutschen Reich in der vollendetsten Weise das Konversationsstück und feinere Lustspiel zu pflegen, ist zum Ausgangspunkt zahlreicher hervorragender Schauspieler und Schauspielerinnen geworden, die von hier aus ihren Weg in die Theaterwelt machten und den Ruhm einernteten, zu den bedeutendsten ihres Standes zu zählen. Am Hamburger Thaliatheater, unter der anregenden Leitung von Maurice, bildeten sich Talente wie Bogumil Dawison, Helene Hartmann-Schneeberger, Antonie Janisch, Julie Würzburg-Gabillon, Marie Boßler, Clara Heese, Marie Seebach, Lina Fuhr, die unvergessene Friederike Goßmann u. v. a. Der

Name eines Mannes, der so viel für den künstlerischen Nachwuchs der deutschen Bühne gethan hat und hoffentlich noch recht lange thut, wird dauernd mit der Geschichte des deutschen Theaters verknüpft sein und ein kurzer Abriß seines thatenreichen Lebens gerade am Vorabend eines in seiner Art einzigen Jubiläums auch an dieser Stelle mit Interesse aufgenommen werden. Maurice, dessen eigentlicher Name Schwarzenberger lautet, ist seiner Geburt nach ein Franzose und wurde am 29. Mai 1805 zu Agen in der Hauptstadt des Departements Lot und Garonne geboren. 1824 kam er mit seinem Vater nach Hamburg, wo dieser eine Likörfabrik begründete, in der auch Charles thätig war. Als 1829 der Vater dem von ihm 1827 übernommenen Etablissement „Tivoli" ein Sommertheater zufügte, übernahm Charles dessen Leitung und trat zwei Jahre später, am 1. Oktober 1831, mit in die Direktion des zweiten städtischen Hamburger Theaters ein, das sich unter ihm wesentlich hob. 1842 erwarb er die durch den Tod der Besitzerin, der Witwe Handje, freigewordene Konzession und baute nun ein neues Haus, das am 9. November 1843 eröffnete Thaliatheater, das wir im Bilde den Lesern vorführen. 1847 übernahm Maurice mit Baison auch die Direktion des Stadttheaters, die er zwar noch im selben Jahre niederlegte, aber von 1849—1854 in Gemeinschaft mit Wurda abermals führte. Während dieser Zeit waren Thaliatheater und Stadttheater verbunden. Als 1854 das gemeinsame Unternehmen scheiterte, widmete Maurice nunmehr seine Kräfte ausschließlich dem Thaliatheater. Hatte anfänglich dieses Institut mit französischen Boulevard-Dramen sein Dasein gefristet, sogar durch Vorführung eines Kamels das Publikum anzulocken versucht, so ward es jetzt dank der Umsicht und Energie, der Erfahrung und des hervorragenden Organisationstalentes seines Direktors eine Kunstanstalt ersten Ranges, auf die wir allen Grund haben stolz zu sein.

Der Wirklichkeit entrückt.

Unter den verschiedenen Mitteln, die dazu angethan sind, uns aus dem Reiche der Wirklichkeit in das der Träume hinüberzugaukeln, gibt es kaum ein gefährlicheres, dem Organismus verderblicheres, als das Opium. Die eigentliche Heimat des Opiumessens ist zur Zeit Nordamerika, wo von Jahr zu Jahr der Konsum an Opium zunimmt und während 1876 228 742 Pfd. rohes Opium in die Vereinigten Staaten eingeführt wurden, welches Quantum schon den Bedarf von 1867 um 70 Prozent überschritt, stieg die Einfuhr 1880 auf 533 451 Pfd., also 140 Prozent mehr als vier Jahre vorher. Die Statistik beweist, daß es 1880 ca. 400 000 Opiumesser gab, die nicht weniger als 5000 Millionen Gran jährlich verzehrten, für die sie ca. 5 Millionen Dollars bezahlen mußten. In den Städten der Staaten Illinois, Indiana, Ohio und Kentucky beträgt die Zahl der Opiumesser ca. 3—6 Prozent der Bevölkerung, die meistens den besseren Klassen angehören. Frauen huldigen dem entnervenden Genuß mit am meisten. Eine sehr beliebte Art das Opium zu sich zu nehmen, besteht im Rauchen von Zigarren und Zigarretten, deren Tabak mit flüssigem Opium gesättigt ist. Im Uebrigen kommt Opium auch bei Wundarzneien und Geheimmitteln zur Verwendung und auch hierbei in stets sich mehrenden Mengen, so daß der Verkauf thatsächlich eine besorgniserregende Höhe erreicht hat.

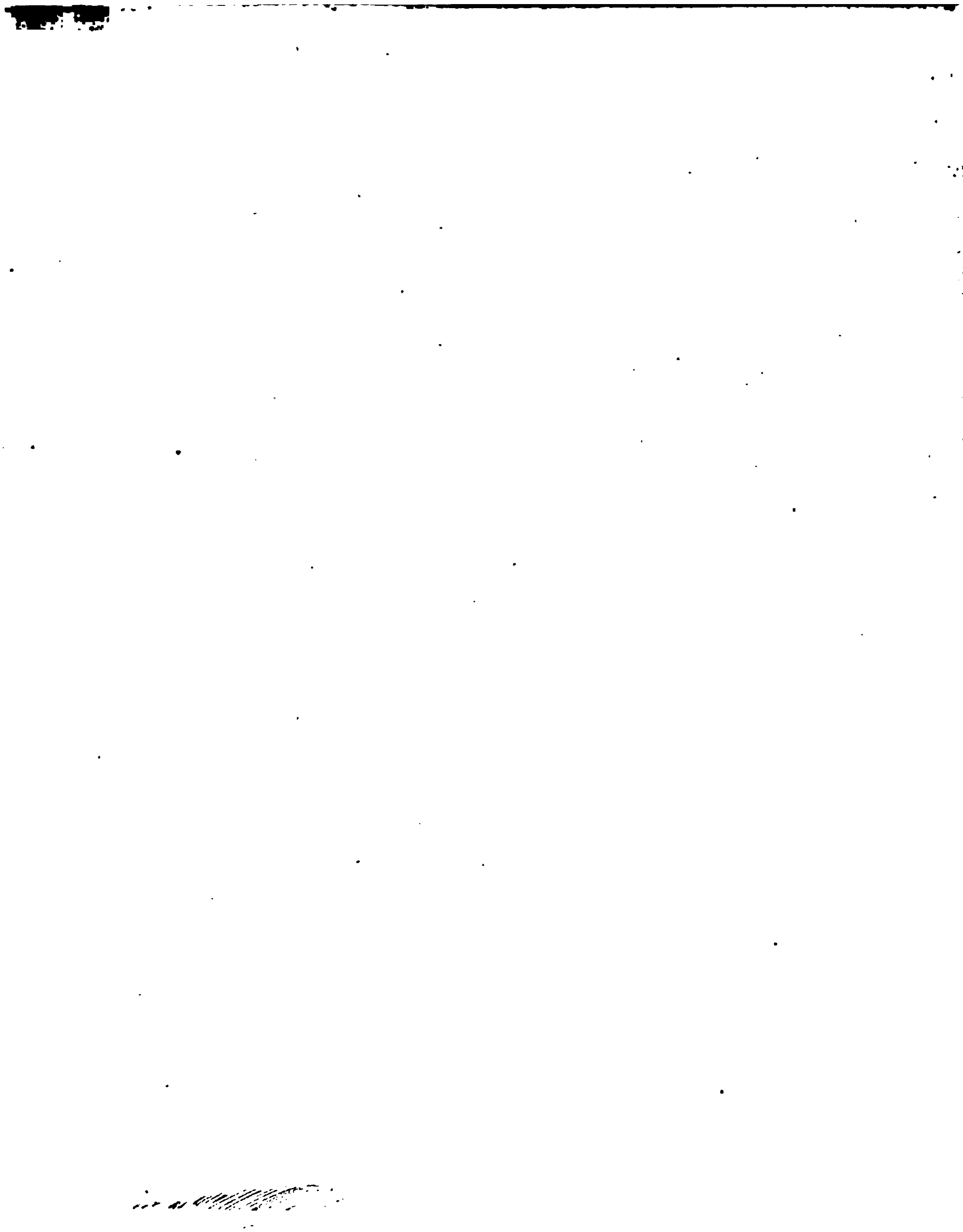
Eine Riesenhand.

Die Extreme berühren sich und das nirgends mehr als in dem Lande der Freiheit, in Amerika. Während es uns vergönnt ist (auf Seite 128) unsern Lesern die kleinste Dampfmaschine der Welt im Bilde vorzuführen, die einem amerikanischen Uhrmacher ihr Entstehen verdankt, können wir ihnen nachstehend die Abbildung der Hand der für den



Die Hand der Statue der Freiheit in New-York.

Hafen von New-York bestimmten Freiheitsstatue geben, die in der außergewöhnlichsten Weise über das Maß des Irdischen hinausragt. Das großartige Bildwerk, von dem diese Riesenhand einen Teil repräsentiert, wird eine Höhe von nicht weniger als 140 Fuß haben und sich auf seinem 110 Fuß hohen Piedestal volle 275 Fuß über dem Meeresspiegel erheben. Die Figur soll die rasch erworbene Größe der jungen amerikanischen Nation versinnbildlichen, zugleich den Schiffern als Leuchte dienen, und ist, wie bereits das Modell zeigt, von einer überraschenden Energie in der Haltung, voll Würde und imponierender Ruhe. Der Schöpfer des Werkes ist der aus Kolmar gebürtige Bildhauer August Bartholi.



Theetrinkende Muschiks.

…unft schuldig bleibt und bis zu einem ge… …rad den Extrakt alles dessen bildet, was …ben und geschehen ist. Dieses Zusammen… …de, Kompendiöse unserer modernen Litteratur …et seinen Ausdruck in den heute wohl auf keinem …ücherbrett fehlenden lexikalischen Handbüchern, von …enen zur Zeit vornehmlich das Meyersche Konver… sations-Lexikon durch Reichtum des Inhalts, kurze Fassung, Zuverlässigkeit und praktische Anordnung auf der Höhe der Wissenschaft und der Beliebtheit bei allen, die das Bedürfnis eines lexikalischen Nach… schlagebuchs empfinde… …ren deutschen Konversati… Jablonski 1721 zum erstenmal …gemeine Lexikon der Künste u… das 1748 in zweiter, 1767 in dritter … schien. Bei der verhältnismäßigen Selte… Buches dürfte die, nach dem im Besitze des Reda… befindlichen Original mitgeteilte Titelseite, zug… als Probe alter Buchausstattung nicht unwillkomm… sein. Der Verfasser dieses ersten deutschen Konver… sationslexikons, Joh. Th. Jablonski (1665—1724),

der Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Preußen gewesen ist, deutet den Wert lexikar Werke ganz richtig an, wenn er in der Vorschreibt, „der beqveme Gebrauch derselben, in sie ohne Mühe finden lassen, was man suchet, sie angenehm gemacht, und der Nutz, weil sie einer Kürtze lehren, was man zu wissen verlanget, ihren Gebrauch angepriesen." „Von dem Geuche dieses Werckes für junge Leute — heißt es iter unten — sie mögen sich nun den eigentlich lehrten oder andern im gemeinen Leben nützlichen nöthigen Wissenschaften widmen, weil auch letztere deßelben mit großem Vortheile werden bedienen nnen, haben wir noch erinnern wollen, daß wir nen mit gutem Grunde anrathen, sich dieses Lexion zu ihrem ordentlichen Handbuche zu erwehlen, zu sie das ihnen täglich vorkommende zu ihrem wecke dienliche füglich beytragen könten, maßen sie hier hon einen ansehnlichen Schatz von Sachen in alphabetischer Ordnung beysammen finden, dergleichen sie schwerlich in einem andern Buche antreffen möchten." Auch an Illustrationen fehlt es dem alten Lexikon nicht, dagegen vermißt man sofort den biographischen Teil. Schon elf Jahre nach dem Erscheinen des Jablonskischen Buches begann das Zedlersche Universal-Lexikon (1732 bis 1752, 54 Bände) ans Licht zu treten, dem sich später das „Allgemeine Real-Wörterbuch der Künste und Wissenschaften" (1778—1804, 23 Bände) anschloß. An Umfang und Ausführlichkeit die bisherigen lexikalischen Werke weit übertreffend, ist die 1818 von Ersch und Gruber begründete „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste", die, obgleich schon ca. 150 Teile in großem Quartformat vorliegen, auch heute noch nicht vollendet ist. Das Konversations-Lexikon in seiner modernen Gestalt schuf Loebel, der 1796 die Herausgabe eines derartigen Werkes unter den größten Schwierigkeiten begann. Brockhaus setzte später das Unternehmen fort und hatte die Genugthuung, zwölf Auflagen davon abzusetzen. Einer ganz besonderen Verbreitung erfreute sich lange Zeit das Pierersche „Universal-Lexikon", das zum erstenmal 1822 zu erscheinen und 1873 seine 6. Auflage begann. Ihm schloß sich das wertvolle, 46 Bände starke „Große Meyersche Konversations-Lexikon" an, aus dem sich das nunmehr in dritter Auflage vorliegende „Meyersche Konversations-Lexikon" entwickelte, dem schließlich „Meyers Handlexikon" an die Seite trat. Es ist wohl möglich, daß die lexikalischen Werke in manchen Fällen zur Verbreitung der Halbbildung beigetragen haben, sicher aber haben sie mehr genützt als geschadet, haben unterrichtet und angeregt und sich als wahre „Helfer in der Not" bei zahlreichen Gelegenheiten bewiesen.

JOHANNIS THEODORI JABLONSKI,
ehemaligen berühmten Mitglieds der Königl. Preussischen Societät der Wissenschaften,

Allgemeines
LEXICON
der Künste und Wissenschaften,
Oder
Deutliche Beschreibung des Reichs der Natur, der Himmel und himmlischen Cörper, der Luft, der Erde, sammt den bekannten Gewächsen, der Thiere, Steine und Erzte, des Meers und der darinne lebenden Geschöpfe;
Ingleichen
Aller menschlichen Handlungen, Staats-Rechts-Kriegs-Policey-Haushaltungs- und Gelehrten Geschäfte, Hanthierungen und Gewerbe, samt einer Erklärung der dabey vorkommenden Kunst-Wörter und Redens-Arten.



Neue, um die Helfte vermehrte, und durchgehends verbesserte Auflage.

Königsberg und Leipzig,
bey Johann Heinrich Hartung, 1748.

Neue Bücher.

Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg. Leipzig 1880. Breitkopf u. Härtel. 3 Bde.

Bei den außerordentlichen Fortschritten, die Japan in den letzten Jahren gemacht hat und die es in innige Beziehung zu der Kultur Europas und vor allem der Deutschlands gebracht haben, dürfen Werke, wie das vorliegende, von vornherein Anspruch auf das allgemeinste Interesse machen. Die hier gegebenen Schilderungen sind um so lehrreicher, als sie uns das Japan vor der umgestaltenden Umwälzung des Jahres 1868 zeigen und so recht deutlich den Kontrast zwischen dem Einst und Jetzt vergegenwärtigen. Kenntnis des Stoffes und liebevolles Eingehen in denselben paart sich bei Langegg, der nicht besser in seinen Gegenstand hätte einführen können, als indem er den Leser zunächst mit dem berühmtesten National-Roman der Japanesen, die Chiushin-gura-no-bu (Vasallentreue), bekannt machte. Dieses eigenthümliche Nationalwerk, voll fesselnder Handlung, nicht arm an packenden, rührenden und erhebenden Momenten, versetzt uns mit einem Male mitten in das alte Japan und was uns etwa unverständlich entgegentritt, hat der Verfasser durch Einleitung und zahlreiche Anmerkungen klar zu machen sich nicht umsonst bestrebt. Eine Folge einzelner Aufsätze über Sprache und Litteratur der Japanesen, Schreibmaterial, Geographie, Religion, Familiennamen, Militärwesen u. v. a. m. macht den Inhalt des zweiten und dritten Bandes des empfehlenswerthen Langeggschen Werkes aus. —r.

Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig 1881. A. Reißner.

Das Sammeln aller möglichen und unmöglichen Zeitungs-Feuilletons ist gemeinhin eine recht üble Angewohnheit, aber es gibt auch hierbei Ausnahmen und eine solche Ausnahme repräsentiert dieses Buch, dessen Autor nicht umsonst von der Berliner Jury preisgekrönt wurde. Groß ist thatsächlich ein so liebenswürdiger Feuilletonist, der spielend die Form beherrscht und gute Gedanken mit Geschmack in diese zu kleiden weiß, daß man die Bleistiftskizzen, die uns schon in verschiedenen Zeitschriften erfreuten, auch als Buch mit Vergnügen noch einmal liest. Dabei ist er ein feiner Beobachter, der tiefer sieht als viele andere, und manches Neue mitteilt, das in einem Buche verewigt zu werden würdig ist. —sch.

Kleine Geschichten aus Frankreich. Nach Dichtungen François Coppées von R. Waldmüller (Duboc). Stuttgart 1881. Levy und Müller.

Der französische Dichter Coppée ist bei uns in Deutschland namentlich durch seine Dichtung „Der Strike der Schmiede" bekannt geworden, mit der uns eine Zeitlang wirkliche und eingebildete Charakterdarsteller von der Bühne herab aufgeregt haben. In weniger allgemeine Gunst setzte er sich mit dem feinsinnigen Einakter: „Der Geiger von Cremona," den Graf Baudissin musterhaft verdeutscht hat. Die vier kleinen Dichtungen, welche den vorliegenden, sehr hübsch ausgestatteten Band füllen, sind in ihrer Art ebenso viele kleine Meisterwerke, von ungemeiner Frische und großer Feinheit der Empfindung, die in der gelungenen Uebersetzung Waldmüllers nichts von den Vorzügen verloren haben, die sie im Original wertvoll machen. Daß sie sich ganz ausnehmend zum mündlichen Vortrag eignen, dürfte bei dem Mangel wirklich guter neuer Declamationsstücke bei Vielen als besonderer Vortheil gelten. Mit dem Leben und Wirken Coppées macht uns der Uebersetzer durch eine ziemlich ausführliche Einleitung bekannt. —k.

Der Komponist des „Armin".

Unter den Komponisten der Gegenwart nimmt eine bedeutende Stellung Heinrich Hofmann ein, der Komponist des stimmungsvollen Liedes, das wir in der angenehmen Lage sind unsern Lesern in diesem Hefte mitzuteilen. In weiteren Kreisen hat sich Hofmann vor allem durch seine Opern „Armin" und „Aennchen von Tharau" bekannt gemacht. Ebenso zählt seine ungarische Suite op. 16 und seine Frithjof-Symphonie op. 22 zu den anerkannten Musikwerken der Gegenwart. Hofmann ist ein Berliner und geb. am 13. Juni 1842. Er trat schon mit 9 Jahren in den kgl. Domchor ein und genoß später Kullacks Unterricht im Klavierspiel, während ihn Dehn und Wuërst in die Kompositionslehre einführten. Vor einigen Jahren wurde Hofmann zum Professor ernannt.

Schulmeister und Soldat.

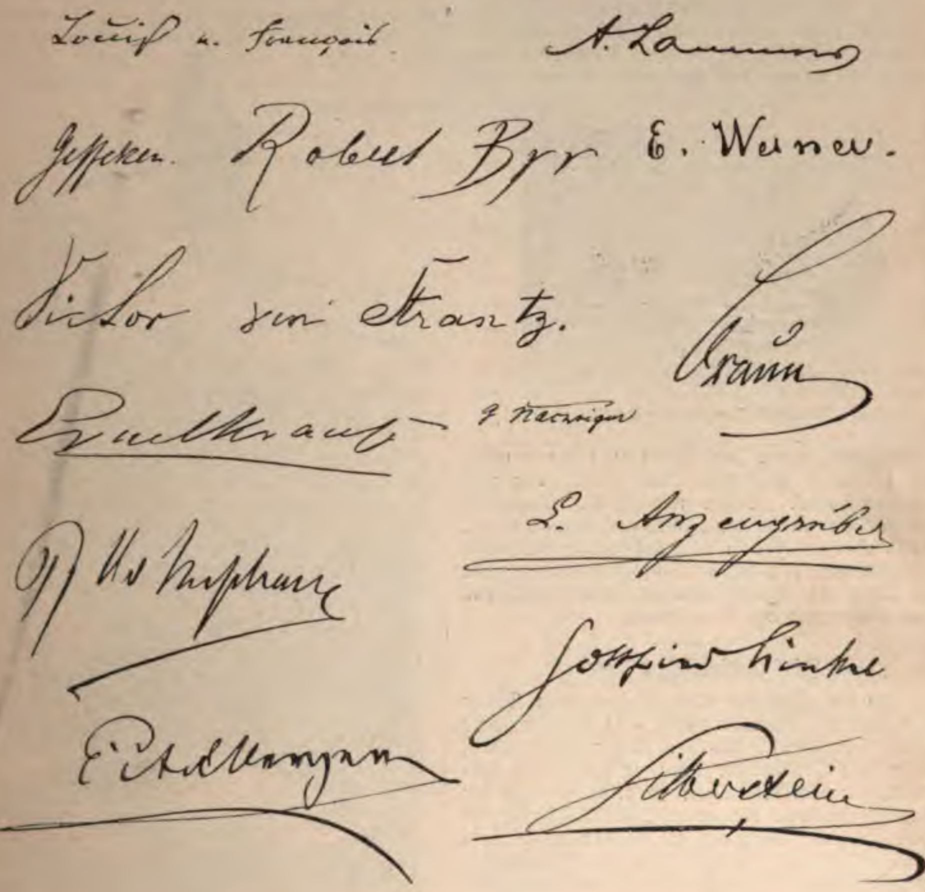
Es ist eine recht traurige, leider vorab nicht zu ändernde Thatsache, daß den meisten modernen Staaten die Militärmacht ungleich mehr kostet, als die Anstalten zur geistigen Bildung ihrer Angehörigen. Eine lehrreiche Zusammenstellung wie viel in den einzelnen Staaten auf jeden Kopf der Bevölkerung für Militär und Unterricht kommt, ist folgende: In Deutschland kommt auf den Kopf der Bevölkerung M. 16,76 für das Militär, M. 2,96 für den Unterricht; in Oesterreich stellt sich das Verhältnis von M. 4,64 zu M. 1,68; in Frankreich von M. 20,72 zu M. 1,48; in England von M. 14,44, zu M. 1,86, in Italien von M. 7,28 zu M. 0,84. Im Gegensatz zu den genannten Staaten übersteigt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Ausgabe für den Unterricht die für das Militär, indem für das letztere M. 6,44, für den erstern aber M. 9,38 pro Kopf verausgabt werden.

Vom Tapezier zum Maler.

Nur selten ist es den Menschen schon in der Wiege gesungen worden, was ihnen das launische Glück in der kurzen Spanne des Erdendaseins bescheren werde. Am meisten gilt dies von genialen Persönlichkeiten, welche die Schranken der Alltäglichkeit durchbrechend, höheren Zielen nachstreben. Auch als am 21. Juni 1845 dem Tapetenfabrikanten Loefftz in Darmstadt ein Sohn geboren wurde, dachte wohl niemand daran, welch ausgezeichnetes künstlerisches Talent in dem Knaben schlummere. Sechs Jahre lang betrieb Ludwig Loefftz das Tapezier-Gewerbe, dann aber machte er sich von allen

Aus der Autographen-Mappe der Redaktion.

Mitarbeiter des ersten Heftes.



Banden des Geschäfts frei, besuchte zuerst die Nürnbergische Kunstschule, bezog dann (1871) die Münchener Akademie und stellte schon 1873 in Wien das beifällig aufgenommene Bild „Der Spaziergang" aus. Seit 1874 wirkt der treffliche Künstler als Lehrer der Malerei an der Akademie zu München, wo 1880 gelegentlich der Münchener Kunstausstellung sein Bild „Geiz und Liebe" bedeutende Anerkennung fand. Seinem Meistergriffel haben wir den prächtigen Studienkopf zu danken, der diesem Hefte zur besonderen Zierde gereicht und in dem sich ebenso sehr die Gemütstiefe des Künstlers, wie sein glänzendes technisches Können ausspricht.

Die kleinste Dampfmaschine der Welt.

Die Geschichte der Technik weiß von einer Menge Spielereien zu erzählen, deren Hersteller sich darin gefielen, ihre Geschicklichkeit durch möglichste Kleinheit in der Ausführung von mechanischen Vorrichtungen zu beweisen. Wer hat nicht schon irgend ein winziges Uhrwerk gesehen, das, in einem Ring verborgen, dem Träger desselben die Stunden durch leise Stiche anzeigt; oder kleine Spielwerke, die in den zierlichsten Nippgegenständen verborgen sind, u. dgl. m. In dem Zeitalter des Dampfes konnte es nicht fehlen, daß auch die gewaltige Dampfmaschine einmal en miniature dargestellt werde. Es blieb einem amerikanischen Uhrmacher Namens

Brück vorbehalten, dieses Kunststückchen auszuführen und wir freuen uns, dasselbe unsern Lesern im Bilde vorführen zu können. Die Abbildung zeigt das kleine mechanische Kunstwerk in seiner natürlichen Größe, die so gering ist, daß ein einfacher Fingerhut hinreicht, die ganze Dampfmaschine zu bedecken. Die Höhe der Maschine ohne die kleine Platte, die dieser als Fuß dient, beträgt nur 16 mm, die Gesamtoberfläche 3 □cm; der Dampfkessel ist so winzig, daß er nur drei Wassertropfen faßt. Die



Die kleinste Dampfmaschine der Welt.

Kolbenstange, deren Durchmesser ca. $1^1/_2$ mm mißt, legt bei ihrer Bewegung eine Strecke von nur 2,3 mm zurück. Dessen ungeachtet und obgleich die Maschine nicht mehr als ein Gramm wiegt, funktioniert sie doch in derselben exakten Weise wie eine Maschine von der herkömmlichen Größe. In der That ein mechanisches Meisterstückchen, das seinem Erzeuger alle Ehre macht.

Auf schwindelndem Weg.

In der Geschichte aller halsbrechenden Künste wird stets der Name Blondin eine hervorragende Stelle einnehmen. Blondin ist der wahre König unter den Seiltänzern, denn er vollbrachte, was keiner vor ihm vollbrachte, ja was man bei der Anzeige geradezu für einen Schwindel hielt: die Ueberschreitung des Niagara. Es war am 30. Juni 1859, als Blondin zum erstenmale den schwindelnden Weg zurücklegte. Das zweizöllige Manillaseil, auf dem er die kühne That vollbrachte, war auf der amerikanischen Seite des Flusses an einem Eichbaum, auf der kanadischen an dem Felsen befestigt worden; 200 Fuß über dem Wasser, etwa eine Meile von der eisernen Hängebrücke entfernt und gehalten von einer Anzahl anderer, ebenfalls an den Felsen befestigter Seile, stellte es einen Weg von über 1200 Fuß dar. Als Blondin zum erstenmal das Seil beschritt, legte er sich, nachdem er 150 Schritte zurückgelegt hatte, auf den Rücken, stand dann wieder auf und lief nun bis zur Mitte, wo er sich niedersetzte und aus einem unter ihm haltenden Dampfschiffe mit einer Schnur eine Flasche Wein heraufzog, die er auf seinem schwanken Sitze leerte. Bei späteren Uebergängen trieb Blondin seine Wagehalsigkeit noch weiter. Er legte den Weg mit Körben an den Füßen zurück, dann wieder unternahm er das Wagnis während er in einen Sack gebunden war, auch fuhr er einen Schubkarren über das Seil, hing sich mit Händen und Füßen an dasselbe, stellte sich auf den Kopf, ließ sich zum Wasserspiegel des Niagara herab, trug



Blondin überschreitet den Niagara.

einen Mann auf seinem Rücken über das Seil ꝛc. Dem Prinzen von Wales, der Zeuge des letzten Ueberganges am 14. September 1860 gewesen war, gab Blondin auf die Frage, was er denn beim Ueberschreiten empfinde, zur Antwort: „Nichts als die Notwendigkeit, das Gleichgewicht zu halten.“ In der letzten Zeit produzierte sich der berühmte, jetzt 57 Jahre alte Vertreter der Seiltänzerkunst in Hannover, Leipzig und Berlin.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Naturanlage und Berufswahl.

Von

Jürgen Bona Meyer.

Wer die Wahl hat, hat die Qual — sagt unser Sprichwort. Die Zeit der Berufsentscheidung des Menschen gehört sicherlich zu den Zeiten, in welchen die Wahrheit dieses Sprichworts von den jungen Leuten und ihren Eltern lebhaft empfunden wird. Dieselben sind dann oft froh, wenn irgend ein nebensächlicher Umstand, sei dies nun die Rücksicht auf die Berufswahl eines Freundes oder die Berufsempfehlung eines hohen Gönners, oder auch die Rücksicht auf eine scheinbare, vielleicht auch wirklich günstige Zeitrichtung, den Ausschlag gibt. Und doch ist solche Lösung der Qual durch eine Entscheidung aus Nebenrücksichten gewiß nur ein Ausweg von sehr zweifelhaftem Werte, der ebenso oft zum Unglück des Menschen wie zu seinem Glücke führen mag. Man stellt dem Zufall das Lebensglück eines Menschen anheim, soweit dies von der richtigen Wahl des Lebensberufes abhängt. Verständigen und liebevollen Eltern muß es schwer werden, sich dabei zu beruhigen; ihnen wird sich stets der Wunsch aufdrängen, den passenden Lebensberuf der Kinder nach deren erkennbaren Naturanlagen zu bestimmen, und durch die Erziehung in den Stand gesetzt zu werden, diese Naturanlagen zu prüfen und zu erkennen.

Solche Erkenntnis zu gewinnen, ist nun freilich eine äußerst schwierige Sache; das zeigen recht klar die nicht seltenen großen Irrtümer der Beurteilung selbst großer Geister in ihrer Jugend. So urteilte Schiller über Alexander von Humboldt, demselben fehle die Einbildungskraft und damit das notwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft. Ueber den achtjährigen Karl Ritter hatte sein Lehrer Gutsmuts in Rücksicht auf seine Neigung zum Landkartenzeichnen die Meinung geäußert, er mache starke Schritte, einmal Professor der Geographie zu werden; der Knabe selbst aber war unentschlossen, ob er in Rücksicht auf seine geringen Gaben nicht besser thue, das Studium zu lassen und sein Talent als Zeichner oder Kupferstecher zu verwerten. Hegel verließ nach vollendeter theologischer Studienzeit die Universität Tübingen mit einem Zeugnis, das seine Untüchtigkeit in der Philosophie hervorhob.

Wenn nun schon bei so ausgesprochenen Begabungen solche Irrtümer der Beurteilung vorkommen, wie viel leichter mag dann geirrt werden können bei dem Mittelgut, ohne ausgesprochene Begabung!

Liegt das so häufige Irren in dieser Richtung nun wohl nur daran, daß man dem Gegenstande psychologisch und pädagogisch noch nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt hat? Schwerlich! Aufmerksamkeit genug hat man dem für das Lebensglück der Menschen so wichtigen Gegenstande wohl geschenkt, aber zu vorwiegend hat man meist die Lösung der Schwierigkeit in dem Aufspüren von Anzeichen zur Prüfung der Geister und zu wenig in dem Forschen nach der rechten Erziehungsart gesucht, welche solche Prüfung erleichtern möchte. Unsere Betrachtung soll daher gerade auf diesen Punkt das Nachdenken der Leser richten.

Es kann zunächst als ziemlich unbestritten gelten, daß unter allen Begabungen die künstlerischen sich am frühesten und sichersten anzukündigen pflegen. Die Neigungen der Geister sind daher hier am leichtesten zu erkennen. Allein das gilt nur für die Neigung, nicht für die Kraft der Neigung, und bloße Neigung zur Musik oder zur Zeichenkunst gibt noch keine Gewähr, daß auch Kraft genug zur Ergreifung des betreffenden Künstlerberufes vorhanden ist. Die Ungewißheit darüber pflegt

daher bei Kindern mit Kunsttalenten den Eltern und Lehrern gerade die größte Pein zu bereiten; denn es gibt allerdings wohl schließlich keinen elenderen Beruf, als den des Kunststümpers, der unzufrieden mit sich selbst hinter den hohen Zielen seiner Kunst weit zurückbleiben muß. Je idealer das Berufsziel ist, um so unglücklicher wirkt Halbheit im Erstreben desselben. Sichere Zeichen nun zur Erledigung der schweren Frage, ob das hervortretende Talent sich ausreichend entwickeln lasse zu einer Kraft echten Künstlertums werden schwerlich je zu ermitteln sein; auch die beste Erfahrung in dieser Hinsicht hat schon oft getäuscht. Talentvolle Kinder halten nicht immer, was sie versprechen und scheinbar talentlose überraschen uns später durch ihre ungewöhnlichen Leistungen. Gewiß mit Recht wird der aufmerksame Beobachter darauf achten, ob der künstlerische Trieb mit selbständiger Kraft sich vordrängt oder wesentlich durch Nachahmung und Erbschaft hervorgelockt ist, und er wird dann, je nach dem Ausfall dieser Beobachtung im ersten Fall eine günstige Vermutung für die Zukunft, im anderen Fall eine weniger zuversichtliche Hoffnung hegen dürfen. Aber leicht ist diese Beobachtung nicht, und sicher ist auch die daran geknüpfte Vermutung nicht. Mit Menschenseelen läßt sich nun einmal so sicher nicht rechnen, wie mit Zahlen.

Es wäre daher selbst den klarer ausgesprochenen künstlerischen Talenten gegenüber verzweiflungsvoll, wenn ihre richtige Behandlung in der Jugend abhängig sein müßte von der vorgängigen Erledigung der schweren Frage, wie man die Geister und ihre Kraft mit annähernder Sicherheit zu prüfen habe.

Noch schwieriger natürlich muß diese Frage sein in allen Richtungen, in welchen die natürliche Begabung nicht so früh, wie bei künstlerischen Talenten sich anzukündigen pflegt. Man sagt oft, daß solche Spätgeburt des Talentes zur Geistesentwickelung der Wissenschaftskunde gehöre; einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit hat diese Behauptung sicherlich nicht. Insbesondere pflegen sich mathematische Neigungen und Talente schon recht früh anzukündigen. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet das Leben Pascals. Pascal ward von seinem Vater, der Jurist war, selbst erzogen und unterrichtet. Der Vater liebte die Mathematik, aber eben deshalb wollte er den Sohn erst spät in die Herrlichkeiten dieser Wissenschaft einführen. Das sollte die Krone seines Lehrwerks sein. Demgemäß unterrichtete er den Knaben bis zum zwölften Jahre nur in den alten Sprachen, verschloß ihm die mathematischen Bücher und wies alle Fragen nach dem Inhalte derselben ab. Nur die Frage des Knaben, was denn Geometrie sei, hatte er doch dahin beantwortet, sie sei die Wissenschaft des Zeichnens regelmäßiger Figuren und des Auffindens ihrer richtigen Verhältnisse untereinander. Diese Erklärung genügte dem Knaben, um sich selbst zu helfen; er zeichnete regelmäßige Figuren in den Sand und berechnete ihre Verhältnisse. Als er dann noch des Euklids habhaft werden konnte, lernte er Mathematik aus ihm durch sich selbst. Aehnlich früh zeigte sich die mathematische Begabung bei Huyghens.

Doch nicht nur bei mathematischen Begabungen fand sich mitunter eine so frühe Ankündigung des Talentes; es sind auch Beispiele früheren Hervortretens von anderen wissenschaftlichen Neigungen bekannt. Von Linné wird erzählt, daß schon, als er noch in der Wiege lag, die Mutter sein kindliches Geschrei nur mit Blumen beruhigen konnte. Als er vierjährig war, pflegte er schon mit Eifer sein eigenes Pflanzenbeet im Garten des Vaters und fragte gern nach den Namen der Pflanzen. Cuvier wurde ebenso schon als Knabe unwiderstehlich angezogen von Buffons Naturgeschichte, die er zufällig bei Verwandten vorfand. Er zog die Figuren der Tiere nach, illuminierte sie und hatte, kaum vierzehn Jahre alt, schon eine ungewöhnliche Kenntnis von Vierfüßern und Vögeln gewonnen.

Eine allgemeine Wahrheit also ist der Satz von der Spätgeburt wissenschaftlicher Begabung keinesfalls; nur das läßt sich behaupten, daß im allgemeinen künstlerische Begabungen auf dem Gebiete der Musik und der bildenden Kunst sich früher anzukündigen pflegen, als wissenschaftliche und technische Begabungen, und daß bei dem Hervortreten der letzteren mehr als bei jenen zufällige Anregungen und Reize den Ausschlag geben.

Solche zufällige Anregungen des Lebens erst in späterer Zeit spielen allerdings in der Entwickelungsgeschichte mancher hervorragender Männer der Wissenschaft und der Technik eine auffallende Rolle.

So war der Chemiker Mitscherlich auf dem

Gymnasium zu Jever durch Schlosser besonders zum Studium der Philologie und Geschichte angeregt. Diesen Studien gab er sich zunächst in Heidelberg ganz hin und ergänzte sie dann in Paris durch eifriges Studium der orientalischen Sprachen. Ein Jahr darauf ging er nach Göttingen, um mit Hilfe der dortigen Bibliothek an einer Geschichte der Ghuriden zu arbeiten, von der auch 1815 ein Vorläufer gedruckt wurde. Während dieses Aufenthaltes in Göttingen aber trat er den dortigen bedeutenden Naturforschern nahe, und unter ihrem Einfluß wandte er sich dem Naturstudium zu. Er ging nach Berlin zur Erweiterung dieser Studien. Hier lernte ihn 1819 der berühmte Chemiker Berzelius kennen und nahm ihn mit nach Stockholm; sein Beruf für die Chemie war nun entschieden.

Ebenso scheinbar auf Anlaß zufälliger äußerer Anregung ward der Amerikaner Fulton Erfinder des Dampfschiffs. Er war als Maler nach London gekommen, um sich bei seinem Landsmann West fortzubilden. Auf einer Reise im Lande, welche den Zweck hatte, die schönen Gemäldesammlungen der reichen Lords auf ihren Landsitzen kennen zu lernen, machte Fulton die Bekanntschaft des Grafen Stanhope, der gerade einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, nach dem Muster der Bewegungen des Wassergeflügels die Dampfkraft für die Schiffahrt nutzbar zu machen. Diese Idee reizte den bisherigen Maler zu weiterem Nachdenken und zu technischen Versuchen. Der Graf Stanhope und sein Freund Bridgewater unterstützten dieses technische Interesse Fultons, sein Landsmann und Freund, der Mechaniker Ramsay in London, förderte ihn in der Pflege desselben, ein anderer Landsmann, der nachmalige Gesandte Banlow in Paris, lud ihn dorthin ein, um an einem Panorama zu arbeiten. Mittlerweile vollendete Fulton seine mechanischen Studien und ward der Erfinder des Dampfschiffs.

Dergleichen Thatsachen haben Psychologen und Pädagogen, wie Beneke und andere, zu der Behauptung veranlaßt, es sei dem Menschen überhaupt nichts Gegenständliches angeboren. Das Talent bestehe nur in einer gewissen allgemeinen Naturanlage besonderer Reizbarkeit des einen oder des andern Sinnes, über die Entwickelung dieser Anlage nach dieser oder jener Richtung entscheide dann einzig und allein die zufällige Anregung des Lebens.

Zur Erklärung des Naturwunders genialer Begabung scheint mir dieser Glaube an den Zufall äußerlicher Berufsentscheidung durchaus nicht ausreichend. Mozart ist doch sicherlich nicht der eigenartige Tondichter geworden, weil er eine so große Reizbarkeit im Ohr hatte, daß er schon als siebenjähriger Knabe hörte, eine andere Geige sei einen halben Viertelton tiefer gestimmt, als die seinige, und weil sein Vater ihn früh in der Musik unterrichtete. Die Reizbarkeit im Ohre war nur die physische Bedingung seines Talentes, und der Unterricht seines Vaters bot nur die nützliche Schulung; aber die Eigenart der Melodie und Harmonie kam aus seiner eigenen Seele. Schon in seinem fünften Jahre hat Mozart kleine Stücke komponiert, die der Vater aufgeschrieben und somit der Nachwelt aufbewahrt hat. Bereits in diesen Stückchen fand sein Biograph Otto Jahn ein sehr bestimmtes Gefühl für das Einfache, Naturgemäße und Wohllautende, ohne alle Beimischung von Tändelei und Vergnügen an Fingerfertigkeit, wie sie in der Musik, die ihm gelehrt ward, üblich waren, klar ausgesprochen. Aus innerstem Trieb allein also kam seine Eigenart zum Vorschein. Und überdies, den Unterricht seines Vaters genoß Mozart mit seiner ebenfalls musikalisch reizbaren Schwester zusammen, aber für ihre Seele bot derselbe Unterricht nicht den Anlaß zu gleicher musikalischer Schöpfung. Kurz, Mozart ward Mozart auf Grund der ursprünglich eigenartigen Begabung seiner Seele, und so wird es sich in ähnlichen Fällen genialer Bildungsfähigkeit wohl nachweisbar stets verhalten.

Mag dies nun auch bei denjenigen Begabungen der Wissenschaft und Technik, die erst später, nach aufgenommenem Wissen, deutlicher hervorzutreten pflegen, eben deshalb schwerer früh zu erkennen sein, so sind doch nachträglich die Spuren der Begabung von dem aufmerksamen Seelenforscher auch schon bis in die frühere Zeit der Entwickelung zu verfolgen, wenn es nur an frühen Aufzeichnungen aus dem Leben nicht fehlt. Das spätere Hervortreten dieser Talente und der oftmals zufällige Anlaß des Hervortretens derselben täuschen nur und verleiten dazu, mit Hegel, Beneke und andern zu meinen, von wissenschaftlichen Talenten sei nicht wie von Talenten für die Kunst zu sprechen, die Wissenschaften setzten nur die allgemeine Befähigung

zum Denken voraus. „Genie ist Fleiß,“ pflegte der Philologe F. A. Wolf in gleichem Sinne zu seinen Schülern zu sagen.

Das war sicherlich ein großer Irrtum. Auch das Genie braucht Fleiß, um etwas zu leisten; aber der Unbegabte mag noch so fleißig sein, durch bloßen Fleiß wird er auch auf dem Gebiete der Wissenschaft niemals etwas Geniales leisten. Die entgegengesetzte Ansicht beruht auf der irrigen Meinung, daß nur die künstlerische Leistung wesentlich abhängig sei von der Kunst schöpferischer Einbildung, dagegen die wissenschaftliche Leistung nur abhinge von der Kraft des urteilenden Verstandes auf Grund des durch Fleiß angehäuften Wissens. Das ist grundfalsch; Bedeutendes, Geniales kann auch auf dem Boden der Wissenschaft nur geleistet werden durch eigenartiges Zusammenfassen und Durchschauen eines Wissensgebietes mit dem Seherblicke schöpferischer Einbildungskraft.

Zwischen künstlerischer, technischer und wissenschaftlicher Begabung ist also nur der Unterschied zuzugeben, daß gewöhnlich künstlerische Begabung sich früher und deutlicher zu erkennen gibt. Für die Frage richtiger Berufsentscheidung aber wird dieser Unterschied wenig ausmachen, denn bei richtiger Erziehung wird in dieser Zeit auch die Neigung zu irgend einem Gebiete des Wissens und Thuns schon hervorgetreten und zweifelhaft nur auch hier geblieben sein, ob die hinreichende Kraft zur förderlichen Entwickelung der Neigung und des entsprechenden Talentes vorhanden ist.

Aus dieser peinlichen Ungewißheit nun, das muß sich jeder klar machen, hilft mit voller Sicherheit kein Ueberlegen und kein Prüfen heraus. Vergeblich nahm man in früheren Zeiten seine Zuflucht zu weisen Frauen und ließ sich die Berufsbestimmung aus der Hand wahrsagen; ebenso vergeblich suchte man später Zuflucht bei der Weisheit der Phrenologen. Das einzige, was die Schwierigkeit lösen oder vielmehr nur die Lösung der Schwierigkeit erleichtern kann, ist eine vernünftige Erziehung.

Es ist zunächst gerade in Rücksicht auf diese Schwierigkeit eine gewisse Vielseitigkeit der Anregung im Unterricht unbedingt notwendig, damit die Geister im Stande sind, ihre Neigungen und Talente selbst zu prüfen und damit Eltern und Lehrer in die Lage versetzt werden, den Unterschied der Geister zu erkennen.

Als Asmus Karstens die Schule in Schleswig besuchte, fand er keine Nahrung für sein künstlerisches Interesse in derselben. Er befriedigte dasselbe in den freien Mittagsstunden, indem er dann mit seinem Butterbrote in der Hand dem Dome zueilte, um die Bilder von Ovens zu beschauen. In der Schule galt er als dummer, unbegabter Junge. „Gebt mir nur etwas zu zeichnen, dann will ich schon zeigen, was ich kann“ — antwortete er einmal auf erhaltene Scheltworte. Hätte man ihm seinen Willen gethan, hätte man seinem Interesse nur einige Nahrung gegeben, wie gern hätte dann gewiß auch Asmus Karstens sachgemäß sich mit dem Altertum beschäftigt, dem er später so manchen Inhalt für seine Bilder entnahm. An dem völligen Mangel der Befriedigung des eigenen Interesses erlosch auf der Schule in ihm der Lerneifer überhaupt.

Bei Mitscherlich trat, wie wir sahen, diese schlimme Folge nicht ein, aber doch kam auf der Schule zu Jever seine Neigung zur Naturwissenschaft gar nicht zur Entwickelung, weil ihr bei der Vorherrschaft der Philologie kein Stoff zur Prüfung dargeboten war.

Nur große Talente und energische Naturen finden doch schließlich ihren Weg, aber das in seinen Neigungen unbestimmte Mittelgut verliert bei solchem Schwanken und Zaudern viel kostbare Zeit und Kraft. Die traurigen Folgen dieser mangelhaften Leitung der jugendlichen Geister treten uns Universitätslehrern nicht selten entgegen in dem sogenannten Umsatteln der Studierenden von Semester zu Semester. Erst nun beginnt für sie die freie Prüfung ihrer Geister.

Es ist dringend wünschenswert, daß die Schule dazu die nötige Anregung biete, und eben deshalb bedarf sie einer gewissen Vielseitigkeit des Unterrichts. Dem Knaben müssen Auge und Ohr geöffnet werden für die verschiedenen Seiten der Natur und Menschenwelt, schon allein, damit die Geister richtig geprüft werden können, daß sie selbst ihre Neigungen und Kräfte richtig erkennen. Nur bei falscher Handhabung solcher vielseitigen Anregung ist von derselben schädliche Zerstreuung zu befürchten; an sich braucht der junge Mensch eine gewisse Mannigfaltigkeit und einen verständigen Wechsel der Anregung, um nicht zu erlahmen. Der erwachsene, in seinem Interesse entschiedene Mensch kann lange Zeit mit voller

Kraft sich einer Sache hingeben, wird erst dann recht froh bei der Arbeit; den jungen Geist tötet das Einerlei und hält die richtige Anregung frisch. Diese Wahrheit verkennt unsere Pädagogik heutzutage viel zu sehr.

Thäte sie das nicht, so wäre die Einseitigkeit der vorzeitigen Fachsonderung der Schüler nach Gewerbeschulen, Bürgerschulen, Realschulen verschiedener Ordnung und Gymnasien niemals ins Leben getreten. Wir hätten uns dann begnügt mit Volksschulen für diejenigen, deren Lebensverhältnisse dazu nötigen, die Schulbildung mit dem vierzehnten Lebensjahre abzuschließen, mit Bürgerschulen für diejenigen, denen die Verhältnisse die Verlängerung des Unterrichts für die praktischen Berufszweige des gewöhnlichen Lebens um einige Jahre verstatten, und endlich die Gymnasien, die als reformierte Einheitsschule die Vorbereitung für die höheren Studien der Technik, des Gewerbes, des Handels und der Wissenschaft übernehmen müßten. Die Geister brauchten dann nicht vor der Zeit genügender Prüfung nach völlig unzureichenden Rücksichten sich für die eine oder die andere der vielen Schularten zu entscheiden und würden gerade in der Gemeinschaft vielseitiger Anregung neben dieser Prüfung noch den Gewinn gemeinsamer Menschenbildung davontragen, den sie heutzutage in der Zersplitterung immer mehr sich abscheidender Fachzustutzung verlieren.

Gerade diese Gemeinschaft vielseitiger Anregung muß auch als dasjenige angesehen werden, was die hervorragend einseitig Begabten brauchen. Nichts ist solchen Geistern nachteiliger oder für sie gefährlicher als einseitige Pflege ihrer besonderen Talente. Das führt gar leicht zum bloßen Formalismus der Kraftleistung ohne Inhalt; auf solche Art werden Virtuosen gezüchtet, aber keine großen Künstler gebildet. Und halbe Talente gehen bei solcher einseitigen Pflege und thörichten Ueberschätzung des eigenen Könnens in der Regel ganz zu Grunde. Auch dem Genie ist es vorwiegend nützlich, an die Gemeinschaft der Forderung menschlichen Wissens und menschlicher Bildung stetig erinnert zu werden. Erst an dem rechten Ueberwinden dieser Zumutung wird sich die Tiefe der genialen Kraft erproben lassen. Solcher Zügelung bedarf der Geist, der auf dem geflügelten Pegasus gern über die Wirklichkeit fortfliegen möchte, oder der nur allzu geneigt ist, sich einzig und allein auf den Triften seiner Neigung zu ergehen. Beide Irrwege zeigen sich dann in der Kunst als das Schweben in der Luft der Ideen oder als das Schwelgen auf dem fetten Boden des krassesten Realismus. Das Gleichmaß einer richtigen Erziehung ist auch bei der Bildung dieser Geister das Richtige.

Wird das alles beobachtet auf allen Gebieten der Erziehung und des Unterrichtes, dann ist die Schwierigkeit richtiger Berufsentscheidung, wenn auch nicht ganz beseitigt, so doch wesentlich erleichtert.

Aus dem Trentino.

Von

Johannes Nordmann.

Am 29. Mai 1876 feierte Mailand für ganz Italien den siebenhundertjährigen Gedächtnistag der Niederlage Friedrich Barbarossas durch die Mailänder. Ich war während der Festtage in Mailand und konnte als Deutscher keine besondere Freude über den maßlosen Jubel haben, welcher die lombardische Hauptstadt förmlich aus Rand und Band gebracht hatte. Geradezu geärgert aber war ich durch die angeblichen Sendboten aus dem Trentino und aus Triest, die bei diesen Festlichkeiten mitthaten und sich und ihre Fähnlein im Zuge, der auf dem Domplatze Aufstellung nahm, anjubeln ließen. Damals war noch nicht das Wort „Irredenta“ im Schwange, und man sprach nur von deu Italianissimi, die in der österreichischen Hafenstadt und in Südtirol Losreißungs-Gelüste hatten, denen durch die erwähnten Sendboten bei dem Legnanofeste ein sichtbarer Ausdruck gegeben werden sollte. Besonders stolz

brauchten die Italiener auf das Dutzend dieser Oesterreichmüden nicht zu sein; sie erwiesen ihnen aber trotzdem die rauschendste Ehre.

Namentlich Cairoli verhätschelte sie und machte mit ihnen viel Aufhebens in einer Tischrede. Ein mir lieb gewordener Freund, der geniale Architekt der Gallerie Vittorio Emanuele, von deren Balkonausladungen ich mir den Festrummel auf dem Domplatze in aller Bequemlichkeit ansehen konnte, stellte mich hier dem Deputierten für Pavia, der es nachgerade zum Ministerpräsidenten gebracht hat, Herrn Cairoli, vor. Wie nie verleugnete ich auch damals nicht meine Heimat Oesterreich; ich that noch ein übriges und äußerte ganz offen meine Abneigung gegen den überschwänglichen Kultus, den man mit etlichen Unzufriedenen oder Abtrünnigen aus Trient und Triest inszeniert habe. Bei wechselseitigen Besuchen, die wir uns während eines kurzen Aufenthaltes in unseren Absteigequartieren abstatteten, behandelten wir dieses Thema noch eingehender, aber in der freundlichsten Weise, die unter anständigen und gebildeten Leuten bei Kontroversen herrschender Brauch sein müßte.

Cairolis Frau ist eine Contessa aus Trient, eine prächtig schöne Erscheinung, voll Geist und Leben. Ich begreife, sagte ich unter anderem, daß man als Italiener für eine solche Frau immerhin noch deren Heimat: das Trentino zurückerobern möchte; doch dürfe auch dem Oesterreicher nicht verdacht werden, daß er sich bei aller Bewunderung vor dieser modernen Helena gegen eine Zerstückelung seines Vaterlandes mit Händen und Füßen sträube und wehre. Cairoli ließ meinen Standpunkt gelten, obgleich er hinwieder nicht zugeben wollte, daß jene Festdemonstration aus Triest und Trient nur als eine müßige Flunkerei und nicht ernsthaft zu nehmen sei.

Der arme Mengoni, dem ich die interessante Begegnung mit dem italienischen Patrioten und Staatsmanne verdankte, ist von der Galerie Vittorio Emanuele gestürzt, nachdem dieses herrliche architektonische Werk durch das imposante Hauptportal seinen Abschluß erhalten hatte. Seit dem Legnanofeste war ich mit Cairoli nicht mehr in Kontakt. Ein Besuch, den ich bei ihm während der Leichenfeierlichkeiten für den früheren König von Italien in Rom vorhatte, wurde vereitelt; und ein neuerer Besuch, den ich ihm im vorigen Jahre in dem südtirolischen Bad Rabbi von Maló aus abstatten wollte, wurde verregnet.

Ich trieb mich nämlich im August des Vorjahres zehn Tage und darüber im Valsugana und in dem Noce- und Solthale auf Rekognoszierung, also in Gebieten herum, welche die Angriffs- und Einbruchspunkte für die Irredentisten bilden, wenn sie mit ihren Drohungen ernst machen und die flache Hand zur Faust ballen würden. Indem ich dies verrate, möchte ich mir diese lüsternen Herren nicht als Schatten an meine Fersen heften, wenn ich vielleicht schon im nächsten Jahre wieder die genannten Thäler abstreife. Meine Exkursionen haben keinen strategischen Hinterhalt, und ich habe bei ihnen nur die Adamello- und Brentagruppe jenseits der Etsch und durch das Valsugana die Sette Communi als Zielpunkte.

Der Nordpolfahrer Julius Payer, welcher, bevor er Salzwasser pflügte, der waghalsigste Alpinist war und an die sechzig Bergspitzen, keinen unter 9000 Fuß, erstiegen hatte, empfahl mir bei einem Abstecher, den ich aus dem Pusterthale nach dem reizenden, zwischen den schattigsten Baumschlägen gelegenen Varren machte, ganz besonders das Adamello- und Brentagebiet. Sein Rat, über den ich mich vorläufig nur orientieren wollte, klingt mir noch immer in den Ohren nach, und ich will mir dafür gelegentlich die Beine müde laufen und wenigstens von der „Leipziger-Hütte" am Mandron-Gletscher den Ein- und Ausblick in das Val di Genova und auf die Vedretta della Lobbia gewinnen.

Das Noce- oder Nonsthal und das Val di Sol sind die Eingangspforten in die Hochgebirgswelt; ersteres breitet sich weithin aus und erschließt von seinen Höhepunkten die Aussicht auf einen in der Sohle leichtgewellten, stellenweise gut kultivierten Boden und auf zahlreiche ringsverstreute Ortschaften; das andere, mehr eingeengt und in sich abgeschlossen, verliert den freundlichen Charakter der Thalfahrt, die man hinter sich hat, und aus den Schluchten, die auf die Straße ausmünden, streichen uns schon die Gletscherbrisen der Brentagruppe und des Val di Genova entgegen. Malè im Val di Sol ist so recht der Knotenpunkt zu Ausflügen, die aus der Thalidylle nach nicht zu langer Wanderung in Felseneinöden führen, die Dante nicht schauerlicher für seine Schilderung des „Inferno" wünschen konnte. Das

Etschthal kannte der ernste Ghibelline, und er kam wohl über den Bergsturz zwischen Ala und Roveredo hinaus, den er mit seinen Terzinen so meisterhaft geschildert, nicht aber über die Etsch und in jene Wildnisse hinein.

Ein Städtchen mit echt italienischem Gepräge ist Cles. Eine auch nur halbstündige Betrachtung des Lebens und Treibens aus dem Fenster des Gasthauses „Zur Krone" vermittelt uns Genrebilder, wie man sie nicht charakteristischer jenseits der Landesgrenze finden kann. Zu dem Brunnenbassin, das Pferdeträuke und der Sammelort für die Wäscherinnen ist, kommen die schönsten Mädchen und holen das Nutz- und Trinkwasser in blanken Kupferkesseln, von denen sie ein hochgefülltes Paar mit dem Tragbalken über der Schulter leichten und graziösen Ganges, ohne einen Tropfen zu verschütten, in die Wirtschaft bringen.

Solche Kessel sind der Stolz jeder Hausfrau, und die werden nirgends schöner, man konnte fast sagen stilgerechter gearbeitet als in Cles, wo überhaupt der Sitz einer regen und kunstfertigen Industrie- und Gewerbethätigkeit ist, die sich von hier über die beiden Thäler verbreitet hat.

Eigentliche Musterproben dieses Kunstgewerbes findet man im Hotel di Trento in Trient, das an Komfort den Vergleich mit den besteingerichteten Gasthöfen des Kontinents aushält. Das ganze Ameublement des Hotels ist das Resultat von Handwerkern aus dem Trentino, und jedes einzelne Stück so tüchtig und gleichzeitig so elegant ausgeführt, daß es in dem vornehmsten Hause Staat machen würde. Welschtirol teilt mit Italien in wahrhaft verbrecherischer Weise den Vandalismus gegen die Wälder; der unvernünftigsten Abholzung wird von niemand Einhalt gethan und jedes diesbezügliche Gesetz mit frivolem Uebermut umgangen. Fast wunderbar muß also erscheinen, daß in weltvergessenen Winkeln sich noch Holzsorten vorfinden, die sich für das Kunsthandwerk eignen, und daß nicht die letzten in den tiefsten Thaleinschnitten aufragenden Berghänge längst bis auf die Felsenknochen nacktgelegt wurden.

Als ich Abends durch die Rochetta nach Mezzo-Lombardo und von dort bei einbrechender Nacht auf dem Schienenwege in meine Herberge, das genannte Hotel, kam, sah ich früher aus der Ferne und jetzt in nächster Nähe Höhenfeuer ringsum, die allüberall, soweit das Auge reichte, auf den Bergkuppen emporloderten. Für den Geburtstag des österreichischen Kaisers wurde dieses Flammenopfer gebracht, das grell abstach von den widerhaarigen Tendenzen eines Landstriches, den die Italianissimi schon als eine künftige Eroberung betrachten wollen.

Mein Wirt, Oesterreicher nach Namen und patriotischer Gesinnung, war glücklich über diese Ovation, die er noch dadurch verstärkt glaubte, daß Cairoli am Vortage bei ihm Früchte und andere Viktualien bestellt hatte, die unverzüglich nach Rabbi abgingen. Der loyale Oesterreicher hatte mit dem 18. August als dem Geburtstage und nicht mit dem Namenstage der Contessa Elena Cairoli gerechnet, welchen der aufmerksame Gemahl vor seiner Heimkehr nach Rom festlich begehen wollte. Am nächsten Tage verließ der Premierminister das Bad Rabbi, das im vorigen Jahre von dem italienischen Adel reichlich besucht war, und kehrte aus dem Trentino durch das Val Camonica nach Italien zurück.

Wenig gekannt von Touristen ist dieses prächtige Gebirgsthal wie auch der herrliche Iseosee, gegen den es ausmündet, und der von Brescia aus leicht erreichbar, nur selten von Reisenden besucht wird. Grün, wie unsere österreichischen Hochlandseen ist sein Wasserspiegel, und er ist weitaus belebter als der Gardasee. Während auf diesem nur die Passagierdampfer zwischen Desenzano, Peschiera und Riva fahren, ist der kleinere Iseosee tagaus, tagein mit zahlreichen Barken bedeckt, welche von Lovere aus, wo Hochöfen dampfen und andere Werke thätig sind, das hüttenfähige Erz und andere Fabrikate gegen Brescia hinaustragen.

Ein Juwel war und bleibt dieser See für mich, an dem ich wiederholt Siesta hielt, und an dem ich sogar festeren Fuß zu fassen eine glückliche Weile entschlossen war. Schon war das Terrain auf der Insel mitten im See gewählt und der Bauplan für mein Besitztum entworfen. Ich sollte es dennoch nicht so gut haben, daß der Plan, mit dem mich Freund Mengoni überraschte, ausgeführt wurde.

Ein Blick
auf das Tierleben am Rande der Sahara.

Von

Carl Vogt.



Man hat es schon längst gesagt: das eigentliche Afrika fängt erst mit jener weiten Wüstenregion an, welche von dem Golfe von Gabes im Osten bis an die Küsten Marokkos, den Kanarischen Inseln gegenüber im Westen, Nordafrika schief durchschneidet und das an Wasser und Wald reiche Innere von der gebirgigen Küstenzone scheidet, welcher das nördliche Tunis, Algier und Marokko angehören. Bodenbildung, Flora und Fauna weisen diese Küstenzone dem Mittelmeere und zwar dem westlichen Ringe desselben zu, der noch



Felsentaube, Waran, Gecko und Debb (S. 139).

in jüngster geologischer Vergangenheit wahrscheinlich ganz geschlossen war, jetzt aber durch die Meerenge von Gibraltar mit dem Ozean und durch die weiteren Oeffnungen zwischen Sizilien, Malta und dem tunesischen Vorgebirge mit dem östlichen Teile des Mittelmeeres zusammen hängt.

Es hält schwer, den Charakter dieser Wüstengegend zu definieren. Im großen Ganzen erscheint sie freilich als eine sanft gegen ihre Mitte hin geneigte Ebene, welche die von Norden und Süden her strömenden Gewässer in Salzseen, den sog. Schotts, aufnimmt oder sie im Sande verschluckt; im einzelnen betrachtet, zeigt sie Hügel und sogar Bergzüge, bald aus Dünen, bald aus festem Felsgestein bestehend, und auch der Untergrund ist äußerst mannigfaltig gestaltet, bald festerer Lehm, Salz- und Gipsthon, bald feinerer Sand oder gröberes Steingerölle. Die Aermlichkeit des Pflanzenwuchses, der in der Oede fast ganz dem Auge verschwindet, die meist stachlichen, mit spärlichen, graugrünen Blättern bekleideten Sträu-

cher und Gräser, die nur in einzelnen, niederen Gruppen Stand halten und nirgends eine zusammenhängende Decke bilden, können auch nicht als charakteristisch gelten, denn genau dieselben Verhältnisse finden wir in der Hochebene, welche zwischen den beiden Küstenketten des Atlas im Norden und der Aures und Amur im Süden sich ausdehnen. Hier, wie dort, dieselben lehmgelben, nackten Flächen, dieselben Salzseen, welche die Gewässer einschlucken, dieselbe Verschiedenheit der Bodenbildung.

Aber diesen Hochebenen, welche sich hie und da, wie bei Setif und Batna, auf etwa tausend Meter über dem Meeresbecken halten, während die Tiefenrinne der Sahara bis unter den Spiegel der See sich hinabsenkt, fehlt ein charakteristisches Gewächs der Sahara, die Dattelpalme, welche den mit Wasser gesegneten Teilen der Wüste einen spezifischen Charakter aufdrückt und von welcher überhaupt das Leben des Menschen in diesen Gegenden abhängt.

Einzelne Dattelpalmen kommen ja überall, von Menschenhand gepflegt, an den Küsten des Mittelmeeres vor. Es gibt auch an der nördlichen Küste einige Palmenwälder, wie bei Elche in Spanien und bei Bordighera in der Nähe von Nizza — aber die Früchte dieser Bäume werden nicht reif, nicht süß und sie werden nur der Zierde oder der Blätter wegen gepflegt, die am Palmsonntage ihre Verwendung finden. In den Oasen desjenigen Wüstenteiles aber, den ich gesehen, ist die Dattelpalme, so zu sagen, der einzige Baum, der überhaupt vorkommt und die übrigen Bäume, welche etwa gezüchtet werden, verschwinden ebenso unter ihrer Menge wie die spärlichen Laubbäume unter den Tannenwäldern des Nordens.

Ich kann nicht gerade sagen, daß diese Palmenwälder an und für sich schön seien. Von der Mannigfaltigkeit in Form und Kolorit, welche unsere Laubwälder bieten, ist keine Rede. Es sind immer steife, starre Besen, welche mit ihrem Stiele in den Boden gesteckt sind; mögen auch hunderttausend Stämme zusammengedrängt sein, wie in der Oase von Biskra, so bleiben es immer hunderttausend riesige Besen ohne jegliche Individualität, mit gleich dickem, braungelb geschupptem Stamme und grüngelbem Schopfe, dessen Blätter bei dem einen geordnet sind, wie bei dem andern.

Damit will ich freilich nicht leugnen, daß diese Oasen einen bedeutenden Eindruck auf den Reisenden machen, der nach tagelangem Reiten oder selbst Fahren, wo er nichts als lehmgelbe, schattenlose, dürre, von hochstehender Sonne beschienene Flächen gesehen hat, nun endlich die Oase in nächster Nähe erblickt, wo er seine Augen am Grünen laben kann und Wasser, Schatten und Kühle finden wird. Das sind dieselben Empfindungen, welche den Nordfahrer bestürmen, wenn er nach langer Fahrt in nackten Gegenden wieder Bäume sieht, — aber sie beweisen nichts für den Satz, den Humboldt meines Wissens zuerst aufgestellt hat, indem er die Palme für die edelste Pflanzenform erklärte. Es verhält sich damit, wie mit den vielgerühmten Südfrüchten — es geht nichts über unsere Aepfel und Birnen, unsere Pfirsiche und Erdbeeren und keine Baumform kann sich siegreich in künstlerischer Beziehung unseren Eichen und Buchen gegenüber behaupten.

Dieselbe Einförmigkeit, wie in der Pflanzenwelt, herrscht auch in der Tierwelt der Sahara. Ich kann freilich nur flüchtige Eindrücke mitteilen, — eine Woche in Biskra und der Umgegend genügt bei allem Fleiße und reichlicher Ausnützung der Hilfe, welche die müßig in Menge umherlungernden jungen Araber leisten, nicht, um mehr zu gewinnen, als einen auf wenigen speziellen Beobachtungen beruhenden Gesamteindruck.

Ich möchte sagen, daß die Monotonie der Wüste großenteils in der Farbe begründet ist. Alles ist mit Lehmfarbe wie angestrichen; bald etwas heller, bald etwas dunkler gelb, bald mehr grau oder braun, bald auch gesprenkelt oder fleckig — aber immer Lehmfarbe — Boden, Pflanzen und besonders Tiere. Von dem einheimischen Kamel oder Mähnen-Muflon bis zu dem Skorpion herab zeigt alles dieselbe Grundfarbe — mit alleiniger Ausnahme der Käfer, welche alle schwarz oder wenigstens sehr dunkel sind. Ein ruhig daliegendes Kamel kann man ebensowenig in einiger Entfernung von einem Steinblocke unterscheiden, als eine Hornviper (Cerastes, S. 141 f.) von einem Wurzelstücke oder ein Steppenhuhn (S. 141), das sich geduckt hat, von einem Steine — erst die Bewegung läßt die Tiere erkennen. Auf den Hochebenen, wo

noch manche Laubgewächse vorkommen, die Rinnsale der Bäche von gerade blühenden Oleanderbüschen umsäumt waren (ein reizender Anblick für den Reisenden, ein unliebsamer für den Einheimischen, denn wo der Oleander blüht, da blüht auch das Fieber), auf der Hochebene von Lambessa, wo ich mit einigen Arabern von den alten Römern bearbeitete Steine umwälzte, um nach Eidechsen, Skorpionen und Tausendfüßern zu suchen, kommen noch die prachtvoll gefärbten, grünen Eidechsen mit blauen Augenflecken (Lacerta ocellata, S. 141), neben sandfarbig gefleckten, kleinfüßigen Schleicheidechsen (Gongylus) und lebhaft grün und blau gefärbten Tausendfüßern vor — in den Zäunen an der Küste klettert noch langsam das in so vielen Tönen wechselnde Chamäleon — bei Biskra ist der an den Palmbäumen kletternde, bissige Waran (Psammosaurus, S. 137), der an den Lehmwänden der Häuser nach Fliegen und Wanzen jagende Gecko (Platydactylus, S. 137), sind die zahlreichen kleinen Erdeidechsen alle von derselben lehmgelben Grundfarbe; nur der geduldige Debb (Uromastix, S. 137) mit seinem rundum mit Stacheln besetzten Schwanze hat eine dunklere Farbe, die seinen dicken Kopf und Bauch in den Felsklüften, in welchen er sich birgt, einem Rollsteine ähneln läßt. Auf den Hochebenen fliegt noch die Felsentaube (Columba livia, S. 137) diese lebhaft gefärbte, schön gezeichnete Stammmutter aller unserer gezähmten Taubenrassen — aber was auf dem Boden der Wüste, in den halb vom Sande erstickten Stachelbüschen von kleineren Vögelchen herumhüpft, ist ebenso wie die Steppen- und Wüstenhühner alles gelbgrau in gelbgrau von dem Schöpfer angepinselt worden. Was fliehen, sich ducken oder sich verbergen muß, hat die allgemeine Wüstenfarbe; nur das Nachttier oder das auf seine Stärke trotzende Wesen kann ein anderes Gewand anlegen. Der alte, männliche Strauß ist weiß und schwarz — das schwächere Weibchen und die Jungen sind bräunlich grau. Selbst die kleinen Fische in den wenig tiefen Bächen, die fingerlangen Barben und die zollangen Zahnkarpfen (Cyprinodonten) haben die Farbe des Sandes, über welchem sie schwimmen. Die in den Palmengärten grabende Maulwurfsgrille ist heller gelblich, als die unsrige; die seltenen Heuschrecken haben dieselbe Farbe, die Landkrabben nicht minder. Selbst der Skorpion, der doch ein nächtliches Tier ist und bei Tage sich unter Steinen oder in den Häusern versteckt hält, ist graugelb. Nur die Landschildkröten (S. 146), welche durch ihren Panzer geschützt sind und oft scharenweise an schlammigen Bächen sich auf-



Chamäleon



Prachtkäfer (S. 140). Sandraubkäfer (S. 140). Schwarzkäfer (S. 140).

halten, sind schwärzlich mit allerliebsten gelben Zeichnungen und Tupfen.

Es fällt wohl nicht schwer, die Farben der Sandbewohner aus der Anpassung zu erklären. Das ruhende Tier ist durch dieselbe vor Nachstellung und Entdeckung möglichst geschützt. Meist läßt erst die Bewegung es unterscheiden. Je täuschender die Bemalung, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß es dem spähenden Auge des Feindes entgehe. Zudem kugeln sich auch die meisten dieser Tiere in der Ruhe so zusammen, daß ihre Form keinen Anhaltspunkt bietet.

Wenn aber diese Erklärung der Farbe der Wüstentiere die richtige ist, woran wohl kaum zu zweifeln, so bieten die fast durchgehends schwarzen Käfer eine schwerer erklärbare Ausnahme. Selbst die zollangen Prachtkäfer (Buprestiden, S. 139), deren Flügeldecken bei genauerer Betrachtung die schönsten Metallfarben zeigen und deren Larven in den Stämmen der Palmbäume weite Gänge ausgraben, erscheinen in geringer Entfernung schwarz. Nur die meist fliegenden Sandraubkäfer (Cicindelen, S. 139) zeigen helle Flecken; alle übrigen, mögen sie nun vom Raube, vom Mist oder sonstigen Abfällen leben, sind einförmig schwarz gefärbt, lassen sich also auf den ersten Blick auf dem hellen Boden erkennen.

Wie nun diese auffallende Ausnahme erklären? Sie ist so allgemein, daß man die am zahlreichsten vertretene Familie geradezu die Schwarzkäfer (Melasomen, S. 139) genannt hat.

Vielleicht dürfte folgende Annahme die richtige sein. Alle diese Käfer, mögen sie auch noch so verschiedenen Familien angehören, haben einen stark gewölbten Rücken und nach unten gebogenen Halsschild und Kopf. Viele laufen ziemlich schnell; alle aber, die ich lebend verfolgte, kugelten sich bei drohender Gefahr, wenn sie keinen passenden Unterschlupf fanden, fast vollständig zusammen und stellten sich tot. Das ist bekanntlich eine List, die auch von vielen unserer einheimischen Käfer geübt wird. In diesem zusammengekugelten Zustande gleicht aber ein solcher Schwarzkäfer täuschend einer Bohne von Ziegen- oder Schafmist, die glatten dem frischen, die gerippten dem getrockneten Miste dieser häufigsten Wiederkäuer, und da die Käfer solchen Mist aufsuchen, sich davon nähren, ihre Eier hineinlegen und auch gehörig darnach stinken, so will es mir scheinen, als sei gerade diese Aehnlichkeit für sie ein Schutzmittel. Wenn man dagegen einwenden wollte, daß Ziegen und Schafe nicht ursprüngliche Tiere der Wüste, sondern in dieselbe eingeführte Haustiere seien, die Käfer also sich nicht dieser Aehnlichkeit hätten anpassen können, so kann ich nur mit der Thatsache erwidern, daß Gazellen und Antilopen, diese ursprünglichen Wiederkäuer der Wüste, ganz dieselbe Losung zeigen, wie Schafe und Ziegen. Ich habe manchmal so ein schwarzes Kügelchen, das regungslos vor mir lag, zwei- oder dreimal mit dem Stocke umgedreht, bevor ich wußte, ob es auch der Mühe wert sei, mich darnach zu bücken. So wäre also auch hier wieder das Bedürfnis, durch Täuschung und leichte Verwechslung sich Schutz zu verschaffen, das bestimmende Moment sowohl für die Farbe als auch für die Gestalt. Früher sollte es die Sonne gethan und die Käfer schwarz gebrannt haben, wie die Neger.

Man muß nicht glauben, daß das Tierleben in der Wüste ein sehr reges wäre. Wie könnte es auch sein, da die erste Bedingung zu einem solchen, eine üppige und mannigfaltige Vegetation gänzlich fehlt und mit Ausnahme der Salzseen und der wenigen, obenein meist im Sommer versiegenden Flüsse und Bäche das so mannigfache Lebensformen herbergende Wasser ebenfalls nur spärlich vorhanden ist?

Nur wenige Vögel schlüpfen, meist lautlos, von Busch zu Busch. Während in den Küstengegenden, zum erfreulichen Unterschiede von Italien und Spanien, Wald und Busch und Feld von Sängern aller Art ertönt, die nur selten verfolgt werden, bei Algier namentlich die Nachtigallen während meiner dortigen Anwesenheit im April in fast lästiger Weise Massen-Konzerte aufführten, ist die Wüste meist stumm. Es gibt freilich Leute (und ich bin mit solchen Touristen gereist), welche glauben, sie müßten in jeder Nacht das Gebrüll des Löwen, das Lachen der Hyäne oder das Geheul des Schakals hören. Diese wissen freilich nicht, daß der Löwe in Algerien fast ausgerottet ist und daß das Freiligrath'sche Gedicht „Wüstenkönig ist der Löwe" insoferne auf durchaus irrigem Grunde beruht, als diese große Katze wesentlich Busch- und Gebirgstier ist, ebenso wie der weit häufigere und weit gefährlichere Panther. Hyänen? Ich habe keine gehört und einige Kamelskelette, die wir auf dem Wege nach Sidi Okba liegen sahen, waren sicherlich nicht von diesen Knochenknackern, sondern von Geiern und anderem Kleinzeuge bearbeitet.

Auch der Schakal ist häufiger im Gebirge und auf den Hochplateaus als in der Wüste. Ich sah einen erwachsenen Schakal von der Diligence aus, als wir von Palestro nach Setif fuhren und mehrere junge Tierchen wurden uns in Biskra zum Kaufe angeboten, fanden aber, ihres Gestankes wegen, keine Liebhaber. Jede Hyäne, sagen die Araber, halte sich einen oder mehrere Schakale als Freunde und Spürhunde. Der Schakal habe eine feine Nase und ein scharfes Gesicht; die Hyäne dagegen nur stumpfen Geruch und blöde Augen. So spüre denn der Schakal das Aas auf und die Hyäne zottele hinter ihm drein, wobei ihr der Schakal mancherlei Possen spiele, ganz wie Reineke Fuchs dem Wolfe.

Wir trafen in Biskra mehrere mit Jagdzeug ausgerüstete Mitglieder des Kongresses. Die



Grüne Eidechsen (S. 139). Steppenhuhn (S. 138). Hornviper (S. 138).

einen, junge und eifrige Naturforscher, gestanden ganz offen, daß sie sich künftig nicht mehr mit einer Flinte schleppen würden — einer aber, ein wahrer Tartaret von Tarascon, wollte sich durchaus nicht zufrieden geben. Gleich seinem berühmten, von Daudet so meisterhaft geschilderten Vorbilde, war er untröstlich darüber, daß die Diligence nicht von Räubern oder Löwen angegriffen worden sei, daß nicht auf jedem Palmbaume ein Panther, hinter jedem Erdhaufen eine Hyäne sitze. „Herr,“ sagte ein Araber zu ihm, „ich kenne den Schlupfwinkel einer Hyäne, etwa 20 Kilometer von hier in den Bergen. Wenn du sie jagen willst, so reiten wir hin; bringe ich dir die Hyäne zum Schusse, so zahlst du mir 50 Franken — wenn nicht, so hast du nur die Kosten der Reittiere zu bezahlen.“ Tartaret ging auf den Handel nicht ein.

Es ist klar, daß ich meine so kurz be-

messene Zeit nicht auf solche Expeditionen verwenden konnte. Ich hielt mich an die Insekten und Skorpionen, an die Reptilien und die Fische und dies um so mehr, als die umherlungernden Araberjünglinge, deren man immer ein halbes Dutzend auf den Fersen hat, sich bald als sehr findige Kammerjäger erwiesen. Als ich zwischen den Ruinen von Lambessa mit verstauchtem Fuße umherhinkte und mühsam einige Steine umwälzte, um nach Skorpionen, Tausendfüßern und Eidechsen zu suchen, waren bald einige freiwillige Helfer in Burnussen von undefinierbarer Farbe da, von denen der eine sagte: „Es wird dir schwer, Herr! Erlaube, daß wir dir helfen!“ Ich hatte bald meine Gläser und Säcke gefüllt. In Biskra ging es noch besser. Dort hat ein seit längeren Jahren angestellter Lehrer, Herr Colombo, den jungen Arabern sogar die lateinischen Namen der häufigeren Insekten beigebracht. „Soll ich dir Cicindelen fangen? Leihe mir dein Netz! Willst du Bupresten oder Melasomen? Gib mir deine große Zange, vielleicht finde ich einen Waran oder eine Leffah! (die giftige Hornviper Cerastes). Deine kleine Zange paßt recht gut, um Skorpionen zu fassen — gib mir



Hornviper (S. 138).

sie, ich bringe sie wieder; der Wirt, Herr Brulebois, wird dir sagen, daß ich ein ehrlicher Junge bin!“ So ging es den ganzen Tag — bald hatte ich nur zu wehren, daß man meine Gläser nicht mit häufigem Zeuge anfüllte.

Sie kannten die Eigenschaften der Tiere sehr wohl. Die Araber in Lambessa hatten eine große Furcht vor der großen grünen Eidechse mit Augenflecken (Lacerta ocellata), die sehr empfindlich beißt; die Biskri fürchteten aus demselben Grunde den Waran. Man brachte mir ein lebendes, etwa einen Fuß langes Exemplar (ohne Schwanz) dieser letzteren Art, das ich glücklich nach Genf übersiedelte und das sich in der That als ein grimmiger Geselle gebärdet, während ein etwa gleichgroßer Dornschwanz (Uromastix), von den Arabern Debb genannt, ein harmloses Wesen ist, das nie den Mund öffnet und sich gern in die Hand nehmen und streicheln läßt. Dem Waran (Psammosaurus) hatten sie einen Bindfaden durch die Nasenlöcher gezogen und ihm so das Maul zugebunden. So konnte ich ihn mit dem Debb und etwa einem Dutzend anderer Eidechsen, Geckonen, Agamen u. s. w. in einem kleinen Eßkorbe mit nach Hause nehmen. Dort erst wurde ihm, nach vierzehntägiger Reise, das Band abgenommen, wobei er sich sehr ungebärdig stellte. Sobald man sich seinem Käfig nähert, bläst er sich mit einigen tiefen Atem-

zügen auf, faucht wie eine Katze, läßt die lange, rote, vorn in zwei Zipfel ausgehende Schlangenzunge spielen und schießt gegen ein vorgehaltenes Stöckchen mit kräftigen Bissen los. Ich habe versucht, ihm Maikäfer und frisches Fleisch in den Schlund zu stoßen, um ihn zu nähren; er biß so heftig in die eiserne Zange, daß ich ihn an dieser rund durch das Zimmer tragen konnte, ohne daß er losgelassen hätte. Giftig, wie die Araber behaupten, ist er gewiß ebensowenig, als eine andere Eidechse — aber es ist leicht begreiflich, daß er mit seinen kleinen, aber scharfen und zahlreichen Zähnen Wunden schlägt, welche bei dem heißen Klima durch die starke Quetschung leicht bösartig werden können.

Die Hornviper (Cerastes), von den Arabern Leffah genannt, ist wie der Waran ein echter Wüstenbewohner. Trotz ihres meist tödlichen Bisses wird sie doch wenig gefürchtet, denn sie ist, wie die meisten Giftschlangen, ein träges Tier, das meist, Tags über im Sande vergraben liegt und nur dann beißt, wenn es getreten oder sonst verfolgt wird. Ich hege die Ansicht, daß gerade diese Viper das Urbild des alttestamentlichen Teufels d. h. der teuflischen Schlange ist. Die kurzen, sonderbaren, spitzen Hörnern ähnlichen Auswüchse über den Augen hat der Teufel sicherlich von dieser Schlange erhalten, die übrigens niemals von den Schlangenbändigern bei ihren Produktionen benutzt wird. Dazu ist sie zu apathisch und träge, auch wohl zu klein, um besonderen Effekt bei den Schaustellungen zu machen. Ob die Hörnchen wirklich, wie manche glauben, die Vögel anlocken, von welchen die



Schlangenbeschwörer (S. 144).

Leffah sich nähren soll, möchte ich deshalb bezweifeln, weil sie ein Nachttier ist, also ihr Sandversteck erst zu einer Zeit verläßt, wo die Vögel schlafen.

Zu den beliebten Schaustellungen wird die Haje der Araber, die Aspis der Kleopatra, die Ara (Aufgerichtete) der alten Aegypter oder Uräus-Schlange (Naja haje), eine nahe Verwandte der indischen Brillenschlange benutzt. Sie teilt mit dieser die eigentümliche, aufgerichtete Stellung, in welcher sie sich zum Beißen anschickt und die langen Halsrippen, durch deren Spreizung sie diesen Teil herzförmig verbreitert und bandartig abplattet, so daß der für Giftschlangen kleine und schmale Kopf in dem vorderen, ausgeschnittenen Teile fast wie eingesetzt erscheint. Brehm hat in seinem „Tierleben" eine ganz gute Abbildung des Tieres in seiner drohenden Stellung gegeben, nur scheint in den Augenblicken starker Erregung das Halsschild noch breiter und platter und der Kopf kleiner.

In Biskra kommt die Schlange nicht vor, wohl aber weiter im Osten an einigen, den Arabern wohl bekannten Oertlichkeiten. Der

zahlreiche Besuch während des Kongresses hatte unter mancherlei anderem Volke auch einen Schlangenbeschwörer (S. 143) herbeigezogen, der täglich Vorstellungen gab, welche sich genau in der oft beschriebenen Weise abspielten. Der häßliche, braune, mit allerhand phantastischen Zieraten behängte Kerl trug unter dem rechten Arme einen ledernen, wohl verknüpften Schlauch aus Bocksfell, unter dem linken einen Dudelsack, dem er heisere, schwirrende Töne entlockte. Der Schlauch wurde auf die Erde geworfen, aufgebunden und nun krochen unter den Tönen einer monotonen Melodie ohne Ende zwei etwa anderthalb Meter lange, dunkel grünbraune Hajes hervor, die alsbald den Vorderleib aufrichteten, den Hals erweiterten und fast horizontal mit dem Kopfe hielten und allen Bewegungen des Gauklers zornig folgten, stets bereit, wie es schien, auf ihn einzuhauen. Dieser folgte seinen Schlangen, sie stets aufmerksam mit den Augen fixierend und ließ die Musik nicht einen Moment ruhen, indem er beständig in das Mundstück blies und wenigstens mit der linken Hand auf dem Röhrchen fingerte. Die Szene dauerte lange und die Musik übte wohl auf die Schlangen eine ähnliche Wirkung, wie auf die Zuhörer — beginnender Hypnotismus. Nun ergriff er die Schlangen am Halse, streckte sie durch den bekannten Druck auf das Genick, den schon der Erzvater Aaron kannte, und legte sie auf den Boden, steif wie Stöcke. Allmählich kamen die Schlangen wieder zu sich, waren aber sichtlich abgemattet und ließen sich nun in die Hand nehmen und in den Schlauch bringen. Eine nähere Untersuchung, ob er ihnen die Giftzähne ausgebrochen oder nicht, ließ der Kerl nicht zu; ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß dies geschehen war. Die Vorstellung schien zu Ende; die beiden Hajes lagen zusammengeringelt am Boden mit kaum erhobenem Kopfe und der Kreis der Zuschauer begann sich schon zu lösen, als der Bursche ankündigte, für einen Sou extra von jedem wolle er noch ein ganz besonderes Schauspiel geben. Es kamen etwa anderthalb Franken zusammen, worüber er sehr erfreut schien. Nun griff er in einen kleinen Beutel, den er an der Seite hängen hatte und holte daraus eine etwa einen Meter lange Schlange hervor, in welcher ich sofort die nicht giftige Eidechsennatter (Coelopeltis lacertina) erkannte. Die Natter suchte zu entfliehen, er reizte sie auf jede mögliche Weise, so daß sie stark zischte und um sich biß und schließlich ließ er sich von ihr in die Zunge beißen und trug, zum Entsetzen der Zuschauer, die an der blutenden Zunge festgebissene Natter schwebend im Kreise umher. Er hatte einige Mühe, sie loszuhaken, machte einigen Hokuspokus, als reibe er ein Gegengift in die Wunde und empfahl sich dann dem geehrten Publikum zu geneigtem Wohlwollen. Giftig ist die Schlange ebensowenig, als unsere Ringelnatter — aber sich für einige Sou täglich in die Zunge beißen zu lassen, dürfte doch nicht jedermanns Sache sein.



Skorpion.

Zu der Leffah und der Haje gesellt sich als drittes Gifttier der Skorpion, der freilich zu den Spinnentieren gehört, von dem aber eine gelblich gefärbte Art mit hornbrauner Schwanzspitze in Biskra durchaus nicht selten ist. Ich habe in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes etwa zwei Dutzend lebende Exemplare erhalten und kann die Zahl der Skorpione, die während einer Woche den Kongressisten verkauft wurden, wohl zu einem halben Hundert anschlagen. Biskra wäre der Ort, um über die Natur und Wirkung des Skorpionengiftes, das noch wenig bekannt ist, Untersuchungen anzustellen. Der Mensch kommt jedenfalls am häufigsten mit diesem häßlichen, hartschaligen und hartlebigen Tiere in Berührung, das freilich, wie auch die Giftschlangen, durch die Erfindung der Streichhölzchen an seiner Gefährlichkeit etwas eingebüßt hat. Ein von einer Schlange gebissener oder vom Skorpion gestochener Araber macht mit dem

Messer, das er stets bei sich trägt, einen Einschnitt in die Wunde, um das Blut gehörig laufen zu lassen, verbindet das Glied oberhalb derselben fest mit dem Kamelhaarstricke, der ihm die Kapuze umwindet und brennt dann die Wunde mit einigen Streichhölzchen aus — er kommt so mit einer Brandwunde davon, um die er sich nicht viel kümmert. Das hindert nicht, daß hie und da Todesfälle vorkommen; ein handlanger Skorpion, dessen Giftblase gefüllt ist, kann besonders im heißen Sommer erhitzte und ermüdete Menschen in einigen Stunden dem Tode entgegen bringen. Ein Bekannter, der in der Wüste gereist war, erzählte mir, daß einer seiner Führer bei einem Halt nach erschöpfendem Ritt von einem großen Skorpion gestochen worden sei. Die Lastkamele mit der Reiseapotheke waren voraus, man hatte nichts als Kognak. Nach einer halben Stunde heftigen Schmerzes fiel der Mann zusammen und schien eine Leiche. Man packte ihn in eine Decke, lud ihn auf ein Pferd und ritt weiter. Aber bei dem nächsten Halte glaubte mein Freund noch schwache Herzschläge in Intervallen zu spüren. Er goß dem Manne Kognak in den Mund, sehr viel Kognak, sagte er, mehr als nötig, um zwei Männer betrunken zu machen. Am Abend im Bivouak angekommen, gab der Mann einige Lebenszeichen; man goß ihm abermals Kognak ein; er schlief, tief atmend und am andern Morgen war er zwar noch schwach, aber doch sichtlich hergestellt. Ohne den Kognak, meinte mein Freund, wäre der Mann an Herzlähmung gestorben.

Die Araber machen nicht viel Umstände mit dem Skorpion, den sie häufig genug in ihren Häusern und unter ihren Decken finden. Er wird mit dem doppelt zusammengelegten Zipfel des Burnus gepackt, in welchem der krumme Schwanzstachel sein Gift verspritzt. Die ersten wurden uns, aus reiner Spekulation auf größere Bezahlung, mit großen Furchtbezeugungen gebracht; meist hatte man ihnen einen Faden um den Schwanz gebunden, an dem man sie aufgehängt mit weit ausgestreckten Armen trug. Als sie sahen, daß ich die Skorpione ohne besondere Gemütsbewegung mit einem eisernen Zänglein packte und in das Glas mit Weingeist beförderte, worin sie, beiläufig gesagt, wohl eine Stunde zappelten, brachte man sie im Burnuszipfel und es geschah eines Tages, daß ein Skorpion von mittlerer Größe entschlüpfte, ehe ich ihn gepackt, über den Tisch in den Hof hinabkollerte und mit großer Schnelligkeit sich in einen Mauerritz des Hotels flüchtete, wo man ihm nicht beikommen konnte. Allgemeiner Aufruhr! Man holte einen Maurer herbei, der mit seinem Hammer die Verputzung wegschlug und dabei zugleich den unglücklichen Skorpion zerquetschte. Nun waren die Gäste beruhigt.

Auf der Rückreise von Biskra hätten mir die Skorpione fast einen Streich gespielt. Ich saß in der Diligence, meinen kleinen Korb mit den lebenden Eidechsen auf dem Schoße — in der andern Ecke schlummerte ein stämmiger Zimmermann in dickem, grobem Samtgewand. Plötzlich schrie der Mann auf: Hu! Ein Skorpion! und griff mit beiden Händen nach seinem Schenkel. Wir waren alle in größter Bestürzung und Aufregung; der Mann, leichenblaß vor Schrecken, hatte mit seinen Händen eine Falte in seiner weiten Hose gebildet und drückte und knetete mit seinen starken Händen etwas in der Falte Eingeschlossenes. „Sind Sie gestochen?“ fragte der eine; „hier ist Kognak, hier Salmiakgeist,“ rief der andere; „geschwind, geschwind, machen Sie die Hose herauf!“ — „Nicht nötig,“ antwortete der Zimmermann. „Ich bin nicht gestochen. Aber ich fühlte etwas in meiner Hose krabbeln und da habe ich rasch zugegriffen und den Unhold in einer Falte gepackt. Das Zeug ist dick, da sticht kein Skorpion durch! Hau! Hau! Da hast du's!“ rief er wiederholt, immer aus Leibeskräften drückend und quetschend. „Lebend kommst du nicht davon!“ So arbeitete der Mann wohl eine halbe Stunde lang, während er sich in Betrachtungen über die Gefährlichkeit der Naturforscher erging. „Da ist vorgestern so ein Herr mit dieser Diligence gefahren, der hatte eine ganze Schachtel mit lebenden Skorpionen mit sich und ein anderer Herr hat sich darauf gesetzt und die Schachtel zertrümmert und nun ist der Wagen voll von Skorpionen!“ Endlich entschloß er sich, die Hose aufzurollen und was kam heraus? Eine meiner kleinen, niedlichen Eidechsen, zur Unkenntlichkeit verquetscht. Erschreckt sah ich nach meinem Eidechsenkorbe. Eine zweite wollte eben denselben Weg nehmen. Ich zog sie unvermerkt heraus und warf sie durch das Fenster auf den Sand, indem ich den Korb besser schloß. Aber ich sagte keinem Mitreisenden, was ich noch darin hatte.

Zum Schlusse möchte ich noch eine Er-

scheinung besprechen, die zu mannigfachen Debatten Veranlassung gegeben hat.

Bekanntlich haben die Franzosen eine große Anzahl artesischer Brunnen in der Wüste und auf den Hochplateaus erbohrt und dadurch nicht nur die Anlage neuer Oasen und die Erhaltung älterer ermöglicht, sondern auch die Existenz eines weit ausgedehnten unterirdischen Wasserbeckens dargethan, das freilich seine Rinnsale besitzt und durch innere Bodenfaltungen in Thäler zerlegt ist, aber doch fast überall aufgefunden werden kann. Man war nun aufs höchste erstaunt, als man mit dem in dem Bohrloche aufsteigenden Wasser zugleich Fische, lebende Fische hervorkommen sah, die in dem abfließenden Bache weiter schwammen. Leben diese Fische in dem dunkeln Unterreiche, wie der Olm in den Höhlengewässern von Krain oder die Fische in der Mammut-Höhle von Kentucky und wenn dieses, wie kommt es, daß sie nicht wie diese blind und der Augen beraubt sind?

Ich hatte die Gelegenheit, in Biskra den jetzigen Oberleiter der artesischen Brunnenbohrungen, Herrn Jus, zu sehen, der sich von einer anstrengenden Campagne weiter im Süden dort einen Tag ausruhte und Vorräte einkaufte, um seine Kolonne zu proviantieren. Er hatte eben von seinen Leuten eine wahrscheinlich vollständige Sammlung aller Tiere erhalten, welche in diesem Frühjahre von den Brunnen zwischen Biskra und Tuggurt ausgeworfen waren und erlaubte mir in liebenswürdigster Weise, dieselbe zu mustern.



Schildkröten (S. 139).

Es waren nur bekannte Arten aus den oberflächlich rinnenden Bächen, überall verbreitete Barben und Zahnkärpfchen mit einigen selteneren Chromiden, einer südlichen Flußfischfamilie und mehreren Krabben, wie sie ebenfalls häufig in Bächen und Salzseen vorkommen. Nicht ein Exemplar unter vielen Hunderten fiel mir auf, das ich als eine spezifische, nur in der Tiefe vorkommende Form hätte bezeichnen können — alle waren, wie schon bemerkt, Arten zuständig, die ich zum großen Teile im Oued Kantara, Oued Biskra, im Bache der Fontaines chaudes selbst gefischt hatte oder aus den Museen her als Bewohner der Wüstengewässer kannte. Alle besaßen wohl ausgebildete Augen und zeigten dieselben Farben, wie die oberflächlichen Fische, während die Höhlenbewohner alle sich nur in blasse Farben kleiden.

Bedenkt man, daß die Bäche der Wüste nur zum Teile sich im Sande verlaufen, oft aber durch Löcher oder Bahrs, wie die Eingebornen sie nennen, in die Tiefe versinken; daß solche Bahrs an vielen Stellen über die ganze Wüste verbreitet sich finden, so wird die sonst rätselhafte Erscheinung vollkommen klar. Das Tiefenleben dieser Fische ist, wie Oberst Playfair, ein trefflicher Kenner der algierischen Fischfauna und Verfasser des englischen Reisehandbuches, sich ausdrückt, nur eine Episode; sie werden durch die Strömung in den Bahrs in die Tiefe gezogen und steigen durch andere, die mit Wasser gefüllt sind, wieder herauf in die Höhe an das Tageslicht. Sie sind also

keine Ueberbleibsel des früheren Sahara-Meeres, wie man wohl behauptet hat; sie gehen in das unterirdische Wasserbecken der Wüste an dem einen Orte hinab, um an einem andern und wenn ein Brunnen gebohrt wird, durch diesen wieder heraufzusteigen, wie die Forellen der Rhone in die unterirdische Strecke des Laufes derselben bei Bellegarde untertauchen, um am anderen Ende wieder hervorzukommen. Dieses abwechselnde Oberflächen- und Tiefenleben ist ebenfalls nur eine Anpassung an die in der Wüste gegebenen Lebensbedingungen. Die meisten Bäche trocknen während des größten Teiles des Jahres aus; die Fische, die wohl meist lebendige Junge gebären, müßten mit ihren Eiern zu Grunde gehen, wenn sie nicht in unversiegbare Gewässer ihre Zuflucht nehmen könnten.

Die Geschichte vom Engländer und vom Senn.

Von

P. K. Rosegger.

Auf den Meeren gewinnen sie das Geld, auf hohen Bergen geben sie es aus; freilich, lange nicht alles. Die reichen Engländer, sagt man, hätten unsere Alpenwirtshäuser verdorben, heißt das, die in der Schweiz, denn unsere österreichischen Berge sind den Söhnen Albions schier zu wenig lebensgefährlich, als daß sie um gutes Geld darauf herumkröchen.

Aber auch in der Schweiz brummen sie, wenn die Naturschönheit und die Urwüchsigkeit der biederen Bewohner zu tief in den Geldbeutel schneidet.

John Frank hatte seinen ungeheuren Reichtum in allen Weltteilen aufgespeichert und über alle Wässer schwammen seine Schiffe, — ihm konnte es nicht fehlen, kein Krieg und keine Mißjahre konnten so allgemein sein, sein Vermögen zu zerstören. Für seine alljährliche Reise in die Schweiz gönnte er sich aber immer nur hundert Pfund Sterling. Er mußte damit leben wie ein Wicht — kein Kellnerjunge machte Reverenz vor ihm, der Könige und Fürsten aller Welt zu seinen Schuldnern zählte. Well — ihm war nicht um Kellnerbücklinge, ihm war um Bargeld zu thun.

Es geschieht selten, daß Engländer in der Schweiz die Hotels vermeiden und in Bauernhäusern zusprechen. Aber John Frank that es. Freilich, sagte er, um die Leute kennen zu lernen und sich an der Rechtschaffenheit der Bauernbündner zu erquicken. Mag sein — wenn er gescheit war; aber man hielt ihn allgemein bloß für geizig.

Einmal wieder reiste er die Rhone entlang, zur Rechten den Montblanc, das Matterhorn, den Monterosa; zur Linken das Finsterahorn, die Jungfrau. Der Engländer wanderte ganz allein.

Hinter dem Orte Münster, am Fuße des St. Gotthard, wandte er sich einem Sennhause zu. Man hatte vor ihm die Thür verschlossen, als man ihn vom Bache herauf nahen sah — Landstreicher gibt es doch allzuviele. Jeder mag hungerig sein und müde, mein Gott, der Jakob, so hieß der Aelpler, bei dem der Engländer zusprach, ist selber dürftig und kann nicht jeden unters Dach nehmen und sättigen. Die Einheimischen sind ohnehin zu verpflegen, die Fremden sollen in ihren Orten bleiben, und sind sie ganz heimatlos — es mag ja der Fall sein — so sollen sie sich an reiche Leute wenden, solche hat Gott ja auch in seiner lieben, weiten Welt.

Auch dem Fremden, der so lange beharrlich an der Thüre klopfte, bis man ihn einließ, wurden obige Gedanken höflich mitgeteilt.

„Wohl," sagte der Engländer, „es gibt auch reiche Leute in der Welt, aber das sind

zumeist Geizhälse. Ich bitte schön, daß Ihr mich beherbergt."

„Ich will's thun," sagte der Jakob. „Thät mich nur nicht selber die Sorg' so viel drücken, ich wollt' zu tausendmal gern Almosen geben und ich mein', reiche Leut' haben es schon deswegen gut, weil sie sich den Himmel mit Baargeld kaufen können, den wir andere Leut' mit Arbeit und Nöten, mit Geduldigkeit und Selbstverleugnung erjagen müssen. Unser Fleisch und Blut müssen wir absperren von allem, was es will, unseren Feinden sollen wir nicht die Köpfe einschlagen, sondern ihnen extra alles Gute anthun — ja, lieber Mann, das ist halt schwer. Lieber begnüge ich mich mit halbem Essen und verschenke die andere Hälfte als Almosen. So kommt in Gottesnamen nur herein."

Der Jakob hatte schon graue Haare und im Gesichte Furchen, war aber noch ein rüstiger Mann. Er setzte dem Fremden Milch und Käse vor.

„Habt Ihr keine Hausfrau?" fragte der Engländer.

„Die schläft."

„Ist ja noch früh am Tag! Oder ist sie krank, oder soll sie des Morgens zeitig aufstehen?"

„Lieber Mann," sagte der Senn und legte seine Hand auf die Achsel des Gastes, „mein Weib liegt so tief im Berg drin, daß ich fürchte, sie kann mir am jüngsten Tag nimmer aufstehen."

Der Engländer war einmal in guter Stimmung, das offene und doch wieder zurückhaltende Wesen des Senn gefiel ihm; er wollte weiter fragen, da wurde er von einem Gesang unterbrochen, der draußen vor dem Hause scholl. Ein junger Bursche dengelte eine Sense und sang dabei mit kecker Stimme folgendes Liedchen:

„Gestern auf d'Nacht,
Gestern auf d'Nacht
Hat mei Dirndl mich launig g'macht.
Heut in der Früa,
Heut in der Früa
Ist sie glei kuma zu mir;
Ih aba nix,
Ih aba nix,
Ih aba nix gredt mit ihr,
Weil's mi halt,
Weil's mi halt
Gestern auf d'Nacht launi hat g'macht."

Als der Jakob das Lied hörte, that er einen Lacher.

„Was singt er nur, der bildhübsche junge Mann?" sagte der Engländer und blickte zum Fenster hinaus.

„Auf sei' Mädel ist er bös," antwortete der Senn, „und das ist immer zum Lachen, wenn so zwei Verliebte mit einander trutzen — aber," setzte er leise dazu, „das ist gerade auch die gefährlichste Zeit. Ich sag' nichts, ich laß' alles gelten, wie es den Menschen aufgesetzt ist, schau zum Beten und zum Almosengeben, so viel ich kann, aber so viel weiß ich, für die zwei wär's hohe Zeit, daß sie zusammen heiraten thäten."

Er wendete sich ab und ging an seine Arbeit. Er war plötzlich wortkarg, als reuete es ihn, sich schon so weit mit dem Fremden eingelassen zu haben. Erst später, als dieser sich nach einem Führer erkundigte, der ihn des andern Tages auf den Gotthardstock leite, wurde der Senn wieder gesprächiger. So war das, dachte er, kein Landstreicher, sondern ein wahrhaftiger Tourist — hat möglicherweise sogar Geld.

„Ja, lieber Herr, auf den Berg — wenn Ihr zum Gletscher wollt, da geht's mit einem Führer nicht, da müssen zwei sein. Ich und mein Sohn, wenn's angenehm ist. Wir haben andere auch schon hinaufgeführt und kennen uns schon aus."

Das war dem Lord John Frank erwünscht. Er ließ sich's schmecken, was ihm am Abend vorgesetzt wurde, ließ sich in der Nebenkammer die Nachtruhe wohlbekommen. Das Bett des jungen Burschen war ihm angewiesen worden; ein flinkes, heiteres, flachshaariges Mädchen hatte es mit frischer Leinwand überzogen. Der Bursche war im Laufe des Abends öfter am Mädchen vorübergegangen — sie hatten sich beide nicht angeblickt, sie waren arg böse auf einander — das waren ja die Verliebten.

Der Jakob bereitete die Stricke und die Hacken und die Steigeisen, suchte auch Lederhandschuhe hervor, ein paar schwarze Augengläser, und was zu einer Gletscherwanderung eben nötig ist. Mit einem und dem andern war ja auch der Fremde versehen.

Bald nach Mitternacht wurde aufgebrochen; den Frühtrunk — Brunnenwasser — genossen sie oben unter der letzten Tanne, wo die kahlen Höhen beginnen.

Es war Tag geworden; die schimmernden Schnee- und Gletscherhöhen weithin und die grauen Alpenhörner ragten scharf in die Him-

melsbläue auf. In den Thälern zerstreuten sich die Nebel.

Das Gerölle und Erdreich war locker, so wurde dem Engländer der Strick um die Mitte geschlungen, und der Bursche wurde vorgespannt. — So oft sie still standen, suchte der Jakob dem Fremden die Namen der Berge, der Thäler und der Ortschaften zu sagen und ihn auf manches Merkwürdige und auf manche Schönheit aufmerksam zu machen. Aber der Fremde hörte und sah wenig darauf, sondern blätterte eifrig in einem rotgebundenen Buche, das er bei sich trug. So wußten die Führer: das ist ein Engländer, oder ein deutscher Fex, der den Büchern mehr glaubt, als der lebendigen Welt. Der Fremde sprach recht gut deutsch; der Jakob und sein Sohn sprachen nicht so gar den Schweizerdialekt, oder welsch, denn sie waren aus Bayern eingewandert und so verstanden sie sich ganz leicht. Nur daß der Mann so mühevoll auf den hohen Berg stieg, um im roten Büchel zu lesen, welches er mit sich schleppte, — das verstand der Jakob nicht.

Als sie über das erste Schneefeld hinaufschritten, hörten sie von einem der grauen Felsen wieder einen Knall.

„Gemsjäger?“ fragte der Engländer.

„Nein,“ antwortete der Jakob, „hört ihr's, wie es jetzt niederkollert? Seht Ihr dort die Blöcke tanzen? — und wie sie aufspringen und auffliegen an das Gewände und zerschellen? — Steinzerschießen thun sie, die Männer dort oben. Aha, jetzt haben sie uns schon gesehen, sie schwenken die Hüte! Ho, juch! juch!“ Und er hob selber seinen Hut und jauchzte.

„Ihr seid wohl mit allen gut bekannt?“ sagte der Lord.

„Ah,“ antwortete der Jakob, „wir zwei sind ja ihre Mitarbeiter, gelt Michel? Wir kleben an den anderen Tagen gerade so oben an der Felswand, wie die dort heute. Weil ein neuer Weg angelegt wird dort über das Horn ins Uri hinüber.“

Sie kamen den Steinbrechern näher und der Engländer sah nun die Mühsal und Gefahr dieser Arbeiten. In die Klüfte des fast senkrechten Gewändes hineingekauert mußten sie ihre Minen schlagen und laden. Dann handelt es sich rasch hintan zu klettern, bevor der Schuß mit seinen tausend Trümmern losging. Jeder der Arbeiter hatte den Strick um den Leib, mittelst welchem er an die anderen gebunden war. Vor wenigen Wochen erst — so erzählte der Jakob — war einem Arbeiter ein Felsstück an den Kopf geflogen, der Mann stürzte, blieb aber als Leiche hängen an den Mitgenossen.

John Frank dachte an seine Bergwerke und Goldgruben in Kalifornien, an seine Baumwollpflanzungen in Massachusetts, an seine Zuckerplantagen in Westindien, an seine Mais-, Gewürz- und Oelwirtschaften in Asien und Afrika; seine Millionen hatten gar nicht Raum auf den Kontinenten, sie schwammen als fertige Waren auf den Weltmeeren. John Frank war ein Mann, der hunderttausend Sterling dafür hätte geben können, nur um zu erfahren, wie reich er eigentlich sei. Dieser Mann sah hier zwischen Eis und Gestein den Arbeitern zu, die für zwei Franken täglich ihr Leben auf das Spiel setzten. — Sentimental könnte er werden; aber er war Englihsman und bei seinen Wasserbauten, Bergwerken u. s. w. gings ja nicht anders zu.

„Gott mit euch!“ rief der Jakob und sie schritten wieder aufwärts langsam über Schutt und Schnee.

Als sie sich zwischen einigen großen Felsblöcken durchgewunden hatten, sagte der Jakob zum Fremden: „Jetzt möcht' ich Euch wohl gern raten, daß Ihr das Buch in den Sack steckt, jetzt ist keine Zeit zum Lesen, jetzt müßt Ihr die Augen aufmachen, und freut's Euch schon nicht, die Eiswände anzuschauen, so habt Ihr auf Eure Füße zu sehen, daß sie keinen Fehlschritt thun.“

Da standen sie plötzlich vor einem Anblick, der den Lord wohl tief in der Seele durchschauerte. Eine ungeheure Schlucht, aus deren Tiefe Tannenwald heraufblaute, dunkel wie ein See. Die Wände waren senkrecht oder in Abstufungen und von Eis übergossen. Hoch oben an den Rändern ragten die Schnee- und Eiswuchten weit über und von denselben hingen in gewaltigen Tüchern und Stangen, scheinbar größer als wie hundertjährige Fichtenstämme, die Zapfen des Eises nieder. Die schimmerten in Regenbogenfarben und hinter denselben dämmerten finstere Höhlen und Klüfte, deren Geheimnisse wie durch einen wunderbaren, halb durchsichtigen und durchbrochenen Vorhang verdeckt waren.

Darüber breiteten sich gegen den Gipfel

des Berges hin die Schneefelder, die zerwühlten, zerrissenen — Berg und Thal, Schründe und Gewände, Zacken, Türme und Riffe — aber keine Erde und kein Stein, alles von Eis. Glattes, glasiges Eis, körniges mit Wellenbergen und trichterförmigen Löchern. Wo der Gletscher an die nackten Felsen prallte, dort staute er sich auf in erstarrten Schaumwogen. Dort wo er zu Rande ging, hatte er einen hohen, oft doppelten Wall von Steinen um sich gezogen. Zuweilen aber ging er durch schattige Mulden in einem wilden Strome tief in das Thal hinab. Schrecklich war der Anblick dort, wo der Gletscher in Trümmern lag — verschoben, zerhackt, zerfressen, und auf mancher hohen, senkrecht aufragenden Eissäule lag ein Felsblock, die mächtigsten Steine werden hier im Lauf der Zeiten durch die allmählige Bewegung der Gletscher hin und her getragen, wie Sandkörner in wilder See. — Hier über schmutzige, halb verwitterte Eisblöcke klettern, dort zwischen ungeheure Furchen und Sprünge sich windend, unter schaurigen Ueberhängen hin im grünlichen Halbdunkel, in schneidender Kälte; da hinanglimmen den blockigen Wall, dann wieder in die Tiefe klettern, mit zerschundenen Händen und brennendem Gesichte, immer weiter in die erstarrte Wildnis hinein — das war jetzt der Lauf unserer drei Männer. Den Abgrund hatten sie umgangen; der Lord hing an einem langen Strick, den voran der Michel, hinten der Jakob festhielt. Was die Beschwerden und was den Eindruck der seltsamen Naturbilder anbelangt, so schien das ganze Phlegma des Engländers über ihn gekommen zu sein. Er ließ sich zerren und leiten, kniff dabei die Augen ein und sagte kein Wort.

Sehr oft standen sie still um zu rasten. Im Eise krachte es zuweilen und die Tafeln und die unbeschreiblichen Gestalten alle waren bläulich oder grün oder violett — immerfort wechselnd. Den Männern zitterten die Augensterne.

Was Licht und Luft und Schall im Eise sind, und was das Eis ist in seiner Ewigkeit auf hohen Bergen, das versteht dem Erzähler nur der, welcher selbsteigen ist gewandelt auf den ehernen Flächen, zwischen den wildzerrissenen Trümmern — ein lebenswarmes Menschenherzlein mit seinen heiligen Schauern und seinem erhabenen Entzücken. —

„Seht,“ sagte der Jakob und zeigte in ein Kar hinab, „dort ist ein Steindamm gezogen, bis dort ist der Gletscher vor ein paar Jahren hinabgegangen; jetzt hat er sich wieder zurückgezogen. Vor fünfzehn Jahren ist er noch weiter hinabgegangen und da ist unten der ganze Berg locker geworden. Dazumal, wie mein großes Unglück ist geschehen.“

Der Engländer schwieg.

Sie kamen endlich auf die Höhe und blickten über die Eismassen hinaus in die Firne der Furka, des Tödi, des Finsterahorn, der Jungfrau, des Matter- und Weißhorn, des Monterosa, des Montblanc. Sie alle leuchteten so glatt und weiß, wer sah ihnen von weitem die wilde Zerrissenheit ihrer Gletscher an?

Der Engländer saß da auf einem Eisblock, starrte vor sich hin und holte rasch Atem. Der Jakob reichte ihm einen Schluck Branntwein. Der Michel grub mit seinem langen Bergstock den Buchstaben C ins Eis.

Unten in der Tiefe gegen Uri hin schwamm ein großer Vogel langsam durch die Luft. Als ihn der Jakob sah, sprang er auf und wurde totenblaß.

„Hat's was zu bedeuten?“ murmelte der Engländer.

„Nichts, gar nichts. Ein Lämmergeier. Hab' gemeint, es wär' ein Adler.“

„Die Adler sind doch nicht gefährlich?“

„Nichts, gar nichts,“ damit brach der Senn die Worte ab.

Der Wind schnitt wie ein Messer.

Sie machten sich wieder auf den Rückweg. Sie kamen mit noch größerer Mühe durch das versteinerte Wasser nieder, als wie sie durch dasselbe emporgestiegen waren. Sie kamen zu jener Schlucht mit den vom Rande niederhängenden Riesenzapfen und sahen in das wunderbare Farbenspiel, das jetzt die zeitweise hinter Wolken sich bergende Sonne im Eise hervorbrachte.

„Ich hab' das Leuchten auch in der Nacht gesehen,“ sagte der Jakob, „beim Monden- und Sternenschein, beim Abendrot und am Morgen. Das ist eine Herrlichkeit — nicht zu sagen.“

Plötzlich drang ein Knall von den Steinzerschießern heran, da krachte es und ein Teil des niederhängenden Eisgestämmes stürzte klingend und schmetternd in die Tiefe — zerberstend in tausend Scherben.

Der Engländer sah seine Begleiter an, sagte aber kein Wort.

„Die Lufterschütterung," bemerkte der Jakob. „Tagelang mögen sie da drüben knallen, es bleibt beim Alten und man sieht die kleinen Sprünge nicht in den Ueberhängen. Plötzlich ist's genug und das Ding bricht. 's ist mit allem so. Den Berg haben auch tausend Wetterstürme nicht zum Gehen gebracht und ein einzig Steinlein hat ihn gestürzt." —

Endlich standen sie wieder auf Stein und Erde. Hart am Rande, wo der Gletscher sich einbohrend ins Gestein und es aufwühlend zu Ende ging, stand ein zartes Vergißmeinnicht. Der Michel riß es ab und steckte es auf seinen Hut. —

Sie sahen auf dem Rückweg weiter nichts Merkwürdiges mehr; nur einmal blieb der Jakob stehen, zeigte in ein schroffes, finsteres Engthal hinab und sagte: „Das ist die Grindelkarschlucht."

Es war schon Abend, als sie erschöpft und hungrig niederkamen zum Sennhause. Die Christine — so hieß das flachshaarige Mädchen — hatte ein kleines schmackhaftes Mahl bereitet. Sie aßen und rasteten und der Michel spendete dem Mädchen das Vergißmeinnicht vom Berge. Sie nahm es an, steckte es an ihren Busen. Der Trotz war schon vorüber und das Blümlein senkte sein kleines Haupt hinein in die Falte des Tuches, an ihre Brust.

Die jungen Leute steckten draußen in der Küche beisammen und der Rauch des Herdfeuers deckte sie völlig ein, so daß der Jakob durch die Thür hinausrief: „Was geschieht denn da? Wirst ihren Hals auslassen, Michel? Daß dich doch der Geier —!"

„Nein, der Adler," versetzte der Bursche; da murmelte der alte Senn mit dumpfer Stimme:

„Geh du, — das kunntst auch gut sein lassen. Weißt ja, daß es mir das Herz im Leib umdreht."

Der Lord erhob sich von seiner Holzbank, sah in die Küche hinaus, legte seine Hand dem Jakob auf die Achsel und sagte: „Sehr viel habe ich heute gesehen und erfahren, aber mich dünkt, alles noch nicht."

„Alles kann kein Mensch in sich hineinbringen," antwortete der Senn.

„Ich meine, in diesem Hause steckt noch irgend etwas dahinter. Ein Englihsman ist in der Regel nicht neugierig in Dingen, die ihn vielleicht nichts angehen. Ist er aber einmal aufgereizt, dann —. Und Ihr habt mich schon gestern und heute aufgereizt. Ich bin mit Euch bekannt geworden, jedoch es steckt noch etwelches in Euch und ich will wissen, was."

Der Jakob schob die Achseln in die Höhe und lächelte traurig.

„Als ich gestern bei Euch eintrat," fuhr der Lord fort, „habt Ihr mich für einen Vagabunden gehalten, ich Euch für einen Bauern, hinter dem nichts stecke, als ein bischen Dummheit und tückischer Eigennutz. Mögen wir gegenseitig bekehrt sein. Euer Land ist herrlich, wie der große Gott, Euer Leben in dieser Bergwildnis ist armselig, aber Euer Herz ist tief. — Wie viel verlangt Ihr für Euer Geheimnis?"

Der Senn blickte den Engländer befremdet an.

„Was Ihr mir und meinem Sohn für die Führerschaft geben wollt, das gebt. Wir haben zwei Tagwerke versäumt, und daraus mache ich gar kein Geheimnis."

Der Lord faßte ihn an der Hand: „Freund, ich kann in den Furchen dieser Hand lesen, Ihr habt in Eurem Leben einmal einen unseligen Tag gehabt."

Die List that ihre Wirkung.

„So setzt Euch nur nieder," sagte der Jakob, „es ist ja kein Geheimnis, Gott bewahre. Nur zu laut und zu oft hab' ich's den Leuten schon geklagt; ihr mattherziges Mitleid und ihr wohlfeiler Trost und ihr Spott — gar ihr Spott, mein lieber Herr! — ist mir endlich lästig geworden. Da hab' ich mir vorgenommen, ich vergrab's, wie manches schon vergraben ist. — Nu, weil Ihr's hören mögt, ich will's erzählen. Aber es ist was Schreckliches, Herr, ganz was Schreckliches."

Hierauf setzte er sich in den Winkel hinter den Uhrkasten, wo der Schein der Lampe nicht mehr hinfiel, und begann:

„Am Mariaheimsuchungstag — jetzt ist's fünfzehn Jahr seither. Sie ist dazumal vierundzwanzig Jahr alt gewesen; ist kein Alter für einen Menschen, gelt? Der Michel ist ins vierte Jahr gegangen, und das sind halt unsere drei Leut' gewesen, daß man meint, der heilige Geist selber sollt' seine Freud' dran haben. Muß aber nicht gewesen sein. 's ist

der erste schöne Tag nach einem Regenwetter, das drei Wochen gedauert hat. Wir gehen am Nachmittag zu unserer Wiese hinauf und ich faß' mir den Michel in den Futterkorb. — Der bleibt auch nicht eine Stund' allein im Haus, gleichwohl wir ihn beim Futtermähen auf der steilen Wiese nicht brauchen haben können. Der wär' uns in die Sense hineingesprungen oder gar den Berg hinabgepurzelt. Uebermütig ist auch der Junge — na, Ihr könnt's ja heut' noch sehen."

Der Michel war just im Fingerhäckeln mit der Christine, zog das Mädchen über den Herd zu sich heran, ließ sich dann selber wieder hinüberziehen, aber sie kam nicht mehr los und ergab sich insofern, als sie ihm, sich ausschnaufend, die ganze Hand ließ.

„Wie wir den Fußsteig quer über das Grindelkar hinangehen," fuhr der Senn langsam fort, „und noch acht geben, daß wir im Schutt nicht rutschen, bleibt mein Weib stehen und sagt: ‚Kunnt man denn da die Glocken von Münster hören!' — ‚Nicht menschenmöglich,' sag' ich. — ‚Aber ich hab' bigott jetzt das Zügenglöckle gehört,' sagt sie. ‚Ist Einbildung gewesen,' drauf ich. — Wir kommen auf den ebenen Platz, auf welchem ein paar Bäume stehen, und hinter welchem die Felswand ansteigt. Unter einer dichtbeästeten Tanne ist ein grüner Rasen gewesen. So, sag' ich, Michelbub, da bleibst derweilen, und trag' ihm etliche Tannenzapfen und Schnecken herbei, daß er damit sich die Zeit kann vertreiben, bis wir unser Futter im Korb haben und wieder zurückkommen. Er bleibt sitzen und läßt die Schnecken spazieren gehen. Ist recht, sag' ich zum Weib, wenn er dieweil nicht weiter kommt, als wie seine Schnecken, so brauchen wir keine Sorg' zu haben. — ‚Wir sehen ja immer drauf her,' sagt sie. — So machen wir uns an die Arbeit, ich mit der Sense und sie mit dem Rechen. Allzwei miteinander sind wir allemal recht flink bei der Arbeit gewesen. Das Futter ist auch hübsch gestanden im selbigen Sommer, weil's viel geregnet hat. — Und wie ich so mäh' und mähe, da seh' ich auf einmal vor mir im Gras —"

Seine Stimme war hohl geworden, er sprang auf, stürzte in den allerfinstersten Winkel der Stube und preßte seinen Arm ins Gesicht.

„Was ist Euch, Mann?" sagte der Lord. Der Senn hielt eine Weile seinen Arm krampfhaft in die Augen gedrückt und seine ganze Gestalt schien zu beben. Endlich löste sich alles in einem tiefen Atemzug und er setzte sich wieder auf seine Bank.

Dann nahm er gefaßt sein Wort wieder auf: „Ja, und wie ich so mähe, da sehe ich auf einmal vor mir im Gras einen Schatten vorüberfliegen. Ich richte meinen Kopf auf — was denn das sein mag? Da flattert auch ein schauderlich großer Vogel über die Felsen auf. — ‚Jesus,' ruft das Weib, ‚ein Steinadler, und der hat gar ein Lamm in den Klauen.' — ‚Du,' sag' ich, ‚Lamm ist das keins — wo ist der Michel?' — Einen Schrei hat sie ausgestoßen. ‚Der Vogel hat uns das Kind geholt' — —." Jetzt lachte der Jakob; der Michel saß ja frisch und gesund dort bei dem Mädchen — aber das Lachen ging durch Mark und Bein.

„Wir laufen zu den Felsen hin," erzählte er weiter, „und lärmen, so viel wir nur vom Hals bringen mögen, daß wir dem Untier seinen Brocken abjagen. Der Vogel will hoch über die Felsen hinan, er schwimmt und flattert, hat aber zu schwer aufgepackt, muß sich niederlassen auf einem Felsklotz und das Kind läßt er nicht aus den Klauen. Wie er aber sieht, ich will den Felsen erklettern, fliegt er rasch wieder auf und stürzt sich, weil er in die Höhe nicht kann, mit unserem Büble in die tiefe Grindelkarschlucht hinab. — Mein Weib sieht's und eilt nach, eh' ich ihr noch ein Wort kann sagen. Quer über das Kar läuft sie hinab wie eine Gemse, und schreit und schreit — o, mein lieber Herr, wenn ich nur dieses Schreien noch einmal aus meinen Ohren könnt' bringen!"

„Und hat sie dem Raubvogel die Beute abgejagt?" fragte der Engländer in seinem gleichgültigen Tone.

„Wie sie so hinspringt von Stein zu Stein und im losen Schutt, da mein ich, sie muß stürzen auf der Stell'. — Gestürzt ist sie nicht, Herr. Aber ein Stein, ein ganz kleiner Stein ist ihr nach ins Rollen gekommen; der hat etliche mit sich gerissen und eh einer Ja und Nein kann sagen, ist der Schutt lebendig, der Schutt, die Steine all, das ganze Kar — und rutscht und dröhnt wie ein Erdbeben und tost und kracht nieder. Hoch auf raucht der Staub und Blitze fahren hervor — und wie ich wieder hinsehe, steht da unten

kein Wald mehr, das ganze Grindelkar ist nicht mehr zu erkennen — — — Ihr fragt nach meinem Weib. Ich auch. Hab's seither nicht mehr gesehen. — Auf den Schuttberg, der in der Schlucht liegt, hab ich ein Kreuz aufstellen lassen. — Das Kind haben wir im Wachholderbusch gefunden. Den Vogel wird wohl die Schuttlawine davon gescheucht haben."

Er stand auf und nahm von der Wandstelle ein Buch herab: „Lebensbeschreibung der Heiligen Gottes, auf alle Tage des Jahres." Er blätterte bis zum zweiten Juli hin, dem Tage Maria Heimsuchung.

„Ja," sagte er, „das ist noch ein Andenken," und zeigte eine lange, rostbraune Feder, die zwischen den Blättern des genannten Festes lag. „Das ist ein Stückle vom Adlerschweif, das neben dem Knaben gefunden worden ist." Jetzt durchzuckte es den Engländer; er langte nach der Feder und fragte, ob sie zu haben wäre. Der Senn wollte sie anfangs nicht zusagen, aber der Michel meinte, diesen Teufelsschwanz könne man schon entraten, derselbe wirke nichts Gutes im Haus, und er, der Michel, habe ohnehin noch am rechten Arm sein Andenken, wo der Vogel seine Klauen ins Fleisch gesetzt hätte.

Der Lord verwahrte daher sein neues Eigentum, die rostbraune Feder, — war wortkarg wie früher und hatte für den Erzähler kaum ein Wort der Teilnahme.

Bevor er aber schlafen ging, sah er die jungen Leute, die am Herde saßen, eine Weile an und fragte: „Ihr zwei habt euch lieb?"

Einen Blick der Befremdung hatten sie auf diese Frage, als hätten sie dieselbe gar nicht verstanden, zum mindesten nicht für passend gehalten.

Der alte Senn machte ein schalkhaftes Gesicht und rief: „Oh, davon keine Red'. Nicht ausstehen können sich die zwei, nicht ausstehen! Und so viel feindselig sind sie auf einander, daß man sie nicht eine Stunde mitsamm' allein lassen darf. Ihr, ich sag' euch, gebt acht, daß euch Gott nicht straft und ein Ehpaar aus euch macht!"

„Wäre das ein Unglück?" bemerkte der Lord.

„Der Sach' wegen gar nicht," sagte der Senn wieder ernsthaft, „aber seit mir das Weib abgeht, hinkt die Wirtschaft, daß es arg ist, und eine Bettelleuteh' —?! Gehts, Leutle, seids gescheit und macht's euch die Welt nicht zum Fegfeuer, der Hunger brennt allzu heiß, wo kleine Kinder mithungern."

Der Michel packte Rock und Hut zusammen — das war sein Bettzeug im Heu — und ging verdrossen aus der Hütte. Das Mädchen schob die Herdglut zusammen, machte ein Kreuz darüber, daß das Feuer keinen Schaden thue über Nacht, und ging auch davon.

Gute Nacht sagte keines, aber der alte Senn mochte ihnen in Gedanken den Wunsch nachsenden — daß das Feuer keinen Schaden thue über Nacht.

Am andern Morgen, als sich der Engländer wohl ausgeruht und als er auch wohl gefrühstückt hatte, fragte er nach seiner Schuldigkeit.

„Bester Herr," sagte der Senn, „die zwei Tagwerke von mir und meinem Sohn thäten vier Franken ausmachen, und was das Essen und die Herberg' betrifft, so mögt Ihr geben, wie es Euer guter Wille ist." — Bei solchen Herren, dachte sich der Jakob, kommt man mit der Bescheidenheit am weitesten.

Der Lord that seine Geldtasche hervor, die er unter einem doppelten Wams wohl verborgen gehalten hatte, und gab — fünf Franken.

Zwei Gulden nach österreichischem Gelde gab der reiche Mann den armen Leuten, dann ging er davon.

Der Jakob sah ihm sehr verblüfft nach. Der Michel fluchte, denn jetzt war ihm um die Feder leid. Er hatte doch erwartet, daß der Engländer für das Kuriosum allein etliche Franken bieten würde.

„Nur sich mit solchen Leuten nicht mehr abgeben," brummte der Senn, „das ist das letztemal geschehen."

„Willst ja immer Almosen geben!" spottete der Michel. —

Und die Sorg' und die Lieb' woben im Sennhause weiter, wie bisher. Da kam am fünften Tage nach der Abreise des Engländers durch einen eigenen Boten ein Brief aus Genf. Der Michel konnte gut lesen, so las er:

„Liebe Leute im letzten Sennhause des Wallis, am Fuße des Gotthard, bei dem Grindelkar!

Ich bin ein geiziger Englihsman. Ich habe eine billige Fußreise machen wollen, habe die Hotels und die bevollmächtigten Führer ver-

mieden und zu euch Hirtenvolk meine Zuflucht genommen. Aber die Sache kostet mich viel Geld. Das Stück Adlerschweif, goddam! das ich von eurer Hütte mitführte, und das mir immerwährend erzählen wird von euren verzweifelten Kämpfen mit der Alpennatur, das plündert mir den Sack. Im hiesigen Bankhause Froumont u. Comp. liegen 6000 Franken für den jungen Michel und seine Braut Christine — damit zahle ich die Feder. Dem Vorweiser dieses Briefes im genannten Bankhause wird die eben angeführte Summe werden.

Lord John Frank."

Sie haben gepoltert aus heller Freude. Sie haben das Geld geholt und sich damit im Uri ein Haus gekauft. Sie haben den Engländer gesucht, aber nicht mehr gefunden. Ach, wenn er nur einmal noch käme, sie hätten ihm so hübsche, gesunde Kinder zu zeigen. Ein Bub' davon studiert in Zürich auf der Technik, will Dampfschifffahrer werden, will dem Engländer nachfahren in die weite Welt.

Lord John Frank — ob er die Adlerfeder gespitzt hat, um damit seine Wechsel zu unterschreiben? — Kaum, denn aus diesem Kiel müßte Blut geflossen sein.

Goethes Eugenie.

Von

A. Wahrmund.

Goethe ist von den ersten Anzeichen der französischen Revolution aufs tiefste ergriffen worden, dieser furchtbare Vorgang selbst mit seinem Gefolge tiefer und weit wirkender Umgestaltungen hat seine Teilnahme fort und fort in mächtiger Erregung gehalten, und das Wetterleuchten und die Blitzschläge der einzelnen Ereignisse haben seine Dichterkraft befruchtet. So ist eine Reihe poetischer Werke entstanden, unter denen seine „Eugenie oder die natürliche Tochter" als ein leuchtendes Diadem höchster Schönheit und reinster Menschlichkeit hervorstrahlt. Und wie hätte auch nicht jenes furchtbare Weltgericht, indem es Staat und Gesellschaft zugleich vernichtete und neu gebar, in dem Dichter, dessen Kunst aus der Mitempfindung geboren wird, die Keime zu höchsten Leistungen befruchten und reifen sollen! Höchstes Problem der Dichtkunst bleibt es, der vollen Mitempfindung des Menschen mit dem Menschen und der vollen Ausgleichung menschlichen Wollens reinen Ausdruck zu verleihen, so daß in den Geistern ein Bild der Gleichheit entsteht, das zwar nie verwirklicht wird, aber doch das Wollen und Trachten der Zeitgenossen auf das höchste und beste lenkt, ihre Leidenschaften beruhigt und so erst jene allgemeinen Zustände ermöglicht, welche von den Lebenden zufrieden ertragen werden können, zufrieden, d. i. zum und im Frieden aller im Staate, und damit erhält sich zugleich jene Lebensfreude und Tüchtigkeit, die allen Aufgaben nach innen und außen gewachsen bleibt.

Die Idee des Stückes ist die folgende: Die natürliche Tochter eines mächtigen, dem Throne nahe stehenden Herzogs ist zu voller Entfaltung eigener Schönheit und Talente und zum reichsten Genuß des Lebens erzogen worden, aber durch die Ränke nächster Verwandten, die sich auf dem Wege zu eigener Macht durch jene behindert sehen, wird sie dem Vater, der sich von ihrem zufälligen Tode überzeugen läßt, entführt, um nach „den Inseln" gebracht zu werden, „gewissem Tod entgegen, der im Qualm erhitzter Dünste schweigend überfällt." Erst in der Hafenstadt angelangt, schon im Angesicht des Schiffes, das sie jenen Pestsümpfen zuführen soll, wird ihr voller Einblick in das furchtbare Geschick gewährt, das über sie verhängt ist, zugleich aber auch das einzige Mittel zur Rettung gezeigt in der Vermählung mit einem Bürgerlichen. Das Entsetzen vor Qual und Tod, die jenseits des Meeres drohen, und der Zwang und die Erniedrigung, um die sie das Leben im Vaterland erkaufen soll, erregen ihre Empfindungen aufs tiefste und steigern die Willenskraft des Mädchens zu leidenschaftlichen Versuchen, Teilnahme und Hilfe derer zu gewinnen, die da rings um sie auf Straßen und Plätzen der reichen Stadt ein menschliches Antlitz tragen. Aber gerade diese Versuche, die durch den Zauber ihrer Schönheit und durch die deutlichen Anzeichen hohen Ranges anfänglich immer unterstützt werden, enthüllen ihr jedesmal wieder den Eigennutz und die Herzenshärte der einzelnen und der Stände, zeigen ihr, wie gerade bei jenen, welche die ersten und die Führer sein sollten zu Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die verknöcherte Form des Gesetzes und die Furcht vor höherer

Gewalt die reine Teilnahme ertötet haben, zeigen ihr, wie Güte und Opferwilligkeit der besten ohnmächtig sind, und daß bereits die Bilder eines göttlichen Strafgerichts und gewaltsamen Umsturzes den Geist der Voraussehenden erfüllen. Aus dieser Gefahr aber, die dem Vaterland droht und damit auch dem Könige, dessen Thron sie so nahe stand, und dem mächtigen Herzog, in dem sie den Vater lieben muß, schöpft ihr Geist die Kraft zum rettenden Entschlusse, den sie in den Worten ausspricht:

„Nun bist du, Boden meines Vaterlands,
Mir erst ein Heiligtum, nun fühl' ich erst
Den dringenden Beruf, mich anzuklammern;
Ich lasse dich nicht los, und welches Band
Mich dir erhalten kann, es ist nun heilig."

und sie reicht einem Bürgerlichen, dem „Gerichtsrat", den sie unter allen, die ihr begegnet, als den Menschlichsten erfunden hat, die Hand:

„Ob ich vertraue, daß dein Aeußres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann,
Daß ich empfinde, welch ein Mann du bist,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau besonnen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen,
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar."

Hiemit schließt der erste Teil der Trilogie oder des Dreistücks, auf welches das Ganze berechnet war. Daß die so geschlossene Ehe, wie die in der vorhergehenden Rede Eugeniens probeweise an den Gerichtsrat gestellte Forderung vermuten lassen kann, einstweilen nur eine Scheinehe sein soll, wird durch die Schlußworte zweifelhaft; daß sie im weiteren Verlaufe jedenfalls zur vollen Ehe werden muß, ist selbstverständlich.

Vollendet ist nur dieser erste Teil; der zweite sollte nach des Dichters Plan „zuerst Eugenie in ihrer idyllischen glücklichen Wirksamkeit in bürgerlichen Kreisen zeigen; dann aber würde der Despotismus der Beamten auch hier die revolutionäre Gesinnung dadurch wachgerufen haben, daß er die kleinen Bürger in ihrem Eigentum gefährdet und zu allzu drückender Abhängigkeit verurteilt hätte. Der Gerichtsrat sollte nicht ohne große Mühe die vielköpfige Masse zu einer demokratischen Partei organisieren. Die fortschreitende Revolution würde auch Eugenien in die Hauptstadt gezogen haben, wo wir sie im dritten Teile der Trilogie wiedergefunden hätten, eine Stütze des Vaters und des Königs in höchster Bedrängnis. Ergebnis der großen Bewegung wäre eine neue Ordnung der Dinge gewesen, in welcher eine starke Regierung, getragen vom Vertrauen des Volkes, die Willkür der einzelnen Stände zum Wohl des Ganzen in Schranken gehalten hätte." (E. Hermann in Grotes Goethe-Ausgabe, Bd. 9).

Was könnte nun mehr bedauert werden, als daß Goethe diesen Plan, zu dessen Ausführung das Geschick ihm noch drei Jahrzehnte ließ, nicht vollendet hat? Hier konnte, hier mußte die volle Tiefe der Menschennatur nach allen Seiten entfaltet, das Wesen des Gesellschaftsverbandes erschöpfend dargestellt werden! „Es wäre thöricht, über die Großartigkeit der Anlage des Ganzen, über die hohe Schönheit des ausgeführten ersten Teiles noch weitläufig zu werden; jedenfalls würde die natürliche Tochter, wäre sie vollendet worden, zu den höchsten Meisterwerken aller Zeiten gehören." (E. Hermann). Schiller bewunderte die hohe Symbolik dieser Schöpfung, die alles aus dem Bereiche der materiellen Welt in das Gebiet der Kunst hebe und doch die innigste Natur durch die Kraft der Wahrheit ergreife. Fichte erklärte das Drama für Goethes höchstes Meisterwerk. „Herdern," sagt Gervinus (Bd. 5, S. 368), „gefiel diese gereifteste Frucht eines tief nachdenkenden Geistes, der die ungeheuren Begebenheiten der Zeit still im Busen getragen und zu höheren Ansichten entwickelt habe." Anders urteilt Gervinus selbst, der hier nur altersmüden Quietismus und herzlose Diplomatie das Wort führen hört und sich dabei auf das Urteil von Herders Frau beruft: „Sie war, wie Herder selbst, entzückt über diese Schilderung des Kampfes menschlicher Verhältnisse mit den politischen, in der das gräßlich Herzlose der Stände und ihre Verworfenheit dargestellt sein sollte. Sie nannte es ein klassisches Stück, das höchste, was Goethe gab, ein Stück wie Nathan, aber wärmer, vielseitiger. Aber Knebel urteilte ihr entgegen, und es traf sie plötzlich die Wahrheit, daß Laster und Greuel hier so mit einschmeichelnden Worten umhüllt und in ein so mildes und sanftes Licht gerückt sind, als ob die unnatürlichsten Menschen alle Engel wären. Sie fürchtete nun, der Dichter habe das Ganze nicht zu Gunsten der Menschlichkeit, sondern der Stände angelegt. Sie ahnte was von jener historischen Ansicht, der das Geschehende alles recht ist. Sie kam sich nun wie ein Lamm vor dem Wolfe vor und wünschte, zu streng, den Teufel

mit seinem Talente zur Hölle.“ Und doch war der erste Eindruck, den sie von der Absicht des Poeten empfangen, den sie mit jenen, dem Höchsten verwandten Geistern, einem Schiller, Herder, Fichte nur geteilt hatte, der richtige gewesen, denn was — und das ist hier das einzig Entscheidende — was anders kann den Dichter zu umfangreicher und kunstvoller Darstellung menschlicher Dinge befähigen und die Begeisterung zum Werke in ihm durch Jahre der Arbeit lebendig erhalten als die tiefste und weitverbreitetste Teilnahme an allem, was menschlich ist? Aber Kritik und Publikum neigten sich nach der andern Seite; man fand die Dichtung „marmorglatt und marmorkalt“, weil die Absicht des Dichters für die Menge noch nicht deutlich genug hervortrat, und das Stück war bald von der Bühne verschwunden. Goethe selbst suchte sich anfangs zu trösten. „Ich hatte mich,“ schreibt er, „der freundlichsten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen. Man empfand, man dachte, man folgerte, was ich nur wünschen konnte; allein ich hatte den großen, unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Teile hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war.“ Später ließ zuweilen der Mißmut über Kälte und Unverstand des Publikums — ähnlich wie er ihn über die schwache Wirkung seiner Iphigenie empfunden — den vorübergehenden Entschluß in ihm erstehen, den Entwurf der Fortsetzung unter seinen Papieren zu zerstören. Aber die Entwürfe hoher Liebe und reinster Menschlichkeit, die sein Geist schon in die einzelnen Szenen und das Ganze hineingedichtet hatte, erloschen darum nicht in seinem Gedächtnis, und wer fühlt sich nicht tief gerührt, wenn der an der Teilnahme seiner Zeitgenossen verzweifelnde Dichter hinzufügt: „Die geliebten Szenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstete Geister, die flehentlich nach Erlösung seufzen!“

Und diese Geister sind erlöst und wirken lebendig in unserem Volke, — erlöst durch die verwandten Geister, welche aus den vollendeten Werken des Dichters sprechen als unsichtbare Herolde und stille Kämpen reiner Menschlichkeit, — ein seraphisches Geschwader, dessen Schwerterspitzen kein Harnisch widersteht. Die Bilder aus Elysium, welche die Hand des Dichters wie an fern- und hochschwebende Wolken geworfen, sind zur Erde herabgestiegen und zur Wirklichkeit geworden in unserm Volke: Hohe Fürstentöchter aus deutschem Blute haben ihre Hand in die Hand bürgerlich geborener Söhne ihres Volkes gelegt, und die Schwester jener Fürstin, welche berufen ist, dereinst die Krone einer deutschen Kaiserin zu tragen, ist die bürgerliche Frau eines deutschen Arztes geworden. Was könnte die Liebe und Treue zwischen Fürsten und Volk fester schmieden? Und, welches Volk hätte in dem gewaltigen Ringen der Nationen und Stände der Gegenwart eine sicherere Gewähr des Erfolges und Sieges als das Volk, in dem solches geschieht, und seine Verbündeten? So werden die Ideale der Kunst, die aus lebendiger Volkskraft geboren sind, zur Wirklichkeit des Lebens, und Heil dem Volke, das so sein Leben stetig durch die Kunst veredelt!

Was ist ein Lied?

Von

F. Brunold.

Was ist ein Lied?
Ein Glockenton aus innrer Kehle,
Ein Jubelschrei aus tiefster Seele,
Ein Rosenzweig duftvoll erblüht.

Der Vogel ist's,
Der sich auf Lenzesblüthen wieget,
Sich an dein Herz, die Wange schmieget —
Nachdem dein Mund ihn wach geküßt.



In den Wäldern der Mark Brandenburg.

Von

Oskar Schwebel.

Es sind Stunden vergangen, seitdem wir die letzte menschliche Wohnung erblickten: ein Heidewärterhaus war's inmitten der jungen Schonung, umgeben von einem Stücke sandigen Landes, auf welchem das Getreide nur kümmerlich, die Kartoffel aber üppig gedieh. Als wir auf der morschen, von graugelben Flechten überzogenen Holzbank vor jenem ärmlichen Häuschen rasteten, lag der Hochwald, von den Schleiern des Sommermorgens verhüllt, in blauer dämmernder Ferne vor uns. Jetzt wandern wir schon ein paar gutgemessene Stunden in seinem Schatten. Die volle Schönheit des Junivormittages hat sich über die Forst ergossen und das Brandenburger Land zeigt uns einen seiner Juwele im märkischen Walde.

Wohl wandert's sich gut in der Frühe des Sommertages durch die weitausgedehnten Forstreviere zwischen Elbe und Oder! Erquickend duftet die Erde; in den blaßroten, noch nicht zu völliger Entfaltung gekommenen Blütenbüschen des Heidekrautes, an den hellen und dunkeln Skabiosen, an den blauen Glockenblumen und an den bleichen Flatterrosen hängt noch der silberne Tau der entflohenen Nacht. Noch hämmert der Specht nicht, aber munter schlägt der Fink; vom Waldesrande her tönt das Zwitschern der Lerche uns nach, und mitten im Walde vernimmst du den Ruf des Tannenhähers. Vielgestaltig, buntfarbig erschließt sich dem Auge, welches scharf beobachten kann, das Leben des Waldes. Sieh diese Fülle von zierlichen Bildungen in Moos und Flechten, diese stolze Pracht der Farnwedel; sieh diese Menge von schimmernden Faltern, die um die würzig duftenden Kelche der Waldesblumen gaukeln, diese mit allen Farbentönen der Goldbronze, mit smaragdenem Grün und feurigem Rot geschmückten Käfer, die über die Geleise des tiefgefurchten Sandweges kriechen! Doch nicht in dem Kleinen, dem Einzelnen liegt die Schönheit der brandenburgischen Waldungen. Sieh diese Hallen von säulenartigen, kerzengerade aufsteigenden Föhrenstämmen! Einem vielhundertschiffigen gotischen Dome vergleichbar, liegt der Wald vor uns. Nicht fehlt der Orgelklang. Hörst du das Rauschen dort oben, wo die Zweige sich einander entgegenstrecken wie die Gurten der Wölbung? Mächtiger und mächtiger schwillt der tiefe, melodische Ton an; — leiser und leiser werdend, verklingt er unmerklich! Großartig schön wird dieses Waldesrauschen zur Zeit der Aequinoktien. Und wie in einer gothischen Kirche der bunte Schmuck des Schnitzwerkes, der Gedenktafeln und Epitaphieen, der Banner und Wappen sich emporrankt an den hohen Säulen, so ist auch diesen Waldeshallen ein eigentümlicher Schmuck verliehen: schlanke Birken mit prächtigem, hellgrünem Laube, Rüstergebüsch und Haselsträuche lehnen sich an die Föhrenstämme an. Auch einen Altar hat die Natur in dieser Waldeskirche gegründet! Sieh

dort den braunen Granitblock; — die Eisschollen haben ihn von dem Felskamme der skandinavischen Kjölen bis hierher getragen! Man erzählt, daß er ein Heldengrab bedecke; vielleicht schläft in seinem Schatten einer der wendischen Edlen, die einst dies Land beherrschten, den Todesschlaf; — vielleicht hat in slavischer Zeit der Stein wirklich als Altar gedient und jene, offenbar künstlich ausgehöhlte Blutrinne, welche auf ihm sichtbar wird, wenn wir Moos und Flechten entfernen, — sie hat einst dazu gedient, den purpurnen Strahl aufzufangen, der aus der Brust des Opfertieres emporsprang.

Aus dem Herzen des märkischen Waldes aber sprudelt zu jeder Tageszeit dem Wanderer, der auch nur ein wenig Empfänglichkeit mitbringt, der volle Born echter Poesie entgegen. Weilst du hier in der Morgenfrühe, — wie fühlst du dich erhoben, zur Andacht gestimmt und für die Geschäfte des Tages gestärkt! Trifft dich der Mittag im Walde, wallt und webt über der fernen Haide und dem harzigen Unterholze die stahlblaue, heiße Luft auf und ab, brütet die Schwüle dieser mit dem Dufte der Fichtennadeln, mit dem Aroma des fetten Holzes erfüllten Luft über dem sonnenbeschienenen, heißdurchwärmten Waldboden, — wie märchenhaft schön erscheint dir nicht auch die einfache märkische Natur! Jeden Augenblick glaubst du sie hinter den braunen Stämmen oder den dunkelgrünen Wachholderpyramiden hervortreten zu sehen, die „Mittagsfrau", das Schreckgespenst slavischer Sage; denn es liegt etwas überaus Unheimliches in dieser Stille des Waldes, in welchem selbst das Summen der Bienen und Hornissen verstummt ist, in dem du nur dann und wann den eigentümlichen knisternden Ton vernimmst, mit welchem ein Stück Rinde sich loslöst von dem väterlichen Stamme. Hochpoetisch ist der Eindruck des märkischen Waldes, wenn du vielleicht im Abendrotscheine am Ufer eines der vielen Seen stehst, welche in seiner Mitte sich bergen. Feurig glüht der Himmel über dir; — ein rosenroter Schein liegt auf dem stillen Wasser zu deinen Füßen. Die Kiefern, deren Wurzeln in grotesken Formen dem schilfigen Ufer des Wassers sich entgegenranken, als wenn sie schlürfen wollten von dem erquickenden Naß, sind von funkelnden Lichtern gestreift; ihre Stämme leuchten gleich flüssigem Golde.

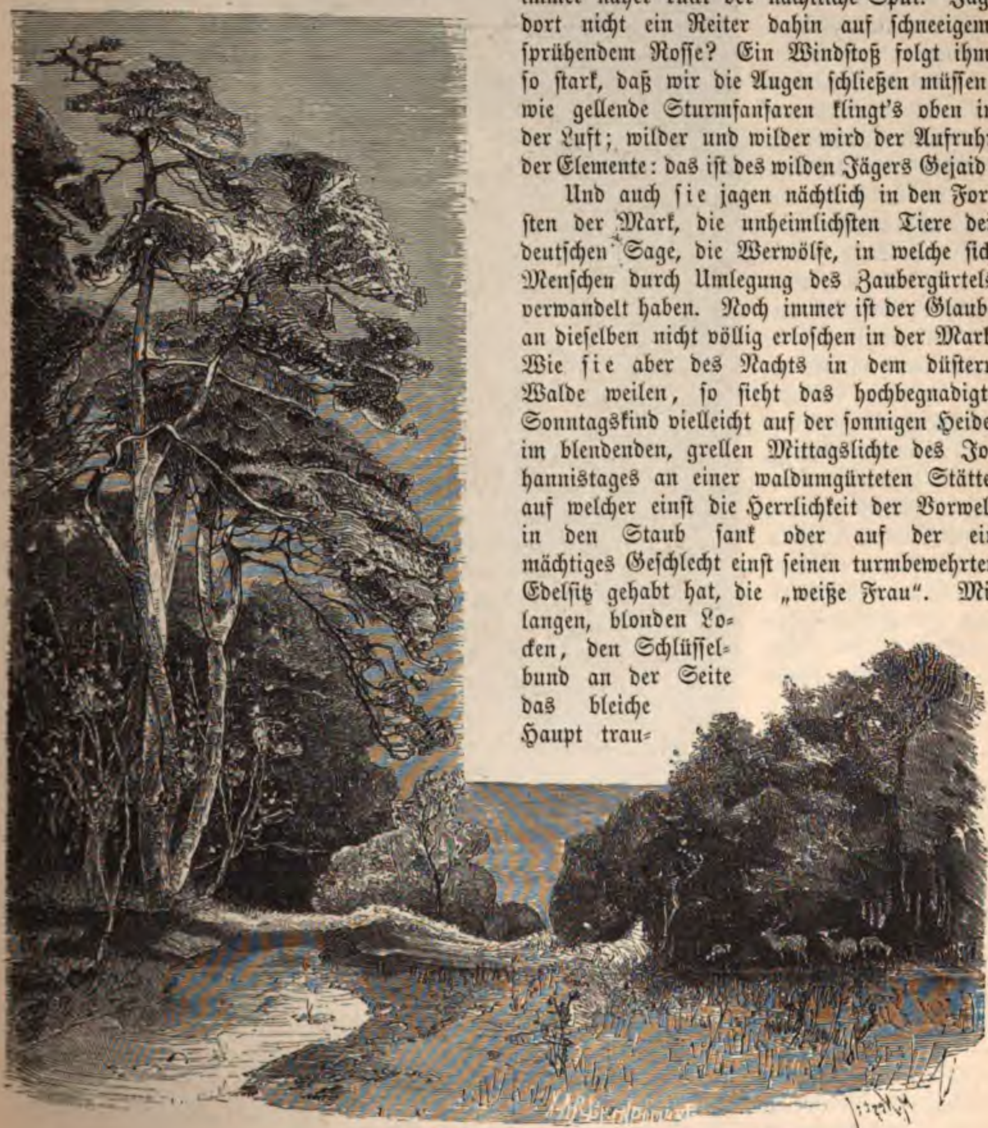
Was von den einzelnen Tageszeiten im märkischen Walde gilt, nämlich, daß er uns immer neue Schönheiten aufweist, das hat seine volle Bedeutung auch für die verschiedenen Abschnitte des Jahres. Nicht allein seine sommerliche Pracht erfreut den Besucher; auch im feuchten Frühling dieser Zone, wenn im Moose und im Rasen das neue Leben geheimnisvoll sich regt, oder im Herbste, wenn die zarten Gräser zu welken anfangen und der wilde Rosenstrauch seine dunkelroten Früchte gezeitigt hat, auch im Winter, wenn die Aeste knarren vor Kälte, die Bäume stöhnen unter der Schneelast und der ferne Horizont in hell violetten Tönen schimmert, ist es dem echten Sohne der Mark eine Freude, in den weiten Wäldern des Vaterlandes zu weilen und der geheimnisvollen Sprache derselben zu lauschen.

Ja, einer geheimnisvollen, nur dem Eingeweihten verständlichen, ihn aber mit Zaubermacht fesselnden Sprache! Denn es gibt eine Fülle von Mysterien der Sage und der Geschichte, über welche der märkische Wald seinen dunkeln Schleier gebreitet hat! Versunkene Städte treffen wir in seiner Tiefe an. Etwa fünf Meilen nördlich von der Hauptstadt, in der Nähe des Städtchens Biesenthal, finden wir einen Hochwald, den „Blumenthal" genannt, in welchem jetzt nur noch unscheinbare Ruinen vorhanden sind. Wir wissen's, daß ehemals hier ein Dorf gestanden ist, welches im Jahre 1349 durch die große Plage Gottes, den „schwarzen Tod", verheert ward. In jenen stillen, schönen Waldseen, welchen wir so häufig in der Mark begegnen, ruhen Dörfer und Städte. Wie sanft und klagend, nach Erlösung sich sehnend, klingt's in der Johannisnacht, wann jedes verborgene Leben wach, wenn jeder Bann gebrochen wird, aus der Tiefe herauf: es sind die Glocken der untergegangenen Stadt! Regungslos stehen bei solchen Tönen die Bäume des Waldes; auch sie trauern um die versunkenen Geschlechter der Menschen, „denn der Baum" — das ist ein uraltes Axiom märkischen Glaubens — „fühlt mit dem Menschenherzen."

Zu den übernatürlichen Bewohnern des märkischen Waldes gehört in erster Reihe auch der „wilde Jäger". In dem großen Werbelliner Jagdrevier, auf welches wir ausführlich noch zurückkommen werden, zeigt man sein Grab. Dasselbe wird durch einen Granitstein bezeichnet, der auf einem alten Wendenkirchhofe sich erhebt. „Ein Haidereuter war er einst," erzählt die Sage; „Hakelberend war sein Name."

Geheimnisvolle Stimmen aus des Waldes Tiefe riefen ihm zu, daß ein Eber ihn töten werde, und siehe, obwohl er den Freuden des Weidwerks entsagte, erfüllte sich dennoch sein Geschick. Als die Genossen, von fröhlicher Jagd heimkehrend, einen erlegten Keiler herbeibrachten, half der Hakelberend ihn abladen. Da fiel des „Stumpfschwanzes“ Haupt auf den Haidereuter und schlug ihm mit dem „Gewehre“, d. h. dem elfenbeinweißen Hauer, den Schenkel auf, daß er daran sterben mußte. Ein gespenstiges Leben weiterzuführen aber wird ihm gestattet. Es ist eine Nacht in der Adventszeit. Der Mond steht am Himmel; aber unten im Osten ist in den Thalgründen der Sturm erwacht; schnell treibt der die dunkeln Wolken vor der hellen Scheibe vorüber. Die Kristalle der Reifkruste an den Bäumen und die Schneelast der Zweige stäuben herab. Furchtbarer und furchtbarer wächst die Macht des Sturmes an. Heulend fährt er durch die Föhren; wie fernes Hundegebell klingt es herüber. Näher, immer näher rückt der nächtliche Spuk. Jagt dort nicht ein Reiter dahin auf schneeigem, sprühendem Rosse? Ein Windstoß folgt ihm, so stark, daß wir die Augen schließen müssen; wie gellende Sturmfanfaren klingt's oben in der Luft; wilder und wilder wird der Aufruhr der Elemente: das ist des wilden Jägers Gejaid!

Und auch sie jagen nächtlich in den Forsten der Mark, die unheimlichsten Tiere der deutschen Sage, die Werwölfe, in welche sich Menschen durch Umlegung des Zaubergürtels verwandelt haben. Noch immer ist der Glaube an dieselben nicht völlig erloschen in der Mark. Wie sie aber des Nachts in dem düstern Walde weilen, so sieht das hochbegnadigte Sonntagskind vielleicht auf der sonnigen Heide, im blendenden, grellen Mittagslichte des Johannistages an einer waldumgürteten Stätte, auf welcher einst die Herrlichkeit der Vorwelt in den Staub sank oder auf der ein mächtiges Geschlecht einst seinen turmbewehrten Edelsitz gehabt hat, die „weiße Frau“. Mit langen, blonden Locken, den Schlüsselbund an der Seite das bleiche Haupt trau-



Waldpartie in der Mark.

rig zu Boden gesenkt, so wandelt sie dahin, die alte germanische Erdgöttin. Oft hat sie nach Erlösung gerufen, aber noch trägt sie die Ketten des Banns; der Mut des Jünglings, der sie befreien wollte, sank in der Stunde der Prüfung, und der Unglückliche fand ein allzufrühes Grab unter dem blühenden Heidekraute und dem üppigen Goldregen, oder er stürzte sich selbst, ob seines Kleinmutes verzweifelnd, in die Tiefe des nahen, von düsteren Bäumen umgebenen Waldsees, den man den ‚Teufelssee‘ genannt hat.

Düster und traurig! Das ist freilich der allgemeine Charakter der märkischen Sage, soweit sie sich auf den Wald bezieht. Aber es mangelt auch nicht an lieblichen und ansprechenden Bildern in ihr. Rauchs Meisterhand hat eine überaus anmutige Gruppe geschaffen: einen stolzen Hirsch, der auf seinem Rücken ein eben zur Jungfrau erblühendes Kind heimträgt. Auch die hierher gehörige Sage spielt — auch dieser wunderbare Hirsch haust in den Wäldern der Mark. Ein edles Mägdlein aus der Stadt Tangermünde war's, Emmerentia Lorenz geheißen, die sich im dichten Walde verirrt hatte und durch den frommen Hirsch, den Boten der altdeutschen Götter, zum elterlichen Hause zurückgetragen ward. Das ist derselbe märchenhafte Hirsch, welcher auch sonst nach märkischer Sage den Menschen freundlichen Beistand leistet, derselbe Hirsch, der auf der Jagd mit einem leuchtenden Kruzifixe zwischen den Geweihstangen einem Zollernfürsten, dem Kurfürsten Joachim I., erschien und ihm ein Bote ward seines bevorstehenden Abscheidens von dieser Welt.



Wald-Durchblick.

Wir haben den sagenhaften Klängen gelauscht, die in das Rauschen märkischer Wälder sich mischen; aber auch große geschichtliche Reminiscenzen knüpfen sich an die Waldungen namentlich der Mittelmark. Schon das erste Herrscherhaus, welches den Schild Brandenburgs mit dem roten Adler führte und dauernd den Fürstenhut der Mark besaß, die großen Grafen von Ballenstädt, liebten die Jagd außerordentlich. Da war es ein buntbewegtes, farbenprächtiges Leben, welches in den dunkeln Wäldern der Mark wie mit einem Zauberschlage zu Tage trat. Ganz besonders bevorzugten die Fürsten dieses Hauses jene dichten Wälder am südlichen Rande der Uckermark, die heutigen Forsten Werbellin, Groß-Schönebeck und Joachimsthal. Am Ufer des tiefen und klaren, langgestreckten und von hohem Röhricht umgebenen Werbellin-Sees, sowie am Grimnitz-See bei Joachimsthal lagen ihre Jagdhäuser, die jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Hier erholten sie sich von den Mühen und Sorgen der Regierung, diese herrlichen Fürsten; hier faßte Otto IV. und Woldemar der Große den Plan, die deutsche Kaiserkrone auf das Adlerbild der Mark zu setzen. Hier hielt der erstgenannte dieser Fürsten, der „Markgraf mit dem Pfeile“, seine glänzenden Feste ab. Noch ist uns in der Manesseschen Liedersammlung das Miniaturbild dieses Fürsten erhalten, wie er mit seiner

schönen Gattin Hedwig von Holstein am Schachbrette sitzt, während das Orchester vor dem markgräflichen Paare aufspielt; — wir werden nicht irren, wenn wir diese Szene nach Schloß Werbellin, mitten in die Wälder der Mark hinein versetzen. Wie aber diese brandenburgischen Forsten den schwert- und thatenfrohen Ballenstädtern in ihrem fürstlichen Tagewerke Erquickung und Labung zuwehten, so rauschten sie klagend auch, als diese großen Markgrafen starben, als endlich der letzte ihres Stammes zu Grabe geleitet wurde. Die Ruhestätten dieser Fürsten liegen in der Tiefe umfangreicher Waldungen: es sind die herrlichen, von Buchen- und Eichenhainen, von dunklen Kiefernwäldern und klaren, spiegelnden Seen umgebenen Cisterzienserabteien Lehnin und Chorin, die erstere wiederhergestellt, die zweite noch in Trümmern liegend, eine Perle unter den Ruinen Deutschlands.

Bekanntlich hat sich auf das hohe Haus der Hohenzollern die Freude am Weidwerk vererbt. Fast ein jeder der Herrscher dieses Stammes hat sich durch seine Vorliebe für eins der verschiedenen Jagdschlösser der Mark ausgezeichnet. So namentlich Kurfürst Joachim II. durch seine Begünstigung von Jagdschloß Grunewald, König Friedrich Wilhelm I. durch die Pflege, welche er dem Schlosse Königs-Wusterhausen widmete, Kaiser Wilhelm durch die Fürsorge für das Jagdschloß Hubertusstock.



Föhren.

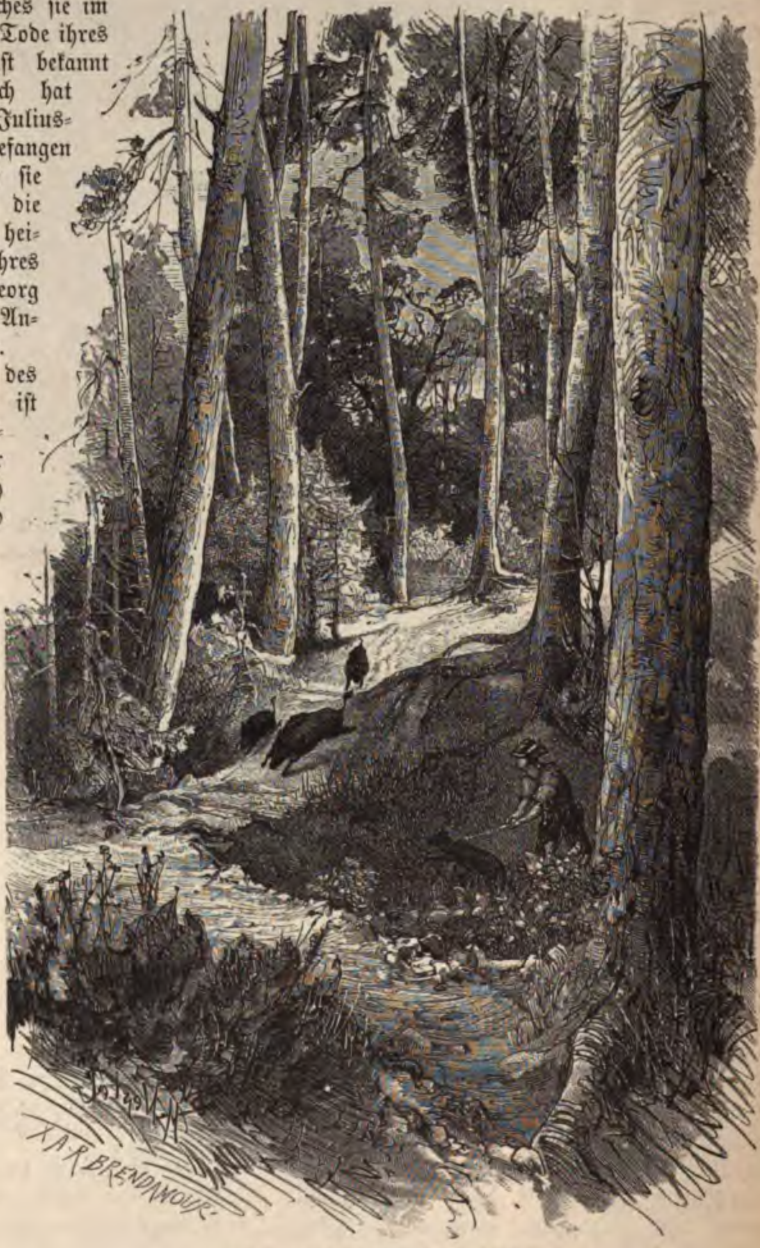
Nur im Fluge wollen wir diese drei Stätten und ihre geschichtlichen Erinnerungen streifen. Schloß Grunewald (S. 163), südwestlich von Berlin, unfern den Ufern der Havel, ist durch den Architekten Joachims II., Kaspar Theiß, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaut worden und hat sich noch vieles aus der Renaissancezeit, namentlich seine Wendeltreppen, seine geschmückten Giebel und Erker, erhalten. Ein übermaltes Steinrelief erinnert lebendig noch heute an die alte fröhliche Zeit. Der Baumeister des Kurfürsten, Kaspar Theiß, und sein Hofnarr, Kunz Buntschuh, scheinen sich auf demselben um einen herzhaften Trunk zu streiten oder — sich aus großen Kannen zuzutrinken, denn die bunte Arbeit trägt in Knittelversen folgende Unterschrift:

„Kaspar Theiß, was soll die kleine Flasch',
Die Conz Buntschug hat in der Tasch'?
Der Willkomm muß zuvor heraus;
Sonst wird ein solcher Lärmen d'raus!"

Aber auch ernste Erinnerungen haften am Jagdschloß Grunewald. Gar oft will man eine weiße Frauengestalt über die engen Korridore haben gleiten sehen: das ist das ruhelose Wesen,

welches sich in allen Schlössern der Zollern sehen läßt, die „weiße Frau“ oder der Geist jenes schönen, unglücklichen Weibes, das als Geliebte Joachims II. gar oft mit ihm die überschäumende Festesfreude auf Jagdschloß Grunewald geteilt hat: der Geist der schönen Gießerin Anna Dietrich. Das traurige Schicksal, welches sie im Jahre 1571 nach dem Tode ihres Beschützers ereilte, ist bekannt genug; Anna Dietrich hat zwanzig Jahre lang im Juliusturme von Spandau gefangen gesessen, bis der Tod sie befreite. Ihr Kind, die Gräfin von Arneburg, heiratete auf Geheiß ihres Stiefbruders Johann Georg den Hofrenteischreiber Andreas Kohl zu Berlin.

Der Wildbestand des Reviers Grunewald ist namentlich an Schweinen sehr bedeutend. Hier findet denn auch jährlich die große Parforcejagd auf einen Keiler statt. Die stille Heide um das erinnerungs- und sagenreiche Jagdschloß belebt sich für einen Tag mit buntem Getümmel; — hier rotbefrackte Reiter, — dort schaulustiges Berliner Publikum von keineswegs zweifellosem Charakter; hier glänzende Equipagen, dort die primitivsten Fahrzeuge, besetzt mit schäumendem Biere und — Wurstbehältern. Ihre Schönheit gewinnt die märkische Heide erst wieder, wenn all der Lärm vorbei und nicht allein das „Halali!“ sondern auch die weniger melodiösen Töne des Volksgewühls verklungen sind.



Szene aus einer Parforce-Jagd auf Keiler.

Das Schloß Königs-Wusterhausen, südöstlich von Berlin, unfern der Stadt gleichen Namens, ist ausschließlich mit Reminiscenzen an die Zeit des ausgezeichneten Staatsökonomen

und Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. geschmückt. Noch ist hier das Zimmer samt seiner ursprünglichen Einrichtung erhalten, in welchem der wirtschaftliche Monarch die einzige Erholung suchte, welche er sich überhaupt gönnte: das Zimmer des Tabakskollegiums. Nicht allzuweit von der Stadt und den historischen Räumen des Jagdschlosses liegt die Oberförsterei Hammer und das Waldrevier Dubrow mit trefflichen Beständen an Rot- und Schwarzwild. Oft treffen im Spätherbst auch hier fürstliche Jäger ein, und am Vorabende der Jagd greift auch der greise Herrscher, dessen unerschütterlichem Herzen, dessen weisem Rate und fester Hand es gelungen ist, das deutsche Reich zu einigen, gleich dem Ahnen zur Thonpfeife und zum irdenen Bierkruge, um mit seinen Paladinen den geschichtlichen Erinnerungen des Ortes ihr Recht widerfahren zu lassen.

Der herrlichste Waldkomplex der Mark aber ist unstreitig die Forst Grimnitz bei Joachimsthal, acht Meilen nördlich von Berlin, jenes vorher erwähnte uralte Jagdrevier der brandenburgischen Markgrafen. Mit mächtigen Kiefern



Jagdschloß Grunewald (S. 161).

und Laubhölzern bestanden, zieht sich die Hauptforst, die sogenannte „Schorfheide", an den Ufern des Werbelliner Sees von dem mit hohenzollernschen Erinnerungen dicht umschlungenen Städtchen Joachimsthal bis zu dem Finowkanal hin. Nach allen Richtungen schließen sich meilenweite Forsten an diesen Mittelpunkt der märkischen Jagdgründe an. Der Wald selbst besitzt einzelne tiefergelegene Teile von wunderbarer Schönheit, auf denen sich der jungfräuliche Rasen getrost mit dem Gazon wohlgehaltener Parks vergleichen kann. Wassergräben durchziehen, leicht überbrückt, das herrliche Revier; Teiche und Seen bergen sich hinter üppigen Baumpartieen, und der feuchte Boden begünstigt besonders das Wachstum des Unterholzes.

Auf einer der schönsten Lichtungen dieses Waldes nahe dem Haupttummelplatze des am Abend austretenden Wildes, nahe auch dem See Werbellin und der durch einen neuerbauten, mittelalterlich gestalteten Aussichtsturm bezeichneten Stätte des alten Jagdhauses der Ballenstädter, liegt, von Eichen fast ganz versteckt, das königliche Schloß Hubertusstock, ein einfacher Bau im Schweizer Stile, im Parterre die Königszimmer, darüber einen großen Speisesaal enthaltend. Nach echter Weidmannsart ist die Ausstattung der Räume nur eine schlichte;

herrliche Geweihe aber zieren die Zimmer und die Korridore. Gegenüber liegt die Oberförsterei; vor einem ihrer Flügel befindet sich das „Hubertusstöckl“, eine Säule mit dem Bilde des heiligen Weidmanns, welchem der wunderbare, das Kreuz tragende Hirsch in der Waldesnacht der Ardennen erschien, um ihn zu bewegen, den bischöflichen Stuhl von Lüttich einzunehmen, und ihn zum Schutzherrn aller Jäger zu machen.

Ist eine Hofjagd in der Grimnitz angesagt, so wird bereits am frühen Morgen das Wild zusammengetrieben und „eingelappt“. Oft werden Waldterrains von 500—600 Morgen Größe durch die Leinen des königlichen Hofjagdamtes eingehegt, deren Behänge, mit dem brandenburgischen Adler geziert, zum Teil 200 Jahre alt sind. Sind dann die fürstlichen Gäste empfangen, haben die mit Schärpe und Federbusch geschmückten Postillone den kaiserlichen Wagen zum Jagdschlosse geführt, so erklingen die schmetternden Fanfaren der Jäger. Wie mag sich der märkische Wald jetzt freuen, daß das verehrungswürdige Haupt der gesamten deutschen Nation die stärkende Herbstluft in seiner Tiefe genießt und das ritterliche Weidwerk unter seinen Wipfeln ausübt, das graue Jagdkostüm um die Heldengestalt, den dunkelgrünen Jägerhut über dem majestätischen Antlitz! Hinter grünen Laubschirmen wird den Schützen ihr Stand angewiesen; dann wird das Signal zum Beginne der Jagd erteilt. Ein fernes Knicken und Brechen des dürren Holzes läßt sich hören, und jetzt, — jetzt treten die Rudel auf die Lichtung hinaus, um ängstlich über das freie Feld zu äugen. Dann eilen die Treiber in den eingehegten Raum und scheuchen die Rudel auf; ein Schuß knallt, und plötzlich wird's im Walde an allen Orten lebendig. Scheu prallen die Hirsche und Rehe vor den Lappen zurück; wenige mutige Tiere brechen vielleicht durch, die andern fliehen mit gewaltigen Sätzen zur Waldlichtung zurück. Jetzt stutzen sie vor den Laubschirmen der Jäger; die Büchsen krachen; in rasendem Laufe stürzt das Wild noch einmal gegen die Lappen vor; zu Tode geängstet kehrt es zurück. Immer zahlreicher, dichter fallen die Tiere. So geht's oft bis zu Sonnenuntergang; dann klingen langgezogene Töne durch den Wald; sie mahnen zur Einstellung des Feuers, das soeben noch knatternd und rollend dem Ohre den Nachklang eines hitzigen Vorpostengefechtes dargeboten hat. Landfuhren schleppen das erlegte Wild unter das Balkonfenster des Schlosses Hubertusstock zur „Strecke“. Nach Weidmannsregeln werden die Tiere reihenweise hintereinander geordnet, vorn die Hirsche, auf welche ein Eichenreis niedergelegt wird. Oft ist unterdessen die Nacht hereingebrochen; bei Fackellicht wird das Wild gemustert. Der glühend rote Schein beleuchtet magisch die nahen Baumwipfel, sowie die hohen Gestalten der Jäger, welche die Strecke abschreiten: der märkische Wald hat wiederum ein hochinteressantes, malerisches Bild gesehen. —

Einige Stunden sind vergangen; das Jagddiner ist zu Ende. Wagen rollen vor die Auffahrt des Schlosses Hubertusstock. Durch die schweigende Forst geht es zur Haltestelle der Eisenbahn zurück. Was ist das plötzlich für



An einem See der Mark Brandenburg.

ein heller Schein? Am Ufer des Werbellin, wo die Herrlichkeit der alten ballenstädtischen Schlösser versunken ist, flammen Feuer auf; sie leuchten dem kaiserlichen Herrn zur Heimfahrt und senden ihren Schein weit über den See hin. Dann wird es wieder dunkel; der Wagenzug ist vorüber. Nach einiger Zeit kehren die Gefährte langsam zurück. Jetzt ist es still, ganz still am Werbellin, auch die Frösche lassen sich nicht mehr hören in der kühlen Nacht am Ausgange des Oktobers. Plötzlich aber saust ein Windstoß durch den Wald. Wie ein leiser Trompetenruf klingt es herüber vom Ende des Sees. Wird der wilde Jäger wieder wach? Neidet er den jetzigen Herren seiner Jagdgründe die reiche Beute, die ihnen gefallen ist „im märkischen Wald“? —

Die komische Figur auf der Bühne.

Von

Jakob Mähly.

Es kostet nichts, gar nichts, als hie und da einige Rippenstöße, eine Portion Dreistigkeit, ein bißchen Geduld, Anschauungsvermögen und Empfänglichkeit — und vor uns steht wieder und agiert mitten unter dem Jahrmarktsgewühl, unverwüstlichen Humors, unbeirrt von den Forderungen des Anstandes, unbeleckt von der Kultur unseres Jahrhunderts, das Entzücken unserer Jugend — der Kasperle. Er ist wahrhaftig derselbe geblieben an Jugend und Weisheit, unverändert in Habit und Manieren, dreinschlagend und verschlagen, wie weiland, und auch seine Umgebung, der Sprößling vom Stamm Juda und der Diener der irdischen Nemesis, sind ihm treu geblieben. Das Bauernvolk glotzt, die Kindsmagd gafft und die Rangen lachen — während der „Gebildete“ mit vornehmem Lächeln an diesem mehr als prekären Tempel Thalias vorübergeht, vielleicht ohne zu ahnen, daß, was auf den wirklichen Brettern, so die Welt bedeuten, bei Lichterglanz und Tongewoge sich abspielt, einen weniger ehrwürdigen, wenigstens keinen so alten Stammbaum aufzuweisen hat, als jener Kasperle, dessen Ahnen — allerdings nicht gerade hochadeligen Geblüts — hinaufreichen bis in die fernste Vergangenheit.. Schwingt doch die Narrheit ihre Pritsche so lange die Welt besteht, lange bevor die himmlischen Jungfrauen, genannt die Musen, das Mahl der Olympischen mit dem süßen Klang ihrer Stimme würzten, auch sie selber übrigens der heiteren Lust, dem herzerquickenden Lachen und Scherzen nicht abgeneigt; in der That, auch die lustige Person fehlte nicht im Göttersaale: unermeßliches Gelächter erscholl, wenn der rußige Vulkan als Mundschenk, nicht von der Grazien Gnaden, keuchend daherhumpelte. Bis aber die Narrheit, nämlich die künstlerisch im Spiegel bewußter Komik aufgefaßte, von ihrem ersten Aufblühen an ihre Reise durch die verschiedenen Stadien und Stationen dramatischer Aktion zurückgelegt hatte, um beim Kasperle des Jahrmarktes anzukommen — wie viele Jahrhunderte mögen da ins Land gegangen sein? Wenn wir sagen, „beim Kasperle des Jahrmarktes“, so müssen wir aber zu seiner Ehrenrettung gleich beifügen, daß ebenso richtig wäre „beim Harlekin der Bühne“, und sollte auch dieser künstlerische Titel noch nicht hoffähig genug erscheinen, so stehen noch genug andere nobler klingende zu Gebote, mit und ohne Pritsche und Schellenkappe. Denn unser Kasperle hat nicht bloß eine lange Ahnenreihe, sondern er erfreut sich auch einer zahlreichen Menge von Kollateralen, von **mitlebenden**, lieben Verwandten, vom Zwillingsbruder Harlekin an, der sich bei uns zu Lande als Hanswurst mit dickerem Fell und gröberen Knochen entpuppt, bis zum Leporello und Figaro, d. h. zum komischen Hasenfuß von Bedienten und zum Intriganten von Kammerdiener. Denn



Der erste deutsche Hanswurst.

auch diese beiden letztgenannten Figuren wirken komisch, und wenn auch ihre Verwandtschaft mit der „lustigen Person“ nicht sehr durchsichtig ist, so ist sie gleichwohl durch eine Reihe von Zwischengliedern hindurch vermittelt, sie ist nicht bloß eine ideale, aus dem allgemeinen Begriff der Komik hervorgehende. Die menschliche Narrheit allerdings kennt keinen Heimatschein, keine Nationalität, keine Religion; sie ist Weltbürgerin im weitesten Sinne des Wortes. Heiden wie Christen hatten und haben teil an ihr, und sie schont weder der Heiligen noch des Teufels; die sichtbaren Figuren, in denen sie sich manifestiert, können je nach Land und Leuten, nach Zeit und Ort verschieden sein, sind es aber nicht immer, und es ist kein leichtes Geschäft, sie nach ihrer jeweiligen Abkunft auszuscheiden und zu klassifizieren. Daß der Brighella, Bajazzo, Polichinell, Truffaldino, Pierrot, Clown, Hanswurst, Kasperle (letzterer auch in seiner Metamorphose à la Kaspar Larifari im „Donauweibchen“ u. s. w.) u. A. im Grunde eine Person, aus ein und demselben Mutterschoße sind und erst nach und nach sich in verschiedene, verschieden drapierte Persönlichkeiten auseinandergelegt haben, kann sozusagen aktenmäßig erwiesen werden. Und doch klebt unserm guten, deutschen Hanswurst vielleicht auch der eine oder andere Lappen von seiner höllischen Majestät dem Teufel an. „Entsetzlich!“ wird man denken und einen leisen Schauder verspüren. Aber es ist nicht so gefährlich, und selbst wenn eine Blutsverwandtschaft konstatiert wäre, so wäre sothaner Saft noch kein gährendes Drachenblut, sondern höchstens das Blut eines „dummen Teufels“. In der That, der Teufel als komische Person ist



Szene aus einer antiken Komödie, in der ein Soldat eine der Hauptrollen spielt (S. 168).

vorhanden, und er, natürlich, ist spezifisch christliches Fabrikat; sein komischer Schatten reicht aber hinein in das erste christliche Drama — ja, eine solche Weltmacht ist die Komik, daß selbst das Heiligste ihrer nicht entraten kann. Jener komische Teufel ist aber älter als Hanswurst und seine Zunftgenossen, die Edlen von Pickelhäring und von Pudding und von Potage und von Makkaroni u. s. w. Ihm war eine Rolle zugeteilt in jenen sogenannten christlichen Mysterien (Schauspielen und Schaustellungen aus der heiligen Geschichte, wovon das Spiel von Oberammergau noch heutigen Tags als ein lebensfähiger Nachkomme sich erweist), und zwar, wie auch seinen Dienern, eine komische Rolle. Trotz des verbreiteten Aberglaubens, trotzdem, daß keiner der Zuschauer



Marcus (S. 168).

an der leiblichen Existenz des Gefürchteten zweifelte, fand das Publikum an ihm seinen größten Gefallen, und seine Erscheinung, wobei Hörner und Schwanz die Hauptrolle spielten, mußte zum Lachen reizen. Auf die „Teufelsszenen“ (es konnten, sollten sogar der Teufel

mehr sein: ein schönes Mysterium mußte deren mindestens vier haben; (‚une grande diablerie‘, wie der Franzose es nannte, zählte noch mehr!) wurde nach und nach von den Dichtern und Veranstaltern des Festes größere Aufmerksamkeit verwendet, das Volk schenkte ihnen ein ausnehmendes Interesse. Es lag in dieser Stellung, dem Teufel gegenüber, unbewußt ein Verspotten der eigenen Furcht vor dem Vertreter der christlichen Nemesis, deshalb wurde aus dem dämonischen oder doch boshaften Teufel in Deutschland der dumme tölpelhafte Teufel, der sich überlisten läßt und auch wohl vom Oberteufel geprügelt wird. Aehnliches geschah auch in Frankreich und in den übrigen christlichen Landen; dort schieden sich die komischen Szenen bald als besondere Zwischenspiele aus, die sich (als ‚farces‘ oder ‚sottises‘) der besonderen Pflege besonderer Schauspieler erfreuten und von geistlichem Einflusse sich emanzipierten; in Deutschland war es (nachdem die „Mysterien“ sich bereits die Aufnahme weltlicher Elemente hatten gefallen lassen müssen, so weltlich, daß sogar der liebe Gott zeitweise mit einer uns als gotteslästerlich erscheinenden Ungeniertheit behandelt wird) das Fastnachtsspiel, in welchem die Komik sich ablagerte. Es waren dies anfänglich nichts als auf derbe Handgreiflichkeiten hinauslaufende, aus dem Stegreife dramatisierte Karnevalspäße, aus dem bürgerlichen Alltagsleben gegriffen, ihre Prügelsuppe mit furchtbaren Zoten würzend, später auch mit den Elementen religiöser Opposition durchsäuert, so in dem „Spiel von Frau Jutten“ (von einem Geistlichen Namens Theod. Schernbergk verfaßt), wo neben acht lebendigen Teufeln auch des Teufels Großmutter Lillis agierte. Es wird nun kaum ein Zufall sein, daß man vom heutigen Hanswurst sagen konnte, er sei manchmal ein recht dummer Teufel gewesen. Jetzt kann man's allerdings nicht mehr, sintemal er im vorigen Jahrhundert zu den Toten gelegt worden ist, immerhin noch später als der Teufel, der von dem aus den Tiefen der Reformation herwehenden Geistes- und Bildungshauch hinweggefegt wurde. Sicher ist, daß wir auch ohne Teufel unsern Hanswurst hätten, so gut wie die Italiener ihren Arlechino und Pulcinello, die Franzosen ihren Pierrot, die Niederländer ihren Pickelhäring, die Spanier ihren Grazioso und die Engländer ihren Clown oder Jack Pudding — er wäre vielleicht nur um einige Nüancen anders ausstaffiert. Denn die „lustige Person“ im neuern Drama, wie das Drama selber, ist dem Hauptstock nach eine Erbschaft des Altertums, bloß mit der jeweiligen nationalen Zuthat versetzt und mit heimatlicher Farbe angestrichen. Schon



Titelvignette von Mösers berühmter Schrift „Harlekin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen“.



Polichinell.



Polichinell.

das altgriechische Lustspiel, und nach seinem Muster das altrömische, hat seine stehenden komischen Rollen. Wir nennen vor allem den Schmarotzer (Parasiten), jenen „armen Teufel“, der um des lieben Brotes willen das Feuerwerk seines Witzes losbrennen, aber auch als Spielball und Sündenbock seiner Brotherren herhalten muß. Zu welchen brillanten Lustspieleffekten hat nicht die Meisterhand eines Plautus diese Figur benützt! In dem Stock, den sie nebst anderen Attributen trägt, haben wir bereits die Pritschen des Narren vorgebildet. Denn dieser Stock ist durch das spätere römische Lust- und Charakterspiel (d. h. die Atellanen und den Mimus) hindurchgegangen, wo er als Stab oder Binsenrute in der Hand des Einfaltspinsels (Maccus, S. 166) erscheint, und dieser, der in allen möglichen Gestalten und Rollen — ganz wie später Arlechino — auftritt, nebst seinem Zwillingsbruder, dem Pausback (Bucco), dem verschmitzten, spitzbübischen Bedienten, ist dann der eigentliche Vater der modernen „lustigen Person“ geworden. Und zwar, was auch sprachlich nachweisbar, durch italienische Vermittlung. Die sogenannte Comedia dell' arte der Italiener hat alle jene antiken Typen, wahrscheinlich in Folge einer nie völlig unterbrochenen Tradition, aufbewahrt und an die übrigen Kulturvölker abgegeben. Der Begriff der „lustigen Person“ ist noch nicht erschöpft mit jenem Zwillingsgestirn: ein schöner Rest erhielt sich noch in den beiden Alten, dem Pappus (Papa, dem der italienische, speziell venetianische alte reiche Kaufmann entspricht) und dem Dossennus (dem klugen Buckeligen, ursprünglich Wahrsager, der „Dottore“ und Charlatan im italienischen Maskenspiel). Also vier Kernfiguren, zwei von bedientenmäßigem, zwei von väterlichem Zuschnitt, welche sich in den ganzen vielfarbigen und vielgestaltigen Segen der komischen Garderobe teilen, nicht nur äußerlich, der Maske, sondern auch innerlich, dem Charakter nach. Ja, und selbst einzelne recht charakteristische Teile dieser Maske sind noch antik, z. B. das aus buntfarbigen Lappen zusammengesetzte Kleid Harlekins; von der Narrenpritsche war oben die Rede; wo freilich das Urbild der Schellenkappe zu suchen sei (die, zwar eine Auszeichnung der eigentlichen „Narren“, doch auch bei Pierrot und ähnlichem Gelichter sich findet), ist schwer zu sagen: der Hohepriester zu Jerusalem, dessen himmelblauer Oberrock ja mit Schellen versehen war, ist jedenfalls unschuldig an den Narrenschellen. Auch der antike Prahlhans von Soldaten (seit den Alexandrinischen Feldzügen eine



Polichinell.



Abhandlung

von den

Pantomimen,

Historisch und critisch ausgeführt.

Hamburg, bey Carl Samuel Geißler, 1749.

Nachbildung eines Titelblattes.

beliebte und stehende Theaterfigur) taucht wieder auf unter einer der oben angeführten Masken, wenn er etwa auch einen besondern Namen erhält (bei den Spaniern Matamoros, in Portugal Castelhano, in Italien Spaviento oder Capitano oder Scaramuccio, bei den Deutschen dann Scaramuz), als welcher er von Harlekin oder Hanswurst durchgeprügelt wird. Bekanntlich hat sich auch das geschriebene und künstlerisch durchgeführte deutsche Lustspiel dieser Figur als Daradiridatumdarides und Horibilicribifax, Andreas Gryphius'schen Angedenkens, bemächtigt. Jede der genannten Masken übrigens erfreute sich einer besondern Ausbildung in irgend einer Provinz Italiens: so war der „Dottore" am besten in Bologna ausstaffiert und sprach am liebsten den Dialekt dieser Gegend, dem Brighella war es am wohlsten in Bergamo, Pulcinello war eine Lieblingsfigur der Neapolitaner, Pantalon gedieh am vollkommensten in Venedig, und so war es eine recht vernünftige Idee des Ruzzante aus Padua, alle diese verschiedenartig schillernden Masken in ihrem eigentümlichen Hausrock unter einen Hut zu bringen, will sagen: jede in einer eigens dazu verfaßten Komödie in ihrem Dialekt sprechen zu lassen; er hatte dabei bloß die Kleinigkeit übersehen, daß das Publikum diesen Ragout nicht verdauen konnte, sintemal ihm das sprachliche Verständnis fehlte. Auch verhält sich diese Art von Komödie — es ist ja die Stegreifkomödie — widerhaarig gegen den Zwang von Schrift und Kunst; die Masken wollen sich frei bewegen, das meiste der Inspiration des Augenblicks überlassen. Veränderungen in Namen und Aussehen erfuhren die italienischen Masken bei ihrer Uebersiedelung auf pariser Theater. Wir müssen unsere Leser, so gern wir ihnen noch den Doktor Bartolo und das Faktotum Figaro (aus den Lustspielen von Beaumarchais oder den Opern von Mozart und Rossini) in der geschichtlichen Beleuchtung zeigen möchten, bitten, sich ebenfalls mit ein paar Strichen begnügen zu wollen, womit wir schließlich unsern deutschen Hanswurst noch zeichnen wollen. Sein Name? Er ist durchsichtig genug,



Pulcinello. Scapin. Narcissin von Malabergo.
Nach Riccobonis Geschichte des italienischen Theaters.



Signora Lucretia. Pulcinello.
Ital. Mimen nach Callot.



Capitano Cocodrillo.
Ital. Mimen nach Callot.



Signora Lavinia. Capitano Ceremonia.
Ital. Mimen nach Callot.



Pierrot. Mezzetin. Ital. Kapitän.
Nach Riccobonis Geschichte des ital. Theaters.



Fracasso und Taglia Cantoni. Franca Tripa. Fritellino.
Italienische Mimen und Possenreißer nach Callot.

echt deutsch, dem Lieblingsgericht seines Volkes entnommen, wie übrigens die ganze Sippe dieser lustigen Person bei den meisten neueren Kulturvölkern diese Eigentümlichkeit mit Hanswursten teilt (vgl. Jean Potage, Jack Pudding, Makkaroni, Pickelhäring). Herkunft? Die deutsche Furche, worin italienischer Same aufgegangen, Arlechino in deutschem Zuschnitt, d. h. weniger gewandt, derber und plumper wie dieser, mehr Tölpel, weniger Schelm; erscheint übrigens auch auf deutschem Boden noch oft genug als wirklicher und wahrhaftiger Harlekin, so in der wandernden Truppe des bekannten Magister Velthen, daneben aber auch als gleichfalls gut deutscher „Kunz Flegel“ oder „Fritz Knopf“



Italienische Mimen nach Callot.

oder Rüpel, Schoßnitz, Schampitasche. Schon Doktor Martin Luther kennt und nennt ihn, zwar noch nicht als Bühnenfigur, als welche er erst in Peter Probsts Komödie vom „kranken Bauer und Doktor“ erscheint (bald darauf hat er in der Geschichte vom „verlorenen Sohn“ die Hauptrolle zu agieren!). Sein Kostüm? Anfänglich war es kaum ausgeprägt, später wurde mit dem Charakter auch das Kostüm Harlekins angenommen und wie dieser sich je nach Ort und Umständen in den Pierrot (große, weiße Knöpfe, schwarzes Käppchen unter weißem Hut) oder Pulcinello (weites, weißes Kleid mit weiten Aermeln, schwarzer Ledergürtel, schwarze Gesichtslarve und weiße Leinwandkrause, hinten und vorn ein Höcker) oder



Coviello. Bellosguardo. Fricasso. Mestolino. Guatsetto.
Italienische Mimen und Possenreißer nach Callot.

Bajazzo (gleichfalls weites, schlotterndes Kleid mit zuckerhutförmiger Kopfbedeckung) metamorphosierte, so eignete sich auch der Hanswurst das eine oder andere besagter Merkmale an, ohne es indes jemals zu einer scharf geschnittenen Physiognomie zu bringen. Der Schauspieldirektor Neuber nahm — so viel wissen wir — als es sich um die Abschaffung Hanswursts handelte, im Kostüm Harlekins vom Publikum Abschied. Die Gefräßigkeit und die Geistesarmut werden an den betreffenden Organen, wo sie zur äußeren Erscheinung gelangen konnten, an Mund und Ohren aufs sorgfältigste signalisiert — auch dies eine Erbschaft von der Antike her, wo dieses Kennzeichen sich auf der Gesichtsmaske des Tölpels, des Maccus, in aller nur wünschbarer Deutlichkeit ausgeprägt findet. Auch am Buckel fehlt es hier nicht. Hätte sich ein rechter Dichter zu rechter Zeit dieses Hanswurstes erbarmt und ihn ein wenig ins Feine und Anständige herausgeputzt, so daß er gesellschaftsfähig geworden wäre (wie dies z. B. in Spanien mit dem Grazioso geschah, oder wie in England Shakespeare seinen Clown in ordentlicher Umgebung durfte sehen lassen), so wäre ihm sicher eine längere Lebensdauer und Lebensfähigkeit beschieden gewesen — so aber, insonderheit nach den Greueln und Roheiten des dreißigjährigen Krieges, schoß auch diese Figur üppig ins Unkraut. Zwar in Wien wurde die Hanswurstkomödie durch Joseph Stranitzky (den Begründer des ersten deutschen Volkstheaters, 1708) zum Mittelpunkt des einheimischen Bühnenwesens erhoben; er und Gottfried Prehauser, welchen er durch Ueberreichung der Pritsche dem Publikum feierlich als seinen Nachfolger vorstellte, machten die Hanswurstiade in Wien so außerordentlich populär, daß die volksmäßige Komödie unter mannigfachen Wandlungen in jener Stadt bis auf den heutigen Tag ihren Lieblingssitz behalten hat. Zu Gottscheds Zeit war der Hanswurst aber vollständig verwildert (— nicht gering anzuschlagen ist bei dieser Degeneration das Wesen der Stegreifkomödie an und für sich, welche der schwerfälligen Natur des Deutschen viel weniger angemessen ist, als der beweglichen Zungenfertigkeit der romanischen Völker), so vollständig, daß eine Operation an seinem Leibe indiziert war. Bekanntlich hat sich der Leipziger Professor Gottsched dies außerordentlich leicht gemacht: er hat den Patienten einfach totgeschlagen, „den Baum ausgerissen, wo er Auswüchse hätte beschneiden sollen“. Nach der gewöhnlichen Erzählung sollte Hanswurst feierlich in effigie auf dem Theater zu Leipzig verbrannt worden sein, und zwar zunächst auf Anregung des für die französische Dramatik fanatisierten Gottsched und auf Veranstaltung des Direktors Neuber. Doch ist dies eine Fabel. Vielmehr (mag auch jenes Autodafé als Farce nachträglich in irgend einem Garten stattgefunden haben) hatte die Neubersche Gesellschaft, als sie nach Leipzig kam, keinen Hanswurst. Die Neuberin machte, aus Rivalität gegen ihre Leipziger Konkurrenten, das Prinzip der Sittlichkeit im Lustspiel geltend, während jene nur „Ergötzlichkeit und Contentement“ verhießen. Freilich war diese „sittliche“ Erwärmung hauptsächlich dadurch motiviert, daß Herr Neuber, als er den Hanswurst spielen sollte, sich in dieser Rolle keines Beifalls zu erfreuen hatte. Es galt also, die Gunst des Publikums wieder zu gewinnen, und dazu bediente sich Neuber, rasch entschlossen, eines Theatercoups. Er ließ sich in seiner Maske (Hanswurst) vom Theater herausprügeln und erklärte den Hanswurst für ab-



Gian Farina. Fracischina. Mezetin. Trastullo. Signora Lucia.

Italienische Mimen und Possenreißer nach Callot.

geschafft. Die feierliche Abdankung dieses Nationalcharakters gehörte also einzig und allein dem Neuberschen Witze zu, ohne daß Gottsched einen anderen Anspruch darauf zu machen hat, als daß er solche längst gewünscht, dazu geraten und der Vollziehung mit Vergnügen beigewohnt hat. Der Burleske überhaupt hat weder Gottsched noch Neuber den Todesstoß versetzt, und man darf den Abschied, den Hanswurst erhielt, nicht zu sehr beklagen. Was gut und bühnenfähig an ihm war, ist als Peter oder Hans oder Michel wieder erstanden, was schlecht und gemein war, d. h. die Hauptsache, ist weggefallen. Es wäre schlimm um den deutschen Volkswitz bestellt, wenn Hanswurst mit seiner Unfläterei, seinen Zoten und seiner Bestialität der Repräsentant desselben gewesen wäre. Er konnte höchstens als Repräsentant des Pöbels (auch, versteht sich, des vornehmen) gelten. Für den Pöbel aber ist kein Theater und keine Rolle geschaffen, soll es wenigstens nicht sein. Es ist bezeichnend, aber auch betrübend genug, bis zu welchem Grade der gebildete Pöbel von heutzutage, nachdem Hanswurst seit anderthalb Jahrhunderten zu den Toten gelegt ist, die mimische Zote — nicht erträgt, sondern bewundert; wir meinen das sogenannte Ballett. Bekanntlich erfreut sich auch die gesprochene, oder noch besser, die zart angedeutete Zote, einer besondern Gunst, natürlich nicht mehr im Munde Hanswurstens, sondern als Parfüm feiner und vornehmer Rollen. — Summa: Es gibt eine gesunde und volkstümliche Komik ohne Hanswurst, und die ist, dank den Musen und Grazien, nicht bloß bei Shakespeare zu finden, obschon dieser Genius allerdings (man sehe z. B. die beiden komischen Pole, den Narren von „Lear“ und Falstaff) den Beweis ihrer Existenz mit Flammenzügen ins Buch der Aesthetik eingetragen hat.



Ein vornehmer Strauchdieb. Nach dem Gemälde von S. E. Waller.



Opfernde Frauen.
Von Paul Thumann.

Andor.

Roman von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Es ist Mondschein, und der Wagen, der uns hergebracht, wird wohl den Weg über die Pußta zurückfinden."

„Nein, mein Kind, das geht nicht an," warf sich Adler ins Mittel. „Du weißt, ich habe noch zwei Tage in der Gegend zu thun und Geschäfte gehen allem vor."

„Es wird doch ein Wirtshaus im Orte sein?"

„Im Dorfe unten, o ja, ja wohl. In dem einen Zimmer die Schänke voll zechender Bauern, im andern die ganze Familie des Wirts, Mann, Weib, Kinder, die alte Großmutter und der schreiende Säugling; ein drittes Gemach gibt es nicht."

„Und wo kehren die Fremden ein, die hier durchkommen?"

„Hier, beim Gutsherrn."

So leicht aber war Susanne von ihren Vorsätzen nicht abzubringen.

„Ich will aufs Schiff," erklärte sie. „Du hast mir gesagt, es werde hier anlegen, Vater."

„Ich weiß aber nicht, ob es schon heute heruntergekommen ist. Von Rum ist ein weiter Weg bis hierher, und die Leute halten gerne unterwegs bei Bekannten an. Balogs Frau ist sogar da wo zu Hause."

„Wie willst du auch auf einem kleinen Getreideschiffe unterkommen?" suchte Ilka einzuwenden.

„O, für mich wenigstens ist dort Platz genug. Und jedenfalls bin ich dann unter unserm eigenen Dache und werde mich wohler und freier fühlen als bei Leuten, die uns im Herzen eigentlich nicht einmal den Unterschlupf gönnen in diesem alten zerbröckelten Turm."

„Mein Kind," glaubte ihr Vater sie trösten zu müssen, „laß ihnen den alten zerbröckelten Turm; er wird bald ganz zerfallen. Du aber wirst dann wohnen in einem schönen neuen Palais."

„Ja, Vater," sagte sie in unweiblicher Herbheit, denn das Feuer hielt in ihr nach, durch welches Gefühl es auch geschürt werden mochte, „wir wollen reich sein! — Schon als Kind habe ich mir eine Peitsche gewünscht, meine boshaften kleinen Verfolger damit zu züchtigen."

„Und hat sie dich denn nicht beschützt, wenn auch in der Hand eines andern?"

Susanne erschrak bei dieser Mahnung Ilkas. Sie verstummte. Eine wohlklingende Stimme schien wieder zu ihr zu sprechen:

„Sie haben ein edles Herz, Fräulein, das über sein Mitleid sogar die Beleidigung vergißt."

Nein, alle dachten doch nicht gleich. Er hatte die Tochter Adlers nicht verächtlich behandelt, er hielt sie für groß genug, eine Beleidigung zu vergessen.

„Nicht jede," hatte sie ihm aber auch

offen gestanden und diese gehörte zu denen, die sich nicht vergessen ließen.

Ihr Schweigen konnte für Nachgiebigkeit gedeutet werden. Ein Pochen an der Thüre schnitt weitere Erörterungen ab. Allen unerwartet trat Oberlieutenant von Potyondi ein, Ilka entschlüpfte sogar ein leiser Aufschrei.

„Ich komme wie eine Geistererscheinung, aber ich wäre unglücklich, wenn die Damen wirklich vor mir erschräken," sagte er sich verbeugend. Sein Blick streifte dabei die Mädchen, doch verweilte er länger und durchdringender auf Susannen, deren Augen nicht so verlegen auswichen wie jene Ilkas.

Das vielleicht erwartete Kompliment blieb aus. Adler allein gab eine Erwiderung.

„Erschrecken? Dazu wird doch kein Grund vorhanden sein. Man hat sie uns hoffentlich nicht als Einquartierung, sondern höchstens als Salva guardia geschickt."

„Als außerordentlichen Botschafter, die Huldigung der jenseitigen Mächte den Damen zu Füßen zu legen und sie mit großem Cortège feierlich einzuholen."

Auf diese etwas bombastische Einleitung folgte dann die klare Darlegung seines Auftrags. Wein, Zigarren, Karten waren den Herren doch nicht so reizvoll erschienen, als ein kleines Tänzchen und den jungen Leuten war es nicht schwer gefallen, die Einwilligung des durch die Musik elektrisierten Hausherrn zu erhalten. Nicht ohne Zuversichtlichkeit hatte der junge Offizier die Sendung übernommen, der jetzt ausbleibende Erfolg überraschte ihn denn auch einigermaßen. Kaum traute er seinen Ohren, als Susanne dankend die Einladung ablehnte und sogar Ilka schwieg.

Sollte er sich ungeschickt ausgedrückt haben?

Von neuem begann er seinen Angriff, der aber auch diesmal trotz dem Aufgebote aller Ueberredungskunst mißlang.

„Meine Tochter ist nicht wohl," suchte Adler zu erklären. „Sie hat sich den Fuß vertreten."

„Nein, es ist nicht das!" fiel Susanne entschlossen ein. Ihr empörter Stolz stand im Begriffe, sich rückhaltslos über die verächtliche Behandlung zu äußern, die ihr in diesem Hause geworden und die ihrer Meinung nach vollends in dieser letzten Aufforderung gipfelte. War sie denn eine Sklavin in einem Harem, die man von dem Mahle des Gebieters verbannte und zum Tanze befahl? Alles bäumte sich in ihr auf, aber schon im nächsten Augenblicke empfand sie, wie wenig dieser Sendbote geeignet war, Träger ihrer Klagen zu werden. So sagte sie nur kalt: „Meine Weigerung ist noch kein Grund, auch Ilka zu verhindern. Sie wird für uns beide tanzen."

„Ich — o nein, ich bleibe bei dir!"

Diese Erklärung wurde aber nicht ohne ein doch leise durchleuchtendes Bedauern abgegeben, und als Ilka sich zuletzt dennoch dem vereinten Andringen fügte, geschah es mit einem unverhohlenen Aufflammen naiver Freude, die deutlicher noch als alle Anzeichen zuvor den Zustand des kleinen Herzens verriet.

Auch ihr Kavalier zeigte sich erfreut, doch wußte er es so einzurichten, daß er Susannen, den Schmerz, sie zurücklassen zu müssen, gleichfalls zu erkennen gab, und er that dies in so schwungvoll dreisten Worten, daß sich nicht nur Susanne verletzt abwandte, sondern auch Ilka ein wenig schmollte, als sie mit ihm die Treppe hinabstieg.

Rasch durchschritt sie den kleinen Hof, in der Tenne aber holte sie der junge Mann, welcher sich mit der kleinen Laterne, die er aus der Mauerblende nahm, verweilt hatte, wieder ein und hielt sie an der Hand zurück, die sich zuckend seinem weichen Griffe fügte.

„Bleib doch ein bißchen,“ bat er in unwiderstehlich zärtlichem Tone. „Hast du solche Eile und ist dir der Tanz lieber als ein Zusammensein mit mir?“

„Liegt denn Ihnen soviel daran?“ versetzte sie in einem Anfall eifersüchtigen Zweifels. „Sie haben eben erst Susannen erklärt, daß es ohne sie kein Vergnügen gibt.“

„Ilka, das ist dein Ernst nicht!“ rief er und hob das Licht. Als er aber eine Thräne im Auge des Mädchens aufglänzen sah, legte er seinen Arm rasch um die volle Hüfte. „Du machst mich glücklich durch diese eifersüchtige Regung, so wenig sie auch berechtigt ist. Redensarten, süßer Schatz, die man notgedrungen machen muß.“

Ilka schüttelte sanft den Kopf.

„Wer sagt mir dann aber, ob es nicht auch bloß Redensarten sind, die ich zu hören bekomme?“ fragte sie zagend.

„Dein Herz, o glaube ihm, meine Seele; es ist ein untrüglicher Prüfer der Wahrheit. Glaub' seinem Schlagen, mein Engel.“

„O wie gern, Jenö!“

Wie hätte sie auch diesem zärtlichen Flüstern ihr Ohr verschließen sollen? Sie ließ das Köpfchen auf seine Achsel sinken und duldete seinen Kuß.

„Siehst du, deine Zweifel kränken mich,“ sagte er vorwurfsvoll. „Muß ich nicht den Verdacht von uns ablenken? Du würdest in deiner holden Bewegung sicherlich unser Geheimnis preisgeben und den süßen Reiz zerstören.“

„Ach Jenö, ich würde mich viel froher fühlen, wenn ich mein Auge frei aufschlagen dürfte vor aller Welt und zuversichtlicher auch, wenn ich deine liebe Stimme öfter so zu mir sprechen hörte.“

„Aber wer hindert dich denn daran?“ fiel er lebhaft, und den Hauptgrund ihres Seufzers umgehend, ein. „Wie selten kann ich mit dir allein sein! Wie heiß wünschte ich, dir alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, dir meine Liebe zu beteuern und gegen alle Zweifel siegreich zu erweisen, aber du gibst mir ja keine Gelegenheit dazu.“

„Wie kann ich?“ entgegnete sie von tiefer Bewegung zitternd.

„Wolle nur und du kannst, süße Ilka mein!“ füsterte er mit glühender Zärtlichkeit, indem er sie fester an sich preßte. Wie Feuer brannte der Kuß auf ihren Wangen.

Schreckhaft zuckte sie aus der süßen Betäubung auf, die sie umstricken wollte.

„Horch!“ rief sie leise, fast nur mit einem Hauche.

Auch er hielt den Atem einen Augenblick an.

„Ah, es sind nur Ratten, die im Korn ihren Ball halten,“ lachte er dann spöttelnd auf. „Es ist nichts; wir sind unbelauscht, du furchtsames Häschen.“

Ilka war beruhigt, der Zauber jedoch vorüber. Die hochgehobene Laterne erhellte nur einen kleinen Kreis, aber der finstre, unheimlich öde Raum mit seinen unergründlichen, gespenstigen Höhen und Winkeln war nicht mehr der Feenpalast, in den ihn das Geflüster glücklicher Liebe verwandelt hatte.

„Wir dürfen nicht so lange ausbleiben; man wird uns erwarten und am Ende gar suchen und wenn man uns fände, — o wie müßte ich mich schämen!“ Zum Schlusse setzte sie noch hinzu: „Du willst ja selbst das Geheimnis.“

Aber vergeblich suchte er das in dem großen Thore eingeschnittene Pförtchen zu öffnen.

„Nun hat Erdös gar den Schlüssel wieder abgezogen, wir sind eingesperrt. Wie herrlich!“ rief er und wollte Ilka abermals in seine Arme ziehen.

„O nein! nein! Es thut nichts," wehrte sie ihm beinahe mit angstvoller Hast ab. „Ich habe gleichfalls einen. Peti mußte mir ihn abtreten, als ich den Turm bezog."

„Und davon wußte ich gar nichts? Zur Strafe dafür wird er nun konfisziert." Lachend entriß er ihr gleichzeitig den Schlüssel.

„Ach Gott, Jenö, was soll ich sagen?" rief sie bestürzt aus. „O bitte, gib mir ihn zurück! Was willst du mit dem Schlüssel?"

Noch einmal umschlang er das geängstigte Mädchen und raunte in das kleine, glühende Ohr:

„Er soll mir dein Herz ganz öffnen!"

Vergeblich blieb ihr Flehen; selbst mit einem Kuß war der verlorene Schatz nicht mehr zurückzukaufen, und doch war ihr Herz zu schwach, dem triumphierenden Räuber zu zürnen.

Vom Hause her jubelte dem Paare ein wilder Tschardas entgegen und lockte zum Tanze.

„Spielt auf! Wie es war!" dröhnte des Hausherrn mächtige Stimme.

Alles war Lust und Freude im fröhlichen alten Bukraház und niemand gedachte bald mehr des eigensinnigen „Judenmädchens" in dem einsamen Turme drüben, nicht einmal Ilka, die in Liebe und Wonne strahlend, sich im feurigen Tanze schwang.

Einer vielleicht doch. Der bleiche, krumme, schielende Mann dort hinten an der Baßgeige — Görbedán. —

IV.

Von dem Turme des alten Kastells konnte man am hellen Tage Löke ganz nahe sehen. Es lag auf der andern Seite der inselartig von den beiden Flüssen eingeklammerten, von Kanälen durchschnittenen schmalen Auen. In einer kleinen halben Stunde führte die Straße über ein paar schadhafte Brücken und kurze Knüppeldämme, durch Weidengebüsch, Sumpf und Röhricht von einem Ufer zum andern. Kurz bevor sie das Dorf erreichte, bog ein Seitenweg von ihr ab durch ein Gitterthor, zwischen einer Doppelreihe alter stattlicher Nußbäume zu einem großen Rasenplatz, um den er, neuerdings sich teilend, im Halbkreis an das Hauptportal des Schlosses lief.

Es war dies ein hübscher, aber doch ziemlich einfacher Bau, der sich nur in den beiden Pavillons zu zwei Stockwerken erhob, während der sie verbindende Mitteltrakt eines weniger hatte. Die Fenster des Erdgeschosses reichten bis auf den Boden. Die grünen Jalousieen gaben dem Ganzen das freundliche Ansehen eines Landhauses, das in einer sparsamen Zeit entstanden war.

Rainalds Vater hatte hier gehaust. Infolge eines Familienübereinkommens war es an die einzige Tochter und von ihr, mit Uebergehung ihrer übrigen Kinder, ausschließlich an Andor gefallen.

Vor ihrem Tode hatte Gräfin Bürck als Witwe noch einige Jahre daselbst gelebt. Zu jener Zeit war auch die innere Einrichtung erneuert worden und zwar ganz in dem verfeinerten Geschmack einer verwöhnten, Eleganz und Weichlichkeit liebenden Dame. Doch mußte nichts von der so gewöhnlichen Vorliebe für kleinliche nichtssagende Tändelei in der Natur dieser Frau gelegen haben; ihr Lieblingszimmer in dem östlichen Pavillon legte Zeugnis davon ab. Da war keine von den hunderterlei Kindereien zu sehen, mit denen so manches Boudoir vollgepfropft ist, dessen Besitzerin inmitten dieses gebrechlichen Trödelkrams von Chinoisserieen, auf den sie so stolz ist, oft selbst wie eine

dieser kleinen geschnitzten, lackierten und emaillierten Puppenfigürchen im himmlischen Reiche der Mitte sitzt. Es war ein raffinierter, vielleicht die trivialen Gesetze einer Allerweltsharmonie verschmähender, aber im ganzen doch großer charakteristischer Zug in der Anordnung dieses Raumes, den sich der Sohn in zärtlicher Erinnerung an die leidenschaftlich geliebte Mutter gleichfalls zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte erkoren. Er hatte fast alles unverändert gelassen, nur die Bilder waren umgetauscht worden. Ueber dem Schreibtische hing das der Verstorbenen, eine jener reizvollen Arbeiten von Ammerling, an deren Realität die jetzige Zeit kaum mehr glaubt. An den beiden andern Wänden je das Porträt eines Mannes in goldschimmernder Tracht. Bei einem war es das prachtvolle Kostüm eines ungarischen Magnaten von violettem Samt und reichem Pelzwerk, bei dem andern die nicht minder phantastische malerische Kleidung eines Ritters des Ordens vom Heiligen Georg.

Die Dargestellten waren die beiden Gatten der schönen Dame mit dem übermütigen und unwiderstehlichen Lächeln, der ernsten Stirne, den marmorweißen Schultern und den üppigen Locken: Baron Belede̍nyi, den Andor nie anders als im Bilde gesehen und der bald nach des Kindes Geburt gestorben war, und Graf Bürck, dessen der Stiefsohn noch mit der vollen Liebe seiner Kinderjahre gedachte.

In kleineren Photographieen fanden sich noch Andors Freunde und Geschwister, von letzteren sogar wiederholt das Bild einer Schwester, eines holden Mädchens, das der Mutter Züge, doch in weit zarterer, seelischer Nachformung trug.

Es hätte Andor fast ein Sakrilegium geschienen, an den andern Einrichtungsstücken zu rühren, welche die harmonische Umgebung jener hoheitsvollen Erscheinung gebildet, die ihm jetzt noch manchmal, und nicht bloß geistig gegenwärtig, in derselben zu weilen schien.

An demselben Fenster, durch das sie über den Wiesenplan auf die malerische Gruppe alter Ulmen und in die Ferne zu blicken liebte, saß auch er gerne, wenn gleich sein Blick selten träumerisch hinausschweifte. Dazu war er zu sehr mit dem Leben verwachsen und positiv in seinem Wesen. Vielleicht ließ ihm der Vollgenuß der Jugend auch keine Zeit, über die Grenzen des Gegebenen sehnsüchtig hinauszulangen. Auch zur Stunde, wo er jetzt auf dem schräg ans Fenster gerückten weichen Ruhesofa lehnte, folgte sein Auge nicht dem immer weiter über die Wiese vorrückenden Schattenriß des Hauses, sondern heftete sich ein wenig nachdenklich auf ein großes Buch, dessen aufgeschlagene Seiten lange Reihen von Zahlen wiesen.

Die durchtanzte Nacht hatte keine Spur von Ermüdung in seinem Antlitze zurückgelassen, obwohl er kaum ein paar Stunden kurzen und unruhigen Morgenschlafs genossen und sich nicht, gleich seinen Gästen, bald nach dem unmittelbar auf die Ankunft in Löke folgenden Gabelfrühstücke zurückgezogen hatte, um die versäumte Ruhe nachzuholen. Geschäfte waren es, die ihn hauptsächlich bewogen hatten, zu dieser Jahreszeit, wo kaum erst der letzte Geigenstrich des Karnevals verklungen war und die Gesellschaft der Residenz um so traulicher zusammenrückte, sein halb noch im Winterschlaf vergrabenes Gut zu besuchen, und diese Geschäfte mußten abgethan werden, so wenig es ihm auch behagte, derlei Sachen selbst in die Hand zu nehmen.

Es war eben nicht zu ändern, der Verwalter wollte nicht auf eigene Verantwortung vorgehen und so mußte denn der Herr

seine Entscheidung geben. Die große Summe, um die es sich diesmal ausnahmsweise handelte, stand förmlich Ziffer für Ziffer in die Stirnrunzeln des kleinen ältlichen Mannes gegraben, der Andor so nahe zur Seite saß, daß er diesem die Blätter umwenden und die Posten erklären konnte und nicht darauf achtete, daß ihm dabei die Cigarre schon nach den ersten Zügen wieder ausgegangen war.

Weit behaglicher gab sich Adler dem Genusse der seinigen hin. Er lehnte bequem in seinem Fauteuil und spielte mit der Uhrkette, als ob er eigentlich mit den Untersuchungen der beiden andern gar nichts zu thun hätte. Die Beratung hatte bereits eine Weile gedauert und schien ihn zu langweilen, denn er stand jetzt auf und sagte, nachdem er einen Blick durchs Fenster gethan, halblaut und wie im Selbstvergessen:

„Es wird ein prächtiger Abend, gerade wie geschaffen für den Schnepfenstrich. Ich glaube, daß es eine vortreffliche Jagd geben wird."

„Sie haben recht, daß Sie mich erinnern, Herr Adler," äußerte Andor, das Buch zurückschiebend. „Nehmen Sie Ihre Rechnungen, Potyondi, und wenn wir sie noch so sorgsam umwenden, es fällt kein Weizenkorn und kein Geld heraus. Man muß eben eins und das andere dort nehmen, wo es zu haben ist, zu welchen Bedingungen es auch sei."

„Erlauben, Herr Baron!" ließ sich Adler vernehmen, der plötzlich eine ernste, würdevolle Miene zeigte. „Wenn Sie so denken, will ich lieber nicht gesprochen haben. Es sieht dies fast wie Mißtrauen aus und auch das leise Zeichen desselben —"

„Aber ich bitte Sie, lieber Adler," fiel Andor mit ruhiger Freundlichkeit ein. „Sie werden doch nicht empfindlich werden. Von Mißtrauen kann bei mir ja gar keine Rede sein; daß ich aber den Preis ein wenig hoch finde, will ich gern gestehen, und wenn Sie die Verluste in Betracht ziehen, die ich durch den zu deckenden Ausfall bereits zu tragen habe, werden Sie das nur natürlich finden."

„Wer hat das voraussehen können!" rief Adler eifrig aus. „Ich habe mich leider in der Schätzung der Ernte zu eigenem Schaden schwer getäuscht, da ich, zum Teil wenigstens, der Produktenbank mit meinem eigenen Vermögen hafte. Bei Gott, es wäre bequemer, einfach Verwaltungsrat zu sein, als noch die Mühe und das Risiko dazu zu haben! Was aber den Preis betrifft, so bin ja nicht ich es, der ihn macht, Sie können sich selbst überzeugen, Herr Baron, daß wir jeden Augenblick bereit sind, den gleichen zu bezahlen: ich bitte nur Herrn von Rainald zu fragen. Er kann es bezeugen."

„Was kann ich bezeugen?" fragte die Stimme des Genannten aus dem nächsten Zimmer.

Ohne daß man seinen Eintritt gehört, schritt er auf dem dicken Teppiche näher.

Sein Neffe sprang sofort auf, kam ihm entgegen und begrüßte ihn, denn der alte Herr war eben erst vom Wagen gestiegen, da er, der Verabredung nach, die Jagd mitmachen und den Abend in Löke verbringen sollte.

„Wie ich herübergekommen bin? Schlecht," antwortete er auf die Frage Andors. „Die große Brücke ist am Zusammenfallen. Ich habe es Ihnen längst schon gesagt, Potyondi, jetzt aber verklage ich Sie bei Ihrem Herrn, Sie Erzsparmeister. Der Vertrag lautet auf gemeinsame Leistung der Reparaturkosten, in Löke aber will man davon nichts wissen und ich allein thue nichts. Fällt sie zusammen, nem bánom! — Siehst du, mein Sohn, das ist der Mann, der für

dich Schätze aufspeichert, während er uns beide der Gefahr aussetzt, Hals und Beine zu brechen oder zu ertrinken."

„Ich glaubte nur — ich werde aber sofort —" und mit solch abgerissenen Worten, die er halb unverständlich murmelte, suchte sich der Angeklagte, dem sich Andors Blicke fragend zuwendeten, zu entschuldigen und bereitwillig zu zeigen.

Er sah dabei wie die Unterwürfigkeit in Person aus; sein Rücken beugte sich und sein Kopf, der sonst immer so steif auf dem geschlossenen hohen Hemdkragen saß, ja sogar die spitzaufgedrehten Enden seines kleinen, fast bis in die halbe Oberlippe hinein rasirten grauen Schnurrbarts schienen die Verbeugung mitzumachen. Er fuhr sich, wie wenn dies das Hutabnehmen ersetzen sollte, mit der knochigen Hand über das dünne, graue Haar, das, von beiden Seiten etwas wirr emporstehend, nach aufwärts eine Vereinigung suchte, wodurch die schmale Stirne geradezu die Form eines Dreiecks erhielt, und brachte es damit nur noch mehr in Unordnung. Seine Augen, die dem ganzen Gesichte etwas Mürrisches und Verstocktes gaben, blieben dabei auf das Buch gerichtet, das er nunmehr zusammenraffte.

Rainald lächelte vergnügt über die Wirkung seiner Worte und schlug Potyondi freundlich auf die Schulter.

„Ist nicht so schlimm gemeint, amice," sagte er, „ich weiß schon, daß sie die Bauern mit heranziehen möchten, aber diese verfluchten Kerle wollen von ihrer Schuldigkeit nichts wissen. Das soll alles in der Grundablösung mit inbegriffen sein. Soll ein Donnerwetter ihnen über die Köpfe fahren!"

Nachdem er sich tüchtig ausgeflucht, kam er aber wieder, obwohl sein Neffe deutlich genug die Absicht gezeigt, den Gegenstand fallen zu lassen, auf seine erste Frage zurück, und nun mußte ihm wohl Auskunft gegeben werden, was denn auch Adler that, indem er neuerdings seine Zeugenschaft anrief.

„Ja, das ist allerdings wahr," entgegnete Rainald darauf beinahe heftig. „Sie können mir aber noch einmal so viel bieten und bekommen von mir nichts, das ist auch gewiß. — Wie, Andor, ich hoffe doch nicht, daß du dich verleiten läßt. Was sagt mir der Lißló eben im Stalle? Ihr würdet die Pferde nächstens mit Rüben füttern, denn mit dem Hafer sei es aus und Roggen und Weizen würden wohl mit denselben Weg gehen, auf der Raab hinab. Drüben liege schon das Schiff, auf das alles geschafft werden solle. Potyondi, Potyondi, was muß ich hören! Wie können Sie Ihrem Herrn einen solchen Rat geben? Verblendet Euch denn das Geld so sehr? Weil man einen hohen Preis bekommt, gedankenlos losschlagen und dann selbst nicht wissen, wo aus und ein! Die Ernte auf dieser Seite war, so viel ich verstehe, auch just nicht von Mumienweizen. Nein, Herr Adler, füllen Sie sich ihr Schiff, wo Sie wollen, so lange man mich hier etwas reden läßt, sollen Sie keinen Sack Getreide fortnehmen. Wir wollen es nicht machen, wie die dummen Bauern, die alles auf dem Halm verkauft haben und jetzt jammern, wo sie Saatkorn hernehmen sollen und darum wallfahrten gehen. Na, vielleicht schickt ihnen die Mutter Gottes von Klein Maria Zell eins.

„Dann wollen wir uns auch dahin wenden," sagte Andor, aber der Scherz kam ihm nicht recht von Herzen und klang etwas trübe.

Als Rainald sah, daß seine Apostrophe nicht ganz das Richtige und am wenigsten denjenigen, gegen welchen sie gerichtet gewesen, getroffen, da Adler allein keine ver-

legene Miene zeigte, drängte er, seinen Stock auf den Boden stoßend:

„Was habt ihr denn? Was ist denn eigentlich?“

„Weißt du, Onkel, wir haben es eben auch nicht anders gemacht als die — dummen Bauern.“

„Potyondi!“

Der Verwalter beugte auf den vorwurfsvollen Anruf nur das Haupt und hob die Schultern, schwieg jedoch mit grimmigem Gesichte.

„Nein, lieber Onkel, mich allein trifft die Schuld,“ beeilte sich Andor, ihn zu entlasten. „Aber es handelt sich jetzt nicht um das Wie und Warum des Fehlers, sondern nur um die Gutmachung desselben. Wir stehen eben mit Herrn Adler in Unterhandlung, uns das Getreide, welches er abzuholen da ist, für die Aussaat zu überlassen. Es bleibt uns nichts anderes übrig als es zurückzukaufen, wiewohl die Preise sehr gestiegen sind.“

„Bleibt euch nichts anderes übrig, ha!“ murrte der alte Herr, dessen Augen unabläßig von Andor auf den Verwalter und von diesem wieder zu jenem gingen, als ob er sie wie gemeine Verbrecher zu verurteilen und zu vernichten gedenke. „So bleibt euch also nichts anderes übrig, denn der Weg nach Bukraház hinüber ist natürlich zu weit und das Saatgetreide von drüben würde hier auf dieser Seite wahrscheinlich nicht aufgehen. Zum Teufel, sag' ich, ist das eine Wirtschaft!“ fuhr er plötzlich auf. „So behandelt man einen Onkel! Verheimlicht ihm alles, wendet sich an andere Leute, will lieber ein Heidengeld ausgeben, vielleicht gar Schulden machen, nur um mit ihm nichts zu thun zu haben. Der Teufel springe da hinein! Bin ich denn ein Wucherer.“

Rainalds Zorn war so drollig, daß sich Andor eines Lächelns nicht erwehren konnte. Mit innigem Blicke legte er seine Hand beschwichtigend auf den Arm des Grollenden.

„Lieber Onkel, ich wäre gewiß an dir nicht vorübergegangen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß du selbst nicht übermäßig versehen bist. Zudem habe ich mir keine Abweisung holen wollen, da ich ja gestern deinen Schwur gehört: niemanden, nicht Pharao —“

„Ah was!“ fiel ihm Rainald ins Wort, „du bist nicht Pharao oder der ägyptische Joseph, so viel ich weiß.“

„Nein!“ gestand Andor lachend.

„Nun also, hol' du bei mir dein Saatgetreide. Was ich habe, muß für beide reichen. Wo es ein Ende hat, bleibt Brache. Wird aber reichen, keine Sorge! Und Sie Herr Adler, machen hier kein Geschäft. Hab' es Ihnen schon gesagt. Nur vorwärts! — brauchen Ihre Frucht nicht. Können ausräumen — Ihr Schiff füllen — abziehen!“

Er bemerkte in seinem Eifer nicht einmal, daß er jetzt auf einem ganz andern Punkte stand als vor einigen Minuten und zu dem geraden Gegenteile dessen drängte, was er anfänglich mit gleicher Energie verlangt.

Doch auch diesmal äußerte seine Rede nicht die erwartete Wirkung auf Adler. Es war wohl wie ein Schatten über dessen Antlitz geflogen und die Lippen hatten sich zusammengepreßt, doch ging das so rasch vorüber, daß niemand es bemerkte. Mit heiterem Lächeln verbeugte sich jetzt der geschmeidige Mann.

„Mit Vergnügen folge ich Ihrem Kommando, Herr von Rainald,“ sagte er. „Es könnte mir wirklich kein größerer Gefallen geschehen. Sehen Sie, Herr Baron, ich wollte es Ihnen nicht abschlagen, schon darum nicht, daß Sie nicht sagen können,

ich hätte Sie in eine unangenehme Lage gebracht. Sie sollten nicht schlimm denken, von mir, lieber einmal das Interesse der Bank außer acht lassen, obwohl ich noch nicht wußte, wie ich es eigentlich verantwortet hätte. Nun ist allen geholfen. Ich wäre wirklich in Verlegenheit gewesen. — Oben im Lande nichts mehr. Morgen kommen noch zwei Schiffe herunter, leer, ganz leer. Herr von Rainald wollte ebenfalls nichts geben, nun sollte ich unser Depot auch hier noch zurücklassen. Ja, sagen sie selbst, meine Herren, welche Lage das war! Jetzt hat sich der Ausgleich von selbst vollzogen. Ich muß gestehen, ich bin ganz glücklich darüber. — Ich will nur gleich ins Dorf und Arbeiter anwerben, damit ich mit dem Verladen keine Zeit verliere. Herr Baron — ich hoffe, Sie werden gut denken von mir, denn meinen guten Willen haben Sie gesehen."

„Ja und ich danke Ihnen dafür," sagte Andor, während er dem schon nach seinem Hute Langenden die Hand reichte. „Wenn Sie nicht solche Eile hätten, würde ich Sie bitten, an unserer Jagd teilzunehmen, nur wird am Ende auch Potyondi zurückgehalten sein. Aber ich hoffe die Herren wenigstens später bei Tisch zu sehen. Es thut mir nur leid, Herr Adler, daß Sie Ihr Fräulein Tochter nicht mitgebracht haben, — ich hätte mich gern erkundigt, ob der gestrige Schreck ihrem Befinden nicht geschadet hat."

„Das ist leider einigermaßen der Fall," äußerte Adler hastig und wie es schien nicht ohne Verlegenheit. „Aber es wird sich geben — es wird sich geben. Es dürfte für sie das beste sein, rasch nach Hause zu kommen."

Während Andor noch von Ilkas Pflege sprach, Adler seine Pferde zur Disposition stellte und Potyondi verabschiedete, stand Rainald am Fenster und trommelte ungeduldig an den Scheiben. Der höflich gewechselten Worte achtete er nicht über die Dinge, welche ihm im Kopfe herumgingen und sobald die beiden andern das Zimmer verlassen hatten, sprach er sich darüber gegen Andor aus, der Mühe hatte, den aufgeregten alten Herrn wenigstens zum Niedersitzen zu bewegen.

„Gottlob, daß die Luft rein ist. Mir verschlägt dieser spezifische Geruch immer den Atem. Ich begreife nicht, wie du so freundlich sein kannst gegen einen Menschen, der dich ausrauben will."

Gutmütig lächelnd zuckte Andor die Achseln und bot Rainald eine Zigarre an, welche dieser aber, treu seiner Pfeife und seinem selbstgebauten Tabake, bei dem er über das Monopol und die Regierung schelten konnte, ablehnte.

„Du thust Adler Unrecht, lieber Onkel, — in dieser Angelegenheit wenigstens ganz unzweifelhaft. Ich bitte dich, brause nicht auf; ich will dir einen Beweis geben, indem ich sie dir auseinanderlege und beleuchte. Um also mit dem Anfange zu beginnen, muß ich dir das etwas beschämende Bekenntnis ablegen, daß ich im vergangenen Frühjahr ein wenig knapp stand. Es wird so nach den Mairennen gewesen sein, bei denen ich mit ‚Faithfull' und ‚Krautschneider', wie du weißt, Malheur hatte. Es war ganz verdient, daß der Spitzbube Stones dabei ein Bein brach, denn er war schuld, that mir aber doch leid und kostete mich noch eine hübsche Abfertigungssumme, für die ich mich glücklich schätzen mußte, ihn aus dem Stalle losgeworden zu sein. Es würde zu weit führen, alles aufzuzählen, kurz das Fazit war: ich brauchte Geld. Da war es Jenö, der mir riet, mich an Adler zu wenden, welcher sich eben in Wien befand."

„Na, dacht' ich es nicht, daß er dich mit Wucherzinsen bedient hat."

„Nein, Onkel, du bist im Irrtum. Im Gegenteile. — ‚Warum wollen Sie Geld aufnehmen und hohe Interessen bezahlen, oder Löke gar neuerdings belasten?‘ sagte er zu mir. ‚Sie haben ja einen Wechsel auf Ihren Feldern stehen. Eskomptieren wir ihn!‘ — Er bezahlte mir einen Preis, der um ein Bedeutendes höher war als der Marktpreis, davon habe ich mich überzeugt und ich verpflichtete mich, ihm zu diesem Satz so und so viel Frucht zu liefern.“

„Wie viel?“ fragte Rainald scharf.

„Ja, lieber Onkel, das darfst du mich heute nicht mehr fragen. In Potyondis Büchern aber wirst du alles verzeichnet finden.“

„Das sieht dir gleich; dich um derlei Dinge zu bekümmern, hältst du unter deiner Würde.“

„Ja, schilt' mich, Onkel, ich bekenne, daß ich es verdiene, aber was nützte es auch, wenn ich dir alles bis auf Metzen und Achtel angeben könnte. Thatsache ist, daß die Dinge doch genau ebenso stünden, denn was verstehe ich davon, wenn sogar Potyondi sich über den Ernteertrag täuschte. Der arme Mann war ganz trostlos darüber, daß er mir nicht von dem Geschäfte abgeraten, er selber aber hatte es für ein ganz gutes gehalten. Jetzt ist nichts mehr zu ändern. Der Ausfall war einmal da, und mußte gedeckt werden. Wir haben viel weniger eingebracht, als ich mich zu liefern verpflichtet hatte.“

„Wie kann sich aber auch Potyondi —! Es ist wahr, die Ernte ist besonders schlecht ausgefallen — aber — — zum Kuckuck, warum hat er nicht mich schätzen lassen!“

„Er mochte dir wohl nichts von meiner momentanen Bedrängnis sagen, da ich ihn dazu nicht ermächtigt hatte. Dann hat er mir allerdings geschrieben, ich hatte aber andere Beschäftigung und vergaß die ganze Sache, da ich, wenn mir recht ist, gehört hatte, daß man die Frucht gar nicht so dringend brauche und sie unterdeß bis zum Frühjahr hier deponiert lassen wolle, wo dann alles schon in Ordnung kommen werde. Ich erinnere mich nicht mehr so recht, aber es ist möglich, daß mir Potyondi Vorschläge über das Arrangement gemacht. Ich legte der Angelegenheit aber keine Wichtigkeit bei, bis vor acht Tagen plötzlich ein Alarmbrief kam. Die Produktenbank hatte einen Avis geschickt und den Tag bestimmt zur Ablieferung, Potyondi fragte nun dringend um Verhaltungsbefehle, und so eilte ich denn, sobald ich mich losmachen konnte, hieher. Und nun ist ja alles gut. Aus der größten Verlegenheit hast du mir geholfen und für den mangelnden Rest stelle ich einen Wechsel aus. Die heurige Ernte wird hoffentlich besser ausfallen und alles begleichen.“

„Das will ich auch hoffen. Not thut's,“ meinte Rainald. „Aber nimm dich vor Adler in acht, sag' ich dir!“

Lächelnd schüttelte Andor den Kopf.

„Du hast ein Vorurteil gegen ihn. Ich aber muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in der ganzen Angelegenheit sich überaus zuvorkommend und anständig benommen hat. Ueberschlage die ganze Sachlage und du wirst das selbst finden. Man soll nicht andere für seine eigenen Sünden verantwortlich machen und verdächtigen. Er darf seine Hände fürwahr in Unschuld waschen.“

„Ja, das thut er gern, bleibt aber immer dabei etwas an ihnen hängen,“ brummte Rainald. „Wie bei meinen Papieren. Immer hat er sie mir wieder für andere eingetauscht, die er anpries, und auf die ich nachbezahlen mußte, immer ist es dabei weniger geworden und zuletzt bleibt gar nichts mehr; ohne ihn hätte ich noch

meine guten Grundentlastungs-Obligationen. Mag er zur Hölle gehen, ich folge seinem Rate nicht mehr!"

„Und doch solltest du es diesmal thun, weil ich überzeugt bin, daß er dich nur vor noch größerem Verluste bewahren will. Er sagt, diese Papiere gingen einer völligen Entwertung entgegen, und glaube mir, diese Leute haben eine sehr feine Nase. Er klagt, daß du jetzt hartnäckig seiest und dann ihm die Schuld zuschieben werdest, wenn eines Tages alles verloren sei."

„Nem bánom! Mag es verloren sein!"

„Ein böses Wort, Onkel, dieses ‚nem bánom!'" sagte Andor, mit ernstem Lächeln den Kopf wiegend. „Es hat schon manchem viel gekostet. Ungarn hat es teuer bezahlt, und wenn unser Herrgott es je zu Grunde gehen lassen könnte, so würde es gewiß an diesem Worte geschehen."

»Nem bánom!« das war die entrüstete Antwort auf solch frevlerische und unpatriotische Auslassung, die dem alten Herrn seinen Neffen beinahe entfremdet hätte.

Zum Glücke trat eben Graf Arthur Arm in Arm mit dem Marquis ein. Er schien sehr lebendig und trillerte nach einer selbsterfundenen Arie:

„Assez dormir, ma belle!
Ta cavale insabelle
Hennit sous tes balcons."

„Weißt du noch, Andor, wie unser guter Duchard uns immer weckte?"

„Scharmantes kleines Gedicht!" fiel der Marquis ein. „So allerlei graziöse Bilder."

„Von denen wußten wir Knaben aber freilich nichts. Das wäre ein schöner Hofmeister gewesen, der uns mit Alfred de Musset in die französische Poesie eingeführt hätte. Da gab's nur Lamartine. Späterhin habe ich freilich das ganze Gedicht auswendig gelernt. Apropos: Duchard. Stehst du nicht mit ihm in Korrespondenz? Du warst ja immer sein Liebling. Was ist aus ihm geworden? Wie geht's ihm?"

Andor, durchaus nicht ungehalten, daß der beiden Eintritt dem keineswegs erheiternden Zwiegespräche eine andere Wendung gab, erteilte die begehrte Auskunft, während er die Glocke zog.

„Er hat eine ganz hübsche Anstellung in seinem Vaterlande gefunden, lebt dort als guter Ehemann und interessiert sich sehr für deine Streif- und Jagdzüge, über die ich ihm Bericht erstatten muß."

„Du grüßest ihn wohl im nächsten Briefe von mir."

„Da können Sie gleich eine Beschreibung unsrer neuesten Heldenthaten auf der Bärenjagd beifügen," meinte der Marquis.

„Wären doch erst zu erleben," ließ sich Rainald, der inzwischen mit beiden Händedrücke gewechselt, noch immer etwas mißlaunig vernehmen. „Der Bär ist um diese Jahreszeit just nicht die angenehmste Begegnung. Er kommt tief herunter aus dem Gebirge, weil er ausgehungert ist, wird aber gerade darum auch gefährlich und greift selbst Menschen an."

„Meine Büchse wird schon sorgen, daß er uns nicht zu nahe kommt."

„Wäre auch schade um die schöne Ausrüstung, wenn die dabei in Fetzen ginge," spöttelte Rainald, der die beiden Jäger mit sonderbaren Blicken gemustert hatte.

In seiner gewöhnlichen Kleidung, mit den derben, jeder Passage gewachsenen Stiefeln, mochte er in der That auch einigen Anlaß zum Erstaunen über den Aufzug der Jagdgenossen haben. Arthur mit seinen hohen Ledergamaschen, der durch den Patronengürtel zusammengehaltenen Blouse und dem weißen Indiahelm bot einen ihm noch nie gewordenen Anblick. Geradezu spassig aber erschien dem alten Landedelmann der Marquis in seinem Pariser

Jagdkostüm aus braunem Samt, der mehr für einen Räuberhauptmann auf der Opernbühne als für einen Schnepfenjäger im Sumpfe, geschweige denn für einen Bärenjäger in den Karpathen geeignet schien.

Die so malerisch Ausstaffierten waren jedoch sehr mit ihrer Erscheinung zufrieden und konnten die ironischen Mienen des alten Herrn nicht begreifen.

„Na, vielleicht hat der braune Gevatter vor euch Respekt. Solche Herrschaften hat er doch noch nicht gesehen," sagte er mit gespielter Bewunderung. „Da macht er seinen ehrerbietigen Kratzfuß und zieht ab, während er sich sonst aus ein paar Schüssen vielleicht nichts machen und mit einem Vierteldutzend Kugeln im Leibe auf die Schützen losmarschieren würde, um ihnen so ein bißchen die Schultern zu streicheln, daß sie blutig werden."

„Wir hätten am Ende doch Repetiergewehre mitnehmen sollen, oder doch irgend einen Schutz gegen die Klauen," ließ der Marquis beunruhigt fallen.

Aber Rainald lachte nur und riet zu einem Eisenpanzer, während Arthur jegliche Besorgnis mit dem Hinweis auf die viel gefährlicheren Tigerjagden abwies, denen er beigewohnt. Das führte den Rainald hinwieder zu der Behauptung, daß es ganz etwas anderes sei, vom Elefanten herab solch eine Katze zu schießen, als einsam im Gebirge, Auge in Auge einem solchen braunen Gesellen gegenüberzustehen, der fast aussehe wie ein Mensch und den man nicht einmal erlegen könne, ohne fast ein Gefühl wie ein Mörder zu haben."

So geriet er, während sich alle von dem Servierbrette des mittlerweile eingetretenen Dieners mit einer kleinen Herzstärkung versahen, die sie für die abendliche Jagd ein wenig erwärmen sollte, allmählich ins Erzählen eines Abenteuers, das er selbst in jüngeren Jahren, da Fölombágy, in der That seinem Namen entsprechend, noch nichts anderes gewesen als ein Laubbett zum Uebernachten, mit einem Bären bestanden und darüber war denn auch die Erörterung der unangenehmen Angelegenheit und alles was sich daran geknüpft ganz und gar vergessen, und Andor hütete sich, die prächtige Stimmung seines Oheims mit einemmale zu stören. Er war selbst froh, die ganze Sache hinter sich zu haben. Sie war ja nun endgültig abgethan und man konnte nichts Besseres thun, als sie auch aus der Erinnerung zu streichen.

Weit weniger leicht kamen Adler und Potyondi über die Wendung hinweg, welche sie durch Rainalds Intervention genommen. Obschon der erstere lebhaften Schrittes und anscheinend heiter das Schloß verließ und sogar Scherze machte, konnte sein Begleiter doch aus einer gewissen Schärfe des Tones, wie aus dem kalten, an den äußeren Dingen unaufmerksam vorüberstreifenden Blicken die Gereiztheit und innerliche Beschäftigung mit einem unausgesprochenen Gedanken entnehmen, doch war er selbst von dem gleichen Gegenstande zu sehr in Anspruch genommen, um diese Zeichen befremdlich zu finden. Konnte er ja doch seine Erregung ebenfalls nicht verbergen, nur gab sie sich bei ihm mehr in scheuer Verbissenheit kund.

Er sah aus wie ein böser Hund, der einem andern den Weg vertreten und den Knochen streitig machen möchte und doch nicht die rechte Kourage dazu hat, es auf einen Kampf ankommen zu lassen.

„Und wie sieht es jetzt mit unsern Abmachungen aus?" knurrte er, sobald sie beide außer der Hörweite des Jägers waren, der in der Flurhalle die von den Gästen seines Herrn mitgebrachten Gewehre einer genauen Besichtigung unterzog und dem hier

ein wenig luftschöpfenden Koche seine tiefsinnigen Bemerkungen über die erfindungsreiche Neuzeit mitteilte.

„Abmachungen?“ entgegnete Adler, wie wenn er verwundert wäre, dies Wort zu hören. „Ja, lieber Freund, damit ist es nun aus.“

„So soll alles Bisherige umsonst gewesen sein?“

„Was kann ich dafür? Bedanken Sie sich bei Ihrem guten Freund und Nachbar, Herrn von Rainald. Ich wußte wohl, daß uns der alte Starrkopf das Spiel verderben würde. Hätten Sie ihn zu meinen Gunsten bearbeitet, dann wäre vielleicht mein Versuch, ihm seinen Vorrat abzunehmen, nicht mißlungen.“

„Der Krebs soll ihn fressen!“ fluchte Potyondi mit aufeinander gepreßten Zähnen.

Hätte ihn der wohlwollende alte Herr, der so große Stücke auf ihn hielt, und sein submisses Wesen, wie seine erprobte Redlichkeit immer als ein leuchtendes Muster für die in nichts mehr zuverlässige und bescheidene jüngere Generation hinstellte, diese Verwünschung ausstoßen hören, er hätte seinen eigenen Ohren nicht getraut, und lieber ein Mißverständnis als die Möglichkeit, sich so in einem Menschen getäuscht zu haben, angenommen.

„Uebrigens,“ nahm Adler neuerdings das Wort, „bin ich im Grunde froh, daß der Kauf in Bukraház nicht abgeschlossen wurde. Es hätte mich am Ende großer Schaden treffen können und ich wäre obendrein noch hier gegen Sie in meinen Verpflichtungen geblieben.“

„Wie so?“

„Görbedán ist wieder hier in der Gegend. Er zieht mit den Zigeunern umher, gegen die Baron Belesényi heute ein so großartiger Spender gewesen. Der Mensch hat einen so maßlosen Haß auf mich geworfen, daß er zu allem fähig wäre, um mich zu schädigen. Ich kann sagen was ich will, er bildet sich einmal fest ein, ich hätte ihn um sein Hab und Gut gebracht. Als ob ich schuld wäre, wenn wir schlechte Geschäfte gemacht! Einsperren sollte man den Verrückten, vor dem ich meines Lebens nicht sicher bin! Was ist das für eine Justizverwaltung, die solche gefährliche Kerle frei herumlaufen läßt, bis er einst wirklich etwas verbrochen? Da bedanke ich mich schön! — Hätten mich gestern auf der Pußta die Herren nicht gerettet, er hätte sich an mir vergriffen. Wer ist dann schuld, wenn ein Unglück geschieht, frag' ich? Zu Nacht war das Gesindel in Bukraház. Wie leicht hätte ein Feuer auskommen können! Ich wäre in tausend Aengsten, wenn die Frucht drüben mir gehörte. Dieser Mensch brauchte es nur durch Zufall zu erfahren und er hätte keine Ruh noch Rast, ehe er sich nicht an mir gerächt. Nicht einmal Gewissensbisse würde er sich machen, daß das Feuer auch um sich greifen und noch weiteren Schaden anrichten könnte. Das Kastell ist weit von den Ställen und der Wind weht nach der andern Seite. — Wirklich — es ist noch immer Südwind.“

Er konstatierte das nach einer kleinen Pause, während welcher er bedächtig den Zug der Wolken am Himmel geprüft hatte. Als sein Auge sich wieder niederwärts wendete, begegnete er Potyondis scharf fragendem Blicke. Einen Moment lang sahen sie sich so an, dann lachte Adler auf.

„Sehen Sie, wie einem so Einfälle kommen! Zum Glück brauche ich keine Besorgnisse zu haben, denn hier bin ich ja selbst und kann den Schüttkasten im Auge behalten. Schlecht wäre es aber nicht, wenn Sie ein paar Leute Wache halten oder den Daniel unter Verschluß nehmen ließen, bis wir alles im Schiffe haben. Für heute wird

es schon zu spät sein, mit der Verladung zu beginnen, aber ich will doch für morgen um Arbeiter sehen."

„Und es ist kein anderes Arrangement möglich?" fragte Potyondi mit dumpfer Stimme, indem er zögernd die dargebotene Hand nahm, sie dann aber doch krampfhaft festhielt, daß Adler sich nicht entfernen könne.

„Thut mir leid, lieber Freund," versetzte dieser achselzuckend, „in Ihrem Interesse thut es mir leid. Aber wo kein Profit, fällt auch keine Provision ab. Sie müssen schon mit dem früheren zufrieden sein und mein Guthaben decken. Geschäft ist Geschäft." Langsam und mit leichtem Nachdruck setzte er dann noch hinzu: „Hätte uns der Herr Nachbar den Abschluß nicht gestört, dann freilich wäre es etwas anderes gewesen. Die Bank hätte dann in Anbetracht der schwierigen Umstände die Tantième noch um zehn Prozent erhöhen und sogar vielleicht noch in Form einer Extraremuneration den Saldo des Herrn Oberlieutnant löschen können."

„Ist das ein Wort?" fragte Potyondi, der die Hand noch immer nicht losließ, den düster glühenden Blick in Adlers Augen bohrend.

„Ein Mann ein Wort! Wir sind alte Bekannte und Sie kennen unsere Kulanz. — Es sollte mich freuen, wahrhaftig! Nun, wer weiß, manchmal geschehen ja Wunder!"

„Ja — wer weiß!" murmelte der Verwalter und sah starr, wie wenn er zur Bildsäule geworden wäre, Adler nach, welcher aufs lebhafteste einen beweglichen, mit der umgeworfenen Büchse eilfertig dem Schlosse zu trachtenden kleinen Herrn begrüßte, in dem sicherlich niemand, der den Pfarrer nicht kannte, einen Geistlichen vermutet hätte.

Erst als die beiden sich getrennt hatten und Adler in der Nußbaumallee verschwunden war, setzte sich Potyondi in Bewegung. Zaudernd, langsam, mit bodenwärts gewendeten Blicken, wie über einen schweren Entschluß brütend, schlug er die Richtung nach dem Oekonomiehofe ein, den dichte Gebüschgruppen ganz vom Herrenhause schieden.

Er ging an den Ställen vorüber, doch ohne seine herrische Stimme fluchend und scheltend ertönen zu lassen, was er sonst nie versäumte, auch wenn nach Behauptung der vor ihm zitternden Leute, kein Anlaß zum Tadel vorhanden war, bloß um ihnen seine Macht fühlen zu lassen. Diesmal übersah er sogar den verstreuten Hafer und die nicht vorgelegte Kette an der offenen Thüre zum Pferdestall; nur den alten Marczi sprach er an, sein Faktotum, ein Inventarstück des Gutes aus der Zeit her, wo die Herrschaft noch die Patrimonialgerichtsbarkeit besessen und einen Haiducken hielt, der mit Block und Haselstöcken gewandt und zweckentsprechend umzugehen wußte. Aus dem ehemaligen Polizei- und Gerichtsdiener war späterhin eine Art Detektive im inneren Dienste geworden, wobei er sich aber nicht nur wie sein Herr deren furchtsamen Gehorsam, sondern durch einen geschickten Mißbrauch der Amtsgewalt und eine klug geübte Protektion auch die Zuneigung des Dienstpersonals zu sichern wußte.

So unbedingt der Baron seinem Verwalter, vertraute auch dieser hinwieder seinem Faktotum und eben so auch mit derselben Berechtigung und demselben Erfolge. Beide wurden betrogen.

Bolzgerad mit der Hand an der Pelzmütze, wie ein alter Militär, nahm Marczi die leise gegebenen Aufträge entgegen, steckte dann wieder seine Pfeife zwischen die Zähne, durch die er zuvor einen dunkelbraunen

Strahl in weitem Bogen von sich gespritzt, und schlug den Weg nach dem Dorfe raschen Schrittes ein, der sich aber außerhalb des Gesichtskreises seines Herrn bedeutend ermäßigte.

Potyondi war erstaunt, als er in seine Wohnung trat, seinen Sohn mit einem Romane in der Hand und eine Zigarre zwischen den Lippen ausgestreckt auf dem Divan zu finden.

„Du wirst dich verspäten," mahnte er, „man bricht schon auf."

„Ich habe mich mit Unwohlsein entschuldigen lassen," entgegnete Jenö.

„Du bist krank?" fragte Potyondi und die Besorgnis, welche sich in dem finstern Angesichte des sonst niemand auf Erden liebenden Mannes um das Befinden seines Sohnes zeigte, bildete einen merkwürdigen, das ganze Verhältnis klar beleuchtenden Gegensatz zu der nachlässigen Art des letzteren, dem es nicht einfiel, vor seinem Vater eine andere ehrerbietigere Stellung einzunehmen. Auch seine beunruhigende Entgegnung klang nichts weniger als achtungsvoll.

„Fällt mir nicht ein. Aber es fällt mir auch nicht ein, mich einer Schnepfe zuliebe in den Sumpf zu stellen und mir einen Schnupfen zu holen. Ich jage nach meiner Weise und nach feinerem Wilde. Habe aber für heute Nacht eins auf dem Korn und darum auch keine Zeit, drüben mit zu pokulieren. Du wirst mich entschuldigen, Papa."

Einigemal war Potyondi in der dämmerig werdenden Stube auf- und niedergegangen. Er räusperte sich, endlich sprach er aber doch aus, was ihm nicht leicht zu sagen wurde.

„Du hältst deine Zukunft zu wenig im Auge, Jenö. Ich habe es in letzter Zeit recht wohl bemerkt, wem deine häufigen Ritte nach Bukraház gelten. Wo soll das hinführen? Das Mädchen hat nichts und du brauchst eine reiche Braut — eine Braut, wie etwa Adlers Tochter."

Jetzt richtete sich der noch immer Liegende mit einer raschen Bewegung auf und setzte die Füße auf den Boden.

„Ganz einverstanden, süßes Väterchen!" rief er. „Ich verlange nichts Besseres. Hast du sie gesehen? Nicht? Eine Schönheit sage ich dir, Papa, ein Rassemädchen! Leider ist sie, wie mir Adler vor ein paar Stunden sagte, abgereist. Der Spitzbube wollte nicht recht mit der Farbe heraus. Er war verlegen. Vielleicht will er sie vor mir verstecken. Das wäre ein gutes Zeichen. Es muß etwas gegeben haben, was ihn an meine Gefährlichkeit glauben läßt. Du hast ganz recht, Papa — dieses Goldvögelchen wird nicht mehr aus den Augen gelassen."

Einem Seufzer der Erleichterung glich der Ausruf:

„Und ich habe an ein Verhältnis mit Ilka geglaubt!"

„Das kann man ja auch mitnehmen. Eins hindert doch das andere nicht. Du bist schrecklich philisterhaft, Papa. Du bist es doch nicht immer gewesen, wie die Fama erzählt."

Der so auf seine Vergangenheit Inquirierte wiegte halb und halb lächelnd den Kopf.

„Nun, nun, wer war nicht einmal jung! — Aber ein solches Verhältnis hat seine Gefahren. Wenn man verliebt ist, geht man immer weiter. — Ein keusches Mädchen aber ist wie eine Festung und ergibt sich nur auf Bedingungen."

„Wenn man sie nicht durch Ueberfall nimmt. Wie wenn die Schlüssel zu der Festung schon in meinen Händen wären, wenigstens der zum Kastell?"

Lachend hatte Jenö den Vergleich aufgenommen und im Uebermut holte er jetzt

den erbeuteten Schlüssel hervor und schwenkte ihn prahlerisch vor den Augen seines Vaters.

„Zum Kastell?" wiederholte dieser in seiner Ueberraschung fast mechanisch. Dann aber erstarrte das halbe Lächeln plötzlich auf seinen Lippen, er zuckte leicht zusammen, im nächsten Momente blitzten seine Augen eigentümlich auf.

Mit triumphierender Stimme sang Jenö:

„Csicseri borsó, vadlencse,
Fekete szemü menyecske." [1])

Doch unterbrach der Verwalter das leichtfertige Liedchen.

„Laß das. Ich habe etwas Ernstliches mit dir zu reden."

Das gedehnte „Oh!" Jenös klang nicht wie ein Ausruf des Vergnügens. Nun sollte wohl ein Verweis, eine Moralpredigt oder gar ein Verbot kommen, auf das der sittenstreng gewordene Herr Papa sann, während er rasch und in sich gekehrt auf- und abging. Zur Verwunderung und eben nicht zum Behagen des jungen Mannes ward aber ein ganz abliegender Gegenstand aufs Tapet gebracht.

„Du hast neuerdings Schulden gemacht."

„Was soll man sonst machen, wenn nicht Schulden, Papa?"

Die Unterhaltung hatte so amüsant angefangen und nun spielte sie sich auf das fatale Gebiet. Das war doch langweilig.

„Und wer soll sie bezahlen?"

„Mein Gott — Adler für seinen Schwiegersohn, wenn du nicht willst."

„Sage besser: nicht kannst. Meine Kasse ist leer, du nimmst sie zu oft in Anspruch."

„Dieser einfältige Adler hätte wohl warten können, bis sie sich wieder füllt, oder wenigstens bis du besserer Laune bist."

Potyondi schüttelte den Kopf.

„Ich will dir keine Vorwürfe machen," sagte er beinahe weich, was aber auf seinen Sohn keinen Eindruck machte.

„Sie würden freilich auch den Zweck verfehlen."

„O Jenö, du wirst dir durch deinen Leichtsinn das Verderben bereiten!"

„Nun beginnst du doch damit!"

Mit erzwungenem Gähnen griff er wieder nach dem weggelegten Romane. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war hier längst ein unnatürliches geworden, und der junge Offizier scheute sich nicht einmal, dem einfachen Verwalter seinen gesellschaftlichen Vorrang fühlen zu lassen, wenn er auf die Ansprüche seiner Stellung, denen er sich nicht entziehen könne, und seinen Umgang mit den Kavalieren hinwies, in deren Brot er nicht stehe, und denen er es, soweit möglich, gleichthun müsse, wenn er sich ihnen gegenüber behaupten wolle. Statt für die Ermöglichung einer angenehmen Existenz dankbar zu sein, machte er aus der durch die Umstände gebotenen Beschränkung derselben dem Vater Vorwürfe und dieser gegen alle Welt starre Mann war schwach gegen sein Kind, das er mehr liebte als selbst das gierig zusammengescharrte Gold.

Es war beinahe, wie wenn er sich selbst vor einer jener Szenen fürchtete, aus denen er immer noch als der Besiegte und Versöhnung Suchende hervorgegangen, als er schleunig jeder Auseinandersetzung zuvorkam.

„Gut, du sollst nichts weiter hören über diese Summe, denn es liegt," — fügte er zögernd und mit einem Entschluß ringend hinzu, „in deiner Macht — sie zu tilgen."

„In meiner? — du scherzest."

„Nein, du hast nur eine Kleinigkeit dabei zu thun."

„Eine Kleinigkeit? Mit dem größten Vergnügen! Heiraten etwa?"

„Das geht eben nicht so rasch und die

[1]) Wörtlich: Platterbse, Veilkraut,
Schwarzäugige junge Frau.

Sache drängt," erklärte Potyondi mit düsterem Lächeln und dann fuhr er nach einer Pause mit der Entschlossenheit der Verzweiflung fort, „du willst heute Nacht noch — ins Kastell?"

„Gewiß. Ich hoffe, daß nicht dies als Opfer gefordert werden soll."

„Nein — aber — schließe die Thüre nicht ab, wenn du dich entfernst."

Nun sprang Jenö befremdet auf.

„Was ist das? Will noch jemand meine Pfade wandeln? Doch nicht —? aber nein. Halt da! Sieh, sieh, Herr Adler! Lüstert Sie nach der Taube? Aber nein, verdammt will ich sein, wenn ich sie diesem schurkischen Genüßling in die Hände spiele!"

„Bist du der Liebe des Mädchens so wenig sicher?"

Jenö sann nach, kräuselte sein Bärtchen und lachte auf.

„Nein, es ist wahr! Den Spaß wollte ich eigentlich selber mit ansehen, wie dieser Adonis abgeführt wird. Also wirklich?"

„Frage nicht, bekümmere dich um nichts, thue, was ich dir sage!" unterbrach ihn sein Vater nachdrücklich und mit düsterem Ernst. „Eins nur bedenke, daß wir ruiniert sind, wenn du meinen Rat nicht befolgst."

„Aber du hast doch Vermögen!" rief Jenö überrascht und ungläubig.

„Ich habe es gehabt. Durch deine Hand ist es zerronnen."

Bestürzt sah der Sohn den Vater an.

„Das sind ja ganz angenehme Nachrichten," sagte er endlich kleinlaut.

„Du kannst den Ruin aufhalten. Ja noch mehr, durch Zeitgewinn und eine glückliche Wendung dir vielleicht eine stolze Zukunft sichern, auf die du sonst unfehlbar verzichten mußt."

„Und wo soll denn das Glück herkommen?"

Dem Zweifel begegnete die Bestimmtheit.

„Laß ihm die Thür offen!"

„Wie man ein Los in die Lotterie nimmt. — Na, meinetwegen."

Das Besinnen hatte nicht lange gedauert.

„Man weiß nicht, was der Zufall bringt."

Dies war das letzte Wort, mit welchem sich Potyondi entfernen wollte, doch an der Thüre hielt er an, fast erschrocken über einen plötzlichen Einfall.

„Noch eins!" sagte er, „du bist ja ein kundiger Ruderer. Nimm den Kahn, um über die Raab zu setzen. Du könntest sonst am Ende ein Unglück bei der Rückkehr haben. Es muß heute noch die Brücke repariert werden, damit Herr von Rainald, der mich beim Baron angeklagt hat, sie morgen hergestellt finde. Bei Nacht könnte da ein Uebergang über die Balken gefährlich werden."

„Also Leander!" entgegnete Jenö ironisch. Auf seine Frage, ob denn wirklich Adler, der geheime Sünder, so hohe Preise für die Befriedigung seiner Passionen bezahle, erhielt er keine Antwort. Sein Vater hatte das Gemach verlassen, um jede weitere Erörterung abzuschneiden.

Unruhig schritt derselbe in seinem Arbeitszimmer auf und ab, den Blick fest auf die Dielen gerichtet, die er unablässig maß und dabei unheimliche Gedanken brütend, welche tiefere Schatten über seine harten Züge warfen als der hereinbrechende Abend.

So sehr war er in sich versunken und erregt, daß er darüber zusammenfuhr, als an der Thüre geklopft wurde. Er stand still und empfing die Eintretenden sofort mit einem Ausbruch lärmender Heftigkeit.

Kaum daß sich Görbedán unter der zwingenden Nachhilfe seines Begleiters hereingeschoben und ehe er noch die demütige Anfrage stellen konnte, was ihm die Ehre verschaffe, aus dem in der Munifizenz des Gutsherrn schwelgenden Zigeunerlager abberufen zu werden und was dem „gnädigen

Herrn" zu Dienste stehe, wurde er mit einem ganzen Schwall von Flüchen überhäuft.

„Du räudiger Hund, wir wollen dich lehren, Drohungen auszustoßen!" fuhr dann Potyondi mit ungeminderter Rauheit fort. „Brand legen willst du und die Schüttkästen anzünden, wo Herr Adler die von ihm angekaufte Frucht liegen hat? Das Handwerk soll dir gelegt werden! — Schweig, schieläugiger Schuft! Willst du vielleicht auch leugnen, daß du einen Anfall gestern auf Herrn Adler gemacht hast? Soll ein ehrenwerter Mensch von solchem Lumpen in Leib und Leben und Hab und Gut bedroht sein? Die ganze Nacht hat Herr Adler kein Auge zugethan aus Furcht, du könntest das Bukraházer Kastell in Brand stecken! So fest es ist und so schwer man dort zum Schüttkasten kommt, immer gehen doch Leute aus und ein, und wie leicht vergißt einer abzuschließen und so ein Galgenstrick schlüpft hinein wie eine Wespe. — Hoho! Wir wollen hier ruhig schlafen, und daß du nicht hinüberkommst und etwa drüben Unheil anrichtest, dafür soll auch gesorgt werden. Marsch ins Loch mit dem Kerl! Kein Wort mehr! Sperr' ihn in die alte Waschküche!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein griechisches Liederbuch von Gustav Brandes.

Von

Georg Ebers.

Es ist wohl nicht mir allein aufgefallen, daß sich unter den älteren „studierten" Herren in Deutschland zahlreiche Männer finden, welche, auch wenn sie in einem praktischen Berufe thätig oder einer Spezialwissenschaft ergeben sind, bis in das Greisenalter hinein nicht aufhören, in Zusammenhang mit den geistigen Bestrebungen ihrer Zeit zu bleiben. In ihrem Kreise sind mir viele wahrhaft durchgebildete Männer begegnet, welche immer wieder zu ihrem Homer und ihren griechischen Tragikern, ihrem Lucrez und Horaz zurückkehren, denen es besonderen Genuß gewährt, sich in Mußestunden mit alten und neuen Philosophen und Historikern und je nach ihrer Neigung mit naturwissenschaftlichen, geschichtlichen oder sprachlichen Problemen zu beschäftigen. — Die meisten von ihnen sind in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erzogen worden und haben sich während ihrer Studienzeit, sei es infolge selbständiger Arbeit, sei es überwältigt von der Autorität eines Lehrers, einem unter jenen streitenden Systemen angeschlossen, welche damals keinem ernst strebenden Jünger der Wissenschaft fremd waren. Die Philosophie war eben der Boden, auf dem sich alle Fakultäten zusammenfanden, und die Tage und Nächte, welche die Jugend ihr widmete, machten sich reichlich bezahlt, denn in ihnen gewann sie jene harmonische geistige Färbung, die sie hoch über die banausischen Arbeiter, welche alles Heil in den Werkstätten der Spezialwissenschaften suchen, erhob. Das Quantum des Wissens, welches die Söhne jener Tage aus dem Gymnasium mit auf die Hochschule nahmen, stand vielleicht hinter dem unserer Abiturienten zurück, aber in den oberen Klassen hatte man es nicht versucht, sie zu Linguisten oder formalistisch geschulten angehenden Philologen heranzubilden, sondern sie mit dem Geist des Altertums genährt, und es verstanden, ihnen die Klassiker lieb zu machen. Schon auf der Schule wurden die jungen Gemüter mit Begeisterung für die Schönheit der Dichtungen der antiken Poeten und für die Darstellungsweise der großen Historiker beseelt, und was ihnen von den Systemen der attischen Philosophen mitgeteilt werden konnte, das mußte sie mit Sehnsucht erfüllen, weiter in die Schachte vorzudringen, in denen sie das Edelmetall tiefsinniger Gedanken von weitem leuchten sahen.

Der ideale Inhalt der Menschennatur kam in jener Zeit zu glücklicherer Entfaltung als heute, und die in der jungen Generation von damals organisch ausgereifte Frucht konnte ihr weder die Zeit noch der geschäftige Drang des Lebens rauben.

Eine hervorragende Stelle unter den Männern, von denen ich rede, hat der in diesem Winter verstorbene Obermedizinalrat Dr. Gustav Brandes in Hannover eingenommen. Es war mir vergönnt, in mehrmaligem wochenlangen Verkehr diesem seltenen Menschen nahe zu kommen und freundschaftlich mit ihm verbunden

zu bleiben. Was mich so schnell mit dem mehr als viel beschäftigten bedeutenden Chirurgen, dem unermüdlichen Leiter des großen Krankenhauses in Hannover, verband, das war die Liebe für die Alten und die umfassende Kenntnis der Klassiker, welche dieser seltene Mann in der Jugend erworben hatte und bis in ein späteres Lebensalter hinein zu pflegen und zu vertiefen bestrebt war. Der einem schweren und ermüdenden Beruf eifrig ergebene und dabei jahrelang von einer gefährlichen Krankheit, deren ganzen Ernst er erkannt hatte, heimgesuchte Mann fand Erholung, Beruhigung und Genuß in tiefgreifenden sprachlichen und antiquarischen Studien. Das Griechische war ihm völlig geläufig geblieben, und er erweiterte bis an sein Ende seine Kenntnis desselben, indem er das Neuhellenische bis in seine kleinsten Besonderheiten erforschte; auch war es dem guten Lateiner gelungen, sich zu einem so hervorragenden Kenner der italienischen Sprache heranzubilden, daß er es unternehmen durfte, die damals noch unübersetzten außerordentlich schwierigen Leopardischen Gedichte metrisch zu verdeutschen. Unter diesen in einem stattlichen Bande erschienenen Uebertragungen finden sich viele trefflich gelungene Stücke.

Nur einen Tag vor seinem Ende übersandte die Hahn'sche Verlagsbuchhandlung in Hannover meinem Freunde das erste fertige Exemplar des anmutigen Bändchens „ein griechisches Liederbuch“, in welchem er uns mit einer Auswahl seiner zahlreichen Uebertragungen aus den Dichtungen der hellenischen Lyriker aus der vorklassischen, der klassischen und der alexandrinischen Zeit beschenkt.

Da liegt das hübsch ausgestattete Büchlein vor mir, und ich kann nicht unbewegt bleiben, wenn ich bedenke, wie viele mühsam ergeizte Stunden diese Umdichtungen verklärt, wie viel Leid sie gelindert, wie große Lust sie bei der Erzeugung ihrem Schöpfer bereitet haben. Und diese Trost- und Erholungslieder sind wohl geeignet, auch anderen trübe Stunden zu erhellen und vielen Freude zu bereiten, denn selten ist es wohl einem Uebersetzer gelungen, so zwanglos und so ganz angemessen dem Geist der eigenen Sprache die Poesie eines fremden Volkes wiederzugeben. Dieses „griechische Liederbuch“ liest sich wie eine Sammlung von verschiedenartigen, herrlichen, anmutigen oder doch eigentümlichen deutschen Gedichten.

Sie sind auch in deutschen Versmaßen gehalten und treten uns durch Endreime näher.

Dieses Abweichen von der metrischen Form der Originale wird dem Verfasser zum Vorwurf gemacht werden, aber nur mit bedingtem Rechte. Wir würden sagen mit Unrecht, wenn nicht der Reim in vielen Fällen die Zerlegung eines griechischen Verses in zwei zur Notwendigkeit machte. Hierdurch sieht sich denn auch der Uebersetzer zuweilen gezwungen, den Grundtext durch einzelne Worte aus dem eigenen zu erweitern und so die Geschlossenheit und Knappheit der griechischen Originale zu schädigen. Aber dies ist auch das einzige Bedenken, dem wir uns gegenüber der von Brandes gewählten freien Form, deren wir uns selbst gelegentlich bei Uebersetzungen griechischer Gedichte bedient haben, anschließen könnten. Er hat dieselbe, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, und wie es auch in der Vorrede dargelegt ward, erwählt, weil das Deutsche keine prosodisch gebildete Sprache ist, sondern vielmehr von dem Wortaccent beherrscht wird und weil in ihm von langen und kurzen Silben im Sinn der klassischen Sprachen keine Rede sein kann. „Dieser Unterschied zwischen dem Deutschen als accentuierender und dem Griechischen als quantitierender Sprache,“ sagt Brandes „schließt die Unmöglichkeit in sich, die griechischen Metra im Deutschen nachzubilden. Selbst der Hexameter, das durch Voß und Goethe so populär gewordene Versmaß, kann im Deutschen nur unter dem Zugeständnis des Trochäus bestehen. Die komplizierten Versmaße der Tragiker und Pindars können von uns nicht wiedergegeben werden und machen im Deutschen überhaupt nicht einmal den Eindruck von Versen, sondern scheinen nur eine willkürlich abgeteilte rhetorische Prosa . . .“ „Eine pindarische Ode, in gleichem Vers- und Silbenmaß nachgebildet,“ sagt Heyne, „kann als ein Kunstwerk bewundert werden, aber nie ein lesbares Stück sein.“

Lesbare, und zwar vortrefflich lesbare Stücke hat Brandes sicher gegeben, und dies ist ihm möglich geworden durch die Liebe, mit der er sich seine Stoffe völlig zu eigen gemacht hat, ehe er auch nur daran dachte ihre Wiedergabe in Angriff zu nehmen. Wie ein tüchtiger Musiker die Melodie, welche er singen hörte und in sich aufnahm, auf seinem Instrumente mit neuen Mitteln der Wiedergabe frei nachgestaltet, so hat Brandes die griechischen Lieder

eigenartig auf der meisterlich von ihm beherrschten vielseitigen Harfe der deutschen Sprache nachgespielt. Wer die Berghsche Ausgabe der griechischen Lyriker und die F. Jacobssche Anthologie kennt, der wird in Brandes' Liederbuch seine Lieblinge in einem schmucken deutschen Gewande, welches ihnen vortrefflich zu Gesicht steht, wieder finden.

Darf er es billigen, daß der Ueberseßer und Dichter es gewagt hat, einige nur als Bruchstücke bis auf uns gekommene Lieder frei zu ergänzen? Ich glaube diese Frage mit „ja" beantworten zu dürfen, aber ich bedaure, daß Brandes es versäumt hat, die Stellen, an denen er die eigene an die abgebrochene griechische Dichtung knüpft, äußerlich anzudeuten.

Freilich entsprechen die Ergänzungen gewöhnlich nach Form und Inhalt dem Fragmente, welches sie zum Abschluß führen, sehr gut, und es ist z. B. dem folgenden Liede des Bakchylides schwer anzusehen, daß es nicht ganz aus einem Stücke besteht.

Der Sänger:

„Ich habe nicht Herden, ich habe nicht Gold,
Kann auf purpurnem Teppich nicht liegen,
Doch frisch ist das Herz mir, die Muse mir hold
Und süß der Wein in den Krügen.
Tret' ich ein, so wird mir der Ehrenplatz;
Denn aus liedesfreudiger Kehle
Enthüll' ich den wunderbarsten Schatz,
Des Menschen tief innerste Seele.
Du jubelst? — Es jubelt mit dir mein Herz!
Du weinst? — O sieh meine Thränen!
Ein Echo bin ich deinem Schmerz,
Deiner Lust, deinem Hoffen und Sehnen."

So hat es Brandes fern gelegen, in seinem Liederbuche ein Bild der griechischen Lyrik in Beispielen geben zu wollen. Freilich könnte man wohl auf diese Vermutung kommen, wenn man das nach Dichtern in zeitlicher Folge geordnete Register ansieht; aber der Verfasser hat doch nur — ich weiß es aus seinem eigenen Munde — aus dem ganzen, ihm völlig eigenen Material diejenigen Stücke ausgewählt, welche ihm um ihres ästhetischen Wertes oder ihres ethischen Gehaltes willen besonders wertvoll zu sein schienen. Andere hat er der Uebersetzung unterzogen, weil sie gewissen Stimmungen seiner eigenen Seele entsprachen und wieder andere, ich denke namentlich an die Epigramme, weil es ihn gereizt haben mag, für die scharfe griechische Pointe einen völlig zutreffenden deutschen Ausdruck zu finden. Den bösen Geißelhieben des Makedonios und Lucian, des Nikarch, Hedylos und Lukillios auf die Aerzte, zu denen er ja selbst gehörte, hat er doch wohl einen etwas zu breiten Raum bewilligt. Ich sehe das ironisch-vergnügliche Schmunzeln, mit dem er das folgende Epigramm des Lukillios übersetzt haben wird:

„Hermogenes, den Arzt, erblickt im Schlaf
Der kranke Mann. Als ob ein Blitz ihn traf,
Sank er dahin; man fand ihn tot im Bett,
Und doch trug er zum Schutz ein Amulett."

Auch sonst noch spottet er den Alten nach und bringt nicht weniger als sieben ergötzliche Epigramme auf lange Nasen, von denen wir, auch um seines Verfassers willen, eines mitteilen wollen. Kein geringerer als der Kaiser Trajan soll es gedichtet haben:

„Stehst du da mit offenem Munde
In der Sonne, zeigt die Schattenspur
Deiner Nase treu die Stunde
Wie auf einer Sonnenuhr."

Die ziemlich große Zahl der scherzhaften, der Anthologie entnommenen Stücke, welche als „Anhang" einen besonderen Abschnitt bilden, tritt aber weit zurück hinter die ernsteren Lieder, welche der Verfasser, angemessen seiner nichts weniger als sorglos angelegten Natur auswählte. Zwar hat er viele der Liebe, dem Wein und dem Lenz gewidmete Lieder mit Glück nachgesungen, am entschiedensten kommt aber sein Talent bei der Verdeutschung von hochpathetischen Poesien zur Geltung.

Von des Meleager Liebesliedern teile ich eines mit, das, hätte **ich** es in den Mund eines in meinen Romanen auftretenden Griechen gelegt, gewiß manchen weisen Kritiker veranlaßt haben würde, sich zu bekreuzen und entsetzt ein: „Wie modern" auszurufen. Es lautet:

„Eros hat in meinem Herzen mir
Heliodoras süßes Bild gestaltet,
Und die süße Heliodora waltet
Nun als Seele meiner Seele mir."

Derselbe Dichter sendet derselben Schönen die folgenden Verse:

„Einen Blumenkranz hab' ich gewunden
Aus Levkojen und Narzissen fein,
Myrten, Krokos, Lilien d'rein gebunden
Samt der Hyazinthe Purpurschein,
Und nun flecht' ich noch der Liebe Flammen
— Rosen — mit dem schönen Kranz zusammen.
Wird er Heliodoras Haupt umwehen,
Wird sie ganz in Duft und Blüten stehen."

Das sind hübsche Verse, aber das Liederbuch enthält auch solche, denen weit glänzenderes Lob zukommt.

Wie kraftvoll und trotzig klingen z. B. auch in der deutschen Uebertragung die Worte, welche Aeschylos dem Prometheus in den Mund legte:

„Wohlan, Zeus, falle dein züngelnder Blitz
Zweizackig auf mich hernieder,
Und es hall' aus gespaltener Wolken Schlitz
Laut krachend der Donner wieder!
Erfaßt von der Windsbraut tobender Wut,
Mag der Erdgrund brechen zusammen,
Mag spritzen des Meeres schäumende Flut
Bis hinauf, wo die Sterne flammen,
Und mag stürzen mein Leib, wo der Tartarus klafft,
Von des Schicksals zwingendem Strudel entrafft,
Zu der Frevler furchtbaren Nöten,
Ganz wirst du mich doch nicht töten!"

In diesen Anapästen muß jeder Unbefangene etwas von der Kraft des Aeschylos wieder finden, welche vielleicht nirgends gewaltiger zur Erscheinung kommt als gerade in derjenigen Versreihe, aus welcher wir einen kurzen Abschnitt mitgeteilt haben. Auch des Sophokles hoch berühmten, viel übersetzten und von Tausenden im Gedächtnis bewahrten Preis der Macht des Menschen aus der Antigone hat Brandes zu übertragen gewagt, und auch hier scheint uns der Reim den metrischen Fluß weit eher zu fördern als zu hemmen:

„Nichts ist so stark als des Menschen Geist:
Er ist's, der auf schäumenden Wogen
Durch das Meer dem Schiffe die Pfade weist,
Von Winterstürmen umzogen,
Der den Schoß der höchsten Göttin der Welt,
Der Erde, mit scharfem Pfluge zerspellt,
Und dem Boden, ihn wendend mit Rosseskraft,
Jahr aus Jahr ein neue Ernten entrafft."

Viel ähnliches Schönes enthält das griechische Liederbuch. Möge es der Leser in ihm selbst aufsuchen. Wir teilen ihm hier nur noch die in Versen geschriebene Vorrede mit, welche der Verfasser seinem letzten Werke voranzustellen gedachte, die er aber in der zwölften Stunde zurückzog. Wir haben sie in einem feinen und anregenden Aufsatze von K. Herrmann gefunden und meinen, daß sie wie eine Brücke in die Werkstätte des Uebersetzers führt und recht geeignet ist, zu zeigen, wie freundlich ein ununterbrochener Umgang mit den Alten auch ein mühevolles Leben würzt und veredelt und wie zutreffend die Worte des Horaz bis auf diesen Tag geblieben sind:

minuentur atrae
Carmine curae.

Das, wie gesagt, nicht in das griechische Liederbuch aufgenommene Vorwort lautet:

O Hellas, dem ich freilich nicht entstamme,
Doch dem ich treu im Geiste bin verbunden:
Dir aller Weisheit, aller Schönheit Amme,
Verdank' ich's, wird ein Wert in mir erfunden.
O, deine Marmorwunder und dein Wort,
Sie sind's, die Schönes zeugen fort und fort.

Mir ist das Altertum die Himmelsleiter,
Darauf die Götter zu mir niedersteigen,
Nichts wünsch' ich in dem öden Leben weiter,
Als daß sie gnädig meinem Flehn sich neigen,
Und daß ich horchen darf mit trunk'nem Ohr
Apollos Leier und der Musen Chor.

Dann wärm' ich, Pindar, mich an deinen Gluten,
Horch' auf den Ton aus Sapphos Liederkehle
Und bade oft an dieses Wohllauts Fluten
Mir rein das Herz und frisch die müde Seele.
Und seh' ich diese Bilder, da erwacht
Mir wieder der Olymp in alter Pracht.

Kehrt auch der Zauber jener Zeit nicht wieder,
Da Wirklichkeit und Phantasie im Bunde: —
Komm' über mich doch, holder Geist der Lieder,
Laß mich verkünden mit beredtem Munde,
Was ich in sel'gen Träumen oft gesehn!
Laß jene Welt von Schönheit neu erstehn!

Mahnung.

Von

Adolf Frey.

Wie herrenlose Kriegerbanden
Des Aufruhrs grimme Faust erfaßt,
So hetzt der Sturm von Bord zu Borden
Die Fluten auf in blinder Hast.
Sie würgen sich in wildem Ringen,
Daß Well' an Welle brausend bricht
Und in der Streiter jähem Springen
Der Schaum mir sprüht ins Angesicht.

Doch durch der Wasser wildes Hadern
Dräng' ich mich rasch und unerschlafft:
Wie hältst du Stand in meinen Adern,
Du junge, maienfrische Kraft!
Und jauchzend ruf' ich in die Wellen,
Bewegt vom frohen Jugendmut:
„So mag des Lebens Sturm zerschellen
An meiner Kraft wie diese Flut!"

Und eh die Worte noch verklangen,
Treibt ein geknickter Zweig daher,
Von grünen Blättern dicht umhangen,
Von halb gereiften Früchten schwer.
Mich überfährt ein schauernd Ahnen —
Die dunkle Gabe in der Hand
Lenk' ich zurück die nassen Bahnen
Und steige sinnend an das Land.

Die Entwickelung der modernen Befestigungskunst von Vauban bis auf die Gegenwart.

Eine Skizze von

A. von Boguslawski,
Oberstlieutenant.

Die Befestigungskunst ist die jüngere Schwester der Taktik oder der Fechtweise, des Kampfes und der Mittel, mit denen man ihn führt.

So lange der Urmensch mit Keule und Steinaxt kämpfte, genügte eine Balken- oder Pfahlumhägung. Als man mit Schwert und Spieß focht, als man sich durch Schilde deckte, Wurfmaschinen, wie die Katapulte und die Balliste, erfand, als man mit Feuerpfeilen schoß und den Widderkopf zum Rammen brauchte, hatte man die Steinmauern mit oder ohne vorliegende Gräben, mit überragenden und hervorspringenden Thürmen, später die Basteien, zum Flankieren der Mauern und Bestreichung des Grabens, nötig.

Als man endlich das Feuergeschütz erfand und gebrauchte, war es mit der Mauer und Turmbefestigung vorbei, und man mußte zum Erdboden greifen, ohne jedoch des Mauerwerks auf die Dauer und zu mancherlei Zwecken, wie z. B. zu Hohlbauten (Kasematten), zur Bekleidung der Grabenwände durch Futtermauern (Revêtement) ganz entbehren zu können. Je weiter das Geschützwesen vorschritt, je mehr suchte sich natürlich auch die Verteidigung zu kräftigen. Man fing an nach bestimmten Regeln für die Ausführung der Befestigungen zu suchen, und so entstanden allmählich im 16. Jahrhundert bestimmte auf taktisch, technische und mathematische Grundsätze aufgebaute wissenschaftlich begründete Systeme oder Manieren. Die erste regelmäßige Methode gab der Italiener Marchi an, sodann folgte Albrecht Dürer. Wir sehen in beiden Systemen die turmartigen Basteien zu kleinen Bastionen erweitert, welche dem Hauptwalle eine gebrochene Form verleihen und nicht nur zur Flankierung des Grabens, sondern auch zur besseren Bestreichung des vor der Festung liegenden Geländes dienen sollten.

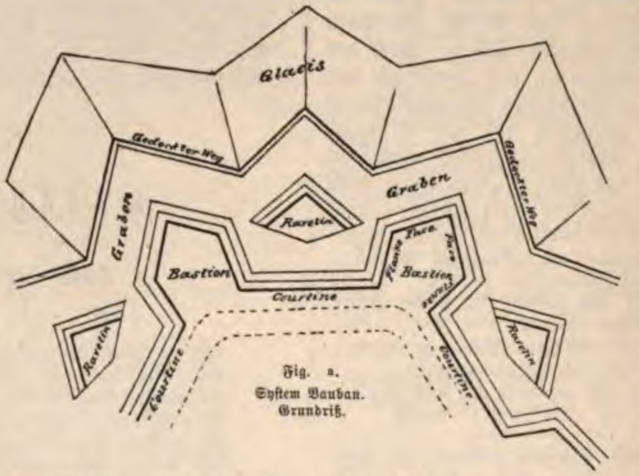


Fig. a. System Vauban. Grundriß.

Im siebzehnten Jahrhundert ging das von Spanien und Deutschland im Kriegswesen ausgeübte Uebergewicht allmählich auf das in enger Centralisation zu gewaltiger Machtentfaltung gelangte Frankreich über, welches zu dieser Zeit auch einen der größten Ingenieure aller Zeiten hervorbrachte. Vauban, ein protestantischer Edelmann, der wegen seines Freimutes, trotz seiner großen Verdienste, bei Ludwig dem Vierzehnten zuletzt in Ungnade fiel, gestaltete erst die bisherigen Systeme, dem Stande des verbesserten Geschützwesens und der Taktik ent-



Fig. 1b. System Vauban. Profil durch eine Bastion.

sprechend, um. Diese letztere war von dem Gebrauch der Hellebarde und Pike immer mehr zum Feuergewehr übergegangen. Die Artillerie spielte schon allerorts eine sehr einschneidende Rolle, da sie nicht nur an Sicherheit und Schnelligkeit des Feuers, sondern auch an Beweglichkeit gewonnen hatte. — Vauban stellte drei Befestigungssysteme auf. Wir beschränken uns auf die Angabe einiger charakteristischer Merkmale derselben. Die Bastione sind bedeutend vergrößert. Sie dienen zur seitlichen Bestreichung des Hauptwalles und springen weit ins Vorland der Festung. Die Bastione sind verbunden durch die Linie des Hauptwalles, Courtine, genannt. Vor derselben liegt, um wieder die Bastione seitlich zu bestreichen und die Courtine zu decken, das Ravelin. Jenseits des Grabens befindet sich der gedeckte Weg, von welchem aus das Glacis in sanfter Neigung ins Vorland abfällt. (Siehe Figur I a und b.)

Als Kern der ganzen Befestigung wurde gewöhnlich eine Citadelle errichtet, welche nicht nur der Besatzung als letzter Stützpunkt, sondern auch häufig als Zwingburg gegen Auflehnungen in den Städten selbst dienen sollte. Nach diesem System wurde unter der Verwaltung von Louvois eine sehr große Menge französischer Städte befestigt, und erhielt dasselbe über die Manieren der neben Vauban aufgetretenen Ingenieure, z. B. des Niederländers Coehorn, des Deutschen Rimpler, deren Befestigungsart zu charakterisieren es uns hier an Raum gebricht, allmählich in den meisten europäischen Staaten das Uebergewicht.

Es ist selbstverständlich, daß das System seine Schwächen hatte. Dieselben bestanden in der noch zu geringen Bestreichung des Vorlandes, in dem Mangel an Reduits oder festen Rückhaltpunkten im Innern der Bastionen, sowie an bombensicheren Unterkunftsräumen, auch fehlten vorgeschobene oder selbständige Werke in der Umwallung selbst gänzlich. War die Linie derselben einmal durchbrochen, so war die Festung nicht mehr haltbar. Diese Befestigungsart hatte eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem damals sich entwickelnden Linearsystem in der Taktik, welches das ganze 18. Jahrhundert beherrschte und erst von Napoleon vollkommen über den Haufen geworfen wurde.

Vauban stellte aber auch das System des Angriffs fest. Schon in sehr frühen Zeiten hatte der Belagerer vor der anzugreifenden Festung Gegenbefestigungen angelegt. Einesteils wollte man durch verschanzte Linien die Festungen abschließen, sodann die Ausfälle des Belagerten erschweren und endlich die aufgeführten Wurfmaschinen und Batterien decken. Der Vaubansche Angriff bestand nun in der Anlage eines die Angriffsfront umfassenden Laufgrabens (Parallele), welche in der Regel in einer Nacht mit möglichster Stille und unter Deckung von Infanterie-Abteilungen ausgehoben wurde. Diese erste Parallele war in der ungefähren Entfernung von 800 Schritten von den Werken angelegt. (Siehe Figur II.)

In dieser Parallele lagen Batterien, welche den Zweck hatten, die Wälle und hauptsächlich die Facen der Bastione seitlängs zu bestreichen (enfilieren). Dabei wurde der von Vauban besonders erfundene Ricochetteschuß angewendet, und auch durch Wurfbatterien die Stadt selbst unter Feuer genommen.

Der Grundgedanke war, die angegriffene Front von einer befestigten Stellung aus — der Parallele — durch ein umfassendes Artilleriefeuer in ihrer eigenen Feuerthätigkeit



Fig. II. Angriff nach Vauban.
Zeichen-Erklärung: D. Demontier-Batterie; E. Enfilier-Batterie; R. Ricochette-Batterie; W. Wurf-Batterie; S. Sappen; WS. Würfelsappe; TS. Traversensappe; K. Krönung des Glacis.

wenigstens derart zu schwächen und zu beunruhigen, daß man baldigst mit der Sappe, einem im Zick-Zack herangeführten Graben, weiter vorgehen konnte. — Sodann eröffnete man die zweite Parallele auf etwa 400 Schritt und errichtete in derselben Demontierbatterien zur unmittelbaren Bekämpfung der feindlichen Wallgeschütze. Die dritte Parallele wurde an den Fuß des Glacis gelegt. Man erbaute in derselben gewöhnlich Batterien für kleine Mörser, welche den gedeckten Weg und

die Wälle bewarfen. Hierauf trieb man die Sappe bis zum gedeckten Wege vor, welcher, wenn nötig, erstürmt wurde, wo man schleunig das Glacis krönte, d. h. die Breschbatterien errichtete und wirken ließ. Gewöhnlich war um diese Zeit das Feuer des Verteidigers schon so gedämpft, daß der Widerstand ein sehr matter war. Hatten nun die Breschbatterien die innere Futtermauer des Grabens (Eskarpe) geöffnet, und war der Wall nachgestürzt, so war die Bresche gangbar, und man schritt zum Sturm, nachdem man sich von der Kontra-Eskarpe aus einen Grabenniedergang (Descente) aus Faschinen und anderem Material gebaut hatte.

Dieser methodische Angriff wurde mit solcher Sicherheit angewendet, daß man oft den Fall einer Festung auf den Tag voraus zu berechnen im Stande war. — Man unterschied seit Vaubans Zeiten systematisch: den förmlichen Angriff (wie oben geschildert); den gewaltsamen Angriff, durch Sturm oder Ueberraschung; das Bombardement, in dem man durch eine Beschießung der Stadt die Uebergabe herbeizuführen suchte; die Blockade oder die Einschließung, wobei man nur auf den Hunger rechnete.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts wurden von den verschiedensten Ingenieuren mannigfache angebliche und wahrhafte Verbesserungen an Vaubans System angebracht. Der Grundriß desselben — Bastionärsystem genannt — blieb jedoch im allgemeinen derselbe. Auch von dem Angriff kann man dasselbe sagen, denn die starke Anwendung der Minen, zu welcher man im Laufe des 18. Jahrhunderts überging, war doch nur eine Zuthat. Die Franzosen galten Ende des 17. und fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch für die besten Ingenieure. In keinem Zweige des Militär- und des Staatswesens zeigte sich das Uebergewicht der französischen Sprache stärker als in den Begriffsbezeichnungen der Befestigungskunst. Dieselbe hat sich während man aus der Sprache des Heeres neuerer Zeit viele unnütze Fremdworte ausgemerzt hat, noch am wenigsten von denselben gereinigt, obgleich selbstverständlich in unserm so reichen Sprachschatz sich für jede fremde Bezeichnung ein deutscher Ausdruck finden ließe.

Schon unter Friedrich dem Großen regte sich jedoch das Ingenieurwesen mächtig in Preußen, und diese Macht, deren Taktik damals von allen Armeen angenommen wurde, strebte darnach, auch in der Befestigungskunst nicht zurückzubleiben.

Wie sich überhaupt in der Friedricianischen Epoche viele Keime finden, welche erst in neuerer Zeit voll befruchtend aufgegangen, so hat auch Friedrich den Gedanken vorgeschobener Werke, welche, auf günstigen Punkten vor der eigentlichen Umwallung errichtet, bestimmt sind, den Gegner mit seinen ersten Angriffsbatterien von der Stadt fern zu halten, und dem Vorschreiten des Angriffs neue Hindernisse in den Weg zu legen, zuerst ins Praktische übersetzt und zwar durch die Anlage des Werkes Stern in Glogau, des Fort Preußen in Neiße. Auch wurde an dem Bastionärsystem nicht ganz festgehalten, sondern die Linie der Befestigung ohne ein bestimmtes Schema zu befolgen, nach dem Gelände angelegt. In Frankreich war schon Montalembert (1714—1802) gegen die Schwächen des Vaubanschen Systems aufgetreten. Seine Argumentation richtete sich besonders auf den Punkt, daß die bastionären Fronten zu leicht zu umfassen seien. Er empfahl daher ein Polygonaltracé mit starken Kasemattierungen und Reduits.

Die große französische Revolution mit ihren durchgreifenden Veränderungen des Kriegswesens hatte nicht sogleich Reformen in der Befestigungskunst zur Folge. Die mächtigen Schläge, welche Napoleon I. im freien Felde gegen seine Feinde führte, waren so überraschend und niederschmetternd, daß ihr moralischer Eindruck auch auf die Verteidigung der Festungen in höchst nachteiliger Weise einwirkte.

Es ist richtig, daß sich in den Feldzügen Napoleons von 1800 (Marengo), 1805 (Ulm und Austerlitz), 1806—1807 (Jena und Auerstädt), 1809 (Wagram) auch nicht ein einziges Mal die Existenz einer Festung in entschiedener Weise geltend machte, ja daß sich, ausgenommen Danzig 1807, nicht einmal eine größere und längere Belagerung in denselben abspielte. Diese Ereignisse ließen aber vergessen, daß es sich in dem ersten italienischen Feldzuge 1796 hauptsächlich um den Erfolg des von Bonaparte belagerten Mantua gehandelt hatte. Die traurige Uebergabe der meisten preußischen Festungen 1806 trug dazu bei, die Befestigungskunst in Verruf zu bringen. Noch stärker und nachhaltiger trat diese Strömung auf, als 1814 die Verbündeten in Frankreich vorrückten, den Frieden erzwangen und während des Feldzuges den ganzen ungeheuren Festungsgürtel nur von wenigen Landwehren beobachten ließen.

Die Ansicht, daß die Festungen überhaupt

zu nichts nützten — welche übrigens jetzt, wenn auch in veränderter Form, wieder aufgetreten ist — war nach diesen Ereignissen eine landläufige. Die preußische Kriegsverwaltung ließ sich hierdurch durchaus nicht beirren. Sie zog nur den Schluß, daß viele kleine und schlecht besetzte Festungen keinen Wert hätten, daß ferner eine Reform in der Anlage nötig sei, und beschloß somit nach dem Frieden von 1815 die Errichtung großer Waffenplätze nach einem neuen System an den Ost- und Westgrenzen des Landes. Dieses System — das neupreußische genannt — bestand in der Befestigung einzelner hervorragender Terrainpunkte, welche man durch Linien verband; ferner in der Erbauung bombensicherer Hohlräume zum Schutz gegen das so sehr vervollkommnete Wurffeuer, in der Anwendung stark gemauerter Kaponièren zur Flankierung der Gräben und eben solcher Blockhäuser in dem gedeckten Wege der Festung. (Siehe Figur III.)

Jedes der auf einem hervorragenden Terrainpunkt errichteten Forts war selbständig und konnte sich — ungleich der Vaubanschen Manier — noch halten, wenn auch der Hauptwall an verschiedenen Stellen breschiert oder erstiegen war.

In jedem dieser Forts befand sich ein stark gemauertes Reduit. Ehe dies nicht genommen, ist das Fort nicht gefallen. Ueberhaupt sehen wir in diesen Bauten nach dem Vorgange des französischen Ingenieurs Montalembert, daß das Mauerwerk gewissermaßen

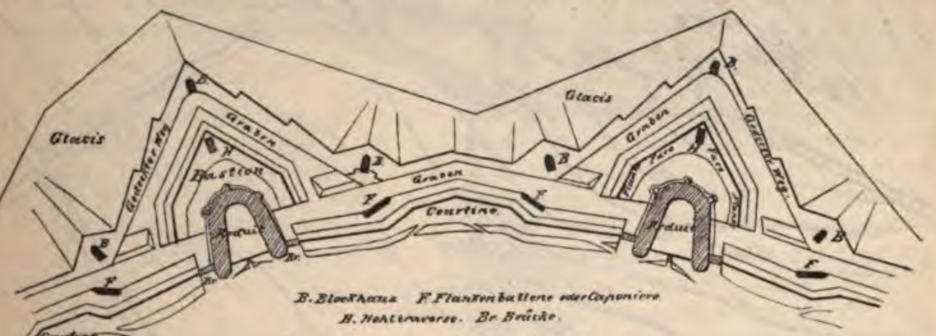


Fig. III. Neupreußisches System. Grundriß.

eine Auferstehung feiert. Man machte dasselbe so stark und solide, daß man glaubte, es würde sogar da, wo es nicht durch Erde gedeckt wäre, dem Geschützfeuer Widerstand leisten. — Abgesehen hiervon war die neupreußische Manier ein entschiedener Fortschritt. Wie man in der Taktik das Prinzip einer allmählichen Verwendung der Kräfte und der Aufsparung der Reserven befolgte, wie sich der Kampf dort um einzelne Brennpunkte drehte, so handelt es sich in dieser Befestigungsmanier, im Gegensatz zu der Vaubans, um eine abschnittsweise Verteidigung, um das Festhalten einzelner Punkte.

Am meisten ist dieser Typus vertreten in der Befestigung von Königsberg und Posen, dessen Kernwerk, das Fort Winiary zugleich das größte der Welt ist. Ulm, Rastatt sind nach ähnlichen oder gleichen Grundsätzen gebaut. Zugleich aber gaben die Preußen dem Gedanken der vorgeschobenen Werke weitere Folge, indem sie zuerst um Koblenz und Thorn, später um Köln „detachierte Forts" anlegten. Dieselben waren gleichfalls auf erhöhten Punkten errichtet und etwa 800 bis 1000 Schritt von der Umwallung (Enceinte) entfernt. — Der Zweck dieser Forts ist schon oben angedeutet. Der Feind hat dieselben zu nehmen, ehe er an die Umwallung gelangen kann; sie verhindern das sofortige Bombardement der Stadt selbst und die sofortige Besitznahme wichtiger Terrainpunkte; endlich gestatten sie auf dem von ihnen umschlossenen Terrain größere Truppenmassen zu versammeln und zu Ausfällen bereit zu halten. Diese Manier wurde von den Franzosen bei der durch Thiers durchgesetzten Befestigung von Paris nachgeahmt. Auch Belfort und Metz erhielten später detachierte Forts. Im übrigen aber hielt man in Frankreich an dem Bastionärsystem im allgemeinen fest.

Doch schon Anfang der sechziger Jahre

waren Veränderungen im Geschützwesen eingetreten, welche die Ueberzeugung zum Durchbruch brachten, daß das neupreußische System ebenfalls nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehe. Die nur 800 bis 1000 Schritt vorgeschobenen Forts konnten weder die Stadt und innere Festung vor einer sofortigen gründlichen Beschießung schützen, noch konnte das vielfach sichtbare Mauerwerk auf die Dauer der erhöhten Durchschlagskraft der neuen Geschütze, vorzüglich der gezogenen Hinterlader, widerstehen. Die Erfahrungen des Krieges von 1870/71 bestätigten diese Ansicht. Zwar waren die meisten der zahlreichen französischen Festungen nicht mit detachierten Forts versehen, aber an der furchtbaren Wirkung der deutschen Belagerungsbatterien gegen diese älteren, nach Vaubanscher Manier erbauten Festungen konnte man immerhin ermessen, welche Zerstörung des Mauerwerks überhaupt möglich war. Andererseits zeigte der lange Widerstand von Paris, welche ungeheure Wichtigkeit große Waffenplätze haben können, wie durch dieselben die deutschen Armeen lange Zeit gefesselt wurden, und der Widerstand sich neu organisierte.



Fig. V. Skizze einer neudeutschen Befestigung.

Die Grundsätze des neuen Systems wurden daher in Deutschland für Neubauten folgendermaßen festgestellt: Die detachirten Forts

sind weiter vorgeschoben, bilden also einen Ring von größerer Ausdehnung um die fortlaufende Umwallung der Stadt als früher. — Die Umwallung der Stadt, innere Linie, bildet nur den Kern und Rückhalt der äußeren Befestigung.

Die Forts sind von geringer Größe und nur zur Aufnahme von circa 400 Mann und etwa 30 Geschützen eingerichtet. — Die Forts enthalten sehr viele Hohlräume, so daß fast die ganze Besatzung vor dem Feuer des Feindes Deckung finden kann. Es ist aber der Grundsatz bei der Konstruktion befolgt, dem Feinde durchaus kein Mauerwerk zu zeigen, ja sogar es vor dem indirekten Schuß der gezogenen Geschütze, d. h. das Schießen gegen ein nicht sichtbares Ziel — möglichst zu sichern. Die Forts sind sozusagen in die Erde versenkt. Sie sind in Lünettenform gebaut. — (Siehe Figur IV.)

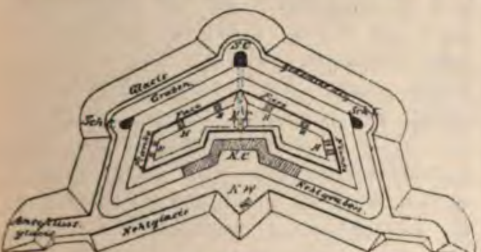


Fig. IV. Neudeutsches Fort. Grundriß.
Zeichen-Erklärung: S.C. Saillant-Kaponniere; Sch-S. Schulter-Kaponniere; H. Hohltraverse; K.T. Kapitaltraverse; K.C. Kehlkaserne; K.W. Kehlwaffenplatz.

Auf den Wällen befinden sich zahlreiche Hohltraversen, welche sowohl das Enfilieren (seitliche Bestreichung der Wallinien) hindern, als auch der Mannschaft zur Unterkunft dienen.

Von dem Saillant (Spitze des Werkes) bis nach der Kehle (dem hinteren Teil desselben) zieht sich die große Kapitaltraverse, ein Hohlbau, welcher das Innere des Forts in zwei Hälften teilt und eine gesicherte Verbindung durch das ganze Werk herstellt. Von derselben führt eine Poterne (unterirdischer Gang) in die im Graben liegende Kaponniere. Sämtliche Wälle sind kasemattiert und dienen als Unterkunftsräume für die Besatzung, als Magazine aller Art, als Lazarete, Küchen u. s. w. Die Kehle ist durch einen Kasemattenkörper fest geschlossen. In den schmalen und tiefen Gräben befinden sich behufs Flankierung und Bestreichung derselben ebenfalls Kaponnieren.

Zwischen den einzelnen Forts führt eine chaussierte Ringstraße um die Festung herum. Eine Verbindung durch Eisenbahn ist anzustreben und an vielen Orten ausgeführt. Jedes einzelne Fort hat seinen Kommandanten. (Siehe Figur V, S. 198.)

Diese so eingerichteten Forts bilden aber nur die Stützpunkte der im Vorlande der Festung geführten Verteidigung. Der Hauptgedanke des neudeutschen Systems ist die Festhaltung des Vorlandes durch die Besatzung mit Hilfe der Forts.

Schon der Artilleriekampf soll durchaus nicht allein von den Forts, sondern von Anschlußbatterien, deren Plätze im Frieden bestimmt und durch Zwischenbatterien, die aber erst bei Armierung der Festung zu erbauen sind, geführt werden.

Die Forts werden außerdem bei Eintritt des Belagerungszustandes durch eine Linie von Laufgräben und einzelnen Feldwerken allmählich verbunden, so daß sich eine fortlaufende Kette von Verteidigungswerken zwischen denselben bildet. Günstig gelegene Punkte, Dörfer, Landhäuser u. s. w. werden in die Befestigung hineingezogen. Unter Umständen wird auch, je nach der Gestaltung des Geländes, eine zweite dergleichen Linie errichtet. Alle diese Dinge sind im Frieden möglichst vorbereitet, und der Plan dazu muß ausgearbeitet sein. Das Terrain um die Festung herum ist in Abschnitte geteilt, deren jeder seinen Kommandanten hat; die Abschnitte zerfallen wieder in Unterabschnitte. Jeder Abschnitt hat seine Spezialreserve und seine Hauptreserve.

Der Kommandant der Festung muß zu seiner besonderen Verfügung noch eine Hauptreserve, sowohl an Truppen als an Geschützen behalten. — Die Verteidigung des Vorlandes soll in möglichst offensivem Sinne geführt werden, d. h. der Feind soll durch Geschützfeuer stark belästigt, durch Ausfälle ihm das etwa gewonnene Gelände wieder abgenommen, die von ihm errichteten Batterien sollen zerstört werden u. s. w.

Ein ähnliches Beispiel offensiver Verteidigung gab schon Todleben in Sebastopol 1854—55.

Die innere Linie, die Umwallung der Stadt, bleibt also bei Beginn einer Belagerung vorläufig nur leicht armiert und schwach besetzt. Sie wird meist erst in Wirksamkeit treten, falls der Angriff des Feindes den allmählichen Fall eines oder mehrerer Forts herbeiführen sollte.

Die Hauptstärke der Besatzung befindet sich außerhalb der Stadt und ist entweder im Lager oder in den Ortschaften, welche innerhalb des Fortgürtels liegen, untergebracht. — Die Besatzung einer solchen Festung besteht wohl in den meisten Staaten jetzt aus Ersatztruppen, immobilen und mobilen Landwehren oder aus vierten Bataillonen der Linie. Die letzteren beiden Kategorien bilden den Kern der Verteidigung und sind hauptsächlich zu Angriffsunternehmungen zu verwenden. — Das deutsche Landesverteidigungssystem, welches kleine Plätze verwirft und auch diejenigen größeren eingehen läßt, deren Lage nicht strategisch wichtig erscheint, denkt nicht daran, wie ihm oft fälschlich unterschoben wird, ganze Armeen in die großen Festungen stecken zu wollen, und sie dadurch dem Gebrauch im freien Felde zu entziehen, sondern die Festung soll durch sich selbst, durch ihre Lage und die ihr zugeteilte gewöhnliche Besatzung einen solchen Einfluß ausüben, daß eine Invasionsarmee nicht an ihr ohne bedeutende Entsendungen, behufs ihrer Belagerung, vorbeigehen kann. Halten aber 25,000 Mann in einer Festung 50,000 Feinde fest, so erfüllt dieselbe ihren Zweck. — Hierzu gehört ein offensives Verhalten der Besatzung.

Das weitere Ziel ist: größere Städte des Landes, aus welchen der Feind die mannigfachsten Hilfsquellen ziehen kann, nicht in seine Hände fallen zu lassen.

Das deutscherseits für die Verteidigung angenommene System, welches neuerdings typisch hauptsächlich in Straßburg, Königsberg und Posen zur Anwendung gekommen ist, hat indes auch mancherlei Angriffe erfahren.

Es ist von erfahrener Seite die Ansicht aufgestellt worden, daß die Forts zu klein seien, daß die zwischen ihnen anzulegenden Linien bei Beginn des Kriegszustandes nicht schnell genug hergestellt werden könnten, und daß ein sofortiger gewaltsamer, gut vorbereiteter Angriff im Stande sei, zwischen den Forts durchzustoßen und gewaltige Erfolge zu erringen. Ganz von der Hand zu weisen dürften diese Ansichten nicht sein. Ein solcher Versuch könnte jedoch nur auf Erfolg rechnen, wenn die Besatzung, entmutigt oder schlecht geführt, nicht verstünde, durch kräftigen Gegenstoß das Verlorene wieder zu gewinnen.

Auch die Ansicht, daß der Artilleriekampf hauptsächlich nicht von den Forts, sondern von den Anschluß- und Zwischenbatterien geführt werden soll, ist bekämpft worden. Man behauptet, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß die Aufgabe der Infanterie, diese zahlreichen einzelnen Batterien zu decken, eine zu schwierige und die Kräfte zu bald verzehrende sein dürfte.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Manier, in welcher unsere in fieberhafter Eile rüstenden westlichen Nachbarn hinsichtlich der Befestigungen vorgegangen sind. Zuvörderst sind die meisten der alten Festungen umgebaut und mit detachierten Forts versehen; da, wo solche schon bestanden, sind sie weiter hinausgeschoben. Solche Festungen oder befestigte Stellungen sind: Belfort, Langres, Epinal, Toul, Rheims und vor allem Paris. Letzteres ist, da man die neuen Forts bis St. Germain, Marly le Roi, Saint Cyr, Palaiseau, Choisy le Roi u. s. w. vorgeschoben hat, ein wahres Ungeheuer von Festung geworden, zu dessen einfacher Besatzung allerdings eine vollständige Armee gehört. Der Umfang des Fortgürtels beträgt 130 Kilometer, etwa gleich 16 Meilen. Die Forts allein verlangen eine Ausrüstung von 2000 Geschützen. Eine Einschließung der Festung, die 1870 im Durchschnitt mit 160,000 bis 170,000 Mann ausgeführt wurde, könnte jetzt, sogar wenn man dieselbe mangelhafte Truppenqualität des Belagerten voraussetzte, nur mit einer Macht von 300,000 Mann bewerkstelligt werden.

Außer den neuen und alten Festungen Frankreichs zieht sich nahe den Grenzen eine Kette von neuen Sperrforts entlang, bestimmt, einem Einbruchsheer die wichtigsten Straßen, die Eisenbahnen, die Flußübergänge und Engwege besonders zu verschließen. Alle diese französischen Forts sind bedeutend größer als die der neudeutschen Manier. Jeder derselben erhält eine Besatzung von 1500 bis 1700 Mann und eine Ausrüstung von 60 bis 70 Geschützen. So würde Frankreich einer neuen Invasion Deutschlands auch in dieser Beziehung furchtbar gerüstet entgegentreten, die es gewiß nicht zu erwarten hat, sofern es Frieden halten will. Es liegt aber der Gedanke nicht fern, daß diese ungeheure Ausdehnung der Befestigungen schließlich die französische Armee für ihre Verwendung im Felde nicht unbedeutend schwächen müsse.

Was die Gestaltung des regelmäßigen

Angriffs anbelangt, so kann man schon im 18. Jahrhundert bemerken, daß der Belagerer des öfteren versuchte, denselben abzukürzen, ihn mit einem frühzeitigen gewaltsamen Angriff zu verbinden, die erste Parallele auf nähere Entfernung auszuheben u. s. w. Mit der Erfindung der gezogenen Geschütze erhielt diese Richtung neue Nahrung. Die Angriffe auf die meisten französischen Festungen 1870 waren reine Artillerieangriffe aus Batterien, welche in einer Entfernung zwischen 1500 und 4000 Meter angelegt waren. Eine Eröffnung der Parallelen und Durchführung des förmlichen Angriffs mittelst der Sappe fand bis zu einem gewissen Punkt nur bei Straßburg und Belfort statt.

Zu einem ganz festen Modus eines regelrechten Angriffs ist man in dem Jahrzehnt nach dem Kriege noch nicht gelangt, indes kann man folgende Grundsätze ungefähr als maßgebend bezeichnen:

Die Feuerkraft der gezogenen Geschütze muß schon auf weite Entfernung ausgenutzt werden, ein sofortiges Herangehen auf 800 Schritt (575 Meter) hat keinen Zweck, deshalb: Errichtung der ersten Batterien auf 2000 bis 2500 Meter und Bekämpfung der Artillerie der Forts und Zwischenbatterien. Eröffnung der ersten Parallele wie früher auf 800 bis 1000 Schritt, jedoch vorläufig nur als Infanteriestellung. Näheres Heranschieben der Batterien. Eingraben der Infanterie vor diesen Batterien zur Deckung gegen Ausfälle. Konzentrierung des Artilleriefeuers auf ein oder zwei Forts bezüglich auf die Zwischenbatterien. — Ob nun das Vorgehen mit der Sappe erfolgt oder „sprungweise“, d. h. indem man — wie schon vor Düppel geschah — Infanterieabteilungen plötzlich vorbrechen läßt, welche sich an einer bestimmten Linie eingraben und diese Schützengräben allmälich zu einer wirklichen Parallele vertiefen; ob man dazu gelangt, schon aus weiter Ferne derart mit Artillerie zu wirken, daß das Fort unhaltbar wird, oder ob man die Belagerungsbatterien auf die nächste Entfernung heranschieben und eine zweite und dritte Parallele eröffnen muß, ehe man zum Sturm schreitet, das wird im konkreten Falle sich wohl jedesmal anders gestalten, und kann man um so weniger darüber sichere Sätze aufstellen, als die neuesten Befestigungsmanieren ihre Probe noch nirgends bestanden haben. Jedenfalls wird man, besonders gegen einzeln gelegene Forts, ein beschleunigtes Angriffsverfahren versuchen. — Manche haben vorgeschlagen, gegen dieselben mit Dynamitgeschossen oder Raketen zu wirken; doch ist das vorläufig eine Idee geblieben. — Ein reeller Faktor dagegen ist im Festungskriege das Massenfeuer der Infanterie auf weite Entfernungen geworden. Bekanntlich hat man in der deutschen Armee die Theorie desselben sehr sorgfältig studiert, und diese seit mehreren Jahren praktisch bei Schießübungen und Manövern erprobt. Im allgemeinen neigt man sich jetzt der Ansicht zu, die ich stets vertreten habe, daß dasselbe im Feldkriege nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist. Dagegen scheint es für den Festungskrieg, um einzelne Werke mit einem Kugelhagel zu überschütten und so die Besatzung zum Verlassen der Wälle zu zwingen, anwendbarer, weil man die Entfernungen genau kennt, feststehende Ziele, und daher größere Wahrscheinlichkeit des Treffens, vorhanden sind.

Gefesselte Ballons zum Rekognoszieren, freie Ballons und Brieftauben, um die Verbindung zu erhalten, elektrisches Licht und gepanzerte Türme sind Hilfsmittel des Belagerten, die schon 1870 in Paris teilweise Anwendung fanden und jetzt schon im Frieden meist vorbereitet werden.

Die Ereignisse bei Plewna haben mehrfach Gelegenheit gegeben, mit angeblich neuen Argumenten gegen die Anlage von Festungen aufzutreten. Man weist darauf hin, daß die Türken hier in wenigen Wochen durch Feldbefestigungen eine improvisierte Festung schufen, welche dem Feinde mehrere Monate widerstand, und will daraus schließen, daß man die kostbaren Festungsbauten im Frieden zu entbehren im stande sei.

Es ist aber ganz fehlerhaft, aus einem solchen einzelnen Ereignis so allgemeine Schlüsse ziehen zu wollen.

Man wird nicht immer eine Armee finden, die so gefällig ist, die Anlage einer solchen Festung an einer dafür geeigneten Stelle während des Feldzuges zu dulden.

Der bulgarische Kriegsschauplatz mit seinen mangelhaften Verbindungen verhinderte zudem die rechtzeitige Heranziehung ausreichender russischer Belagerungsparks.

Wenn man als Nachteil großer Festungen

anführt, daß sich oft ganze Armeen in derselben, wie in einer Mausefalle, hätten fangen lassen, so ist darauf zu erwidern, daß Osman Paschas Armee in Plewna ebenfalls gefangen wurde und daß dies nicht an den Festungen liegt, sondern an denen, die sich einschließen lassen.

Die ständige (permanente) Befestigungskunst und die Feldbefestigungskunst sind beide Grundelemente des Krieges, die nicht durc[h] Tagesströmungen verändert werden können. Einer Wahrheit aber möge das deutsche Vol[k] stets eingedenk sein, daß ohne feste Hände und kühne Herzen jede Festung nur ein Haufe[n] Steine und Erde bleibt, daß keine noch s[o] treffliche Befestigung vor Invasionen schützt, wenn die kriegerische Jugend einer Nation i[n] Verfall kommt.

Balladen

von

C. Ferdinand Meyer.

I.

Claudia.

In der Wiege schlummert junges Leben,
Eine graue Parze sitzt und spinnt daneben,
Zieht den Faden, prüft des Fadens Stärke,
Murmelt dunkle Worte zum geheimen Werke:
„Kleine Claudia — zum Bankett geladen —
Genienkinder flügeln seh' ich um den Faden …
Junge Claudia, selbst am Rocken spinnend,
Was beträumst errötend, was erwägst du sinnend? …
Hochzeitfackeln lodern durch die Gassen,
Knaben, stampft den Reigen! Scherzet ausgelassen! …
Junger Herrin Hände sind geflügelt,
Einer edlen Herrin Lippen sind gezügelt …“
Lächelnd blicken hinter sich die Horen:
Schwestern, schauet! Claudia hat ein Kind geboren! …
Strand und Brücken überschwemmt der Tiber,
Aus den gelben Fluten steigt das bleiche Fieber …
„Gebt Geleite! Heut an Märzes Iden!
Gestern ist der Prätor Marc Aemil verschieden!“ …
Witwenkleider haben strenge Falten!
Deinen Sohn zu küssen, sollst du dich enthalten …
Helmumflattert, im Gewand der Männer,
Grüßt ein junger Krieger dich herab vom Renner …
Aus den Tuben wird der Sieg gerufen,
Leis und schwer und dunkel steigt's empor die Stufen …
Es sind Viere, tragen eine Bahre,
Drauf der Sohn der Claudia liegt, den Kranz im Haare …
Beuge, beuge dich zu seinem Munde!
Küsse deinem Kinde Stirn und Todeswunde …
In der Wiege schlummert junges Leben,
Eine graue Parze sitzt und spinnt daneben.

II.

Frau Agnes und ihre Nonnen.

Aufsteigt ein Chor im blauen Tag,
Kühl rauscht ein Bronn im Schatten,
Wo Kaiser Albrecht röchelnd lag
Auf Aargaus goldnen Matten.

Frau Agnes, die gestrenge Frau,
Des Vaters Mord zu rächen,
Rief jubelnd aus: „Ich bad im Tau“
Und schritt in roten Bächen.

Sie zagte nicht, den blanken Fuß
In Lachen Bluts zu tauchen,
Sie ließ, dem jungen Tag zum Gruß,
Die Burgen Aargaus rauchen.

Frau Agnes schuf den Klosterbau,
Wo Geister seufzend schweben,
Ihn füllt sie an, die harte Frau,
Mit lauter blühn'dem Leben.

Sie raubt das krause Blondgelock
Manch einem Edelkinde,
Sie schenkt ihm einen dunkeln Rock
Und eine blanke Binde.

Frau Agnes geißelt sich den Leib,
Daß Purpurtropfen rinnen,
Sie will, das unbarmherz'ge Weib,
Den zarten Heiland minnen …

Dort hält sie Hof in Lindennacht
Unfern dem Klosterbrunnen,
Sie hat die Bibel mitgebracht
Zur Andacht ihrer Nonnen.

Der Jüngsten reicht sie dar das Buch,
Dem feinen Kind, dem bleichen:
„Wo blieben wir? Bei welchem Spruch?
Ein Veilchen ist das Zeichen!“ …

Und die von ihr das Buch empfing,
Beschaut das Sprüchlein denkend.
Sie liest. Es lauscht der Nonnen Ring,
Die Wimpern züchtig senkend …

„Was frommte mir die Fastenzeit?
Was frommten Geißelhiebe?
Was frommt' es, trüg' ich hären Kleid?
Und mangelte der Liebe.“ …

Da hebt ein Seufzer manche Brust
Im Nonnenrock erbaulich
Und manche kecke Lebenslust
Blickt traurig und beschaulich …

Eine Gondelfahrt durch Venedig.

Von

Gottfried Kinkel.

(Schluß.)

Was aber tritt uns in der venetianischen Malerei zur Zeit ihrer hohen Blüte entgegen, einer Zeit, die von den Brüdern Bellini bis zum Tode des Paolo Veronese ein volles Jahrhundert umfaßt? Zuerst und vor allem der Eindruck von Kraft. Die Porträts walten in großer Anzahl vor, und wir sehen in ihnen eine Menschenwelt von stolzer Würde, voll vom Bewußtsein ihres geistigen und körperlichen Wertes. Die Blondinen des damaligen Venedigs müssen hinreißend gewesen sein. Betrachtet man die reizende Lavinia Tizians mit der Fruchtschale in Berlin, die goldblonden sogenannten Töchter Palmas in Dresden, zumal auch die geistigste unter ihnen im Wiener Belvedere, die Violante mit dem Veilchen, das so kokett an den bloßen Busen gesteckt ist, und wie Palma dann solch ein Weib in seiner heiligen Barbara zur Schönheit hohen Stils erhob, oder grüßen wir die volle jugendliche Schöne, die ernste, des Bordone, mit dem rotgoldenen Haar, die er so oft als Porträt und als Modell gemalt hat — da tritt ein Typus von Frauen hervor, wie er seit der antiken Griechin auf Erden nicht mehr vorgekommen ist. Es ist in diesen Gestalten die Ruhe der vollendeten Schönheit, die keine Koketterie braucht und auch ohne Aufregung zu gefallen



Der Fischer überreicht den Gnadenring des St. Markus dem Dogen. Nach P. Bordone.

sich bewußt ist. Dabei diese unvergleichliche Karnation, wie die feuchte Meeresluft sie dem weiblichen Körper anhaucht; Bordone malt gern den rötlichen Kuß der Sonne auf dem Brustknochen seiner Blondine, wenn diese einmal etwas zu dekolletiert spazieren gegangen ist und

ıfüh
lben
ſſen
aſch
urd
:gt,
ıſſe
T
nſt



Die Hochzeit zu



Paolo Veronese.

den Sonnenschirm vergessen hat. Die Männer wüßte man nur mit dem Geschlecht der großen Staatsmänner, Admiräle, Künstler zu vergleichen, wie sie hundert Jahre später in den reifen Niederlanden auf den Schauplatz traten; nur daß die Venezianer von der Natur schönere und regelmäßigere Züge geschenkt erhielten als jene Nordländer. Die Kraft lebt aber auch in den Malern selbst. Sie zerstreuten sich nicht, sie strebten nicht nach dem allseitigen Schaffen, zu welchem in andern italienischen Städten die Renaissance verlockte. Lionardo, Rafael, Michel Angelo waren neben Malern auch Bildhauer, Architekten, Ingenieure; alle Venezianer aber sind nur Maler gewesen, sie haben schon in der Jugend die eine Technik bemeistert und sie alsdann unabläſſig ausgeübt; darum eben konnten sie in einem Menschenleben solch eine Summe Arbeit liefern. Dann aber sind alle die größten Venezianer, den einzigen früh in Sinnlichkeit verglühten Giorgione ausgenommen, wunderbar langlebig gewesen. Schon der aus Messina eingewanderte Antonello, der aus Flandern die Oeltechnik mitbrachte, erreichte ein gutes Alter, obgleich er sehr verliebter Komplexion war und Venedig darum zum Aufenthalt wählte, weil er dort die schönsten und gefälligsten Frauen fand. Von seinen Schülern im Oelmalen, welche diese Kunst schon zu hohem Glanz erhoben, wurde Gentile Bellini 86 Jahre, Gian Bellini aber 90 Jahre alt, und letzterer malte noch ein Jahr vor seinem Tod die schöne blasse Frau im Wiener Belvedere, welche unbekleidet vor der Toilette sitzt, und schrieb mit bewußtem und berechtigtem Stolz auf dies Bild die Worte: „Das malte Gian Bellini im Jahr 1515!" Tintoretto und einer der Bassanos bringen es jeder auf 82, und Palma der jüngere noch im siebzehnten Jahrhundert wieder auf 84 Jahre. Alle aber überbietet auch da Tizian: er lebt neunundneunzig Jahre, er hält den Pinsel bis an den letzten Tag in etwas zitternder, aber noch immer bewundernswürdig geschickter Hand, und dann muß der Tod als Pest kommen, um ihn abzurufen! So alt wird, so stark bleibt ein doch sonst fröhlich genießender Mensch freilich nur, wenn der Geist ihn trägt.



Die kleine Maria. Nach Tizian (s. S. 207).

Fragen wir nun nach den Gegenständen, welche die Schule besonders geliebt hat, so tritt uns sofort das gänzliche Fehlen des Volkselementes entgegen: befremdlich in einer Republik, aber sehr begreiflich, da es eine Republik der Aristokraten war. Die Kunst spiegelt auch da nur den Gehalt des Lebens wider. Wie anders die Niederlande, welche ein Jahrhundert später im Frühlingssonnenschein ihrer jungen Freiheit auch eine nationale Malerei erschufen! Aber diese Republik war demokratisch. In Holland hatten tapfere Bauern, kühne Matrosen, rechts-

treue Bürger den Staat gegründet. Das Volk hatte den Spanier und die Inquisition aus dem Lande gefegt und war wirklich Herr im eigenen Haus. Was nun malten die großen Niederländer? Erstlich ihr geliebtes Land, das sie erst dem Meer abgerungen und dann von einem katholischen Tyrannen losgerissen hatten. Sie malten das Meer, dem sie Fischerei, Handel, Kolonienblüte verdankten, und das schöne Vieh auf saftiger, von Gräben eingefaßter Wiese, welches die zweite Quelle des Wohlstandes war. Vor allem wollte aber das Volk im Bilde sich selber sehen in seiner Lustigkeit wie in seiner Herzlichkeit. Jean Steen malte den Leuten die fröhliche und neckische Gesellschaft der Stadtbürger, viele Andere den Bauern, entweder in wilder Kneip- und Rauflust beim Bier in verräucherter Schenke, wie Brouwer, Bega, Dusart; aber in oft so herzlichem und gutmütigem Familienleben, wo der heimkehrende Vater das kleine Kind noch aus der Wiege hebt und bei sinkender Sonne am Fenster beschaut, wie Ostade diese innigen Szenen liebt. Das sind die Gegenstände, die man auf niederländischen Bildern sucht. In Venedig nichts der Art. Auf den großen Historienbildern im Dogenpalast erscheint allerdings der kühne Matrose und Seesoldat, und bei den Staatsfesten umsteht die hohen Herrschaften eine bescheiden teilnehmende Menge. Auf dem großen Bild Tizians in der Akademie zu Venedig, wo das kleine Jüngferchen Maria so mutig die hohe Tempeltreppe ersteigt (s. S. 206), sitzt ganz im Vordergrund die berühmte Eierfrau, welche der Maler sicher nach dem Leben abschrieb; aber er brauchte sie offenbar, um die kahle Rampe zu verdecken, und nur zur Aushilfe, aber nicht um ihrer selbst willen steht diese Gestalt aus dem Volke da. Man hat wohl die sogenannten Novellenszenen, worin Giorgione glänzte, als Bilder aus dem Volksleben gefaßt; aber teils bewegen sie sich ganz in den Kreisen der vornehmen Welt, oder sie haben etwas Verfängliches. Wo wir Mädchen unbekleidet in Gesellschaft bekleideter Kavaliere antreffen, da gehört die Szene doch nicht mehr der unbefangenen Nacktheit der antiken Mythologie an, sondern wir haben die Mädchen der Halbwelt vor uns, die Töchter des Volkes in sinnlichem Frohndienst adeliger Junker. Das Volk in seiner rührenden oder gemütvollen Art, das enge aber von Liebe verklärte Glück in armer Hütte hat nie ein Venetianer gemalt. Man sieht es: dort im Norden war das Volk eben Alles, in Venedig blieb es höchstens Staffage.



Venetianische Patrizierin. – Nach P. Bordone.

Das nun aber, was die großen Maler Venedigs mit eigenen Augen sahen, was den wirklichen Gehalt des sie umringenden Lebens ausmachte, das haben sie ja mit hinreißender Treue uns in ihren Bildern abgespiegelt. Hierin waren auch sie ganz national, daß sie alles, auch das fremdeste, in das venetianische Kostüm ihrer Lebenstage einkleideten. Man wird be-

greifen, daß in einer reichen und üppigen Adelsgesellschaft auch die Sinnenfreude der antiken Mythologie besonders beliebt war. Die Venusbilder, die Danaen und Floren zählen zu den herrlichsten Schöpfungen Tizians. Die Geschichten des Alten und Neuen Testaments werden zu venetianischen Prunkfesten in reichster Modetracht. Das Herbe, tief Ergreifende meiden sie, selbst in der religiösen Kunst, besonders das Blut und die Qualen des Martertums; wo Pracht und Lebenslust entfaltet werden kann, da liegt ihre Stärke. Nehme man einmal das Bild der Findung Mosis in der Galerie Brera in Mailand, welches einer der Bonifazios gemalt hat. Hier ist der Gegenstand in eine vornehme Jagdpartie umgedeutet. Die Treiber regalieren sich mit Wein, Brot und Wurst, ein Liebespaar ist flüsternd im Vordergrund gelagert; ein anderes sucht wandelnd die Einsamkeit; den Mittelgrund füllt eine musikalische Partie von Herren und Damen auf dem Rasen sitzend. Im Zentrum endlich der Vorgang selbst, um den sich aber all jene übrige Gesellschaft nicht im mindesten kümmert; die Prinzessin in Modetracht, von ihrem Seneschal und einem reichen Hofstaat umgeben, empfängt aus den Händen einer wunderhübschen Blondine das gerettete Kind. Am weitesten ging in solchen biblischen Kostümstücken aber Paolo Veronese. Seine zahlreichen Anbetungen der heiligen drei Könige werden



Violante mit dem Veilchen. – Nach Tizian (s. S. 203).

zu maurischen Ambassaden: Madonna auf einem Hochsitz wie in ihrem Pra eine Dogaressa, der die Gesandten von und Marokko reiche Stoffe und Gefä Geschenk bringen, um sich ihrer Gu Fürbitte zu versichern. Wer kennt ni achtzehn Schritt lange Gemälde der Hoc Cana (S. 204 f.), das, ursprünglich Speisesaal eines Klosters gemalt, jetzt ein Wand lon ca Louvre nimmt? ist es w uns in j fachen b Erzählu innig Gewiß daß gerade b armen paar z kommt, nicht Wein ge die höch feier des im Kell Da em wir, d in der der Arn gen, G Fülle wenn d sich mit Tisch se diesem gibt u Maler nichts; die Hochzeit der arme wird zu einem Prunkfest des veneti Adels. Im Säulenhof eines Nobile Tafel gedeckt, das Volk schaut selb von den Dächern herab zu. Rings Tafel reihen sich die Potentaten von unter denen selbst Sultan Soliman fehlt. Vorn sitzen, in Silberstoff g Tizian, Tintoretto, Bassano und der selbst und spielen ein Streichquartett. De hofmeister, in reichem Goldstoff, steht und prüft in einer flachen Glasschale de

Wein. Zuletzt sieht man ganz im Hintergrund zwei winzige Figürchen, und nur an ihren Heiligenscheinen erkennt man, es sollen der Herr Christus und seine Mutter sein. Daß solche Behandlung den Sinn der Bibel verkehre, empfanden strengere Gemüter schon damals. Als Paolo im Jahre 1573 seinen Christus beim Gastmahl des Levi malte, hat die Inquisition ihn vor Gericht geladen, „weil er bei einem Mahl des Herrn Narren, betrunkene Deutsche, Zwerge und andere Albernheiten dargestellt habe,“ und es wurde ihm aufgelegt, binnen drei Monaten das Bild zu ändern, und zwar auf eigene Kosten. Die Inquisition ist schon dazumal den Deutschen nicht hold gewesen.

Diesen teils auf frohe Sinnlichkeit, teils auf rauschende Festfreude gerichteten Gedanken kam nun die Helligkeit und Klarheit der venetianischen Sonne entgegen. Nicht im Binnenlande, sondern in der feuchten Verklärung des Meeresduftes erwachsen die großen Koloristenschulen. Die Venetianer hatten im fünfzehnten Jahrhundert mit sehr strenger genauer Zeichnung begonnen, dies Erbteil trat auch die große Schule des sechszehnten Jahrhunderts an; aber nun kam die Oelfarbe hinzu, um dieser Schule das technische Mittel zur Wiedergabe all des Glanzes und Farbenprunkes zu verleihen, womit das äußere Leben Venedigs sie umstrahlte. Erst durch die Oelmalerei konnte die feine Karnation der Frauen, die starke der Männer, konnte die Verschiedenheit der Stoffe, das Lustre der Seide, der Schimmer des Goldtuchs, der dumpfere Glanz des Samts und der Blitz der blanken Harnische zur vollsten Geltung kommen. Hierdurch erst erreichte das innige Streben auf Farbenwirkung sein letztes Ziel: in Venedigs Kunst ist das Leben zu einem Rausch sinnlicher Schönheit und Farbe geworden. Keine Schule der Welt gibt uns ein so freudiges Gefühl, daß das Leben schön, und daß der Becher, den es bietet, wert sei, mit vollen Zügen genossen zu werden!

Unserem Geschlecht ist diese hohe Lebensfreudigkeit nicht beschieden. Auch dem Genießenden wird die frohe Stunde vergällt durch den Blick auf die Entbehrungen der Armut. Aber jene patriotische Kunst, deren Bedeutung für den Staat man in Venedig so wohl verstand, die sollte auch von uns genährt werden. So viel kann doch auch, wer in Arbeit sein Brot verdient, von den gemeinen Genüssen des Tages erübrigen, daß er wenigstens einem Kunstverein beitritt, der ihm mit ein paar guten Kupferstichen sein Zimmer verziert und dann von dem Uebrigen große monumentale Kunstwerke stiftet. An die Stelle des Adels, der dort die Kunst pflegte, ist als Geldmacht die hohe Bourgeoisie unserer Tage getreten. Der Finanzmann aber, der Großhändler und Fabrikant zeigt noch keine echte



Venetianische Gläser.

Kunstliebe, wenn er da und dort auf einer Ausstellung ein Bild kauft, um damit egoistisch seine Wohnung zu schmücken, mit einer Landschaft sich ein Fleckchen Sonne auf die Wand zu zaubern, oder seine Phantasie mit üppigen Frauenbildern zu reizen. Die öffentliche Kunst, welche allen gehört, soll gepflegt werden. Es sollte gar keine Stadt sein, welche nicht die Vorhalle oder den offenen Saal ihres Rathauses wenigstens mit einem Geschichtsbild einer großen patriotischen That ausstattete, die in ihrer Nähe geschehen ist. Der Bauernjunge, der morgens mit seinem Vater Getreide zur

Stadt fährt, wird vom Markt in die Halle sich schleichen, und wer weiß, welche große, den Staat künftig errettende Gedanken und Gefühle in ihm erwachen beim Anschauen dessen, was vor ihm die tapferen Vorfahren geleistet haben? Ein Zeitalter, das so vortrefflich zu rechnen versteht wie das unsrige, sollte wenigstens den ökonomischen Wert der Kunst nicht übersehen. Als einst ein in der Kunst großgesinnter König sein München mit Sammlungen schmückte und allen Künsten Werkstätten aufbaute, da fand man in solchem Thun Verschwendung. Heute bringt der Zufluß der Fremden, die jene Schöpfungen zu schauen kommen, in einem einzigen Jahr größere Summen nach München, als alles, was König Ludwig auf dieselben während einer langen



Der Löwe von S. Marco.

Regierung verwendet hat. Und nun erst Venedig! Es lebt heute zum guten Teil nur noch vom Fremdenzufluß. Der Fremde kommt und bleibt nur um der Kunst willen. Auch wer bloß schwelgt ohne zu verstehen, ist in Venedig entzückt, wo überall das Auge auf große Bauformen fällt, wo jede Kirche ein Skulpturenmuseum ist, wo drei große Bildergalerien, die Akademie und der Dogenpalast, zu denen seit dem Sommer 1880 das neugegründete Museo Correr kommt, sich ihm gastlich zum freien Genuß öffnen. Der alte Reichtum und Glanz ist längst versunken, die großen Eroberungen der Meereskönigin sind längst dahin, und nicht mehr flattern an den Masten vor San Marco die Banner der drei beherrschten Königreiche — unsterblich im Gedächtnis und in freudiger Liebe der Menschen ist Venedig nur noch durch die Kunst.

Tönendes Licht.

Von

Julius Stinde.

In den letzten Jahren ist ein merkwürdiges kleines Instrument in das öffentliche Verkehrsleben eingeführt worden, das die Unterhaltung zweier Personen in solchen Entfernungen gestattet, in welchen das Ohr unter gewöhnlichen Verhältnissen keinen Laut von dem Gesprochenen vernehmen kann und die zu durchdringen die Stimme des lungenkräftigen Stentors selbst mit Zuhilfenahme eines Sprachrohrs nicht ausgereicht haben würde, obgleich der Ruf desselben auf eine Fünfzigmänner-Stimmstärke geschätzt wurde.

Das Instrument, von dem hier die Rede ist, wird im gewöhnlichen Leben Telephon, im Reichspostdeutsch dagegen Fernsprecher genannt, und gewinnt wegen der außerordentlichen Verkehrserleichterung, die es gewährt, von Tage zu Tage eine größere Verbreitung, sei es in den Hauptstädten, über deren Häusern die Spinnenfäden der Telephondrähte anfangen, ein dichtes Netz zu ziehen, oder sei es in den Fernsprechämtern, welche den kleinsten Postämtern des Reiches Anschluß an das allgemeine Telegraphennetz der Erde ermöglichen und deren das Reich bereits gegen Tausend zählt.

Bei dieser seiner Verbreitung und angesichts der vielen Abhandlungen, welche über diesen Gegenstand veröffentlicht worden sind, werden wir hier nicht nötig haben, auf die Konstruktion des Telephons und dessen zahlreichen Abänderungen näher einzugehen; jedoch wollen wir im Auge behalten, daß der Körper, der die Schallschwingungen des Telephons aufnimmt, ebenso wie jener Körper, der dieselben wiedergibt, beides Scheiben sind.

So mannigfach verschiedene Telephone auch schon konstruiert und patentiert worden, keines entbehrt dieser Scheiben, einerlei, ob dieselben aus Eisen, aus feinen Häuten, aus Glimmer oder sonstigem Material bestehen. In den meisten Fällen ist die Form dieser Scheiben eine runde.

Dem Physiker, welcher sich mit dem Studium des Schalles, der Tonerzeugung und der Fortpflanzung des Schalles beschäftigt, waren die Erscheinungen, welche sich bei tönenden Saiten, Stäben, Stimmgabeln, Luftsäulen, Pfeifen, Glocken u. s. w. zeigen, wohlbekannt, sie sind längst den Berechnungen unterworfen, um ihre Gesetzmäßigkeiten festzustellen; die tonschwingende Scheibe dagegen hatte die Stelle des Aschenbrödels spielen müssen, bis sie im Telephon zu ungeahnten Ehren gelangte. Mit einemmale lenkte die tönende Scheibe die Aufmerksamkeit der Physiker in erhöhtem Grade auf sich, und dies neue Feld wurde mit größtem Eifer und mit großem Erfolge bearbeitet, ohne daß jedoch dasselbe bereits abgebaut wäre. Im Gegenteil: die Wissenschaft sowohl, wie die Praxis haben vom Studium der tönenden Scheibe noch gar manches zu erwarten.

Von diesen wissenschaftlichen Ergebnissen heben wir folgenden Satz besonders hervor: In einem Eisenstabe — noch besser in einer Scheibe von Eisen — wird die Molekularstörung, die durch den magnetisierenden Einfluß eines unregelmäßigen elektrischen Stromes hervorgerufen wird, beim Anlegen des Ohres als Ton wahrgenommen.

Unter Molekularstörung ist die Bewegung der kleinsten Eisenteilchen zu verstehen, welche in ihrer Gesamtmasse das betreffende Stück Eisen bilden, mit welchem experimentiert wird — sie ist hier gleichbedeutend mit dem Magnetismus. Es kann also, bei zweckmäßiger Anordnung des Apparates, der Magnetismus — gehört werden. Notwendig ist, daß die Molekularstörungen in rascher Abwechslung unterbrochen werden.

Graham Bell, der Erfinder des nach ihm benannten Telephons, fand nun, daß ähnliche Störungen in anderen Substanzen hervorgerufen wurden, sobald dieselben dem intermittierenden Lichte ausgesetzt waren.

Das „intermittierende" Licht wird erhalten, wenn ein Lichtstrahl auf eine sich rasch drehende Scheibe geleitet wird, die nahe an der Peripherie mit Löchern versehen ist. Abwechselnd fällt der Lichtstrahl durch ein Loch und abwechselnd wird er von den undurchsichtigen Zwischenräumen aufgehalten, so daß der Lichtstrahl aus einer steten Reihenfolge von Licht und Dunkelheit besteht, und zwar sind die Schattenpausen um so kleiner, je rascher die durchlöcherte Scheibe sich dreht.

Den auf diese Weise erhaltenen intermittierenden Lichtstrahl ließ Graham Bell nun auf verschiedene Stoffe einwirken und zwar zunächst auf das Selen, das die bemerkenswerte Eigenschaft besitzt, im Lichte die Elektrizität besser zu leiten, als in der Finsternis, woraufhin W. Siemens bereits vor Jahren einen höchst empfindlichen Lichtmesser konstruierte.

Da nun das Telephon dem Ohre gestattet, die geringsten Molekularstörungen, welche auf elektro-magnetischem Wege in einem Stück Eisen hervorgebracht werden, wahrzunehmen, so schaltete Bell in den elektrischen Schließungskreis, in dem sich ein Stück Selen befand, ein Telephon ein und ließ das intermittierende Licht auf das Selen wirken. Der Erfolg bestätigte die Voraussetzung, denn in dem Telephon wurde ein deutlicher Ton gehört, der höher und tiefer wurde, je nachdem die lichtunterbrechende Scheibe sich rascher oder langsamer drehte.

Das Licht konnte mithin in dem Telephon gehört werden, und zwar dadurch, daß es mit Hilfe des Selens einen intermittierenden elektrischen Strom erzeugte, der die Magnete des Telephons in raschem Wechsel magnetisierte, welche ihrerseits die Eisenscheibe in tönende Schwingungen versetzten.

Da sich nun ein Lichtstrahl mit Hilfe geeigneter Spiegelvorrichtungen in weite Fernen senden läßt und das Selen auf die Wirkungen eines Lichtstrahles in der angegebenen Weise antwortet, so ist die Möglichkeit vorhanden, mit Hilfe des Lichtes, ohne Leitungsdrähte, von einem Orte zum anderen zu telegraphieren. Hierzu ist nur nötig, daß der intermittierende Lichtstrahl durch längere und kürzere Pausen unterbrochen wird. Aus den rhythmisch unterbrochenen Tönen läßt sich ein Alphabet zusammensetzen, wie das des Morseschen Systems, das aus Punkten und Strichen besteht. Geübte Telegraphisten hören die Depeschen schon an dem Ticken des Apparates und haben kaum nötig, die Zeichen zu lesen.

Der Lichtfernsprecher ist von Bell bereits dahin verbessert, daß er die Stimme des Menschen mit Hilfe des Lichtstrahles in ziemlich weite Fernen überträgt, und wenn auch das sogenannte Photophon noch nicht ganz

frei von Mängeln ist, so löst es doch die Aufgabe, welche darin besteht, die menschliche Sprache ohne Leitungsdraht, vermittelst des Lichtes, in die Ferne hörbar zu übertragen, in überraschender Weise.

Bei den mühevollen Versuchen, die der Fertigstellung des Photophons galten, brachte Professor Bell zwischen die durchlöcherte Scheibe und das Selen eine Platte von dem bekannten schwarzen Hartgummi. Gleichwohl wurde in dem Telephon ein schwacher Ton gehört, der jedoch dadurch beliebig unterbrochen werden konnte, daß man die Hand in den Lichtstrahl brachte.

Es ergab sich aus diesem Versuche, daß das schwarze, undurchsichtige Hartgummi für Licht, das unser Auge nicht wahrnimmt, dennoch durchsichtig ist. Oder auch: es ließ das Hartgummi eine wirkende Kraft durch, die sich auf dem Wege des Lichtstrahles fortbewegt und das Selen in derselben Weise beeinflußt, wie das unsichtbare Licht.

Wir können daher von einem unsichtbaren Licht reden, das durch undurchsichtige Körper dringt und sich der Wärme ähnlich verhält, welche ihren Weg durch undurchsichtige Körper nimmt.

Das unerwartete Verhalten des Gummischirmes bestimmte Herrn Bell, diesen selbst zu behorchen. Dieser Versuch hatte einen außerordentlichen Erfolg.

Als er nämlich die Platte ganz nahe an sein Ohr hielt und einen Strahl intermittierenden Lichtes auf dieselbe geleitet wurde, gab sie eine deutliche musikalische Note von sich. — Die Hartgummiplatte fing, von intermittierendem Lichte getroffen, zu singen an.

Die Wirkung wurde verstärkt gefunden, als der Experimentator die Hartgummiplatte in Form einer runden Scheibe in ein Hörrohr brachte.

Eine Reihe anderer Substanzen unterlag nun in Scheibengestalt der Untersuchung. Es sind unter anderen zu nennen: Gold, Silber, Platina, Eisen, Stahl, Messing, Kupfer, Zink, Blei, Elfenbein, Guttapercha, Hartgummi, weiches Gummi, Papier, Pergament, Holz, Glimmer u. s. w. Bell stellte, da alle diese Gegenstände tönten, den Satz auf: daß Substanzen aller Art durch die Wirkung eines veränderlichen (intermittierenden) Lichtes zum Tönen gebracht werden können, wenn sie die Form dünner runder Scheiben haben.

Eine Erweiterung erhielt dieser Satz, in dem eine bis dahin unbekannte physikalische Eigenschaft der Körper ausgesprochen wird, durch die Experimente des Herrn Mercadier, der die lichtunterbrechende Scheibe derart mit Löchern versah, daß mehrere Reihen derselben unter einander, und zwar in bestimmten mathematisch-musikalischen Intervallen angebracht wurden. Als nun drei intermittierende Lichtstrahlen, deren Schwingungen dem Grundton, der Terz und der Quinte einer musikalischen Note entsprachen, zugleich auf eine Hartgummiplatte fielen — ertönte dieselbe im Dreiklang; die Lichtstrahlen erzeugten einen vollständigen, harmonischen Akkord! Zur Hervorbringung dieses überraschenden Phänomens waren nicht ausschließlich das Licht der Sonne oder des elektrischen Flammenbogens erforderlich, sondern es gelang das Experiment auch mit der gewöhnlichen Flamme eines Gasbrenners und dem Lichte einer Petroleumlampe.

Der Umstand, daß dünne, aus dem verschiedensten Material angefertigte Platten, der intermittierenden Beleuchtung ausgesetzt, Töne geben, führte bald auf die Vermutung, daß die Fähigkeit unter diesen Umständen zu tönen, eine allgemeine Eigenschaft der Körper sei. Die Thatsache, daß einzelne Substanzen bei den ersten Versuchen keine Töne gaben, mußte deshalb auf die unvollkommene Anordnung der Experimente geschoben werden. Dies führte Bell auf den Gedanken, die untersuchenden Substanzen in ein Hörrohr zu legen, dessen unteres, dem Lichte zugekehrtes Ende durch eine für die Strahlen durchgängige Glasplatte verschlossen war, während die obere Oeffnung in den äußeren Gehörgang gebracht wurde. Nun stellte sich die wunderbare Erscheinung heraus, daß faserige Substanzen wie Baumwolle, Wolle, Seide und selbst Gummispäne viel lautere Töne geben, als harte starre Körper. Herr Tainter, der Mitarbeiter des Herrn Bell, fand weiter, daß auch die Farben der Fasern von Einfluß auf den Ton sind und daß die dunkelsten Farben die besten Wirkungen ergaben. Schwarze Wollfäden tönten im intermittierenden Lichte am lautesten.

Ein Theelöffel Ruß in die Röhre gebracht und dem intermittierenden Strahle des Sonnenlichtes ausgesetzt, gab einen lauteren Ton, als man je bei diesen Versuchen gehört hatte. Wurde eine Glasplatte angerußt und die berußte Seite

dem Strahle zugekehrt, so war der Ton so laut, daß er bei einiger Aufmerksamkeit in jedem Teile des Zimmers gehört werden konnte.

Im allgemeinen lehrten die Versuche, daß bei den festen Körpern die physikalische Beschaffenheit und die Farbe zwei Bedingungen sind, welche die Deutlichkeit und Stärke der Tonwirkungen beeinflussen. Substanzen von loser, poröser, schwammiger Beschaffenheit und dunkler Farbe geben die lautesten Töne. Obenan steht der Ruß, der sogar das Selen im Photophon ersetzt.

Diese Töne erklärt sich Herr Bell folgendermaßen:

Denken wir uns eine Substanz (z. B. den Ruß), die Strahlen aller Brechbarkeit ausgesetzt ist und sich erwärmt. Eine solche Masse derartiger Substanz ist als eine Art Schwamm zu betrachten, dessen Poren statt des Wassers mit Luft angefüllt sind. Wenn ein Strahl Sonnenlicht auf diese Masse fällt, werden die Rußteilchen erwärmt und dehnen sich aus, wodurch die Lufträume oder Poren zwischen ihnen kleiner werden, gerade so wie Wasser aus einem Schwamm gedrückt wird. Die Kraft, mit welcher die Luft aus den Poren getrieben wird, muß bedeutend durch die Ausdehnung der Luft selbst gesteigert werden, die von der Berührung mit den erwärmten Rußteilen bedingt ist. Wenn das Licht abgeschnitten ist, tritt das Umgekehrte ein. Die Rußteilchen kühlen sich ab und ziehen sich zusammen, die Lufträume zwischen denselben erweitern sich wieder und die eingeschlossene Luft kühlt sich gleichfalls ab. Unter diesen Umständen entstehen luftverdünnte Räume zwischen den Rußteilchen und die äußere Luft wird gerade so aufgesogen, wie Wasser von einem Schwamm, wenn der Druck der Hand nachläßt. Nun kann man sich denken, daß in solcher Weise eine Verdichtungswelle in die umgebende Luft gesendet wird, so oft ein Sonnenstrahl auf den Ruß fällt, und eine Verdünnungswelle, wenn das Licht abgehalten wird. Wir können so verstehen, warum eine Substanz wie Ruß intensive Schallschwingungen in der umgebenden Luft erzeugt, während der festen Unterlage, auf welcher er ruht, nur schwache Schwingungen mitgeteilt werden.

Die von Flüssigkeiten erzeugten Töne sind viel schwieriger zu beobachten, als die von festen Körpern. Klares Wasser gab keinen hörbaren Ton, dagegen tönte mit Tinte getrübtes Wasser schwach. Von den Gasen tönten nach Röntgens Versuchen atmosphärische Luft, trockenes Sauerstoff- und Wasserstoffgas nicht, wogegen Leuchtgas und Amoniakgas deutliche Töne hören ließen. Trotz dieser Ausnahmen, wird es über kurz oder lang dennoch wahrscheinlich sein, daß die Fähigkeit, im intermittierenden Lichte zu tönen, eine allgemeine Eigenschaft der Materie ist.

Im höchsten Grade interessant ist ferner das Verhalten einzelner Substanzen in den verschiedenen farbigen Teilen des Spektrums, welches von einem intermittierenden Sonnenstrahl erzeugt wurde. War das Hörrohr mit roter Wolle angefüllt, so erhielt man die stärksten Töne im grünen Teil des Spektrums, in welchem die rote Wolle schwarz erschien. Nahm man grüne Seide, so lag das Maximum der Wirkung im Rot.

Nun liegt aber jenseits des roten Teiles im Spektrum ein dunkles Feld — das sogenannte Ultrarot — welches von Strahlen eingenommen wird, die weniger brechbar sind, als die des roten Lichtes und auf unser Auge keinen Eindruck mehr hervorbringen.

Sehr empfindliche Apparate zeigen jedoch an, daß in diesem Teile die Wärmewirkung des Spektrums am größten ist.

Wird das mit Ruß gefüllte Hörrohr in den roten Teil des Spektrums gebracht so tönt derselbe, im Ultrarot aber werden die Töne so deutlich, daß nunmehr das „unsichtbare Rot“ gehört wird.

Eine dünne Scheibe von Hartgummi ergab keine Töne im sichtbaren Teile des Spektrums, also weder im Violett, Blau, Grün, Gelb und Orange, fing aber im Rot an zu tönen und wurde am lautesten im Ultrarot.

Je nach der angewandten Substanz, kann das Licht gehört werden, die hellsten Teile des Spektrums erzeugen ebensowohl Töne, wie die unsichtbare Partie des Ultrarots, so daß die Schwingungen, wo sie vom Licht zur Wärme übergehen, nunmehr der Wahrnehmung durch das Ohr zugänglich gemacht werden.

So ist das tönende Licht in die Reihe der Hilfsmittel getreten, deren sich der Physiker zur Erforschung der Natur der Körperwelt bedient und erweitert die Grenzen der Wahrnehmung, indem es dem einen Sinne — dem Gehörssinne — Vorgänge und Verhältnisse offenbart, die dem anderen Sinne — dem Ge-

sichtssinne — verborgen bleiben. Das Ohr übernimmt gewissermaßen die Funktionen des Auges.

Bell nennt den Apparat, vermittelst dessen die Farben des Spektrums gehört werden: das Spektrophon, dessen größte Bedeutung darin besteht, daß es die genaue Untersuchung des Ultrarotes gestattet, die bisher nur eine mangelhafte war. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Spektrophon gar bald neue Aufschlüsse über die Konstitution der Sonne ermöglichen, welche sich aus der Durchforschung des ultraroten Teiles des Sonnenspektrums ergeben, es wird die Kenntnis über den Zusammenhang zwischen Licht und Wärme vermehren und vielleicht wissenschaftliche Fragen lösen, welche gerade auf diesem Gebiete zahlreich vorhanden sind.

Welche Vorteile die Praxis der Telegraphie aus dem intermittierenden Lichtstrahl ziehen kann, das wird die Zukunft lehren; es steht jedoch zu erwarten, daß ein Geschlecht, welches vor technischen Schwierigkeiten nicht zurückschreckt, das Eisenbahnen durch die Bergriesen führt, die Weltteile mit Kabeln verbindet, das den Sternen die Geheimnisse ihres Wesens ablauscht, auch dem tönenden Lichte seine praktischen Seiten abgewinnt.

Der kleine merkwürdige Apparat — das Telephon — gab die Veranlassung zu einer Reihe von Versuchen, die allmählich zur Entdeckung des tönenden Lichtes führten, und dieses eröffnet wiederum eine weite Aussicht auf Entdeckungen wissenschaftlicher und praktischer Art, auf Wunder, welche die Erkenntnis der Natur hervorzaubert.

Der Egoist.

Von

E. Werner.

(Fortsetzung.)

Jessys Miene zeigte allerdings, wie sehr sie überrascht war; sie maß den Sprechenden mit einem langen, forschenden Blick.

„In der That, eine sehr seltsame Zumutung! Sie verlangen geradezu, daß ich meinem Vormund eine förmliche Komödie vorspiele. Zu welchem Zwecke?“

„Jedenfalls zu keinem schlimmen Zwecke — wenn er auch vorläufig noch mein Geheimnis bleiben muß.“

„Ihr Geheimnis ist nicht schwer zu erraten, wenigstens für mich nicht,“ sagte Jessy spöttisch, aber doch mit dem Gefühl unendlicher Erleichterung über diese Wendung der Sache. „Gestehen Sie es nur offen, daß Ihr Interesse an dieser jungen Dame ein viel tieferes und ernsteres ist, als Sie zugeben wollen, und daß Sie mit ihrer Einführung hier ganz bestimmte Zwecke verbinden.“

Gustav senkte anscheinend zerknirscht das Haupt.

„Ich gestehe es!“

„Und Sie fürchten aus mehr als einem Grunde, daß Ihr Bruder sich diesem Interesse feindselig gegenüberstellen wird.“

„Auch das bekenne ich!“

„Deshalb soll Miß Palm unerkannt in unserm Hause erscheinen, um vielleicht durch ihre persönlichen Eigenschaften Sympathie und Nachgiebigkeit zu erwerben, bis Sie es wagen, mit der Wahrheit hervorzutreten.“

„Miß Clifford, Sie haben einen unglaublichen Scharfblick!“ sagte Gustav im Tone der tiefsten Bewunderung. „Es ist ganz unmöglich, Ihnen etwas zu verbergen. Da Sie mich aber doch so vollständig durchschaut haben — darf ich auf Ihren Beistand rechnen?“

Die junge Dame nahm eine sehr hoheitsvolle Miene an.

„Ich habe mich noch niemals zu irgend einer Unwahrheit herabgelassen und ich würde dies auch jetzt nun und nimmermehr thun, wenn nicht —“ sie stockte und ein flüchtiges Erröten flog über ihr Antlitz.

„Wenn nicht gewisse Pläne meines Bruders wären,“ vollendete Gustav. „Sie sind nicht damit einverstanden, das sah ich schon am Tage meiner Ankunft. Eben deshalb aber dürfen Sie nicht fürchten, daß ich über die Beweggründe Ihrer Bundesgenossenschaft im Zweifel bin. Sie sind allerdings nicht schmeichelhaft für mich, aber in diesem Falle entschieden vorteilhaft.“

„Vorteilhaft!“ wiederholte Jessy mit verächtlicher Betonung. „Ganz recht, und das ist allein maßgebend für Sie. Sie fürchten einen Bruch mit Ihrem Bruder, wenn Sie ohne seine Zustimmung eine Wahl treffen, und wie ich ihn kenne, würde dies auch der Fall

sein, da Ihre Erwählte eine arme, vermögenslose Waise ist. Es ist allerdings vorteilhafter, wenn Sie es versuchen, auf Umwegen ihr Ziel zu erreichen. Männlicher freilich wäre es gewesen, offen vor Ihren Bruder hinzutreten und ihm Ihre Liebe zu bekennen, auf alle Gefahr hin. Doch in solchen Punkten denken wir ja überhaupt verschieden. — Benachrichtigen Sie Miß Palm, daß ich sie erwarte. Sie mag sofort nach Empfang Ihres Briefes abreisen."

„Das ist gar nicht mehr nötig," erklärte Gustav ruhig. „Ich habe ihr bereits geschrieben. Sie ist auf dem Wege hierher und trifft heute Nachmittag mit dem Kurierzuge hier ein."

Das war Jessy denn doch etwas zu stark, sie sah den kecken Hausgenossen von oben bis unten an.

„Also das war schon im voraus bestimmt? Sie sind ja sehr zuversichtlich, Mr. Sandow!"

„Ich rechnete auf Ihr gütiges Herz," versetzte dieser mit einer tiefen Verbeugung.

„Sie rechneten wohl vielmehr auf jenen Plan meines Vormundes, der mich halb willenlos zu ihrer Bundesgenossin macht. Sei es denn! Ich werde das Möglichste thun, um Ihnen die Vorteile einer Uebereinstimmung mit Ihrem Bruder zu erhalten. Sobald Ihre Braut eintrifft, führen Sie sie zu mir, sie soll vorläufig hier im Hause als mein Schützling gelten."

Und mit einer sehr kühlen und gemessenen Bewegung das Haupt gegen ihn neigend, stand sie auf und rauschte aus dem Zimmer. Gustav sah ihr mit einem eigentümlichen Zucken der Lippen nach.

„Jeder Zoll Verachtung! Aber das steht ihr ganz reizend! Ich spiele freilich eine äußerst klägliche Rolle bei der Geschichte, aber das thut nichts, wenn nur Frida hier im Hause Fuß faßt, das ist die Hauptsache!" —

In ihrem Zimmer ging Jessy in heftigster Erregung auf und nieder. Sie war im Grunde ja sehr froh, daß der gefürchtete Bewerber sich auf diese Weise als völlig unschädlich erwies, daß er selbst die Hand bot, zur Vereitelung des auch ihm verhaßten Heiratsplanes, aber das minderte nicht ihre Empörung über den Egoismus und die Habsucht dieses Mannes, die sich soeben wieder in ihrer ganzen Niedrigkeit gezeigt hatten. Er liebte also, und wie es schien, wahr und aufrichtig. Grade auf dem Wege zu der reichen, ungeliebten Braut, die der Bruder ihm so fürsorglich ausgesucht hatte, war es einem jungen, verlassenen und schutzlosen Wesen gelungen, ihm eine wirkliche Neigung einzuflößen. Was hinderte ihn denn, seine Erwählte offen einzuführen und, wenn Sandow sich wirklich starrsinnig und unerbittlich zeigte, mit ihr nach Deutschland zurückzukehren. Er hatte ja dort eine unabhängige Lebensstellung verlassen, die sich ihm sofort wieder öffnete und ihm gestattete, sich ohne fremde Einwilligung zu vermählen. Aber freilich, dann stand das Vermögen, die Erbschaft auf dem Spiele, und die mußten um jeden Preis gesichert werden. Darum mußte die Braut sich zu der Rolle einer Fremden bequemen, es wurden allerlei Schleichwege versucht und eine förmliche Intrigue in Scene gesetzt, um dem reichen Bruder die Einwilligung abzuschmeicheln. Und wenn er trotzdem ein hartes Nein sprach — und Jessy wußte, daß ihr Vormund, der die Menschen nur nach ihrem Vermögen schätzte, eine arme Schwägerin nun und nimmermehr willkommen heißen würde — dann wählte der mutige Verfechter des Idealismus zweifellos die Erbschaft und ließ die Braut im Stiche, wie er es schon mit seinem Berufe gethan hatte.

Jessys wahre, offene Natur sträubte sich gegen die auch ihr angesonnene Komödie, dennoch sah sie ein, daß sie jene Verbindung nach Kräften fördern müsse. Sie wollte um jeden Preis einem ernstlichen Kampfe mit ihrem Vormunde entgehen. Es war gewissermaßen ein Akt der Notwehr, wenn sie auf den Vorschlag einging. Gelang es wirklich, Sandow umzustimmen, so löste sich ja das ganze drohende Gewölk in Nichts auf.

Es war merkwürdig, daß das einzige, was zu Gustavs Gunsten sprach, daß er trotz alledem einer wirklichen Liebe fähig war, Jessy grade am meisten verletzte. Sie hatte es ihm so bitter zum Vorwurf gemacht, daß er sich willenlos den geschäftlichen Berechnungen des Bruders fügte, und nun er diese Berechnungen kreuzte, war sie noch mehr gegen ihn eingenommen. Sie war vollkommen einig mit sich, daß dieser Mann zu verachten sei, und das beschloß sie denn auch unter allen Umständen zu thun.

Gustav Sandow hatte sich inzwischen nach dem oberen Stock begeben, wo die Zimmer seines Bruders lagen, der ihn schon sehr ungeduldig erwartete.

„Ich glaubte wirklich nicht, daß du dich noch überhaupt herablassen würdest, zu kommen,“ empfing er den Säumigen in seinem allerschärfsten Tone.

„Ich sprach mit Miß Clifford,“ verteidigte sich Gustav. „Ich konnte doch unmöglich unsere sehr interessante Unterhaltung in der Mitte abbrechen.“

Die Hindeutung verfehlte nicht ihre Wirkung. Die projektierte Heirat war Sandow zu wichtig und Jessys Abneigung dagegen ihm zu gut bekannt, als daß er der vermeintlichen Bewerbung seines Bruders nicht volle Freiheit lassen sollte. Er entgegnete daher um vieles nachgiebiger:

„Es wird wohl wieder eins von Euren beliebten Wortgefechten gewesen sein. Ihr gefallt euch nun einmal in solchen fortwährenden Plänkeleien, aber ich finde nicht, daß du dadurch irgendwie Fortschritte bei Jessy machst. Sie ist sehr zurückhaltend dir gegenüber.“

„Franz, du kannst meine Fortschritte gar nicht beurteilen,“ erklärte Gustav mit beleidigter Miene. „Sie sind ganz bedeutend, sage ich dir.“

„Wir wollen es hoffen!“ meinte Sandow. „Und nun zu dem Geschäftlichen. Es betrifft die Sache, die ich gemeinschaftlich mit einem New-Yorker Geschäftsfreunde in die Hand zu nehmen beabsichtige. Er hat bereits mit dir darüber gesprochen, wie er mir schreibt, und ich habe dir gestern die Korrespondenz zum Einblick gegeben. Du bist also einigermaßen orientiert in der Sache.“

„Allerdings bin ich das.“ Gustav war auf einmal ernst geworden und die Antwort klang ganz anders als der heitere, sorglose Ton, den er bisher angeschlagen. Sandow nahm jedoch keine Notiz davon, er fuhr fort:

„Du weißt, daß wir im Westen ausgedehnte Landstrecken besitzen, die größtenteils noch nicht angebaut sind. Die Ankaufsbedingungen waren damals äußerst günstig, bei der riesigen Ausdehnung des Terrains aber konnte Jenkins die Sache nicht allein mit eigenen Mitteln unternehmen. Er wandte sich deshalb an mich und gewann mich für seinen Plan. Es glückte uns auch in der That, die Ländereien für einen sehr billigen Preis in unsere Hände zu bringen und es handelt sich nun darum, sie möglichst vorteilhaft wieder zu verwerten, das kann aber nur geschehen, wenn sie der Ansiedlung — speziell der deutschen Ansiedlung — erschlossen werden. Wir haben alles Nötige vorbereitet und denken jetzt, die Sache ernstlich in Angriff zu nehmen.“

„Nur eine Frage,“ unterbrach Gustav die trockene, geschäftsmäßige Auseinandersetzung. „Kennst du deine Besitzungen aus eigener Anschauung?“

„Nun ich werde doch ein so umfangreiches Geschäft nicht ohne Besichtigung abschließen. Natürlich kenne ich sie.“

„Ich auch!“ sagte Gustav lakonisch.

Sandow stutzte und trat einen Schritt zurück.

„Du? Woher? Wie ist das möglich?

„Auf sehr einfache Weise. Mr. Jenkins, den ich auf deinen ausdrücklichen Wunsch in New York aufsuchte, erklärte mir, als von der Angelegenheit die Rede war, daß dabei hauptsächlich auf mich oder vielmehr auf meine Feder gerechnet werde. Da hielt ich es doch für notwendig, die Sache aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Das war übrigens der alleinige Grund meiner verspäteten Ankunft und meiner ‚Touristenfahrt‘, wie du es nennst. Ich wollte doch vor allen Dingen wissen, wohin man meine Landsleute zu schicken beabsichtigt.“

Sandow runzelte finster die Stirn. „Eine ganz überflüssige Mühe, die du dir da gegeben hast! Wir pflegen hier nicht so umständlich zu Werke zu gehen. Ueberdies finde ich es sehr seltsam, daß du mir erst jetzt, eine volle Woche nach deiner Ankunft, Mitteilung davon machst. Doch gleichviel! Wir rechnen allerdings in erster Linie auf dich und deine journalistischen Verbindungen. Unsere Agenten werden freilich das Möglichste thun, aber das genügt nicht. Man ist jetzt sehr mißtrauisch gegen diese Leute geworden und die Konkurrenz ist zu groß. Die Hauptsache ist, daß eine der großen, tonangebenden Zeitungen Deutschlands, die über den Verdacht der Reklame erhaben ist, sich unseren Interessen öffnet. Du bist allerdings nicht mehr Mitarbeiter der C—schen Zeitung, aber man hat dich dort sehr ungern verloren und wird mit Vergnügen auch aus Amerika Beiträge aus deiner Feder annehmen. Eine Reihe von Artikeln, in deinem glänzenden Stil und mit deiner Beredsamkeit geschrieben, verbürgt uns den Erfolg, und wenn du nun noch deine anderweitigen journalistischen Beziehungen geschickt verwertest, um der Sache die möglichste Verbreitung zu geben, so ist kein Zweifel, daß

sich im nächsten Jahre die ganze deutsche Auswanderung dorthin wendet."

Gustav hatte schweigend zugehört, ohne ihn auch nur mit einer Silbe zu unterbrechen, jetzt aber hob er den Blick und richtete ihn fest und ernst auf das Antlitz seines Bruders.

„Du vergißt nur eine Kleinigkeit, daß sich nämlich Eure Besitzungen ganz und gar nicht zur Ansiedlung eignen. Das Terrain ist so ungünstig, wie nur möglich gelegen, das Klima im höchsten Grade ungesund, in gewissen Monaten geradezu verderblich. Der Boden ist nicht ertragsfähig und lohnt die riesigsten Anstrengungen mit den dürftigsten Resultaten. Die Hilfsmittel der Kultur fehlen gänzlich und die wenigen Ansiedler, die sich hier und da vereinzelt niedergelassen haben, verkommen in Elend und Krankheiten. Sie sind schutzlos allen nur möglichen feindseligen Elementen preisgegeben und was ihnen aus Europa folgt, wird zu Grunde gehen, wie sie."

Sandow hatte mit immer größerem Erstaunen zugehört, so daß ihm anfangs die Worte fehlten, jetzt aber fuhr er zornig auf:

„Was sind das für unsinnige Uebertreibungen! Wer hat dir dergleichen in den Kopf gesetzt und wie kannst du als ein völlig Fremder solche Verhältnisse beurteilen? Was weißt du davon?"

„Ich habe an Ort und Stelle die genauesten Erkundigungen eingezogen. Meine Nachrichten sind verbürgt."

„Unsinn! Und wenn sie es wären, was kümmert mich das? Willst du, der noch nicht acht Tage am Kontortisch sitzt, mir vielleicht Vorschriften darüber machen, wie ich meine Spekulationen einzurichten habe?"

„Gewiß nicht! Aber wenn eine solche Spekulation die Gesundheit und das Leben von Tausenden kostet, so hat man bei uns daheim einen anderen Namen dafür."

„Und welchen?" fragte Sandow drohend, indem er dicht an seinen Bruder herantrat, aber dieser ließ sich nicht einschüchtern, sondern antwortete in festem Tone:

„Schurkerei!"

„Gustav!" fuhr Sandow wütend empor, „du wagst es —?"

„Das gilt natürlich nur dem Mr. Jenkins allein," sagte Gustav gelassen. „Die auffallende Liebenswürdigkeit, mit der dieser Ehrenmann mich empfing und immer wieder auf die Popularität meines Namens und die glänzenden Erfolge meiner Feder zurückkam, die auch hier Wunder thun werde, machte mir die Sache von vorne herein verdächtig und veranlaßte mich zu der Reise. Du kennst deine Ländereien nicht, Franz, du hast sie beim Ankauf jedenfalls nur sehr flüchtig besichtigt. Jetzt aber, wo ich dir die Augen geöffnet habe, wirst du dir die Beweise für meine Behauptungen holen und dann jene Spekulation fallen lassen."

Sandow schien wenig geneigt, den Ausweg zu benützen, den sein Bruder ihm offen ließ.

„Wer sagt dir denn das?" fragte er hart. „Denkst du, ich werde die Hunderttausende, die ich in jene Ländereien gesteckt habe, so ohne Weiteres aufgeben, nur weil dir einige sentimentale Bedenken aufgestiegen sind? Das Terrain ist so gut oder so schlecht, wie hundert andere, und die Einwanderer haben überall mit den Einflüssen des Klimas und des Bodens zu kämpfen. Mit der nötigen Zähigkeit werden sie das schon überwinden. Es wäre nicht die erste deutsche Kolonie, die sich unter den allerungünstigsten Verhältnissen entwickelt hat."

„Nachdem hunderte und aber hunderte daran zu Grunde gegangen sind! Das heißt denn doch den fremden Boden allzu kostbar düngen mit deutschem Leben!"

Sandow biß sich auf die Lippen. Er hielt augenscheinlich nur mit Mühe an sich und seine Stimme klang dumpf und grollend, als er erwiderte:

„Wer hieß dich denn überhaupt auf eigene Hand dorthin reisen? Die übertriebene Gewissenhaftigkeit ist hier schlecht am Platze und übrigens nützt sie auch gar nichts. Wenn ich nicht auf Jenkins Vorschlag einging, so waren zehn andere da, die das mit der größten Bereitwilligkeit thaten. Von ihm ging die Idee aus, und ich muß es anerkennen, daß er sich gerade an mich zuerst wandte."

„Gerade an dich — den Deutschen! Das war allerdings ein Zeichen besonderer Hochschätzung von Seiten dieses Amerikaners."

Es war eigentümlich, daß derselbe Mann, der noch vor einer Viertelstunde sich so ängstlich besorgt zeigte, seine Herzenswahl vor dem gestrengen Bruder zu verbergen, weil sie ihm mißfallen konnte, diesem Bruder jetzt so kühn

und unerschrocken die Stirn bot, in einer Angelegenheit, die ihn persönlich gar nicht berührte. Sandow, obwohl er von jener Unterredung mit Jessy nichts wußte, war doch im höchsten Grade befremdet durch dies Auftreten.

„Du kehrst ja ganz plötzlich den moralischen Helden hervor," spottete er. „Das stimmt nicht gerade mit den sehr materiellen Beweggründen, die dich herführten. Du hättest dir die Sache vorher klar machen sollen. Wenn du Teilnehmer meines Hauses sein willst, so mußt du auch sein Interesse über alles setzen, und in diesem Interesse fordere ich, daß du jene Artikel schreibst und dafür sorgst, daß sie an der betreffenden Stelle erscheinen. Hörst du, Gustav? Du wirst das unter allen Umständen thun."

„Um meine Landsleute in jenen elenden Sumpf- und Fiebergegenden verderben zu lassen — nein!"

„Ueberlege dir die Sache, ehe du ein so entschiedenes Nein aussprichst," mahnte Sandow mit eisiger Kälte, hinter der sich aber eine unverkennbare Drohung barg. „Es ist die erste Forderung, die ich an dich stelle, verweigerst du mir gleich diese, so ist ein Zusammengehen überhaupt nicht möglich. Es liegt in meiner Hand, die Verabredung zwischen uns wieder rückgängig zu machen. Bedenke das!"

„Franz, du wirst mich doch nicht zwingen wollen —"

„Ich zwinge dich zu nichts, ich erkläre dir nur, daß wir geschieden sind, wenn du auf deiner Weigerung beharrst. Willst du die Folgen davon tragen, so thue es, ich bleibe bei meiner Bedingung."

Er beugte sich über seinen Schreibtisch und nahm einige der dort liegenden Papiere, die er in seine Brieftasche steckte. Gustav stand schweigend da, den Blick auf den Boden geheftet, auf seiner Stirne lag ein finsterer Schatten.

„Und gerade jetzt, wo Frieda auf dem Wege ist!" murmelte er. „Unmöglich, das kann ich nicht opfern."

„Nun?" fragte Sandow, indem er sich wieder umwandte.

„Laß mir wenigstens Bedenkzeit. Die Sache kommt mir so plötzlich, so unerwartet — ich werde es mir überlegen."

Der ältere Bruder war sehr befriedigt von diesem Einlenken, er hatte freilich nicht daran gezweifelt, daß seine Drohung ihre Wirkung thun werde.

„Gut, auf eine Woche früher oder später kommt es nicht an. Ich hoffe, du wirst Vernunft annehmen und einsehen, daß man mit den hiesigen Verhältnissen rechnen muß. Aber nun komm, es ist die höchste Zeit, daß wir nach dem Büreau fahren. Und noch eines, Gustav! Ueberlaß dich künftig ausschließlich meiner Leitung und unternimm nicht auf eigene Hand solche Extravaganzen, wie diese Reise. Du siehst, das gibt nur Anlaß zu Streitigkeiten zwischen uns. Du erschwerst dir unnötig deine Stellung damit."

„Ja wohl," sagte Gustav halblaut, während er sich anschickte, dem Bruder zu folgen. „Sie ist ziemlich schwer, diese Stellung, schwerer als ich geglaubt habe!" —

Es war Nachmittag geworden und Jessy erwartete mit einiger Unruhe und sehr viel Neugierde den angekündigten Besuch. Gustav Sandow hatte sie noch heute Morgen vor der Abfahrt benachrichtigt, daß er sich etwas früher frei machen werde, um Miß Palm vom Bahnhofe abzuholen und nach dem Landhause zu führen, noch ehe sein Bruder dort eintraf. Zur festgesetzten Stunde trat er denn auch in den Salon, ein junges Mädchen an der Hand führend.

„Miß Frieda Palm," sagte er vorstellend. „Mein Schützling, von diesem Augenblicke an *unser* Schützling, da Sie so gütig sein wollen, ihr ein Asyl in Ihrem Hause zu gewähren."

Jessy fühlte sich peinlich berührt von dieser Art der Vorstellung. Also nicht einmal ihr gegenüber wagte er es, seine Braut als solche einzuführen. „Schützling," das war ein vieldeutiges Wort. Er wollte sich damit jedenfalls den Rückzug offen halten, wenn der Bruder sich unerbittlich zeigte. Miß Clifford beklagte von ganzem Herzen das junge Mädchen, das sich einem solchen Egoisten zu eigen gegeben, und in Folge dessen fiel ihr Empfang wärmer aus, als sie anfangs beabsichtigte.

„Seien Sie mir willkommen, Miß Palm," sagte sie freundlich. „Ich bin von allem unterrichtet und Sie dürfen sich mir ohne Furcht anvertrauen. Ich pflege meine Schützlinge nicht zu verleugnen."

Das „Ich“ wurde leise aber doch merklich hervorgehoben, aber der, an dessen Adresse es gerichtet war, blieb leider gänzlich unberührt davon. Er schien höchst vergnügt, daß sein Plan ihm gelungen war, während die junge Fremde mit leiser, etwas bebender Stimme antwortete:

„Sie sind sehr gütig, Miß Clifford, und ich wünsche nur, daß es mir gelingen möge, diese Güte zu verdienen.“

Jessy ließ den Besuch an ihrer Seite Platz nehmen, und während der ersten allgemeinen Fragen über Reise und Ankunft fand sie Muße, die künftige Hausgenossin näher zu betrachten. Es war allerdings ein noch sehr junges Mädchen, fast noch ein Kind, das kaum erst das sechzehnte Lebensjahr erreicht haben konnte, aber die zarten, kindlichen Züge zeigten einen Ausdruck von Ernst und Willenskraft, der in solchem Alter überraschen mußte. Die großen, dunklen Augen hafteten meist am Boden, und wenn sie sich einmal emporhoben, so geschah es mit einer eigentümlichen Scheu und Befangenheit, die nicht recht zu jenem energischen Zuge paßte. Das dunkle Haar war einfach zurückgestrichen und die tiefe Trauerkleidung ließ die junge Fremde noch bleicher erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.

„Sie sind eine Waise?“ fragte Jessy mit einem Blick auf diese Kleidung.

„Ich habe vor sechs Monaten meine Mutter verloren,“ lautete die kurze, ergreifende Antwort.

Das berührte eine verwandte Saite in Jessys Brust. Auch sie trauerte ja um geliebte Eltern, und bei der Erinnerung daran legte sich ein schmerzlicher Ausdruck auf ihre Züge.

„So tragen wir das gleiche Schicksal! Auch ich bin elternlos, und erst vor Jahresfrist ist mir der Vater entrissen worden. Der Ihrige ist wohl schon längere Zeit tot?“

Die Lippen des jungen Mädchens zuckten, als sie fast unhörbar erwiderte:

„Schon seit meiner Kindheit — ich habe ihn kaum gekannt.“

„Armes Kind!“ sagte Jessy mit aufwallender Teilnahme. „Es muß traurig sein, so ganz einsam und verlassen im Leben dazustehen.“

„O, ich bin nicht verlassen Ich habe ja einen Beschützer gefunden, den edelsten besten der Menschen!“

Es lag eine wahrhaft rührende Hingebung in den Worten, und der Blick, der dabei auf Gustav Sandow fiel, verriet eine beinahe schwärmerische Dankbarkeit; aber dieser nahm das alles mit einer empörenden Gleichgültigkeit hin, mit einer wahren Paschamiene, wie Jessy entrüstet meinte. Er schien es als ein ihm von rechtswegen gebührendes Kompliment zu betrachten und entgegnete in seinem gewohnten spöttischen Tone:

„Sie sehen, Miß Clifford, in welchem Rufe ich bei Frieda stehe. Ich wäre glücklich, wenn Sie sich auch zu dieser Ansicht bekennen wollten, was ich leider nicht hoffen darf.“

Jessy ignorierte diese Bemerkung. Sie fand die Art, wie er die Hingebung seiner Braut aufnahm und gewissermaßen noch darüber spottete, ganz abscheulich und wandte sich wieder zu Miß Palm.

„Vorläufig kann nur ich Sie willkommen heißen. Mein Vormund kennt Sie ja noch nicht einmal, doch das wird in kürzester Frist geschehen, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß es Ihnen gelingen möge, seine Sympathie zu erwerben.“

Frieda gab keine Antwort; sie streifte mit einem seltsam scheuen Blick die Sprechende und sah dann stumm zu Boden. Jessy war etwas befremdet über diese Aufnahme ihrer so freundlich gemeinten Worte, als Gustav sich einmischte.

„Sie werden anfangs noch viel Nachsicht mit Frieda haben müssen. Es wird ihr schwer, sich den fremden Verhältnissen anzubequemen, und die Rolle, die sie notgedrungen hier im Hause spielen muß, drückt und verschüchtert sie.“

„Notgedrungen — auf Ihre Bestimmung!“ konnte sich Jessy nicht enthalten, einzuwerfen.

„Ja, das ist nun einmal nicht anders. Jedenfalls kennt sie diese Bestimmung und weiß, daß es der einzige Weg ist, um zu unserem Ziele zu gelangen. Nicht wahr, Frieda, du vertraust mir darin unbedingt?“

Frieda streckte ihm statt aller Antwort die Hand entgegen mit einem Ausdruck, der wohl jeden Liebenden veranlaßt haben würde, die kleine Hand an seine Lippen zu ziehen. Dieser Bräutigam aber behielt sie ganz ruhig in der

seinen; er nickte gönnerhaft mit dem Kopfe und sagte: „Das wußte ich ja!"

„Ich werde thun, was nur in meinen Kräften steht, um Ihnen das Peinliche in Ihrer Stellung zu erleichtern," versicherte Jessy. „Und nun darf ich Sie wohl sogleich hier behalten?"

„Wir möchten das lieber bis morgen aufschieben," meinte Gustav. „Es würde meinen Bruder doch sehr überraschen, wenn er eine ihm bisher völlig Fremde, von deren Ankunft er noch nicht einmal gehört hat, sogleich als Hausgenossin findet. Das könnte von vorne herein sein Mißtrauen wecken. Ich halte es für besser, wenn Frieda für heute nach dem Hotel zurückkehrt, wo ich mit ihr vorgefahren bin, um ihre Sachen abzugeben und sie anzumelden. Im Laufe des Abends wird sich ja wohl Gelegenheit finden, ihrer zu erwähnen, und die Uebersiedelung möglichst zwanglos einzuleiten."

Jessy ärgerte sich über den Vorschlag um so mehr, als sie seine Zweckmäßigkeit anerkennen mußte.

„Sie sind unglaublich vorsichtig, Mr. Sandow! Ich bewundere wirklich diese Umsicht und diese kluge Berechnung aller möglichen Nebenumstände."

Gustav verbeugte sich, als habe er wirklich ein Kompliment erhalten.

„Ja, ja, Frieda," sagte er auf den erstaunt fragenden Blick des jungen Mädchens bei diesen fortwährenden Plänkeleien. „Miß Clifford und ich bewundern uns gegenseitig ganz außerordentlich. Du siehst es ja, welche Hochachtung wir für einander haben. Aber nun ist es Zeit, daß wir gehen, sonst überrascht uns mein Bruder noch hier."

Frieda erhob sich gehorsam; Jessy fühlte ein tiefes Mitleid mit dem armen Kinde, das sich so willenlos den eigennützigen Plänen des Verlobten fügte, und entließ sie mit herzlichem Abschied.

Gustav geleitete Miß Palm zu dem Wagen, der draußen gewartet hatte, um sie nach dem Hotel zurückzubringen; aber gerade, als sie die Treppe hinunterstiegen, fuhr ein zweiter Wagen vor, und Sandow, der nach dem Schluß der Geschäftsstunden aus seinem Büreau zurückkehrte, stieg aus.

„Mein Bruder!" sagte Gustav leise.

Miß Palm mußte diesen gestrengen Bruder wohl sehr fürchten, denn sie wurde plötzlich totenbleich und machte eine unwillkürliche Bewegung, als wolle sie fliehen, während ihr Arm heftig in dem ihres Begleiters bebte.

„Frieda!" sagte dieser in ernstem, vorwurfsvollem Tone.

Die Mahnung fruchtete wenigstens einigermaßen.

Frieda strebte sich zu fassen, aber ihre Furcht war jedenfalls nicht die einer verschüchterten Taube. In dem Blick, mit dem sie dem Kommenden entgegensah, lag ein düsterer, fast wilder Trotz, und jener energische Zug in ihrem Antlitz trat so deutlich hervor, als gelte es schon jetzt, auf der Stelle, einen Kampf mit dem feindseligen Manne, den sie doch gewinnen sollte.

Sandow war inzwischen näher gekommen und traf im Vestibül mit den beiden zusammen. Er grüßte flüchtig, schien aber sehr überrascht, seinen Bruder an der Seite einer ihm völlig Fremden zu erblicken.

Frieda erwiderte den Gruß, ohne stehen zu bleiben, sie strebte vielmehr mit einer angstvollen Hast vorwärts und vereitelte dadurch jede Möglichkeit einer Vorstellung. Gustav sah ein, daß er ihr diese jetzt nicht zumuten dürfe, so hob er sie denn in den Wagen, schloß die Thüre und gab dem Kutscher das Hotel an.

„Wer war denn dies junge Mädchen?" fragte Sandow, der stehen geblieben war, um den Bruder zu erwarten.

„Eine gewisse Miß Palm," versetzte dieser leichthin. „Eine Bekannte von Miß Clifford."

„Und bei der leistest du Ritterdienste?"

„Nicht doch, den Ritterdienst habe ich Miß Clifford geleistet. Ich holte auf ihren Wunsch die junge Dame, für die sie sich sehr zu interessieren scheint, vom Bahnhofe ab und geleitete sie hierher. Du weißt ja, daß ich mich heute früher frei machen mußte."

„Sieh da, bist du schon so vertraut mit Jessy, daß sie dir dergleichen Aufträge gibt?" sagte Sandow, sehr angenehm berührt von diesem vermeintlichen Fortschritt seines Bruders, während sie zusammen die Treppe hinaufstiegen und den Korridor entlang schritten. Beim Eintritt in den Salon nahm Gustav die Sache sogleich energisch in Angriff.

„Mein Bruder hat Ihren Schützling bereits gesehen, „Miß Clifford," begann er. „Wir trafen unten im Vestibül zusammen."

„Was ist denn das für eine neue Bekanntschaft, Jessy?" fragte Sandow mit einem bei ihm sonst nicht gewöhnlichen Interesse. „Ich habe ja noch nichts davon gehört."

Jessy fühlte erst jetzt, wo es die erste Unwahrheit galt, die ganze Schwere der übernommenen Verpflichtung; indessen sie war einmal so weit gegangen und mußte nun notgedrungen vorwärts. Sie entgegnete daher etwas zögernd:

„Es ist eine junge Deutsche, die mir von New York aus dringend empfohlen wurde. — Sie kommt hierher, um sich eine Stellung als Gesellschafterin zu suchen — und da wollte ich — ich dachte —"

„Ja, Sie sind in Ihrer Güte wirklich sehr weit gegangen!" fiel Gustav ein. „Diese Miß Palm scheint sich Ihre Sympathieen förmlich im Sturme erobert zu haben. Denke nur, Franz, Miß Clifford hat ihr das eigene Haus angeboten und beabsichtigt im vollen Ernste, sie zu unserer Hausgenossin zu machen."

Jessy warf ihm einen entrüsteten Blick zu, konnte aber doch nicht umhin, die ihr gebotene Hilfe anzunehmen.

„Ich habe Miß Palm allerdings für einige Wochen eingeladen," entgegnete sie. „Wenn du nichts dagegen hast, Onkel Sandow."

„Ich?" fragte dieser zerstreut, während sein Blick schon wieder die Abendzeitungen suchten, die draußen auf dem Gartentisch der Terrasse lagen. „Du weißt ja, daß ich mich nie in deine häuslichen Angelegenheiten mische. Es wird für dich ganz angenehm sein, eine Zeitlang Gesellschaft zu haben, und wenn das junge Mädchen dir hinreichend empfohlen ist, so richte die Sache ganz nach deinem Belieben ein," damit trat er auf die Terrasse hinaus und bemächtigte sich der Zeitungen.

„Ich sah, daß ich Ihnen zu Hilfe kommen mußte, Miß Clifford," sagte Gustav halblaut. „Sie sind doch noch recht unbewandert im Lügen."

„Sie machen mir wohl gar noch einen Vorwurf daraus?" fragte Jessy mit gleichfalls gesenkter, aber zornbebender Stimme. „Allerdings habe ich es darin noch nicht zu einer solchen Virtuosität gebracht, wie Sie."

„O, das lernt sich mit der Zeit!" meinte Gustav ganz gelassen. „Wenn Sie in Verlegenheit sind, wenden Sie sich nur immer an mich. Darin stelle ich meinen Mann."

„Gustav, hast du schon die heutigen Abendzeitungen gelesen?" tönte Sandows Stimme von der Terrasse her. „An den deutschen Börsen geht es sehr lebhaft zu, die Kurse steigen bedeutend. Hier in deinem ehemaligen Journal findest du einen ausführlichen Bericht darüber."

„Ah, steigen sie wirklich?" fragte Gustav, gleichfalls hinaustretend, indem er die deutsche Zeitung nahm, die sein Bruder ihm hinreichte. Dieser vertiefte sich sofort wieder in ein anderes Blatt und so sah er es nicht, wie Gustav mit souveräner Verachtung den Kursbericht umschlug, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen, und seine ganze Aufmerksamkeit dem Leitartikel zuwendete, der die politische Lage behandelte.

Jessy folgte ihm mit den Augen und als sie ihn so eifrig über den vermeintlichen Kursbericht gebeugt sah, warfen sich ihre Lippen verächtlich auf, während sie flüsterte:

„Das arme, arme Kind! Was wird ihr Los sein an der Seite eines solchen Egoisten?"

* * *

Der ebenso geschickt als glücklich eingeleitete Plan Gustavs war nun wirklich zur Ausführung gekommen. Die Aufnahme der jungen Fremden, die schon am nächsten Tage stattfand, machte sich so einfach und zwanglos, daß Sandow nicht den mindesten Verdacht schöpfte. Aber Frieda war und blieb fremd in dem fremden Hause, so sehr sie auch bestrebt war, sich dankbar zu erzeigen. Vielleicht bedrückten sie die ungewohnten glänzenden Umgebungen, die wohl im schärfsten Gegensatz zu der Einfachheit ihres bisherigen Lebens stehen mochten. Sie blieb schweigsam und verschlossen, und all die Freundlichkeit, mit der Jessy ihr entgegenkam, vermochte es nicht, ihre scheue Zurückhaltung zu besiegen.

Miß Clifford versuchte es vergebens, irgend etwas näheres über die Familienverhältnisse oder das frühere Leben ihres Schützlings zu erfahren. Frieda schien solchen Gesprächen absichtlich auszuweichen und selbst die so herzlich kundgegebene Teilnahme entriß ihr kein Wort des Vertrauens. Das befremdete Jessy natürlich, und um so mehr, als sie bald entdeckte, daß das junge Mädchen keineswegs zu jenen weichen Naturen gehörte, die vor allem Ungewohnten und Schweren scheu zurückbeben.

Im Gegenteil, Frieda verriet oft unbewußt in einzelnen Aeußerungen eine ganz energische Willenskraft, eine zurückgedrängte aber tiefe Leidenschaftlichkeit. Und dennoch diese sklavische Fügsamkeit und Unterordnung unter einen fremden Willen — es war unbegreiflich!

Gustav spielte seine Rolle um so besser. Er zeigte sich in Gegenwart seines Bruders artig aber vollkommen fremd der neuen Hausgenossin gegenüber. Nie verriet ein Wort, ein noch so leises Zeichen des Einverständnisses, daß sie ihm näher stehe; nie verlor er auch nur einen Augenblick lang seine Selbstbeherrschung. Dabei war er liebenswürdiger und übermütiger als je, und setzte allen Versuchen Jessys, ihn ihre Verachtung fühlen zu lassen, eine so schlagfertige Ironie entgegen, daß sie stets den Kürzeren zog.

Sandow selbst beachtete das junge Mädchen wenig. Er hatte ja überhaupt nicht viel Aufmerksamkeit und Interesse für häusliche Angelegenheiten. Den größten Teil des Tages brachte er in der Stadt auf seinem Bureau zu und während der Morgen- und Abendstunden in seiner Villa, die jeder andere der Erholung gewidmet hätte, pflegte er sich in sein Arbeitszimmer zurückzuziehen und dort seine geschäftliche Thätigkeit fortzusetzen.

Er sah Frieda nur bei den Mahlzeiten und behandelte sie dann mit gleichgültiger Höflichkeit; sie ihrerseits machte nie einen Versuch zur Annäherung, obgleich sie doch gerade deswegen hier war. Aber entweder besaß sie kein Geschick dazu, oder ihr Gehorsam scheiterte gerade hier, wo es sich um die Erfüllung ihrer Aufgabe handelte. Jedenfalls waren sie und der Mann, in dessen Hause sie jetzt lebte, sich nach acht Tagen noch ebenso fremd, wie bei der ersten Begegnung.

Die beiden Herren waren soeben aus der Stadt zurückgekehrt und man saß bei Tische. Gustav, der wie gewöhnlich die Hauptkosten der Unterhaltung trug, schilderte den Damen in höchst ergötzlicher Weise einen Vorfall, der sich am heutigen Vormittage auf dem Büreau zugetragen hatte. Sandow, der es nicht liebte, wenn irgend etwas, was das Geschäft betraf, ins Lächerliche gezogen wurde, warf einige unmutige Bemerkungen dazwischen, aber der Bruder kehrte sich nicht daran, sondern fuhr fort, seine Zuhörerinnen mit der Erzählung des allerdings komischen Mißverständnisses zu amüsieren.

„Ich versichere Ihnen, meine Damen, er war unvergleichlich, dieser übereifrige Agent von Jenkins und Kompanie, der stehenden Fußes aus Newyork herkam und in mir einen ansiedelungsbedürftigen Farmer zu entdecken glaubte. Er wollte mir mit aller Gewalt irgend einen Landbesitz am Ende der Welt aufdrängen und sah ganz verzweifelt aus, als mein Bruder endlich eintrat und das Mißverständnis sich löste."

„Du hast es ja selbst veranlaßt," sagte Sandow ärgerlich. „Du hast den Mann so mit allen möglichen Fragen und Erkundigungen in die Enge getrieben, daß er schließlich auf den Irrtum verfallen mußte."

„Sehe ich aus wie ein angehender Farmer?" rief Gustav. „Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß man mir eine Begeisterung für Hacke und Spaten zutraut. Das wäre wenigstens ein ganz neues Feld der Thätigkeit, auf dem ich mich versuchte. Ich fürchte nur, ich würde dort noch weniger leisten, als in deinem Büreau."

„Das möchte schwer sein," meinte Sandow trocken; aber der jüngere Bruder lachte nur über diese Rüge und bemerkte gegen Miß Clifford, es sei unbegreiflich, daß seine ausgezeichneten Leistungen am Kontortisch von keiner Seite die gebührende Anerkennung fänden.

Frieda war bei den letzten Reden aufmerksam geworden. Sie pflegte sich sonst niemals unaufgefordert in die Unterhaltung zu mischen; diesmal aber hörte sie mit gespanntem Interesse zu und wandte sich plötzlich an Gustav mit der Frage:

„Jenkins und Kompanie? — die große Firma in Newyork, die jetzt überall Anzeigen erläßt und Agenten ausschickt für die deutsche Auswanderung?"

„Ganz recht, Miß Palm," bestätigte der Gefragte. „Ist Ihnen die Firma bekannt?"

„Mir nicht, ich war ja überhaupt nur einige Wochen in New York, aber in der deutschen Familie, in der ich dort lebte, war sehr oft davon die Rede. Man sprach mit tiefer Besorgnis davon und sah es als ein Unglück an, daß dieser Jenkins nun auch die Auswanderung in den Kreis seiner Spekulationen zieht."

„Wie so? Steht der Herr in keinem guten Rufe?" fragte Gustav anscheinend unbefangen.

„Das muß wohl der Fall sein. Es hieß, er sei einer der gewissenlosesten Spekulanten, der durch allerlei schlimme Manöver reich geworden sei und sich nicht einen Augenblick bedenken werde, die Wohlfahrt aller, die sich ihm anvertrauen, seiner Gewinnsucht zum Opfer zu bringen."

Jessy saß in peinlichster Verlegenheit da bei dieser ganz ahnungslosen Bemerkung. So fern sie auch den geschäftlichen Angelegenheiten ihres Vormundes stand, so wußte sie doch aus gelegentlichen Aeußerungen von seiner Geschäftsverbindung mit der genannten Firma. Sandow biß sich auf die Lippen und war im Begriff, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, als sein Bruder mit allem Nachdruck sagte:

„Da müssen Sie wohl falsch berichtet sein, Miß Palm, Jenkins und Kompanie gehören zu unseren intimen Geschäftsfreunden. Wir stehen schon seit Jahren in Verbindung."

Frieda erbleichte, aber es war nicht Verlegenheit, sondern ein tiefes Erschrecken, das sich in ihren Zügen malte, als könne und wolle sie nicht glauben, was sie soeben gehört hatte. Jetzt nahm auch Sandow das Wort und sagte in scharfem Tone:

„Sie sehen, Miß Palm, wie peinlich es bisweilen werden kann, wenn man solchen böswilligen Gerüchten glaubt und sie sogar nachspricht. Mein Bruder hat recht, Mr. Jenkins ist mein Geschäftsfreund, ist es schon seit längerer Zeit."

„Dann bitte ich um Verzeihung; ich hatte keine Ahnung davon," entgegnete Frieda leise, aber ihre Bläße wurde noch tiefer und plötzlich schlug sie die Augen groß und voll zu dem Manne auf, vor dem sie sich sonst immer scheu senkten. Es stand etwas Seltsames in diesen großen dunkeln Augen, etwas wie ein banger Zweifel, wie eine angstvolle Frage, und Sandow mochte das fühlen, der stolze, starrsinnige Kaufmann, der nie einen Widerspruch duldete und all die Einwendungen seines Bruders so herrisch zu Boden geschlagen hatte; er konnte diesen Blick nicht ertragen. Er wandte sich heftig ab, ergriff das vor ihm stehende Weinglas und leerte es auf einen Zug.

Es war ein peinliches Schweigen eingetreten, das mehrere Minuten dauerte. Jessy versuchte es endlich, ein anderes Thema anzuschlagen, und Gustav unterstützte sie dabei nach Kräften, aber sie sprachen beide fast allein.

Sandow schien seiner Verstimmung nicht Herr werden zu können und Frieda saß wortlos da und sah auf ihren Teller nieder. Es war allen eine Erleichterung, als die Mahlzeit zu Ende war.

Die Damen verließen das Eßzimmer und Gustav war eben im Begriff, ihnen zu folgen, als sein Bruder ihn zurückrief.

„Was hältst du eigentlich von dieser Miß Palm?"

„Das ist schwer zu sagen. Ich habe noch nicht viel mit ihr gesprochen, sie scheint sehr scheu und zurückhaltend zu sein."

„Dem äußeren Anschein nach freilich, aber ich glaube nicht daran. In ihren Augen wenigstens liegt alles andere eher, als Schüchternheit. Seltsame Augen! Ich habe sie heute zum erstenmale recht gesehen und sinne vergebens nach, wo ich ihnen schon begegnet bin. Das junge Mädchen ist erst seit kurzem in Amerika?"

„Seit ungefähr vier Wochen, wie ich von Miß Clifford hörte."

„Ich erinnere mich, Jessy sagte es mir. Und dennoch liegt etwas Bekanntes für mich in diesen Zügen, wenn ich es auch nicht enträtseln kann."

Gustav streifte mit einem langen, prüfenden Blicke die Züge seines Bruders, während er anscheinend gleichgültig antwortete:

„Vielleicht ist es eine flüchtige Aehnlichkeit, die dir auffällt."

„Aehnlichkeit — mit wem?" fragte Sandow zerstreut, indem er den Kopf in die Hand stützte und in tiefes Nachsinnen verloren vor sich hinsah. Auf einmal aber richtete er sich empor und sagte, wie im Aerger über das ihm wider Willen abgezwungene Interesse:

„Ihre Bemerkung bei Tische war im höchsten Grade taktlos."

„Daran war sie zum mindesten unschulschuldig," wandte Gustav ein. „Sie konnte keine Ahnung von deiner Verbindung mit Jenkins haben, sonst hätte sie sicher geschwiegen. Sie sprach eben nur nach, was sie gehört hatte. Du siehst, in welchem Rufe dein ‚Geschäftsfreund' steht."

Sandow zuckte verächtlich die Achseln. „Bei wem denn? Bei einigen sentimentalen

Deutschen, die ihre beschränkten, kleinbürgerlichen Begriffe aus Europa mit herübergebracht haben und es absolut nicht einsehen wollen, daß Handel und Wandel hier bei uns auf ganz anderen Grundlagen beruht. Wer hier gewinnen will, der muß auch wagen und ganz anders wagen, als ihr da drüben, ohne sich von kleinlichen Rücksichten bewegen zu lassen. Clifford war auch einer von den Aengstlichen, Bedenklichen. Ich habe oft genug Mühe und Not gehabt, ihn vorwärts zu treiben. Darum hat er auch bis zu meiner Ankunft nur in mäßigem Wohlstande gelebt; erst als die Leitung des Geschäftes in meinen Händen lag, wurde er zum reichen Manne und unsere Firma trat in den Rang der ersten ein. Doch da wir einmal von Jenkins sprechen — du hast nun hinreichend Zeit gehabt, dir meine Forderung zu überlegen, und ich erwarte jetzt endlich deine bestimmte Zusage wegen des besprochenen Artikels."

„Du bist also noch immer entschlossen, die Sache gemeinsam mit Jenkins zu unternehmen?"

„Gewiß! Denkst du, daß ich meine Geschäftsinteressen von heute auf morgen ändere, oder glaubst du, daß mich ein Kindergeschwätz, wie wir es vorhin hörten, darin irre machen kann?"

„Das glaube ich allerdings nicht, aber eben deshalb befremdete es mich, daß du vor diesem ‚Kindergeschwätz' das Auge niederschlugest."

„Gustav nimm dich in acht," mahnte Sandow mit mühsam verhaltener Gereiztheit. „Ich ertrage von dir mehr, als von jedem anderen, aber diese Sache wird uns noch ernstlich entzweien. Ich habe es wohl durchschaut, daß du das Mißverständnis mit dem Agenten absichtlich veranlaßt hast, um zu erfahren, wie weit seine Instruktionen gehen, und ich weiß auch, wem die Bemerkung galt, mit der du Miß Palm zurechtwiesest. Aber auf solchem Wege erreichst du nichts bei mir. Was ich einmal beschlossen habe, das wird auch ausgeführt, und ich stelle dir noch einmal die Wahl zwischen dem entweder — oder! Wenn du mir deine Mitwirkung verweigerst —"

„Du irrst," unterbrach ihn Gustav. „Ich habe bereits vor einigen Tagen an die C—sche Zeitung geschrieben und den Raum für einen längeren Artikel beansprucht, den man aus meiner Feder natürlich sehr gerne annimmt. Er wird wahrscheinlich schon im nächsten Monat erscheinen."

Sandow stutzte. Diese ganz unerwartete Nachgiebigkeit befremdete ihn doch, und mit einem gewissen Mißtrauen fragte er:

„Du wirst mir den Artikel doch vorlegen, ehe du ihn absendest?"

„Gewiß, du sollst ihn Wort für Wort lesen."

Die umwölkte Stirn des Kaufmannes begann sich aufzuhellen.

„Das ist mir lieb, sehr lieb! Es wäre mir peinlich gewesen, wenn eine Weigerung deinerseits zu einem Bruche zwischen uns geführt hätte."

„Meinetwegen oder wegen des Cliffordschen Vermögens, das ich dir sichern soll?" fragte Gustav mit aufwallender Bitterkeit.

„Jessys Vermögen ist bei diesem Unternehmen gar nicht beteiligt," erklärte Sandow kurz und entschieden. „Es liegt größtenteils fest in sicheren Werten, und Clifford hat im Testamente ausdrücklich bestimmt, daß das Erbteil seiner Tochter bis zu ihrer Mündigkeit oder Vermählung zu keinen Spekulationen herangezogen werden darf. Wenn es also dein zartes Gewissen beruhigt, so kann ich dir versichern, daß deine künftige Frau mit keinem Dollar an der Sache beteiligt ist. Ich habe sie auf eigene Rechnung und Gefahr übernommen und Gewinn wie Verlust sind meine Sache."

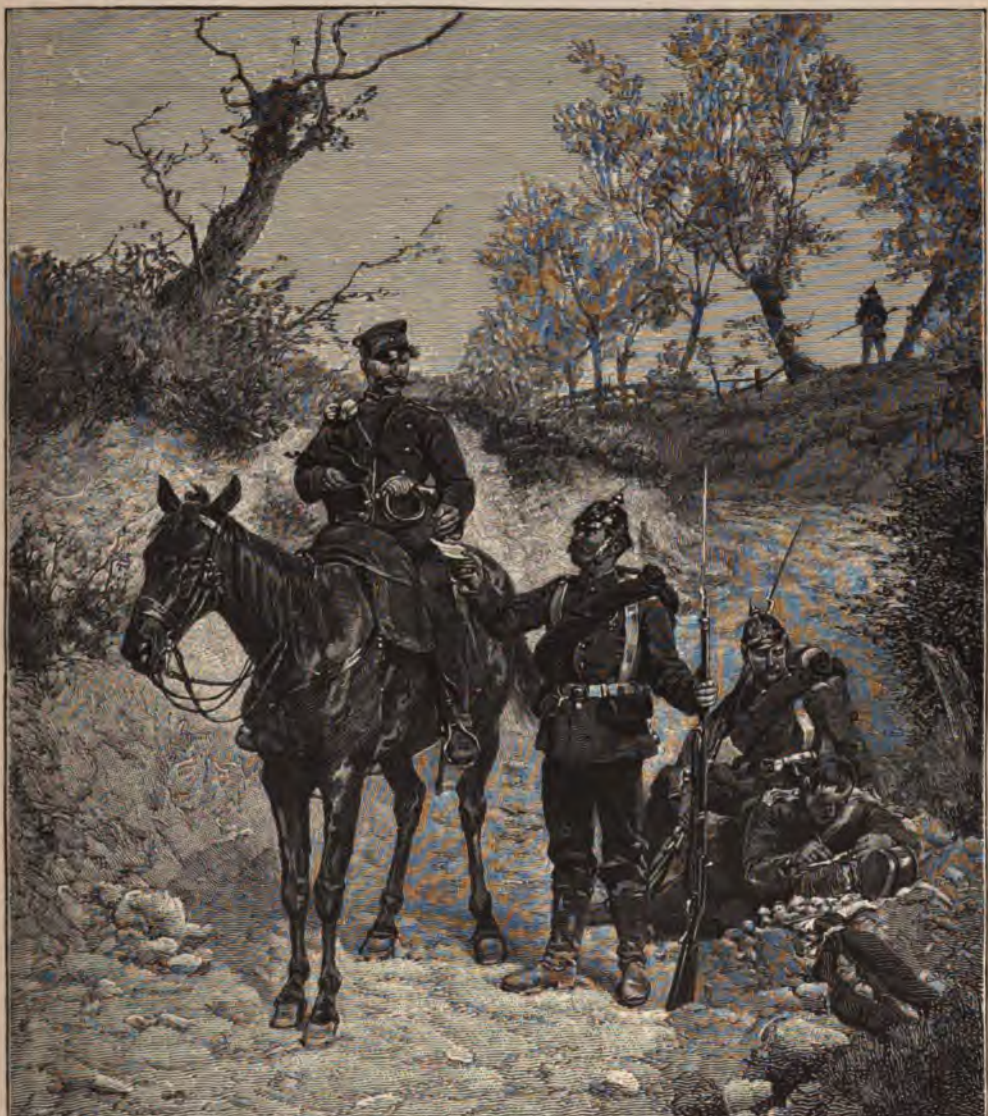
Er stand auf, um zu gehen, Gustav erhob sich gleichfalls.

„Noch eine Frage, Franz; du bist mit sehr bedeutenden Summen beteiligt?"

„Mit der Hälfte meines Vermögens! Du siehst, daß der Erfolg hier für mich eine Notwendigkeit ist, deshalb freut es mich, daß wir in der Hauptsache einig sind. Ich wiederhole es dir, die Begriffe spießbürgerlicher Moral passen nicht für unsere hiesigen Verhältnisse; du wirst das über kurz oder lang selbst einsehen und mir beipflichten."

„Mit der Hälfte seines Vermögens!" murmelte Gustav, dem Voranschreitenden folgend, „das ist schlimm, sehr schlimm! Da gilt es, mit der größten Vorsicht zu operieren!"

(Fortsetzung folgt.)



Feldpost.
Von Emil Hünten.

Der Weltuntergang.

Von
Rudolf Falb.

Wenn die Welt so oft untergegangen wäre, als die Prophezeiungen sie haben untergehen lassen, dann dürfte wohl in keinem Winkel des Universums auch nur ein Stäubchen davon mehr vorhanden sein. Während schon die Gelehrten der alten Babylonier, die Chaldäer, an der Ueberzeugung festhielten, die Welt sei ewig und könne niemals vom Grunde aus zerstört werden, eine Ueberzeugung, zu der allmählich auch die heutige Wissenschaft gelangt ist, läßt sich die Masse des Volkes seine kindliche Freude am Zerstören nicht nehmen. Und die wenigsten fragen dabei, was man denn eigentlich unter der Welt, die zu Grunde gehen soll, zu verstehen habe. Ist es das ganze Universum mit den Millionen leuchtender Nebelmassen, Sonnen, Planeten, Monden, Meteorsteinen, Sternschnuppen und Kometen? Oder ist es nur unsre winzig kleine Erde, welcher die besondre Auszeichnung zu teil werden soll, während alles rings um sie herum noch lustig und guter Dinge den kosmischen Reigen forttanzt? Sintemalen sich aber die Erdbewohner im allgemeinen nicht viel um die himmlischen Heerscharen kümmern und ihnen nur die Scholle am Herzen liegt, an der sie kleben, so wird sich die Prophezeiung vom Weltuntergang wohl nur auf die Erde beziehen.

Und das ist auch vernünftiger.

Da in Sachen des Weltunterganges den Anforderungen der großen Masse schon Genüge geleistet würde, wenn der große Brotkorb so hoch zu hängen käme, daß sie ihn nicht mehr erreichen könnte, so hat auch die Wissenschaft gegen einen so gestalteten Weltuntergang nichts einzuwenden. Bedürfte es ja doch nur einer geringen Veränderung in den Verhältnissen der atmosphärischen Strömung, um das für den jüngsten Tag obligate Heulen und Zähneklappern zu erzeugen.

Ja, wir können noch weiter gehen. Wissenschaftlich genommen, sind auch größere Umwälzungen nicht unmöglich, Umwälzungen, deren Ursachen entweder im Erdkörper selber liegen können, oder solche, die von außen herkommen und die wir gewöhnlich als astronomische bezeichnen.

Ueberblicken wir hier kurz alles was möglich und alles was wahrscheinlich ist.

* * *

Können die Sterne vom Himmel fallen und können Sonne und Mond ihren Glanz verlieren?

Die erste Frage bringt die Astronomen in Verlegenheit, da ja der ganz unschuldige Fall von Sternschnuppen unmöglich damit gemeint sein kann und der Sturz vieler Planeten oder Fixsterne auf die Erde gewissen, über alle Zweifel erhabenen Gesetzen der Himmelskunde widerspricht. Denn sowenig die Sonne um die Erde laufen kann, ebensowenig können Fixsterne auf die letztere fallen. Die Prophezeiung, daß die Sterne auf die Erde fallen würden, klingt ungefähr so, als ob jemand sagte: „Die Katzen werden von einer Maus gefressen werden.“ Wenn es einmal so weit kommen sollte, dann hört natürlich alles auf. Man kann nicht einmal behaupten: die Sterne würden zu fallen *scheinen*, wenn die Erde mit großer Geschwindigkeit in die Sonne stürzte, weil die Entfernung der Sterne von der Erde so bedeutend ist, daß der Weg von der Erde bis zur Sonne dagegen verschwindet.

Der Mond kann seinen Glanz auf die Dauer nur dadurch verlieren, daß die Sonne den ihrigen einbüßt. Nun ist es allerdings richtig: die Sonne kann nicht ewig scheinen. Sie ist, wie die Spektralanalyse lehrt, ein selbstleuchtender mehr oder weniger flüssiger Körper, der von einer leuchtenden Gashülle umgeben ist. Ohne Ausstrahlung der Eigenwärme in den kühleren Weltraum können wir uns nach feststehenden physikalischen Gesetzen einen solchen Körper nicht denken. Daraus folgt, daß die Sonne notwendig abkühlen und somit auch ihren Glanz verlieren muß. Doch kann dieser Prozeß seiner Natur nach nur allmählich und nach ungeheuer langen Zeiträumen ablaufen, weshalb das Ereignis die auf der Erde Lebenden kaum berühren dürfte; denn bis dahin möchte die Lebensdauer des Menschengeschlechtes überhaupt wohl kaum reichen.

Ueberhaupt müssen wir hier bemerken, daß wenn vom Weltuntergang, d. i. von der Zerstörung des organischen Lebens auf der Erde, gesprochen wird, man gut thut, zwischen Ereig-

nissen, die plötzlich, und solchen, die allmählich und nach langen Zeiträumen eintreten, zu unterscheiden. Zur letzteren Gattung gehören: der Sturz des Mondes auf die Erde; der Fall der Erde in die Sonne; das Zusammentreffen der Sonne mit einem andern Fixsterne: das Zusammentreffen der Erde mit einem andern Planeten; das Abnehmen des Meerwassers u. s. w. Zur erstern Gattung gehören: die sicher dereinst eintretende Verbindung der wegen zu hoher Temperatur in der Sonne heute noch im Zustande der Dissociation befindlichen Gase, wobei eventuell die Temperatur der Sonne plötzlich bedeutend erhöht werden könnte, und das Zusammentreffen der Erde mit dem Kopfe eines Kometen.

Dieses letztere Ereignis wollen wir, nachdem die Gemüter schon einmal durch die Erscheinung zweier, mit bloßen Augen sichtbaren Kometen in diesem Jahre aufgeregt wurden, des näheren betrachten.

* * *

Da die Kometen Himmelskörper sind, welche aus fernen Sonnensystemen in das Reich unsrer Sonne gelangen (einige wenige ausgenommen, welche dauernd sich in unsrem Sonnensysteme bewegen) und sich als Fremdlinge nicht der unter den übrigen seßhaften Bürgern herrschenden Ordnung, bezüglich der Gleichförmigkeit in der Bewegungsrichtung, fügen, sondern kreuz und quer nach allen Richtungen darin herumziehen, ist ein Zusammentreffen der Planeten und somit auch der Erde mit einem Kometen sehr wohl möglich. Eine solche Begegnung würde wohl kaum auf Monate voraus mit Bestimmtheit von den Astronomen angekündigt werden können, so fern darunter nicht bloß eine Annäherung, sondern ein zentrales Zusammentreffen beider Gestirne verstanden werden soll. Schon aus diesem Umstande kann der Laie sich die Lehre ziehen, daß die Voraussagung eines Weltunterganges durch einen Kometen wohl niemals von einem Astronomen ausgehe.

In den vergangenen Jahrhunderten, wo die Erwartungen eines Weltunterganges von Zeit zu Zeit und gar nicht so selten auftauchten, ist ein solches Ereignis niemals in Betracht gezogen worden, weil man die Kometen im allgemeinen nicht für Himmelskörper, sondern nur für Ausdünstungsprodukte der Erde hielt, wie dies auch noch vor vierzig Jahren bezüglich der Sternschnuppen der Fall war.

Heutzutage aber wissen wir nicht nur, daß Kometen gleichfalls selbständig im Weltraume schwebende Himmelskörper sind, sondern auch, daß sie vorzugsweise aus Kohlenstoff und Wasserstoff und wahrscheinlich auch Eisen in äußerst zarter Verdünnung bestehen. Die außerordentlich geringe Dichtigkeit, welche dem Kometenstoffe zukommt, eine Dichtigkeit, die so unbedeutend ist, daß bei einer Annäherung an die Erde und der damit verbundenen Verdichtung mancher Komet auf die Größe eines Meteorsteines zusammenschrumpfen dürfte, bildet, so recht betrachtet, den einzigen Trost in dieser Frage. Denn die Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff, wie solche auf der Erde im Petroleum, Benzin u. s. w. vorkommt, würde beim Zusammentreffen mit einem Kometen sich nicht sehr angenehm fühlbar machen.

Muß deshalb schon der Kern eines solchen Himmelskörpers als ziemlich ungefährliches Objekt bezeichnet werden, so gilt dies in noch viel höherem Maße von dem Schweife, welcher der elektrischen Abstoßung der lockeren Kometenteilchen von Seite der Sonne sein Entstehen verdankt. Ein Durchgang der Erde durch einen Kometenschweif dürfte daher auf der Erde kaum irgendwie vermerkt werden und hat gewiß schon wiederholt stattgefunden.

Gegenwärtig kennt man ungefähr dreißig Kometen, welche, ihrer Bahnlage nach, mit der Erde zusammentreffen können; davon sind nur neun als periodisch berechnet worden, und es geht aus diesen Rechnungen hervor, daß in diesem Jahrtausend ein solcher Fall dreimal eintreten könnte und zwar:

am 13. November 1899 (erster Komet des Jahres 1866),
„ 11. August 1985 (dritter Komet des Jahres 1862),
„ 2. Juni 1987 (zweiter Komet des Jahres 1863).

Am gefährlichsten bezüglich seiner Annäherung an die Erde überhaupt ist der erste Komet des Jahres 1861. Er kommt jedoch erst im Jahre 2276 wieder. Bei den drei oben namhaft gemachten ist im Punkte des Durchschnittes ihrer Bahnen mit der Erdbahn die Entfernung des Kopfes von der Erde noch immer ziemlich bedeutend.

Wir sehen also, daß die diesjährige Prophezeiung mit Kometen in keinerlei Weise zusammenhängt.

Was aber die Konjunktionen der Planeten betrifft, so ist die daraus abgeleitete Gefahr vollständig illusorisch. Diese Zusammenkünfte der Wandelsterne, welche in vorausgegangenen Jahrhunderten, in Zeiten, als man ihre gegenseitigen wirklichen Entfernungen noch gar nicht kannte, allerdings zu haarsträubenden Prophezeiungen Veranlassung gaben, sind keine wirklichen Annäherungen, sondern ebenso, wie die Zusammenkunft des Mondes mit der Sonne bei Sonnenfinsternissen nur Koinzidenzen nach der Perspektive. Daher kann von einer daraus erwachsenden Gefahr absolut keine Rede sein. Wohl aber ist die Betrachtung dieser Erscheinung geeignet, einiges Licht auf den Ursprung der Prophezeiungen vom Weltuntergange überhaupt zu werfen.

Die Alten pflegten nach großen astronomischen Perioden zu rechnen und eine dieser Perioden, freilich wohl nur eine fiktive, war der Zeitraum von einer Zusammenkunft sämtlicher Planeten (einer allgemeinen Konjunktion) zur andern. Diese fiktive Periode wurde das große Jahr genannt. Jede solche Periode schließt nach der Meinung der Alten mit einer großen Umwälzung der Natur, die man auch als Weltuntergang auffaßte. Nun aber ist es nicht schwer zu zeigen, daß das große oder „platonische Jahr" einen reellen, wissenschaftlichen Hintergrund habe. Es ist dies nichts andres als die astronomisch wohlbekannte Periode des „Vorrückens der Nachtgleichen", welche einen Zeitraum von 24,000 bis 26,000 Jahren umfaßt, innerhalb welchem der Frühlingspunkt (d. i. die Stellung der Frühjahrs-Sonne im Aequator) einmal seine Wanderung unter den Fixsternen vollendet. Nach des Verfassers Ueberzeugung steht auch die in der Mythologie der altklassischen Zeit eine so mysteriöse Rolle spielende Phönix-Periode damit in Zusammenhang; allerdings wieder nur in dem Sinne, daß eine andre, weniger bekannte Periode dafür die reelle und wissenschaftliche Grundlage bildet.

Der Phönix ist bekanntlich das Symbol der untergehenden und sich wieder erneuernden Welt. Er ist das große Symbol der Periode überhaupt und wird deshalb stets mit der Sonne in Beziehung gebracht, weil die Sonne durch ihr alljährliches Zurückkehren zu denselben Fixsternen ein Bild der beständig sich wiederholenden Erneuerung ist. Die Sonne wurde als ein Wanderer betrachtet, der jeden Tag einen Schritt (gradus) am Himmel macht. Dies gibt im ganzen Jahr 365 Schritte. Hierin liegt der Ursprung der Kreisteilung in 360 Grade; denn die Geometrie hat vom Himmel ihren Ausgang genommen. Die Unterabteilungen des Kreises stammen vom Laufe des Mondes, durch welchen die ganze Sonnenbahn in zwölf gleiche Teile geteilt wurde, deren jeder nach den Sternen, die er enthält, zu einem Sternenbilde (im Tierkreise) abgerundet wurde. Aus der Aufzeichnung der einzelnen Stationen („Häuser") der Sonne oder des Mondes am Himmel entstand allmählich der Kalender. In diesem erhielten ursprünglich nur gewisse, astronomisch hervorragende Tage eine mythologische, mit dem Namen eines gewissen Sternes oder Sternbildes, in welchem die Sonne stand, zusammenhängende Benennung.

Man darf sich durch die Heiligen-Namen, welche jetzt in der katholischen Kirche jeden einzelnen Tag vielfach besetzt halten, nicht irre machen lassen. Der heutige Heiligen-Kalender entstand aus der Umwandlung des altheidnischen Festkalenders mit astronomischer Grundlage in einen christlichen Kalender mit ethischer Tendenz. Die Spuren des ersteren sind noch deutlich zu erkennen. Wir citieren dafür nur als Beispiel den Johannistag, der immer die Sonnenwende markiert, und zwar (mit einer kleinen Verschiebung) am 24. Juni die Sommer-, am 27. Dezember die Winter-Sonnenwende. Der Name Johannis selbst bezeichnet nach dem Ausspruche Christi denjenigen, der nicht stirbt (bis zur Wiederkunft des Heilandes). Damit ist offenbar eine Analogie mit dem unsterblichen Phönix angedeutet. Hierin liegt der Grund, weshalb dieser Name auch in den Prophezeiungen über den Weltuntergang eine Rolle spielt. Eine solche uralte Prophezeiung, welche von dem berühmten Astrologen Nostradamus in Form eines Quatrain wieder aufgetischt wurde, lautet:

> Quand George Dieu crucifiéra
> Et Marc le resucitéra
> Et Saint Jean le portéra
> Le fin du monde arrivéra.

zu deutsch etwa:

Wenn Georg Gott am Kreuz ausstreckt
Und Markus ihn dann auferweckt
Und Sankt Johannis ihn wird tragen,
Dann hat die Weltenstund' geschlagen.

Dies besagt nichts anderes als: Der Weltuntergang (das Ende einer großen Periode) erfolgt, wenn der Karfreitag auf den 23. April, der Ostersonntag auf den 25. April und der Fronleichnamstag auf den 24. Juni fällt.

Dies findet thatsächlich statt im Jahre 1886.

Es ist hier nicht der Ort, uns näher über die reelle Bedeutung der Johannis-Periode auszusprechen. Wir wollen nur hervorheben, daß dieselbe allem Anscheine nach eine alte, in Druiden-Kollegien fortgepflanzte, hochwichtige Erinnerung war und mit der Ethymologie des Namens „Johannes" selbst in Verbindung steht. Die citierte Prophezeiung aber scheint gleichfalls im Bewußtsein des Volkes, wenn auch minder klar, fortzuleben und es wird sich zeigen, daß mit dem Herannahen jenes ominösen Jahres die Prophezeiungen vom Weltuntergang häufiger auftauchen werden.

Sonderlinge.*)

Von

Iwan Turgenjeff.

Deutsch von Wilhelm Lange.

I. Telegin.

.... Etwa vierzig Werst von unserm Gute lebte — es sind jetzt viele Jahre seitdem verflossen — auf seinem Erbsitz Suchodol ein entfernter Verwandter meiner Mutter, ein ehemaliger Gardesergeant und ziemlich reicher Gutsbesitzer, namens Alexis Sergeïtsch Telegin.

Nie fuhr er aus, und so ließ er sich auch bei uns niemals sehen. Aber zweimal jährlich wurde ich zu ihm geschickt, um ihm meinen Besuch zu machen, in der ersten Zeit in Begleitung meines Hauslehrers, später jedoch allein. Er empfing mich immer sehr herzlich, und in der Regel brachte ich drei oder gar vier Tage in seinem Hause zu.

Ich habe ihn nur als alten Mann gekannt: bei meinem ersten Besuch zählte ich, wenn ich mich recht erinnere, zwölf und er volle siebzig Jahre. Er war im letzten Jahre der Regierung der Kaiserin Elisabeth geboren.

Er lebte ganz allein mit seiner Frau Melanie Pawlowna, die zehn Jahre jünger war als er. Aus ihrer Ehe waren zwei Töchter hervorgegangen. Aber sie waren schon lange verheiratet und kamen nur selten nach Suchodol zu Besuch; zwischen ihnen und ihren Eltern war, wie man zu sagen pflegt, „die schwarze Katze hindurch gelaufen", und Telegin erwähnte ihrer fast niemals.

Es ist mir, als säh' ich's noch heute, dieses alte Haus, diesen ächten Landsitz eines Steppenedelmanns. Es bestand nur aus einem Stock, hatte einen ungeheuren Turm, und war zu Beginn unseres Jahrhunderts aus jenen wunderbar dicken Fichtenstämmen erbaut, die man aus den Wäldern von Schisdra holte — Wälder, von denen jetzt auch nicht eine Spur mehr vorhanden ist. Das Haus war sehr geräumig und enthielt eine große Menge Zimmer, die freilich weder sehr hoch noch sehr hell waren: der Wärme wegen hatte man die Mauern nur mit ganz kleinen Fensteröffnungen versehen. Nach der Gewohnheit jener Zeit standen die Hütten der im Hofdienst verwendeten Leibeigenen rings um das Herrenhaus, zu welchem ein Garten von zwar geringer Ausdehnung, aber voll schöner Obstbäume gehörte, welche durchsichtige Aepfel und kernlose Birnen gewährten.

Zehn Werst im Umkreise dehnte sich die gleichförmige Steppe aus mit ihrem fruchtbaren schwarzen Boden, auf welchem kein einziger hoher Gegenstand das Auge fesselte: nirgend ein Kirchturm oder auch nur ein Baum; kaum daß da und dort in der Ferne sich eine Windmühle mit durchlöcherten Flügeln erhob — das war Suchodol!

Sämtliche Zimmer des Hauses waren mit gewöhnlichen, auf dem Lande angefertigten Möbeln angefüllt. Vor dem Saal, in der Nähe des Fensters bemerkte man einen ziemlich seltsamen Gegenstand — einen Werstpfahl mit folgender Inschrift:

„Gehst du achtundsechzig Mal um diesen Saal, so hast du eine Werst zurückgelegt; gehst

---

[1] Das Original erschien vor kurzem im „Porjädok" unter dem Titel „Otrywki is wospominanij" (Bruchstücke aus meinen Erinnerungen). Es ist die neueste Arbeit des Dichters. D. R.

du siebenundachtzig Mal von dem entferntesten Winkel des Wohnzimmers nach der rechten Ecke des Billards, so hast du eine Werst zurückgelegt" u. s. w.

Was einem jedoch am meisten auffiel, wenn man das Haus zum erstenmale betrat, das war die erstaunliche Menge Gemälde, welche an den Wänden hingen: zum größten Teil Werke von sogenannten italienischen Meistern — Landschaften, mythologische oder religiöse Süjets.

Aber da all diese Gemälde stark verräuchert, ja sogar beschädigt waren, so fand das Auge nur hie und da auf einem unsichtbaren Rumpfe einen fleischfarbenen Flecken oder eine rote Draperie mit wehenden Falten, oder eine gleichsam in der Luft schwebende Brückenwölbung, oder einen zerzausten Baum mit blauen Blättern, oder eine gewaltige Nymphenbrust, welche dem Deckel einer Suppenschüssel glich, oder eine entzwei geschnittene Melone mit schwarzen Körnern, oder über einem Pferdekopfe einen befiederten Turban — oder endlich das riesige zimtfarbige Bein irgend eines Apostels mit dicker Wade und emporgestreckten Zehen.

An dem Ehrenplatze im Wohnzimmer hing das lebensgroße Bild der Kaiserin Katharina II. — eine Kopie des bekannten Gemäldes von Lampi —, für den Hausherrn der Gegenstand einer besonderen Verehrung, ja ich möchte sagen: einer wahren Anbetung.

An der Decke hingen in Bronze eingefaßte, ganz kleine und sehr bestaubte Kronleuchter aus Kristall . . . .

Telegin war ein stämmiger, rundlicher, kleiner Greis mit bleichem aufgedunsenem aber angenehmem Gesichte, dünnen Lippen und hohen Brauen, unter welchen sehr lebhafte kleine Augen blitzten. Er trug das bereits dünn gewordene Haar zurückgestrichen: hatte er doch erst im Jahr 1812 dem Puder entsagt. Sein unveränderliches Kostüm bestand aus einem grauen Ueberrock mit drei auf die Schultern fallenden Kragen, einer gestreiften Weste, faserig gewordenen Kniehosen und dunkelroten Saffianstiefeln mit herzförmigen Ausschnitten und Quasten oben am Schaft. Er trug ein Halstuch aus weißem Nessel, einen Busenstreif, Manschetten und in jeder Westentasche eine goldene „Zwiebel" (Taschenuhr) von englischem Fabrikate.

Gewöhnlich hatte er in der rechten Hand eine emaillierte, mit spanischem Tabake gefüllte Tabatiere, während die linke sich auf einen Stock stützte, dessen silberner Griff in Folge des langen Gebrauchs ganz glatt und glänzend geworden war.

Telegin hatte eine näselnde, kreischende Stimme. Beständig lächelte er freundlich-wohlwollend, aber doch ein wenig von oben herab und mit einem Anflug von Wichtigkeit. Da er die alten Gewohnheiten aus der Zeit Katharinas bewahrt hatte, so war er im höchsten Grade höflich und liebenswürdig, mit gemessenen, abgerundeten Gesten. Die Schwäche seiner Beine machte ihm das Gehen fast unmöglich; er konnte seinen Sessel nur verlassen, um sich mit kleinen eiligen Schritten zum nächsten Sessel zu begeben, auf welchen er sich plötzlich niedersetzte — oder vielmehr fiel — weich, wie ein Kissen.

Wie bereits erwähnt, fuhr Telegin niemals aus und verkehrte sehr wenig mit seinen Nachbarn, obgleich er Gesellschaft liebte — war ihm doch sogar ein gewisser Grad von Schwatzhaftigkeit eigen! Allerdings fehlte es ihm nie an Gesellschaft: unter seinem Dache hauste nämlich eine ziemlich große Anzahl armer Krautjunker, deren Wämser und Röcke oft aus seinem Kleiderschrank stammten, während das andre Ende des Hauses einer Abteilung armer Edelfrauen als Zufluchtsstätte diente. Niemals hatte Telegin weniger als fünfzehn Personen an seinem Tische . . . So gastfreundlich war er!

Unter all diesen Schmarotzern fielen mir zwei besonders auf: ein Zwerg mit dem Spitznamen „Janus" oder „Doppelgesicht", von dänischer oder gar — wie gewisse Leute behaupteten — jüdischer Herkunft, und ein Narr, der Fürst L.

Ganz entgegen der Sitte jener Zeit wurde dieser Zwerg von der Herrschaft durchaus nicht als Gegenstand der Belustigung betrachtet; auch erinnerte nichts an ihm an den Spaßmacher; im Gegenteil: immer schweigsam und eine beleidigte und wilde Miene zur Schau tragend, runzelte er die Stirn und knirschte mit den Zähnen, sobald man nur eine Frage an ihn richtete. Auch wurde er von Telegin „der Philosoph" genannt; ja dieser hegte sogar eine gewisse Hochachtung für ihn: sobald bei Tische die Gäste und Besucher bedient worden, ward ihm immer zuerst die Schüssel gereicht.

„Gott hat ihn heimgesucht," pflegte Telegin zu sagen; „das ist sein göttlicher Wille: aber mir, der niedrigen Kreatur, kommt es nicht zu, ihm wehe zu thun" . . .

(Mich konnte Janus nicht ausstehen. Wenn ich ihm nur nahe kam, ward er gleich zornig und brummte mit heiserer Stimme: „Lassen Sie mich in Ruhe, Sie Eindringling!")

„Woran merken Sie, daß er ein Philosoph ist?" fragte ich Telegin eines Tages.

„Was, der kein Philosoph! Aber, kleines Bürschchen, sieh doch nur, wie er zu schweigen versteht!"

„Und warum nennt Ihr ihn ‚Doppelgesicht'?"

„Aus folgendem Grunde, kleines Bürschchen: nach außen hin hat er nur ein Gesicht und danach beurteilt Ihr ihn, Ihr oberflächlichen Leute; aber er hat noch ein zweites, das wahre und dieses verbirgt er. Dieses kenn' nur ich allein, und darum lieb ich ihn . . . denn dieses Gesicht ist ein gutes Gesicht. Du zum Beispiel: Du siehst und siehst doch nichts . . . Aber ich — ohne daß er ein Wort mit mir spricht, weiß ich doch gleich, wenn er mich aus irgend einem Grunde tadelt; denn er ist sehr streng! Und er hat immer Recht! Das kannst du nicht begreifen, mein Junge; aber einem Greise wie mir glaube nur aufs Wort."

Die wahre Geschichte des Janus Doppelgesicht — woher er stammte und wie er zu Telegin geraten — war niemandem bekannt. Was dagegen den Fürsten L. betraf, so war alle Welt mit seinen Lebensumständen vertraut.

Aus einer reichen und glänzenden Familie hervorgegangen, trat er mit zwanzig Jahren zu Petersburg in ein Garderegiment. An einem Empfangstage bemerkte ihn die Kaiserin Katharina, blieb vor ihm stehen und sagte, indem sie mit dem Fächer auf ihn hindeutete, ganz laut zu einer Person ihres Gefolges: „Sieh doch, Adam Wassiljewitsch, wie hübsch er ist! Eine wahre Puppe!"

Dem armen Burschen stieg das Blut zu Kopfe; nach Hause zurückgekehrt, befahl er anzuspannen, schmückte sich mit dem Annenorden und ließ sich in der Stadt spazieren fahren, als wäre er in der That ein in hoher Gunst stehender Mann gewesen.

„Fahre zu," rief er seinem Kutscher zu, „fahre alle über den Haufen, die mir nicht schleunigst Platz machen!"

Dies Alles wurde sofort der Kaiserin mitgeteilt: sie erteilte den Befehl, ihn für närrisch zu erklären und ihn unter die Vormundschaft seiner beiden Brüder zu stellen, welche ihn ohne alle Umstände fortbringen und auf dem Lande mit Eisen an den Füßen in einen kleinen Verschlag einsperren ließen. Da sie das Vermögen des Unglücklichen sich aneignen wollten, hüteten sie sich wohl, ihn wieder frei zu lassen, als er wieder vernünftig geworden, sondern hielten ihn selbst da noch gefangen, als er von seiner Narrheit in der That vollständig geheilt war.

Aber ihre Bosheit brachte ihnen keinen Nutzen: Der Fürst L. überlebte sie, und nach mancherlei Wechselfällen kam er unter die Obhut Telegins, mit dem er verwandt war. Er war ein dicker Mann mit vollständig kahlem Kopf, langer dünner Nase und blauen hervorstehenden Augen. Das Sprechen hatte er ganz und gar verlernt, — er murmelte nur noch unartikulierte Laute. Dagegen konnte er geradezu wunderbar die alten russischen Volkslieder singen, mit einer Stimme, die trotz seines hohen Alters noch frisch und hell war — und indem er sang, sprach er jedes Wort mit vollendeter Reinheit aus.

Von Zeit zu Zeit hatte er Wutanfälle, — und dann war er schrecklich: das Gesicht der Wand zugekehrt, setzte er sich in einen Winkel, und dort verordnete er, — ganz in Schweiß gebadet, der kahle Kopf bis in den Nacken vollständig rot — unter boshaftem Gelächter und heftigem Stampfen eine Züchtigung — wahrscheinlich seinen Brüdern:

„Schlag zu!" brüllte er, halb von Lachen erstickt; „drauf losgepeitscht! Kein Erbarmen! Schlag sie, schlag sie, diese Ungeheuer, diese meine Henker! Sehr gut! Sehr gut!"

Am Tage vor seinem Tode setzte er Telegin sehr in Erstaunen und Schrecken. Ganz bleich aber sehr ruhig trat er zu meinem Onkel ins Zimmer, machte ihm eine tiefe Verbeugung, dankte ihm zunächst für das Obdach und den Beistand, die er ihm gewährt, und bat ihn dann, den Geistlichen holen zu lassen; „denn der Tod ist zu mir gekommen; ich habe ihn gesehen, und ich muß allen verzeihen und meine Seele reinigen."

„Du hast ihn gesehen?" stotterte Telegin, ganz erstaunt, ihn zum erstenmal einen vollständigen Satz sprechen zu hören. „Wie sah er aus? Hatte er eine Sense? Sprich!"

„Nein," antwortete der Fürst; „es ist ein kleiner ganz einfacher Greis mit einem Wams; aber er hat nur ein Auge, mitten auf der Stirn, und dieses Auge — man sieht es, daß es ewig ist."

In der That starb der Fürst am folgenden Tage, bei völlig klarem Verstande und zerknirschten Herzens, nachdem er zuvor alle seine religiösen Pflichten erfüllt und von allen Abschied genommen.

„Auch ich werde so sterben," sagte Telegin manchmal.

Und wirklich widerfuhr ihm etwas Aehnliches, — doch davon später.

Telegin, sagte ich, unterhielt mit seinen Nachbarn keine Beziehungen; und diese ihrerseits mochten ihn nicht leiden. Sie nannten ihn einen Sonderling, einen stolzen Menschen, einen Spaßvogel, ja sogar einen „Martinisten" [1]) — natürlich ohne die Bedeutung dieses letztern Wortes zu kennen.

In einem gewissen Sinne hatten die Nachbarn recht: während der siebzig Jahre, die Telegin beinah vollständig auf seinem Gute Suchodol verlebt, hatte er fast niemals etwas mit der Obrigkeit und den Gerichten zu thun gehabt.

„Die Gerichte sind für die Spitzbuben da und das Kommando für die Soldaten", sagte er; „und ich bin, Gott sei Dank, weder ein Spitzbube noch ein Soldat."

Ein bißchen Sonderling war er, das läßt sich nicht bestreiten; aber er war durchaus nicht ein Mann von gewöhnlicher Denkungsart.

Niemals habe ich so recht erfahren können, was für politische Ansichten er hatte — wenn ein so moderner Ausdruck auf ihn angewendet werden darf —, aber in seiner Weise war er ein Aristokrat, weit mehr Aristokrat als „Barin". Gar oft drückte er sein Bedauern darüber aus, daß Gott ihm keinen Sohn, keinen Erben geschenkt, „um die Ehre des Namens zu bewahren, um die Familie fortzupflanzen". In seinem Kabinette hatte er in goldenem Rahmen einen sehr dichten Stammbaum der Telegins mit einer Menge apfelförmiger Kreise an der Wand hängen.

„Wir Telegins," pflegte er zu sagen, „sind ein Geschlecht, das seit unvordenklichen Zeiten existirt. Keinem von uns, so zahlreich wir auch sind, hat man jemals in den Vorzimmern sich herumdrücken sehen, keiner hat seine Beine auf den Treppen der Zaren müde gestanden, keiner hat sich durch Ausübung der Gerechtigkeit [1]) gemästet, keiner hat einen Orden getragen, zu Moskau gebettelt oder zu Petersburg intriguirt; wir sind in unserm Winkel, auf unserm Flecken Land sitzen geblieben, liebten unser Nest und kümmerten uns um die Wirtschaft — ja, mein Junge, um die Wirtschaft! Auch ich that das, obgleich ich bei der Garde gedient habe — aber Gottlob nur kurze Zeit!"

Für die gute alte Zeit hatte Telegin eine besondere Vorliebe:

„Man lebte damals viel freier und angenehmer — ja auf Ehre! Aber seit dem Jahr eintausendachthundert — (warum gerade seit diesem Jahr, hat er nie gesagt) — hat die Soldateska die Oberhand gewonnen. Die Herren Militärs haben sich einen Federbusch aus Hahnenschwänzen auf den Kopf gesetzt, und sie selbst gebärden sich wie Hähne; sie pressen derart ihren Hals, daß sie nur noch unter Röcheln zu sprechen vermögen und die Augen ihnen aus dem Kopfe treten . . . Kommt da eines Tags ein Polizeikorporal zu mir und redet mich mit „Euer Wohlgeboren" an — er hatte sich das ersonnen, um mich in Erstaunen zu setzen! . . . Als ob ich selbst nicht wüßte, daß ich wohl geboren bin! Aber ich antwortete ihm: „Mein hochgeehrter Herr, mache mir zunächst das Vergnügen und nimm dir die Spangen da vom Halse. Denn wenn du das Unglück haben solltest, zu niesen — Herr mein Gott, weißt du, was dir dann passiert? Weißt du's? Du wirst platzen wie eine Granate . . . Und über mich wird's dann hergehen!" . . . Und wie sie trinken, diese Herren Militärs — o, o! Ich lasse ihnen immer schäumenden Krätzer vorsetzen, denn Krätzer oder echter Wein — ihnen ist alles gleich: das fließt nur so durch die Gurgel — wie sollten sie da den Unterschied kennen! Und dann haben sie ein neues Zechmittel erfunden — die Pfeife! So ein Herr Soldat thut dieses Zechmittel unter seinen häßlichen Schnurrbart, in seinen häßlichen Mund; er läßt den Dampf durch die Nase, durch den

[1]) So wurden am Ende des vorigen Jahrhunderts die russischen Freimaurer genannt. Es wurden, namentlich von den Machthabern, die schlimmsten Gerüchte über sie verbreitet.

[1]) Wenn in der „guten alten Zeit" ein ruinirter russischer Edelmann das Bedürfnis empfand, seine Vermögensverhältnisse wieder zu ordnen, so bewarb er sich beim Zaren um die Verwaltung eines Gouvernements. Seine nur ganz allgemein angedeuteten Pflichten, deren hauptsächlichste darin bestand, „Gerechtigkeit zu üben", gestatteten ihm, in sehr kurzer Zeit sein Vermögen wiederherzustellen.

Mund, ja sogar durch die Ohren herauskommen und dünkt sich einen Helden! Na, selbst meine Schwiegersöhne saugen — obgleich der eine Senator, und der andre so etwas wie Kurator ist — ebenfalls an diesem Ding, dieser Pfeife, und dennoch halten sie sich für vernünftige Menschen!“ . . .

Außer seiner Abneigung gegen das Tabakrauchen hatte Telegin noch eine andre Eigenheit: er mochte keine Hunde leiden, namentlich keine kleinen.

„Daß ein Franzose so einen Pudel besitzt,“ sagte er, „ist ganz in der Ordnung: Der springt und hüpft hierhin und dorthin, und sein Hund macht ihm dies Hüpfen und Springen nach, mit dem Schwanz als Federbusch . . . Aber wir Russen, was haben wir mit so einem Tier zu schaffen?“ Er war eben sehr empfindlich gegen jede Art von Unsauberkeit.

Von der Kaiserin Katharina sprach er nur mit Begeisterung, in erhabenen, ein wenig an die Büchersprache erinnernden Wendungen:

„Das war ein Halbgott und nicht ein menschlich Wesen. Schau, mein Junge, betrachte nur dieses Lächeln,“ fügte er hinzu, ehrfurchtsvoll auf Lampis Porträt deutend, „und du wirst mir Recht geben, daß sie ein Halbgott war! Ich habe in meinem Leben einmal das große Glück gehabt, die Ehre zu genießen, dieses Lächeln betrachten zu dürfen, und nimmermehr wird es aus meinem Herzen ausgelöscht werden!“

Und dann begann er aus dem Leben Katharinas Anekdoten zu erzählen, welche ich anderweitig nie gehört oder gelesen habe. Hier ist eine derselben.

Telegin gestattete nicht, daß man sich auch nur die leiseste Anspielung auf die Schwächen der großen Herrscherin erlaubte.

„Man hat gar nicht das Recht,“ behauptete er, „sie wie die übrigen Menschen zu beurteilen! Einst während der Morgentoilette erteilt sie, eingehüllt in ihren Pudermantel, den Befehl, ihr das Haar zu kämmen . . . Und was geschieht? Die Kammerzofe beginnt zu kämmen: von allen Seiten sprühen elektrische Funken! Da läßt die Kaiserin ihren diensthabenden Leibmedikus Rogerson rufen und sagt zu ihm: „Ich weiß, man tadelt mich wegen gewisser Handlungen; aber siehst du diese Elektrizität? . . . Nun wohl, angesichts einer solchen Natur und einer solchen Haut wirst du als Arzt selbst erkennen, daß man mich mit Unrecht tadelt, — man sollte mich zu begreifen suchen!“

Folgender Vorfall war Telegin unauslöschlich in der Erinnerung geblieben:

Als er eines Tages im Innern des Palastes auf Wache stand — er zählte damals erst sechzehn Jahre — geht zufällig die Kaiserin ganz nahe an ihm vorüber: er macht die Honneurs, und „sie“ — hier nahm Telegin einen gerührten Ton an — „sie lächelte über meine Jugend und meinen Eifer, geruhte mir ihre Hand zum Kuß zu reichen, mir die Wange zu klopfen und mich zu fragen, wer ich wäre, woher ich käme und welches meine Familie sei, und dann . . .“

Hier brach dem Greise in der Regel die Stimme.

„. . . und dann befahl sie, meine Mutter von ihr zu grüßen und ihr zu danken, daß sie ihre Kinder so wohl erzogen. Und ob ich während dieses Momentes im Himmel oder auf Erden war, und wie und wohin sie zu verschwinden geruhte: ob sie durch die Lüfte entflog, ob sie in andre Gemächer schritt — das weiß ich bis auf den heutigen Tag noch nicht!“

Ich machte zuweilen den Versuch, ihn über diese schon ferne Zeit und über die Personen aus der Umgebung der Kaiserin auszufragen . . . Aber in der Regel wich er meiner Frage geschickt aus.

„Wozu von alten Zeiten reden?“ sagte er . . . „das führt nur dazu, daß man sich schmerzlichen Gedanken hingibt und sich wieder daran erinnert, daß man einst jung und tapfer war und heute keinen einzigen Zahn mehr im Munde hat. Soviel kann ich dir sagen: es war eine gute Zeit — aber reden wir nicht mehr davon! Was jene Leute betrifft — ich glaube, du willst von den Günstlingen reden, du Taugenichts! . . . Höre: Hast du bisweilen auf dem Wasser eine Blase beobachtet? So lang sie vorhanden und ganz ist — welch schöne Farben sieht man darin glänzen! Blau und gelb und rot . . . wie ein Regenbogen oder Diamant! Aber gar bald platzt die Blase und nicht die geringste Spur bleibt zurück. Nun wohl, solche Blasen waren auch diese Leute.“

„Und Potemkin?“ fragte ich einst.

Telegin nahm eine sehr ernste Miene an.

„Gregor Alexandrowitsch Potemkin war ein Staatsmann, ein Theologe, der Zögling Katharinas, — ja ihr Kind, möcht' ich sagen . . . Aber genug davon, du kleines Bürschchen!“

Telegin war sehr gottesfürchtig und besuchte, obgleich es ihm große Mühe machte, regelmäßig die Kirche. Abergläubisch jedoch war er nicht; über den Glauben an Vorbedeutungen, das böse Auge und ähnliche „Ungereimtheiten“ machte er sich lustig. Dennoch hatte er nicht gern, daß ein Hase vor ihm über den Weg lief, und die Begegnung eines Popen war ihm höchst unangenehm. Das hinderte ihn übrigens nicht, den Geistlichen eine große Achtung zu erweisen und während des Gottesdienstes trat er heran, um ihren Segen zu empfangen, ja er küßte ihnen sogar jedesmal die Hand; aber er unterhielt sich nicht gern mit ihnen.

„Sie verbreiten einen etwas starken Geruch,“ erklärte er; „und ich sündiger Mensch bin zartfühlend geworden, mehr als es eigentlich recht ist. Ihre Haare sind so lang, als wollten sie gar kein Ende nehmen, und dabei ganz mit Oel getränkt; sie kämmen sie nach allen Seiten — sie bilden sich ein, sie könnten mir dadurch ihre Hochachtung ausdrücken; und während der Unterhaltung stöhnen sie so entsetzlich: geschieht es aus Schüchternheit oder ist es eine neue Manier mir eine Freude zu machen? Und dann erinnern sie mich an meine letzte Stunde. Und so gebrechlich ich bin, ich möchte noch gern am Leben bleiben! Uebrigens, kleines Bürschchen, erzähl' das nicht weiter, respektiere die Geistlichkeit; nur die Dummköpfe respektieren sie nicht; und was mich betrifft — es ist sehr unrecht von mir, in meinem Alter solch albernes Zeug zu reden.“

Wie alle Edelleute jener Zeit hatte er eine sehr mittelmäßige Erziehung genossen; aber bis zu einem gewissen Grade hatte er diesen Mangel durch Lektüre wieder gut gemacht. Uebrigens las er nur russische Bücher aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts; die neuern Schriftsteller fand er süßlich und ihren Stil schwach ... Während des Lesens ließ er auf ein rundes Tischchen neben sich eine silberne Kanne mit einem eigentümlichen schäumenden Pfeffermünzthee stellen, dessen angenehmer Duft sich durch sämtliche Zimmer verbreitete. Vorn auf die Nase schob er sich eine große runde Brille; aber in der letzten Zeit las er fast gar nicht mehr, sondern beschränkte sich darauf, über die Brille hinweg das Buch träumerisch anzusehen, wobei er die Augenbrauen in die Höhe zog, die Lippen zusammenkniff und von Zeit zu Zeit seufzte. Eines Tages fand ich ihn mit dem Buche auf den Knieen und weinend, was, ich muß es gestehen, mich sehr überraschte. Er hatte sich folgender Verse erinnert:

> O unglücksel'ge Menschheit,
> Die Ruhe ist dir nicht beschieden;
> Erst dann lernst du sie kennen,
> Wenn du den Grabesstaub geschluckt . . .
> Wie bitter, ach, ist diese Ruh!
> Ihr Toten, ruhet — weint, ihr Lebenden!

Diese Verslein waren das Werk eines gewissen Gormitsch-Gormitzki, eines fahrenden Poeten, den Telegin in sein Haus aufgenommen hatte, weil er ihm den Eindruck eines zartfühlenden, ja sogar empfindlichen Mannes zu machen schien. Dieser Dichter trug Schnürschuhe, sprach mit kleinrussischem Accent und stieß oft, die Augen gen Himmel gerichtet, leise Seufzer aus. Zu all diesen Vorzügen kam noch, daß Gormitsch-Gormitzki als Zögling einer Jesuitenanstalt leidlich französisch sprach, während Telegin es nur „verstand“. Aber als dieser feinfühlige Mann eines Tages sinnlos betrunken aus einer Schenke kam, lieferte er Beweise einer unerhörten Gewaltthätigkeit: er prügelte nicht bloß Telegins Kammerdiener bis aufs Blut, sondern auch seinen Koch, zwei zufällig herbeigeeilte Wäscherinnen und sogar einen fremden, im Hause anwesenden Tischler; außerdem zertrümmerte er eine große Anzahl Fensterscheiben; und dabei schrie er wütend: „Wartet nur, ich werd' euch aufspielen, ihr russischen Tagediebe, ihr ungehobelten Klötze!“

Und welche Kraft in diesem armseligen Wesen steckte! Acht Menschen waren nötig, um mit ihm fertig zu werden! Als er endlich gebändigt war, befahl Telegin, den Dichter aus dem Hause zu jagen, nachdem er ihn zuvor in naturalibus in den Schnee hatte setzen lassen (es war im Winter), um ihn wieder nüchtern zu machen . . .

„Ja ja,“ sagte Telegin oft, „meine Zeit ist vorüber; ich bin ein gutes Roß gewesen; jetzt bin ich abgetrieben. Schau, ich habe mir auf eigne Kosten Dichter gehalten, ich habe den Juden Gemälde und Bücher abgekauft, und meine Gänse waren ebenso schön wie die des Muchanoff, auch habe ich ächte Purzeltauben mit thonfarbenem Gefieder gehabt . . . Alles hab' ich gehabt! Und doch bin ich nie ein Hundeliebhaber gewesen, weil sich das mit der Trunksucht, Unsauberkeit und Roheit paart. Ich war

ein wilder, unbändiger Bursch. Und welch ein herrliches Gestüt ich hatte! Und wovon glaubst du, daß sie abstammten, meine Pferde? Von den berühmten Rossen des Zaren Iwan Alexejewitsch, des Bruders Peters des Großen! . . . Ja ja, wie ich dir sage! Alle meine Zuchthengste waren Brandfüchse; ihre Mähnen reichten bis zum Knie, die Schweife bis zur Erde — wahre Löwen! . . . Und das alles ist verschwunden, es ist Gras darüber gewachsen. Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist nur Eitelkeit! . . . Indes, wozu mit Bedauern auf dies alles zurückblicken? Jedem Menschen ist sein Geschick vorgezeichnet. Höher als bis zum Himmel kann man nicht fliegen und weder im Wasser leben noch es vermeiden, daß man eines Tages unter der Erde liegt . . . Schlagen wir uns durchs Leben, so gut es gehen will!"

Und der gute alte Mann begann wieder zu lächeln und nahm sich eine Prise spanischen Tabak.

Die Bauern liebten ihn: er wäre ein guter „Barin", sagten sie, der sie seinen Zorn nicht fühlen ließe. Aber auch sie verglichen ihn mit einem abgetriebenen Pferde. Früher überwachte er alles selbst; er besichtigte die Felder, die Korn- und die Oelmühle und die Speicher; er warf einen Blick in die Bauernhütten; jedermann kannte seine mit rotem Samte behangene Renndroschke, bespannt mit einem großen Pferde aus demselben berühmten Gestüte, das mitten auf der Stirn einen großen Stern hatte und von dem Volke „Laterne" genannt wurde. Die Zügel um die Hände geschlungen, lenkte Telegin es immer selbst. Aber als der Greis sein siebzigstes Jahr vollendet hatte, entsagte er alledem; die Verwaltung seines Gutes vertraute er dem Burmister (Schultheiß, Dorfschulzen) Antip an, vor dem er sich im geheimen fürchtete und den er Mikromegas — eine Erinnerung an Voltaire — oder sogar schlechtweg „Spitzbube" nannte.

„Nun, Spitzbube, was gibts Neues? Hast du deinen Speicher gut versorgt?" sagte er oft lächelnd zu ihm, indem er ihn anblickte.

„Alles, was ich besitze, verdanke ich Ihrer Güte," antwortete Antip fröhlich.

„Güte, Güte . . . Aber nimm dich in acht, Mikromegas! Laß dirs nicht einfallen, die Bauern, meine Unterthanen „da draußen" auch nur mit der Fingerspitze zu berühren! Wenn sie sich beklagen — siehst du diesen Stock? Mit dem wirst du dann Bekanntschaft machen!"

„Ihren Stock, Väterchen Alexis Sergejewitsch, vergesse ich niemals," antwortete Antip-Mikromegas, sich liebevoll den Bart streichelnd.

„Sehr schön; vergiß ihn nur ja nicht."

Und der Barin und der Burmister lachten sich gegenseitig ins Gesicht.

Die Hofleibeigenen und im Allgemeinen alle seine „Unterthanen" — wie er seine Leibeigenen zu nennen liebte — behandelte er mit großer Milde. „Denn im Grunde, lieber Neffe, besitzen sie für ihre Person gar nichts als etwa das Kreuz, das sie am Halse tragen — und das ist noch von Kupfer; nach fremdem Gut wagen sie nicht zu begehren . . . Woher sollen sie den Verstand haben, sich gut aufzuführen?"

Selbstverständlich dachte in jener Zeit noch niemand an die Aufhebung der Leibeigenschaft, und so konnte diese Frage Telegin auch nicht beunruhigen. Er regierte seine „Unterthanen" sehr gelassen; aber streng tadelte er die schlechten Herren, welche er „die Feinde seines Standes" nannte. Und wenn einer von ihnen hart und tyrannisch gegen seine „Unterthanen" war, erklärte er ihn als einen Missethäter vor Gott und den Menschen.

Ja, die Hofleibeigenen hatten ein angenehmes Leben bei Telegin; „die Unterthanen da draußen" waren natürlich weniger glücklich gestellt, trotz des Stockes, mit dem er Mikromegas bedrohte.

Es war eine wahre Armee, all diese Hofleibeigenen — zum größten Teil alte, langhaarige, abgemagerte, knurrende, gebückt gehende Gestalten, die in lange Nankingröcke gewickelt waren und einen beißenden scharfen Duft verbreiteten. Was den weiblichen Teil betraf, so war es ein ewiges Stampfen nackter Füße und ein betäubendes Klatschen von Weiberröcken.

Der erste Kammerdiener hieß Irinarch. Sein Herr nannte ihn stets bei seinem Namen, indem er langsam jede Silbe betonte: I-ri-narch! Wenn er die Andern anrief, so sagte er einfach: „Heda, Kleiner!" oder: „Holla, du Spitzbube!" oder: „Wer von meinen Unterthanen ist da?" Schellen und Klingeln waren ihm verhaßt. „Das ist ja, als wenn man, Gott verzeih mir, in einer Schenke wäre!" sagte er. Was mich immer sehr wunderte, war, daß sein Kammerdiener, er mochte ihn rufen, wann er wollte, augenblicklich erschien, als wenn er aus dem Boden emporgewachsen wäre, und daß er immer mit zusammengezogenen Hacken

und den Händen auf dem Rücken mit mürrischer, fast boshafter Miene vor seinem Herrn stand. Aber, welch ein eifriger Diener war er!

Telegin übte die Wohlthätigkeit in einem weit größern Maßstabe, als es ihm sein Vermögen erlaubte; aber er hatte es nicht gern, daß man ihn Wohlthäter nannte. „Wozu denn Wohlthäter, mein geehrter Herr? Mir, nicht Ihnen erweise ich eine Wohlthat!" Wenn er in Zorn oder Entrüstung geriet, sagte er zu Jedermann „Sie".

„Wenn ein Armer dich um ein Almosen bittet," pflegte er zu sagen, „so gib es ihm einmal, zweimal, dreimal ... Kommt er zum vierten Mal, gib ihm auch dann etwas, aber füge hinzu: „Guter Freund, versuche jetzt mit etwas anderm zu arbeiten als mit dem Munde."

„Aber, lieber Onkel, wenn er trotzdem zum fünften Mal kommt?"

„Na, so gib ihm auch zum fünften Mal etwas."

Wenn Kranke ihn um Hilfe angingen, so ließ er sie auf seine Kosten behandeln, obgleich er zu den Aerzten kein Vertrauen hatte und für sich selbst niemals einen holen ließ.

„Meine selige Mutter," versicherte er, „kurierte alle Krankheiten mit salzigem Olivenöl, bald innerlich bald äußerlich, und ihre Kuren waren alle von gutem Erfolg gekrönt. Und weißt du, was für eine Frau meine Mutter war? Sie war zur Zeit Peters des Ersten geboren! Danach urteile!"

Telegin war in allem ein ächter Russe: er liebte nur russische Küche und russische Lieder. Die Ziehharmonika verabscheute er als eine „Fabrikantenerfindung". Gern sah er den Reigentänzen der Bauernmädchen und der jungen Frauen zu; in seiner Jugend, erzählte er, sei er ein tüchtiger Sänger gewesen, und im Tanzen habe es ihm niemand zuvorgethan. Auch liebte er Dampfbäder; aber sie mußten so heiß sein, daß Irinarch, der ihn dann bediente, jedesmal so rot „wie eine neue kupferne Bildsäule" wieder zum Vorschein kam und sagte: „Na, diesmal bin ich, Irinarch Tolobejeff, noch mit dem Leben davon gekommen! ... Aber was wird mir das nächste Mal passieren?"

Telegin sprach ein ausgezeichnetes, etwas altmodisches, aber geschmackvolles und reines Russisch, und er hatte die Gewohnheit, seine Rede gelegentlich mit gewissen Lieblingsausdrücken wie „Auf Ehre, Gott helfe mir" u. s. w. zu würzen.

Doch genug von ihm. Sprechen wir jetzt von seiner Frau Melanie Pawlowna.

II. Melanie Pawlowna.

Melanie Pawlowna war zu Moskau geboren. Durch ihre Schönheit hatte sie sich den Beinamen „die Venus von Moskau" erworben. Als ich sie zum ersten Mal sah, war sie bereits eine alte magere Frau mit feinen aber unbedeutenden Zügen. Ihr Mund mit den leicht gebogenen Hasenzähnen war sehr klein; über ihre Stirn hing eine Menge kleiner gelber Locken herab und ihre Augenbrauen waren gefärbt. Sie trug beständig eine pyramidenförmige Haube mit rosa Bändern, um den Hals einen hohen Kragen, ein kurzes weißes Kleid und Schuhe mit roten Hacken. Ueber dem Kleide trug sie ein Leibchen aus hellblauem Atlas, dessen rechter Aermel frei über die Schulter herabhing. Just ein solches Kostüm hatte sie am Sankt-Peterstage des Jahres 1789 getragen! An diesem Tage nämlich hatte sie sich als junges Mädchen mit ihren Eltern nach dem Chodeskofelde begeben, um dem berühmten von dem Grafen Orloff veranstalteten Faustkampfe beizuwohnen.

„Und als der Graf Alexis Orloff mich bemerkte" — (Ach, wie oft hat sie mir diese Geschichte erzählt!) — „als der Graf Orloff mich bemerkte, trat er auf mich zu, machte eine tiefe Verbeugung, nahm den Hut in beide Hände und sprach also: ‚Wundervolle Schönheit,' sagte er, ‚warum läßt du diesen Aermel über deine herrliche Schulter herabhängen? Möchtest du vielleicht auch einen Faustkampf versuchen? ... Es sei! Aber das sag' ich dir zum voraus: du hast mich schon besiegt — ich ergebe mich! — ich bin dein Gefangener! ...' Und alle, die um uns herumstanden, sahen uns an und wunderten sich."

Und seit jenem Tage hatte sie beständig dieses selbe Kostüm getragen.

„Nur diese Haube hatte ich damals nicht auf, sondern einen Hut à la bergère de Trianon, und obgleich ich gepudert war, so glänzte und schimmerte doch mein Haar wie Gold."

Melanie Pawlowna war, wie man zu sagen pflegt, dumm bis zur Heiligkeit. Sie plauderte vom hundertsten ins tausendste, ohne selbst recht zu wissen, was sie alles sprach — und zwar

fast immer vom Grafen Orloff: Orloff war gewissermaßen der Hauptgedanke ihres Lebens geworden.

Wenn sie irgendwo in ein Zimmer trat, so schwamm sie mehr als sie ging, wobei sie gleichförmig, wie ein Pfau, den Kopf bewegte und dann mitten im Zimmer stehen blieb, indem sie den einen Fuß in seltsamer Weise heraussetzte und mit zwei Fingern das Ende des freihängenden Aermels festhielt — eine Pose, welche wahrscheinlich dem Grafen Orloff einmal ebenfalls sehr gefallen hatte — und schaute, wie es sich für eine Schönheit ziemt, mit verächtlich-stolzen Blicken um sich, — ja bisweilen warf sie sogar mit einem unhöflichen ‚Was soll das!‘ um sich, als wenn irgend ein seufzender Kavalier sie mit seinen Komplimenten belästigt hätte, worauf sie dann, die Hacken aneinander schlagend und die Schultern in die Höhe ziehend, plötzlich verschwand.

Sie schnupfte ebenfalls spanischen Tabak, den sie mit einem kleinen goldenen Löffelchen aus einer zierlichen Tabatiere nahm, und von Zeit zu Zeit, namentlich, wenn sie ein neues Gesicht bemerkte, hielt sie, um ihre zierliche weiße Hand mit dem aufgehobenen kleinen Finger zeigen zu können, eine Doppellorgnette — nicht vor die Augen (denn sie konnte ausgezeichnet sehen), sondern an die Nase.

Wie oft hat mir Melanie Pawlowna ihre Trauung in der Himmelfahrtskirche — einer der schönsten Kirchen! — geschildert; und wie ganz Moskau zugegen gewesen ... „Welch entsetzliches Gedränge! Vierspännige Wagen, vergoldete Karossen ... und Schnellläufer — der des Grafen Sawadowski fiel sogar unter die Räder ... Und der Erzbischof selbst traute uns! Und welch eine Rede er hielt! Alle weinten; wohin ich auch blickte — Thränen, nichts als Thränen! ... und die Pferde des Generalgouverneurs waren tigerfarbig ... und welche Menge von Blumen! ... wir wurden förmlich damit überschüttet! Und bei dieser Gelegenheit nahm sich ein sehr, sehr reicher Fremder aus Liebe das Leben — und der Graf Orloff war ebenfalls bei der Trauung zugegen ... er näherte sich meinem Manne, gratulierte ihm und nannte ihn den glücklichsten Sterblichen ... ‚Du bist der glücklichste Sterbliche, mein Lieber, obgleich du ein Taugenichts bist!‘ sagte er. — Und wie zur Antwort auf diese Worte machte mein Mann eine wunderbar zierliche Verbeugung und schwenkte seine Hutfeder auf dem Boden von links nach rechts, als hätte er sagen wollen: ‚Euer Hoheit, jetzt gibt es zwischen Ihnen und meiner Frau eine Linie, die Sie nicht überschreiten werden!‘ — Und Graf Orloff begriff das sofort und belobte ihn ... O, welch ein Mann das war, welch ein Mann! ... Ein anderes Mal war ich mit Alexis — es war nach meiner Verheiratung — von ihm zu Balle geladen, und welch wundervolle Brillantknöpfe er hatte! Und ich konnte mich nicht enthalten, ihm deshalb mein Kompliment zu machen: ‚Welch wundervolle Brillanten Sie haben, Herr Graf!‘ sagte ich. — Da nahm er ein Messer vom Tisch, schnitt einen der Knöpfe ab und präsentierte ihn mir mit den Worten: ‚Ihre Augen, mein Täubchen, sind hundertmal schöner als die schönsten Brillanten; stellen Sie sich nur vor den Spiegel und vergleichen Sie!‘ — Und ich trat vor den Spiegel, und er stellte sich neben mich und sagte: ‚Nun, wer hat recht?‘ Und er wandte die Augen gar nicht von mir; er sah mich so aufmerksam von allen Seiten an! Und Alexis, mein Mann, ward so unruhig; aber ich sagte zu ihm: ‚Alexis,‘ sagt' ich, ‚bitte, beunruhige dich nicht; du solltest mich doch besser kennen!‘ — Und er antwortete mir: ‚Sei nur unbesorgt, Melanie!‘ — Und diese selben Brillanten befinden sich jetzt um das Medaillon des Grafen Orloff, das ich noch besitze, — du wirst bemerkt haben, mein lieber Neffe, daß ich es an den Festtagen an der Schulter trage: am Bande des Sankt-Georgsordens; denn er war ein sehr tapfrer Held, ein echter Sankt-Georgsritter — er hat die Türken verbrannt!“ [1])

Bei alledem war Melanie Pawlowna eine ausgezeichnete Frau, namentlich gab sie sich leicht mit allem zufrieden. „Es liegt nicht in ihrer Art, einen Menschen zu quälen und zu peinigen,“ sagten die Dienstmädchen von ihr.

Melanie Pawlowna hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für alles Süße, und eine alte Frau, welche ausschließlich mit der Bereitung von Eingemachtem und Kuchen beauftragt war und deshalb „die Kuchenfrau“ genannt wurde, brachte ihr wohl zehnmal des Tages auf einem kleinen chinesischen Teller bald verzuckerte Rosen-

[1]) Anspielung auf die Seeschlacht bei Tschesmeh, in welcher die türkische Flotte von der russischen, deren nomineller Admiral Graf Orloff war, verbrannt wurde.

blätter, bald Honigberberitze, bald ein Sorbet aus Ananas.

Sie fürchtete sich vor der Einsamkeit — „wegen der schrecklichen Gedanken, die einen dann überkommen" — und war deshalb fast immer von Schmarotzern umgeben, zu denen sie in eindringlichem Tone sprach: „Aber so redet doch, sagt doch irgend etwas, sitzt doch nicht immer da, als wolltet ihr nur eure Plätze wärmen!" — und die Schmarotzer fingen sofort an zu schnattern wie Kanarienvögel.

Eben so fromm wie ihr Mann, liebte sie es ganz besonders viel zu beten; aber da sie nach ihrer Behauptung nicht gelernt hatte, Gebete gut zu lesen, so hielt sie sich zu diesem Zweck eine fromme Frau, die Witwe des Küsters, welche so „geschmackvoll" zu beten verstand! Sie betete ohne Unterlaß bis ins Unendliche. Und in der That verstand diese Küsterswitwe die Gebete in einem Zuge herzusagen, ohne sich auch nur während des Atemholens zu unterbrechen — und Melanie Pawlowna hörte ihr aufmerksam zu und war ganz Inbrunst.

Sie hatte noch eine andre arme Witwe um sich; diese mußte ihr während der Nacht Märchen erzählen, — „aber nur alte," bat Melanie Pawlowna, „die, welche ich schon kenne; die neuen sind alle erlogen."

Sie war sehr leichtsinnig, und manchmal auch argwöhnisch: zuweilen hatte sie plötzlich die wunderlichsten Einfälle! So mochte sie z. B. den Zwerg Janus nicht leiden; sie bildete sich immer ein, er würde ihr eines schönen Tages unversehens zurufen: „Wissen Sie denn nicht, wer ich bin? Ich bin der Fürst der Burjäten! Sie haben mir zu gehorchen!" — und in melancholischen Augenblicken befürchtete sie, Janus könnte das Haus in Brand stecken.

Melanie Pawlowna wetteiferte mit ihrem Manne an Freigebigkeit; aber niemals verschenkte sie Geld, — um ihre feine zarte Hand nicht zu beschmutzen — sondern Taschentücher, Ohrenringe, Kleider und Bänder; oder sie schickte dem Betreffenden von ihrem Tische ein Stück Kuchen oder Braten oder ein Glas Wein. An den Festtagen bewirtete sie gern die alten Frauen im Dorfe und bat sie zu tanzen, während sie selbst mit den Hacken den Takt schlug und eine Tanzstellung einnahm.

Telegin wußte sehr wohl, daß seine Frau dumm war; aber gleich vom ersten Jahre ihrer Verheiratung an hatte er sich den Anschein gegeben, als glaubte er, sie habe eine sehr scharfe Zunge und liebe es, mit spitzen boshaften Worten um sich zu werfen. Wenn sie allzusehr ins Gelag hinein redete, pflegte er ihr mit dem kleinen Finger zu drohen und zu sagen: „O, diese kleine boshafte Zunge! Im Jenseits wird sie dafür büßen müssen! Man wird sie mit einer glühenden Nadel durchbohren!"

Melanie Pawlowna fühlte sich durch diese Worte durchaus nicht beleidigt; im Gegenteil, sie empfand etwas wie eine geheime Genugthuung darüber: „Nun," schien sie zu sagen, „ist es meine Schuld, daß ich geistreich bin?"

Ihren Mann vergötterte sie förmlich, und während ihres ganzen Lebens war sie das Muster ehelicher Treue gewesen; und doch hatte auch sie einen „Gegenstand" gehabt. Es war dies ein junger Kousin, ein Husar, der, wie sie sich einbildete, ihretwegen im Duell gefallen, aber glaubwürdigern Nachrichten zufolge an einem Schlage gestorben war, den er bei einem Streit in der Schenke mit dem Billardstock an den Kopf erhalten hatte. In einer geheimen Lade bewahrte sie noch das Aquarellbild ihres „Gegenstandes", und Melanie Pawlowna errötete bis an die Ohren, so oft der Name Kapiton genannt wurde — so hatte der „Gegenstand" geheißen —, während Telegin eine finstere Miene annahm, ihr mit dem kleinen Finger drohte und sagte: „Traue dem Pferde nicht auf dem Felde und der Frau nicht im Hause. Hm, dieser Kapiton scheint mir ein kleiner Kupido gewesen zu sein!" — dann sprang Melanie Pawlowna heftig auf und rief: „Alexis, schämst ud dich nicht! — Alexis! Ich bin überzeugt, in deiner Jugend hast du selbst verschiedene junge Damen umflattert, und da bildest du dir ein . . ." — „Nun, nun, Melanchen," unterbrach sie Telegin lächelnd, „beruhige dich nur, dein Kleid ist weiß, aber deine Seele ist noch weißer!" — „Ja, noch weißer, Alexis, noch weißer!" — „O, diese kleine Zunge; auf Ehre, diese kleine Zunge!" wiederholte ihr Alexis und tätschelte ihr die Hand.

Von den „Ueberzeugungen" Melanie Pawlownas zu sprechen wäre noch weniger angebracht, als wenn ich mich über die „Ueberzeugungen" ihres Mannes verbreiten wollte. Indes war ich doch eines Tages Zeuge eines seltsamen Ausbruches verhaltener Gefühle bei

meiner Tante. Von ungefähr erwähnte ich in einem Gespräche des bekannten Scheskowski. Melanie Pawlowna erbleichte plötzlich — sie ward geradezu leichenblaß und grün, trotz des aufgelegten Weiß und Rot, und mit dumpfer, vollkommen aufrichtiger Stimme sagte sie — (was sehr selten bei ihr der Fall war, denn in der Regel sprach sie in etwas affektiert schnarrendem Ton): „Ach, warum hast du das gesagt! Und noch spät am Abend! Sprich diesen Namen nie wieder aus!" Ich war sehr erstaunt: welche Bedeutung konnte denn dieser Name für ein so unschuldiges Wesen haben, das etwas Unerlaubtes nicht bloß nicht zu begehen, sondern nicht einmal zu denken vermochte? . . . Dieser fast nach einem halben Jahrhundert sich offenbarende Schrecken brachte mich auf eigentümliche, nicht sehr fröhliche Gedanken. . . .

* *
*

Telegin starb im achtundachtzigsten Jahre seines Lebens, im Jahr 1848, dessen Ereignisse allem Anschein nach sogar ihn in Aufregung versetzten. Sein Tod erfolgte unter ziemlich eigentümlichen Umständen. Am Morgen fühlte er sich noch ganz wohl, obschon er seit längerer Zeit seinen Sessel niemals mehr verlassen hatte. Plötzlich ruft er seine Frau zu sich:

„Liebe Melanie, komm doch einmal her."

„Was gibt es, Alexis?"

„Meine Todesstunde ist gekommen, mein Täubchen — das gibt es."

„Der liebe Gott beschütze dich, Alexis! Aber warum denn?"

„Warum? Zunächst und vor allem muß man vom lieben Gott nicht zu viel verlangen; und dann: seit heute früh betrachte ich mir meine Füße . . . das sind ganz fremde Füße! Dann meine Hände — ebenfalls ganz fremde Hände! Darauf beseh' ich mir die Brust — auch die Brust ist nicht mein! . . . Das bedeutet: es ist nicht mehr mein Leib. Laß den Popen holen; vorläufig aber lege mich in mein Bettchen, von welchem ich nicht mehr aufstehen werde."

So erschreckt Melanie Pawlowna auch war, brachte sie den Greis doch zu Bett und schickte dann nach dem Popen.

Telegin beichtete, empfing das Abendmahl, nahm von allen im Hause Abschied und schlummerte ein. Melanie Pawlowna saß an seinem Bett.

„Alexis," rief sie plötzlich, „erschrecke mich nicht, mache die Augen nicht zu! Wo thut dirs weh?"

Der Greis richtete die Augen auf seine Frau.

„Es thut mir nirgend weh . . . nur wirds mir schwer . . . sehr schwer . . . zu atmen . . ." Und dann fuhr er nach einigem Schweigen fort:

„Melanchen, meine letzte Stunde ist gekommen . . . erinnerst du dich . . . als wir getraut wurden . . . welch hübsches Pärchen wir waren?"

„Ja, mein liebster Alexis, mein Schatz!"

Wiederum schwieg der Greis einen Augenblick.

„Melanchen . . . nicht wahr, in der andern Welt sehen wir uns wieder?"

„Ich werde den lieben Gott darum bitten, Alexis."

Und die alte arme Frau brach in Thränen aus.

„Weine nicht, du dummes liebes Weibchen; der liebe Gott wird uns dort sicherlich verjüngen . . . und wir werden dann wieder ein Liebespärchen!"

„Gewiß, er wird uns wieder jung machen, Alexis!"

„Dem lieben Gott ist nichts unmöglich," bemerkte Telegin. „Er vermag Wunder zu wirken . . . vielleicht gibt er dir auch etwas Verstand . . . nun, nun, mein Herzchen, ich scherzte nur; reich' mir dein Händchen, damit ichs küsse."

„Und gib du mir die deine."

Und die beiden guten Alten küßten sich gegenseitig die Hand.

Telegin beruhigte sich und schlummerte wieder ein. Melanie Pawlowna betrachtete ihn zärtlich und wischte sich mit der Fingerspitze die Thränen fort, welche an den Wimpern hängen geblieben waren. So vergingen zwei Stunden.

„Schläft er?" flüsterte plötzlich eine Stimme.

Es war die alte Küsterswitwe, welche so gut zu beten verstand. Bisher hatte sie sich hinter Irinarch versteckt, der unbeweglich wie eine Säule an der Thür stand und unverwandt die Augen auf seinen sterbenden Herrn gerichtet hielt.

„Er schläft," murmelte Melanie Pawlowna.

Aber plötzlich schlug Telegin die Augen auf.

„Meine treue Lebensgefährtin," stammelte er, „meine verehrte Gattin, auf den Knieen möchte ich dir für all deine Liebe und Treue

danken ... aber wie soll ich aufstehen? Laß mich dich wenigstens segnen!“

Melanie Pawlowna näherte sich und neigte das Haupt ... Aber die bereits erhobene Hand fiel kraftlos auf die Decke zurück und nach einigen Augenblicken war Telegin verschieden ...

Die Töchter und deren Gatten konnten nur noch zum Begräbnis kommen. Sie hatten alle beide keine Kinder. Telegin hatte sie in seinem Testament nicht vergessen, wenngleich er ihrer auf seinem Sterbelager nicht gedacht hatte. „Mein Herz hat sich ihnen verschlossen,“ hatte er mir eines Tages gesagt; und da ich seine Güte kannte, hatte ich mich über seine Worte sehr gewundert. Es ist schwer, sich zwischen Eltern und Kindern zum Richter aufzuwerfen. „Eine große Schlucht beginnt mit einem kleinen Spalt,“ hatte mir Telegin mit einer Anspielung auf dieses Verhältnis ein anderes Mal gesagt; „eine zwei Fuß lange Wunde vernarbt, aber reiß dir auch nur einen Nagel aus — er wächst nicht wieder.“

Ich glaube, daß die Töchter sich ihrer alten Eltern, die sie ein wenig wunderlich finden mochten, geschämt hatten.

Vier Wochen später war Melanie Pawlowna ebenfalls gestorben. Seit dem Todestage ihres Mannes hatte sie sich so zu sagen nicht wieder erhoben und niemals wieder Toilette gemacht. Aber als man sie für den Friedhof schmückte, zogen sie ihr das blaue Leibchen an und hingen ihr das Medaillon des Grafen Orloff um den Hals — allerdings ohne die Brillanten. Die Töchter hatten dieselben unter dem Vorwande, den Rahmen eines Bildes damit schmücken zu wollen, an sich genommen; in Wirklichkeit jedoch schmückten sie nur ihre eigene Person damit.

Die beiden guten Alten stehen mir noch jetzt wie lebende Wesen vor Augen, und ich habe ihnen stets ein warmes Andenken bewahrt.

III. Iwan Suchich.

Während meines letzten Besuches — ich war bereits Student — ereignete sich ein Vorfall, der eine gewisse Dissonanz in den patriarchalisch-harmonischen Eindruck brachte, den Telegins Haus auf mich gemacht hatte.

Unter dem Hofgesinde befand sich ein gewisser Iwan mit dem Beinamen „Suchich“. Es war ein ganz kleiner lebhafter Mann mit kurzer Nase, lockigem Haar, einem ewig lächelnden Kindergesicht und Mäuseaugen. Er war ein großer Schwätzer und Spaßmacher; er verstand alle möglichen Kunststücke, verfertigte Raketen und Papierdrachen, spielte alle Spiele, konnte auf einem galoppierenden Pferde aufrecht stehen, schwang sich mit der Schaukel höher als alle andern, ja er konnte sogar chinesische Schatten darstellen. Niemand verstand so wie er die Kinder zu ergötzen, und er hätte gern ganze Tage mit ihnen zugebracht. Wenn ihn die Lachlust ankam, ward es im ganzen Hause lebendig: bald hier bald dort erklang dann wie ein Echo fröhliches Gelächter; er steckte alle mit seiner Lustigkeit an. Man schimpfte auf ihn, aber man lachte.

Ganz wunderbar konnte Iwan tanzen, namentlich den „kleinen Fischtanz“. Sobald der Chor die Tanzweise anstimmte, stellte sich der kleine Bursch mitten in den Kreis und begann sich zu drehen, zu springen und mit den Füßen zu stampfen; dann warf er sich plötzlich zur Erde und ahmte die Zuckungen eines aufs Trockene geworfenen Fisches nach, wobei er sich derart krümmte, daß die Hacken sich mit dem Nacken berührten; dann sprang er mit einem Mal wieder auf — es war, als ob die Erde unter ihm erbebte!

Wie bereits erwähnt, war Telegin ein großer Freund von Tänzen. Manchmal geschah es, daß er plötzlich ausrief:

„Heda, Iwan! Komm mal her! Tanze uns einmal schleunigst den ‚kleinen Fisch‘ — munter, lebhaft!“ Und nach einer Minute murmelte er bereits ganz begeistert: „Ach, ist das ein lustiger Bursch!“

Und da kommt während meines letzten Besuches dieser selbe Iwan plötzlich zu mir ins Zimmer und fällt ohne ein Wort zu sagen vor mir auf die Kniee.

„Aber, Iwan, was hast du denn?“

„Retten Sie mich, Herr!“

„Dich retten! Was soll das bedeuten?“

Und nun erzählte mir Iwan sein Leid.

Vor zwanzig Jahren war er von seinem Herrn, einem gewissen Suchich, gegen einen Leibeigenen Telegins eingetauscht worden. Der Handel ward in freundschaftlicher Weise abgeschlossen, ohne alle Formalitäten und Papiere. Der Bauer, den man statt seiner hingegeben,

starb, und die Suchichs hatten Iwan vollständig vergessen; er blieb als Leibeigener in Telegins Hause; nur der Beiname Suchich erinnerte noch an seine Herkunft. Aber da starben seine früheren Herren ebenfalls; ihr Gut fiel in fremde Hände, und der neue Besitzer, der im Rufe eines grausamen tyrannischen Menschen stand, forderte, als er erfuhr, daß einer seiner Leibeigenen sich ohne jeden formalen Rechtsgrund bei Telegin befinde, den Iwan zurück. Für den Fall einer Weigerung drohte er mit dem Gericht und einer Entschädigungsklage. Es war dies keine leere Drohung, denn er war Geheimrat und hatte als solcher einen bedeutenden Einfluß im Gouvernement. Iwan, von großem Schrecken ergriffen, wandte sich an Telegin. Der Greis hatte herzliches Mitleid mit seinem Tänzer, er machte dem Geheimrat den Vorschlag, ihm Iwan für eine bedeutende Summe abzukaufen; aber der Geheimrat wollte sich auf nichts einlassen; er war ein Kleinrusse und hartnäckig wie der Teufel. Es blieb nichts anderes übrig, als den armen Burschen herauszugeben.

„Hier bin ich festgewachsen, an dies Gut habe ich mich gewöhnt, hier habe ich gedient, hier habe ich mein Brot gegessen und hier möchte ich auch sterben," sagte Iwan zu mir.

Sein Gesicht hatte gar nichts Lächerliches mehr; im Gegenteil, es war wie versteinert.

„Und nun soll ich zu diesem Bösewicht gehen! . . . Bin ich denn ein Hund, daß man mich mit dem Strick um den Hals von einem Hundestall zum andern bringen kann? . . . ‚Da hast du das!' Retten Sie mich, Herr; verwenden Sie sich bei Ihrem Oheim für mich — bedenken Sie, wie ich Euch alle immer belustigt habe . . . Sonst wird es schlimm; sonst nimmt es ein böses Ende!"

„Was meinst du damit, Iwan?"

„Ich werde jenen Barin ermorden. Ich werde hingehen und so zu ihm sagen: Barin, lassen Sie mich zurückkehren; wenn nicht, so hüten Sie sich — dann ermord' ich Sie!"

Wenn ein Fink oder Zeisig plötzlich zu reden angefangen hätte, um mich zu versichern, er würde einen andern Vogel mit dem Schnabel ermorden — ich würde nicht in größeres Erstaunen geraten sein! . . . Wie, der kleine Iwan, dieser Tänzer und Lustigmacher und fröhliche Gesell, dieser Liebling der Kinder — und selbst ein Kind — dieses gutmütige harmlose Geschöpf könnte ein Mörder werden! Welche Abgeschmacktheit! Ich glaubte nicht einen Augenblick, daß er im Ernst redete; es erschien mir schon im höchsten Grade seltsam, daß er ein solches Wort auch nur über die Lippen bringen konnte!

Indes wandte ich mich doch an Telegin. Ich teilte ihm nicht mit, was mir Iwan gesagt hatte, bat ihn jedoch dringend, irgend ein Mittel zu finden, um diese Sache in der Güte zu ordnen.

„Mein lieber Junge," antwortete mir der Greis, „ich thäte es mit der größten Freude, — aber wie? Ich habe diesem Chochol[1]) eine bedeutende Summe angeboten, dreihundert Rubel — ja, ja, auf meine Ehre: ganze dreihundert Rubel! Aber er wollte von nichts wissen. Was soll ich nun machen? Wir hatten die Sache ohne die gesetzlichen Formalitäten abgemacht, nach gutem altem Brauch, auf Treu und Glauben . . . und so ists uns bekommen! Dieser nichtswürdige Mensch wird Iwan mit Gewalt an sich reißen — er hat einen langen Arm, der Gouverneur ist mit ihm ein Herz und eine Seele — er wird uns Soldaten auf den Hals schicken! Und Soldaten — davor habe ich Angst! Früher, ha früher, als ich noch jung war, da hätt' ich Iwan bis aufs äußerste verteidigt; aber jetzt — schau, welch eine Ruine ich bin! Wahrlich, ein schöner Krieger!"

In der That hatte ich bei meinem letzten Besuch Telegin sehr gealtert gefunden; sogar seine Augäpfel hatten eine milchartige Farbe angenommen — ganz wie bei Neugeborenen — und das frühere selbstbewußte Lächeln um seinen Mund hatte einem eigentümlich mechanischen, süßlich-gezwungenen Lächeln Platz gemacht, welches selbst während des Schlafes nicht von den Gesichtern sehr hinfälliger alter Leute zu weichen pflegt.

Ich teilte Iwan Telegins Entscheidung mit. Lange Zeit stand er unbeweglich und schweigend da und schüttelte den Kopf.

„Nun," sagte er endlich, „was einem beschieden ist, dem entgeht man nicht. Aber mein Wort werde ich halten. Jetzt bleibt mir nur noch eins übrig: den Rest meiner Tage ordentlich zu genießen . . . Barin, bitte, geben Sie mir eine Kleinigkeit zu einem Trunk."

---

[1]) Zu deutsch Haarschopf: Spitzname der Kleinrussen.

Ich gab ihm das Gewünschte. Er berauschte sich bis zur Sinnlosigkeit; und an demselben Tage tanzte er so ausgezeichnet den „kleinen Fisch“, daß die Mädchen und Frauen vor Entzücken kreischten.

Am folgenden Tage kehrte ich nach Hause zurück, und nach drei Monaten — ich befand mich bereits in Petersburg — erfuhr ich, daß Iwan sein Wort gehalten! . . . Man hatte ihn seinem neuen Herrn geschickt. Dieser ließ ihn zu sich in sein Kabinet rufen und teilte ihm mit, daß er ihn zu seinem Kutscher bestimmt, daß er ihm sein Dreigespann, bestehend aus Rennern von Wjätka, anvertraue und ihn strenge bestrafen würde, wenn er seine Pferde schlecht behandle und überhaupt seinen Dienst nicht ordentlich versehe; „denn ich liebe nicht zu scherzen,“ so schloß er seine Rede.

Iwan hörte seinen Herrn bis zu Ende an, dann fiel er vor ihm auf die Kniee und erklärte ihm, daß alles so geschehen würde, wie Seine Gnaden befehle, daß er aber nicht sein Diener sein könne.

„Lassen Sie mich lieber als Bauer auf eigene Hand gegen Pachtzins Feldarbeit thun, Euer Wohlgeboren; oder machen Sie mich zum Soldaten; sonst wird bald ein Unglück geschehen.“

Der Barin wurde wütend.

„Ha, bist du so ein Bürschchen! In dieser Weise wagst du mit mir zu reden! Zunächst wisse, daß ich eine Exzellenz bin und nicht Wohlgeboren; und zweitens taugst du zur Feldarbeit nicht mehr und zum Soldaten bist du zu klein; endlich aber — womit erlaubst du dir zu drohen? Willst du vielleicht das Haus in Brand stecken?“

„Nein, Euer Exzellenz, das Haus werde ich nicht in Brand stecken.“

„Mich vielleicht töten, wie?“

Iwan schwieg eine Weile.

„Ich bin nicht Ihr Diener“, sprach er endlich.

„Ich werde dir beweisen,“ brüllte der Barin, „daß du mein Diener bist!“

Er ließ Iwan grausam züchtigen, machte ihn aber trotzdem zu seinem Kutscher und befahl, ihm das Dreigespann anzuvertrauen.

Iwan unterwarf sich dem Anscheine nach und that alles, was ihm in seiner Eigenschaft als Kutscher oblag. Und da er ein wirklich vorzüglicher Kutscher war, so hatte er sich bald die Gunst seines Herrn erworben — um so mehr, da sich Iwan sehr bescheiden und still benahm und seine Pferde dick und fett wurden: sie waren „rund wie Gurken“ geworden, so daß es eine Freude war sie anzusehen. Der Barin ließ sich von ihm lieber als von allen anderen Kutschern fahren, und manchmal sagte er zu ihm:

„Na, Iwan, erinnerst du dich noch unseres ersten Gesprächs? Diese Dummheiten sind dir doch jetzt vergangen?“

Aber Iwan antwortete niemals auf diese Worte.

Eines Tages — es war um die Zeit der heiligen drei Könige — fuhr der Barin mit Iwan nach der Stadt, in einem von schellengeschmückten Pferden gezogenen und mit Teppichen ausgelegten Schlitten.

Als der Weg eine steile Anhöhe hinaufführte, gingen die Pferde im Schritt und Iwan stieg von seinem Sitz und trat hinter den Schlitten, als wollte er etwas aufheben.

Es war sehr kalt; der Barin hatte sich fest eingehüllt und sich die Bibermütze über die Ohren gezogen.

Iwan nahm ein Beil unter seinem Rocke hervor, näherte sich seinem Herrn von hinten, riß ihm die Mütze vom Kopf und sagte: „Peter Petrowitsch, ich hab's dir vorausgesagt; es ist deine eigene Schuld!“ — und mit einem einzigen Schlage spaltete er ihm den Kopf.

Dann hielt er die Pferde an, setzte seinem toten Herrn die Mütze wieder auf den Kopf, stieg auf seinen Sitz und fuhr nach der Stadt und gerade nach dem Gerichtsgebäude.

„Da ist der General,“ sagte er; „er ist tot; ich habe ihn erschlagen. Ich hatt's ihm vorausgesagt, und ich habe Wort gehalten. Nehmt mich fest.“

Iwan wurde ergriffen, vor Gericht gestellt, zu Knutenhieben verurteilt und dann nach Sibirien geschickt.

Der fröhliche Tänzer, der lustige Fink wanderte in die Bergwerke, um für immer zu verschwinden . . .

Ja, unwillkürlich müssen wir — wenn auch in einem andern Sinne — mit Telegin wiederholen: „Es war eine gute Zeit — aber sprechen wir nicht mehr davon.“



Müden an der Mosel. — Nach der Natur gezeichnet von R. Püttner.

November.

Der Sammler.

Inhalt:

Gedenktage im November.

1. 1814 Eröffnung d. Wiener Kongresses.
2. 1846 gest. Elias Tegner, dän. Dichter.
3. 1802 geb. Vinc. Bellini, ital. Kompon.
4. 1787 geb. Edmund Kean, engl. Schausp.
5. 1757 Schlacht bei Roßbach.
6. 1684 geb. Lud. v. Holberg, dän. Dicht.
7. 1773 gest. F. W. v. Seydlitz, General.
9. 1799 Revolution vom 8. Brumaire.
10. 1483 geb. Martin Luther, Reformator.
11. 1770 geb. B. Romberg, Violoncellist.
13. 1862 gest. J. L. Uhland, Dichter.
14. 1716 gest. G. W. Leibniz, Philosoph.
15. 1738 geb. F. W. Herschel, Astronom.
16. 1632 Schlacht bei Lützen.
17. 1787 geb. Gasp. Spontini, ital. Komp.
18. 1768 geb. Zach. Werner, Dramatiker.
19. 1770 geb. A. Thorwaldsen, dän. Bildh.
20. 1815 Zweiter Pariser Frieden.
21. 1819 Elise Jerichau-Baumann, Mal.
22. 1772 geb. L. Hjörtsberg, schwed. Komiker.
23. 1719 geb. J. G. J. Breitkopf, Typogr.
24. 1632 geb. Baruch Spinoza, Philosoph.
25. 1857 gest. J. v. Eichendorf, Dichter.
26. 1282 Bildung des Zuyder-Sees.
27. 1814 Schnellpr. zuerst b. d. Times angew.
28. 1780 Joseph II. wird Kaiser.
29. 1850 Olmützer Vertrag.
30. 1700 Schlacht bei Narwa.

F. Thiersch. 81

Unser Hausgarten.

Von
G. A. Fintelmann.

November.

Wo ein Raum, pflanz' einen Baum,
Und pflege sein, er bringt dir's ein.

Waren schon die letzten Tage des Oktobers kalt und unfreundlich, so hat der November als Uebergangsmonat zum eigentlichen Winter fast nur noch trübe Witterung. Die Engländer nennen ihn den Monat des Nebels, des Menschenhasses und des Selbstmordes. Ohne Zweifel ist der Einfluß des in ihm herrschenden unbehaglichen Wetters auf die Nerven geeignet, die Gemütsstimmung des Menschen herabzudrücken. Der Garten wird immer verlassener und nur wenige sonnenhelle Tage gestatten noch, vielleicht einige Blicke zu thun in das immer noch nicht schlafende Treiben in der Natur. Der wiederholentlich eingetretene Frost hat die letzten Blumen zerstört und alle Blätter von den Bäumen vertrieben, nur aus den Gehölzgruppen leuchten noch die schwarzen Beerenfrüchte des Ligustер, die blauen des Hartriegels, die leuchtend roten des Feuerdorns, der Eberesche und die weißen der Schneebeere hervor und locken die Vögel herbei, ihnen Nahrung und Plätze der geselligen Vereinigung gewährend. Laut hämmernd holt der Specht die Insekten aus den Rissen und den durch sich loslösende Borke gebildeten Schlupfwinkeln hervor, in denen diese Feinde des Gartens ihre Winterruhe zu genießen gedachten.

Aber nur selten sind diese freundlichen Bilder in der freien Natur. Die Freude, die der Garten jetzt gewährt, besteht in der Arbeit des Beschützens seiner beständigen Bewohner vor der todbringenden Kälte und in dem Beginnen des neuen Schaffens und Pflanzens. Freude ferner, aber auch Sorge machen die Gewächse in Töpfen, die nun im geheizten Zimmer, im weniger gelüfteten Raum empfindlicher sind gegen unrichtige Behandlung, wie sie ihnen wohl in den nicht am wenigsten häufigen Fällen durch allzugroße Güte zu Teil wird. Von der geschmackvollen Ausschmückung der Zimmer mit Pflanzen soll an anderer Stelle gesprochen werden. Hier soll nur die Frage beantwortet werden, die am häufigsten von der Blumenpflegerin, dem Blumenfreunde an den gärtnerischen Fachmann gestellt wird: „Wann und wie muß ich meine Pflanzen begießen?" Es handelt sich in den meisten Fällen um Pflanzen der verschiedensten Art, um Fuchsien, Pelargonien, Heliotrop, Rosen, die vor der Kälte in das schützende Haus geflüchtet, noch eine Zeitlang fortfahren, sich mit Blüten zu schmücken, um Myrthen, Granaten, Oleander, Dracänen, einige Palmenarten, Gummibäume, Philodendron und die alles vertragende Aspidistra. Es leuchtet ein, daß es schwierig ist, diese Frage richtig zu beantworten. Auf angemessenes Gießen kommt es bei der erfolgreichen Kultur von Pflanzen ganz besonders an, und der Bedarf der Pflanze an Wasser ist so sehr verschieden je nach der Art, dem Stadium der Vegetation, der Erde, der Beschaffenheit des Ballens, dem Zeitraum nach dem letzten Verpflanzen und dem Standort. Zunächst wende man nur Wasser an, welches die Temperatur des Zimmers hat, in dem die Pflanzen stehen, womöglich Regenwasser, oder doch aber Brunnenwasser, das schon einen Tag im offenen Gefäß gestanden ist und den Einwirkungen der Luft ausgesetzt war, und wenn man gießt, so gieße man so, daß der Ballen gehörig durchfeuchtet wird. Nichts ist schädlicher, als wenn man im Gefühle der Unsicherheit den Pflanzen oft und jedesmal wenig Wasser gibt, das nie den Grund erreicht und so die untern Wurzeln vertrocknen läßt.



Fig. 5. Schutzkästen mit Laubumhüllung.

Die Pflanze verlangt Wasser, wenn die Oberfläche des Wurzelballens trocken geworden ist, wenn das Gefäß, in dem sie steht, beim Anklopfen mit dem gekrümmten Finger einen halben Klang gibt. Das nach dem Gießen im Untersatze sich sammelnde Wasser wird bald von der Pflanze aufgesaugt werden, soweit es nicht verdunstet, und trägt zur Regulierung einer gut verteilten Feuchtigkeit bei.

Gerade im November, wo zuerst stärker geheizt wird, verlangen viele gesunde Pflanzen einen um den andern Tag Wasser. Die laubabwerfenden Gewächse werden gar nicht oder fast gar nicht gegossen, bis etwa Anfang Februar hin. Weniger Wasser

erhalten auch die frisch verpflanzten Sachen. Allen Pflanzen aber muß man durch regelmäßig alle Woche wiederholtes Waschen der Blätter mit Schwamm und Wasser die zum Austausch der Feuchtigkeit dienenden Poren offen halten, wobei auch das ihnen anhaftende Ungeziefer zerstört wird.

Draußen im Garten gestattet das noch immer offene Land eine Reihe von wichtigen Arbeiten, die vorgenommen werden, nachdem die Vorbereitungen zum Decken der gegen Kälte empfindlichen Pflanzen getroffen sind. Das dazu etwa notwendige Material an trockenem Laub und Kiennadeln muß zur Hand liegen. Gleich im Anfang des Monats werden die Rosen niedergehackt und so weit vorbereitet, daß sie mit dem Eintreten der härteren Fröste mit Erde bedeckt werden können. Auch dem Stamm derselben muß einiger Schutz gegeben werden. Die Weinstöcke werden geschnitten, die Reben zusammengebunden, niedergelegt und mit Erde bedeckt oder in Stroh eingebunden. Die auf Quitte oder Paradiesstamm veredelten Kernobstsorten werden an den Wurzeln mit Dünger gedeckt, ebenso die Hochstämme, denen dann der im März untergegrabene Dünger neue Nahrung gibt. Gehölze, wie Alpenrosen, Azaleen, Kirschlorbeeren, baumartige Päonien, Magnolien, zartere junge Coniferen umgibt man, wie Fig. 5 zeigt, mit Kästen, deren Umhüllung aus Laub besteht und die später oben mit einem Deckel abgeschlossen werden. Man hüte sich aber, die *vollständige* Winterdecke aufzubringen, ehe wirklich dauernder Frost eingetreten ist.



Fig. 7. Obstbaum im Topf.

Im Küchengarten werden die abgeräumten Beete gedüngt und gegraben und besonders die herabgefallenen Blätter der Stachelbeer- und Johannisbeersträucher untergegraben, um die in ihnen verborgenen jungen Spannraupen, Geometra grossulariata, zu vernichten.

Zum Verpflanzen der Rosen eignet sich der November am besten. Sie dürfen nicht zu tief gepflanzt werden, höchstens 6–8 cm über dem Wurzelhals der Unterlage, und werden nach einigen Tagen, wie die übrigen, niedergebeugt und gedeckt.

Im Garten werden bei Veränderungen oder neuen Anlagen Erd- und Pflanzarbeiten ausgeführt. Man muß in unserm Klima die Zeit zum Pflanzen zu Rate ziehen. Wie oft folgt auf einen lang dauernden Winter schnell und überraschend der Beginn der Vegetation und mit ihr das Aufhören der sichern Versetzfähigkeit. Die im November gepflanzten Bäume und Sträucher erhalten, soweit sie mehr einzeln stehen, um die Basis des Stammes eine Schutzdecke aus Laub oder altem Dünger.

Ist geeigneter Platz im Hausgarten, so pflanze man Obstbäume und bedenke, daß die Sorgfalt, die auf Verbesserung des Bodens verwendet wird, reichliche Zinsen bringt. Für kleinere Gärten eignen sich zu diesem Zwecke Zwergstämme von Kernobst, oder als Einfassungen von Rabatten Apfel-Schnurbäumchen (Fig. 6), die, in den passenden Sorten ausgewählt, viel Freude machen: Kaiser Alexander, Königlicher Kurzstiel, Pariser Rambour-Reinette, Winter-Goldparmäne, Ribston-Pepping.

Dem Besitzer eines kleinen Hausgartens oder einem Freunde der Pomologie, der vielleicht nicht dauernd über dasselbe Stückchen Erde verfügen kann, gewährt die Zucht der Obstbäume in Töpfen befriedigenden Ersatz. (Fig. 7.) Zweijährige Stämmchen, auf Zweigunterlagen veredelt, würden jetzt in Töpfe von 30 cm Durchmesser gepflanzt werden. Sie erhalten einen guten Abzug aus Scherben und Holzkohle und eine Mischung aus Mistbeeterde, Lehm, etwas Sand und Hornspänen.

Der erste Schnitt hat den Zweck, ihnen eine geeignete Form zu geben. Aepfel eignen sich am besten dazu, demnächst Birnen, Aprikosen und Pfirsich.



Fig. 6. Apfel-Schnurbäumchen.

Trachten der Zeit.

Von

Frau Veronika (J. von Sydow).

Der Herbst in den modernen Farben und Stoffen.

Ein schwermütiger Abend. Geräuschvoll trägt man soeben die leeren Koffer wieder nach dem Boden . . auf allen Fauteuils zerdrückte Toiletten, verblaßte Bänder, entblätterte Blumen. Ein leichter Zugwind bewegt die Gardinen am Fenster und ich sehe die gelb schimmernde Linde in meinem Gartenplatz, die ich in der Blüte verließ: es ist wirklich Herbst.



Und sei Ihr Gemüt in diesem Augenblick noch so sommerfreudig, und können Sie sich noch immer nicht losreißen von dem lauesten, lindesten Seebade, noch immer nicht heimkehren aus Ihrem grünen sonnigen Bergversteck — glauben Sie mir, bald fühlen auch Sie's: es ist Herbst. Sie fragen lachend, wo er sei? Er liegt in der Luft; er bricht goldig wie der Sonnenuntergang durch das Grün der Blätter; er spielt geheimnisvoll mit dem letzten, blühenden Rosenflor; er legt sich auf unser Herz mit rätselhafter Sehnsucht. Ach, selbst die Mode ruft mir ja zu: Veronika, es ist Herbst!

Wenn ich an die modernen Gewebe unserer Möbel und Wandbekleidungen denke, schwirren mir alte Kindererinnerungen im Kopfe. Ich bin wieder bei ihr, der lieben, weißhaarigen Frau, die mir so oft am Abend die alte Kirschbaumtruhe aufschließen mußte mit ihren alten Fleckchen und Stückchen — dieselben alten, verschossenen Farben, Töne von solcher Stumpfheit, als hätten hundert Sommersonnen ihre Kraft ausgezogen, dieselben alten „Reste“ wie aus der Mode von heut!

Es gibt nichts Neues unter der Sonne, und das Neueste ist das, was wir schon vergessen haben.

Wenn Sie sich modern einrichten wollen — entschließen Sie sich zu alten Gobelins, je verblichener desto schöner, je älter und primitiver in der Behandlung des Fadens, von desto mehr Schick.

Das sind gar keine kostbaren Passionen mehr; — die alten Gobelins werden in so wunderbarer Vollendung imitiert, daß Sie die Koupons uralter



Stofftapeten heute meterweise in den Magazinen der Mode kaufen, wie jeden anderen Stoff Ihrer Toilette.

Wenn Sie den Geschmack Louis XIV. lieben . . bringen Sie in Ihrem grünen Plüschzimmer verschiedene Details in diesem Geschmack an. Vielleicht ist eine Nische da, die einen Behang braucht, oder Sie lassen Sofa oder einzelne Stuhllehnen damit beziehen.

Das bringt ein ungemein interessantes Moment in Ihre Zimmereinrichtung — einen Anstrich von Stil, der mit ganz geringen Mitteln Ihre vier Wände mit der modernsten Toilette versieht.

Auch unsern Handarbeiten eröffnet sich mit dieser Mode der „Imitationen“ ein sehr weites, interessantes Feld. Denn mit Hilfe dieser in geradezu köstlicher Vollendung hergestellten alten Farben ist auch die Kreuzstichstickerei heut im stande, das Gewebe alter Gobelins täuschend nachzuahmen und in der Zimmereinrichtung zur Geltung zu bringen.



Und nun die Mode unserer Toilette!

Gedämpft in der Farbenstellung, unberechenbar und unruhig im Muster, hat ihre Charakteristik im Augenblick viele Aehnlichkeit mit den Tagen, in denen wir leben. Ein sehr originelles, mit Silberfäden durchschossenes Gewebe scheint sogar die Fäden festgehalten zu haben, die der scheidende Sommer über die Heide spinnt. Das sind alles stille, dunkle Töne — Uebergangsfarben von ungemeiner Diskretion in Bronze, Olive, Maulbeerfarbe, in ganz verhangenem Heliotrope, tiefem Grün und Braun. Es ist schwer, da von irgend welcher Bevorzugung sprechen zu wollen — schwerer noch, bestimmte Namen für diese Modefarben zu fixieren. Man benennt sie wohl nach dem Gefieder der „Perdrix“, dem Blatt der Pistazie, dem Wasser des Achensees, der Olive, dem Schatten der Ulme u. s. w.; aber diese Palettenpoesieen gehören willkürlich und individuell dem einzelnen Modisten an.

Denn nicht nur die Farbenstimmung, auch der Stoff selbst, das Gewebe verlangt seinen neuen Namen — und doch irren Sie, mamie, wenn Sie glauben daß diese originellen, stillosen Fadenkonstellationen, diese grobfadigen, unwahrscheinlichen Knötchen, dieses übermütige Spiel mit der Pedanterie des Webstuhles, in unseren modernen Geweben darum selbst etwas Neues ist. Wollte man kurz eine Charakteristik davon geben, verständigte man sich am besten, wenn man sagte: im Augenblick sind für unsere Toilette die Herrenstoffe modern. Leichte Tuche und englische Cheviots, mit Vorliebe grobwollig und von jener absichtsvollen Negligence der Fadenverbindung, die im letzten Sommer der Morgen- und Brunnentoilette unserer Herren jenen Anstrich von Abandon gab, der schließlich noch mehr in der bequemen und zwanglosen Form des Schnittes liegt.

Aber auch an diesem Schnitt ist die Mode nicht ohne Annektion vorübergegangen; der Paletot, namentlich der sogenannte Kostüm-Paletot wird immer herrenrockartiger.

Bei diesen Kostümen, so zu sagen „aus einem Guß“, kommt im Schnitt meist etwas sehr jugendlich Frisches und Flottes zum Ausdruck. Es ist die Jugend, die ihn trägt, und auf dem Skating-Rink kann man allen Modellen begegnen. Hier sieht man auch vielfach zu diesem Kostüm einen kleinen, koketten Hut von dem Stoffe der Toiletten. Ein bestimmtes Modell, „Moussue“ genannt, ist poetisch gedacht, und tausend kleine Hände werden danach langen. Es handelt sich hier um einen moosgrünen, stark belegten Moussestoff, garniert mit dem vollen, gesättigten Rot etwa des Jacques Minot, das sich in diskretester Weise als Passepoil, Futter der Plissees am Rock, Futter des Paletots u. s. w. angebracht findet, und schließlich in einem



Tuff leuchtender Rosen auf dem Hute von Moussestoff dominiert.

Auch ein ganz eigentümlicher weichflockiger Trikotstoff wird mit Vorliebe zu modernen Paletots verwandt; mehr als ein anderer sichert er schlanken, biegsamen Frauengestalten ihre graziösen Konturen.

Es ist ein englisches Gewebe von vieler Distinktion und ein solcher Paletot wärmt wie der „Ulster“ von weichem Himalaya, oder von Cheviot, oder von Tuch, dessen auf uns übergegangene Form gleichfalls englischen Ursprunges ist. Der Ulster der Engländerin deckt den Begriff unseres Regenmantels, und rettet doch dabei den Anstrich jener Eleganz, welche letzterem bei uns unter allen Umständen abgeht, indem er sich kürzer präsentiert — er reicht nie bis zum Saum des Rockes und schließt meist schon mit dem Knie ab —, als dieser, im Stil sich den Redingotes anreiht, und sich an jene vornehmen, weichen Gewebe hält, wie sie die englische Industrie so ganz besonders schick zu fabrizieren versteht.

Als Form des eleganteren Umhanges für Straße und Promenade gilt nach wie vor das Mantelet. Hinsichtlich der Garnitur herrscht dieselbe Freiheit wie bei dem Kostüm: hier die Wahl zwischen verschwenderischer Fülle von Schmelzperlen, funkelnden Agraffen, Chenillestickerei, gekreppter Franse, Federbesatz und hundert verschiedene Passementerieen: dort nichts weiter als einfache Steppstichlinien, als Abschluß des unteren Saumes, des Kragens und der Aermel.

Erfordert der Ulster im allgemeinen die Begleitung des Schirmes, so gehört zu Paletot und Mantelet der Fächer. Der Straßenfächer, mit welchem wir uns vor der Sonne dieser ersten Novembertage schützen, wird meist in der Farbe des Kostümes gewählt.

Die Stäbe bestehen aus knorrig braunem Holz, auf welchem man hier und da eingelegte Vögel oder Käfer sehen kann. Auf dem hellen Salonfächer begegnet man kleinen Federzeichnungen, Strandbilder darstellend, so leicht und skizzenhaft, als hätte die kleine Hand, die ihn bewegt, just einen Augenblick vorher erst die Laune verspürt, die Skizze zu entwerfen.

Der meine ist groß genug, um Ihnen hinter seinen schützenden Stäben noch ein ganz kleines, ganz unwesentliches Toilettengeheimnis zu verraten. Pudern Sie sich? fast hätte ich gefragt: Pudern Sie sich auch?

Das Magazin français empfiehlt, statt der Puderquaste von unsrem Toilettentisch, einen kleinen Fäustling von Schwan beim Auftragen zu benützen. Drolerie.

Und Sie fragen mich noch einmal, wo der Herbst ist? Er liegt in der Luft; er bricht goldig wie der Sonnenuntergang durch das Grün der Blätter; er spielt geheimnisvoll mit dem letzten, blühenden Rosenflor; er legt sich auf unser Herz wie rätselhafte Sehnsucht. Ja, selbst die Mode ruft: Veronika, es ist Herbst! —

Der schlaue Handwerksbursche.



1.



2.



3.



4.

Küche und Haus.

November.

Jahreszeit des Eßbaren.

Haustiere wie im vorigen Monat. Dasselbe gilt vom Haarwild, wovon besonders das Schweinswildbret und die wilden Schweinsköpfe an der Reihe sind. Unter dem Hausgeflügel stehen jetzt die Gänse obenan. Zum Federwild kommen noch die Fasanen. Maränen sind jetzt bis März zu vermeiden. Gemüse wie im Oktober, besonders schönes Kraut. Hülsen- und Kürbisfrüchte gehen zu Ende; desgleichen Pfirsiche und Pflaumen, während noch neue Aepfel- und Birnensorten kommen. Maronen werden an der Luft und in Zucker konserviert.

Ob die Milch gut ist?

Das hier ist die Frage, wenigstens in dem kleinen und doch so wichtigen Bereiche der Haushaltung. Die Hausfrau macht ein langes Gesicht, der Hausherr kommt in üble Laune, die Kinder verziehen den Mund, wenn morgens beim Kaffee die Milch bläulich und durchsichtig aus der Kanne rinnt, so daß man sie für eine Halbschwester des Wassers halten könnte. Die Milchfrau behauptet natürlich, nichts von dieser verwandtschaftlichen Beziehung oder etwaigen Entrahmung zu wissen, und der Jungfer Köchin fehlt ein entsprechendes leichtes Beweismittel. Doch nein nicht „fehlt“, sondern „fehlte“; der neue Milchprüfer, von dem wir umstehend eine Abbildung geben, gestattet ohne alle Kenntnisse, nachzuweisen, welcher Beschaffenheit die Milch ist. Das von Professor Heeren in Hannover erfundene und Pioskop genannte kleine Instrument besteht aus zwei Teilen, dem kleinen, 6½ cm im Durchmesser haltenden Teller aus Hartgummi (Fig. 2) und einer gleich großen Glasscheibe (Fig. 1). Die letztere ist mit 6 verschieden getönten, grau-blauen Farben angestrichen, nur ein Raum von etwa 2½ cm ist farbfrei und durchsichtig. Dieser Raum entspricht einer von einem ⅓ mm hohen Rand umgebenen Erhöhung auf dem Hartgummiteller. Werden auf diese Erhöhung einige Tropfen Milch gebracht, dann die Glasscheibe aufgelegt, so daß sich die Tropfen im Umfang des farbfreien Mittelpunktes der Glastafel verbreiten, so zeigt die Milch in Folge des Durchscheinens des dunklen Untergrundes eine Farbe die mit irgend einer der Färbungen der Glasscheibe

Humoreske von L. Meggendorfer.



3.



4.



7.



8.

gleich ist. Die auf der Tafel angebrachten Bezeichnungen fällen dann ein unbestechliches Urteil über



Heerens Milchprüfer Fig. 1.

die untersuchte Milch, auf Grund des größern oder geringern Fettgehalts der letztern.



Heerens Milchprüfer Fig. 2.

Speisezettel für November.[1])

1) Suppe mit Polenta. Gespicktes Kalbsfrikandeau und Blumenkohl. Gänsebraten mit Salat und Apfelkompott. Dampfnudeln mit Vanillensauce.

2) Suppe mit Wurzelpüree. Barsch mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Rosenkohl mit Spickgans. Hammelkeule mit Salat und Prünellen.

3) Suppe à la reine. Warme Heringspastete mit Kartoffeln. Hasenbraten mit Salat und Apfelsinen. Schokoladen-Auflauf.

4) Legierte Graupensuppe. Rindfleisch mit Sardellensauce, Kartoffeln und Mixed-Pikles. Teltower Rüben mit Schinken. Gebratene Tauben mit Salat und Birnen.

5) Suppe mit Markklößchen. Lachs auf Schweizer Art mit Kräutern, Sardellen und Kapern. Rumpsteaks mit gebratenen Kartoffeln und Salat. Omelette mit Marmelade.

6) Suppe von Linsenpüree. Gebackenes Kalbshirn mit pikanter Sauce. Schwarzwurzeln mit Zunge. Schweinebraten mit Kartoffeln, Salat und Preißelbeeren.

1) Durch Hinweglassen einer Fleischspeise, der süßen Schüssel oder beider Gerichte kann man Küchenzettel nach Belieben einrichten.

7) Französische Suppe. Hechtfrikassee im Reisrand, Sauerbraten mit Kartoffel-Krockets, Salat und eingemachte Kirschen. Rahmstrudel.

8) Suppe mit Kalbsmilch. Rinderschwänze mit Madeirasauce und Kartoffeln. Schinkennudeln. Gebackene Hühner mit Salat und Melone.

9) Suppe mit Lungenkrapfen. Dorsch mit Butter und Kartoffeln. Rinderfilet mit Gemüsen, gebratenen Kartoffeln und Gurken. Beignets von Aepfeln.

10) Fischsuppe. Grilliertes Rindfleisch mit Kartoffeln und Selleriesalat. Rotkohl mit Saucischen. Rehbraten mit Salat und Prünellen.

11) Suppe mit Reis. Eier in Remouladensauce. Kalbsbraten mit Kartoffeln, Salat und Birnen. Böhmische Kolatschen.

12) Wildsuppe mit verlorenen Eiern. Hecht mit Meerrettig, Butter und Kartoffeln. Maronen-Püree mit Hammelkoteletten. Wilde Gans mit Salat und eingemachten Himbeeren.

13) Suppe mit Blumenkohl. Kalbskopf mit Madeirasauce, Kartoffeln und Pfeffergurken. Wirsingkohl mit Schinken. Beefsteaks mit Salat und Katharinenpflaumen.

14) Suppe mit Sago. Ungarisches Gulaschfleisch mit Kartoffeln und Krautsalat. Blumenkohl mit Zunge. Gebratener Kapaun mit Salat und Apfelsinen.

15) Erbsensuppe mit Schweinsohren. Gebackene Maränen. Hasenbraten mit Kartoffeln, Melonen und Salat. Sago-Pudding mit Weinsauce.

16) Legierte Reissuppe. Aal in Aspik. Rindfleisch mit gestovtem Sellerie. Gebratenes Haselhuhn mit gerösteten Kartoffeln, Salat und eingemachten Johannisbeeren.

17) Suppe mit geschnittener Eiergerste. Gebackener Stockfisch mit Parmesankäse und Bechamelsauce. Teltower Rüben mit Spickgans. Krustierter Hammelrücken mit Salat und Birnen.

18) Suppe mit Wiener Scheberl (gebackener Teig in viereckiger Form). Karpfen blau, mit Butter und Kartoffeln. Birnen, Klöße und Schinken. Kalbsbraten mit Salat und Preißelbeeren.

19) Mockturtle-Suppe. Rosenkohl mit Brisolets. Gänsebraten mit Salat und eingemachten Kirschen. Gebackene Griesbirnen mit Hagebuttensauce.

20) Aepfelsuppe. Barben mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Weiße Rüben mit Hammelfleisch. Wildbraten mit Salat und eingemachten Reineclauden.

21) Suppe mit Kalbfleischpüree. Gebackene Schleie mit weißen Bohnen. Rinderbraten mit Kartoffeln, Salat und Prünellen. Schokoladencreme.

22) Suppe mit Fischklößchen. Klops, Sardellensauce und Kartoffeln. Blumenkohl mit Zunge. Gebratene Tauben mit Salat und eingemachten Erdbeeren.

23) Suppe mit Eierkuchen. Irish stew. (Kartoffeln, Zwiebeln, Hammelfleisch). Kalbssteaks, gebratene Kartoffeln, Salat. Karthäuserklöße mit Weinsauce.

24) Grünekernsuppe. Fischragout in Coquillenschalen. Farsierter Wirsingkohl mit Schinken. Roastbeaf mit Krautsalat, Apfelkompot und gebratenen Kartoffeln.

25) Linsensuppe mit Bratwurst. Dorsch mit Butter und Kartoffeln. Gebratener Kapaun mit Salat und Birnen. Marasquin-Creme.

26) Suppe mit Maronen und Klöschen. Gebackene Artischocken mit Petersilie. Sauerkraut mit Hecht. Hammelbraten mit Kartoffeln, Salat und Pflaumen.

27) Suppe mit gebratenen Eiergraupen. Rinder-Koteletts mit gebratenen Kartoffeln und Gurken. Rosenkohl mit Zunge. Gebackene Hühner mit Salat und Melone.

28) Suppe mit Eierkäse. Gänseleberkuchen mit Muschelsauce. Sauerbraten mit Kartoffeln, Salat und Preißelbeeren. Zitronenpudding mit Himbeersauce.

29) Französische Kraftsuppe. Karauschen mit Kümmelsauce und Kartoffeln. Schinkennudeln. Hasenbraten mit Salat und Kirschen.

30) Suppe mit Fleischklöschen. Sauerkraut, Erbsenpüree und Pöckelfleisch. Krammetsvögel mit Salat und Johannisbeeren. Apfeltörtchen.

Von Himmel und Erde.[1])

Der durch Auflegen des dem Heft 1 beigegebenen Rahmens dargestellte Teil des Himmels für die einzelnen Monate zeigt die Stellung der Sterne für die Mitte des Monats und zwar für abends 10 Uhr. Außerdem ist noch zu bemerken, daß der Beobachter ungefähr im mittleren Deutschland wohnend gedacht wird und der Sternenhimmel sich täglich von Ost nach West um die Erde zu wälzen scheint, die Sterne sich also in der gleichen Richtung um einen Punkt des Himmels drehen, der auf unserer Himmelshälfte durch einen hellen Stern bezeichnet wird, welcher den Namen **Polarstern** führt. Nach diesen Vorerinnerungen können wir unserer Aufgabe, die Sternbilder kennen zu lernen, näher treten.

Der gestirnte Himmel im Monat Oktober.

Zu diesem Zwecke begeben wir uns um die oben angegebene Abendstunde des Oktobers an einen Punkt, der einen freien Ausblick auf den Himmel gewährt. In heller Nacht sehen wir dann, wenn wir uns mit dem Gesicht nach Norden wenden, dort nahe dem Horizonte das hervorragende Sternbild des **großen Bären** oder des **großen Wagens**. Es ist kenntlich durch 7 helle Sterne, von denen 4 eine Art Trapez bilden, während 3 andere den Schwanz des Bären oder die Deichsel des Wagens vorstellen. Der feststehende Polarstern, um den sich alle uns sichtbaren Sterne täglich herumdrehen, ist der äußerste von sieben andern, die etwas lichtschwach sind und gewissermaßen ein verkleinertes Abbild des großen Bären bilden. Sie werden deshalb als das Sternbild des **kleinen Bären** bezeichnet.

Richtet man vom Polarstern den Blick nach dem Scheitelpunkte hin, so erkennt man nahe bei diesem 5 Sterne, die fast ein lateinisches W bilden. Sie umfassen das Sternbild der **Cassiopeja**. Wendet man sich nach Nordosten, so erblickt man eine kleine Gruppe von 6 oder 7 nahe beieinander stehenden Sternchen. Es sind die **Plejaden**. Ausnahmsweise scharfe Augen sehen aber dort in äußerst klaren Nächten 10 ja 14 Sterne. Braucht man ein gutes Opernglas, so kann man wohl 20 Sterne unterscheiden und mit dem Fernrohr erblickt man deren mehrere Hundert.

Oestlich von den Plejaden, tief am Horizont hin, erblickt man einen sehr glänzenden Stern, dem eine etwas zerstreute Gruppe schwacher Sterne voraufgeht. Jener funkelnde Stern ist **Aldebaran**, der Hauptstern im Bilde des Stiers, und diese Gruppe sind die **Hyaden**. Mit einem Opernglase sieht man sogleich, daß der glänzende Aldebaran rot gefärbt ist. Zieht man von diesem in Gedanken eine Linie nach dem Polarstern, so sieht man östlich von dieser Linie einen hell funkelnden Stern. Es ist Capella in der Konstellation des Fuhrmanns. Auf der andern Seite des Polarsterns, tief im Westen, funkelt ein ebenso glänzender Stern, Wega, der Hauptstern im Bilde der Leier, nach Sirius der hellste bei uns sichtbare Fixstern. Wendet man jetzt den Blick nach Süden, so findet man etwas südlich vom Scheitelpunkte vier ziemlich helle Sterne, die ein Trapez bilden. Sie gehören dem Sternbilde des **Pegasus** an. Zwischen diesem Sternbilde und der Cassiopeja findet man mit Hilfe unserer kleinen Karte leicht das Sternbild der **Andromeda**, sowie dasjenige des **Perseus**. Ebenso ist das Bild des **Schwans** zwischen Pegasus und Leier nicht schwer aufzufinden.

Der gestirnte Himmel im Monat November.

Begeben wir uns Mitte November gegen 10 Uhr abends wiederum ins Freie, wo wir einen vollständigen Rundblick über das sternbesäete Himmelsgewölbe haben, so finden wir das Aussehen desselben im Vergleich zum vergangenen Monate etwas verändert. Zunächst suchen wir den **großen Bären** wieder auf und finden ihn noch in tiefer Stellung am Nordhimmel, allein er ist doch merklich gegen Osten gerückt. Die **Cassiopeja** steht mehr gegen Westen hin, die **Plejaden** sind dagegen viel höher heraufgekommen und auch **Aldebaran** mit den ihm voraufgehenden Hyaden ist besser zu sehen. Im Südosten, ziemlich hoch über dem Horizonte, glänzen mehrere mäßig helle Sterne; sie gehören dem Sternbilde des **Walfischs** an und können mit Hilfe unserer kleinen Sternkarte leicht aufgefunden und erkannt werden. Das Sternbild des **Pegasus** neigt sich schon beträchtlich gegen Nordwesten.
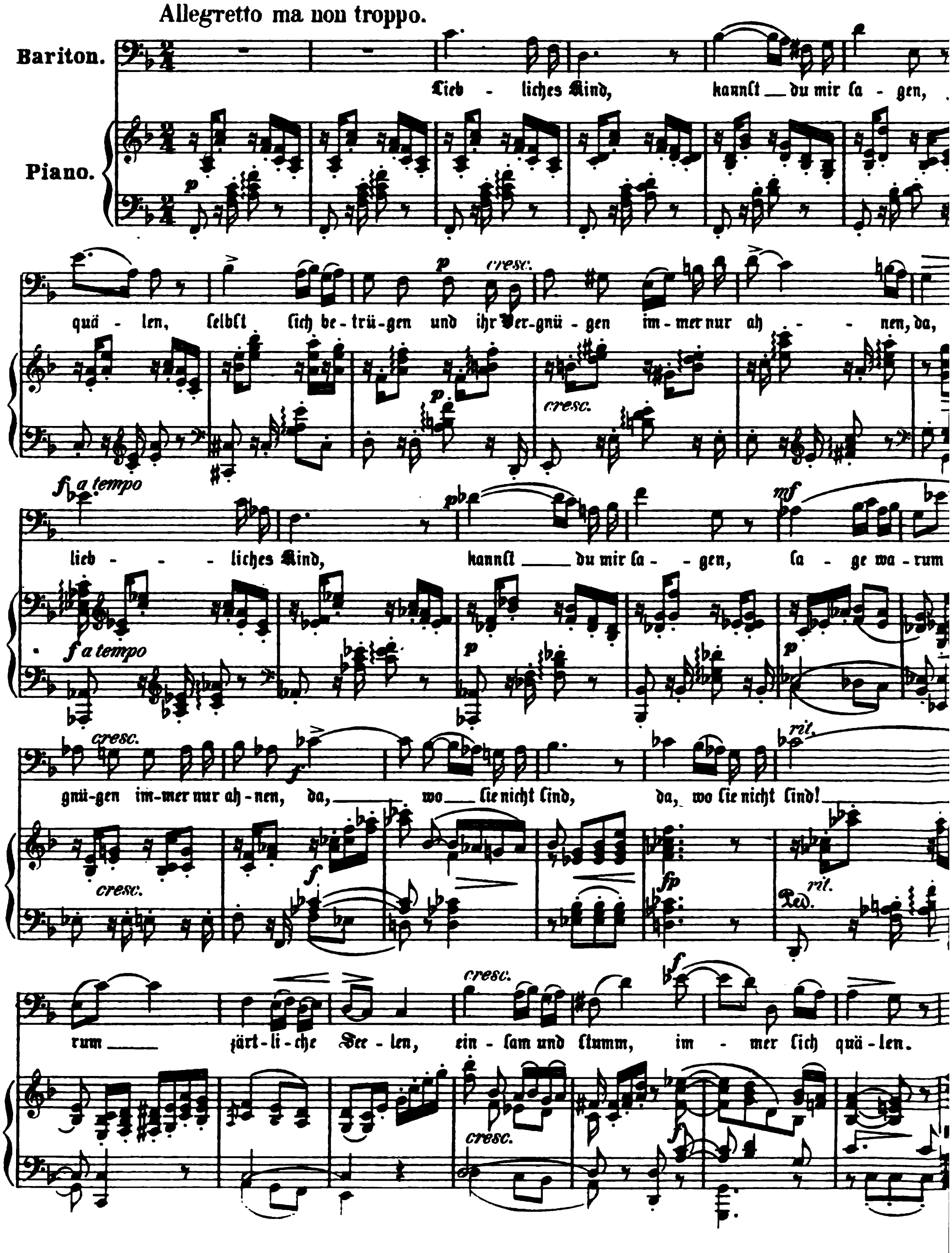
Nahezu südlich von den Plejaden und mit diesen und Aldebaran ein spitzes Dreieck bildend, erblicken wir noch einen sehr hellen Stern, der jedoch nicht wie die andern funkelt, sondern in ruhigem, gelblichem Lichte glänzt. Es ist der Planet **Jupiter**. Wenn man ihn mit einem guten Opernglase betrachtet, so findet man rechts und links von ihm kleine Sternchen, seine **Monde**, deren er im ganzen **vier** besitzt.

---

[1]) Wir geben, dem Wunsche vieler Abonnenten entsprechend, nachstehend einen Auszug aus den bereits auf dem Umschlag des ersten Heftes mitgeteilten Angaben über den „gestirnten Himmel“ und werden auch ferner diese Rubrik in das Heft selbst aufnehmen, um sie vor dem Verlorengehen beim Einbinden zu bewahren.

Unsere H
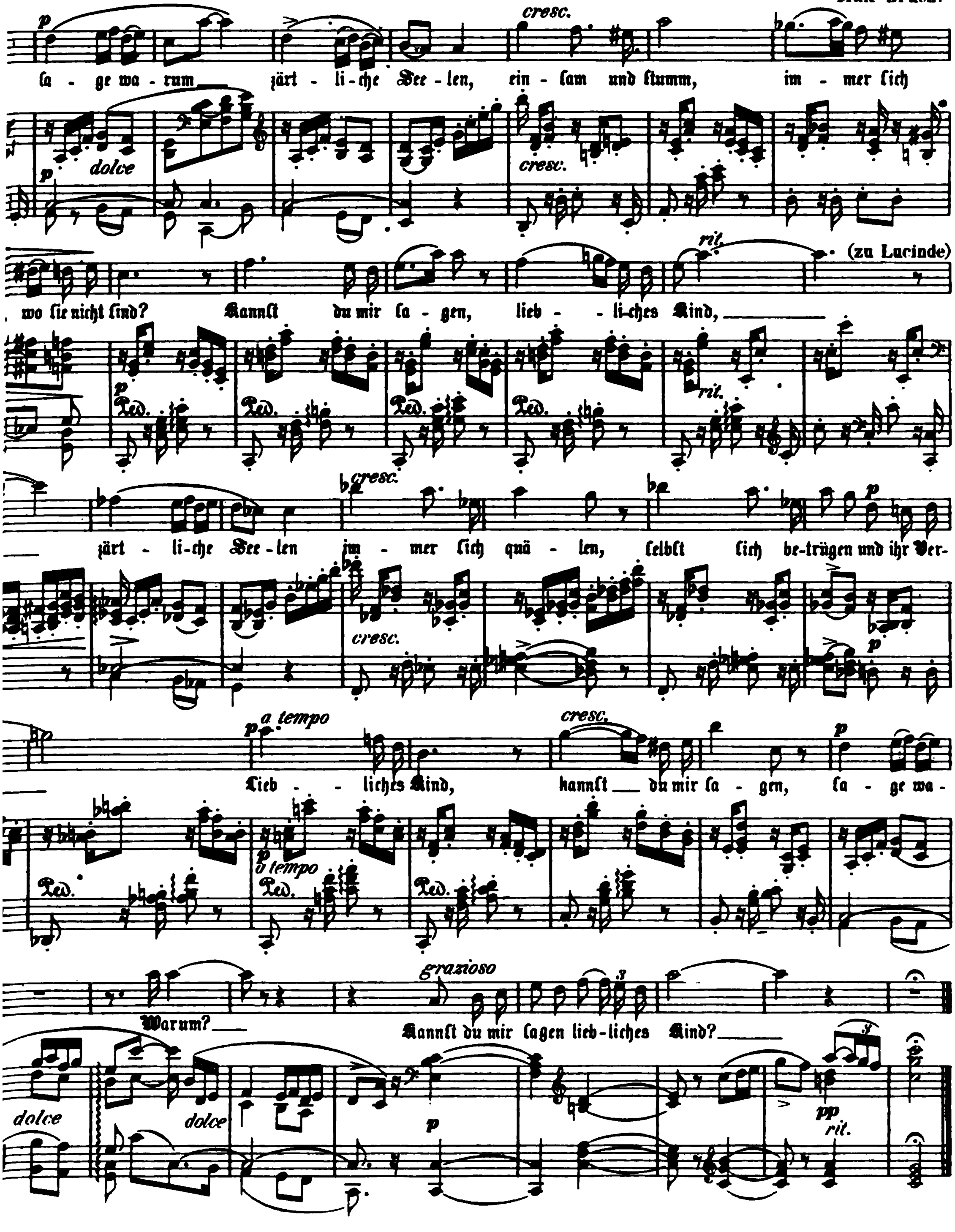
Lied für Bariton.



ausmusik.

Von Max Bruch.

Max Bruch.



Zum Kopf-Zerbrechen.

Schach-Aufgabe Nr. 2

von

Hermann von Gottschall,

dem ersten Preisträger im letzten amerikanischen Problemturnier.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Buchstaben-Rätsel.

Von H. Littauer.

1.

Ich bin ein Gott, der hochgeehrt
Einst war in Gräcia,
Liest du die Zeichen umgekehrt,
Such' mich in Afrika.

2.

Auf Spaniens Karte suche mich, doch mit versetzten Lettern,
Wirst du die deutschen Karten nicht umsonst nach mir durchblättern.

3.

Eilst du dem 1, 2, 3, 4 zu,
Weil früh und spät
Der Arzt dir's rät,
Magst 2, 3, 4 den Andern du.

4.

Die beiden ersten sind ein Name,
Die dritt' und vierte eine Dame,
Das Ganze tötet, doch läßt's auch gesunden —
Nun rate, bis du das Wort gefunden.

Silbenrätsel.

1.

Die Erste meldet sicher ein Vermerk,
Und wär' sie noch so klein, in der Geschichte,
Sie ist ein blutig, grausenhaftes Werk
Und machte manche Hoffnung schon zunichte.

Sobald man meine Zweite nur besitzt,
Darf ihres weitern Zweckes man vergessen,
Doch wenn viel Geld in ihren Händen blitzt,
Treibt sie's auch sonst zu Zeiten wie besessen.

Weh' jedem Wesen, dem die Ganze droht,
Die keine angenehme Art der Zweiten,
Sie bringt fast immerdar in Not und Tod
Mit kurzer Prozedur die ihr Geweihten.

2.

Ich bin ein Mann, der ganz was ihm beliebt
Und was ihm gut dünkt, thun und lassen kann,
Doch auch ein solcher, der sich Mühe gibt
Daß er die Macht verliert, die er gewann.

Ich bin ein Mann, den keine Schranke quält,
Ein Glücklicher, dem dennoch etwas fehlt,
Nichts könnte mir das Leben noch versüßen
Und dennoch geht sich's schlecht auf meinen Füßen.

Homonym.

Du armer Schelm! Wo immer du erscheinst,
An keiner Thüre heißt man dich willkommen;
Doch tröste dich: am Himmelsthor dereinst
Wirst desto freundlicher du aufgenommen.

Rebus.



Auflösungen zu Heft 1.

Buchstabenrätsel: Molke, Moltke. — **Rebus:** Gambettas Prestige wankt. — **Silbenrätsel:** Nordkap, Industrie, Horizont, Irene, Lanzenreiter, Ibis, Saffrangelb, Truppenschau, Eger, Danzig: Nihilisten. Petersburg. — **Homonym:** Fidel; Fidel. — **Rösselsprung:**

In dem Walde sprießt und grünt es
Fast jungfräulich lustbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling sei willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,
Wie du flötest selig trübe,
Schluchzend langgezogne Töne
Und dein Lied ist lauter Liebe! (Heine.)

Rösselsprung.

gend	sprach	ter	Zeit!	Der	ruft	in	Ael
Va	te	nicht!	ter	mei	Der	Va	nach
du	Ju	es	schon	Man	sagt	ter	wars
auch,	zum	gu	ner	va	So	dir	ter
ter	Zeit	Es	klagt	chen	Her	es	spricht:
eb	ter	sprachs	O.	Sohn,	und	so	mit
te	va	Das	spre	um	Brauch.	ze	so
Al	zu	al	Groß	leib.	zum	dich	der

Aus der Autographen-Mappe der Redaktion.

Mitarbeiter des zweiten Heftes.



Neue Bücher.

Don Juans letztes Abenteuer. Drama in zwei Akten von Alfred Friedmann. Leipzig, Karl Reißner. 1881. — **Die Vestalin.** — Ein epischer Sang aus römischer Zeit. Von dems. Leipzig, O. Lenz. — **Ersetzter Verlust.** — Novelle von demf. Hamburg, J. F. Richter. 1881.

Das eigenartige Talent Friedmanns spricht sich auch in seinen neuesten Werken aus. Gemein ist ihnen allen poetischer Gehalt, edle Sprache, Wohllaut und Klarheit des Ausdrucks, Schärfe in der Charakteristik und Anschaulichkeit in den Schilderungen. Aber auch an spannendem Interesse fehlt es nicht, so vornehmlich in dem originellen Don Juan, ein Drama, das freilich schwerlich auf die Bühne kommen wird. Das Ueberwältigende der wahren Liebe gegenüber der bloßen Sucht nach Liebesabenteuern ist glücklich geschildert. Die in Trochäen verfaßte und Georg Ebers gewidmete Dich-

tung „Die Vestalin“ führt uns mitten in das römische Leben, von dem Friedmann ein farbenreiches Bild entwirft, und zeigt ebenfalls den Sieg der Liebe über Schrecken und Gefahren. Die Novelle „Ersetzter Verlust“, in gereimten, fünffüßigen Jamben, hat ein reiches stoffliches Interesse und ist mit vielem Humor behandelt. Durch ihre zierliche Ausstattung empfehlen sich die Schriften Friedmanns auch zur Einreihung in die Geschenklitteratur.



Deutsches Thor in Metz, ein interessantes Denkmal früherer Befestigungskunst.

Der Komponist der „Lorelei“.

Der begabte Komponist des diesem Hefte beigegebenen Liedes für Bariton, Max Bruch, hat sich vornehmlich durch seine größern Werke, die „Szenen aus der Frithjofssage“, die „Szenen aus der Odyssee“, Schillers „Dithyrambe“ und die beiden Opern „Lorelei“ und „Hermione“ (nach Shakespeares „Wintermärchen“) bekannt gemacht. Bruch, der sich unter Breidenstein in Bonn und Hiller in Köln ausbildete, war nacheinander Direktor des Musikinstituts in Koblenz und Hofkapellmeister in Sondershausen. Jetzt lebt er in Bonn. Bruchs Kompositionen sind in Erfindung und Ausdruck von gleich edler Schönheit, voll Kraft und Frische.

Unsere Künstler.

Außer den zahlreichen Text-Illustrationen, die zum Teil von Künstlern wie Specht, Baisch u. a. herrühren, sind dem zweiten Hefte unserer Zeitschrift auch drei Vollbilder beigegeben, über deren Schöpfer es dem Leser nicht uninteressant sein dürfte, etwas zu erfahren. Die erste dieser schmucken bildlichen Beigaben entstammt dem Künstlergriffel Paul Thumanns, der, ein Liebling der Frauenwelt, in letzter Zeit namentlich durch seine Illustrationen zu Chamissos „Der Frauen Liebe und Leben“ allgemeine Gunst sich erworben hat. Thumann stammt aus der Niederlausitz, wo er in Tyschadsdorf am 5. Oktober 1834 geboren wurde. Er bildete sich auf der Berliner Akademie, bei Julius Hübner in Dresden und bei Pauwels in Weimar, wo er von 1866—1872 Professor an der Kunstschule war. 1875 folgte er einem Ruf an die Berliner Akademie. Ein vorzüglicher Illustrator, als welcher er u. A. auch Goethes „Wahrheit und Dichtung“ behandelte, hat er auch größere Gemälde geschaffen, von denen namentlich fünf Lutherbilder zu erwähnen sind. In bewegtere Zeit als Thumanns „Opfernde Frauen“ versetzt uns das durch Naturwahrheit fesselnde Blatt von Emil Hünten, eine Szene aus dem „großen Krieg“. Geboren wurde Hünten 1827 zu Paris, künstlerisch ausgebildet bei H. Flandrian, Dykmans und Camphusen. Sein erstes Bild nannte sich „Kürassiere aus der Zeit Friedrich II. zum Angriff über die Brücke sprengend“. Zu den Hauptwerken H.s, der sowohl die Feldzüge von 1864 und 1866, wie den von 1870/71 mitmachte, gehören u. a.: Gefecht bei Katholisch-Hemersdorf, Schlacht bei Zorndorf, Nostiz bei Oeversen, Erstürmung der Düppeler Schanzen, Blücher, Kronprinz und Garde bei Königsgrätz, Hessische Division bei St. Privat, Chasseurs d'Afrique bei Sedan, Szene aus der Schlacht bei Wörth u. s. w. Das dritte Vollbild zeigt uns das nach der Natur von dem in München domizilierenden Künstler Richard Püttner, einem der besten und geschicktesten Illustratoren auf landschaftlichem Gebiete, gezeichnete „Rüden an der Mosel“. Namentlich durch seine hervorragende Beteiligung an dem großen Prachtwerk „Unser Vaterland dürfte P. auch den weitesten Kreisen bekannt sein. Treue in Wiedergabe der Natur verbindet sich in seinen Arbeiten mit Stimmung und Poesie.



Von der Herbstjagd.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Musik-Programm und Programm-Musik.

Von

Ludwig Meinardus.

Konzert und nachfolgendes Festbankett, welches die Liedertafel „Harmonie“ zur Feier ihres Stiftungstages veranstaltete, sind vorüber. Ich schlendre mit summendem Kopfe ermüdet heimwärts. Es ist spät geworden. Die lauten Stimmen des Tages sind längst verstummt. Schwarz und schweigend ragen die hohen Gebäude der Straßen empor. Ihre Dächer verhüllt der sternlose Nachthimmel. Mein Blick fällt auf ein erleuchtetes Mansardenfenster, das einzige Zeichen wachen Menschenwesens weit und breit!

„Habe nun, ach!“ seufzt Fausts Geist bei diesem Anblick mir in die Seele. — Seufzt mit ihm wohl auch so der grübelnde Kopf hinter jenem matt erhellten Fenster? — Ich kenne ihn. Dort wohnt ein Jüngling von 24 schönen Lebenslenzen. Er hat ein feingeschnittenes, bleiches Antlitz, umrahmt von langem, blauschwarz glänzendem Haupthaar, das locker und weich auf das graue Hauskleid herabfließt, darein die Gestalt ihre schlanken, schmächtigen Glieder gehüllt hat. Ein zierliches Schnurrbärtchen schmückt seine Oberlippe, die sich schmal und fest auf die untere preßt. Fieberhaft leuchtende schwarze Augen, eine sinnende Stirnfalte, dazu sensitive, tadellos weiße Hände, von denen die rechte soeben eine goldne Feder in das Tintenfaß taucht, während die linke mit langausgestreckten hagern Fingern auf einem Papierbogen ruht, auf welchem man dreißig fünflinige Notensysteme Partitur zählt, die zum größern Teil mit hunderten zierlich und fließend geschriebener Musiknoten bedeckt sind: also kein Stubengelehrter sitzt dort oben über schweinsledernen Folianten, sondern ein „Tondichter“ und zwar — ich kenne ihn — einer vom reinsten Wasser des modernsten Kunstideals — ein „Zukunftsmusiker“; doch diese Bezeichnung der Spezies hören ihre heutigen Vertreter ungern.

Unser Tondichter gebiert soeben in nächtlicher Qual ein großes symphonisches Charaktergemälde in Tönen. Auf einem Lesepult liegt vor ihm aufgeschlagen Julius Wolffs „wilder Jäger“. Die sechs in der Partitur vorgeschriebenen chromatischen Ventilhörner, Pickelflöte, das Schlagzeug, vervollständigt durch Tamtam und Riemen, deren Schallerzeugnis dem Peitschenknall verwandt lautet: wer erkennt in diesem Apparat nicht sogleich den stürmischen Ritt des wilden Grafen der Dichtung, in der Absicht unternommen, das Kloster Walkenried zu zerstören! — Wie dämonisch die tiefen dräuenden Töne der Baßklarinette! — wie klagend die Sorgen Waltrauts durch das englische Horn versinnlicht werden! — Und hier, auf der 122. Seite der Partitur die klappernde Strohfiedel, welche Saint Saëns in seiner „Danse macabre“ eingeführt — eine unschätzbare Bereicherung farbenbestimmter Orchestermittel! — Sinnig wird hier das klappernde Tonwerkzeug verwertet, um das Scherengeräusch der krabbelnden Krebse zu malen, welche die beiden Eßkünstler aus dem Kloster Walkenried in ihrem Weidengeflecht zur Küche tragen!

Also kein Zweifel: diese Partitur wird ein wertvoller Beitrag werden zur Gattung moderner Programm-Musik. Julius Wolffs wilder Jäger dient als Programm; die drastischen und der Tonsprache zugänglichen Momente der romantischen Dichtung werden einzeln herausgesucht, um einzeln so gut es gehen will, musikalisch versinnlicht zu werden. Das so entstandene Werk stellt sich demnach endlich dar als eine Mannigfaltigkeit einzelner malender Nachahmungen von Naturlauten, welche im besten Fall thematisch und modulatorisch in losen Zusammenhang mit einander gebracht

worden sind. — O Eduard Hanslick mit deinen archaistischen Forderungen vom reinen Musikschönen, welch ein verstockter Ketzer bist du!

Von dieser großartigen symphonischen Dichtung, welche dort oben nächtlicherweile durch jenen hoffnungsvollen Genius der Dachkammer geschaffen wird, wandern die Gedanken wieder zurück nach dem Konzertsaal, wo der vierstimmige Liedertafelgesang deutsche Volkslieder, Liebeslieder, Wiegenlieder, Frühlings-, Sommer- und Herbstlieder in endlosem Reigen mit der ganzen Fülle musikalischer Farblosigkeit zum Besten gab, welche dem geringen Umfange von etwas mehr als zwei Oktaven und der gleichartigen Tonfarbe der beiden, doppelt und mehrgespaltenen Stimmen (Tenor und Baß) nun einmal von Natur anhaftet. Ihrer Anzahl nach stellten die zum Vortrage auserlesenen Liedertafelstücke ein „Monstre-Programm" dar, wie es einem Stiftungsfeste und der unermüdlichen Sangeslust deutscher Sangesbrüder gemäß zu sein scheint — 12 Nummern mit 20 Stücken! —

In naheliegender Gedankenverbindung verknüpften sich mir die musikalischen Eindrücke und Vorstellungen dieses ereignisreichen Abends zu nachdenklichen Betrachtungen dessen, was der Begriff der musikalischen Kunstübung in der Gegenwart alles umfaßt, und ich entdeckte, daß dieselbe sich treffend kennzeichnet im Wesen der verschiedenartigen Musik-Programme und im Wesen moderner Programm-Musik.

Die technische Kunstsprache der Oper und ihrer singenden Kräfte spricht nicht von ihrem Programm, sondern von ihrem Repertoir. Ein „brauchbarer" Sänger, der kleinere und untergeordnetere Baßpartien singt, gelegentlich wohl gar den heiser gewordenen Tenoristen einmal zu vertreten hat, zählt nicht selten 70 bis 80 Opern auf seinem Repertoire.

Wenden wir uns von der Sphäre des „Repertoires" zu der des „Programms", so thun wir einen Schritt, der uns aus den Räumen, in welchen ein hörlustiges Publikum versammelt ist, in das Privathaus, in das Gesellschaftszimmer („Salon"), freilich auch in Konzertsäle für Kammermusik, Symphonieen, Chorwerke führt, deren ernstere, zumeist geistliche Gattung nicht selten auch in Gotteshäusern ertönt, welche in solchem Falle den Zwecken der Konzertsäle dienstbar gemacht werden. Soweit der deutsche Begriff „Konzertsaal" reicht, wird überall auch die Vorstellung eines Zuhörerkreises damit verbunden sein. In volk reichen Städten setzt sich aber das Publikum der Oper anders zusammen, als das de Konzertsäle. Und auch diese ziehen zumeis andre Zuhörer herbei, wenn in ihnen Quartett und Kammermusik vorgetragen wird, andre wenn große Abonnement-Konzerte mit Orchester und Chor gegeben werden. Dagegen findet di häusliche Musik zumeist nur ausübende Lieb haber. Eine gewisse Art von häuslichen Klavier übungen — von andern instrumentalen Stu dien abgesehen — hat sogar oft die wunder bare Eigenschaft, jeden unbefangnen Zuhöre in die Flucht zu treiben und unfreiwillig Zeugen solcher heißen Bemühungen, die in de Nähe vorüberwandeln oder reiten, unwillkürlic zu einer beschleunigten Gangart zu vermögen

Ist doch von ganz vernünftig denkende Musikfreunden die Frage in ernste Erwägun gezogen worden, ob den Uebungen der ange deuteten, viel perhorreszierten Art nicht durc eine Reichssteuer, namentlich durch eine Pianino Steuer in etwas gesteuert werden könne.

Die Resultate technischer Vorarbeit in de Tonkunst sind unberechenbar. Leider erreich die Mehrzahl der Lernenden kein Ziel von Be lang. — O diese eitlen Eltern, die gewissen oder urteilslosen Lehrer! — talentlosen Kinder die fröhlichen Spiele in freier frischer Gottes luft noch mehr zu beschränken, als die An sprüche der Schulerziehung es schon zum Ueber maß thun! Liebesmühen dieser Art sind scho im Keime verloren. Oft genug erziehen si nichts Besseres, als grämliche Kunstverachtung — Sind dagegen die Voraussetzungen günsti ger: ist natürlicher Tonsinn, idealgerichtet Neigung, liebevolle Begeisterung und ernste Wille, in Leistungsfähigkeit fortzuschreiten, vor handen, da lauten die technischen Vorstudie schon anders. Erbauen sie zwar nicht jeden sie nötigen doch Respekt ab vor tüchtiger Ar beit und ehrwürdiger Strebsamkeit. — Wo hin solche führen kann? —

Belauschen wir einmal ein Brüderpaa Der ältere ist Kandidat, der jüngere Gymna siast, Primaner. Im Studierstübchen des Kan didaten hat ein Irmler'sches Tafelklavier müh sam genug Platz gefunden. Die Brüder richte gespannte Blicke auf eine große blaue Noten mappe, auf deren untere linke Ecke ein weiße Blatt geklebt ist mit darauf gedruckter Firm einer bekannten Musikalienleihanstalt der Resi

denz. Der wechselnde Inhalt, mit welchem die Mappe auf ihrer periodischen Postreise zwischen dort und hier — einem Provinzialstädtchen — angefüllt zu sein pflegt, erregt bei jeder neuen Sendung die beiden Brüder wie ein Ereignis von hohem Interesse. — Förderſame unablässig und treu fortgesetzte technische Studien, in den Knabenjahren der Brüder, geleitet von der milden, intelligenten Strenge eines liebevollen Vaters, haben den schlummernden Tonsinn, früh geweckt durch die kindlichen süßen Lieder der warmherzigen Mutter, sehr glücklich entwickelt. Das ästhetische Urteil des Kandidaten ist durch den systematischen Unterrichtsgang der Universität und durch den Vorsprung an Lebensjahren demjenigen seines jüngeren Bruders vorausgeeilt. Geschichtlich gewordene und bewährte Schönheitsideale bilden die Grundlage des Geschmacks beider Brüder. — So ausgerüstet durchmustern sie nun zusammen nach lieber Gewohnheit die eingetroffene Notenmappe. Nach den Autornamen der einzelnen Musikhefte werden diese in zwei Haufen zur linken und zur rechten Seite des Notenpultes zusammengeordnet. Der Haufe zur Linken überragt erheblich den gegenüberliegenden. So oft ein Heft nach links gelegt wird, seufzt der Kandidat betrübt auf; der Gymnasiast aber murmelt etwas zwischen den Zähnen: es lautet wie „Schund!" — Die Hand auf den rechten Haufen legend, bestimmt endlich der ältere: „Das ist unser Wochenprogramm!" — Dann nimmt er den Klavierauszug eines neuen größeren Chorwerkes von rechts, legt ihn auf den Pult und erklärt: „Für heute beschränken wir uns hierauf." Der feurige Gymnasiast rümpft die Nase. Er möchte lieber die sämtlicher Hefte zur Rechten naschend durchlaufen — „um die Oberflächlichkeit zu nähren" — entgegnet der Kandidat — „und die freudige Empfänglichkeit, den ernsten Eifer abzustumpfen! Nein, mein Junge, daraus wird nichts! — Ein Kunstwerk entsteht nicht von ungefähr. Wir sind jedem einzelnen wenigstens die Pietät schuldig, vorauszusetzen, daß ein göttlicher Funke in demselben leuchte. Und ein solcher kann uns nur erwärmen, nachdem wir ihn entdeckt, uns nur läutern, nachdem wir den Brennstoff unsres eigenen Wesens an ihm entzündet haben. Flüchtiges Naschen dagegen macht genußsüchtig; es entleert uns unsres Gemütsinhaltes und trocknet den Quell jedes rechtschaffenen Strebens nach Erweiterung und Vertiefung unsrer Persönlichkeit aus. — Ich erinnere mich eben eines musikalischen Gesellschaftsabends im Salon eines reichen Bankiers, der sich gern als Gönner und Kenner, kurz: als Mäcenaten der schönen Künste preisen ließ. Da saßen denn zur Eröffnung der musikalischen Hochgenüsse die beiden jungen Töchter vom Hause an einem prachtvollen Bechsteinschen Flügel — Frau Schumann hatte ihn besorgt — und spielten unter dem Akkompagnement klappernder Theetassen und plätschernder Zwiegespräche Beethovens Egmont-Ouvertüre im Tempo einer steifbeinigen Sarabande. Dann folgten zahllose Einzelleistungen von klavierspielenden jungen Mädchen und Herren, alles wild durcheinander gewürfelt: Chopin, Strauß, Mendelssohn, Wagner in dünnen Klaviereinrichtungen, Offenbach und Sebastian Bach, Tschaikowsky, Schumann u. s. f. Auch wurden selbstverständlich Lieder gesungen. Ein Mädchen von 17 oder 18 Jahren sang „Feinsliebchen unterm Rebendach". Ein anderes stürmte mit Sporengeklirr in Mendelssohns Herbstlied (Der Herbstwind rüttelt die Bäume) zum Liebchen die Treppe hinan! — Ein Lieutnant von 15 Dienstjahren mit martialischem Vollbart hauchte Schumanns zartes Mädchenlied mit Gefühl dazwischen: „Es weiß und rät es doch Keiner". Aber nach dem Vorgange eines hochgeschätzten Konzertgesang-Heroen setzte sich der kunstsinnige Offizier an die Stelle des Eichendorffschen Jungfräuleins und veränderte dessen „Keiner" in „Keine": „Ach! wüßt es nur Eine, nur Eine" u. s. f. Es gibt eine erhebliche Anzahl Lieder von Schubert, Mendelssohn, Schumann, Franz, Brahms und andern, den sogenannten bessern oder besten Modegeschmack beherrschenden Meistern, die nicht im entferntesten zum Vortrag in Theegesellschaften gedacht und noch weniger für weibliche Stimmen und weiblichen Gefühlsausdruck geeignet sind. Aber wer kümmert sich darum? — Was Stockhausen, was Frau Joachim und andere Konzert-Autoritäten gesungen, das singt jeder und jede nach. Denn es hat ja öffentlich großen Erfolg gehabt! Und so hört man von jungen Mädchen die Klage austönen: „Mich hat das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Thränen"; oder sie singen mit dünnen Stimmchen bramarbasierend: „Ich grolle nicht!" — oder schwärmen gedankenlos: „Wie bist du, meine Königin,

wonnevoll"; und welche von den singenden deutschen Jungfrauen es in dem Pensionsunterricht etwas weiter gebracht zu haben glaubt, schmettert unerschrocken den Jubelruf des Liebenden in die Gesellschaft hinaus „Ueber'n Garten durch die Lüfte" — mit dem Refrain: „Sie ist deine, sie ist dein!"

Soweit die Lektion, welche der Kandidat seinem Bruder erteilte! — Sie überhebt uns einer Charakteristik der verschiedenen Arten, wie in deutschen Privathäusern die Tonkunst und ihre Pflege aufgefaßt und ausgeübt wird, sofern der Stoff, das ist das Programm, erläuternde Einblicke in dieses Treiben eröffnet.

Eine Bedeutung in kunstgeschichtlichem Sinne gewinnt das Programm öffentlicher, die Kritik herausfordernder Konzertanstalten und gelegentlicher Musikaufführungen. Die zuletzt erwähnten verfolgen zumeist äußerliche Nebenzwecke: es wollen in denselben virtuose Einzelleistungen zur bewunderten Geltung gelangen; Feste und Persönlichkeiten von einflußreichem Belang, sowohl verstorbene als lebende verherrlicht werden; Erträge für menschenfreundliche Unternehmungen wünscht man durch sogenannte Wohlthätigkeits-Konzerte zu erzielen; Gesellschaften von geringerer oder größerer Personenzahl wollen sich einmal einen vergnügten musikalischen Tag bereiten; musikalische Freunde vereinigen sich zu Kunstreisen, um ihre Finanzen aufzubessern, sich Namen zu erwerben; ganze Orchester, ganze Chorgenossenschaften unternehmen Konzertreisen aus ähnlichen und andern Motiven, und was von Beweggründen noch sonst aufzuzählen wäre. Das Programm eines Konzerts dieser Art läßt zumeist auf die praktischen Nebenzwecke schließen, steht mit denselben in unmittelbarer Wechselbeziehung und nimmt auf jene in der Regel mehr Rücksicht, als auf die strengeren Forderungen des reinen Kunstzwecks und auf die berechtigten Ansprüche des denkenden Zuhörers und einer prinzipiell urteilenden Kritik. Solche Gelegenheitsprogramme leiden aber selten nicht minder, vielmehr in den häufigsten Fällen noch empfindlicher an den landläufigen Schwächen, als die Programme organisierter, wohlkonditionierter Konzertanstalten.

Diese Schwächen, nämlich ein Zuviel des Dargebotenen und eine gedankenlose, unkritische Anordnung bezw. Auswahl des Stoffes können auf das rezeptive Vermögen und auf das musikalische Verdauungsorgan des aufmerksamen Hörers nicht ohne ermüdende und nachteilige Wirkung bleiben. Wie die moderne Gattung der Programm-Musik hinsichtlich ihrer aus Brocken und Gedankenspänen kompilierten Form schon den Sinn für einheitlichen Aufbau eines größeren Satzes unberücksichtigt läßt, wie der miterlebende Genuß desselben von Stimmung zu Stimmung fortwirbelt, ohne es zu einem bleibenden Niederschlag eines gesammelten Stimmungsgehaltes zu bringen, so wirken Musikprogramme der bezeichneten ausgedehnten und unkritischen Art noch zerstreuender, und das herzliche Bedürfnis geht nach Erduldung solcher erschlaffenden Anstrengung des hin- und hergezerrten Rezeptions-Organes noch leerer aus. In einem nach Programm ausgearbeiteten Musikstück wird wenigstens äußerlich die wesentlichste Bedingung ausdauernd frisch zu erhaltender Genußfähigkeit gewahrt. Das ist die Einheit des Stoffes und im besten Falle die davon bestimmte Einheit der Ausdrucksweise oder des Stils. Den reinsten Genuß gewähren aus diesen Ursachen Aufführungen, die ihre ganze Zeitdauer ausfüllen mit einem einzigen, zusammenhängend entwickelten großen Kunstwerk cyklischer Gattung. Die Oratorien unsrer Meister und ähnliche Kunsterzeugnisse, wie sie die Epigonen daraus entwickelt haben, befriedigen deshalb wohl den musikalischen Hörer am genügendsten, ähnlich wie es eine gute Oper vermag.

Nächst solchen, aus zusammenwirkenden Chor-, Orchester- und Solovorträgen einheitlich im Stoff und im Stil, mannigfaltig in der Form bestehenden Aufführungen wird die Kontinuität einheitlicher Stimmung am erträglichsten unterbrochen durch Konzerte rein symphonischen Programms, zumal wenn die Rücksicht auf eine, wenigstens annähernd gewahrte Stilverwandtschaft der aufeinander folgenden Werke nicht außer acht gelassen wird. In der Geschichte der Tonkunst unterscheiden sich die getrennten Entwickelungsphasen nach ihren gemeinschaftlichen stilistischen Eigentümlichkeiten. Wer ein Konzertprogramm zu entwerfen unternimmt, sollte dieses nicht übersehen, wie es so häufig geschieht. Eine Vereinigung von Werken verschiedener Stilperioden (z. B. Seb. Bachs, Haydns, Raffs, Mendelssohns) auf einem Konzertprogramm könnte

einen Eindruck nur durch den andern verwischen und müßte statt sammelnd notwendigerweise zerstreuend und abspannend wirken.

Wenn man von gemischten Programmen redet, so bezieht sich der Ausdruck auf eine Mischung von Vorträgen von verschiedenartigen organischen und mechanischen Tonkörpern, in den gebräuchlichsten Fällen Orchester- und Sololeistungen für Gesang, Klavier, Violine und andere geeignete Instrumente. Große, länger bestandene deutsche Konzertanstalten, wie die der Leipziger Gewandhaus-Konzerte, die Philharmonischen Gesellschaften zu Hamburg, Köln u. a. a. O. m., pflegen wenigstens eine Anzahl ihrer regelmäßigen Konzertprogramme nach den Grundsätzen einer solchen Mischung heterogener Kunstgattungen zu kompilieren. Sie glauben ihrem abonnierten Publikum eine solche Mannigfaltigkeit schuldig zu sein. „Wer vieles gibt, wird manchem etwas geben.“ — Ob ein Verfahren, das sich nach diesem Grundsatze regelt, geeignet sei, den Geschmack zu vertiefen, die Begriffe von der Macht zu klären, welche die Kunst in ihrer ethischen Mission als förderſames und zugleich kennzeichnendes Moment im nationalen Kulturleben zu üben berufen ist? — Diese Frage mag jeder sich selbst beantworten. Rechnet man aber mit der thatsächlichen Gepflogenheit, so verdient ein gemischtes Programm solcher großen Abonnements-Konzerte, das in der Mannigfaltigkeit die stilistische und qualitative Einheit nach Möglichkeit zu retten suchte, den zweifellosen Vorzug vor einer stillosen, von einem ordnenden Gedanken nicht beeinflußten Auswahl und Anordnung des Kunststoffes, der im Verlauf einiger Stunden am Hörer vorüberrauschen soll, und zwar doch wohl nicht, um ihn nur flüchtig unterhaltend anzuregen und zu zerstreuen, sondern vielmehr ihn zu sammeln, zu einer erhobenen Stimmung emporzutragen, ihn über den Gedankenkreis des Alltagslebens hinauszuschwingen und die Eisrinde seines Gemütslebens wenigstens zeitweise aufzutauen.

Noch einen Blick werfen wir auf die Programme der meist im stillen blühenden Kammermusikpflege. Ein Abend wird hier zumeist ausgefüllt mit dem Vortrag von drei viersätzigen Streichquartetten verschiedener Autoren. Ist das für die Mehrheit der Zuhörer meistens zu viel schon an sich, so wird solches noch empfindlicher wahrgenommen, wenn das Programm nicht nach den angedeuteten Gesichtspunkten stilistischer Einheit in der Mannigfaltigkeit geordnet ist. Wird einmal der Entschluß gefaßt, das unbekannte Werk eines lebenden Autors zu berücksichtigen, glaubt man das Auditorium dafür schadlos halten zu müssen durch beliebte Meisterwerke, bedenkt aber nicht, daß so ein vergleichendes Urteil provoziert werden müsse, wie es für das fremde und oft nicht sogleich verständliche neue Quartett nicht eben vorteilhaft ausfallen kann. In solchem Falle würde es sich besonders empfehlen, das ganze Programm aus Werken einer und derselben Stilperiode angehörender Verfasser zusammenzusetzen.

Die Pflege der Tonkunst nimmt wohl nirgendwo im gegenwärtigen Kulturleben der Nation einen breiteren Raum für sich in Anspruch als in Deutschland. Diese Thatsache bezeugt einen idealen Drang unseres Volkes, das sich gern im Letheſtrom der tönenden Flut gesund baden und hinauftragen lassen möchte in die reinen Sphären des Schönen; in jenes Zwischenreich, welches dem menschlichen Bewußtsein zur Vermittelung sich darbietet des Endlichen mit dem Unendlichen.

Wie viel in Deutschland musiziert wird, könnte eine statistische Ueberſicht aller Konzertprogramme, welche jährlich aus der Presse hervorgehen, überzeugender nachweisen, als eine Behandlung des Gegenstandes wie die vorliegende. Allein die vorstehenden Andeutungen mögen doch dazu dienen, aufmerksam darauf zu machen, daß eine so allgemein verbreitete Vorliebe nicht gleichgültig und bedeutungslos sein könne. Und fördert die Gegenwart auch mancherlei musikalische Wunderlichkeiten zu Tage, wie die vom Wege abführende Programm-Musik; begünstigen die zahllosen Musikprogramme auch nicht überall die Klärung des Geschmacks und die Vertiefung des Kunstverständnisses: gleichviel! Tröstlich bleibt die Thatsache immer, daß unser Volk Zeit, Geld und guten Willen daranzusetzen hat, wenigstens die Meinung zu erregen, als begreife man die hohe Bedeutung, welche der öffentlichen Kunstliebe in der Komplexion der nationalen Bildung und auf Ideales gerichteten Strebsamkeit zu allen Zeiten eingeräumt worden ist.

Dezembertag.

Von

Albert Möser.

Ich schreit' allein im fahlen Wald,
Die Luft geht rauh, die Luft geht kalt,
Ein Schauer faßt die Glieder;
Von Zweigen rings das letzte Laub,
Des Herbstes Raub,
Sinkt mir zu Füßen nieder.

Verstummt ist längst das laute Lied
Der Sängerschar, die südwärts schied,
Rings will kein Laut sich regen;
Der Bach nur rinnt mit leisem Schall
In sanftem Fall
Dem fernen Strom entgegen.

Die einst gesummt in Wald und Feld,
Die wirre, kleine, bunte Welt
Liegt unterm Moos begraben;
Wo einst sich wiegt' im Sonnenglanz
Der Mückentanz,
Zieht träg' der Flug der Raben.

Ein Nebelschleier, dicht und grau,
Deckt Berg und Thal und Wald und Au
Und lichte Himmelssphären,
Draus fallen Tropfen leis' herab
Wie auf ein Grab
Der Freunde Trauerzähren.

Schon breitet Dämmerung sich aus:
Nun, Herz, entflieh' dem Todesgraus,
In dem Natur verendet;
Es wärme dich in Winterspein
Der Sonnenschein,
Den dir der Lenz gespendet.

Das alte Nürnberg.

Von

Jacob von Falke.

„Wo ist das Volk von Königen geblieben,
„Das diese Marmorhallen durfte bauen,
„Die nun gemach zerfallen und zerstieben?"

So konnte Platen, und mit vollstem Recht, von Venedig, der Stadt der Paläste, sagen. Aber niemand mag es einfallen, diese Worte auch auf Nürnberg anzuwenden. Nürnberg ist keine Stadt der Könige, keine Stadt der Paläste. Nichts ist imponierend, nichts gewaltig. Und doch ist Nürnberg „auch eine Stadt".

Nürnberg ist die Stadt der Bürger, des deutschen Bürgertums. Sie spricht, wie sie einstens war, von Wohlstand, nicht von königlicher Pracht; sie redet — denn ihre Steine reden noch heute — von deutscher Art und Kunst; sie reden nicht welsch, auch nicht die Weltsprache, wie die Großstädte von heute.

Man nennt Nürnberg eine mittelalterliche Stadt — das ist richtig und nicht richtig. Es ist richtig, wenn man das Mittelalter als den Gegensatz gegen die moderne Zeit betrachtet. Der Charakter, den Nürnberg trägt oder bis vor wenigen Jahrzehnten noch völlig getragen hat, ist ein vergangener und steht im Gegensatz zu dem der modernen Zeit. Die Bezeichnung ist aber nicht richtig, wenn man dabei die Kunststile des Mittelalters strenge im Auge hat.

Allerdings gibt es Reliquieen, Bauwerke in Stadt und Burg, aus allen Epochen, welche die alte Noris durchlaufen hat, von jenem ersten Anfange an in frühromanischer Zeit, da sie aus dunklem Ursprunge an das Licht der Geschichte trat. Wenn man die Geschichte der Burg an ihren noch vorhandenen Bauwerken zurückverfolgt, so gelangt man zu Zeiten,



Stadtmauer-Partie.



Dürer-Haus (S. 265).

welche über die Chroniken und über die Urkunden hinausgehen; man gelangt wenigstens an den Anfang unseres Jahrtausends.

Die Denkmäler frühmittelalterlicher Zeit und romanischen Kunststils muß man freilich aufsuchen, so wenig zahlreich oder vorleuchtend sind sie. Anders mit der Gotik, welchen Stil Kirchen und Kapellen in überwiegender Zahl und überwiegender Bedeutung an sich tragen. Das religiöse, das fromme Nürnberg ist allerdings gotisch, ist mittelalterlich noch heutigen Tages.

Mittelalterlich auch mag man die Anlage der Stadt, den Lauf, die Windungen und Krümmungen der Straßen nennen. Wer sich in den Plan versenkt, der sieht die Stadt werden und wachsen von Jahrhundert zu Jahrhundert; er sieht sie herabsteigen von der Burg zum Flusse, und jenseits über denselben wieder hinaufsteigen. Er sieht die Straßen unterhalb des Burgfelsens peripherisch sich lagern, eine hinter die andere, von Radien, den eigentlichen städtischen Lebensadern, durchschnitten. Er kann die Züge der alten, immer weiter hinausgeschobenen Mauern und Gräben verfolgen, die in Straßenlinien, selbst in Gemäuer noch heute erkennbar geblieben sind.

Das alles also ist mittelalterlich zu nennen, die Kirchen, der Grundplan, die Lage der Häuser selbst, die so vielfach, dem Lineal zum Trotz, eines vor das andere in Treppenlinie vortreten. Nicht so aber die Häuser selbst, ihre Thore und Höfe, ihre Fenster, Erker und Türmchen. Das wenigste davon, wie z. B. das Nassauer Haus (S. 267), reicht anders als höchstens mit Motiven und Reminiszenzen in das Mittelalter zurück. Gerade zu jener Zeit, als die Kunstformen des Mittelalters in diejenigen der Renaissance übergingen oder ihnen Platz machten, stand Nürnberg auf dem Gipfel seines Wohlstandes, in seiner höchsten Blüte. Zu dieser Zeit hatte es die meisten und die hervorragendsten Künstler und geschickte Handwerker in jeder Art und Kunst. Doppelt Grund, daß der Patrizier, der wohlhabende Bürger sein Haus innen und außen umschuf.

So sind es überaus zahlreiche Häuser, welche in den großen Formen der Renaissance Detailmotive der Gotik bewahrt haben, mehr aber noch haben auch diese abgestreift und sind rein Schöpfungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Und wie mit den Häusern, so ist es mit dem turmgekrönten Mauergürtel, der die Jungfrau Noris, ein Schirmer ihrer Ehre und ihrer Schönheit, umschließt. Eben zu jener Zeit änderte sich auch das System der Befestigungskunst, und Burg und Stadt zögerten nicht, von dem neuen System Nutzen zu

ziehen. Zeugen dessen sind insbesondere die Thore mit den gewaltigen Rundtürmen.

So ist der künstlerische Charakter der Stadt wohl ein gemischter, aber doch ganz vorwiegend derjenige des 16. Jahrhunderts. Das 17., die Spätrenaissance, hat wohl noch einen Teil an der Stadt, nicht so aber das 18., das Rokoko, dessen Spuren man fast seltener findet, als diejenigen des frühen Mittelalters.

Auch so noch ist Nürnberg eine wahrhaft historische Stadt, historisch in doppeltem Sinne, einmal, weil sie lebendige Zeugen aller Epochen enthält, welche sie durchlaufen hat, und sodann, weil sie in ihrem Gesamtcharakter uns Modernen, uns Menschen des 19. Jahrhunderts, gänzlich fremd ist, uns nüchternen Menschen mit unsren geraden Linien und rechten Winkeln, glatten und leeren Wänden, mit unserer architektonischen Verstandesschablone, dem Ideal der Büreaus und Kanzleien, das bis in die allerjüngsten Zeiten Stadt und Land beherrschte.

Nürnberg ist eine historische Stadt, ein unschätzbarer Vorzug für alle Menschen von Gefühl und Bildung. Wehe dem Barbaren, der unnötig die Hand an diesen Charakter legt! Aber das ist nur ein Vorzug; auf ihm ruht ein zweiter, der uns viel näher tritt.

Das Alte hat nicht bloß unser Interesse, weil es alt ist. Gerade jener frühe Stil des 16. Jahrhunderts, der so viele Motive des Mittelalters in sich aufnahm, hat Eigenschaften, die noch heute zu uns sprechen, unsere Augen fesseln und unser Gemüt einnehmen. Sein ist das liebenswürdige Detail, das den Charakterzug der deutschen Renaissance bildet, sein ist jene malerische Erscheinung, welche in der alten Stadt den Gegensatz zur modernen Stadt bildet. So ist Nürnberg eine eminent malerische Stadt, und so ist das Detail seiner Architektur nie auszusehen. Suchend und schauend wird das Auge ewig Neues entdecken, das ihm vordem entgangen war. Jeder Gang, jeder Schritt, jede Wendung ergibt ein anderes Bild.

Wir kommen von Süden her, aus jener langweiligen, reizlosen Fläche, welche die Stadt umgibt. Langhin erstreckt sich das Bild vor unsern Augen, eine Stadt wie eine andere in der Ebene, und doch nicht wie eine andere, denn zahllose Türme und Türmchen der verschiedensten Gestalten treten aus der horizontalen Flucht heraus und geben ein reiches, von der überragenden Burg gekröntes Profil. Wir besteigen die Burg und schauen herab auf die Stadt zu unsern Füßen. Mit einem Blick überfliegen wir das Häusermeer, das sich vor uns herabsenkt, um jenseits des Flusses wieder emporzusteigen. Ein überaus bewegtes Bild! Unzählige große und kleine Städte übertreffen Nürnberg an Schönheit der Lage, aber keine, von oben her gesehen, gleicht ihr an Reiz und Mannigfaltigkeit, bei keiner, unseres Wissens, tragen die Dächer soviel bei zur Schönheit und zum Charakter. Sehen wir gar die satten, braunen und roten Farben von der Abendsonne vergoldet, die jenseits niedersinkt — es sind viele Jahre vergangen, seit wir die Stadt also gesehen, aber das Bild ist unauslöschlich unserer Seele eingeprägt.

Sollen wir nun den Weg um den Mauergürtel nehmen außerhalb der Stadt oder in die Straßen hinabsteigen? Ein gewölbter Gang und eine hölzerne Brücke führen uns aus der Burg hinaus über den Graben ins Freie. Wir können rechts hinabgehen, bis wohin die Pegnitz unter Mauerbögen in zwei Armen die Stadt betritt, oder links bis dorthin, wo sie dieselbe vor der Hallerwiese wieder verläßt. Es ist die schönere Hälfte der Stadtmauern, obwohl auch die andere bedeutend genug wäre, eine Stadt berühmt zu machen, oder vielmehr gewesen wäre, denn die jüngste Zeit — es waren nicht feindliche Hände — hat ganze Strecken davon niedergelegt.

Wir haben es immer vorgezogen, nicht von der Burg herab den Mauergürtel zu umwandern, sondern von außen her von der Rosenau zum Neuthor und Tiergärtnerthor zu ihr hinaufzugehen und zwar am liebsten im Glanz der Morgensonne. Hier sind die Bilder am reichsten, am schönsten und wechselvollsten. Wir sehen der Länge nach in die Tiefe des Grabens, wir sehen die Menge der Türme auf einmal, die vorspringenden Bastionen der Thore und im Hintergrunde, alles hoch überragend, die Burg in voller Breite und Schönheit. Und mitten in diesem Bilde steht vielleicht der schönste aller Türme, derjenige über dem Tiergärtnerthor.

Aber nicht die Architektur allein reizt und fesselt uns, nicht das alternde Gemäuer mit seinen erloschenen und doch kräftigen Farben, hier wirken Natur, Kunst und Zeit, alles zusammen. Aus der Tiefe des Grabens grünt

und blüht es herauf, üppige, wilde Gebüsche hängen tief über den Rand der Mauern herab, Gärten erfüllen den Zwinger und schattige Bäume umkränzen den äußeren Rand. Laßt noch den Frühling seine Blüten senden und mit ihrem Duft die Luft erfüllen, und dann geht und sucht desgleichen.

Wir treten ein in die Stadt durch das Tiergärtnerthor, lassen links die Burg und rechts das unscheinbare Haus Dürers (S. 263) — wen es erfreut, der mag eintreten — und verlieren uns in die Straßen hinein. Wir verlieren uns mit unseren Sinnen, denn wer empfänglich ist für diese Art von Städtebildern, der wird des Sehens nicht müde.

Die allmähliche Ausdehnung und Erweiterung der Stadt, die Unregelmäßigkeit des Bodens, zumal auf der Nordseite, welche sich nach der Kirche von Sankt Sebald benennt, haben allen Straßen fast ausnahmslos einen gewundenen Lauf vorgeschrieben. Zum Teil laufen sie auch steil hinab. So verschiebt sich dem Wanderer das Bild bei jedem Schritt. Aber vieler Orten, wo die Straße schon ohnedem sich krümmte, hat noch ein anderes Motiv zur Vermehrung der Unregelmäßigkeit beigetragen. Die Bürger des Mittelalters, viel und lange in ihre engen Mauern eingeschlossen, waren neugierig, was drunten auf der Straße vorging, und so schoben sie gerne ein Haus um ein paar Schuh vor die Front des Nachbarhauses vor. Dadurch gewannen sie ein kleines Seitenfenster, von dem aus sie die ganze Straße hinabblicken konnten. Später freilich kamen die Bauordnungen und Baubehörden und die Polizei mit ihrer geraden Linie und wollten hübsch alles in die gleiche Front rücken. Aber nicht überall ist es ihnen gelungen, und wo es gelang, da bauten nun die Bürger den Erker heraus, „das Chörlein", wie man in Nürnberg sagt, um den Blick die Straße hinauf und hinab hübsch frei zu haben. Und nirgends ist mehr von dieser Erkersitte übrig geblieben als in Nürnberg, wenn auch fast ausnahmslos alles derartige nicht dem Mittelalter, sondern bereits den Zeiten der Renaissance angehört. Jedoch gibt es Ausnahmen, davon die schönsten sich am Pfarrhof von St. Sebald (S. 270) befinden, der ehemaligen Wohnung Melchior Pfinzings, des Genossen und Gehilfen Kaiser Maximilians an seinen poetisch-künstlerischen Werken.

Auch das hat zur malerischen Wirkung beigetragen, denn wie durch das Vortreten der Häuser die Linien mannigfach sich überschneiden und große Schattenpartieen wechselnd im Bilde entstehen, so fangen die Erker das Licht und werfen ihre Schatten über die Flächen der Häuserfronten.

Der Regel nach sind alle Häuser Nürnbergs aus einem hellroten Sandstein erbaut, der in der Nähe gebrochen wird. Vor nicht langem bestand noch eine größere Zahl Gebäude mit Riegelwänden, deren markirtes Balkengefüge ihnen ein höchst interessantes und charakteristisches Ansehen gab, Gebäude, die bis in das 15. Jahrhundert zurückreichten. Aber das meiste ist in den letzten Jahrzehnten niedergerissen worden oder so umgewandelt, daß es weder Reiz noch Interesse bietet. Einige schwache, wenig bedeutende Reste sieht man noch in jener überaus malerischen Partie der Stadt, welche die durchfließende Pegnitz, namentlich bei ihrem Ein- und Austritt, bildet. Versäume niemand den Weg über den Kettensteg, wo der Fluß unter breiten Bogen die Stadt verläßt. Der Blick, den Fluß hinauf, rechts und links mit den Kehrseiten der Häuser, mit dem Henkersteg (S. 268) und dem Hungerturm und weiterhin mit der Karlsbrücke und den ganzen umlagernden Gebäuden, über welche die Lorenzkirche mit ihren glänzenden Türmen hoch emporragt, umfaßt ein so reiches und so eigentümliches, so ungewöhnliches und reizvolles Bild, wie es kaum Prag auf der Moldaubrücke zu gewähren vermag.

Der rote Sandstein hat die Eigenschaft, sich mit der Zeit, d. h. mit den Jahrhunderten, schwarz zu färben, eine wunderschöne Eigenschaft, denn bis dahin nimmt er eine Reihe verschiedener Farbentöne an, die nicht am wenigsten zum malerischen Charakter der Stadt beitragen. Der heutige Nürnberger aber pflegt nicht zu warten, bis er schwarz wird (ich meine den Stein), sondern er gibt auch den neuen und neuesten Häusern trotz aller frischen, hellroten Farbe die Bezeichnung schwarz. Daher sich denn zuweilen folgendes Gespräch ergibt, das auch einmal der Verfasser erlebte:

Fremder: „Bitte, mein Herr, können Sie mir nicht sagen, wo Herr N. N. wohnt?"

Nürnberger: „Ja wohl, hier gleich, dort in dem schwarzen Hause."

Fremder: „Ich sehe aber kein schwarzes Haus."

Nürnberger: „Freilich, das große neue Haus mit dem großen Erker und dem hohen Giebel."

Fremder: „Ach so! das rote Haus meinen Sie." —

Leider werden heute auch viele Häuser trotz ihrer schönen Originalfarbe in den gewöhnlichen gelben und grauen Tönen angestrichen, was gerade nicht zum malerischen Charakter beiträgt. Immerhin hat noch vieles, ja das meiste seine Originalfarbe bewahrt. Nirgends aber ist sie schöner als an den Mauern und Türmen, während die alten Kirchen, zumal St. Sebald, bereits zu schwarz geworden sind. Indessen tragen sie dafür ihre Jahrhunderte mit großer Ehre und Würde.

Die Häuser, wie gesagt, malerisch durch ihre Farbe, sind es aber auch durch ihre Architektur. Zum Erker oder „Chörlein" gesellt sich ein Thor oder Portal im Rund- oder Stichbogen, seltener noch im Spitzbogen, das Bogenfeld mit geschmiedetem Oberlichtgitter ausgefüllt. Die Fenster sind meist viereckig, oft dicht an einander die Wand erfüllend, oder mit architektonisch-ornamentaler Zierde umgeben. Die steil sich erhebenden, mit ihrem First der Straße parallelen Dächer sind — und das ist eine besondere Eigentümlichkeit und eine besondere Zierde von Nürnberg — mit einer Fülle von spitzen Türmchen und Erkern besetzt, die sich über dem Aufzug in der Mitte und allen Dachfenstern und Dachöffnungen erheben, und diese Türmchen und Erkerchen zeigen Bogen und Fähnlein und reich geschnitztes Ornament, als wären sie, dicht vor das Auge gestellt, der nahen und beständigen Beobachtung ausgesetzt. Dies gibt der Stadt den höchsten Reiz, wenn man sie von oben, von der Burg herab betrachtet, und dies entzückt das Auge, wenn man es aus der Tiefe der Straße hinauf auf die Dächer richtet. Vergessen wir auch nicht den plastischen Schmuck der Häuser, die gemeißelten Ornamente an den Erkern, die Steinreliefs, welche zahlreich in die Mauern eingesetzt sind, heiligen und profanen Inhalts, die Ritterfiguren, die Madonnen, die Heiligen, die auf Konsolen an den Ecken stehen, bemalt oder übertüncht. So bietet das Nürnbergerhaus vom Scheitel bis zur Sohle überall Reize und Beschäftigung dem betrachtenden Auge dar.

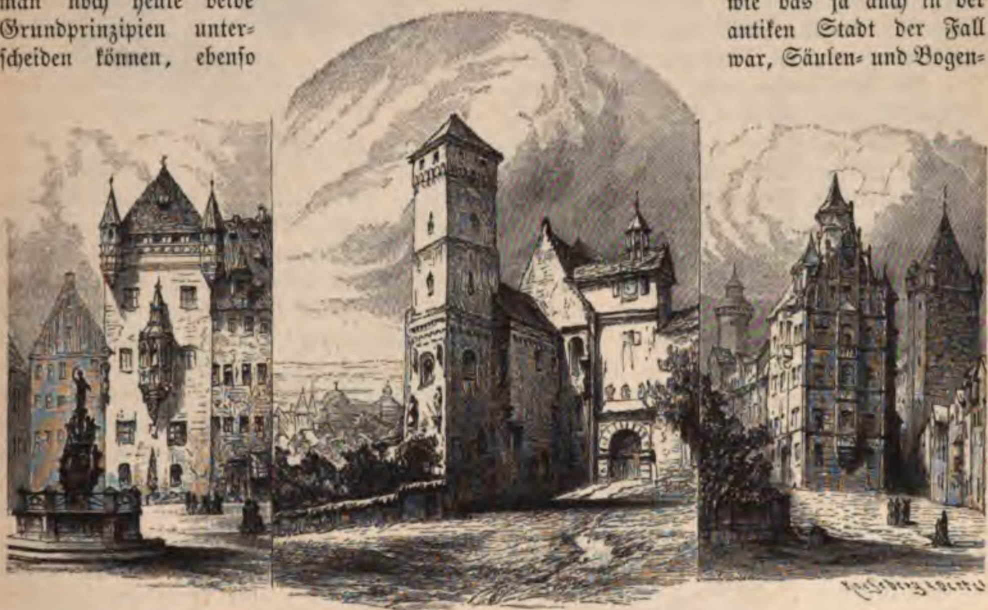


Der schöne Brunnen (S. 270).

Wenn man dagegen statt des Aeußeren den Grundriß und Aufbau der Häuser in das

Auge faßt, so läßt sich die scheinbare Mannigfaltigkeit derselben auf zwei Hauptarten zurückführen, welche ganz der Geschichte des Wohnhauses entsprechen. Denn hier in Süddeutschland insbesondere sind das nördliche und das südliche Haus aufeinander gestoßen, jenes, welches, von der alten nordischen Halle ausgehend, die Gemächer unter einem einzigen Dache vereinigt, und dieses, das antike, griechisch-römische Hofhaus, welches sie um einen Hof herumlagert. In allen Mittelstrichen zwischen dem Norden und dem Süden, vor allen im Gebiet der Donau, wird man noch heute beide Grundprinzipien unterscheiden können, ebenso aber auch deutlich alle Veränderungen und Vermischungen erkennen, welche der Lauf der Geschichte an ihnen vorgenommen oder die drängende Enge der mittelalterlichen Städte verlangt hat.

So auch in Nürnberg. Das gewöhnliche Bürgerhaus, das Haus des Gewerbsmannes folgt dem nördlichen Prinzip, die größeren Häuser, die Häuser der Patrizier, der Handelsherren sind um einen Hof herum gebaut. In diesem Hofe ist das römische Atrium um so mehr zu erkennen, als ihn noch regelmäßig ganz oder auch nur zum Teil, wie das ja auch in der antiken Stadt der Fall war, Säulen- und Bogengänge umgeben.



Nassauer Haus (S. 263). Aeußerer Burghof. Petersen-Haus.

Solche Höfe, wie z. B. im Funkeschen Hause der Tucherstraße, dessen Grundriß uns völlig pompejanisch anmutet, im berühmten Pellerhause, im Kraftschen Hause, gehören zum schönsten Schmuck der Nürnberger Häuser. Die Säulen sind zierlich und schlank, nicht immer hoch, die Brüstungen oft noch mit verspätetem Maßwerk, die Bögen weit geschwungen, nicht selten, namentlich in den oberen Geschossen, mit zierlicher Holzschnitzerei gefüllt und bekleidet, gleich durchbrochenem Alhambraschmuck. Arkaden erheben sich über Arkaden, zweifach und dreifach nach der Zahl der Geschosse, wie ja auch die vielgeschossigen Miethäuser im alten Rom, die „Inseln“, mehrfachen Umgang im Inneren ihrer Höfe haben mußten. Wie ist es kühl und erfrischend in diesen Höfen zur heißen Sommerszeit! wie ist es dämmerig in den unteren Arkaden! welche malerische Wirkung der tiefen Schatten mit dem einfallenden Himmelslicht!

Aber dieses Hofhaus der Patrizier war zumeist auch ein Kaufhaus, daher diente das Erdgeschoß zum Warenlager, und der Eingang von der Straße her führt gewöhnlich in eine große, magazinartige, von der Kunst vernachlässigte Halle. Nur die geschweiften, gravierten,

geschmiedeten Eisenbänder, welche das Hausthor von innen überziehen, zeugen ebenso von Kunst wie von Sicherheit.

Wie die Kunst in Nürnberg eine Stätte fand, in der Kirche wie im Hause, das ist ja weltbekannt. Ein paar Jahrhunderte schon zehren Museen und Kunstfreunde der ganzen Welt an dem, was diese Stadt ehedem geschaffen, noch heute geht ein schönes Kunstwerk nach dem anderen durch die gebrochenen Mauern hinaus, und noch immer ist die Stadt nicht ausgeleert, noch immer sind Kirchen, Häuser, Plätze und Straßen aus allen Weltteilen gesucht und besucht um der Kunstschätze willen, welche sie bergen. Und neue Sammlungen, wie das germanische Museum, das bayrische Gewerbemuseum suchen, nicht immer mit Glück, festzuhalten und zu retten, was zu retten ist.



Der Henkersteg (S. 265).

Freilich klagt Dürer nicht wenig über die Kargheit und die Teilnahmlosigkeit der Nürnberger Herren in Sachen der Kunst und der Künstler, im Gegensatz zu den Großen Venedigs, wo der Künstler selber ein vornehmer Herr sei. Und allerdings in solchem Sinne kann sich Nürnberg nicht mit Venedig und Florenz, seine Patrizier können sich nicht mit den Großen Italiens messen. Die Nürnberger Kunst hat zu keiner Zeit den großen Zug, den großen Stil der italienischen getragen. Selbst die zwei berühmten Kirchen, St. Sebald und St. Lorenz, die nach und nach in weitem Zeitraum erst zu ihrer Größe herangewachsen, bilden kaum eine Ausnahme, Dürer selbst und seine Schule nicht, so groß und umfassend auch die Begabung dieses Meisters war.

Und wie die Kunst, so die Menschen. Zahllos sind die Porträts, welche die regierenden Nürnberger Herren seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts bis zum Ende ihrer Herrlichkeit der Mit- und Nachwelt in jeder Kunsttechnik hinterlassen haben, aber kaum je, daß man einen Zug der Größe, der Gewalt oder nur von vornehmer Gelassenheit und Würde in den bürgerlichen, in späterer Zeit so selbstgefälligen Gesichtern zu entdecken vermag, wie das bei den Italienern so überaus häufig ist.



An der Pegnitz. Fünfeckiger Turm an der Burg.

Nicht die Maler sind die Ursache, sondern die Originale waren eben ein anderes Geschlecht.

Aber, tragen Menschen und Werke auch nicht den Zug der Größe, so sollen die einen wie die anderen darum nicht mißachtet werden. Was geschaffen worden in Nürnberg, ist gut in seiner Art, und die es geschaffen und hervorgerufen haben, sind doch eben die Bewohner von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert bis zum unglückseligen dreißigjährigen Kriege, von dem an Städte und Bürgertum und Kunstfleiß und Erfindung gleicherweise miteinander sanken.

Fehlt der Nürnberger Kunst der Zug der Größe, so entschädigt sie dafür durch die fleißige Ausführung und die liebevolle Hingebung an das wirkliche Leben. Dieser realistische Charakter, der in der Epoche Dürers einen so ausgesprochenen Gegensatz zur italienischen Kunst bildet, scheint derjenigen Nürnbergs von Anfang an zu eigen gewesen zu sein. Nehmen wir als Beispiel aus alter Zeit die liebenswürdigen, anmutigen Figuren der klugen und thörichten Jungfrauen an der Brautthüre der Sebalduskirche, Statuen, deren Entstehung etwa dem Jahre 1300 angehört (obwohl man sie gewöhnlich sehr mit Unrecht für viel jünger hält). Sie entstammen also noch einer Kunstepoche, welche die schlanken Formen und die langen, sanften, fließenden Linien liebte. Auch das ungebrochen, unzerschnitten natürlich herabfallende Kostüm trägt diesen Charakter. Solchen, fast idealen Zug der Anmut verleugnen auch unsere Jungfrauen nicht; sie sind auch darin in Geist und Form ihrer Umgebung nachgebildet. Aber mehr noch liegt der Realismus in ihren Gesichtern ausgeprägt, in diesen jugendlichen, rundlichen Köpfen mit kleinlichen und doch nicht unlieblichen Zügen, gerade wie die Madonnen- und Engelsköpfe der eigentlichen realistischen Kunstepoche und gerade wie wir sie heute auf der Straße, in den Familien, in den Kaffeegärten alltäglich als die Regel sehen können.

Und ebenso brauchen wir nicht zu suchen, um den weiblichen und männlichen Gestalten Wohlgemuths und Dürers, um den Gestalten eines Adam Kraft auf seinen Stationen der Leidensgeschichte noch heute zu begegnen. Seine Frommen und Heiligen, seine Figuren aus dem Volk — schön ist dieses Geschlecht keineswegs — sind keine anderen Leute, als wie er sie um sich sah, in nächster Umgebung und wie er sie, wahllos möchte man sagen, zu seinen Vorbildern nahm und einfach kopierte und porträtierte. Und wenn wir einen Markttag besuchen, so befinden wir uns mitten unter den wohlbekannten Bauern und Bauerweibern, wie sie uns Dürer und die Kleinmeister auf Kupferstichen und Holzschnitten so oft, zu unzähligen Malen, mit Lust und Behagen dargestellt haben.



Blick auf einen Teil der Stadt.

Das sind nun alles an sich uninteressante Menschen, diese Gestalten der Nürnberger Kunst, aber die Freude an der Sache, die Liebe, mit der sie ausgeführt sind, die Wahrheit der Darstellung, die uns mitten unter sie, mitten in das Leben hineinführt, geben ihnen wiederum außerordentlichen Reiz, weit höheren als so viele allegorische, oder auf Schönheit und Schwung angelegte Figuren der nachfolgenden Epoche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wie sie namentlich der fruchtbare Jost Amman geschaffen hat. Und doch

konnte sich auch dieser nicht dem Realismus entziehen.

Der Realismus, der seine Vorbilder aus dem Nächsten holte, führte die Kunst auch dahin, das Nächste zu schmücken, Straße, Kirche und Haus, und zwar mit dem, was not that. Und das ist die gesundeste Grundlage jeder Kunst. Was man braucht, soll vor allem schön sein. Die Straße brauchte nicht der Denkmäler, aber der Brunnen, und so hat



Das Chörlein am Pfarrhaus von St. Sebald (S. 265).

die Kunst Nürnberg mit den schönsten, reichsten und originellsten Brunnen geschmückt, davon der eine, der älteste, ja noch heute den Namen des „schönen Brunnens“ (S. 266) trägt. Ein anderer, das sog. Gänsemännlein, ist ein Geschöpf vom liebenswürdigsten Realismus, während der „Tugendbrunnen“ bei der Lorenzkirche zwar reich an allegorischen Gestalten, aber mit seinen vielen Wasserstrahlen auch reich an hübscher Wirkung ist. Die Kirche ihrerseits brauchte der Altäre, der Tabernakel, der Taufsteine, der Bilder und Heiligenfiguren, der Reliquiarien und heiligen Geräte und Gefäße, so lange eben noch der Katholizismus herrschte oder soviel später der Protestantismus (und er war glücklicherweise nicht bilderstürmerisch) erlaubte. So prangen die bilderreichen und geschnitzten Altäre noch wie ehedem, in den breiten Fensteröffnungen leuchten die farbigen Glasgemälde, Peter Vischers Sebaldusgrab (S. 271) und Adam Krafts Sakramenthäuschen sind die Bewunderung aller kunstliebenden Welt.

Aber ganz vor allen hatte sich doch die Nürnberger Kunst das Haus zu seiner Stätte ausersehen. Bürgerlich und realistisch gemütlich wie sie war, entsprach kein Ort, kein Platz mehr ihrer Art. Hier erging sie sich denn auch als Kunsthandwerk völlig allumfassend, alle ihre Zweige gleichzeitig und gleichmäßig ausbildend.

Und glücklicherweise, so vieles auch durch die Not der Zeit oder durch den Wandel des Geschmacks ins Feuer, in die Schmelze, auf den Kehricht gewandert, so viel ist doch von Nürnberger Kunstarbeit erhalten, um allen Museen der Welt, allen Sammlungen der Kunstfreunde reichen Schmuck zu verleihen. Manches auch, was einigermaßen niet- und nagelfest war, befindet sich auch heute noch an seiner ersten Stelle, für welche es geschaffen worden.

Dahin gehören vor allen die Holzschnitzereien, die getäfelten Wände und Plafonds und die reich mit ornamentalen und figürlichen Skulpturen gekrönten Thüren, deren sich nicht wenige in den Häusern der Patrizier und reichen Kaufherren erhalten haben. Die berühmtesten darunter, wenn nicht die ältesten, sind wie bekannt diejenigen im Pellerhause. Es ist eine echt deutsche Zierde, deutsch nach Art und Wirkung, denn keine Dekoration vermag der Wohnung in höherem Grade den Charakter der Wohnlichkeit, der Wärme und eines soliden Wohlstandes zu geben.

Zu dieser Tischlerei und Schnitzerei fand sich zunächst ein tüchtiges, kunsterfahrenes Schmiedehandwerk, denn diese reichverzierten Thore und Thüren verlangten auch kunstvolle Schlösser und Beschläge, welche gleicherweise ein Schmuck des Zimmers waren. Die alte Zeit liebte es nicht, wie wir heute, das Eisenwerk der Thüren in das Holz zu verstecken, sondern, weil dasselbe notwendig dazu gehörte, so mußte es auch ebenso notwendig als eine Zierde derselben gearbeitet werden. Das Haus verlangte ferner Gitter vor und in den Fenstern oder auch an den Hausbrunnen, Küche und Herd verlangten allerlei Eisengerät, Pfannen und Zangen und Leuchter und Glockenzüge und Glockenhäuser — alles lieferte das

Schmiedehandwerk in zierlichen Formen und Ornamenten, an deren sinnreicher und oft überraschend zweckmäßiger Art ein kunstliebendes Herz noch heute seine Freude hat.

Zum andern kam die Hafnerei, in Verbindung mit der Kunst des Modelleurs, und stellte grün oder bunt glasierte Kachelöfen mit Ornamenten und Figuren in hohem Relief in die vertäfelten Zimmer hinein, sie versah die Speisetische, die Kredenzen erst mit dem bunt glasierten Geschirr, dessen Art nach dem vielerfahrenen und vielgewandten Meister Hirschvogel sich benennt, dann, als der Orient und die Holländer den Geschmack änderten, mit blauweißem Fayencegerät.

Die Nürnberger waren kluge Leute. So wußten sie ferner auch die Glasfabrikation zu betreiben, zwar nicht in Nürnberg selber, aber doch in den Wäldern der Pfälzer und fränkischen Berge, und daher sind sie es, deren industrieller Thätigkeit die Kunstfreunde noch heute die vielgesuchten und teuer bezahlten Glashumpen verdanken. Desgleichen versah der Kupferschmied die Küche und auch wohl das kleinbürgerliche Gemach mit blankem, zierlich gebuckeltem, gut geformtem Kupfergerät, und der Gelbgießer und Beckenschläger lieferte das Messinggeschirr der Schüsseln, Becken und Leuchter, das man heute, statt im Nürnberger Bürgerhause, auf den Wänden und Kasten der Kunstfreunde, in Palästen und Schlössern antrifft. Zu ihnen gesellte sich der Zinngießer und versah die Wirtsstuben und die Trinkstuben der Zünfte mit schöngeformten Kannen, Krügen und Pokalen.

In diesem letzteren Gerät konnte freilich weder Zinngießer noch Hafner mit dem Gold- und Silberarbeiter wetteifern. Wenn je ein Handwerk sich zur Kunst erhob, so ist es die Goldschmiedekunst Nürnbergs im 16. Jahrhundert. Das feinste Formengefühl, reiche Erfindung, edle Zeichnung, und die vollkommenste, liebevollste Ausführung wetteifern in den Arbeiten eines Wenzel Jamitzer und seiner Zeit- und Berufsgenossen und stellen sie würdig den antiken Silberarbeiten an die Seite.

Von diesen Werken der Nürnberger Goldschmiedekunst, welche einst, wie vorhandene Inventare beweisen, zahllos die Kredenzen und Gemächer und Schatzkammern der Fürsten und Vornehmen füllten, hat sich gerade genug erhalten, um uns eine Vorstellung von ihrer Art und Kunst zu geben. Die Not der Zeiten hat das edle Metall in die Schmelze getrieben, nachdem es auch der veränderte Geschmack schon mehrfach der Umarbeitung zu roheren Formen überliefert hatte. Manch gutes Stück hat auch ein lobenswerter Familiensinn im alten Patrizierhause treu bewahrt. Aber immer ist es nur ein Ueberrest von dem, was einst war und was ehedem den schönsten und edelsten Schmuck des Nürnberger Hauses bildete.



Das Sebaldusgrab von Peter Vischer (S. 270).

Das aber, was in Nürnberg selber und anderswo noch erhalten ist, erweiset sich mächtig genug, um heute wieder das tief gesunkene Handwerk des Gold- und Silberschmieds von neuem zu einer Kunst zu machen. Und was von den Arbeiten in edlem Metalle gilt, das gilt auch von jenen Holzschnitzereien, Oefen und Fayencegeschirren, von den Eisenarbeiten, dem Zinn-, Messing-, Kupfergerät u. s. w. Ein geläuterter und verständiger Geschmack weiß zu verstehen und zu würdigen,

was das alte Nürnberg geschaffen und uns hinterlassen hat. Wenn heute wiederum der Ruf nach deutscher Art und Kunst erschallt, wenn das Handwerk wieder zur Kunst und zwar zur deutschen Kunst emporgehoben werden soll, so ist es das alte Nürnberg, welches die Vorbilder liefert; es ist das alte Nürnberg, an welchem das Gefühl der Strebenden erwärmt und ihre Begeisterung erglüht.

Der Prometheus-Mythos.

Von

Otto Pfleiderer.

Die Berliner Nationalgalerie besitzt seit zwei Jahren ein Skulpturwerk, welches die Aufmerksamkeit aller Besucher in hervorragendem Grade auf sich zieht. Es ist die Prometheusgruppe, von dem deutschen Bildhauer Müller in Rom gefertigt, ein Werk, das ebensosehr durch die Meisterschaft der Technik wie durch die in ihm verkörperte großartige Idee das Auge fesselt und das Gemüt des Beschauers ergreift. In der Mitte die kraftvolle Gestalt des Prometheus an den Felsen geschmiedet, das schmerzvoll trotzige Angesicht nach oben gewandt, nach dem Himmel des zürnenden Zeus, der ihm den quälenden Adler gesandt hat. Dieser sitzt auf der Schulter des Gefesselten, eben im Begriff, den scharfen Schnabel ihm in die Brust zu hacken. Abwehrend streckt ihm den Arm entgegen eine stattliche weibliche Gestalt, die zur Seite des Prometheus steht, während ein anderes jüngeres Mädchen von jugendlich zarten Formen ohnmächtig auf den Felsgrund herabgesunken ist, wie überwältigt von dem grausen Schauspiel, dessen Jammer sie weder abzuwehren noch auch nur mitanzusehen vermag. Es sind die Okeaniden, Blutsverwandte des gefesselten Titanen, die aus dem Meer heraufgestiegen sind, dem Dulder zu helfen, die aber nur Zeugen seiner Qualen zu werden vermögen. Der Künstler hat hier den tragischen Moment des Prometheus-Mythos fixiert, welchen Aeschylos in seinem Drama „Der gefesselte und befreite Prometheus“ darstellte. Um ihn recht zu verstehen, betrachten wir diesen Mythos, der zum Tiefsinnigsten gehört, was im Epos und Drama der Griechen und aller Völker überhaupt sich findet.

Prometheus ist in der griechischen Mythologie der mit Gott verwandte und mit Gott entzweite Genius der Menschheit, Repräsentant ihres klugen Sinnes und wagenden Mutes, aber auch aller der Leiden, die sie durch ihr rast- und maßloses Kulturstreben sich zuzieht. Der Mythos des Prometheus enthält die älteste Philosophie der Geschichte, der Kultur und Religion der Menschheit; er ist das griechische Seitenstück zur germanischen Faustsage; die Schuld, die Buße und die Erlösung des titanischen Menschen ist der Gegenstand der äschyleischen Trilogie „Prometheus“, wie des Goetheschen Zweitagewerks „Faust“.

Prometheus heißt ein Sohn des Titanen Japetos und einer Tochter des Okeanos. Die Titanen sind die elementaren Naturmächte, die durch Zeus überwältigt und gebändigt, d. h. der vernünftigen Weltordnung unterworfen werden. „Japetos“ ist derselbe Stamm wie der hebräische Name des Noachiden Japhet und wie der ägyptische Gottesname Ptah; demgemäß ist Japetos der Stammvater oder Bildner der Menschen. Seine Söhne sind: Atlas und Menötios, Prometheus und Epimetheus, d. h. der Dulder und der Trotzer, der Vordenkende und der Nachdenkende, womit deutlich eben der Mensch nach seiner moralischen und intellektuellen Stärke und Schwäche bezeichnet ist. Im Kampfe des Zeus wider die Titanen stand Prometheus nach der griechischen Sage auf Seiten des Gottes wider sein eignes Geschlecht; ein tiefsinniges Sinnbild der mittlern Stellung des Menschen zwischen Natur und Gottheit: jener angehörig durch seine von der Erde stammende sinnliche Seite, fühlt er sich zu dieser dennoch hingezogen durch das Gottverwandte seines Wesens, den denkenden Geist. Aber die anfängliche Verbundenheit mit dem Himmelsgott hat keinen dauerhaften Bestand. Prometheus, der irdische Halbgott, sieht seine Freunde, die Menschen, zu sehr von den Himmlischen verkürzt; ihn erbarmt der Elenden, die im schweren Kampf ums Dasein zu erliegen drohen, und er tritt, den Himmlischen trotzend, für die Menschen ein und unterstützt die, welche die Natur hilfloser als alle ihre andern Geschöpfe gelassen hat, mit den Gaben und

Kräften seines erfinderischen Geistes. Waren sie bisher stumpfen Sinnes wie Träumende dahingegangen, so öffnete er ihnen jetzt die Augen und Sinne und ließ sie des Geistes mächtig werden, um durch geistige Kraft zu ersetzen, was an physischer Kraft ihnen abging. Vor allem verschaffte er ihnen das Feuer, das Hauptmittel aller menschlichen Kultur, in dessen Besitz bis dahin nur die Götter gewesen; Prometheus entwandte den Feuerfunken aus der Werkstätte der Himmlischen und machte ihn zum dienenden Werkzeug menschlicher Kunstfertigkeit. Dann lehrte er die Menschen, die bisher Tieren gleich in finstern Höhlen gewohnt hatten, sich sonnige Wohnungen bauen, lehrte sie den Acker pflügen und die Kraft des Stieres und Rosses für ihre Arbeit dienstbar machen, lehrte sie Schiffe bauen und lenken und auf die Sterne als Messer der Zeiten und Weiser der Wege achten. Dann zeigte er ihnen der Wissenschaften trefflichste, den Gebrauch der Schrift, und brachte ihnen die Elemente der Heilkunde, der Dichtkunst und der Seherkunst bei. Er lehrte sie endlich der Metalle Bearbeitung und die Verfertigung kunstreicher Geräte und Schmuckgegenstände. So ward Prometheus der Erfinder der Kultur und Wohlthäter der Menschheit und er rühmt sich dessen mit gewaltigem Selbstbewußtsein vor Göttern und Menschen und Titanen.

Aber eben dieses stolze Selbstbewußtsein des titanischen Geistes, der auf eigne Kraft vertrauend den Göttern Trotz bietet, erregt den Zorn der Götter und führt ihre Strafen herbei, zunächst für die Menschheit insgesamt, dann noch insbesondere für Prometheus. Aus Rache für den Feuerdiebstahl ließ nämlich Zeus durch den Feuergott Hephästos das liebreizende Weib Pandora schaffen, die mit den Gaben aller Götter und Göttinnen ausgeschmückt wurde, von Athena mit kunstfertigem Geschick, von Aphrodite mit Anmut, verführerischem Schmachten und gefallsüchtigem Bestreben, von Hermes mit schmeichlerisch schlauem Sinn, von den Horen mit kostbarem Geschmeide, so daß es eine Lust für Götter und Menschen war, sie anzuschauen. Hermes führte die also Beschenkte dem Epimetheus zu, dem unbesonnenen lüsternen Bruder des Prometheus, der sie auch alsbald trotz des letzteren Warnung vor dem Geschenk des Zeus in sein Haus aufnimmt. Aber das reizende Weib hatte vom zürnenden Gott ein Gefäß, voll aller Uebel, mitbekommen zur Aussteuer, und als sie nun neugierig den Deckel vom Faß öffnete, ergossen sich alle diese Uebel, Krankheiten und Mühen und Sorgen, von welchen die Menschheit bisher nichts gewußt hatte, über die ganze Erde und nur die Hoffnung blieb zurück als zweifelhaftes, weil blindes und trügliches Trostmittel.

Dieser Zug der Sage schildert die Kehrseite zu den Gaben des Prometheus. Der Fortschritt vom Naturzustand zur Kultur, so notwendig und wertvoll er für den Menschen war, hatte doch keineswegs bloß Glück zum Gefolge, sondern auch mancherlei Uebel; mit der Verfeinerung des Lebens, mit der Mehrung seiner Güter und Reize erwacht auch die lüsterne Begehrlichkeit, die Habsucht und Genußsucht, die Eitelkeit und Hoffart; die Unzufriedenheit nagt an der Seele, die Ueppigkeit verweichlicht den Körper und so entsteht das Heer der Krankheiten und Mühsale, unter welchen die Zivilisation leidet, während sie den Naturmenschen noch unbekannt waren. Ganz denselben Zug finden wir auch in der persischen und hebräischen Sage; die Zivilisation erscheint überall in der Betrachtung des Altertums unter diesem doppelten Gesichtspunkt: es ist einerseits der notwendige Fortschritt des Menschen, daß er aus dem dumpfen Traumleben seines Naturzustandes erwacht und zu sich selbst kommt, mit dem Bewußtwerden seiner selbst frei wird von der natürlichen Gebundenheit und Herr wird über die Welt; aber dieser Fortschritt der Erkenntnis und Freiheit ist zugleich andererseits ein Verlust der glücklichen Unschuld des Naturzustandes, der harmlosen Einheit mit den göttlichen Ordnungen und Gesetzen, eine Entfesselung der selbstischen Triebe, der sinnlichen Lüsternheit, der geselligen Selbstsucht, eine Ueberhebung des Geschöpfes zu angemaßter Gottgleichheit, eine Verschuldung also, welche die Götterstrafe, die Nemesis zur Folge hat. Auch in der Bibel ist es jenes reizende Wort der verführerischen Schlange: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum,“ dessen Befolgung auch Adam und Eva mit dem Verlust des Paradieses büßen mußten.

An Prometheus selber aber vollzieht Zeus noch eine besondre Strafe: er läßt ihn durch Hephästos an den Felsen des Kaukasus schmieden, bis er von seinem Trotze lasse. Doch der stolze Titane läßt sich nicht erweichen. Er



Die Prometheus-Gruppe. Von Joh. Ed. Müller.

ruft die Welt zum Zeugen seines Leidens auf, das er unschuldig dulden müsse; er kann in sich selbst keine Schuld finden und klagt den zürnenden Gott der ungerechten Härte an; ja er geht in seinem ohnmächtigen Trotze so weit, dem Gotte selber mit der Weissagung seines Untergangs zu drohen, der ihm von einem mächtigern Sohne bevorstehe. Darüber erschreckt, verlangen die Olympier nähere Auskunft; aber Prometheus verweigert sie; allen Drohungen des Zeus zum Trotz behält er sein Geheimnis für sich; er fühlt sich in seinem Wissen selbst

den Göttern überlegen, so ohnmächtig er auch gegen ihre Gewalt ist. Diese Vermessenheit muß er durch noch schlimmere Strafen büßen: unter Erdbeben und Blitz und Donner verschlingt ihn der Abgrund der Erde. Mit diesem Sturz des Titanen in die Tiefe der äußersten Gottgeschiedenheit endet der zweite Teil des Dramas. Im dritten Teile sehen wir die Pein sich noch verschärfen, aber zugleich die Erlösung sich anbahnen. Prometheus hängt wieder gefesselt am Felsen und der Adler des Zeus frißt ihm täglich die Leber, die täglich wieder neu wächst. Der wider die Gottheit sich erhebende Mensch hat nicht bloß zu leiden unter dem Gefühle seiner Ohnmacht gegen die überlegne Macht der göttlichen Weltordnung, die er als eiserne Fessel seines Eigenwillens zu empfinden bekommt; seine Pein verschärft sich noch durch den Stachel des Schuldbewußtseins, dem er sich auf die Dauer nicht entziehen kann, das ihm sein eignes Innere zerfleischt; in sich selbst gebrochen und zerrissen, fühlt er seinen Trotz schwinden und öffnet das Ohr der Stimme der Verheißung. Prometheus, der früher auf seine Unsterblichkeit pochte, sehnt sich jetzt nach dem Tode als dem Erlöser aus seinem Jammer. Aber ihm naht der bessere Erlöser in dem Sohne des Zeus und der Alkmene, in Herakles, auf welchen ihn schon von Anfang seines Strafleidens das Verheißungswort der Jo, der Urmutter des Herakles, tröstend hingewiesen hatte. Diese Verheißung eines erlösenden Gottessohnes erfüllt sich nun, indem Herakles den Adler des Zeus erlegt. Noch aber scheint seine Fessel nicht gelöst werden zu können, denn der zürnende Gott hatte geschworen, ihn nicht eher freizugeben, als bis ein Unsterblicher freiwillig für ihn in den Tod gehen würde. Doch auch diese Bedingung der Erlösung erfüllt sich, indem der Kentaur Chiron sich erbietet, freiwillig in den Hades hinabzugehen. Nunmehr von seinen Fesseln gelöst, unterwirft sich Prometheus dem Götterwillen; er bekennt sein Geheimnis, daß von einer Verbindung des Zeus mit der Göttin Thetis ein gewaltigerer Sohn als Zeus erstehen werde. Damit hat er seinen Frieden mit den Göttern geschlossen und wird wieder in ihre Gemeinschaft als ihr Prophet und Berater aufgenommen, doch trägt er fortan einen eisernen Ring und einen Weidenkranz als Symbol seiner Gefangenschaft und unlöslichen Abhängigkeit.

Bedeutsam in mehrfacher Hinsicht ist dieser Ausgang des Prometheus-Mythos. Die Feindschaft zwischen Prometheus und Zeus, dem Menschen und Gott, wird versöhnt durch einen Mittler, der an sich selber die Einheit der Streitenden darstellt, indem er als Weibessohn sich zugleich göttlichen Geschlechts zu sein bewußt ist. Nicht der Himmlischen Zorn und nicht der Hölle Schreck vermochte den titanischen Trotz zu brechen, er ergibt sich nur an den heilbringenden Gottmenschen, „des verhaßten Gottes lieben Sohn", in welchem er nicht mehr den feindlichen, eifersüchtigen, zornschnaubenden Gewalthaber, sondern den freundlichen Retter und verwandten Geist, das eigene bessere Selbst, den idealen Menschen erkennt. Denn dies bedeutet hier Herakles: er ist die Kehrseite, der Doppelgänger des Prometheus; war dieser der gottfeindliche, eigenwillige Naturmensch, so ist jener der gottfreundliche und gottdienende Gottmensch; brachte dieser eine äußerliche Zivilisation, die zum Uebermut und damit zu allem Elend führte, so bringt jener die Elemente der ethischen Kultur, der Rechtsordnung, mit welcher eine höhere Welt über der des sinnlichen Genießens und der technischen Arbeit sich erhebt, die Welt des göttlich Guten, der Zucht und Sitte und Frömmigkeit. Während dem titanischen Eigenwillen gegenüber der Götter Wille und Ratschluß als peinliche Fessel, als feindseliges Zürnen erschien, so verschwindet mit dem trotzigen Widerstand des Menschen auch des Gottes Zorn und wird dessen Herrschaft als die rechtmäßige und heilsame willig anerkannt. Diese Wandlung des Gottesbewußtseins begann nun zwar schon innerhalb der griechischen Religion sich vorzubereiten; Dichter, wie Aeschylos und Sophokles, und Denker wie Sokrates und Plato sprachen es schon aus, daß der Wille des Zeus eins sei mit dem Guten, mit der vernünftigen Weltordnung, und daß des Menschen höchste Bestimmung sei, ihm an Güte ähnlich zu werden. Dennoch blieb noch immer im Hintergrund des griechischen Gottesbewußtseins die unüberwundene Furcht vor dem dunklen Schicksal oder dem unheimlichen Götterneid, was volles Gottvertrauen und völlige Gottesliebe nicht aufkommen ließ; noch ist die knechtische Furcht vor dem Götterzorn nicht völlig aus-

getrieben durch die kindliche Liebe, noch trägt auch der gerettete Prometheus den eisernen Ring und den Weidenkranz als Sinnbild der Knechtschaft. Darum kann auch dieser Götterbestand nicht von ewiger Dauer sein, sondern es wird einst — weissagt Prometheus — ein mächtigerer kommen, ein Sohn der Thetis, der die reine Herrschaft des Sittlichguten an die Stelle der noch so vielfach getrübten, menschenartig unvollkommenen Herrschaft der griechischen Götter, der heiteren Olympier setzen wird.

Dieser Zug des Mythos erinnert an die ähnliche Weissagung der Götterdämmerung in der germanischen Mythologie. Es scheint diesen beiden tiefsinnigsten Stämmen der indogermanischen Völkerfamilie, den Griechen und Germanen, frühe schon die Ahnung sich aufgedrängt zu haben, daß ihre der Natur entwachsenen und selber noch naturartigen Götter nicht das höchste und letzte seien, daß ihre Herrschaft einmal zu Ende gehen und dem rein sittlichen Reiche eines geistigen Gottes weichen werde. Mit der Erfüllung dieser Ahnung im Christentum hat auch der Prometheus-Mythos erst seine wahre Erfüllung gefunden, das Bild des gefesselten und der Befreiung harrenden Prometheus hat nun sein erhabneres Gegenbild im Symbol der Christenheit. Wie dort „der menschenfreundlichste Dämon“ mit eisernen Fesseln an den Fels geschmiedet zwischen Himmel und Erde als Schauspiel ausgestellt ist, so hängt am Kreuz angenagelt wiederum der beste Freund und Heilbringer der Menschheit, leidend um der Wohlthat willen, die er seinem Geschlechte gebracht hat. Und wie dort dem titanischen Dulder die blutsverwandten Frauen als Zeugen seiner Qualen in machtlosem Mitgefühl zur Seite stehen, so stehen am Fuß des Kreuzes unsres Heilandes seine Mutter und der Jünger, den er lieb hatte: die Vertreter der um ihren besten Sohn und Bruder trauernden Menschheit. Aber so wunderbar diese Aehnlichkeit, so groß ist nun doch auch wieder der Unterschied zwischen der vorbildlichen Sage und der erfüllenden Geschichte. Der gefesselte Titane leidet widerwillig in machtlosem Trotze gegen die göttliche Schickung; darum kann ihm die Erlösung nur von außen kommen durch die rettende That des göttlichen Helden Herakles, in welchem des Titanen Kraft, aber ohne seine Eigenwilligkeit und Schuld verkörpert ist, in welchem also sein eignes reinres und bessres Ich, aber als ein andres, von ihm persönlich verschiednes dem Dulder Prometheus entgegenkommt. Dagegen dem Dulder am Kreuz naht kein rettender Held als Erlöser von außen; er muß selber den Kelch der Leiden bis zu Ende leeren; aber eben darum, weil er nicht widerwillig leidet zur Strafe für Ungehorsam, sondern in freier That des Gehorsams dem Willen Gottes sich ergibt, und weil er nicht, wie Prometheus, seine Erlösung erhofft vom stellvertretenden Todesopfer eines andern, sondern selber seine Seele hingibt als Lösegeld für viele, darum ist er selbst der göttliche Held, der im Todesleiden den Tod überwindet und zum Erlöser und Heilbringer wird für seine leidenden Brüder. Ist der gefesselte Prometheus das Bild des titanischen Menschengeistes, der in seinem trotzigen Eigenwillen sich selbst äußerste Qual bereitet, so zeigt uns sein christliches Gegenbild die Kraft der Erlösung in dem göttlichen Geist des Gehorsams und der Liebe, der eignes und fremdes Leiden überwindet und zur Quelle des Heils verwandelt. Was der griechische Mythos auf Prometheus und Herakles verteilt: das Dulden und das Ueberwinden, das verknüpft das Christentum im Bilde des Gekreuzigten zur Einheit von Mittel und Zweck.

Wanderlied im Winter.

Von

Adolf Pichler.

Jedes Blümchen ist verblüht
Auf der fahlen Heide,
In der Abendsonne glüht
Hell des Reifs Geschmeide.

Lustig klingen Becher an
Voll von jungem Moste;
Lebet wohl, ich zieh' die Bahn —
Sei's bei starrem Froste!

Endlich reift im Faß der Wein
Tief in Kellers Grunde,
Wieder blüht ein Röselein
An des Gletschers Schlunde.

Kehr' ich in die Heimat dann
Fest von Wetterstreichen,
Mag ein Mädchen gern dem Mann
Wein und Blumen reichen.

Am Quell der Genesung.

Novelle von W. H. Riehl.

I.

Herr Eugen Milett war ein glücklicher Mann: es fehlte ihm gar nichts.

Und doch war er nicht ganz glücklich, eben weil ihm gar nichts fehlte. Er wußte nicht, wie glücklich er war!

Wer niemals unter die Traufe gekommen ist, der weiß nicht, wie wohl es thut, ein trockenes Hemd auf dem Leibe zu haben; und dieses Gefühl ist so behaglich, so erquickend, daß man sich sogleich auf die Haut naß regnen lassen möchte, um hinterdrein recht wonnig in einem trockenen Hemde schwelgen zu können. Herr Milett aber war niemals unter die Traufe gekommen, und weil ihm gar nichts fehlte, so fehlte ihm eben dieses.

Er konnte thun, was er wollte; darum wußte er häufig nicht, was er thun solle. Jetzt befand er sich auf einer Reise nach Wien; nach Wien aber reiste er lediglich aus dem Grunde, weil er noch niemals dort gewesen war. Er kannte Rom und Neapel, Paris und London, Berlin und Amsterdam; nur wenn die Rede auf Wien kam, dann mußte er allemal sagen: „Zu meiner Schande bekenne ich, daß ich Wien noch nicht gesehen habe.“ Er wollte die Schande dieses Bekenntnisses los werden und zwar gründlich, er wollte Wien gründlich kennen lernen, Wien studieren; denn Herr Eugen Milett war ein hochgebildeter und bildungsbedürftiger Mann, — wie hätte er sonst auch glücklich sein können, da er weder ein Bauer noch ein Kapuziner war!

Aber er kannte auch Kopenhagen nicht, und Kopenhagen soll gleichfalls eine sehr sehenswerte Stadt sein. Er schwankte lange, ob er zuerst nach Kopenhagen gehen solle und dann nach Wien oder zuerst nach Wien und dann nach Kopenhagen; er schwankte sogar noch auf der Reise und reiste darum langsam, auf Umwegen, mit Unterbrechungen, die großen durchgehenden Schnellzüge vermeidend, die ihn mit impertinenter Rücksichtslosigkeit sofort entweder nach Wien oder nach Kopenhagen geschleudert hätten.

„Es ist ein' harte Reis',
Wenn man den Weg nicht weiß,“

so sangen früher die wandernden Handwerksburschen.

Unser Reisender kam aus dem Nordwesten, aus dem Hannoverschen, wo seine großen Landgüter lagen. Da ihn nun aber das Fatum der Lokal-Fahrpläne bereits bis nahe zur böhmischen Grenze geführt hatte, so schwand endlich die Qual der Wahl und er war am dritten Reisetage fest entschlossen, zunächst die Kaiserstadt an der Donau zu besuchen.

Der Tag war wunderschön, ein prächtiger Junitag, wie auserlesen zum vergnüglichen Fahren und Wandern; der Himmel wolkenlos, die Luft erfrischt durch ein Nachtgewitter; goldener Sonnenschein lag auf den grünen Saatfeldern, die Lerchen wirbelten, die Kinder spielten im Schatten und die Alten mähten in der Sonne das erste Gras so frohgemut, als ob auch ihnen die Arbeit heute ein Spiel wäre.

Herr Milett schaute aus dem offenen Fenster des Koupees in die helle Landschaft, die so lustig vorüber rollte und die er so bequem genießen konnte; denn er saß ganz allein in einem Wagen erster Klasse. Und er konnte sich die erste Klasse wohl gönnen, ja er wußte gar nicht, wie es thut, wenn man zweiter oder dritter oder gar vierter Klasse fahren muß: — die Steuer, welche er jährlich dem Staate bezahlte, belief sich höher als das Jahresgehalt eines kommandierenden Generals. Er war ein geborener Passagier erster Klasse.

Trotzdem fand er diese Klasse höchst unbequem und räsonierte darüber angesichts all der Frühlings-Sonnenpracht. Er „räsonierte

inwendig", — und gerade beim Eisenbahnfahren kann man so gut inwendig räsonieren! Mit dem Sausen der Wagen, mit dem Rasseln der Räder wächst unser Zorn und die Hetzjagd unsrer grollenden Gedanken verbindet sich mit der Flucht und Jagd des Zuges zu einer rasenden Doppelfuge.

„Wir prahlen heutzutage so gern mit dem Wunderwerke unserer Eisenbahnen" — so räsonierte Herr Milett — „und blicken mitleidig auf die Großvaterzeit der Postkutschen. Unsre Enkel aber werden uns wiederum bemitleiden über diese Eisenbahnen, die ihnen nicht besser dünken dürften, wie uns der alte Postwagen; sie werden es nicht begreifen, wie wir uns solch plumpen, unbequemen, gefährlichen Bahnzügen anvertrauen mochten, mit Staub und Rauch und Ruß bedeckt, in allen Nerven erschüttert, in enge Koupees hilflos zusammengepfercht. Denn binnen fünfzig Jahren wird man riesig fortgeschritten sein im Wettkampf der Erfindungen; man wird ein unendlich vollkommeneres Fuhrwerk besitzen. Die Wagen der elektrischen Bahn werden aus Kautschuk bestehen und sanft und unhörbar über die Schienen gleiten; stoßen zwei Züge zusammen, dann werden die Passagiere einen angenehmen Druck empfinden, wie von einer kräftigen Umarmung, aber rasch wieder aufatmen, und stürzt ein Zug vom Bahndamm herab, dann springt er unten auf wie ein Gummiball und steht sofort wieder auf den Rädern, und die Fahrgäste, welche etwas durcheinander gerüttelt wurden, setzen sich wieder auf ihre Plätze und lachen über den lustigen Zwischenfall."

Herr Milett, der die Räder seiner eigenen Equipage ohnehin schon mit Gummi hatte belegen lassen, dachte sich einen solchen Gummizug als den Triumph der Zukunft und meinte, wir könnten ihn auch schon als einen Triumph der Gegenwart haben, wenn wir nur die Hälfte der Millionen, die wir für verbesserte Mordwerkzeuge ausgeben, auf dieses Gummi verwenden wollten.

Er philosophierte dann weiter über den Fortschritt, den unendlichen Fortschritt der Menschheit. Und beim Eisenbahnfahren philosophiert sichs so gut!

Demungeachtet konnte er den unendlichen Fortschritt nicht rund kriegen, diesen unendlichen Fortschritt, der ja der letzte Trost des modernen Menschen ist, wie die ewige Seligkeit der letzte Trost der altmodischen Leute. Denn bei tieferem Sinnen fand Herr Milett, daß endloser Fortschritt, genau besehen, eine endlose Qual wäre, weil nur die Gewißheit eines erreichbaren Zieles, weil nur das Ziel selber uns beglücke — und die ewige Seligkeit eine unselige Langeweile, weil Kämpfen nur und Ringen, weil nur der Fortschritt uns befriedet.

Diese Gedanken, die im Zirkel liefen, hatten etwas Austrocknendes. Herr Milett öffnete darum seinen Handkoffer und entkorkte eine Flasche Portwein. Er war gut, hätte jedoch besser sein können. Unsere Nachkommen im zwanzigsten Jahrhundert — rastlos fortschreitend — werden ohne Zweifel weit bessern Portwein trinken als wir.

„Seltsamer Trost eines Fortschrittes der Menschheit, den wir nicht erleben, den wir nicht mitgenießen werden! Hätten wir nur wenigstens die Gewißheit, dereinst vom Himmel herab mit ansehen zu dürfen, wie aus unsrer Mühe und Plage künftigen Geschlechtern ein beglückteres Dasein erblüht, blieben wir nur über das Grab hinaus in bewußtem Zusammenhang mit dieser fortschreitenden Menschheit, dann könnten wir uns wohl trösten über das elende Dasein, welches uns traf, weil wir zufällig ein paar tausend Jahre früher geboren wurden! Doch für diese Hoffnung vermögen wir höchstens im dunkeln Glauben zu schwärmen — genau so wie für andere Ideale des gläubigen Gemüts. Und so wirft uns die klare Erkenntnis des Fortschrittes der Menschheit zuletzt doch wieder in ein Schattenspiel der Phantasie und Vorstellung zurück, dem wir durch eben diese Erkenntnis entrinnen wollten!"

So dachte Herr Milett, ließ sich aber trotzdem den mittelmäßigen Portwein der Gegenwart trefflich munden.

Da jedoch im rätselhaften Kreislauf des Lebens das Trinken hungrig macht, wie andrerseits das Essen durstig, so öffnete er den Handkoffer zum zweitenmal und enthüllte ein kleines Päckchen, in welchem drei gebratene Kramtsvögel höchst appetitlich eingeschlagen waren. — Kramtsvögel im Juni!

Im Juni fängt man bei uns bekanntlich keine Kramtsvögel. Allein wenn man die im Oktober gefangenen Vögel leicht brät und dann in Butter eingießt, so erhalten sie sich

bis in den Sommer. Vor dem Verspeisen läßt man sie noch einmal ganz leicht aufbraten. Feine Zungen finden solche eingebutterte Kramtsvögel weit köstlicher als die frischen, ja sie ziehen sie sogar der Schnepfe vor.

Herr Milett hätte bei seinen Vögeln schon zufrieden sein können. Sie schmeckten ihm auch ganz gut, und er saß so breit auf dem reichen Polster und ein kühles Lüftchen spielte ihm durchs Wagenfenster erquickend um die Stirn.

Allein er dachte nach über die Mängel der Weltordnung, die uns arme Sterbliche überall im Dunkeln tappen läßt und also für uns doch eigentlich nur eine große Unordnung ist, und über die Weltvernunft, die ihm sehr unvernünftig dünkte, als er beim dritten Kramtsvogel den letzten Becher leerte.

Der glückliche Mann! — wenn ihm nur etwas gefehlt hätte. Aber es fehlte ihm gar nichts.

Hätte Arthur Schoppenhauer nicht so bequem von seinen Renten gelebt, so wäre ihm der Pessimismus schwerlich eingefallen. Elende Zeiten und arme Menschen klagen sich selber an und loben den lieben Gott; gesegnete Zeiten und reiche Leute loben sich selbst, aber unser Herrgott macht's ihnen in allen Ecken nicht recht.

Und wir leben in einer gesegneten Zeit und Herr Milett war ein reicher Mann.

Er war auch obendrein noch ein junger Mann. Fünfundzwanzig Jahre alt, erfreute er sich des köstlichsten Gutes, der Jugend, und zwar eben in den schönen Tagen, wo wir nicht mehr älter zu sein begehren, wie die Kinder, und noch nicht jünger zu sein wünschen, wie die Leute in jenen „besten Jahren“, die wir mit melancholischem Selbstbetrug die besten nennen, weil wir nicht Wort haben wollen, daß sie eigentlich der Anfang der schlechten sind.

Und stand Eugen Milett im schönsten Alter eines jungen Mannes, so stand vollends seine Frau im allerschönsten der weiblichen Jugend, im zwanzigsten Lebensjahre. Der Glückliche, welcher alles besaß, hatte nämlich auch eine reizende, liebenswerte und geliebte Frau, die den schönen Namen Doris führte.

Sie war seine Kousine, und sie war in seinem Elternhause erzogen worden. Aus Kinderfreundschaft war ihre Liebe erwachsen, ganz still und leise, wie die Knospe Blüte wird, über Nacht, man weiß nicht, wie es gekommen ist. Er hatte ihr „das erste Du“ gesagt, als er sie zum erstenmal sah, und sie hatte ihr erstes Du erwidert, als sie die ersten Worte zu stammeln begann; sie hatten sich den ersten Kuß gegeben, unbekannt wann! in jener mythischen Vorzeit der Kinderspiele, von der sie selbst nichts Genaues mehr wußten.

Eine Liebe ohne äußere Kämpfe und doch voll innerer Schmerzen und Seligkeiten, eine Leidenschaft ohne Katastrophen und doch voll Glut und Flammen, eine vorbestimmte Heirat und doch die harmonischste Ehe: — in Romanen hält man dergleichen gar nicht für möglich, aber im Leben soll es manchmal vorkommen.

Seit zwei Jahren verheiratet, hatte sich das zärtliche Paar bis jetzt noch niemals auf längere Zeit getrennt. Unternahm er eine kleine Reise, so war sie mitgereist. Auch diesmal hätte Doris ihren Eugen gerne begleitet; sie deutete es schüchtern an und er selber wünschte es anfangs. Denn was ist entzückender und beglückender als eine Vergnügungsreise in Gesellschaft einer Frau, die man von Herzen liebt, die man hinausführt in die frische, freie Welt, eine Reise ganz allein mit der Geliebten und doch nicht ganz allein mit ihr, denn ein Dritter reist unfühlbar mit — Amor als Reisemarschall.

Allein anderseits hat es doch auch wieder seine besonderen Annehmlichkeiten, zur Abwechselung einmal ohne Frau zu reisen. Und so reiste Herr Milett diesmal allein.

Am ersten Tage hatte er kaum an seine Frau gedacht; er schickte ihr nur gegen Abend ein Telegramm.

Am zweiten Tage erinnerte er sich lebhaft, wie schön es früher gewesen, wenn sie zusammen reisten; er schrieb ihr abends eine Postkarte.

Heute am dritten Tage sehnte er seine Frau bereits herbei in das einsame Koupee und beschloß ihr am Abend einen Brief zu schreiben. Ueber diesem Sehnen vergaß er ganz, daß es doch nirgends jämmerlicher zugehe als in der Welt.

Er sann darüber nach, was Doris wohl gerade jetzt thun werde, um elf Uhr dreißig Minuten vormittags. Sie saß ohne Zweifel am Schreibtische und schrieb an ihn, gewiß sie schrieb weiter an dem langen Brief, den

sie vorgestern schon begonnen hatte. Zwei Jahre bereits verheiratet, war dies doch der erste Brief, den sie ihm als Frau schrieb; denn sie waren ja noch nie getrennt gewesen. Wie anmutig saß sie da im leichten Morgenkleide! Jetzt hebt sich das Köpfchen; — das treue blaue Auge blickt durchs offene Fenster sinnend, träumend in die Ferne; — sie schaut ihn leibhaft im Geiste, so hell und klar wie er sie eben sieht. Dann schreibt sie fort mit jener fliegenden Feder, die nur Frauenhände führen, — gleich einer Schlittschuhläuferin gleitet die Stahlspitze über die glatte Fläche des Briefbogens. Beneidenswerte Grazie der leichten weiblichen Hand! Wenn er selber Briefe schrieb, dann war es ihm vielmehr zu Mut, als wate seine Feder in tiefem Sande. Doch jetzt springt Doris wieder auf und starrt in die Wolken, als erhasche sie von dort neue Bilder, neue Gedanken — für ihn!

Ganz versunken in diese Vision hatte Herr Milett gar nicht bemerkt, daß der Zug an einer Station hielt. Die Wagenthüre öffnete sich und eine hünenhafte Gestalt schob sich herein, ein dicker, breitschulteriger Mann, sechs Fuß hoch, vermutlich ein vornehmer Bierbrauer. Er sagte nicht einmal guten Tag, sondern setzte sich ohne weiteres dem verblüfft aufwachenden Herrn Milett bolzgerade gegenüber, als sei er ganz allein auf der Welt und im Koupee.

„Muß sich der grobe Mensch mir gerade vor die Augen setzen!“ dachte der unglückliche Vergnügungsreisende und wollte in die andre Ecke rücken, allein dort brannte die Sonne. Er blickte den dicken Mann durchbohrend an, er maß ihn von Kopf zu Fuße. Das kümmerte jenen gar nicht; sein Gegenüber schien ihm Luft zu sein. „Nun gut! dann sollst auch du mir Luft sein!“ dachte Herr Milett. Er wollte den Fremden, welchen er eben erst in Grund und Boden zu sehen versucht hatte, nun gar nicht mehr sehen und begann mit offenen Augen von seiner Doris weiter zu träumen.

So schön und liebreizend hatte sie kaum jemals vor seinen leiblichen Augen gestanden, wie jetzt vor seinen geistigen! Die Ferne verklärt; — aber doch nur auf eine Weile. Denn zwischendurch muß die Nähe wieder hinzukommen und der Ferne neue Verklärungskraft geben. Endlose Ferne wird zur Qual wie der unendliche Fortschritt; stete Nähe wird langweilig wie die ewige Vollendung. Es gehört zu den unausstehlichsten Impertinenzen der Logik, daß etwas nicht zu gleicher Zeit sein und nicht sein kann. Hätte Herr Milett seine Frau zu gleicher Zeit bei sich gehabt und nicht bei sich gehabt, dann wäre er jetzt ganz zufrieden gewesen.

Er schwelgte in diesem undenkbaren Gedanken, als ihm der Hüne, der vornehme Bierbrauer ins Gesicht gähnte, ohne die Hand vor den Mund zu halten. Man braucht nur ein paar Stunden auf der Eisenbahn zu fahren, um zu entdecken, daß unter hundert Menschen erster und zweiter Klasse kaum fünf gut erzogen sind.

Der ganze Zauber seiner Vision war in den Abgrund dieses Gähnens versunken, die paradiesische Ferne verschlungen vor der schauderhaften Nähe! Glaubte er seiner Doris lichtblondes Haar zu sehen, dann schimmerte des Gegenmannes Glatze hindurch; schaute er in ihr quellenklares Auge, dann schoben sich des Bierbrauers rotumränderte Kalbaugen dazwischen. Und die stahlgraue Morgenrobe, welche des geliebten Weibes zierlich schlanke Gestalt umwallte, verkehrte sich in des Ungeheuers großkarierten Sommerrock, der auch stahlgrau war.

Allein der Mann hatte ein Recht auf seine Glatze, auf seine Augen, auf seinen karierten Rock und vorab ein Recht auf seinen Platz. Und eben dieses Recht ärgerte Herr Milett ganz grimmig. Das Schlimmste des Schlimmen bei unsern Eisenbahnreisen ist, daß wir jeden beliebigen Nachbar dulden müssen und daß der Nachbar uns wiederum dulden muß, — eine Zwangsgesellschaft wie im Zuchthause. Wenn einmal Herrn Miletts elektrische Gummizüge unhörbar durch die Länder gleiten werden, dann wird man Gesellschaftsräume und Einzelstübchen bei jeder Fahrt zur Auswahl haben können und zu anständigen Preisen. Und dann wird das Reisen auch wieder ein Vergnügen sein.

Inzwischen zündete sich der Eindringling ganz ungefragt eine Zigarre an und blies die dicksten Wolken in die Luft.

Und dazu hatte der Mann kein Recht. Denn an der Wand stand geschrieben, daß man in der ersten Klasse nur unter Zustimmung sämtlicher Mitreisender rauchen dürfe.

Jener Mensch hatte Herrn Milett beim Einsteigen nicht einmal guten Tag gesagt; dafür wollte er ihm jetzt das erste und letzte Wort sagen, indem er ihm die Zigarre verbot. Doch im selben Augenblick hielt der Zug. „Station Huppenberg!“ rief der Schaffner — und der Fremde stieg aus.

Nun konnte Herr Milett nicht einmal seinem Aerger Luft machen, indem er den Grobian ärgerte. Doch war er wenigstens den widerwärtigen Gesellen los.

Allein kaum begann er sich in diesem Gedanken zu trösten, als der Schaffner auch ihn zum Aussteigen aufforderte. Huppenberg war Kreuzungsstation, und der Zug nach Böhmen ging erst in zwei Stunden ab.

Mittag! — heißester Sonnenbrand! — das Stationsgebäude ein kleines Haus auf kahler, schattenloser Fläche! — keine Stadt, kein Dorf weit und breit sichtbar — und zwei Stunden Aufenthalt!

„Das nennt man eine Vergnügungsreise!“ seufzte der arme Mann, indem er seinen Handkoffer herabnahm und murrend den Wagen verließ.

II.

Shakespeare läßt die verkleidete Viola von sich selber sagen:

„Und so in bleicher Schwermut saß sie da,
wie die Geduld auf einem Monument.“

Es ist vielleicht noch keinem Bildhauer eingefallen, die Geduld plastisch, monumental darzustellen. Und doch wäre ein Denkmal der Geduld eine lohnende Aufgabe. Man könnte das Standbild in Zinkguß billig vervielfältigen zum ortsgemäßen Schmuck einer großen Zahl deutscher „Warte-Bahnhöfe“. Huppenberg verdiente ein solches Standbild vor allen.

Man kann Huppenberg nicht mit der Wartestation Hagen vergleichen, wo man im Getümmel sich selbst verliert; nicht mit der Geduldstation Oberhausen, wo sich uns die schönste Gelegenheit bietet, nach stundenlangem Warten in den falschen Zug zu geraten; nicht mit der Kreuzungs- und Kreuzstation Löhne, wo der Reisende, welcher von Osnabrück nach Bielefeld fährt, Zeit genug hat, dem erwarteten Zuge auf eine Station gemütlich entgegen zu spazieren; nicht mit Bebra, wo uns der prächtige Heldentenor, womit der weitbekannte Pförtner die Züge ausruft, das Warten musikalisch verkürzt; nicht mit Lehrte, Heudebar, Wunstorf, Scharfede, Kraiensen, in deren mehr oder minder schönen Hallen viele hunderttausend Menschen schon eine unendliche Größe von Langeweile zusammengewartet haben. Huppenberg ist nur mit sich selbst vergleichbar.

Herr Milett trat zunächst ins Wartezimmer, wo er wenigstens Schatten zu finden hoffte. Allein in dem engen Raum kochte eine Bruthitze, welche durch eine großgedruckte Empfehlung des Apollinaris-Wassers (den einzigen Schmuck der Wände) nicht gemildert wurde. In der Ecke saß eine einsame Dame und bewachte ihr Handgepäck mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache würdig war. Unser Reisender prallte zurück und ging in das Restaurationslokal. Dort aber prallte er noch stärker zurück; es war vollgepfropft mit biertrinkenden, rauchenden Bauern.

Er suchte das Freie, frische Luft und Schatten. Doch nur das kleine Stationshaus warf hier überhaupt einen Schatten und fiel gerade auf die Schienen. Nebenan war allerdings eine öffentliche Anlage, der schüchterne Versuch eines Gartens zur Erholung für das Wartepublikum. Sandige Wege schlängelten sich zwischen verdorrtem und zertretenem Rasen, der hier und da durch kleine verkümmernde Birken- und Tannenbäumchen belebt wurde. Eine Allee von dünnen, größtenteils abgestorbenen Ebereschen verband den Park mit dem Hause.

Herr Milett lachte hellauf über diese Karikatur eines Parks und es jammerten ihn die armen Tannen- und Birkenbäumchen, die offenbar schon lange gepflanzt waren, aber nicht gedeihen wollten. Sahen sie doch aus, als verzehre sie in dieser Einöde das Heimweh nach den Waldesbergen, welche in duftblauer Ferne am Horizont aufstiegen.

Da erspähte er am äußersten Ende der Anlagen einen Hollunderbusch, eine Art Laube. Dort kann er Zuflucht finden. Er tritt hinzu und prallt abermals zurück: — ein Mann und ein Knabe saßen dort bereits auf der dürftig beschatteten Bank.

Allein der Mann hat ihn bemerkt; er steht auf und ersucht ihn Platz zu nehmen. Die Einladung war so freundlich, daß Herr Milett Folge leistete und sich neben den beiden niederließ. Er begann das Gespräch, indem er über das unangenehme Warten an so öder Stätte

klagte. Der andere aber entgegnete, er habe sich vielmehr auf die zwei Raststunden in Huppenberg gefreut; er komme jedes Jahr einmal hierher und da habe er sein Vergnügen an den Birken- und Tannenbäumchen, die er nun schon seit acht Jahren beobachte. „Sie wollten anfangs gar nicht gedeihen; nun wachsen sie doch, mühselig genug, aber sie wachsen, sie werden gesünder. Ach, sie schienen anfangs so krank und unrettbar verloren!"

Bei diesen Worten ward seine Stimme bewegt; er warf einen Blick auf den Knaben und fügte hinzu: „Mein Fritz ist jetzt auch acht Jahre alt!"

Nun wandte Herr Milett das Auge auch auf das Kind. Der arme Junge sah in der That den kümmerlichen Bäumchen nur allzu ähnlich. Das Gesicht war so blaß, die Händchen so mager; er schaute den Fremden so wehmütig an mit den großen glänzenden Kinderaugen! Dann rutschte er von der Bank, ergriff eine Krücke, die nebenan gestanden und hinkte aus der Laube hinaus. Das linke Bein war etwas verkürzt und das Gehen fiel ihm offenbar sehr schwer.

„Er wird nicht müde, sich die Bäumchen zu betrachten, von denen ich ihm so oft erzählt habe," sprach nun der Vater. „Das ist alles eine neue Welt für ihn; er wird den heutigen Tag in seinem Leben nicht vergessen, den ersten Tag seiner ersten Reise. Und auch für mich ist heute ein Freudentag: ich genese mit dem genesenden Kinde. Vor einem Monat noch glaubte ich, meinen armen Fritz nur mehr auf einem Weg begleiten zu können, auf dem Wege zum Kirchhof. Herr! begreifen Sie, was das für mich jetzt heißt, diese frische, freie Luft frei wieder atmen zu dürfen mit meinem Kinde? unter diesem blauen Himmel dahin zu fahren mit ihm, in diesem hellen warmen Sonnenschein? ‚Die Sonne meint's gut!' sagen die Bauern, wenn sie sticht und brennt, daß man umsinken möchte, und der liebe Gott meint's auch gut mit uns!"

Der Alte schwieg, und auch Herr Milett sprach kein Wort; es war ihm ganz feierlich zu Mute. Nach langer Pause begann dann jener zu erzählen, daß er mit dem Kinde zur Nachkur ins Bad Rimselrain reise. Es liege drüben in den Waldbergen und besitze eine lauwarme Schwefelquelle von wunderbarer Kraft. Die Badeanstalt, in tiefster Waldeinsamkeit, biete alles, was bescheidene Leute zu einem gesunden, fröhlichen Leben brauchten, vom Luxus und Schwindel der Modebäder finde sich keine Spur; Rimselrain sei eben noch ein gemütliches Bad nach guter alter Art, ein rechtes Wildbad, kein Kunstbad. Das wisse er von zuverlässigen Leuten; denn dort gewesen sei er selber noch nicht.

Auch Herr Milett bekannte, noch nicht dort gewesen zu sein und überhaupt in seinem Leben noch kein Wort von dem Schwefel- und Wildbad Rimselrain gehört zu haben.

Der andere fuhr fort: „Der Badebesitzer — er schreibt sich Zacharias Oberg'schwendner — ist ein wahrer Patriarch, wie es deren wenige mehr gibt. Als vor Jahren eine regierende Kaiserin oder Königin die Schwefelkur in Rimselrain gebrauchen wollte und durch ihren Hofmarschall Zimmer bestellen ließ, schrieb Herr Oberg'schwendner zurück, es sei ihm lieber, wenn Ihre Majestät nicht komme, denn sonst müsse er allerlei Verbesserungen machen lassen; ihm und seinen Gästen aber gefalle es am besten, wenn alles beim Alten bleibe."

Herr Milett hörte staunend zu. Auf dieser Station Huppenberg erschloß sich nicht bloß dem kleinen Fritz, sondern auch ihm eine neue Welt. Er war hier einem Menschen begegnet, der sich auf die Wartestunden in dieser Einöde gefreut hatte und diesen sandigen Garten voll Besenreiser schön und merkwürdig fand, ja der ihm selber diese Besenreiser merkwürdig zu machen wußte. Und dieser seltsame Mann reiste in ein Bad, dessen offenbar noch seltsamerer Besitzer den Besuch einer Kaiserin abgelehnt hatte, damit ihm und seinen Gästen die Gemütlichkeit nicht gestört werde!

Jetzt erst betrachtete er den Fremden genau mit prüfendem Blick. Derselbe war ärmlich und altmodisch gekleidet, fast wie ein zurückgekommener Handwerker. Aber der Kopf war bedeutend, die tiefgefurchte Stirn zeugte von Gedankenarbeit, die harten, bereits gealterten Züge von schweren Lebenskämpfen; — die kleinen Augen lugten scharf unter den starken Brauen hervor, der Mund war fein und sprechend, auch wenn die Lippen schwiegen. Der Mann mochte ein hoher Fünfziger sein.

Diese Beobachtungen blitzten Herrn Milett nur so durch den Kopf. Er wollte nicht weiter rätseln; als der jüngere stellte er selbst sich rasch dem Fremden vor und nannte seinen

Namen, Stand und Wohnort. Und jener erwiderte lächelnd: „Ich heiße Philipp Schmidt; — das ist kaum ein Name, aber ich habe keinen bessern und er war mir immer gut genug. Ich lebe gegenwärtig in * * * — er nannte eine Stadt der Nachbarschaft. Was meinen Stand betrifft, so bin ich eigentlich gar nichts. Doch gehe ich darum nicht müssig: ich gebe lateinische Privatstunden für kleine Jungen, die aufs Gymnasium gehen wollen, um dort etwas zu lernen, und für größere Jungen, die schon längere Zeit dort waren und nichts gelernt haben. Meine Stunden sind gesucht; ich kann von ihrem Ertrage zur Not bescheiden leben. Sonst habe ich nichts."

„Aber warum suchten Sie bei solchen Kenntnissen kein öffentliches Lehramt?"

„Ich fühle mich glücklicher in meiner Unabhängigkeit, zudem würde meine Methode höheren Ortes nicht genehmigt werden. Ich locke meine Schüler zu den Sprachen und lehre sie die großen Alten lieben und suche sie zu Menschen zu erziehen; an unserm Gymnasium schreckt man sie mit den Sprachen und drillt sie in der Furcht der Grammatik zu künftigen Bureaukraten. Ich habe gar nichts, aber ich habe meinen eigenen Kopf. Von Haus aus bin ich auch kein Philolog, und in letzter Zeit mußte ich leider meinen Lehrberuf sehr vernachlässigen, weil ich mein armes krankes Kind ärztlich behandeln und pflegen mußte. Es hatte ein schweres Nervenfieber mit verwickelten Nebenleiden; ich habe meinen kleinen Patienten glücklich durchgebracht; — von hundert Aerzten hätten ihn vielleicht neunundneunzig aufgegeben! — und mit Gottes Hilfe hoffe ich durchs Schwefelbad nun auch die Kur noch ganz vollenden zu können."

„Also waren Sie ursprünglich wohl Arzt?"

„Keineswegs! Ich bin nur gewohnt, alles selber zu thun, was ich irgend vermag. Selbst ist der Mann! Uebrigens war ich vor Zeiten fünf Jahre Krankenwärter in einem Spital, wo viele Typhen behandelt wurden. Da merkte ich mir den Gang der Krankheit und schrieb mir die Rezepte ab, welche ich zum Apotheker tragen mußte. In unserer naturwissenschaftlichen Zeit sollte die Kunst, ein Nervenfieber zu behandeln, mindestens ebensogut zur „allgemeinen Bildung" gehören, wie die Kunst des Klavierspiels. Mein eigentliches Fach war aber die Rechtswissenschaft, welche ich — es ist schon lange her — in Heidelberg schulgerecht studiert habe. Begeistert für die Hoheit des Rechts, war es das Ideal meiner Jünglingsjahre, ein Richter zu werden. Ich halte den Richter für den vornehmsten, weil für den unabhängigsten Beamten."

„Und warum wurden Sie kein Richter?"

„Weil ich nach beendeten Rechtsstudien selber zum Tode verurteilt ward."

Herr Milett fuhr zurück. War der Mann verrückt?

Philipp Schmidt lächelte. „Ich verließ die Universität im Jahre achtundvierzig. Und nun werden Sie's begreifen! — oder Sie begreifens auch nicht. Das heutige Geschlecht begreift die Begeisterung nicht mehr, die uns damals erfaßt hatte. Mit Sturm und Brausen war der Frühling über Nacht ins Land gekommen, die Natur war erwacht, wir selber waren erwacht und lebten doch wie im Traum. Wie flüchtig war dieser Traum! Wir glaubten an den Sieg der Freiheit und ein neues deutsches Reich. Und über der Freiheit ging das Reich verloren. Im heißen Zorne wollten wir Jünglinge uns opfern, um beides zu retten. Es war im Mai 1849. Das Volk erhob sich für die Reichsverfassung, wie man damals sagte. Ich glaubte, daß nur diesem Ziel der Aufstand gelte, es war mir so heiliger Ernst um das Reich. In einer Volksversammlung, wo unter Gottes freiem Himmel Tausende sich scharten, sprach ich glühende Worte wider die Regierungen, die sich dem Reichstag und dem Reich nicht beugen wollten. Meine Glut entzündete die Massen. Da erschien ein Beamter und forderte uns auf, auseinander zu gehen. Als Antwort fiel ein Schuß — man erfuhr niemals, wer ihn abgefeuert — der Beamte brach tot zusammen. Was soll ich weiter erzählen? Der offene Kampf entbrannte. Ich mußte den Aufständischen folgen, deren Führer etwas ganz andres erstrebten als ich; denn die Reichsverfassung war ihnen nur ein Vorwand, sie wollten die Republik. Von meinen eigenen Genossen beargwohnt und mißhandelt, gelang es mir unter großen Gefahren in die Schweiz zu entfliehen. Inzwischen wurde mir zu Hause der Prozeß gemacht; als moralischer Anstifter der Ermordung des Beamten in Uebung seines Dienstes ward ich zum Tode verurteilt. Und nun erst erfuhr ich, daß jener

Beamte der nächste Freund meines Vaters gewesen war, der Freund und Wohlthäter meiner Kindheit! Um mich zu retten, hatte er sich allzu unvorsichtig unter die wütende Menge gewagt. Ich verzweifelte, indem ich dies alles erwog und doch fand ich später Trost in meinem Gewissen. Was ich gethan, war verkehrt gewesen, ich hatte für die Gegner gestritten, vergebens für meine Sache gelitten, und was ich erstrebte, war verloren. Aber was ich gewollt hatte, war doch das Beste. In der Schweiz fristete ich kümmerlich mein Leben — —"

Fritz hinkte eilends herbei und rief: „Der Zug kommt!"

Die beiden Männer sprangen auf. „Wir fahren noch eine Station miteinander," rief Herr Milett — „Sie müssen weiter erzählen!"

Der Vater ergriff den Sohn, hob ihn auf den Arm und lief im Sturmschritt voran, daß sein Begleiter kaum folgen konnte. „Erzählen Sie weiter!" rief dieser, hinterdrein keuchend.

„Ich ernährte mich kümmerlich in der Schweiz durch Sprachunterricht, dann in England als Krankenwärter — —"

„Die zwei traurigsten Berufe — ein Schulmeister und ein Spitaldiener!" stöhnte Herr Milett, dem der Atem ausging.

„Die zwei schönsten!" verbesserte Schmidt, stolz zurückblickend. „Was gibt es Schöneres, als Kinder in das Leben des Geistes einzuführen und armen Kranken den Abschied vom Leben zu erleichtern? — Aber nehmen Sie mir den Fritz ein wenig ab, ich muß meinen Reisesack holen."

Der Zug stand bereits auf den Schienen und Herr Milett stand regungslos davor, mitten im Sonnenbrand, den Knaben auf dem Arm und dachte, welch ein begnadeter Mann doch dieser Philipp Schmidt sei, der jedem Ding die beste Seite abzugewinnen wisse, ein armer Mann und doch so reich in Gedanken!

„Einsteigen!" drängte der Schaffner.

„Aber wie ging es mit dem Todesurteile?" rief Milett dem Alten entgegen, der einen ungeheuern Reisesack heranschleppte.

„Nach zwanzig Jahren wurde ich begnadigt auf Grund erneuter Prüfung meines Prozesses und dann noch amnestirt dazu, als ganz Deutschland selbst erneuter Prüfung entgegenging."

Der Schaffner mahnte zum letztenmal; — und da Herr Schmidt mit einem Billet dritter Klasser sich nicht zu Herrn Milett in die erste Klasse setzen konnte, so blieb diesem in der Eile nichts andres übrig, als zu jenem in die dritte Klasse zu steigen.

Doch dort war alles überfüllt; nur noch zwei freie Plätze, und sie kamen zu dreien. Es blieb keine Wahl, die Lokomotive pfiff, sie zwängten sich hinein. Fritz wurde quer über beider Schoß gelegt; denn mit hängenden Beinen konnte das arme Kind nicht sitzen. Die Nachbarn saßen Schulter an Schulter — lauter Bauern in Hemdärmeln — ein Tabaksrauch, den man schneiden konnte, erfüllte das Koupee, die Hitze war äquatorial.

Herr Milett bemerkte das alles gar nicht; er sprach mit seinem neuen Freunde über den Wandel der Zeiten seit achtundvierzig. Schmidt schilderte wie er anfangs trostlos gewesen sei über unser geschlagenes Volk; allein was er zumeist ersehnt, das habe sich endlich doch erfüllt, nur in etwas unerwarteter Form. „Wir fahren etwas unbequem, Herr Milett — ich meine hier im Wagen — oder auch im Reich — aber wir fahren doch! Ein Deutsches Reich unter Preußens Führung und in guter Freundschaft mit Oesterreich — das ist ja unser altes Gagernsches Programm, und Heinrich Gagern war doch mehr als eine ‚Phrasen-Gießkanne', es war Bismarcks Prophet. Aber die Jungen verstehen uns Alte nicht, und wir Alten die Jungen vielleicht noch weniger. So war es immer und so wird es bleiben. Ja darin liegt das Geheimnis des Fortschrittes der Menschheit, daß immer erst die Enkel das Mißverstehen von Vater und Großvater zu lösen vermögen."

„Das mag wohl sein!" rief Herr Milett. „Anderseits entdecke ich soeben, daß ich meinen Handkoffer in Huppenberg stehen gelassen habe. Ich vergaß ihn, derweil ich den Fritz in den Wagen trug."

Herr Schmidt bedauerte lebhaft dieses Mißgeschick, zu welchem er den Anlaß gegeben. Allein Herr Milett beschwichtigte ihn. „Es ist ganz gut, daß ich den Koffer vergaß. Ich schwankte soeben noch, ob ich nicht mitfahren solle in das berühmte Schwefelbad. Nun ist es entschieden. Wien mag warten, und der Koffer wird telegraphisch nach Rimselrain beordert. Den Zacharias Oberg'schwendner möchte ich

kennen lernen, vorab aber noch etwas länger und ganz ruhig mit Ihnen plaudern, und hier spricht sich's so schwer und beim Gerassel des Wagens und dem Schreien der Bauern muß man selber schreien wie in der Mühle. Aber die Leute haben ein Recht, hier zu schreien, ein Recht zu rauchen, wie mein Nachbar ein Recht zu haben scheint, bereits eine Viertelstunde lang auf meinem linken Bein zu sitzen, während Fritz auf dem andern liegt; das ist Eisenbahn-Sozialismus dritter Klasse, aber — ‚wir fahren doch!' — wie Sie richtig bemerkten."

In der That fand es Herr Milett höchst ergötzlich, nun auch einmal so schlecht zu fahren, nachdem er sich so oft gelangweilt hatte, so gut zu fahren. Trotzdem war er froh, als sie in Kopsburg den Wagen verließen, um dort im goldenen Lamm noch vier Stunden auf den Omnibus zu warten, der sie abends nach Rimselrain führen sollte.

Der alte Schmidt war offenbar erfreut über Miletts Entschluß und dieser freute sich nun wieder, daß sich der andere freute. Herr Milett ließ sichs auch nicht nehmen, den neuen Freund mit dem Besten zu bewirten, was das Wirtshaus bot. Dieses Beste war freilich nur ein zäher Kalbsbraten und ein saurer Wein nebst einem Eierkuchen für den Knaben. Allein die beiden aßen so tapfer und stillvergnügt, daß es Herrn Milett beim bloßen Zusehen besser schmeckte, als heute morgen, da er die köstlichen Kramtsvögel selber aß.

Schon dämmerte es; da erschien endlich der Stellwagen, ein Marterkasten, mit zwei Schimmeln bespannt, von denen der eine blind, der andere spatig war.

Beim Einsteigen fiel es Herrn Milett heiß ein, daß er den Brief an seine Frau nun heute doch nicht mehr schreiben könne, denn bis sie nach Rimselrain kamen, war es Mitternacht.

Der Wagen stieß entsetzlich, obgleich er kaum von der Stelle kam und bei jedem Stoße dichter Staub von den Ritzen des Bodens aufquoll; die Bänke waren nicht weich, dafür aber um so höher und schmäler. Allein in Gesellschaft eines so trefflichen Mannes wie Philipp Schmidt und des Kindes, dessen verschwiegenes Dulden und stille Freundlichkeit jedes Herz gewann, ließ sich's schon aushalten. Weitere Fahrgäste kamen nicht; der Fremdenstrom nach Rimselrain stockte wohl zur Zeit ein wenig.

Mit einigem Widerstreben erzählte Schmidt auf Miletts Andringen noch gar manches aus seinem reich und schwer bewegten Leben. Er hatte des Bittern so viel erfahren! „Aber das Bitterste," so meinte Herr Milett fragend, „war doch immer jene Katastrophe im Jahre neunundvierzig?"

„Vom Bittersten," entgegnete jener, „sprach ich noch nicht und wollte es auch nicht thun. Doch Sie sind so teilnahmsvoll, und ich will es aussprechen. Ich hatte eine Braut; sie war erst siebzehn Jahre alt, ich fünfundzwanzig, als mich jener unselige Maitag in Schmach und Verbannung warf. Dies war das Bitterste, daß ich wußte, wie sie sich um mich gräme, noch halb ein Kind, der Welt und der ganzen Lage unkundig, wie sie meine Qualen doppelt und dreifach mitlitt, wie sie lange nicht wußte, ob auch sie mich verdammen solle gleich den andern! Sie that es nicht; sie harrte aus und blieb mir treu. Als ich nach zwanzig langen Jahren heimkehrte, verschmähte sie es nicht, mein karges Los zu teilen; wir verheirateten uns. Und diese verspätete Ehe ward noch mit einem Kinde gesegnet; — ach, ich habe es doch gut gehabt!"

Er hielt ein und blickte lange auf den Knaben, der in der Wagenecke sanft eingeschlummert lag, und fügte dann hinzu: „Möge Gott mir diesen Trost erhalten!"

„Und Ihre Frau?"

„Sie ist vor zwei Jahren gestorben."

„Gestorben!" wiederholte Milett tief bewegt.

„Sie möchten fragen, ob ihr Tod nicht doch das Allerbitterste gewesen sei? Hart war diese Trennung fürwahr, doch das Härteste war sie nicht. Ich glaube fest, meine Luise wieder zu sehen und mit ihr wieder vereinigt zu werden. Früher zweifelte ich an der persönlichen Fortdauer des Menschen, dieses Stäubchens auf einem Sandkorn, das wir Erde nennen. Seit Luisens Tod glaube ich an das ewige Leben. Ich will Ihnen etwas Merkwürdiges erzählen: Als wir uns zum erstenmal unsre Herzen erschlossen, da schwuren wir uns ‚ewige Liebe'. Sie werden dies gar nicht merkwürdig finden, sondern sehr alltäglich, da es im Grunde jedes liebende Paar zu thun pflegt. Und doch ist dieser Schwur so merkwürdig. Denn auch

der älteste Denker und Zweifler, wenn er wahrhaft liebt, wird in jenem Augenblicke ein Ende des Liebesbundes für undenkbar halten, er wird an die Ewigkeit glauben, wenn er wahrhaft liebt. Lieben heißt im Endlichen die Schauer der Unendlichkeit ahnen. Darum sind es zwei Stunden, wo unser Glaube an die Ewigkeit am festesten steht: Die Stunde, wo die Geliebte uns gegeben und die Stunde, — wo die Geliebte uns genommen wird."

Der Mondschein fiel auf das schlafende Kind, die Sterne zogen leise ihren Weg, ob sie gleich still zu stehen schienen, erfrischender Tannenduft strich durch die Fenster des Wagens; — die beiden Männer schwiegen.

Die Nacht ist das stille tiefe Geheimnis der Natur, dunkel und doch von Lichtfunken durchzittert. Der Glaube ist das stille, tiefe Geheimnis der Menschenseele, die Nacht der Menschenseele — mit ihrem Sternenhimmel.

III.

Als unsere Reisenden in Rimselrain ankamen, würde die Glocke zwölf geschlagen haben, wenn eine solche dort vorhanden gewesen wäre. Der Mond war untergegangen; alles tiefdunkel. Sie wußten nicht, wie sie hierher gekommen und wo sie waren.

Der Eingang ins Badehaus war nicht besonders einladend, der Empfang durch eine verschlafene Magd nicht sehr freundlich. Das ganze Schwefelbad schlief. Doch wurden die müden Reisenden vorläufig untergebracht und bald lagen auch sie in tiefem Schlafe.

Schon um vier Uhr stand Herr Milett auf und schlich, da alles noch stille war, aus seinem Zimmer, um die Badeanstalt samt der Umgegend etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Das Haus, alt und verwahrlost, halb bäuerlich, halb städtisch, stand hart an einer kahlen Berglehne. Die Fenster der Wohnzimmer gingen rückwärts gegen den kahlen Abhang, von den Fenstern der Hausgänge, der Küche und andrer Räume, in denen man nicht lange verweilt, öffnete sich dagegen der herrlichste Ausblick über waldige Thalschluchten und Felsen und Wiesen, hinüber zu den hohen Kuppen des Böhmerwaldes. Hinter dem Hause, wo man nichts sah, standen Tische und Bänke für die Kurgäste; vor dem Hause, wo die entzückende Landschaft sich erschloß, standen Ställe und Schuppen. Es schien, als ob eine gewisse Enthaltsamkeit im Naturgenuß zur Kurdiät von Rimselrain gehöre.

Der Brunnen lag nicht fern vom Hause, um aber morgens zur Trinkstunde dorthin zu gelangen, mußte man über die Wiese durch thauiges Gras gehn. Auf dem Fassungsrand der reichlich sprudelnden Quelle stand ein einsames Glas, vor Diebstahl sicher; denn es hatte einen großen Sprung und war mit einer festen gelblichen Kruste überzogen, als Beweis der Kraft des Schwefels. Der Henkel war abgebrochen. Wollten sich darum die Kranken den Heiltrank selber schöpfen, so mußten sie mit dem Glase zugleich die Hand ins Wasser tauchen.

Seitab der Quelle schattete ein kleiner Tannenwald, die Kurpromenade. In den Boden gerammte Pflöcke zeigten, daß hier vormals Tische und Bänke gewesen waren; die boshaften Bauernbursche des Nachbardorfes hatten sie zerstört. Wer sich jedoch ein Brett mitbrachte, der konnte es noch immer auf vier Pflöcke legen und hatte dann einen trockenen Sitz. Am Ende der Promenade war ein mit Stangen umzäunter Raum, in welchem sich mehrere Mutterschweine mit ihren Ferkelchen tummelten. Der Anblick dieser bald spielenden bald kämpfenden Tiere bot den Kurgästen gewiß oft recht anregende Unterhaltung.

Beim Rückweg von diesem Entdeckungsgang begegnete Herr Milett dem Herrn Zacharias Oberg'schwendner, der auf seinen Gruß etwas mürrisch dankte. Ein rechter Bauer, war er auch als Badbesitzer und Wirt seinen bäuerlichen Sitten rühmlich treu geblieben, nur im Punkt der Zeche hatte er seine Gäste schon ganz städtisch zu behandeln gelernt. Sein Bauernhof lag nur zwanzig Minuten vom Kurhause entfernt und das Bad, eines der ältesten Bauernbäder, war schon seit Jahrhunderten im Besitz und Betrieb seiner Familie. Die Quelle erfreute sich historischen Rufes in der ganzen Nachbarschaft und bereits zur Reformationszeit mochte hier so ziemlich dieselbe Kurordnung geherrscht haben wie heutzutage.

Herr Milett sagte dem gewichtigen Mann einiges Schmeichelhafte über sein schönes Besitztum, Herr Oberg'schwendner aber erwiderte, das Bad sei ihm eine rechte Last und für 20,000 Mark verkaufe er den ganzen Kram lieber heut' als morgen. Die „hohe Kur"

falle immer genau in die Zeit der Ernte, wo er auf den Aeckern nötiger zu thun habe, als bei dem „schmeckenden Wasser". Doch könne es die „Direktion" keinem andern überlassen. Das sei ihm unbequem genug. Lieber wäre es ihm, wenn die Leute ihre Kur in den Winter verlegen wollten. Da er gehört habe, daß es in andern berühmten Bädern auch eine „Winterkur" gebe, so habe auch er voriges Jahr den Versuch damit gemacht; es sei aber kein Mensch gekommen.

Auf Miletts Frage, ob es denn auch einen Badearzt in Rimselrain gebe? ward Herr Oberg'schwendner ganz zornig und meinte, wo die Quelle so gut sei, da brauche man nicht auch noch einen Doktor dazu. Die meisten Kranken begnügten sich mit dem Schäfer-Sepp, der täglich herüberkomme und auch das Vieh behandle. Wer aber durchaus einen studierten Doktor haben wolle, der möge nur in die Stadt schicken, sie sei nur dritthalb Stunden entfernt und dort gebe es Doktoren übergenug.

Herr Milett freute sich königlich über den groben Mann mit seinem historischen Wildbad, welches auch nicht fein war. Er kannte Wiesbaden, Baden-Baden, Ems und Kissingen, aber ein so naturwüchsig origineller Kurort war ihm noch nicht vorgekommen. Ihm dünkte, er sei aus dem alltäglichen Leben über Nacht in eine Märchen- und Zauberwelt versetzt, plötzlich von den Höhen in die Tiefen des Daseins hinabgestiegen, in ein Reich von Kobolden und Erdgeistern, bei denen es etwas flegelhaft und schmutzig herzugehen pflegt, aber auch sehr abenteuerlich. Man läßt sich's gern da unten einmal gruseln, vorausgesetzt, daß man ebenso geschwind wieder heraufkommen kann, wie man hinabgefahren ist.

Er ließ sich die Zimmer zeigen, welche der Wirt für ihn und seinen immer noch schlafenden Gefährten bestimmt habe. Es waren überhaupt nur noch zwei Räume verfügbar in dem bis unters Dach besetzten Hause, und obgleich der Wirt nur ein Bauer, so hatte er doch mit dem Scharfblick eines gewiegten Oberkellners Herrn Milett sofort die schönste und größte Stube zugedacht, seinem Begleiter dagegen eine jämmerliche kleine Spelunke. Die eine sollte drei Mark täglich kosten, die andere eine Mark. Milett erklärte, die kleine Kammer für sich behalten zu wollen, das große schöne Zimmer dagegen möge der Wirt dem andern Herrn geben unter der Bedingung, daß er jenem das kleine Zimmer, ihm das große täglich in Rechnung setze. Zacharias Oberg'schwendner staunte über diesen Edelmut; der Gast schien ihm ein ebenso fabelhafter Reisender, wie er dem Gaste ein fabelhafter Wirt. Ein sehr vornehmer Mann mußte der Fremde ohne Zweifel sein, da er so närrisch war; — vielleicht war er gar ein verkappter Fürst! Herr Oberg'schwendner beschloß darum, demselben möglichst grob entgegenzutreten, damit die Gemütlichkeit von Rimselrain durch gesteigerten Luxus nicht gestört werde, genehmigte aber den Tausch der Zimmer und der Rechnungen.

Das Frühstück wurde von der ganzen Badegesellschaft gemeinsam im Freien eingenommen. Auch der alte Schmidt mit seinem Kinde erschien nunmehr und setzte sich zu Herrn Milett, der in heiterster Laune bereits eine Tasse tiefschwarzen Cichorienkaffees genossen hatte.

„In meiner Jugend," sprach der Alte, „blätterte ich spielend oft in Beckers ‚Taschenbuch zum geselligen Vergnügen' und fand dort eine Novelle von Stefan Schütze ‚Drei Wochen im Bade', von welcher ich aber nur den Titel las. Sie war illustriert von Heinrich Ramberg, dem unermüdlichen Almanachzeichner, durch kleine figurenreiche Kupfer, welche das Karlsbader Badeleben darstellten aus der Zeit, da Goethe und Metternich dort an der Spitze der Kurliste standen. Diese Bildchen weckten in mir den heißesten Wunsch, doch auch einmal ‚drei Wochen im Bade' zu verleben. Was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle; endlich bin ich nun auch in ein Bad gekommen und gar auf vier Wochen! Der Traum meiner Jugend erfüllt sich — — leider durch die Krankheit meines Kindes."

Die Zuversicht des gestrigen Tages fehlte dem wehmutvollen Tone, der aus den letzten Worten klang.

Milett musterte lächelnd die Badegäste — arme, kranke, bleiche Menschen, verkümmerte bäuerliche und kleinbürgerliche Gestalten, mehrenteils Frauen und Kinder — sie sahen nicht ganz so aus wie die Karlsbader Gesellschaft zu Goethes und Metternichs Zeiten. Allein er gelobte sich, dem neuen Freunde diese erste Badekur dennoch ganz unvermerkt recht schön, ja so karlsbadisch wie möglich zu machen. Er wußte bereits wie winzig die Mittel waren, die jener sich abgekargt hatte für Rimselrain;

er wußte aber auch, wie fein der stolze Mann fühlte und spann darnach seinen Plan. War das nicht reizend? Die Welt kam ihm heute schon bedeutend besser und harmonischer vor als gestern.

Nicht so dem besorgten Vater. Da Fritz eben seitab mit andern Kindern spielte, so schüttete er Herrn Milett ganz leise sein bekümmertes Herz aus und erzählte ihm genau die Krankheitsgeschichte des Kleinen. Während des Nervenfiebers hatte sich eine Eiterung am linken Beine des Knaben gebildet; sie verschwand mit dem Fieber. Nun aber zeigte sich der obere Schenkelknochen ganz erweicht und verkrümmt. Und dagegen sollte die Nachkur helfen. „Schwefelbäder für ein Knochenleiden!“ rief Milett erstaunt. Doch Schmidt belehrte ihn, daß dies neue Uebel eine Folge des langen Liegens und zugleich auch skrophulöser Anlage sei. Und hier helfe Rimselrain allerdings. Er möge nur umherblicken: — das ganze Kurpublikum sei ja skrophulös. Dann sank er wieder in tiefes Brüten.

„Das Kind,“ rief er endlich, „wurde seit seiner Geburt zu schlecht ernährt; mit allen Opfern konnte ich ihm nicht kräftigere Kost erschwingen — wir darbten ja miteinander. So entwickelte sich der Krankheitskeim. Es ist ein furchtbares Gesetz, daß die Schuld der Väter heimgesucht wird an den Kindern; aber ein noch furchtbareres, daß auch die unverschuldete Not der Eltern an den Kindern heimgesucht wird!“

Der Freund sann auf ein Wort des Trostes und fand keins. Der Himmel war so blau, die Luft so frisch und tannenduftig, als ob die Wälder ihren Morgengruß herüberschickten — und ringsum doch so viel Elend! Hätte Herr Milett dem kleinen Fritz nur auch so ganz heimlich die Gesundheit erkaufen können, dann würde er sich vollkommen glücklich gefühlt haben in Rimselrain.

Er hatte nicht lange Zeit darüber nachzudenken, weil eine Dame grüßend vor ihn trat, die bisher ganz unbeachtet beiseite gesessen hatte. Von schlanker Gestalt, vornehm gekleidet, mit feinen Zügen und sicherer Haltung, gehörte sie offenbar der „Gesellschaft“ an, also durchaus nicht dieser Gesellschaft, die in Rimselrain zu baden pflegte. Sie begrüßte Herrn Milett bei Namen, fragte, ob er sich ihrer denn nicht mehr erinnere und erkundigte sich nach seiner Frau, nach ihrer „lieben Doris“, wie sie dieselbe nannte. Herr Milett, der sich eben erst im stillen darüber gefreut hatte, daß ihn hier gewiß kein Mensch kenne, war etwas unangenehm überrascht und bedauerte, daß ihn sein schwaches Physiognomieen-Gedächtnis schon wieder im Stich lasse. Allein es begegnen uns ja so viele Gesichter, die wir wieder vergessen, und das Gesicht dieser Dame war nur dadurch bemerkenswert, daß es weder jung noch alt, weder häßlich noch schön war.

Sie schien einen Augenblick empfindlich, nannte dann aber ihren Namen — Fräulein Ludmilla Alsen — und fragte Herrn Milett, was ihn denn eigentlich hierher führe? Kurz angebunden erwiderte dieser: „Das Bad.“

Mit um so geläufigerer Zunge erklärte Fräulein Alsen, daß sie kerngesund sei und keines Heilsbades bedürfe; sie verweile vielmehr hier, um Naturstudien zu machen.

„Also Malerin,“ fragte Milett.

Die Dame war schon wieder empfindlich berührt. Die deutsche Nation wußte doch schon längst, daß sie Dichterin, Novellistin sei, und dieser ungebildete Mann wußte es noch nicht!

„Malerin!“ wiederholte sie achselzuckend — „in gewissem Sinne allerdings. Die Poesie umschließt alle Künste. Ich male Charaktere und Leidenschaften im Roman und der Novelle. Allein man muß Romane leben, wenn man Romane schreiben will. Ich mache Naturstudien in Rimselrain, weil hier die Menschen noch Natur sind und die Natur selbst noch ganz natürlich ist. Stimmung, Situationen, Charaktere finden sich hier im Ueberfluß, nur eines vermisse ich: die Handlung. Es geht hier gar nichts vor; keine Intrigue, keine Konflikte, keine Tragik der Leidenschaften, nichts Sensationelles, Phrenetisches! Ich möchte sagen, Rimselrain ist höchst anregend, aber gar nicht aufregend. Und die moderne Kunst soll aufregen, das Anregende gehört dem verblaßten Klassizismus — Goethe, Mozart! — überwundene Standpunkte! Die Kunstqual ist der wahre Kunstgenuß. Was sagen Sie zu Wagner? Ich schreibe übrigens keine Nibelungen- oder Wodans-Romane, auch nichts Ostgotisches. Nur Gegenwart! naturgetreue Gegenwart! Und diese Gegenwart ist so groß! so reich an Stimmung, so gesättigt von Lokaltönen! Aber die Handlung — da fehlt's! Die großen Thaten der Nation, die großen Helden des Tages

können wir doch noch nicht in den Roman schlachten, und in unserm polizirten Privatleben wird jede energische That — Entführung, Raub, Mord — sofort kriminalistisch, und ich verabscheue die Kriminal-Novelle. So bleibt als Motiv sensationeller Handlung höchstens noch jener Betrug übrig, der so hochfein ist, daß ihn das Auge des Gesetzes nicht sehen kann und die Glut und Wut verzückter und verrückter Liebe, welcher das Irrenhaus von ferne winkt. Ich dürste nach Handlung; sie allein fehlt mir noch zu einem Roman, der ganz an dieser Schwefelquelle spielt. Stimmung, Schilderung, Kolorit, alles ist fertig; ich pflege die Handlung immer zuletzt aufzusetzen, wie die Maler die Lasuren und Glanzlichter. Ach, ich bin jetzt so vereinsamt unter diesem Bauernvolk! Vorgestern reiste eine österreichische Gräfin ab, der ich mich angeschlossen, ich kann sagen angefreundet hatte. Sie gebrauchte die Kur und konsultierte den Schäfer-Sepp. Nun bin ich ganz verwaist! Welch ein Glück, daß ich Sie gefunden habe! Ich klammere mich an Sie, bester Herr Milett! Ich stelle mich ganz unter ihren ritterlichen Schutz."

Herr Milett war starr vor Schrecken; eine solche Dichterin war ihm noch gar nicht vorgekommen. Allein seinen ritterlichen Schutz konnte er ihr doch nicht weigern, zumal sie sich auch seiner Frau irgend einmal „angefreundet" zu haben schien. Auch wußte er nicht, was da eigentlich zu schützen sei.

Fräulein Alfen, die nach Handlung suchte, war doch nur ein flüchtiger Wolkenschatten im Sonnenschein des Badelebens der beiden Freunde, ein Wolkenschatten, der allerdings vier- bis sechsmal täglich aufzog.

Milett hatte nur ein paar Tage in Rimselrain bleiben wollen, da ihn aber der Ort so sehr ergötzte, beschloß er, eine volle richtige Badekur von vier Wochen durchzumachen, um recht rein nach Wien zu kommen. Auf der ‚Hausordnung', die neben der Küchenthüre angeschlagen war, lautete §. 1: „Jedes Zimmer wird nur auf vier Wochen vermietet und müssen vier Wochen vorausbezahlt werden, gleichviel ob der Gast so lange bleiben will oder nicht," und §. 2: „Jeder Gast hat täglich ein warmes Bad zu bezahlen, gleichviel ob er badet oder nicht." Diese Paragraphen gaben den Ausschlag. Der Millionär sagte: Wenn ich vier Wochen bezahlen muß, so will ich auch vier Wochen bleiben und wenn ich täglich das Bad bezahlen muß, so will ich auch täglich baden; Philipp Schmidt, der kein Millionär war, sprach ebenso, Fräulein Alfen hatte längst so gesprochen: in Rimselrain badete Alles, trank Alles den Brunnen, Kranke und Gesunde. Ein freiwilliger Zwang ist auch eine Kur und unter Umständen eine ganz lustige.

Frühmorgens fünf Uhr ging Herr Milett nüchtern zum warmen Schwefelbade. Die Stunde mußte pünktlich eingehalten werden, denn später spendete der geizige Wirt kein warmes Wasser mehr. Nach dem Bade zog dann die ganze Gesellschaft über den nassen Grasweg zum Brunnen. Dies war zwar die verkehrte Welt, da man anderswo zuerst trinkt und nachher badet, allein in Rimselrain war alles verkehrt und eben darum höchst interessant.

An der Quelle bildeten sich bunte Gruppen, darunter ein halbes Dutzend ganz armer Patienten, die um den Viertelspreis schlecht genug verpflegt wurden und neben dem Hühnerstall eine elende Schlafstätte hatten; sie durften erst ganz zuletzt trinken. Milett unterhielt sich gern mit ihnen, trank mit ihnen und unterstützte sie insgeheim auf mancherlei Art. Sie machten vergnügte Gesichter, wenn sie ihn nur von weitem sahen.

Fräulein Ludmilla fand diesen Verkehr mit dem Pöbel abscheulich. Sie hätte so gerne ganz allein Herrn Miletts Gegenwart zu ihrem Schwefelwasser genossen. Nun aber zog er sich stets unter seine Armen zurück, die er seine Leibgarde nannte! Das verzieh sie ihm nicht.

Nach acht Tagen bemerkte man eine auffallende Veränderung am Brunnen. Das zersprungene Glas ohne Henkel war verschwunden und statt seiner stand den Gästen eine ganze Auswahl hübscher neuer Gläser zur Verfügung und ein nettes Bauernmädchen schöpfte das Wasser für alle. Das schönste Glas, rot mit eingeschliffenen Bildern gehörte dem kleinen Fritz; das arme Kind war ganz glückselig über sein schönes Glas. Ja noch mehr, der Weg zur Quelle fand sich eines Morgens mit Brettern belegt, so daß man trockenen Fußes hinüberkommen konnte, und in der Kurpromenade standen sogar etliche Bänke.

Und dies alles hatte, so hieß es, der grobe Wirt gethan. Einige deuteten es als ein Vor-

zeichen seines nahen Todes, daß er seinen Sinn so ganz umgeändert habe; er nahm aber das Lob der Gäste schmunzelnd hin und schimpfte nur hinterdrein auf den ungemessenen Luxus dieser neuen Zeit.

Die Leser wissen freilich, daß nicht der Wirt, sondern Herr Milett der geheime Urheber dieser Verbesserungen war und dem Wirte tiefstes Schweigen auferlegt hatte, welches dieser auch mit einigen Flüchen gelobte. In seinem Geize ließ sich Zacharias Oberg'schwendner die geschenkten Gaben des närrischen Gastes gefallen. Doch als dieser auch die Küche insgeheim etwas verbessern wollte, widerstand er unbeugsam. Und mit Recht. Denn er dachte, wenn die Gläser allmählich zerbrechen und die Bänke verfaulen, dann nehmen die Leute das so hin als den Gang alles Fleisches und fordern keine neuen; wenn aber diese Bauern ein einzigmal besser gegessen haben, dann wollen sie für alle Zeiten besser essen.

Milett freute sich, überall vergnügtere und freudig überraschte Menschen zu sehen und sich selbst als den geheimen Schöpfer dieser Freude zu wissen, während er doch keinen Dank zu nehmen oder abzuwehren brauchte.

Ludmilla staunte über diese Dinge, die sie nur halb begriff. Sie wollte den seltsamen Mann zu einem Geständnisse zwingen und er gestand gar nichts. Er war ihr sehr höflich, drei Schritt' vom Leibe, und gab ihr seinen „ritterlichen Schutz“ aus der Entfernung. Niemals ersuchte er sie um die Vorlesung einer ihrer Novellen; er behauptete sogar einmal, Männer könnten überhaupt nicht vorlesen hören, diese schöne passive Gabe besäßen nur die Frauen und zwar in bedauernswertem Maß. Sie begann den Mann zu hassen und seinen ungeschliffenen Freund, diesen Philipp Schmidt, haßte sie doppelt und dreifach.

Dem Wirt enthüllte sie, daß Herr Milett kein verkappter Fürst, überhaupt nichts Vornehmes sei, sondern nur ein bürgerlicher aber steinreicher Mann. Hinter jenem Schmidt aber stecke ein Geheimnis, er führe einen falschen Namen, das kranke Kind sei auch offenbar nicht sein Sohn, dazu sei es viel zu zart und fein, sehe auch dem Grobian gar nicht ähnlich. Der Alte sei vermutlich ein Schwindler, ein Betrüger, der den thörichten Milett bestricke und ausbeute, und das arme Kind sei gewiß das Opfer einer dunkeln That.

Sie witterte Handlung, sie spürte und spähte und zerbrach sich den Kopf und konnte doch keine Handlung finden. In ihrem Aerger beschloß sie zuletzt, die Handlung selbst zu machen.

Nach der Brunnen-Promenade und dem Kaffee begab sich Herr Milett regelmäßig auf sein Zimmer, um auf einer schmalen Bank, die ein Sopha darstellen sollte, etwas unbequem ausgestreckt, der Ruhe zu pflegen. Da aber im ganzen Hause keine Thür und kein Fenster schloß, so strich die Zugluft des frühen Morgens so fröhlich durchs Zimmer, daß er nur mit dem Hut auf dem Kopfe sich niederlegen konnte, wie er auch bei stärkeren Regengüssen mit aufgespanntem Schirm im Schwefelbade saß, weil ihm sonst durch die löcherige Decke des Badekabinetts eine kalte Douche auf den Kopf geträufelt wäre.

In jener Mußestunde studierte Millet anfangs noch den Stadtplan und einen Fremdenführer von Wien, weil er die Reise zur Kaiserstadt noch keineswegs aufgegeben hatte. Seit der zweiten Woche jedoch beschäftigten ihn andere Dinge; — er hatte sich mit dem Wirt in einen geheimnisvollen Verkehr gesetzt, prüfte Papiere, die ihm dieser übergab, schrieb und rechnete, erzählte aber von diesen Studien nicht einmal dem Freunde Schmidt eine Silbe.

Hatte denn Herr Milett seine Frau, seine geliebte Doris ganz vergessen, die er vordem so heiß herbeigesehnt? Ganz und gar nicht. Er gedachte ihrer täglich und schrieb auch täglich an sie — in Gedanken. Nur das wirkliche Schreiben fiel ihm schwer. Am ersten Tage meldete er ihr, daß er nicht nach Kopenhagen reise, sondern nach Wien, in Rimselrain jedoch vorher ein wenig ausruhen wolle; am achten Tage, daß er nicht nach Wien reise, sondern in Rimselrain bleibe. Was mußte die arme Frau dazu denken, zumal diese Nachrichten ganz kurz und trocken gefaßt waren! Er quälte sich vergebens, die unbekannten Reize dieses wundersamen Wild- und Bauernbades zu schildern; er zerriß den Brief wieder. Hierauf wollte er Doris einladen zu ihm zu kommen und die seltenen Genüsse von Rimselrain mit ihm zu teilen. Was wäre entzückender gewesen! Das schöne und geliebte Weib fehlte einzig und allein noch in dieser Idylle. Aber die Feder versagte ihm — Doris würde kein Verständnis für Rimselrain gehabt haben!

Den Frauen und den Königen fehlt in der Regel der Sinn für den derben Humor, für das niedrig Komische, Genrehafte. Es gehört burschikoser Uebermut dazu, geflissentlich wie ein armer Teufel zu leben, damit man sich im Geist um so erhabener fühle über all den Tand von feiner Welt. Und Frauen sollen nicht burschikos, sollen auch nicht übermütig sein. Doris würde Rimselrain nicht verstanden und — was noch schlimmer — hier würde sie auch ihn nicht verstanden haben. Er erschrak bei diesem Gedanken; bisher hatte er's für ganz unmöglich gehalten, daß ihn seine Frau irgendwann und wo nicht verstehe.

Kein Wunder, daß er die Fortsetzung der Korrespondenz auf eine bessere Stunde verschob.

Inzwischen kam endlich der lang erwartete lange Brief von Doris, ein Brief, wie ihn nur liebenswerte und liebebedürftige Frauen schreiben können, voll Herz und Gemüt und anmutigen Geplauders, überreich an Inhalt und reizend unordentlich in der Form. Das waren lauter echte, reine Ergüsse des Augenblicks! Er stand ihr so nah in der Ferne, und sie stand ihm jetzt so fern.

Doch das sollte nicht sein. In der Freude seines Herzens über den langen Brief wollte er einen gleich langen schreiben, indem er begann, ihr seinen neuen Freund zu schildern. Allein das Bild ward so flach und schief, daß er auch diesen Brief wieder zerriß. Er hatte gemildert, geglättet, um jenen harten, eigensinnigen und doch so tüchtigen Charakter seiner Frau begreiflich zu machen, aber das Eigenste jenes Charakters war, daß er gar nicht geglättet werden konnte. Neuer Schreck: Doris hatte gewiß auch kein Verständnis für den neuen Freund. Und zum Ersatz für all die ungeschriebenen Briefe schickte er ihr endlich — eine magere Postkarte.

Allein er spann geheime Pläne hier in Rimselrain; von diesen konnte er wenigstens seiner Frau berichten. Bisher hatte er noch gar kein Geheimnis vor ihr gehabt, er hatte ihr alle seine Pläne, selbst die rein geschäftlichen, schon im ersten Keime mitgeteilt. Nur diesmal nicht! Sie hatte kein Verständnis für Rimselrain, sie konnte auch kein Verständnis für seinen Plan haben. Er erschrak zum drittenmal vor sich selbst, und schrieb abermals eine Postkarte mit der Nachricht, daß er täglich Schwefelbäder nehme und den Brunnen trinke, obgleich ihm eigentlich gar nichts fehle. Nun begann auch die Frau zu erschrecken; am Ende badete und trank sich der gesunde Mann noch krank!

Es ging jetzt überall in Rimselrain geheimnisvoll zu. Sogar Herr Oberg'schwendner, sonst die Oeffentlichkeit selbst, hatte sichtbar sein Geheimnis — weit über die geheimnisvollen Brunnengläser und Gartenbänke hinaus. Er deutete das manchmal in halbverschluckten Worten an und es schien ein sehr angenehmes Geheimnis zu sein. Er fluchte vor sich hin, behandelte die Gäste doppelt barsch und schalt die Dienstboten mehr als je, um seiner verschlossenen Freude Luft zu machen.

Von irgend einem qualvollen Geheimnis hingegen war Ludmilla erfüllt. Sie ward trotziger, aber auch noch unstäter und hastiger als vorher. War sie bis dahin den beiden Männern nicht ganz angenehm gewesen, so wurde sie ihnen jetzt ganz unangenehm. Des Nachmittags verschloß sie sich in ihr Zimmer und schrieb — nicht an einem Roman, sondern Briefe, die vielleicht selbst ein Roman waren. Ihr unsicheres Wesen schien auch auf ihre sonst so sichere Feder übergegangen zu sein. Häufig zerriß sie wieder, was sie eben geschrieben, so daß an zerrissenen Briefen damals kein Mangel war in Rimselrain. Je mehr sie sich aber von Milett und Schmidt abgestoßen fühlte, desto vertrauter erschloß sie sich — Herrn Zacharias Oberg'schwendner, aber nur damit auch er sich ihr erschließe; sie schmeichelte ihm, sie wollte ihm offenbar Geheimnisse ablocken. Das sah nun nicht viel anders aus, als ob sie einem Holzpflock schmeichle. Und doch widerstand Zacharias nicht ganz; er gab ihr Aufschlüsse, delphisch dunkel und lakonisch kurz, allein er gab doch etwas, und die Phantasie des Fräuleins verstand das Dunkle hell und das Kurze lang zu machen.

Der einzige, welcher nach außen gar kein Geheimnis hatte, war Schmidt. Dafür marterte ihn eine innere Unruhe, die ihm selbst ein Geheimnis war: — er begann zum erstenmale an sich selber zu zweifeln! Fritz wurde täglich schwächer, das kranke Bein täglich schmerzhafter. Und er ertrug das alles mit so rührender Geduld.

„Bin ich denn wirklich der rechte Arzt?“ fragte sich der Vater. Er wies diese Frage

von sich und sie drängte sich doch wieder auf, sie erschütterte ihn bis ins Mark. Er floh vor dieser Frage, weil sie sein eigenstes Wesen antastete.

Allein der Freund hielt sie ihm trotzdem wiederholt und ernstlich vor, und beschwor ihn, einen Arzt aus der nahen Stadt zu Rate zu ziehen. Schmidt fühlte sich durch dieses Ansinnen tief gekränkt, hätte Milett ihm nicht so nahe gestanden, so würde er fortan kein Wort mehr mit ihm gesprochen haben. Doch er verzieh ihm. Milett schwieg und dachte daran, auf eigene Faust einen Arzt zu holen. Das würde aber Schmidts Eigensinn nur noch mehr verhärtet und gar nichts genützt haben.

Einem hoffnungsvollen Kranken mochte das Badeleben selbst in Rimselrain reizend erscheinen und einem Gesunden noch viel reizender; wer aber einem teuren Kranken helfen will und nicht helfen kann, dem wird auch der entzückendste Kurort zuletzt zur Marterstätte.

Um den Vater zu zerstreuen und das Kind zu vergnügen, veranstaltete Milett Spazierfahrten. Einen Wagen gab es nicht in Rimselrain. Zacharias Oberg'schwendner sagte: „Die Kranken sollen gehen, dann werden sie gesund, und wenn sie nicht gehen können, dann sollen sie liegen." Ein Wirt in der Nachbarschaft besaß jedoch eine Kalesche, die mietete Herr Milett zum großen Verdruß seines eigenen Wirtes, der dem andern spinnenfeind war. Herr Oberg'schwendner räsonnierte grimmig und wollte anfangs den fremden Wagen gar nicht vorfahren lassen an seinem Hause, dann aber fügte er sich unbegreiflicherweise, lächelte vor sich hin und sprach: „Da schlage ein Donnerwetter drein! doch der Herr kann ja machen was er will. Ich weiß, was ich weiß."

Obgleich aber dem Kinde der Sitz höchst bequem bereitet wurde, so empfand es doch nur wachsende Schmerzen bei der Fahrt, und der Vater hatte ohnehin keine Freude an dem vornehmen Umherkutschieren. Er fuhr nur Herrn Milett zu Gefallen mit, während dieser nur ihm zu Gefallen den Wagen gemietet hatte.

Lieber stieg er mit dem Freunde allein in eine nahe tiefdunkle Waldschlucht. Nur wo die Natur am düstersten, die Menschen am fernsten, da fand er noch Selbstvergessen und getrosten Mut.

Eines Tages kehrten beide von diesem Gange zurück, während Fritz unter den Tannen der Kurpromenade geblieben war, behaglich in einem Rollstuhl gelagert, der auch auf Miletts Zauberwink ganz unerwartet das Inventar von Rimselrain bereichert hatte.

Das Kind begrüßte die Heimkehrenden mit verklärtem Gesicht; seine Augen leuchteten, sein ganzes Wesen schien verändert. Es erzählte, als es so einsam dagelegen, sei ihm ein Engel erschienen, ganz weiß gekleidet, ein wunderschöner Engel, der habe es so mild und gütig angesehen, und ihm mit der zarten Hand ganz leise über die Stirn gestrichen. Da sei es ihm ganz kühl geworden, ganz wohl und leicht, wie seit lange nicht. „Und der Engel hat mich gar freundlich gefragt, wie es mir gehe und mich geküßt. Und dann sagte er, mir solle geholfen werden. Gewiß! ich soll wieder gesund werden!"

Der Alte erschrak. Das Kind hatte Sinnestäuschungen! es mußte gefiebert haben, obgleich der dünne kleine Puls augenblicklich nicht mehr fieberhaft schlug. Schmidt war nicht abergläubisch; allein die Vision des Knaben erschien ihm wie eine Wahrsagung, die ihn bis ins Mark erschütterte, wie die Wahrsagung, daß bald ein andrer Engel erscheinen werde, um den armen Kleinen von allem Leid zu erlösen — mit milder Hand — auf ewig!

Milett befragte Knecht und Magd, ob sie Niemand hätten zu dem Knaben ins Wäldchen gehen sehn. Sie versicherten, es sei kein Mensch zu dieser Stunde hierher gekommen.

Da zeigte Fritz ein Bilderbuch und sagte, dies Buch habe ihm der Engel geschenkt, allein er habe es wieder vergessen, weil der Engel so schön und gut gewesen sei, daß er nur an ihn habe denken müssen.

Und über einen Engel, der Bilderbücher schenkt, konnte man sich vorderhand schon beruhigen.

IV.

Am andern Tage wiederholten die Freunde den Gang in die Schlucht und blieben länger dort als gewöhnlich. Fritz war wieder unter den Tannen geblieben. Milett hatte den Badeknecht beauftragt, acht zu geben, ob der Engel seinen Besuch wiederhole.

Als sie zurückkamen, war das Kind verschwunden.

Niemand wußte, wohin es gekommen sei. Man durchsuchte das Haus, den Garten, die

Wälder. Es war nicht zu finden. Der Vater war in Verzweiflung.

Man befragte wiederholt den Badeknecht, der am Eingang des Tannenwäldchens gearbeitet hatte, einen halb blödsinnigen Menschen, aus dem man nur verworrene Aussagen erpressen konnte. Früher auf dem Hofgute des Wirtes im Stalle beschäftigt, war er zuletzt so dumm geworden, daß man ihn beim Rindvieh nicht mehr brauchen konnte, weshalb ihn Herr Oberg'schwendner ins Kurhaus versetzt hatte. Endlich behauptete er, allerdings einen kleinen, hagern Mann gesehen zu haben mit großem Barte, von Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet wie ein Koch.

„Also Gewaltthat! Kinderraub!“ rief Ludmilla, „vielleicht nur der Wiederraub eines vordem geraubten Kindes!“ Herr Schmidt schien ihr nun erst recht verdächtig. Die Handlung war da. Leider schien sie kriminalistisch zu werden.

Milett aber packte den Wirt am Arme und rief, die Aussage des blödsinnigen Knechtes genüge ihm nicht. Er habe den Verdacht, daß seit mehreren Tagen eine fremde Person im Hause gewohnt habe. Er habe sie nicht gesehen, nur gehört, es sei ihm gleichgültig gewesen, doch jetzt entsinne er sich dessen.

Zacharias leugnete standhaft.

„So werde ich in die Stadt fahren und dem Gericht die Anzeige machen!“

Der Wirt brach in eine ungeheure Kette von Flüchen aus. „So geht es, wenn man vornehme Leute herbergt; da hat die Gemütlichkeit ein Ende! Das Gericht in meinem Hause? Bleibt mir vom Leibe mit dem Gericht! Ich will alles bekennen.“

Er erklärte nun, der dumme Knecht habe falsch gesehn. Der kleine Mann habe keineswegs weißen Rock und Hosen getragen wie ein Koch, sondern ein langes weißes Kleid, habe auch keinen großen Bart gehabt und sei überhaupt kein Mann gewesen, sondern eine Dame und zwar eine ganz junge und feine. Wie sie heiße, wisse er nicht. „Sie hat drei Tage hier gewohnt und mich bewogen, dies vor aller Welt geheim zu halten, sie ging nicht aus, außer wenn die Gesellschaft im Bade oder am Brunnen oder sonstwo war, und aß auf dem Zimmer. Daß sie eine Verbrecherin war, ist klar, denn sie gab dem Gesinde unmäßige Trinkgelder, um Stillschweigen zu erkaufen. Der Henker hole das vornehme Volk! Gestern Abend verreiste sie, aber heute scheint sie wieder dagewesen zu sein. Mehr weiß ich wahrhaftig nicht.“

Durch das Geständnis des Wirtes ermutigt, erzählte nun auch eine Magd, daß die Dame heut' in einer prächtigen Kutsche mit zwei Rappen vorgefahren, dann ins Wäldchen gegangen und wieder abgefahren sei. Da habe sie ohne Zweifel den Knaben mitgenommen.

Als Ludmilla vernahm, daß der Koch eine Dame sei, wollte sie sich entfernen. Milett bemerkte es und rief: „Bleiben Sie, mein Fräulein! Wissen Sie vielleicht von jener Dame?“

Sie verneinte es, ward aber zusehends kleinlauter und sprach nicht mehr von Gewaltthat und Kinderraub und endlich eingetretener Handlung. Die Handlung war zwar da, aber es schien ihr nun nicht die richtige.

Milett befahl dem Wirt: „Führen Sie uns auf das Zimmer der rätselhaften Dame. Hat sie ihr Gepäck mitgenommen?“ — Er wußte es nicht. — „Das wissen die Wirte sonst doch sehr genau. Vielleicht finden wir dort eine Spur.“

Das Zimmer war verschlossen; der Schlüssel fehlte. Man rief nach einem Schlosser, doch den gab's nicht in Rimselrain und man brauchte auch keinen. Der Wirt kam mit der Axt. Die Thür widerstand lange, sie war zufällig das einzige, was man gut, niet- und nagelfest im ganzen Schwefelbad nennen konnte. Endlich erlag sie den Streichen und fiel krachend ins Zimmer. Es war ganz leer. Alle standen verblüfft. Der Wirt hatte seine einzige gute Thür umsonst zusammengeschlagen.

Im selben Augenblicke hört man das Rollen eines Wagens. Eine elegante Equipage fährt vor; zwei Damen sitzen darin; sie steigen aus; die eine trägt Fritz auf dem Arme. Die ganze Gruppe eilt ihnen entgegen. Nur Ludmilla sucht unbemerkt zu entschlüpfen; aber Milett sieht es und bietet ihr artig den Arm, daß sie ihm folgen muß. Doch als er der beiden fremden Damen genauer ansichtig wird, die eben ins Haus treten, hätte er in den Boden sinken mögen: es ist seine Frau! es ist Doris selber! und ihre Kammerjungfer trägt den Fritz. Sie befiehlt derselben, das Kind sofort auf sein Zimmer zu bringen. Die sanfte Doris scheint hier schon ganz bekannt zu sein und an selbständiges Verfügen gewöhnt.

Ihr Gatte begrüßt sie mit einem Gemisch von Staunen, Freude und bösem Gewissen; sie begrüßt ihn mit der unbefangensten Zärtlichkeit.

Dann spricht sie mit so fester Stimme, wie sie ihr Mann noch gar nie von ihr gehört hatte: „Das erste Wort muß ich mit Herrn Schmidt reden. Sie sind ein eigensinniger, starrer, stolzer, ein trefflicher, gerader, fester Mann, der beste und der schlechteste Vater! Sie waren auf dem Wege, Ihr Kind zum Krüppel zu machen, ja es zu töten aus lauter Vaterliebe und Eigensinn. Aber das Kind wird seine geraden Glieder wieder bekommen und leben — so Gott will. Ich konnte den Jammer nicht länger ansehen, darum nahm ich Fritz heimlich mit zur Stadt — Sie hätten mir das nie erlaubt, Herr Schmidt, auch wenn ich noch so innig gebeten hätte. Ich mußte List und Gewalt brauchen; ich weiß von dem Kampf, der Sie zuletzt verzehrte, jetzt ist er entschieden; das Kind hat seinen Arzt und Sie werden froh sein, daß es ihn hat. Auf der Reise hierher lernte ich Geheimerat *** kennen, den berühmten Spezialisten; ich schilderte ihm den Fall, der mich schon seit vierzehn Tagen lebhaft beschäftigt, schilderte ihn auf Grund genauer Berichte, die mir in Hannover zukamen; ich bewog den Geheimerat einen halben Tag in der Stadt zu verweilen, bevor er seine Reise nach Teplitz fortsetzt. Soeben hat er Fritz genau untersucht. Ihre ganze Behandlung, Herr Schmidt, war grundverkehrt: das Bein muß in Eisen geschient, der Knochen wieder gerad gebogen werden — da hilft kein Schwefelwasser! — orthopädische Behandlung und innere Kräftigung ist geboten, und es ist die allerhöchste Zeit! Der Knabe muß in weibliche Pflege; er hat bei Ihnen drei Väter für Einen gehabt, Sie sind ein unvergleichlicher Vater, aber dem Kind fehlt eine Mutter!"

„Ihm fehlt eine Mutter!" wiederholte Schmidt tiefbewegt.

„Und ich will seine Mutter sein," vollendete Doris.

Fritz war auf dem Zimmer nicht zu halten gewesen; er kam herbeigeeilt, schmiegte sich an die anmutvolle junge Frau und rief: „Vater, das ist der Engel, der mir das Bilderbuch gegeben hat, und ich werde wieder gesund werden!"

Schmidt fand keine Worte, doch sein Auge strahlte Erlösung. Milett hätte seiner Doris um den Hals fallen mögen, bemeisterte jedoch sein Gefühl und fragte: „Aber woher, liebe Doris, kam dir denn so genaue Kunde von dem Knaben?"

„Von dir gewiß nicht!" antwortete sie mit schalkhaft strafendem Blick. „Seit zwei Wochen wußte ich genau, was du täglich, ja stündlich triebst; ich wußte genau in wie schlechter Gesellschaft du hier verkehrtest, mit verdächtigen Personen, die dich ausbeuteten und zu kindischer Verschwendung lockten, die man dunkler Schuldthaten zeiht, mit diesem Kinde, aus dessen blassen Zügen ein an ihm begangenes Verbrechen spricht, mit einer Dame — — Fräulein Alsen — Sie wollen sich entfernen? Ich bitte, bleiben Sie. Bin ich Ihnen doch zu Dank verpflichtet für die täglichen Briefe, die ich zwar nicht erbeten hatte, die mir aber die Lücken in meines Mannes Briefen vollständig ergänzten."

„Hätten Sie meine zerrissenen Briefe gelesen! —" rief Ludmilla.

„Hättest du gar erst meine zerrissenen Briefe gelesen! —" unterbrach Milett.

„So würden Sie wissen, wie arg die notgedrungenen Anklagen mir das Herz zerrissen," fuhr jene fort. „Wir Frauen haben den Naturtrieb der gegenseitigen Hilfeleistung. Ich konnte es dauernd nicht mit ansehen, Herr Milett, wie Sie in schlechter Gesellschaft hier ihre Zeit vergeudeten, ohne daß sich das weibliche Pflichtgefühl in mir regte, Ihre Frau Gemahlin, die mir entfernt befreundet ist —"

„Sehr entfernt!" unterbrach Doris.

„Davon in Kenntnis zu setzen."

„Ich errate!" rief Milett. „Das also war der Roman der Briefe, die Sie täglich schrieben! das war die Handlung, die Sie suchten! Sie verdächtigten mich bei meiner Frau, lediglich damit doch etwas Handlung in die reine Stimmungs-Idylle von Rimselrain komme!"

„Nun, die Handlung mußte kommen auch ohne meine Briefe," entgegnete Ludmilla boshaft. „Und jetzt scheint sie ja recht lustig anzufangen!"

„Sie endet eben jetzt," verbesserte Doris.

„Ihre novellistischen Naturstudien im Schwefelbade griffen tief, mein Fräulein," fuhr Milett unerbittlich fort. „Sie wollten Vivisektionen machen an meinem und meines geliebten Weibes Herzen. Ich mag dergleichen bei den armen Tieren nicht, bei mir selbst aber noch viel weniger. Ich bin Mitglied des Vereins gegen die Vivisektion."

Als er sich nach der Angeredeten umsah, war sie verschwunden.

Es folgte eine Pause des Staunens und Lächelns.

„Meine Korrespondentin charakterisierte scharf,“ fuhr dann Doris fort, „sie hat sogar Talent zur Karikatur. Mir ward himmelangst. Und dazu deine nichtigen Briefe! Eugen, welche Pein hast du mir bereitet! Begreifst du, daß es mich nicht mehr zu Hause duldete? Die Unwahrheit der boshaften Berichte lag obenauf und doch trug die Lüge zugleich den Stempel verhüllter Wahrheit. Das Fräulein fälschte, aber als eine Meisterin des Naturstudiums — sie fälschte nach dem Leben. Ich mußte mir Gewißheit verschaffen. Wir Alle haben gefehlt — auch ich. Ich hätte dir die Lügenbriefe schicken sollen, daß du sie widerlegtest; allein deine eigenen Briefe verwirrten und lähmten mich. Ich reiste hierher, nicht um mit Vorwürfen in dein abenteuerliches Leben hereinzubrechen, sondern nur um ganz heimlich ein klein wenig zu lauschen — Frauen lauschen ja so gern! — und wie gründlich habe ich euch drei Tage lang belauscht, wie oft bin ich dir ganz nahe gewesen, ohne daß du's merktest! Aus dem häßlichen Zerrbild der Briefe enthüllte sich Zug für Zug ein schönes reines Bild. Aber ein' wunderlicher Mann bist du doch — — und ein lieber Mann!“ — fügte sie ganz leise hinzu, und ihr Blick sagte, daß sie ihn jetzt lieber habe als je zuvor, und sein Auge gab die gleiche Antwort.

„Wie war es dir nur möglich, hier den heimlichen Aufenthalt zu nehmen?“ fragte er dann; „wie gelang es dir, Herrn Oberg'schwendner in ein Geheimnis zu ziehen, welches, gleich deiner ganzen kurwidrigen Person, die Gemütlichkeit dieses Schwefelbades zu stören drohte?“

„Unser biederer Wirt,“ antwortete Doris, „ist der einzige Charakter, den Fräulein Alsen völlig verzeichnet hatte. Sie schilderte ihn so hart, so steinern und er ließ sich doch erweichen durch Geld und gute Worte.“

„Zacharias Oberg'schwendner! habt Ihr wirklich einmal eine Kaiserin abgewiesen, damit die Gemütlichkeit Eures Bades nicht gestört werde?“ donnerte Milett dem Wirte ins Ohr.

Ganz unerschüttert antwortete dieser: „Es war nur eine Prinzessin, und man hatte mir gesagt, Prinzessinnen verzehrten nicht viel. Das ist aber schon zwanzig Jahre her und inzwischen könnte sie sich wohl zu einer Kaiserin ausgewachsen haben.“

Alle lachten. Dann sprach Milett zu seiner Frau: „Du glaubst nun all mein geheimes Treiben durchschaut zu haben; du irrest dich. Ich hege noch ein Geheimnis — es wird dich vielleicht erschrecken. Gehen wir zu dem stillen Sitz dort unter den Tannen. Freund Schmidt begleitet uns.“

Als sie zu dreien im Schatten saßen, begann Milett: „Ich war mein Lebenlang so glücklich und wußte selbst nicht wie glücklich ich war und eben darum war ich auf dem Wege recht unglücklich zu werden. Unvermerkt hatte mich eine schwere Krankheit beschlichen — ich war ‚blasirt‘ geworden. Blasirt — ein garstiges Fremdwort! es gibt kein deutsches dafür; denn diese Seuche ist auf fremdem Boden gewachsen; von West nach Osten zog sie durch die Welt, entgegen dem Weltgang anderer Seuchen. Bei diesem prächtigen Manne“ — er drückte Schmidt die Hand — „lernte ich, wie innerlich frei und hoch und gottversöhnt ein starkes Herz auch das schwerste Geschick ertragen kann. Im Schimmer meines Glückes erschien mir diese schöne Welt Gottes erbärmlich verpfuscht; das Unglück dieses Mannes ließ mich die Harmonie der Welt ahnen, die Harmonie, welche in uns liegt und aus unserer eigenen sittlichen Kraft quillt. Es war eine milde Kur, Doris; eine strengere hätte mir auch verhängt werden können durch das läuternde Feuer eigenen Unglücks. Das Schwefelbad ward mir zum Quell der Genesung. Auch du bist bereits wie genesen, seit du nur hierher kamst, und der kleine Fritz wird hoffentlich noch in späten Jahren von hier den Wiederbeginn seiner vollen Genesung rechnen. Und nicht vielleicht auch Freund Schmidt? der Arzt, der an dir seine Aerztin gefunden? Ganz froh, ganz frei fühle ich mich nun aber doch erst, seit ich auch dich hier im Heilbad habe. Sollten wir nicht oft und gerne an dieses Rimselrain denken, ja sogar wiederkommen in seine kühlen Waldberge? Siehe, darum habe ich auch noch einem weiteren Menschen eine schwere Last abgenommen, ich habe noch einen Glücklichen gemacht: den Zacharias Oberg'schwendner; — ich habe ihm sein Schwefelbad abgekauft für zwanzigtausend Mark.“

Doris fuhr erschrocken auf: „Eugen! es ist unmöglich!“

„Wir wollen uns hier einen schönen Landsitz gründen, liebe Doris, einen Erinnerungstempel beseligender Tage. Und wenn wir ab und zu recht stillvergnügt und frei von der Welt einander leben wollen, dann reisen wir nach unserer Villa Rimselrain — auf vier Wochen."

„Es kann dein Ernst nicht sein! es ist unmöglich, bester Mann!" rief Doris in wachsendem Entsetzen. „Welch ein Unglück, daß ich nicht bei dir war, dir den heillosen Plan auszureden. Hat denn das viele Schwefelwasser, welches du trankst, dich vergessen machen, daß wir bei Hannover wohnen? Eine Villa am Böhmerwald! — und dies abscheuliche Bad eine Villa! — Man riecht den Schwefel schon auf eine Viertelstunde."

Milett lächelte und sah der erregten Frau recht tief in die Augen.

„Es war nur ein Scherz," fuhr er fort. —

„Gottlob, daß du das Bad nicht gekauft hast," unterbrach Doris. „Wie konntest du mich so erschrecken!"

„Es war nur ein Scherz," betonte der Gatte nachdrücklich, „daß ich uns hier einen Landsitz gründen wollte. Aber das Bad habe ich wirklich und wahrhaftig gekauft. Ich muß jedoch noch einiges von meinem Glück erzählen. Welchen Schatz ich an dir besitze, das glaubte ich immer zu wissen und doch erfuhr ich's erst heute voll und ganz. Du fügtest dich stets meinem Willen; das ist wohl schön. Heute aber erfuhr ich, daß du auch deinen eigenen Willen haben und glorreich zum Ziele führen kannst; und das ist fast noch schöner. Kaum hast du mir jemals widersprochen, und jetzt mit einemmale entfaltest du die Gabe des Widerspruchs in unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit" — und er flüsterte dem Freund ganz leise zu: „sie muß doch eine kleine Strafe dafür haben, daß sie uns so listig belauscht hat."

„Du bist grausam, unmenschlich mit deinem Spotte!" rief Doris.

„Im Gegenteil. Ich war vielleicht niemals milder und menschlicher gesinnt als eben jetzt. Hätte ich denn sonst Rimselrain gekauft? An dieser Schwefelquelle erfuhr ich zunächst, wie beglückend es ist, andere mit ungeahnter Freude zu überraschen, andern zu helfen. Ich möchte solchen Glücks auch weiter dauernd teilhaftig bleiben. Rimselrain war ein Bad der Bauern und der Armen seit alter Zeit. Es ist schändlich heruntergekommen, es soll wieder emporsteigen. Hierauf gründet sich mein Plan. Wir haben voriges Jahr zu unserm übrigen Vermögen ein artiges Kapital von 200,000 Mark ererbt und sind reich genug, dieses Geld ohne Vorwürfe so nebenbei zu unserm Vergnügen ausgeben zu dürfen. Nun gut! ich mache mir das Vergnügen, das Geld in diesem Schwefelbade anzulegen. Schlicht und nett soll ein neues Badehaus sich erheben, die Quelle soll frisch gefaßt, die Bäder sollen zweckmäßig eingerichtet werden, bürgerlich einfach soll die Pflege sein, mäßig die Preise bei einem Dutzend Freistellen für die Armen. Ist es nicht ein beglückender Gedanke, mit unverdientem Geld geplagten armen Leuten jenes Traumbild zu verwirklichen wie es im Buche stand, Freund Schmidt! — ‚drei Wochen im Bade'? Auf Gotteslohn und anderthalb Prozent rechne ich nebenbei für mich. Und besuchen wir dann einmal das verjüngte Rimselrain, dann wollen wir vergnügte Gesichter sehn. Ein Arzt darf nicht fehlen. Als Verwalter des Ganzen, als unsern Statthalter aber stellen wir unsern Freund an, der die Menschen kennt und ihre Leiden, der Leidende zu trösten weiß, weil er Leiden zu tragen verstand, ja der nebenbei sogar ein halber Arzt ist — —"

„Kein Arzt mehr!" unterbrach jener. „Zum Krankenwärter taugte ich einmal, zum Kurdirektor würde ich niemals taugen, selbst nicht in einem Wild- und Bauernbad. Laßt mich meiner Wege gehn. Ich bin ein eigensinniger Mann, wie Frau Doris richtig gesagt hat. Aber ich atme wieder freier. Diese zarte Frau hat mir einen Stein vom Gewissen gewälzt, den ich im Starrkrampf meines Stolzes mit aller Manneskraft nicht bewältigen konnte. Ein Engel hat meinem Kind die Genesung verheißen und ich hoffe jetzt auf des Wortes huldreichste Erfüllung. Zwei Menschen fand ich hier, so gut und lieb wie wenige, und in ihren hellen Augen spiegelt sich mir die Harmonie der Welt — wie unendlich viel fand ich mit euch an diesem Quell der Genesung! Die Statthalterschaft des neuen Heilbades gebt einem Würdigeren; ich erbitte mehr von euch: — schenkt und bewahrt mir eure Freundschaft bis in den Tod, und laßt es euch zur kleinen Gegengabe an dem Dank und Segen eines armen Mannes genügen."

Aus den Minenregionen von Colorado.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Seit den großen Argonautenzügen, welche vor kaum mehr als zwanzig Jahren nach dem goldenen Lande Amerikas, nach Kalifornien, veranstaltet wurden, und damals so gewaltige Aufregung in der ganzen Welt hervorriefen, hat sich die Jagd nach dem Golde gewiß nicht verringert, sondern nur ruhigere Bahnen gewählt. Damals war es das Gold allein, das nackt zu Tage liegende edle Metall, welches die tollen Glücksjäger anlockte; heute ist dazu auch das Silber getreten, und während wohl hie und da noch im ganzen Westen der Vereinigten Staaten neue Goldlager entdeckt werden, und Tausende der Minen-Nomaden in ewiger Wanderschaft von einem Ort zum anderen zogen, sind in verschiedenen Teilen der Felsengebirge „Silberstädte“ entstanden, welche Aussicht auf bleibenden Bestand haben.



Abladen und Sortieren des Gesteins.

Das konnte man bis dahin von keinem der vielen Goldlager sagen, welche bisher Irrlichtern gleich bald hier bald dort auftauchten, und die Goldsucher über tausende Meilen Lands, in die entlegensten Regionen, bald in tiefe Schlünde, bald auf die unzugänglichsten, mit ewigem Schnee bedeckten Höhen lockte, bald dem Skalpiermesser der wilden Indianer, oder dem — Hungertode preisgab. Innerhalb weniger Monate tauchten zuweilen im südlichen Kalifornien geradeso wie in dem viele hundert Meilen davon entfernten Dakota, in Oregon oder in Neumexiko, neue Goldminen auf, welche die Fama stets zu den reichsten und ergiebigsten Lagern aufbauschte, und die heimatslosen Mineure scharenweise aus den entferntesten Gegenden herbeilockten. In unglaublichster Kürze wurden in diesen, von aller Zivilisation entfernten Urländern Gemeinwesen organisiert, Häuser und Straßen gebaut, Waldungen ausgerodet, Wasserleitungen angelegt, kurz, große Städte mit oft zehn- bis zwölftausend Einwohnern erbaut, die mit jedem Tage mehrere Hundert neue Zuzügler erhielten; aber schneller noch als der Ruf ihres Erzreichtums in alle Welt hinausdrang, waren häufig die Goldadern versiegt. Damit verlor auch die mitten in der Wildnis erbaute Stadt ihr Recht des Daseins. Ihre aus ganz Amerika herbeigelaufenen Einwohner packten ihre wenigen Habseligkeiten zu-

sammen und verließen sie ebenso schnell wie sie gekommen. Vor wenigen Wochen war hier vielleicht ein Urwald gestanden, jungfräulich und unberührt vom Fuße des Weißen — heute ist der Flecken Erde vielleicht ebenso verlassen und tot wie zuvor, und der Vorhang ist wieder über jenes Drama gefallen, das sich hier in so kurzem Zeitraum abspielt. Nur eine gänzlich unbewohnte Stadt mit vielen Häusern, Trinkstuben, Hotels und Straßen ist zurückgeblieben. Einige Jahre lang bleiben diese in ihrer Art imposanten, modernen Ruinen wohl stehen; aber Wind und Wetter, Schnee und Ueberschwemmungen hausen in diesen hohen Gebirgsregionen so furchtbar, daß die Bretterstadt gar bald vom Erdboden gefegt ist, und der einstige Wohnsitz so vieler Menschen durch nichts anderes erkennbar ist, als durch die schrecklichsten Verwüstungen.

Das Silber wurde von den früheren Goldjägern gar nicht beachtet, selbst dort nicht, wo es in den erstaunlichsten Quantitäten zu Tage lag; so kommt es denn in Colorado und Nevada gar nicht selten vor, daß die verlassenen Goldlager zum zweitenmal wieder aufgesucht wurden, daß auf den Ruinen der ersten Stadt eine zweite entsteht, und zur Blüte gelangt — um vielleicht nach einiger Zeit zum zweitenmale wieder verlassen zu werden. Aber im allgemeinen ist die Silbergewinnung viel andauernder und regelmäßiger als die des Goldes, und so erfreuen sich denn auch die Silberstädte am Süd-Colorado eines wachsenden Wohlstandes, dabei auch, wenn man das Wort gebrauchen kann, größerer „Dauerhaftigkeit“.

Das hervorragendste Beispiel dessen ist die Stadt Leadville, die heute als die größte und bevölkertste Stadt des Staates Colorado gelten kann und an 40,000 Einwohner zählt, während der Ort, auf welchem sie steht, vor vier Jahren noch eine wüste, 10,000 Fuß über dem Meere gelegene Hochebene war, die noch niemals zuvor ein menschliches Auge erblickt hatte! — Leadville war vor zwei Jahren, wie die Mineure behaupteten, das beste „Prospecting camp in the country“ — das reichste Lager im ganzen Lande! So wurden denn auch die Berge in der Umgebung der Stadt derart mit „Prospect Hols“ d. h. Versuchslöchern bedeckt, daß sie sich durch das dünne Ende eines Perspektivs betrachtet, mit ihren Narben ausnehmen mußten, wie Fingerhüte. Die Zahl dieser Minenlöcher wird heute auf nicht weniger als 10,000 geschätzt, die zwischen 5 und 300 Fuß Tiefe variieren. Sie wurden von den „Prospektors“ versuchsweise gegraben, und da sie auf keine Ader führten, wieder aufgegeben.



Einfahrt in den Schacht.

Oft muß der Besitzer viele Tausende verausgaben, und den Schacht mehrere hundert Fuß tief graben, ohne daß er auf Silber stößt, während mancher Glückliche schon nach 5 bis 6 Fuß Tiefe die reichsten Erze findet. Von der geologischen Beschaffenheit der Silberminen von Südcolorado — heute die einträglichsten der neuen Welt — hat man noch immer keine Idee, und die vielen Millionen an Gold und Silber, die bisher gewonnen wurden, sind dem reinen Zufall zu danken.

So z. B. unternahm es zu Beginn des Jahres 1878 einer der „Prospektors" namens Feyer, die bereits gefundenen Silberadern so gut als möglich in ihrer Richtung und in ihrem Laufe zu erforschen, und auf einem Hügel, wo er sie zu treffen hoffte, nachzugraben. Gleichzeitig mit ihm begannen auch zwei andere Abenteurer, denen es bisher ziemlich schlecht ergangen, etwas weiter oberhalb ihre Nachforschungen, und da es ihnen bald an Geld, Wohnung, Lebensmitteln, ja sogar an Werkzeugen gebrach, so erbarmte sich ihrer der Besitzer eines kleinen Kramladens, und bedang sich ein Dritteil ihres allfälligen späteren Gewinnes dafür aus, daß er ihnen die Lebensmittel lieferte und sie in seiner niedrigen Bude schlafen ließ. Beinahe gleichzeitig mit Feyer stießen sie auf — Erz, und — 18 Monate nachher wies Feyer ein Kaufgebot von 5 Millionen Dollars für seine Minen zurück! während die von seinen zwei Kollegen entdeckte Mine, die „Little Pittsburg" Mine, nach einer Schätzung für 30 Millionen Dollars Erz enthalten soll, und monatlich eine Dividende von 2 bis 300,000 Dollars abwirft! Jener Kramladenbesitzer, strich als Minenanteil täglich 2 bis 3000 Doll. ein!



Wasserbeförderung im Schacht.

Derlei, übrigens gar nicht seltene Beispiele großen Glückes sind es, welche jene Massen von Abenteurern, Nichtsthuern, Spekulanten und „Grünlingen" (Greenhorns, Bezeichnung für Neulinge im Minenwesen) nach diesen entlegenen Regionen in der gewissen Erwartung führen, daß auch sie die ersehnte Million bald eingeheimst haben werden. Natürlich werden die Enthusiasten in ihren Erwartungen getäuscht. In ein paar Wochen ist das mitgebrachte Geld zu Ende, die Berge sind alle schon vom höchsten in Eis und Schnee begrabenen Gipfel bis zum Fuße mit „Claims" bedeckt, d. h. von andern in Besitz genommen, und es bleibt den neuen Ankömmlingen nichts übrig, als gegen Taglohn oder „auf Anteil" in fremden Minen zu arbeiten. Indessen ist bei dem Ueberfluß an Arbeitskräften dieser Anteil auch nicht mehr groß, und beläuft sich vielleicht noch auf 2 bis 3 Dollars per Tag, während die Handwerker 4 bis 5 Dollars Taglohn verdienen.

Die Arbeitsplätze zeigen ein reich bewegtes Leben und es ist eine schwere und mühsame Arbeit, die denen obliegt, die hier Metall und damit Glück suchen. Auf schweren Karren gilt es die Erze zu Tage fördern, mit dem Aufgebot aller Kräfte die Erde und das Gestein

zu durchwühlen, die Schachte im Stande zu halten und von eindringendem Wasser zu befreien. Dazu kommen die Mühen zur Herbeischaffung der Lebensmittel; das Wasser wird auf Eseln bis zur Arbeitsstätte geschafft. Morgens und abends traben die Grautiere einher, auf jeder Seite einen Wasserbehälter, in Zügen von 6 bis 7 Stück. Die Leitung jedes Zuges liegt einem Knaben oder Manne ob und das Ganze gibt ein malerisches Bild, das vielfach an den Orient erinnert.

Die Erzgewinnung aus den 150 Silberminen Leadvilles ist nur eine der drei großen Industrien der Bergstadt. Möglicherweise nicht einmal die einträglichste, denn die Erze sind alle wertlos, wenn sie nicht eingeschmolzen werden können. Bis auf die jüngste Zeit mußten die Erze der San Juan-Region, gegenwärtig das silberreichste Gebiet Amerikas, wegen des gänzlichen Mangels an Schmelzwerken, nach dem Osten, ja sogar nach Europa transportiert werden. Es war ja unmöglich,



Wasserbeförderung nach den Arbeitsplätzen.

die Dampfkessel und Dampfmaschinen und das schwere Eisenmaterial zum Bau der Hüttenwerke über diese mit Schnee bedeckten, unzugänglichen Gebirgshöhen zu transportieren! Aber als die Kunde von der Entdeckung der neuen Millionenlager nach Osten drang, da war nichts mehr unmöglich für jene golddürftigen Abenteurer! Wie Napoleon einst mit seinen Kanonen, seinem Kriegsmateriale die Alpen überschritt, so wurden auch hier in den Felsengebirgen die Naturhindernisse glänzend besiegt; heute sind bereits acht große Hüttenwerke in voller Thätigkeit und trennen das wertvolle Metall von den erdigen Bestandteilen. Welcher der beiden Argonautenzüge der schwierigere war? Während die einen sich der Entdeckung und Ausbeutung der Minen widmen, bauten andere wieder die Schmelzwerke zur Produktion der Erze und ernteten Millionen! Wie groß der Gewinn sein mag, geht daraus hervor, daß innerhalb der letzten 18 Jahre, das ist also seit der ersten Entdeckung des Goldes in Colorado, in jenem Staate allein an hundert Tonnen (200,000 Pfund) reines Gold,



Ein Brotlieferant.

800 Tonnen gediegenes Silber, 5 Millionen Pfund Kupfer und 40 Millionen Pfund Blei gewonnen wurden, und daß der Gesammt-Ertrag der Hüttenwerke von Leadville in diesem Jahre auf 12 Millionen Dollars (50 Mill. Mark) geschätzt wird!

Wie lange das wohl so fortdauern mag! Wer kann das wissen? — Vielleicht bringt uns schon das nächste Jahr die Kunde, daß es mit dem Erzreichthum Süd-Colorados sein Ende hat, und daß in Neu-Mexiko oder Sonora neue Funde gemacht wurden; dann werden die heute so bevölkerten, und schon von einer Menge Eisenbahnen durchzogenen Gegenden wieder verlassen, andere wieder bevölkert werden, und das Spiel wird von neuem beginnen.



Wohnungen in der Nähe eines Schachtes.



In tausend Aengsten. Von Ludwig Knaus.

Ludwig Knaus.

Sein Leben und Wirken.

Von

Ludwig Pietsch.

Die Popularität, d. h. die Eigenschaft und das Glück, der Liebling seines Volkes zu sein, steht bekanntlich sehr verschieden in Wert und Geltung. Große Staatsmänner und große Gelehrte tragen gern ihre absolute Gleichgiltigkeit dagegen geflissentlich zur Schau. Ja sie erklären es gelegentlich selbst für den Beweis der Richtigkeit ihres Strebens und Handelns — und versichern, „sie befänden sich immer am wohlsten“ — wenn sie möglichst *unpopulär* sind. Gewiß ist die Volkstümlichkeit insofern ein sehr zweifelhaftes Gut, als sie, wie wir es zu jeder Zeit erfahren, häufiger noch durch die allverständliche, Keinen beschämende und verletzende Mittelmäßigkeit und Vulgarität des Wesens und der Leistungen, wie durch die stolze Größe und die echte Vornehmheit beider erworben werden kann.

Besonders in der bildenden Kunst haben wir nur zu oft Eigenschaften, welche mit der wahren Größe wenig gemein haben, ihre Besitzer zu den Lieblingen der großen Masse machen sehen. Und doch ist andererseits auch wieder der größte Maler, welchen die Kunstgeschichte kennt, *Raphael*, längst der populärste von Allen. Von den Künstlern unserer Zeit aber ist in unserem Vaterlande keinem die Beliebtheit bei seinem Volk reicher und allgemeiner zu Teil geworden, als *Ludwig Knaus*, trotzdem er nie um dieselbe

gebuhlt, nie um sie zu erwerben, einem niedrigeren Geschmack geschmeichelt hat. Er dankt dieselbe dem Inhalt seiner Gemälde, dem „Was" derselben, dem darauf Dargestellten zu kaum geringerem Teil als dem „Wie", der Kunst der malerischen Darstellung. Das ziemlich moderne ästhetische Dogma von der Gleichgiltigkeit des Gegenstandes in den Werken der Malerei hat beredte und geistreiche Verteidiger und Apostel besonders unter den Malern selbst gefunden. Aber die Laienwelt, zumal in Deutschland, haben sie doch kaum dazu zu bekehren vermocht. Für diese werden so manche von den Vorzügen, deren Vorhandensein und Fehlen für den Maler über Wert oder Unwert eines Bildes entscheidet, teils nebensächlich, teils kaum verständlich und der rechten Schätzung entrückt bleiben. Soll bei uns ein Kunstwerk der Menge, auch der Gebildeten, gefallen, so muß auch der Stoff sie interessieren, ihr lieb und vertraut sein, die Darstellung des Vorganges ernst und rührend, erheiternd oder durch allverständliche Anmut erfreuend auf das Gemüt oder auf die Sinne wirken. Sie verlangt von dem Maler vor allem, daß er ihr etwas Reizendes und Fesselndes, etwas Gewaltiges und Erschütterndes zu erzählen wisse. Bilder ohne solchen Inhalt lassen sie auch bei meisterhafter Malerei, edler Tongebung und bewundernswerter Technik meist ziemlich kalt und gleichgiltig. Seinen außerordentlichen Erfolg und die ihm seit 30 Jahren dauernd bewahrt gebliebene Gunst nicht nur seines eigenen Volks dankt Ludwig Knaus der immer seltenen Vereinigung beider künstlerischer Tugenden in seinen Schöpfungen.



Ludwig Knaus.

Die deutsche Malerei hatte während der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an den unheilvollen Folgen gelitten, welche aus der Geringachtung des malerisch-technischen Teils dieser Kunst und der übertriebenen einseitigen Hochstellung des sogenannten „Gedankengehalts" und der blos gezeichneten Komposition hervorgingen. Mit wenigen Ausnahmen unterschieden sich die gepriesensten deutschen Maler jener Epoche von denen der Vergangenheit und denen jeder anderen Nation dadurch, daß sie nicht zu malen verstanden. Aber sie selbst und ihre Bewunderer sahen diesen schweren Mangel kaum als solchen an. Ja man erfand sogar eine bis dahin unerhört gewesene kunst-philosophische Theorie, welche diese Unzulänglichkeit zur Tugend und zum rechten Zeichen des eigentlichen idealen Künstlertums des damit Behafteten erhob! Die neuere Generation, welche sich zu den gleichen Anschauungen nicht zu bekennen vermochte, suchte ihr malerisches Heil und die Belehrung, welche sie in den damaligen deutschen Kunstschulen und Ateliers nicht fand, in denen des Auslands: in Paris, Brüssel und Antwerpen. Knaus, ebenso wie sein großer Kunst- und Ruhmesgenosse Adolph Menzel, haben dessen nicht bedurft. Als ersterer sich nach Paris wandte und sich dort für längere Zeit niederließ, hatte er bereits seine ersten großen Erfolge im Vaterlande errungen. Aber er war sich wohl bewußt, daß er dort sein bereits erlangtes Können wie an keinem andern Ort der Erde zu erweitern und zu bereichern Gelegenheit finden und dort vielleicht zugleich auch jenen internationalen Ruf bei allen Kulturvölkern der Erde erringen würde, welchen auch heut noch immer, wie vor Zeiten ein dort erzielter künstlerischer Triumph am sichersten verschafft. In Deutschland, und speziell in Berlin ist man zuerst im Jahre 1850 auf dies ori-

ginelle, viel verheißende Talent aufmerksam geworden. Damals hatte Knaus erst seit wenigen Jahren an der Akademie zu Düsseldorf die Malerei studiert. 1829 war er zu Wiesbaden geboren, der Sohn eines Mechanikers, dessen Mittellosigkeit ursprünglich dem Knaben geringe Hoffnung ließ, sein früh erwachtes Verlangen: ein Maler zu werden, befriedigen zu können. Aber eine so entschieden ausgesprochene Begabung, wie die seine, kommt in unserer Zeit schwerlich noch in Gefahr, an der Unbesieglichkeit solcher Hemmnisse der Ausbildung zu verkümmern. Sie wurden auch hier beseitigt. Knaus konnte in frühestem Jünglingsalter bereits die große Rheinische Kunstschule beziehen. Ohne zu schwanken, leitete ihn hier seine natürliche Anlage auf den ihm gemäßen Weg. Nie ist er darüber in Verlegenheit oder in Zweifel gewesen, was er malen solle, oder was man malen dürfe oder nicht dürfe. Er schuf „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet", weil ihm der Schnabel eben so und nicht anders gewachsen war.

Ein bäuerlicher Tanz unter der Dorflinde war das erste Bild, mit dem der kaum 18jährige seine Meister und Genossen überraschte. Was er in den Dörfern des mittelrheinischen Landes gesehen und beobachtet hatte, die Scenen der unbefangenen Lust eines temperamentvollen, zu fröhlichem, sorglosem Genießen immer geneigten Volkes, — diese Eindrücke gewannen in jenem Erstlingsbilde künstlerische Gestalt. Die Reife und Sicherheit derselben aber frappierte ebenso, wie die Frische und Wärme der Empfindung, die Schärfe der Charakteristik und die heitere Anmut, über welche der junge Maler in gleichem Maße zu gebieten schien. Noch größeren und entscheidenderen Erfolg hatte das unmittelbar danach gemalte, im Frühling 1850 in Berlin ausgestellte Bild, der Leichenzug im Walde. Es stellt eine Prozession von Schulkindern dar, die unter Führung des Lehrers mit brennenden Kerzen und einer Kirchenfahne den Sarg eines verstorbenen Gemeindemitglieds den Leidtragenden voran zur letzten Ruhestätte geleiten. Im nächsten Vordergrund aber, zur Linken des Beschauers, sieht man eine seltsame Gruppe: ein um irgend eines Verbrechens willen verhafteter Uebelthäter, von einem ländlichen Wächter oder Gerichtsboten zum Gefängniß transportiert, scheint durch den Leichenzug, der ihm den Weg versperrt, genötigt zu sein, dort solange Halt zu machen. Ob etwa ein intimerer Zusammenhang zwischen diesem Gefangenen und jenem dort zu Grabe getragenen Toten bestände; ob vielleicht gar sein Verbrechen auf diesen Bezug habe; ob der halb stumpfsinnig vertiert dreinschauende Strolch, auf welchen die an ihm vorüberziehenden singenden Kinder mit scheuem Blick und dem Ausdruck eines leisen Grauens schauen, vielleicht nur hiehergeführt wäre, um durch den Anblick des ernsten Schauspiels zu einem Bekenntnis bewogen zu werden? — das sich zu erklären und zu entscheiden überließ der Künstler der Phantasie und dem Urteil der Beschauer. Jedem gleich verständlich aber offenbarte er hier die ungewöhnliche Gabe der Beobachtung und der Charakteristik, die Kunst, auch den leiseren, halb verhüllten seelischen Vorgängen ihren Ausdruck zu geben, reine naive Kindesanmut zu schildern und gleichzeitig damit ein seltenes malerisch-technisches Geschick und ein ebenso feines als energisches Tongefühl. Des jungen Künstlers Neigungen zogen ihn in jener ersten Zeit stärker als später und gegenwärtig zur Darstellung auch des Bösen, Tückischen, Schlechten in der Menschennatur. Und nicht immer mochte er diesem den Gegensatz der Unschuld und Lieblichkeit in derselben Komposition gegenüberstellen. Zu seinen hervorragendsten Bildern dieser Art gehören die beiden in der städtischen Gallerie zu Düsseldorf und im Museum zu Leipzig befindlichen: „Die Spieler." Beide sind etwas variierte Behandlungen des gleichen Gegenstandes und der gleichen Motive; beide sehr bedeutend in der Schilderung verschiedener Typen des nichtswürdigen ländlichen Gaunertums, dem ein schwacher, thörichter, armer junger Bauer zum Opfer fällt. Ihrem Inhalt entsprechend sind Ton und Farbe dieser Bilder gestimmt, deren düstere Kraft ihre seelische Wirkung noch wesentlich steigert. — 1852 entschloß sich Knaus, seinen Aufenthalt in Düsseldorf mit dem in Paris zu vertauschen. Er mochte seine Schwingen bereits erstarkt genug fühlen, um sie auch in der schärferen Höhenluft der ersten Kunststadt der modernen Welt vertrauensvoll zu erproben. Diese Probe ist glänzend bestanden. Nie hat vor und nach Knaus ein deutscher Künstler sich ähnlich rascher und großer Erfolge in Paris zu erfreuen gehabt wie er. Alle Ehren, mit welchen Frankreich

unter jeder Regierung das große künstlerische Verdienst zu lohnen pflegt, sind ihm dort in schneller Folge geworden. Aber keine derselben hat er sich etwa durch ein Aufgeben seiner nationalen Eigentümlichkeit und eine Anbequemung an französische Muster erkauft. Trotzdem hat er die Geister dort durch die eigenartige Macht seiner Kunst bezwungen. Unleugbar aber hat der Pariser Aufenthalt, das Studium der großen Alten und die Berührung mit den besten Modernen in jenem großen Centrum des künstlerischen Lebens seinen Blick erweitert, seine Anschauungen bereichert und seine Meisterschaft noch gereift und gesteigert.

Acht Jahre lang verweilte Knaus damals in Paris — eine Periode eifervoller schöpferischer Thätigkeit. Die Gegenstände seiner dort gemalten Bilder aber sind nur ganz ausnahmsweise der neuen Welt und dem Volksleben, welche ihn daselbst umgaben, entlehnt. Das hessische, das mittelrheinische und das schwarzwälder Bauernvolk, dessen Menschen und dessen Landschaften er auf seinen jugendlichen Studienwanderungen gründlich beobachtet, gezeichnet und seiner Phantasie fest eingeprägt hatte, gab ihm zunächst immer noch die willkommensten Stoffe. Dasjenige Werk, welches den jungen Deutschen plötzlich zu einem gefeierten Pariser Meister machte, in dessen Preis Publikum, Kritik und Kunstgenossen ziemlich übereinstimmten, war der „Morgen nach einem ländlichen Fest“. Eine schwarzwälder Dorfwirtshausszene. Nach einer Kirmesnacht, einem wüsten Gelage, in dem fahlen Licht der Morgendämmerung, das den von Tabaks- und Kerzenqualm und Staub erfüllten Tanzsaal der Schenke zu erhellen beginnt, brechen die müden Dorfmusikanten auf, noch im Gehen die Neigen aus den umherstehenden Gläsern leerend, während einige Gestalten, Opfer des Trunks und der obligaten Rauferei, noch in dem alle Spuren der Vorgänge dieser Nacht zeigenden Raum zurückbleiben. Hier ein völlig bezechter Alter, in blödsinniger Lustigkeit vor sich hin lallend; dort ein wie todt hingestreckt über zwei Stühlen liegender, junger, schöner, kräftiger Bursche. Sein Kopf ruht im Schooß einer jungen blühenden Dirne im Festtagsstaat, die mit dem Ausdruck hoffnungslosen Jammers um ihr zerstörtes Glück vor sich hinstarrend dasitzt. Das Bild ist durch Goupils Photographie und einem danach ausgeführten Kupferstich weltbekannt geworden. Die Macht seiner Tonwirkung und die Kunst seiner Malerei wurde immer als zum mindesten gleich außerordentlich wie seine Erfindung und seine Charakteristik gepriesen. — Von den ferner in Paris entstandenen Knaus'schen Gemälden nenne ich: die Karten spielenden Schusterjungen, „hungriger Magen hat keine Ohren“, das Kind in der Wiese, die Katzenfreundin, der entweichende Dieb auf dem Wochenmarkt, das Kind des Schuhmachers mit der gefangenen Maus, das Bildniß des Berliner Kunstsammlers Geh. Rath Ravené, „Nach der Taufe“, die „goldene Hochzeit“, die Zigeuner von den Dorfautoritäten um ihre Legitimationspapiere befragt, — immer nur ein Bruchteil der ganzen Summe. „Die goldene Hochzeit“ und „Nach der Taufe“ sind die verbreitetsten und allbeliebtesten dieser Werke geworden, deren Anmut und tiefer gemütvoller Zauber überall die Herzen der Menschen aufs innigste und wohlthuendste berührt, ergriffen und erquickt hat, während die sonnige Schönheit, der heitre Glanz und die Wärme ihrer Farbe sie auch nach dieser Seite hin den ersten Werken der modernen Malerei anreihten. Noch eine andere Eigentümlichkeit ist beiden gemeinsam: die Mehrzahl der Menschen, besonders fast sämtliche jüngeren weiblichen Figuren und die meisten kindlichen darauf, scheinen einer ländlichen Idealwelt entstammt, die mit jener Wirklichkeit, welche des Meisters frühere Bilder schilderten, wenig mehr gemein hat. Es sind Wesen einer andern höhern Gattung als die, welche in deutschen (oder irgend welchen) Dörfern erwächst, die hier als junge Mütter, zärtliche Schwestern und Bräute in bäuerlicher Tracht und Umgebung erscheinen. Knaus, bei all seiner innigen Hingebung an die Natur, allem Respekt vor ihrer Wahrheit, aller Freude an ihrer Nachbildung, ist doch nie Naturalist im modernsten Sinne gewesen; am wenigsten aber in seiner damaligen Pariser Zeit. Man war während derselben weit davon entfernt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen und seine Kunst darum geringer zu schätzen. Gern überließ man sich dem Eindruck dieser liebenswürdigen, holdseligen Gestalten und atmete mit größerem Genuß diese reine sonnige Atmosphäre, welche durch jene poetisch-malerischen Schöpfungen wehte, als ihn die treue, täuschende Darstellung alles Elends, aller Häßlichkeit, Roheit, Bornirtheit und

Stumpfheit, alles Schmutzes und Mistes der ländlichen Wirklichkeit gewährt haben könnte.

Und dennoch mochte der Meister selbst es fühlen und sich eingestehen, daß ihm auf diesem Wege die Gefahr drohe, mehr und mehr den festen Boden der Realität unter den Füßen zu verlieren. Im Landvolk, dem Kleinbürger- und dem malerischen Vagabundentum seiner süd- und westdeutschen Heimat wurzelte seine Kunst.

Ins bodenlose Reich der reinen Phantasie mochte er sich von Zeit zu Zeit einmal „zum



Das Leichenbegängnis. Von Ludwig Knaus.

Besuch, Versuch“ hinaufschwingen, — für immer dort zu hausen, widerstrebte seiner eigensten Natur. Knaus erkannte mehr und mehr die Notwendigkeit der Rückkehr nach Deutschland, der Emanzipation von den Pariser Modellen, die Notwendigkeit des erneuten intimen Studiums jener heimischen Welt.

Im Jahr 1860 verließ er Paris, die schöne Wiege seines Weltruhms, für immer. Er nahm seinen festen Wohnsitz für die nächsten Jahre in Berlin, nach vorübergehendem Aufenthalt in seiner Vaterstadt und im Rheingau. Hier vollendete er das noch in Paris begonnene Bild: der Taschenspieler in der Scheune, ein Werk

voll köstlichen Humors, der glücklichsten Laune und glänzender Meisterschaft der gesammten Darstellung, der Zeichnung wie der Behandlung der Farbe. Der hagre lange Zauberkünstler in etwas faltigen Trikots und fadenscheinigem Flitterstaat, triumphierend im Vollbesitz seiner, dem ganzen naiven Dorfpublikum schlechthin unerklärlichen Hexenkunst auf dem Fasse dastehend; jener Bauer, unter dessen breitrandigem Hute er zum Entsetzen des Trägers Kanarienvögel hervorflattern läßt; das alte Weib, welches sich bekreuzend aus der Nähe des Hexenmeisters hinwegeilt; der gescheite Schmied des Dorfes, der aufmerksam beobachtend den Schlüssel des Rätsels zu finden



Salomonische Weisheit. Von Ludwig Knaus.

sucht; die entzückende kleine blondköpfige Dirne im roten Mützchen, die vom Erstaunen wie plötzlich in der lebhaftesten Bewegung erstarrt dasteht und auf das Wunder blickt, — welche köstlichen Gestalten von frappanter Wahrheit des Lebens und rein ausgeprägter Individualität auf diesem Bilde! Unverwischbar bleiben sie in der erinnernden Phantasie jedes, der das Bild gesehen hat. — Andre damals hier in Berlin mit Benutzung der, von Knaus auf sommerlichen Wanderungen gesammelten Naturstudien, von ihm gemalte Bilder waren: der Auszug fröhlichen Volkes aus dem alten Thor eines kleinen Städtchens zu einem ländlichen Fest; die geistliche Ermahnung, welche ein eifriger tirolischer Seelsorger in seinem Gemach an drei in der

letzten Rauferei stark beteiligten Bauerburschen richtet (zweimal in abweichender Komposition gemalt); die Wochenstube; die Zigeunerfamilie; das kleine Mädchen mit den jungen Hündchen auf dem Arm; das Gruppen-Portrait: des Meisters Vater und Schwiegervater beim Brettspiel sitzend. In solchen Bildnissen kleineren Maßstabs und in ganzer Figur gemalt, entfaltet Knaus eine ganz eigentümliche Meisterschaft. Das Wesen der Persönlichkeiten, zumal der männlichen, pflegt er da im innersten Kern erfaßt hinzustellen, und in Allem an der ganzen Gestalt vom Scheitel bis zu den Sohlen, in der Haltung, Bewegung, dem Kleider- und Stiefelsitz prägt dies Wesen sich aus, zuckt das individuelle persönliche Leben des dargestellten Menschen. Von Bildnissen dieser Art seien hier nur aus der Menge derselben jenes Portrait des älteren Ravené (eines der frühsten des Meisters) dem Tisch gegenüber sitzend, auf welchem auf kleiner Staffelei ein von ihm erworbenes Kabinettstück von Meissonier dasteht, zu dessen rechtem Genießen der dargestellte Amateur eben seine Brille aufsetzen will; und seine im letzten Jahr für die Berliner Nationalgalerie gemalten Bildnisse von Mommsen und Helmholz erwähnt. Dieselbe Kunst der Widerspiegelung ganz aus einem Guß geformter Individualitäten macht seine Bilder von Einzelgestalten, aus dem Volk, seltsamen Käuzen aus allen Lebensaltern, Buben und kleinen Mädchen (wie der „Dorfprinz“ und „heimlicher Zauber“), Männern und Greisen (wie der berühmte „Invalide“ und der „Drehorgelspieler“) so hoch interessant und köstlich.



Schwarzwälder Bauer.
Nachbildung einer Handzeichnung von L. Knaus.

Auch in Berlin regte sich in Knaus trotz aller Annehmlichkeiten seiner hiesigen Stellung und seiner glänzenden Erfolge wieder der alte unruhige Trieb, der ihn immer nur einige Jahre am selben Orte verweilen ließ. 1866 kehrte er nach Düsseldorf zurück, wo er sich sein eignes Haus und Atelier baute. Im folgenden Jahre erntete er auf der Pariser Weltausstellung die höchsten Ehren. Die große médaille d'honneur, welche als Anerkennung für die hervorragendsten Meister der verschiedenen Nationen ausgesetzt war, empfing L. Knaus am 1. Juli aus Kaiser Napoleons Händen.

In Düsseldorf gingen in ununterbrochener Folge aus seiner Werkstatt Schöpfungen hervor, in welchen sich seine Meisterschaft auf ihrem Gipfel zeigte. In stets gleicher Fülle und Frische strömte ihm der Quell der malerischen Produktion: „Seine Hoheit auf Reisen“; „In tausend Aengsten“ (S. 302); das „Gänsemädchen“, vor Allem aber (zweimal in verschiedenen Kostümen gemalt) der „Katzentisch“ oder „Wie die Alten sungen zwitschern auch die Jungen“, jenes unschätzbare Bild der Kindertafel auf einem Hochzeitfest im ländlichen Wirtsgarten, welches die Berliner Nationalgalerie erwarb; die Gruppe der „Geschwister“; das „Begräbnis am Wintertage in einem hessischen Dorf“; die „Dorfhexe“ mit den Katzen; und die „Beratung Hauensteiner Dorfgemeinderäthe,“ sind dort entstanden. Die-

sen Gemälden aus dem Leben des Landvolks merkte man es an, daß ihr Autor aus der innigen Berührung mit demselben neue Kraft eingesogen hatte. Da erschienen die echten Männer und Kinder dieses west- und süddeutschen Volkes in ihrer ganzen scharf gezeichneten Stammeseigenart und Besonderheit, und in der reichen Mannigfaltigkeit der persönlichen Charaktere. Auch die landschaftlichen Umgebungen, die Dorfarchitekturen und die Interieurs, welche die Lokalitäten für die geschilderten Menschen und Vorgänge bilden, erhalten hier wieder ihre bestimmte, jener Stammesart genau entsprechende Physiognomie.

Im Jahre 1875 begann die langersehnte Reform der Berliner Kunstakademie an Haupt und Gliedern ins Leben zu treten. Eine sehr wesentliche Neuerung war die Einrichtung von Meisterateliers, die mit dem Lehrinstitut verbunden sein sollten. An L. Knaus erging die Einladung, die Leitung eines solchen Ateliers zu übernehmen. Er lehnte diesen Ruf nicht ab und übersiedelte abermals nach Berlin. Das zwischen dieser Wiederkehr und seinem Abgange von der Hauptstadt liegende Jahrzehnt hatte letztere gründlich gewandelt. Die Verhältnisse waren ins Große gegangen. Die Kunstzustände, oder genauer: die offizielle Behandlung der Kunstangelegenheiten waren unvergleichlich würdigere geworden. Knaus faßte rasch festen Fuß in Berlin und richtete sich zu dauerndem Weilen in der neuen norddeutschen Heimat ein. Publikum und Kunstgenossen bereitete er gleich auf der ersten akademischen Ausstellung in derselben eine sehr erfreuende Ueberraschung durch das Bild der Madonna mit dem Jesusknaben auf dem Schoße, angebetet und umspielt von den lieblichsten Flügelbübchen in den Wolken und auf dem festen Boden; eine „Ruhe auf der Flucht“ mit St. Joseph und dem Eselein im Mittelgrunde, ein Werk ohne eine Spur kirchlichen Charakters, aber voll reiner, zarter und tiefer Empfindung und bezaubernder keuscher Anmut. In der Malerei der blühenden nackten Körper jener christlichen Amoretten und des Jesusknäbchens schien sein vom feinsten Farbensinn und dem begeisterten Naturgefühl geleiteter Pinsel wahrhaft geschwelgt zu haben. In der Gestalt und dem holden Antlitz Marias waren die alten Ideale liebenswürdiger Weiblichkeit, wie sie in manchen Bäuerinnengestalten seiner Pariser Zeit verkörpert waren, in verklärterer Form noch einmal lebendig geworden. — Die bei dem Malen der Flügelbuben lebhaft erwachte neue Lust an einer der höchsten Aufgaben dieser Kunst, der Darstellung des anmutigen warmblütigen jungen nackten Menschenleibes, befriedigte er später abermals in der Ausführung eines eminenten Bildes: der Gestalt einer völlig hüllenlos hingestreckt ruhenden Bacchantin von frisch erblühter reizender Formenfülle.



Schwarzwälder Bäuerin.
Nachbildung einer Zeichnung von L. Knaus.

Seine Madonna ist der einzige Versuch

der Behandlung eines derartigen religiös angehauchten Stoffes geblieben. Knaus wandte sich unmittelbar danach zu seinem alten Lieblingsgenre zurück. Die beiden leise satirisch gefärbten humoristischen Lebensbilder aus der Laufbahn „hosenverkaufender Jünglinge“: das „erste Markstück“ und „Salomonische Weisheit“, (S. 307), Werke von köstlicher Charakteristik und feiner Schalkheit; die in all ihrer Komik doch wahrhaft rührende Darstellung des Zirkusclowns als Wärter seines mutterlosen Kindes im Kreise der andern menschlichen und Pudel-Familienmitglieder „hinter den Kulissen“; die aus Lehm Kuchen backenden Dorfkinder auf dem Anger, auf welchem die Schweineheerde grast; der Schlächterlehrling, welcher den „Räuber“, einen mit dem geraubten Fleischstück entrinnenden Hund verfolgt; jene beiden bewundernswerten Bildnisse von Helmholz und Mommsen, sind die inzwischen in Berlin von ihm ausgeführten Werke. Vor zwei Monaten vollendete er ein größeres, sehr figurenreiches Bild, das ohne hier ausgestellt zu werden, sofort an seinen amerikanischen Besitzer abgesandt ist: „Ein Tanz unter der Linde“ in einem hessischen Dorf — derselbe Gegenstand, den er in seinem ersten Gemälde vor dreißig Jahren behandelt hatte. Die Werkstatt des Meisters ist mit begonnenen, mehr oder weniger weit geförderten Bildern und Entwürfen gefüllt (ein Bauerntanzbild von überschäumender Lebenslust und Lebenskraft, eine Wirtshausrauferei u. A.). Seine schöpferische Kraft ist heute so frisch und freudig, so rüstig und gesund wie je in seinen früheren Tagen. Von der Bewunderung der Besten seiner Zeitgenossen und der herzlichen Liebe seiner Nation getragen, wird L. Knaus — wir dürfen es hoffen — ein leuchtendes Beispiel dem jüngeren Geschlecht, uns noch lange aus der Fülle seiner Gaben Werke spenden, welche, seinen besten bisher geschaffenen ebenbürtig, wirksamer noch als es durch Schrift und Rede geschehen mag, der Welt die tröstliche Botschaft verkünden, daß Schönheit und Glück, Liebe und Lust noch immer nicht, was auch die Pessimisten sagen, von der Erde verschwunden sind.



Andor.

Roman von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Das Faktotum, an welches sich der letzte Befehl richtete, legte sofort seine Hand an des krummen Geigers zerfetzten Kragen, der übrigens im Falle eines Fluchtversuches kaum einen festen Halt geboten hätte.

„Soll ich ihn binden, gnädiger Herr?“ fragte Marczi.

„Wirf ihn in das Loch und sperr ihn ein!“ entschied Potyondi und auf ein bedeutungsvolles Augenblinzeln und eine bezeichnende Geste, welche die Grimasse seines Faktotums begleitete, rief er zornig und verachtungsvoll: „Ach was, das Schloß ist gut genug für diesen epileptischen Hund! Es wird schon halten, bis wir ihn an die Panduren abliefern.“

„Der Block wäre gut, gnädiger Herr, der Block!“

„Du vergißt, daß er abgeschafft ist.“

„Aber eine Wache muß ich aufstellen? Es ist nur, daß der Herr Baron erlaubt hat, es können alle zur Musik gehen und da —“

„Mach was du willst! Leg dich meinetwegen selbst vor! Was ist's mit dem Zimmermann?“

Der alte Heiduck stellte sich in Positur, ohne aber seinen Häftling loszulassen.

„Ich melde gehorsamst, gnädiger Herr, er wird zur Brücke kommen. Alles ist in Ordnung,“ dann drehte er sich auf dem Absatze um, öffnete die Thüre, gab dem bleichen Krüppel eine Wendung und beförderte ihn mit einem mächtigen Stoß in den Rücken hinaus, indem er ihn höflich einlud:

„Belieben hinaus zu spazieren, Hundeseele!“

Der Verwalter aber nahm seinen Hut und verfügte sich an die Brücke.

V.

In tiefer Abendstille lagen die Auen, nur das trockene Schilfrohr an den toten Wässern und Gräben rauschte leise im Winde und manchmal schwirrte ein Strich Zugvögel in ihrer raschen plötzlichen Weise über die im Dunkel allmählich verschwindenden Wipfel. Hin und wieder krachte noch dumpf in der Ferne ein vereinzelter Schuß und im Dorfe unten schlug ein Hund an, dessen Gebell weithin durch die Nacht vernehmbar blieb, sonst aber mengte sich kein Laut in das ruhige Murmeln und Aufklatschen des Flusses, als der sehnsüchtig weiche Klang einer Geige, deren Töne bald wie langsame Schwäne auf weitgespannten Schwingen, bald wie beutelüsterne Adler oder wie unheilverkündende Sturmvögel mit hastigem Flügelschlage dahinzogen über das nächtig traumumfangene Tiefland.

Die seltsamen Weisen kamen vom Flusse her. Wo er oberhalb der alten, auf windschiefen, locker gewordenen Pfeilern stehenden Holzbrücke einen starken Bogen macht,

liegt nahe am Ufer ein schwarzes unförmliches Ungeheuer im Schlafe; oder lauert es bloß auf Raub und hält darum ein glimmendes Auge offen? Ist es ein Schlummerlied, das es sich selbst so wunderbar zart und innig singt, oder lauscht es selbst gebändigt von der Macht der Töne?

Was in der Finsternis so riesig und ungeschlacht erscheint, ist ein friedliches Getreideschiff, das hier, weit vom Dorfe und auf der entgegengesetzten Seite, wie in einem Verstecke an seinen Stricken ruht. Die kleine Laterne am Vorderteile soll nur warnen. Rückwärts auf dem Dache der Schiffskammer sitzt ein Weib, kaum erkennbar in der Verhüllung, und entlockt dem Instrumente Melodieen, denen der kleine zu Füßen hingekauerte Bursche sich in regungsloser Verzückung hingibt.

Niemand würde Susanne erkennen, das schöne elegante an Verfeinerung gewöhnte Weltkind, auch wenn der Schein der entfernten Laterne voll auf diese fast unförmliche Gestalt in dem weiten weißhaarigen Bauernmantel gefallen wäre, deren Kopf und Schultern ein grobes Tuch eingeschlungen hielt. War dies jetzt auch im Eifer des Spiels vom Antlitze zurückgesunken, das sich traumhaft den Sternen zuwandte, so traf doch kein Lichtstrahl die feinen von der Kunst durchgeistigten, von der Glut der Empfindungen dämonisch belebten Züge.

Die Frage, welche dies Auge an den gestirnten Himmel richtete, war keine versöhnliche, dies Herz verlangte keinen Weltfrieden, sondern einen gewaltsamen Ausgleich, der alles was sich stolz auf Erden emportürmte, niederwarf, um die Tiefen mit dessen Schutte aufzufüllen.

Nicht Vergessen der ihr gewordenen Schmach suchte dies energische Wesen, sondern Vergeltung derselben. Und das brennend heiße Begehren kehrte auch immer in den Tönen wieder, die unter der sichern und geübten Hand den Saiten entquollen.

Und war denn das alles in dem schlechten alten Violinkasten verborgen, daß man es nur so hervorzaubern konnte? Der Junge, dem er gehörte, begriff es nicht. Niemals noch hatte derselbe auf seine Aufforderung mit dem Bogen so geantwortet, so geächzt und gestöhnt, so gezürnt und aufgerast, als ob eine tief verwundete, leidenschaftlich heischende und sich in ungebändigter Glut verzehrende Seele darin wohne.

Nein, Susanne besaß keine milde vergebende Natur. Während ihre sanfte Freundin längst alles vergessen meinte, hatte der Groll in Susannens Brust weiter gekocht und den Schlummer von ihren Lidern gescheucht.

Als sich Ilka, die kein Auge zugethan, und, nachdem sich die Gäste zurückgezogen, noch mit den Mägden aufgeräumt und gefegt, daß zum Frühstücke wieder alles in gewohnter Ordnung sei und sich dabei absichtlich länger aufgehalten hatte, um den Schlaf der Freundin nicht zu stören, in späterer Morgenstunde auf den Fußspitzen in das Turmzimmer schlich und Susanna mit einem Kusse wecken wollte, da fand sie dieselbe ausgeflogen und das Lager leer.

Sollte die Verschwundene zu so früher Stunde einen Spaziergang gemacht haben? Doch es fehlte ja auch ihre Handtasche und dort auf dem Tische neben der herabgebrannten Kerze lag ein gefaltetes Blatt Papier, mit einer Nadel so an das Nähkissen befestigt, daß es in die Augen fallen mußte.

Es enthielt nur wenige an Ilka gerichtete Zeilen.

„Erschrick nicht, Du Gute, wenn Du mich „nicht findest, ich habe mich nicht zum Turm-

„fenster hinausgestürzt, sondern werde mir „die Thüre ganz unromantisch vom Schaffner „öffnen lassen, sobald die Sonne aufgeht. „Du mußt bald einmal zum Besuch nach Raab „kommen, wohin ich unmittelbar zurückkehre „und wo uns keine Scheidemauer trennt.“

„Meinem Vater sage, daß er sich um „mich nicht ängstigen möge. Ich will nicht, „daß er um meinetwillen seine Geschäfte „abbreche, ich will aber auch nicht neue De= „mütigung erleben oder auch nur Zeuge „solcher sein. Er verfolge seinen Weg, ich „finde den meinigen allein.“

„Lächerlicher Weise schäme ich mich der „Beleidigung, statt ihr verächtlich ins Ge= „sicht zu sehen. Du wirst mir darum einen „Gefallen thun, wenn Du den Grund meiner „Abreise verschweigst. Darum bittet Dich im „Namen der Freundschaft

„Deine, was auch sonst geschehe, Dir treubleibende Susanne.“

Als Adler durch diese Zeilen von dem Verschwinden seiner Tochter erfuhr, war er nicht wenig bestürzt. Er hatte fest ge= schlafen, und keine Ahnung davon, auch nicht von der Art und Weise, wie sie ihre Heimreise ins Werk zu setzen gedenke. Doch er kannte zu gut ihren energischen Willen, um an der Durchführung zu zweifeln. Eigent= liche Sorge fühlte er nach der ersten Ueber= raschung nicht um den Flüchtling, denn Gefahr war ja kaum zu befürchten. Su= sanne konnte sich einen Bauernwagen mie= ten und mit demselben, rascher als das Lohn= fuhrwerk die größte Strecke zurückgelegt, die nächste Bahnstation erreichen. Solch eigen= mächtige Unternehmungen waren ihr recht wohl zuzutrauen, und ihr Vater war gar nicht der Mann, ihr dieselben ernstlich zu verübeln und sie dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Hilflos wie ein Kind hatte er seit jeher ihren mitunter bizarren Einfällen gegenübergestanden.

Er wagte es auch nicht, wider ihren Willen ihre Flucht bekannt zu machen, ja um kein Aufsehen zu erregen, mußte er sogar darauf verzichten, mehr als oberflächliche Erkundi= gungen einzuziehen. Der Schaffner gab zwar an, er habe das Fräulein hinaus= gelassen und auch den Weg nach dem Dorfe einschlagen sehen, da er aber einen Morgen= spaziergang voraussetzte, nicht weiter acht gegeben. Im Wirtshause, wo Adler nach= fragte, wußte man nichts von seiner Toch= ter, öffentlich ausrufen durfte er doch nicht lassen, ob jemand Auskunft über sie geben könne. Es war ja auch möglich, daß sie bis Löke oder nach einer andern Ortschaft zu Fuß gewandert.

Im Drange des Aufbruchs der Gäste hatte auch weiterhin keine Erwähnung dieser vorzeitigen und geheimen Entfernung statt= gefunden, erst auf Jenös Fragen hatte sich Adler im Laufe des Tages eine Andeutung der Abreise Susannens entschlüpfen lassen.

Diese war indessen dem Vater näher ge= blieben, als sich derselbe träumen ließ, ob= wohl ihre eigenen Worte ihn auf die rich= tige Spur hätten führen können. Sie hatte einfach ihren Vorsatz ausgeführt und sich auf das Fruchtschiff begeben, das Adler vorsorglich nicht bei Löke und auch nicht einmal am selben Ufer, sondern eine ansehn= liche Strecke oberhalb hatte anlegen lassen. Er wünschte nicht, daß man es allzunahe vor Augen habe und aus dem Tiefgange etwa berechne, wie das Fahrzeug, von dem er behauptete, daß es erst seine Ladung er= warte, mit Getreide schon bis an das Dach vollgefüllt sei.

Von Adler selbst war Susannen der Name des Schiffsmanns genannt worden. Sie kannte Balog von früher her, dessen Frau hatte bis zu ihrer Verheiratung sogar in der Familie gedient und auf sie zählte Susanna zumeist. Doch darin hatte sie sich

getäuscht. Dieselbe war wirklich in Vág bei ihren Verwandten zurückgeblieben und sollte erst am nächsten Tage mit den beiden später geladenen Schiffen nachkommen. So erzählte der Schiffführer, der die Tochter seines Patrons, dessen Aviso er hier zu erwarten hatte, mit Ehrerbietung aufnahm.

Er war allein mit seinem Sohne, einem etwa zehnjährigen kräftigen Burschen, der seinem Vater schon rüstig an die Hand ging und es bedurfte nur eines Winkes, um beide zu veranlassen, die Kammer zu räumen und sich in den vorderen Verschlag zurückzuziehen.

Hier nun hatte Susanne den ganzen Tag verbracht. In ihren Kleidern hatte sie sich auf das schlichte reinliche Lager geworfen und den Schlaf eingebracht, den sie mit dem gleichen Trotze, wie die von fremder Hand gereichte Labung unter dem Dache einer widerwilligen Gastfreundschaft verschmäht. Sie hatte dann mit ihren beiden Genossen das einfache Mahl geteilt, und dieselben mit der Versicherung glücklich gemacht, daß ihr nie im Leben etwas besser geschmeckt als die Turoshaluska, die sie selbst in einer haushälterischen Anwandlung gewalkt und nach Balogs Anweisung vom Teige gezupft. Wie hatte sie beim Anblick ihrer mehlbestäubten weißen Fingerchen gelacht. Sie wollte ganz und gar eine Schiffersfrau sein. Das Tuch wurde um die Schultern geschlagen an Stelle des kostbaren Pelzes, eine grobe Schürze deckte das Kleid, das war eine allerliebste kleine Maskerade, zu der noch, als es kühler wurde, der rauhe Mantel kam.

Aber die Freude an dem Spiele erlosch und an Stelle der kindlichen Lust tauchte bald genug wieder das bittere Gefühl des Unmuts in dem Mädchenherzen auf. Die Erinnerung an die jüngsten Erfahrungen verdrängte die Erinnerungen an die Kindheit. Es war ein natürlicher Uebergang, denn auch die letzteren waren ja nicht froh, gerade insoweit sie sich an diese Gegend knüpften, welche sie hier vor Augen hatte.

Dort lag Löke. Durch das Gebüsch der Au, an der das Schiff lag, und durch die Bäume des Parkes am andern Ufer schimmerte der eine gelbe Pavillon des Schlosses. Dahinter im Dorfe stand das Haus, wo sie ihre ersten Jahre verlebt. Gestern noch, während der Fahrt, hatte sie mit einer Art Heimweh desselben gedacht und eine stille Freude empfunden, es wiederzusehen und das Damals mit dem Jetzt zu vergleichen. Wie rasch hatte sich dies Wohlgefühl verflüchtigt! Heute war es ihr wie eine thörichte Anwandlung, daß sie dieses Denkmal einstiger Niedrigkeit wiederzusehen verlangte. Mußte ihr, wenn sie den Ort betrat, nicht das Bild des unschuldig verfolgten kleinen Mädchens, das nicht einmal wußte, warum es so unbarmherzig mißhandelt wurde, vor Augen treten, mußte nicht der Hohn neuerdings wie in einem verhundertfachten Echo an ihr Ohr schlagen? Nein, sie hatte kein Heimatsgefühl. Es war nur eine trügerische Wallung gewesen, entsprungen aus einer Erziehung, welche falsche Sentimentalität als das Ideal der Weiblichkeit, ja der Humanität überhaupt anstrebt. Unter dieser dünnen Decke hatte die wahre Empfindung nur geschlummert, jetzt war sie sich derselben wieder bewußt, und selbst der Name „Abneigung“ genügte ihr nicht mehr für dieselbe — es war der Haß, der volle bewußte Haß.

So sann sie in das Abendrot hinaus und sie merkte nicht, wie es allmählich verglomm, so fest haftete ihr Blick daran.

Dann als es allmählich immer dunkler wurde, sich Axtschläge von der Brücke und einzelne Schüsse vernehmen ließen und der

auf Kundschaft ausgegangene Schiffsmann die Nachricht von der Jagd, der Ausbesserung der Brücke und zugleich auch von einer im Dorfe stattfindenden Zigeunermusik brachte, wurden Susannens Gedanken für eine Weile wieder abgelenkt.

Sie gestattete Balog gern, sich zu der Unterhaltung zu begeben, da ja sie selbst mit dem kleinen Bandi zur Bewachung des Schiffes zurückbleibe. Nur machte sie es zur strengsten Bedingung, ihren Aufenthalt niemanden zu verraten. Nach seiner Meinung handelte es sich um einen Scherz und er gab Hand und Schwur bereitwillig dem gnädigen Fräulein, das ihm ja mit einem Worte den Dienst entziehen konnte und schließlich für alles die Verantwortung auf sich nahm.

Gar gern wäre der kleine Bandi mit dem Vater gegangen. Er liebte die Zigeuner so sehr; auch er wollte einer werden, gestand er Susannen ein, damit meinte er ein Musikant. Bei ihm waren die beiden Begriffe untrennbar miteinander vereint, denn nie noch hatte er andere Musikanten gesehen. Leise summte er zuerst ein und das andere Lied vor sich hin, dann rühmte er sich, dasselbe auch spielen zu können und endlich brachte er seine Geige zum Vorschein, auf der er wohl oder übel ein paar einfache Melodieen kratzte.

Mehr um die Ohrenqual los zu werden, als in der Absicht, ihre Kunst mit der seinen zu messen, nahm Susanne ihm das mißhandelte Instrument ab. Als sie dasselbe aber gestimmt und erst zum reinen Tönen gebracht hatte, da stand es auch nicht mehr in ihrer Macht, abzulassen. Der Zauber hatte sie erfaßt und zwang sie, die in die Saiten gebannten Geister zu erlösen.

Sie spielte, was ihre Seele erfüllte.

Zunächst war es ein tiefes unaussprechliches Hinaussehnen in eine unbekannte Welt, doch bald nahm das Ziel eine bestimmtere Gestalt an. Aus den Sternen am Himmel leuchteten zwei besonders hervor; es war ein helles, ruhig strahlendes Augenpaar, das die rohe Menge beherrschte, ob nun Kinder halb unbewußt die Bosheit der Erwachsenen nachahmten oder eine Horde Zigeuner gereizt über Wehrlose herfiel; ein Augenpaar, das so ernst und unwiderstehlich gebieten und doch so mild und mitleidsvoll auf das menschliche Elend blicken konnte. — Elend! Armer Daniel! Wie gern hätte sie ihn gesprochen, etwas für ihn gethan, aber er war nicht zum Bewußtsein gekommen, so lange sie in seiner Nähe geweilt. Da klang auch schon das Lied, das sie so oft von ihm gehört, als er noch selbst die kleine unsichere Hand führte, die den schweren Bogen kaum zu halten vermochte. Es war eine traurige Weise — das Schluchzen eines zerrissenen Herzens.

Die Axtschläge waren verhallt. Kein Schuß ließ sich mehr hören; die Jagd mußte zu Ende sein, die Dämmerung, in welcher der Vogel streicht, war ja längst in tiefe Nacht übergegangen. Noch immer sang die Geige ihre Lieder, aber es waren immer wieder neue, keins kehrte wieder. Die von den Tönen gemalten Bilder wechselten wie die Gefühle. Der kleine Bandi verstand die einen nicht und nicht die andern, aber er wagte sich nicht zu rühren und jeder Nerv in ihm horchte.

Als müßte Susanne auch körperlich den wandelnden Gedanken folgen, hatte sie sich auf ihrem Sitze umgedreht. Nicht mehr Löke lag vor ihr, sondern Bukraház, dort flimmerte ein Fünkchen, das mußte das ewige Licht in der Kirche sein. — In *ihrer* Kirche, an deren Altar sie sich niederwerfen gelernt, den Trost und die Seelenruhe zu erbeten, die sie dort so wenig finden konnte, als anderswo. Wer den

süßen felsenfesten Glauben besäße, wie das glückliche Kind! Gute, fromme Ilka! Möge es ihr wohlergehen! Dort weiter rechts mußte ja der Turm stehen, in dem sie vielleicht schon sanft schlummerte! Gute Nacht!

Jener Turm, in den man die Parias verwies!

Und daneben das Haus, in dem der Uebermut und die Verachtung wohnten! Dies Haus wurde weit wie diese heuchlerische auf ihre Zivilisation pochende Welt und die Welt schrumpfte wieder ein zu der niedrigen, dumpfig engen Hütte des Vorurteils und der Brutalität, auf deren Dach der Haß den Blitzstrahl der Vergeltung herabbeschwor.

Die Töne waren ohnmächtig verstummt. Unwillig über das Instrument, das dem Fluge der Gedanken nicht mehr nachkam, hatte es Susanne in den Schoß sinken lassen. Es sang, es sang — wo es aufschreien, wo es donnern, wo es brüllen hätte sollen! — Rache! Rache! das einzige Wort genügte, und darin lag eine Melodie, die nicht in Noten zu fassen war, die kein irdisches Instrument wiederzugeben vermochte. Das Brausen des Sturmes, der Donner des Himmels, das waren die Orchesterstimmen für die furchtbar erhabene Symphonie.

Glühenden Herzens horchte sie auf dieselben und die Nacht kühlte die Stirne nicht, selbst die Zeit hatte keine Abschnitte mehr.

Das Auge sah unverwandt ins Dunkel hinaus, feurige Linien kreisten in demselben, Flammen zuckten auf und trieben ihr Spiel, wie jener rote Schein, der jetzt so plötzlich aufleuchtet.

Es ist der Mond, der dort im Osten aufgeht.

Wie täuschend! Dort an demselben Flecke steht ja Bukraház. Sogar der Turm hebt sich jetzt deutlich ab von dem erhellten Hintergrunde. Wie wenn ein Brand dort aufginge, sieht es aus.

Gegönnt wär's diesem Hause, ihm würde nur, was es verdient! Die Rache trägt eine Fackel, wozu sonst als sie unter das Strohdach zu stecken, daß Vernichtung von ihr ausgehe! Ein Lachen nur hat der Mißhandelte dafür.

Doch nein, es ist eben nur der aufgehende Mond! —

So fahlrot aber hebt er sich nicht über dem Horizont, so weit geht ihm sein Lichtkreis nicht voran! — Das ist grell beleuchteter Qualm! Und jetzt die jäh himmelhoch aufschießende Flamme!

Entsetzt fährt Susanne empor. Der Traum hat sich verwirklicht und ihr ist, als hätte sie selbst die Fackel geschwungen und den Brand gelegt. Feuer! will sie rufen, aber ihre Lippen versagen den Dienst. Die Stimme ist ihr geraubt und ihre Glieder sind Stein geworden. Sie vermag sich nicht zu regen und bringt keinen Laut hervor, aber die Geige ist zu Boden geglitten und der schrille Ton der zerrissenen Saite weckt den längst entschlummerten Knaben, der mit einem wilden Schrei aufjammert:

„Feuer! Feuer! der Himmel brennt!"

— — — — —

Zur selben Stunde, als Bukraház bereits in hellen Flammen stand, saß dessen Besitzer noch ahnungslos beim Nachttisch in Löke.

Das späte Mahl hatte sich unter lebhaftem Gespräch der vom Glück begünstigt gewesenen Jäger in die Länge gezogen. Sogar Marquis de Savagna war nicht leer ausgegangen, obwohl Graf Arthur sich von der Behauptung nicht abbringen ließ, daß sein Bruder nur großmütig die Schnepfe dem nicht jagdmäßigen Wild untergeschoben habe, das dem Marquis eigentlich zum Opfer gefallen sei. Dieser wehrte sich nach

Kräften gegen die Verleumdung, eine — Fledermaus geschossen zu haben und wurde dabei von dem liebenswürdigen Hausherrn unterstützt, der für den nächsten Tag eine noch reichlichere Ausbeute versprach, wenn sich die Meldung des Jägers bestätigen sollte, daß sich in den Rübenfeldern Trappen gezeigt hätten.

Das sei doch eine Zielscheibe von angemessenerem Umfange, hatte Arthur seinen Scherz fortgesetzt; Rainald bezweifelte, ob es so leicht sein werde, die ungemein scheuen und vorsichtigen Vögel anzupürschen und Andor beriet unterdeß mit Potyondi, ob zur Not nicht soviel Pferde unter den Sattel zu bringen wären, um eine Hetzjagd auf das seltene Wild zu arrangieren, das seiner Schwere wegen lange Strecken läuft, ehe es sich in die Lüfte zu erheben vermag. Er bereute, seinen Reitstall in Wien zurückgelassen zu haben; Adler und der Marquis debattierten über die Bereitungsart des Fleisches, dessen Güte sie sehr verschieden beurteilten und so spielte sich das Gespräch beim perlenden Weine lebhaft von einem Gegenstande zum andern.

Von Arthur ging schließlich der Vorschlag aus, das Gelage aufzuheben und vor dem Spiele noch einen gemeinsamen Besuch in der Dorfschenke abzustatten, wo die Zigeuner, die durchaus ihren Dank abstatten wollten, auf Weisung des Gutsherrn den Bauern zur Feier seiner Heimkehr aufspielen sollten. Adler mußte Vorwürfe darüber hinnehmen, daß er sein Töchterchen nicht mitgebracht und der junge Graf schwur hoch und teuer, daß er nunmehr Geschmack am Csárdás gefunden und seine Uebung darin fortsetzen wolle, selbst wenn er am nächsten Tage des Pfarrers schöne Nichte mit Gewalt von Bukraház entführen und hieher bringen müsse, wogegen Pfarrer Bertalan, der ebenso tapfer sein Glas Wein mitgetrunken, als er emsig und erfolgreich mitgejagt, eifrig Protest einlegte.

Da wäre es ja einfacher gewesen, die Herren hätten sich ihre Tänzerinnen gleich von Wien mitgebracht, spöttelte er in jovialer Weise, die wären doch in allen möglichen National- und andern Tänzen geschult und an die Darstellung derselben wie an das — Entführtwerden gewöhnt. Man wisse schon, wie es die jungen Herren trieben und daß im Theater ihr liebster Aufenthaltsort der h i n t e r den Kulissen sei.

Die derbe Anspielung wurde fröhlich belacht und Andor, wiewohl ein wenig in Verlegenheit gesetzt durch diesen zunächst auf ihn selbst gemünzten Ausfall seines Seelsorgers, versprach der „Damennot" schon am kommenden Tage durch einen kleinen Ausflug nach dem nächsten Nachbargute abzuhelfen, wo ein ganzer Flor ländlicher Blumenknospen im Heranblühen wäre, der zwar Ilka nicht an Holdseligkeit und Lieblichkeit, wohl aber an Gesundheit, Frische, Heiterkeit und Tanzlust gleichkäme.

„Nicht Rosmarin und Tulipan, aber Klatschrosen, ein ganzes Beet voll," kommentierte Rainald lachend die Anweisung seines Neffen und beteuerte, er wolle auch dabei sein. Man müsse wie der Feind einfallen in das Haus und alles rein ausplündern.

Unter solchen Plänen und Verabredungen stand man eben im Begriffe, sich vom Tische zu erheben, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und Diener und Jäger gleichzeitig mit der Meldung hereinstürzten, daß es in Bukraház brenne.

Bestürzt taumelte Potyondi von seinem Stuhle auf.

„Jetzt schon?" stammelte er und einen Moment lang begegneten seine Blicke denen Adlers, neben welchem er gesessen.

Außer diesem hatte aber in dem allgemeinen Tumulte, welcher dem ersten starren Verstummen nach der Schreckensbotschaft folgte, niemand den verräterischen Ausruf beachtet, der dem kreidebleich gewordenen Manne entschlüpft war. Jeder schrie, alle drängten durcheinander zu Thüre und Fenster. Man wollte sich überzeugen; Arthur eilte sogar in das oberste Stockwerk hinauf, um den Feuerschein zu beobachten. Es bedurfte aber seines Rapports nicht mehr, die Thatsache war schon zuvor bestätigt.

Auf Rainald hatte die Nachricht wie ein Blitzschlag gewirkt; er sank betäubt auf seinen Stuhl zurück, doch die Lähmung dauerte nur eine halbe Minute, in der nächsten erhob er sich rasch wie ein Jüngling und eilte ohne Hilfe seines Stockes der Thüre zu. Er war der erste im Hofe und im Stalle, wo er mit eigener Hand die Pferde einschirrte, da sein Kutscher mit den andern Leuten vom Hofe zur Musik gegangen war.

Eine Viertelstunde grenzenloser Verwirrung folgte dem ersten Entsetzen. Alles rannte nach verschiedenen Seiten, jeder wollte an einem andern Ende anfassen und Andor mußte seine ganze Autorität aufwenden, um seine Freunde und Diener zu hindern, daß sie nicht mit dem besten Willen seine eigenen Anordnungen hintertrieben und durchkreuzten.

Vor allem machte er sich selbst daran, mit Hilfe des Jägers und seines Kammerdieners die Feuerspritze aus dem Schuppen zu ziehen und fertig zu machen. Vor einigen Jahren hatte er auch der Dorfgemeinde eine solche zum Geschenk gemacht; dieselbe sollte gleichfalls mit Hilfsmannschaft ausrücken. Potyondi, der schon zu Pferd saß und eben aus dem Thore galoppieren wollte, wurde noch rechtzeitig von Andor angehalten.

„Nach Bukraház,“ lautete die fast klanglose Antwort, auf die Frage, wohin er denn allen voran wolle.

„Dort können Sie als Einzelner doch nicht helfen,“ fiel ihm Andor ins Wort. Er mußte glauben, daß sein sonst in Wollen und Handeln so bestimmt auftretender Verwalter vor Schreck den Kopf verloren habe. Reiten Sie ins Dorf und bieten Sie die Bauern auf; dorthin geht Ihr Weg!“

Potyondi hatte sich nach l i n k s wenden wollen. Nur widerwillig schien er dem Befehle seines Herrn zu gehorchen und sprengte dann wie rasend dem Dorfe zu.

Andor hatte keine Zeit, über dies seltsame Gebahren nachzudenken. Spritze und Leiterwagen mußten bespannt werden, und er war eben im Begriffe, sich mit den Freunden in die Leitung derselben zu teilen, als Lißló und ein Teil des Hofgesindes atemlos auf den Hof gelaufen kam. Aber auch Potyondi sprengte schon wieder die Straße daher.

Die Bauern wollten nicht, Bukraház ginge sie nichts an, die Spritze gehöre für Löke und überdies sei Tanzmusik, man solle sie in Ruhe lassen, es bekümmere sie nichts.

Ohne über dies unheilvolle „Nem bánom!“ das wie eine Illustration seines Ausspruchs kam, Betrachtungen anzustellen, hieß Andor, über diese Meldung empört, den Verwalter vom Pferde steigen. Mit einem einzigen Satze war er selbst auf dem sattellosen, nur zur Not gezäumten Tiere, und preßte dessen Weichen, daß es windschnell mit ihm davonstob und schon binnen wenigen Minuten auf dem Dorfplatze hielt.

Die Bauern hatten den Tanzboden verlassen, aber thatlos standen sie in großen Gruppen und starrten auf den Brand, wie auf ein interessantes Schauspiel, das ihnen geboten wurde und thatsächlich war es auch

nicht ohne großartige grauenerregende Schönheit. Die Flammen auf dem Gipfel der Anhöhe, der angeglühte Rauch, der sich in mächtigen Ballen über denselben hinwälzte und die anscheinend himmelhoch emporsprühenden Garben des brennenden Getreides, einem feurigen Springbrunnen gleichend, rechtfertigten die Beleseneren unter den Zuschauern, wenn sie ihr Schätzchen anstießen, jetzt könne jeder sehen, wie eigentlich der Vesuv aussehe.

Auf das wimmernde Glöckchen aus der Kirche drüben hörte vielleicht nur die ängstlich zusammenrückende Frauenschaar.

Andor riß ihnen gewaltsam die verstopften Gänge zu Herz und Ohren auf.

„Der Wolf kommt dem Wolfe zu Hilfe, aber der Mensch nicht dem Menschen. Hört ihr die Glocke rufen? Wenn ihr die euern anschlagt und die Brüder kommen sollen, euer Hab und Gut aus dem Feuer zu retten, dann werden die in Bukraház eben so taub sein wie ihr heute und sagen: Recht geschieht den Elenden. Sie sind keine Ungarn, — möge ihnen Haus und Scheuer, Kind und Vieh verbrennen!“

Das ungefähr war der Inhalt seiner leidenschaftlichen Rede und mochte es nun mehr der Appell an ihr patriotisches oder menschliches Gefühl sein, sie blieb nicht eindruckslos. Vielleicht war der letzte Hinweis der allerwirkungsvollste, denn dem Landmann steht zumeist Frucht und Vieh weit näher als der Mitmensch, der sich ja selber helfen kann.

Zum Teile war wohl auch des herrischen mißliebigen Verwalters Art Ursache an dem passiven Verhalten der Dorfinsassen gewesen, die sich seit Jahren in einen verbissenen Widerstand gegen ihn hineingearbeitet hatten und ihm grollend vorwarfen, daß er ihnen bereits den Baßgeiger weggenommen und nun auch noch Musik und Tanz vollends stören wolle. Schon als man an des Reiters Stimme erkannt, daß nicht Potyondi wiedergekehrt sei, waren die Gruppen rücksichtsvoll zur Seite gewichen. Gegen Andors Persönlichkeit hatte keiner etwas. Er war immer freundlich und hilfreich, seine Hand stets offen und sein Wort milde. Hatte er nicht selbst die armen Teufel von Zigeuner beschenkt und mit ihrer Musik das Dorf?

Die Erwägung griff Platz. Das mitleidigere weibliche Geschlecht, das zudem mit freundlichem Auge nach dem schönen jungen Herrn schaute, der so herablassend scherzen konnte und so ritterlich auf seinem Rosse saß, nahm Partei und bald war die erst noch so träge Masse von Begeisterung hingerissen. Das ungarische Landvolk hat trotz mancher Spaltung Sinn und Verständnis für das stolze Wesen eines echten Kavaliers. Steckt doch unter jedem Bauernmantel, wenn auch zuweilen noch so tief verkümmert und vergraben, ein Stück wenigstens eines solchen.

Mit Eljenrufen erklärten die Leute ihre Bereitwilligkeit und die Zigeuner spielten einen Tusch dazu, nach dessen Verstummen die wiedererwachten Töne der Sturmglocke nur noch jammervoller und beängstigender klangen.

Der eine Teil machte sich sogleich auf den Weg, während der andere sich vorerst nach dem Gerätshause begab. Ohne die Vorbereitungen abzuwarten, hatte Andor sein Pferd gewendet. Er fürchtete die Vorangeeilten nicht mehr einholen zu können, wie erstaunt war er aber, als er an der Brücke angelangt, dort alles gestaut, in Verwirrung und ratlos fand.

Die Brücke war teilweise abgetragen, mehrere Klafter weit fehlten die Bohlen auf derselben. Es war unmöglich, mit Pferden hinüber zu gelangen.

„Was ist geschehen?“ fragte Andor die in eifrigen Gegenreden sich Ergehenden. Die Antwort blieb in dem Durcheinander unverständlich.

Leichenblaß stand Potyondi vor seinem Herren, mit abwesendem Blicke und die von allen Seiten gegen ihn gerichteten Vorwürfe kaum vernehmend.

„Ich habe,“ erklärte er auf nochmaliges Befragen erst, „die Reparatur in aller Eile vornehmen lassen wollen. Es sollte alles bis morgen fertig sein.“

„Und indessen können Spritzen und Wagen nicht passieren. So legen Sie doch die alten Bohlen auf. Zur Not werden sie wohl halten.“

„Der Zimmermann hat die leidlich brauchbaren mit sich genommen, die ganz morschen aber in den Fluß geworfen. Ich glaubte alles noch diesen Abend herzustellen — wir hätten in die Nacht hinein gearbeitet. Die Leute aber wollten zur Musik — es waren auch keine Bohlen da. — Oh, wenn ich es hätte ahnen können!“

Es war Andor nicht möglich, gegen den sichtlich tief ergriffenen und gequälten Mann, dessen letzter Ausruf beinahe wie ein Verzweiflungsschrei klang, einen Tadel auszusprechen, so unheilvoll ihm auch dieser ungewöhnliche Eifer des sich sonst selten übereilenden Verwalters erscheinen mußte, der schließlich das vorerst nur bis zur Zerstörung gediehene Werk ohne jegliche Vorkehrung gelassen, wie dies kaum dem leichtsinnigsten jungen Burschen zuzutrauen war.

So bemeisterte Andor denn seine peinliche Ueberraschung und forderte einen Teil der Angesammelten auf, sofort nach dem Schlosse zurückzukehren und was an Brettern zu finden sei, herbeizuschaffen, um die Eindeckung der Brücke vorzunehmen.

Doch wie lange mußte das selbst im besten Falle währen! Wie viel unersetzbare Zeit verging damit! Die Helle da drüben wuchs immer höher und mächtiger am Himmel hinan und der mittlerweile wirklich aufgegangene Mond erschien daneben bleich und von dem Rauche immer wieder verschleiert, wie eine matt durch Nebel blickende Dezembersonne.

Selbst die Späne, welche man angezündet hatte, reichten kaum hin, den Platz vor der Brücke notdürftig zu erhellen, dennoch hatten sich schon einzelne daran gemacht, dieselbe zu überschreiten. Das war für Fußgänger auch nicht besonders schwierig, denn die Längsbalken waren so ziemlich breit und der beim Anblicke des darunter hinrauschenden Wassers vom Schwindel Befallene konnte sich an dem stehengebliebenen Geländer halten. Von Eifer und Ungeduld getrieben, waren Arthur, der Marquis und der Pfarrer daran, diesen Pfad zu wandeln, als ihnen allen Rainald zuvorkam. Kein Zaudern vermochte den alten Herrn von diesem für ihn gefährlichen Unternehmen zurückzuhalten. Er hob allen Ernstes den Stock gegen diejenigen, welche seinen Arm ergriffen hatten und machte sich mit einer kraftvollen Bewegung frei. Ihm folgten dann auch sofort alle, und Andor hatte Mühe, einen Teil wenigstens zu der im Stiche gelassenen Spritze zurückzubringen auf deren Hinüberschaffung er nicht verzichten wollte.

Es war auch, als ob ihm ein Wunder zu Hilfe käme.

Während ernst beratschlagt und nach den wohl noch eine Weile nicht zu erwartenden Leuten, die man zurückgeschickt, ausgesehen wurde, kam auf einmal, wie aus der Nacht emportauchend, ein Licht den Fluß herabgeschwommen. Erst als der große, schwerfällige Körper den Weg zwischen den von den Fackeln glücklicherweise beleuchteten Pfeilern hindurch nahm, erkannten die ge=

blendeten Augen, daß es ein Fruchtschiff war, welches hier mit der Strömung dem Lande zusteuerte. Jetzt ließ sich auch die Gestalt eines Weibes wahrnehmen, das am Ruder stand und mit Hilfe eines jungen Burschen sich gegen dasselbe stemmte. Als der letztere den Tauring schleuderte, da waren ein Dutzend eifriger Hände bereit, denselben aufzufangen.

Nachdem Bandi, der davongerannt war, um auf Susannens Geheiß seinen Vater zu holen, von der Brücke wieder mit der Nachricht von dem dort Vorgefallenen zurückkehrte, da war der ersten Bestürzung in des Mädchens Seele schon längst eine die Erstarrung lösende Reaktion gefolgt. Vergessen waren die wilden Traumgebilde eines nur von der Phantasie ausgebrüteten Hasses und der lebhafte Drang zu helfen und Menschenleid zu lindern, war einzig und allein rege in dem jungen, sich selbst verkennenden Herzen.

Ihr scharfer Verstand hatte sofort die Mittel zur Beseitigung wenigstens der nächsten Hindernisse kombiniert und ihr thatkräftiger Wille ließ keine Minute zur Ausführung verstreichen. Was sie that, war nicht ohne Gefahr. Der Fluß konnte das Schiff mit sich reißen, gegen einen Pfeiler schleudern oder vollends entführen. War der Knabe in der Führung auch sicher genug, besonders jetzt zur Nachtzeit, wo selbst die erfahrenen Schiffsleute ihre Fahrt nicht fortzusetzen wagten? Lange Ueberlegung aber war nicht Susannens Sache. Entschlossen gab sie ihre Befehle und der Knabe, der, noch immer unter dem Banne ihres Geigenspieles, ein höheres Wesen in ihr sah, leistete unbedenklich Gehorsam. Vielleicht war es ein Glück, daß die beiden Kinder nicht einmal das ganze Wagnis klar vor Augen hatten; so glitten sie halb ahnungslos an dem Unheil vorüber, das sie zu verschlingen drohte und vor dem vielleicht die Vorsicht der vollen Erkenntnis zurückgebebt wäre.

Susanne bedachte nur das Ziel. Die Absicht wurde auch von den Ueberraschten am Flußrand alsogleich verstanden und mit Jubel begrüßt. In kurzer Zeit lag das Schiff am Ufer.

Auf dem flachen Verdeck des vorderen Verschlags war eben Raum genug für die Spritze. Nur für die Hinaufbeförderung mußte Rat geschaffen werden; aber die Bretter des Leiterwagens, welche zu kurz gewesen waren, um die Brücke zu decken, reichten gerade aus, über den niederen Leinpfad hinweg ein Doppelgeleise zu bilden, auf dem die Spritze hinübergerollt werden konnte; auch der leichte Wagen wurde so an Bord geschafft und saß fest genug rittlings auf dem Firste des schrägen Mitteldaches. Das eine Paar der Pferde wurde nach einiger Mühseligkeit aufs Achterdeck geleitet; weit schwieriger gestaltete sich dies jedoch bei dem zweiten Paare.

Die jungen scheugewordenen Pferde waren auf keine Weise zum Betreten der nachgiebigen Planken zu bewegen, von denen sie das Dröhnen der Hufe jenes schon hinübergebrachten unruhig stampfenden und zudem schon den ganzen Raum einnehmenden Paares zurückschreckte.

„Man muß sie durchs Wasser schwimmen lassen," entschied Andor, welcher bisher alles geleitet hatte und keine Minute durch längeres Zaudern verlieren wollte.

Ein Augenblick des Schweigens trat ein. Hier handelte es sich doch um mehr, als die Pferde zur Schwemme zu reiten. Da niemand Miene machte, das bedenkliche Unternehmen zu wagen und wieder andere verzögernde Vorschläge laut wurden, trat Andor entschlossen selbst an die Pferde heran, um sich hinaufzuschwingen.

Da, beschämt wohl durch die Waghal-

sigkeit seines Herren und in seinem Ehrgeize als ehemaliger Husar gekränkt, erbot sich Lißló zu der Schwimmtour. Er schwang sich rasch aufs Sattelpferd und bat Andor nur, während er selbst mit der Linken in die Mähne griff und die Rechte zum Festhalten des Handpferds brauchte, durch das Leitseil vom Schiff aus die Pferde zum Folgen zu zwingen und ihnen unterwegs helfend die Köpfe über Wasser zu halten.

Der Versuch gelang auch über Erwarten. Die Pferde gehorchten den Beiden und ließen sich die Uferbank hinabtreiben. Einmal im Flusse, schwammen die mutigen Tiere auch, daß es eine Freude war, während zwei Männer, welche zurückgeblieben waren, die Seile zu halten, so rasch als möglich über die Brücke zu kommen trachteten, um möglichst gleichzeitig mit dem langsam quer übertreibenden Schiffe am jenseitigen Ufer anzulangen.

Während der ganzen Zeit war Andor viel zu sehr beschäftigt gewesen, um auf das wackere Schifferweib, welches ihnen so zur rechter Zeit zu Hilfe gekommen, mehr als einen flüchtigen Blick zu werfen. Auch jetzt, wo er vollauf mit den schwimmenden Pferden zu thun hatte und seine ganze Aufmerksamkeit auf sie richtete, stand Susanne unbeachtet hinter ihm. Für das Ruder hatten sich jetzt kräftige Arme gefunden und so konnte sie unbeschäftigt den weiteren Verlauf verfolgen.

Durch das ungebärdig hin- und hertretende Gespann auf dem engen Raume fast unmittelbar an Andor herangedrängt, hielt sie sich still; der flackernde Schein der Späne streifte kaum ihr im tiefen Schatten des weit über die Stirne vorgezogenen Tuches verstecktes Gesicht. Im Drange des Augenblicks, wo jeder für sich einen Platz suchte, hatte auch niemand daran gedacht, sie anzusprechen. Ein jeder hatte seine Aufgabe und war von ihr vollauf in Anspruch genommen.

Die Ueberfahrt dauerte nicht lange, obwohl das Schiff von der Strömung ziemlich weit abwärts getragen wurde. Auf dieser Seite war die Landung aber nicht so leicht, wie an dem gegen die Brücke zu erhöhten Ufer. Sandbänke lagen vor den sumpfigen mit Gebüsch und Rohr bewachsenen Niederungen, welche hier dasselbe bildeten. Eine Strecke weit trieb das Fahrzeug in dem ruhigen Wasser an denselben hin. Mit einemmal aber erhielt es einen Stoß und saß fest. Im selben Augenblicke gellte ein Schrei über das Schiff hin, so schrill, wie ihn nur ein Weib auszustoßen vermag und die Blicke, die sich erschrocken nach der Richtung wandten, woher er kam, sahen dort, wo eben erst Andor gestanden, nur eine leere Stelle noch.

Zu gleicher Zeit als das Schiff aufstieß, mußten Lißlós Pferde auch Grund unter den Hufen gefühlt haben. In ihrer Aufregung und dem stürmischen Verlangen das Ufer zu erreichen, machten sie — eins das andere mit sich reißend — ein paar wilde Sätze nach vorwärts, so daß sie unmittelbar am Hinterteil des Schiffes vorbeikamen. Dies war jedoch geschehen, ehe Andor sich's versah und das Leitseil fahren lassen konnte. Der Riß und die gleichzeitige plötzliche Erschütterung warfen ihn nun mit Gewalt gegen das niedere Geländer vorwärts, das unter seiner Last zerbrach.

Die Splitter krachten und der Körper verschwand in die Tiefe.

Das war der Moment, der Susannen den Schrei des Entsetzens entriß.

Doch war Andor nicht ins Wasser gestürzt. Instinktiv hatte seine freie Linke den Rest des Geländers erfaßt und ihn so, wenn auch nur für Augenblicke vielleicht, schwebend erhalten. Und diese kurze Pause

genügte, um seinen Fall ganz zu verhindern, denn Susanne hatte diesmal nicht die Herrschaft über ihre Gedanken und Muskeln verloren.

In glücklicher Geistesgegenwart hatte sie sich niedergeworfen, die sich anklammernde Hand mit ihren beiden erfaßt und als sich dieselbe zu lösen begann, mit allen, vom eisernen Willen verzehnfachten Kräften festgehalten, indem sie ihren eigenen Körper zum Gegengewichte machte.

Es war nur eine Minute, die sie so ausharren mußte; in der unnatürlichen Anspannung hätte sie aber auch noch weiter Stand gehalten. Die Männer, welche ihr beisprangen, hatten leichte Mühe, die Last heraufzuholen, nur waren sie verwundert, daß Andor ihnen nicht selbst dabei zu Hilfe kam.

Das Rätsel aber löste sich, denn er hatte die Besinnung verloren. Ein weiter Riß im Aermel ließ erraten, daß er mit dem rechten Arm gegen das Geländer geschleudert, durch die Wucht des Falls eine Verletzung erlitten haben mußte.

Die durch den Schmerz erzeugte Betäubung hob sich bald, aber es währte noch eine Weile, ehe sich Andor zu regen vermochte. Verworren tönte die Erzählung des Ereignisses an sein Ohr, die von mehreren gleichzeitig geliefert wurde, während man mit Wasser so verschwenderisch umsprang, daß er beinahe meinen mußte, aus dem Fluß gezogen worden zu sein.

Es bedurfte jedoch nur kurzer Zeit, um ihm die Erinnerung des eigentlichen Anlasses zurückzurufen; die eigene Lage mißachtend und den Schmerz überwältigend, gab er seine Befehle zur unverzüglichen Ausbarkierung und achtete selbst darauf, daß sie auf's Zweckmäßigste ins Werk gesetzt wurde.

Unterdeß saß Susanne still und erschöpft in der kleinen Kammer unten, in die sie sich schwankenden Schrittes hinabgetastet hatte. Erst als sie aus dem Geschrei, dem Lärmen und Fluchen entnahm, daß es endlich gelungen war, die Spritze mit Hilfe der vier vorgespannten Pferde aus dem mit wasserbedeckten weichen Grunde auf festen Boden zu bringen, trat sie wieder hinaus.

Sie hatte da noch einen Gegenstand in der Hand, den sie anfangs unbewußt festgehalten; den sollte Bandi seinem rechtmäßigen Besitzer zurückstellen, ehe derselbe das Schiff verließ. Der Knabe, der sie schon vergeblich gesucht, lief nun, von ihr geschickt, Andor nach, der eben die ans Ufer führende Planke betreten wollte.

In der kleinen braunen Hand blitzte ein aus winzigen Rubinen kunstvoll zusammengefügtes Schwert, das einen smaragdenen Halbmond teilte, auf der Goldfläche eines Manchettenknopfes, der Andor von dem Burschen stumm dargeboten wurde.

Ueberrascht blickte Andor auf das kleine Schmuckstück, dessen Verlust er bisher noch nicht beachtet hatte.

„Er muß mir abgestreift worden sein. Wer hat ihn gefunden?“ fragte er, „du?“

Doch Bandi schüttelte nur den Kopf; verlegen, wie er sich eigentlich ausdrücken solle, deutete er auf die Stufen hin, wo Susanne saß.

Einem plötzlichen Impulse folgend, trat Andor rasch auf sie zu.

„Brave Frau!“ sagte er, „du hast mir vielleicht das Leben gerettet. Besinnungslos, wie ich war, wäre ich untergegangen und der Strom hätte mich fortgerissen. Da, behalte diesen Knopf zum Andenken, und morgen weise dich auf dem Schlosse mit demselben aus. Du sollst keinen Undankbaren in mir finden. Was du auch bitten mögest, dein soll es sein! Jetzt habe ich

nichts bei mir und ich muß fort, aber wir sehen uns wieder."

„Vielleicht!" entgegnete Susanne leise.

Er hörte sie nicht mehr, denn schon eilte er von dannen.

VI.

Welche Szene des Schreckens und der Zerstörung in dem freundlichen Hofe zu Bukraház, der noch vor kaum einer Stunde die trauliche Heimstätte des Friedens und der Ruhe schien! Vielleicht war es eine eben solche Nacht gewesen, als man vor Jahrhunderten das alte feste Haus im Sturme nahm, die wilden Scharen sengend und brennend die eroberte Burg verließen und zuletzt noch die Mauern brachen, die dem verheerenden Elemente Widerstand geleistet. Ebenso mochte der alte Turm scheinbar inmitten der lohenden Glut gestanden haben, umwallt von dichtem Rauchmantel, umflattert von den aus ihren Nestern gescheuchten, kreischenden Dohlen. Und damals wie heute stand er fest wie ein trotziger Riese, während unter ihm alles in Flammen aufging und krachend zusammenstürzte.

Aber unerwarteter als über jene Verteidiger des Rebellennestes, war diesmal über die Insassen des Hofes das Unheil hereingebrochen.

Still träumte die Nacht und alles war, noch ermüdet von der vorangegangenen, frühzeitig zu Bette gegangen, nur der Knecht, dem es oblag, das Hofthor zu schließen, lehnte noch außerhalb desselben und pfiff sich ein Liedchen, denn die Frau hatte ihm aufgetragen, noch eine Weile zu warten, es könnte doch am Ende sein, daß der Herr, statt in Löke drüben zu bleiben, noch am selben Abend heimkehre. Seit Jahren hatte er keine Nacht mehr außer dem Hause zugebracht.

Statt des Gutsherrn auf seinem rasselnden Wägelchen, das man schon von weitem die Straße heranrollen hörte, war aber plötzlich von dem Fußwege her ein anderer später Gast aufgetaucht, den der Knecht in seiner schlichten Jägertracht vorerst gar nicht erkannte. Dann aber ward ein leises Gespräch zwischen beiden geführt, ein Händedruck beschleunigte die Verhandlung und Verschwiegenheit gelobend ließ der Knecht den späten Besuch an sich vorüberschlüpfen. Er lachte nur leise in sich hinein. Was konnte es schaden? Er selbst schlich ja auf gleichen Wegen in mancher stillen Nacht zu des Ortsrichters braunen Juliska. Warum sollten die Herrenleute nicht auch ihre Liebschaften haben? Für die Banknote in seiner Hand konnte er sich eine neue Schemnitzer Pfeife, einen neuen gestickten Tabaksbeutel mit langen Lederfransen kaufen, ein Tuch für sein Liebchen, ein Band in ihren Zopf und noch sonst allerlei. Was ging's ihn weiter an!

Das Thor war geschlossen. Aber was doch die beiden Wolfshunde heute hatten, denen nachts allein die Bewachung des Hofes anvertraut blieb?

„Kusch Mokus, kusch Minka! Heute bleibt ihr an der Kette. Das wäre noch schön, wenn ihr den jungen Herrn anfielet. Da habt ihr, wenn ihr nicht schweigt und in eurem Hause bleiben wollt. Kommt nur heraus, wenn ihr noch eins wollt!"

Und nun war es still und leer im Hofe. Nur die Hunde winselten noch. Niemand sah den eingeschmuggelten Gast in die Thüre des Kastells treten und niemand sieht, wie sich wieder nach einer Weile ein Schatten aus dem Entenpfuhl erhebt, dort wo ehemals der Burggraben lief, längs der Mauer hingleitet und im nächsten Momente gespensterhaft verschwindet.

Eine Kuh brüllt, eine Kette rasselt im

Pferdestall, ein Huhn gluckt verloren im Schlafe, leise knurren die Hunde.

Und jetzt schlagen sie an und bellen wie wütend.

Der Knecht, der schlaftrunken aus dem Stalle taumelt, sie zur Ruhe zu zwingen, starrt in ein aufwallendes Feuermeer.

Auf, auf! Ein Rütteln an allen Thüren, Poltern, Schreien, ein wildes Gewirr, der wahnwitzige Schreck und das sinnlose Beginnen des Entsetzens, bis ein energischer Wille sich Bahn bricht, durch den alles in seinen Wirbel hineinreißenden Wirrwarr und sich Gehorsam erzwingt bei den blind und taub durcheinanderstürzenden Leuten.

Im Anfange schien nur der Getreidespeicher gefährdet; wie dies durch die lokale Luftverdünnung bei solcher Gelegenheit aber häufig der Fall ist, wechselte rasch die Strömung und ein heftiger Windstoß schlug die Flammen und, was noch gefährlicher war, die in die Höhe gewirbelte glühende Frucht dem Hofe zu. Die Ställe waren bedroht, das Vieh mußte mit Gewalt herausgetrieben werden. An eine Rettung des Wohnhauses unter seiner leichten Bedachung war nicht zu denken.

Wiehernd galoppierten die freigelassenen Pferde, die ihre Koppeln zerrissen hatten, auf dem eingezäunten Hotter umher. Die Rinder brüllten und stampften durch den Weinberg, die Schafe allein hatte man nicht aus ihrem Pferch zu bringen vermocht, sie blökten zum Erbarmen; glücklicherweise aber bildete dies lange Gebäude jene Seite des Hofes, die wenigstens vorläufig noch nicht unter dem Winde lag.

Im Schutze desselben, in dem geräumigen Hausgarten, dessen abgezirkelte Beete ganz zertreten waren, lagen und standen denn auch die wenigen, glücklich dem Feuer entrissenen Hausgeräte umher. Hieher hatten sich bald die Mägde geflüchtet, sie drängten sich in ihrer notdürftigen Bekleidung jammernd und händeringend zusammen, während die Knechte noch mit dem Vieh beschäftigt waren.

Jetzt fanden sich denn auch endlich die ersten hilfbereiten Männer aus dem Dorfe ein, die mit ihren abgelegenen Häusern nicht unmittelbarer Gefahr ausgesetzt schienen. Die Mehrzahl der Bauern war unten geblieben und schützte das eigene Strohdach, auf das von Zeit zu Zeit doch auch ein nach entgegengesetzter Richtung stäubender Strich des Funkenregens fiel. Und nicht viel später als diese Hilfsmannschaft trafen auch die aus Löke Herbeigeeilten ein.

So rasch in anbetracht der Umstände auch der Uebergang mit dem Schiffe bewerkstelligt worden war und so sehr man auch, einmal auf festem Lande, die Pferde anfeuerte, hatten doch die Fußgänger einen zu namhaften Vorsprung, als daß sie nicht früher die Unglücksstätte erreicht hätten.

Rüstig und der von Arthur und dem Marquis angebotenen Hilfe nicht bedürftig, war Rainald dahingeeilt und auf der letzten Strecke, dem steilen Fußwege, der vom Dorfe zu seinem Hofe hinaufführte, ließ er seine Begleiter sogar hinter sich, wenngleich dem schweren alten Manne die dicken Tropfen von der tiefgeröteten Stirne rannen, die unbedeckt geblieben war. Die Wirkung, welche das Ereignis auf ihn hervorbrachte, schien ganz das Gegenteil von derjenigen zu sein, welche Potyondi beinahe lähmte. Seit derselbe vom Wagen gestiegen und auf seine eigenen Beine angewiesen war, vermochte er sich kaum vorwärts zu bewegen und doch wollte er nicht zurückbleiben. Er bedurfte immer wieder einer Unterstützung und wenn ihn der Pfarrer nicht unter den Arm gefaßt hätte, wäre er irgendwo auf der Straße zusammengeknickt, denn die wankenden Kniee versagten immer

wieder, so oft er auch, wie von einem furchtbaren inneren Antrieb gepeischt, vorwärts stürmte. Er sprach dabei immer fort, als wäre der sonst ziemlich schweigsame Mann mit einem Schlage in eine Plaudertasche verwandelt worden. Alles mögliche, die thörichtesten, zusammenhanglosesten Dinge kamen über seine Lippen, auch darin Rainald ganz ungleich, der noch nicht eine Silbe gesprochen hatte, als er vor dem Thore seines Hofes anlangte.

An ein Hineinkommen von dieser Seite, dem brennenden Stallgebäude entlang, war nicht zu denken. Fast instinktartig nahm er den Weg durch den Garten nach dem Wohnhause und jetzt, als er zu der Gruppe der klagenden Dirnen kam, klang auch das erste Wort aus seinem Munde, der bisher verstummt gewesen.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er keuchend, und „Margit! Margit!“ schrie er mit Stentorstimme, als seine Blicke die Gesuchte nirgends ersehen hatten.

Er wollte mit Gewalt nach dem Wohnhause dringen, als die Mägde dahin wiesen. Da kam aber auch schon die wackere Frau aus derselben Richtung her. Sie trug mit Lenkas Hilfe eine schwere Kiste, die sie noch zur Not aus dem schon mit Qualm gefüllten Gebäude durch die rückwärtige Thüre herausgeschafft.

Im Nachtkleide mit der verschobenen Haube über den aufgenestelten Haaren, bot sie in dem Momente eben keinen günstigen Anblick; das Auge ihres Mannes aber ruhte auf ihr, als träte ihm hier die liebreizendste Erscheinung in allem Zauber jugendlicher Schönheit entgegen. Schweißtriefend, atemlos stand er da, streckte die Arme nach ihr aus und brachte nichts hervor als:

„Margit!“ Und seine Frau sank ihm an die Brust. Die alten Leute hielten sich innig umschlungen.

„Weil du nur da bist, jetzt wird schon alles gut werden!“ meinte sie.

Er aber schluchzte wie ein Kind und sank völlig kraftlos auf eine alte Küchenbank, welche die Köchin in der Geistesverwirrung des ersten Schrecks als das Wichtigste gerettet.

„Das Vieh ist heraus bis auf die Schafe,“ berichtete Frau Rainald ihrem Ehemann, um ihn zu beruhigen. „Dann war nicht mehr viel Zeit, aber deine Papiere habe ich geborgen und das Silber, und hier in der Kiste — sind deine Pfeifen. Die habe ich auch noch herausgebracht, aber ich bin schon beinahe erstickt. Alles ist verloren — meine ganze Leinwand!“

Die tapfere Frau, welche jäh aus dem Schlafe gerissen, und von dem entsetzlichen Elemente bedroht, doch nicht die Herrschaft über ihre Leute und über sich selbst eingebüßt, mit der Energie eines Mannes in die Verwirrung eingegriffen, alles so gut es ging geordnet, selbst gerettet und sogar die Lieblingspfeifen ihres Gatten nicht vergessen hatte, die fast aufrecht geblieben war und nicht einmal des großen Verlustes an Frucht und Baulichkeiten Erwähnung gethan, war jetzt nahe daran, in Klagen auszubrechen. Ihr war alles verloren mit ihrem Schatz an Leinwand.

„Laß brennen, Margit!“ tröstete sie ihr Mann mit weicher, fast heiser klingender und dabei eigentümlich zitternder Stimme, indeß er ihre arbeitsgewohnte Hand streichelte. „Mag alles verbrennen — nem bánom!“

Wie ganz anders klang diesmal das von Andor verpönte Wort und wie viel milder hätte er es beurteilt, wenn er den zärtlichen alles erläuternden Blick gesehen, mit dem der alte Herr die treue Lebensgefährtin an seine Seite zog und ihre runzlige Wange küßte, während er, als sie schon sorglich ihr Tuch um seinen kahlen Scheitel band,

und ihm noch immer Thränen über die Backen liefen, voll innerer Glückseligkeit seinen Trost murmelnd bekräftigte:

„Nem bánom, Margit — nem bánom!“

Trotz der furchtbaren Erregung war doch niemand von den Umstehenden bei diesem Anblick ungerührt geblieben, nur auf Marquis de Savagna schien sie wenig Eindruck zu machen.

„Eine sehr hübsche Familienszene,“ bemerkte er ironisch gegen Arthur, während er sich das Taschentuch um den Hals schlang. „In einem Melodrama wäre sie jedoch bequemer anzusehen. Wissen Sie, Freund, wer der einzige Vernünftige von uns ist? — Adler. —“

„Ich habe ihn nirgends gesehen.“

„Eben darum. Ich wette, er sitzt ruhig bei einer Tasse Thee und raucht seine Zigarre. Was haben wir nun von unserem Dauerlaufe? Höchstens eine Lungenentzündung. Nützen wir etwas hier? Nein. Wir können eben nur nach Herrn von Rainalds eigener Anschauung der Sachlage ‚brennen lassen‘. Das Schauspiel entbehrt nicht einer gewissen Größe, aber es wiederholt sich allenthalben auf Erden und ist kein Echauffement wert. Ich wollte, ich wäre so klug und kaltblütig gewesen, wie Adler.“

So cynisch das klang, hatte er im ganzen nicht unrecht. Zu helfen war hier nicht. Das stellte sich noch deutlicher heraus, als endlich die Spritze im schnellsten Laufe der Pferde angerasselt kam. Andor, den Arm in einer improvisierten Binde und den über die nassen Kleider geworfenen Schafpelz Lißlós auf den Schultern, stand auf derselben und war bereit, sie selbst zu dirigieren. Das bißchen Wasser, das sich darin befand, war aber sofort in Dampf verwandelt und nützte nur soviel, daß man in die Nähe des Thores gelangen und ein Stück Mauer daneben niederwerfen konnte, wodurch der Weg in den Hof frei wurde. Man konnte nun zwar die Zisterne zur Füllung der Spritze benützen, an eine Dämpfung des Feuers war jedoch mit diesem bald erschöpften Mittel nicht zu denken. Man mußte sich begnügen, den Bau, in welchem der Schafstall untergebracht war, möglichst zu schützen. Bis der Wagen mit der großen Tonne, welcher in Zeiten besonderer Trockenheit Wasser vom Flusse heraufzuholen hatte, wiederkehren konnte, mußte wenigstens eine Viertelstunde und darüber vergehen und das war jedesmal nur ein Tropfen in ein Glutmeer. Bei diesen Umständen blieb es von wenig Belang, ob die zweite Spritze früher oder später eintraf, da schon die erste feiern mußte.

Fast gleichzeitig mit dieser hatten auch Potyondi und sein Begleiter die Anhöhe erreicht. Wohl schwebte ihm eine Frage auf den Lippen, aber blaß und zitternd schlossen sie sich immer wieder, die Angst und quälende Unruhe jedoch leuchteten aus seinen suchend umherirrenden Augen. Das Mühlwerk seines Mundes schien mit einemmal gestockt und mit einer inneren Hast, der die Beine nicht entsprechen wollten, trieb es ihn von einer Gruppe zur andern.

Aber auch der kleine Pfarrer, der anfangs die beste Absicht gehabt, sich an irgend einem Rettungswerke zu beteiligen und nirgends die Stelle fand, wo er angreifen konnte, begann, nachdem er seinen tröstlichen Zuspruch an den vom Unglücke getroffenen Gutsherrn gerichtet, seine Nichte zu vermissen.

Er fragte nach Ilka. Die Frage ging von Mund zu Mund; sie rief furchtbare Bestürzung hervor. Niemand wußte von ihr. Als das Feuer ausbrach, war sie schon im Kastelle gewesen. Dort mußte sie noch sein. Und jetzt erinnerte man sich auch, den

Schaffner nirgends gesehen zu haben. Die schreckliche Gewißheit drängte sich jedem urplötzlich auf, daß die im Turme durch das Feuer selbst abgeschnitten waren.

Bis jetzt hatte jeder, mit sich allein und dem Nächstliegenden beschäftigt, keinen Gedanken für andere gehabt, die eben nur das allgemeine Schicksal teilten, auf sich selbst angewiesen zu sein. Nunmehr aber richteten sich alle Augen auf den Turm. Ein Schreckensschrei durchzitterte die Luft. Das alte Gemäuer, nur ab und zu durch Rauch und Flammen sichtbar auf seinem unzugänglichen Vorsprunge, stand noch unversehrt. Die Flammen lohten nach der entgegengesetzten Seite, einzig und allein das Storchennest auf der Spitze hatte Feuer gefangen und brannte nun da oben wie eine Signalleuchte, die Not kundzuthun und schleunige Hilfe herbeizurufen.

Ja, da war es hohe Zeit, Rettung zu bringen.

Es hatte sich schnell eine kleine Schar zusammengethan, welcher sich in anbetracht des Interesses, das ihm die hübsche Tänzerin am vergangenen Abende eingeflößt, selbst Marquis de Savagna anschloß. Eine Art Kriegsrat führte zu keinem befriedigenden Resultate. Durch die Tenne und den in vollem Brande stehenden Speicher, der immer neue Feuermassen gegen den Himmel spie, einzudringen, war eine absolute Unmöglichkeit, ebenso schien der Zugang von der Kellerseite aus geschlossen; denn selbst wenn man die dicke Mauer dort durchbrochen hatte, blieb noch immer der kleine Hof zu durchschreiten, was bei der furchtbaren Hitze, die dort herrschen mochte, vielleicht gar nicht gewagt werden konnte, im besten Falle mußte eine kostbare Zeit über die Eröffnung des alten felsenfesten Mauerwerks vergehen.

Andors Stimme entschied. Durch die von Gruppe zu Gruppe weitergetragenen Namen der im Turme Eingeschlossenen aufgeschreckt, war auch er von seinem Posten, an dem er nicht viel nützen konnte, herbeigeeilt. Wenn von irgendwo zu den Bedrohten zu gelangen war, konnte dies nur von der dem Feuer abgekehrten Seite her geschehen.

„An dem Felsen des Absturzes müssen wir hinauf.“

„Er ist zu steil. Kein Pfad führt dort. Wir können keine Stufen einhauen!“ lauteten die Einwürfe.

„Ich weiß es. Aber mit Leitern können wir versuchen, hinauf zu gelangen. Ins Dorf und ein jeder bringe, was er Brauchbares finden kann!“

Sein Ruf setzte die Schar in eiligste Bewegung. Um die Wette stürmten sie den Fußweg hinab.

Ein willkommener Zufall fügte es, daß eben, als sie unten anlangte, auch die Spritze und zwei Wagen durch das Dorf kamen. Es waren die Bauern von Löke, die mit den inzwischen herbeigeschafften Brettern die Brücke zur Not hergestellt hatten. Sie führten auch die großen Feuerhaken und Leitern mit, welche, gleichfalls ein Geschenk Andors, nun ihre erste Probe bestehen und ihre Verwendbarkeit erweisen sollten.

„Schiebt eine über die andere und fügt zwei, drei zusammen!“ befahl Andor.

Man versuchte es, aber es genügte nicht. Für ein Haus hätten sie gereicht, vielleicht sogar für ein Kirchendach, nicht für den Felsen, der die Sicherheit der alten Burg gebildet. Pfarrer Bertalan, welcher, kaum daß die schwankende Leiter angelegt war, sich nicht abhalten ließ, der erste die Sprossen zu ersteigen, mußte zweimal unverrichteter Sache zurückkehren.

Auch die aus dem Dorfe zusammengebrachten Leitern konnten weiterhin nicht mehr aufgeschnürt werden, denn durch die

nun nötig gewordene schrägere Stellung bogen sie sich so stark, daß sie trotz der untergeschobenen Stützen unbedingt unter der Last eines Menschen hätten brechen müssen. Bloß mit Gewalt war der Pfarrer an dem nur ihm selbst verderbendrohenden Wagestück zu verhindern.

Kein Rat und dabei das Feuer, welches schon das Turmdach ergriffen hatte, in unaufhaltbarem Weiterschreiten! Die mit ihrer Spritze Angelangten wollten die Nähe des Wassers nicht ungenützt lassen und lenkten in gedankenlosem Eifer den Strahl nach dem Turme, dessen Fuß er nicht einmal erreichte, dadurch aber den an den Leitern Beschäftigten ihre Versuche noch erschwerte.

Da erschollen plötzlich von den Dächern der Häuser, auf deren Strohfirsten ihre Eigentümer ritten, um jeden fliegenden Funken sogleich auszugießen, einzelne Rufe:

„Sie kommen! Sie kommen herab!"

Aller Blicke richteten sich aufwärts und von dem Fenster, das von Zeit zu Zeit durch die Rauchwolken sichtbar geworden, und an welchem man, seit der Schein des Feuers auf diese bisher beschattete Seite gleichfalls herüberschlug, auch Gestalten zu erkennen vermeinte, deren Stimme in dem allgemeinen Geschrei natürlich nicht vernehmbar sein konnten, von diesem obersten Fenster im Turm kam langsam ein ziemlich umfangreicher dunkler Ballen herabgeschwebt. Erst als man Bewegung auf demselben wahrnahm, brach sich auch bei den Nichteinheimischen das Verständnis Bahn und fast endloser Jubel begrüßte den großen braunen Korb, der sich immer tiefer und tiefer senkte.

Für alltäglich nur zur Bequemlichkeit des Turmwärters und wohl auch zur Beförderung von Heu, Mehlsäcken, Brennmaterial und dergl. hergestellt, trug diese einfache Aufzugsvorrichtung diesmal eine ungewöhnlich kostbare Last, — zwei Menschen, deren Leben gerettet war.

Man hatte erwartet, Ilka aus dem von dreißig ausgestreckten Armen empfangenen Korbe zu heben, und kaum gelang es dem Pfarrer, sich durch das dichte Gedränge vorzuschieben; erstaunt sah man aber nicht den greisen Schaffner, sondern einen jungen Mann neben dem halb bewußtlos zusammengekauerten Mädchen stehen, und mit eilfertigem Satze dem luftigen Vehikel entsteigen, sobald dasselbe den Boden berührt.

„Wie, Herr Oberlieutnant, Sie sind es?" rief der Marquis, dem so unerwartet Erschienenen die Hände entgegenstreckend. „Kommen Sie vom Himmel?"

„Teufel auch! Eher aus der Hölle! Ich bin erstickt und gebraten. An diese Luftfahrt werde ich denken lebenslang."

Alle waren durch Jenös Anblick so sehr überrascht, daß man anfangs des Mädchens ganz vergaß und dem Geretteten erst nach und nach Beglückwünschungen entgegenbrachte, nur einer in der Menge empfand keine Verwunderung und verlangte keine Lösung des Rätsels. Mit schlotternden Knieen und mit Zähnen, die wie im Froste klapperten, ohne daß sich noch ein Laut zwischen ihnen hervorzuringen vermochte, war Potyondi auf dem kleinen Platze gestanden, alle die getroffenen Vorkehrungen und Versuche mit hervorquellenden Augen verfolgend. Jetzt, da er seinen Sohn gesehen, dessen Stimme gehört, kam ein seltsames schrilles Kichern über seine Lippen und unmittelbar darauf taumelte er und schlug mit dumpfem Stöhnen zu Boden.

„Den Verwalter hat der Schlag getroffen!" riefen einige der Umstehenden.

„Helfen Sie Ihrem Vater!" sagte der Marquis.

Jenö aber teilte seine Bestürzung nicht.

„Bah, ich lebe ja," entgegnete er zwar

lebhaft aber ziemlich ruhigen Gemüts. Der Schreck hat den Alten nur ein wenig angegriffen. Ein Strahl aus der Spritze, da hat sie doch etwas zu thun.

Und ohne Uebereilung trat er zu dem Zusammengebrochenen, den die Nächststehenden aufzurichten bemüht waren.

Der kleine Auftritt, in dessen engen Rahmen sich doch die ganze grauenhafte Verödung des Gemütes, die in einer Menschenbrust eintreten kann, kundgab, hatte nur wenige Zeugen gehabt, denn die Aufmerksamkeit der andern war, nachdem sich alles dem ersten Eindrucke der fast wunderbaren Erscheinung der Geretteten einige Minuten lang hingegeben, wieder auf den Turm und seine Bewohner gerichtet. Der Korb mußte doch durch Menschenhände herabgelassen worden sein, aber er erhob sich nicht wieder. Was war es mit Erdös und dessen taubem Bruder?

Selbst Andor forschte einzig nach ihnen. Beim Anblicke Ilkas war er nicht in dieselbe laute Freude wie alle übrigen ausgebrochen, ja nicht einmal mitleidig an das beinahe bewußtlose Mädchen herangetreten. Jetzt schien er nur Gedanken für die beiden Alten zu haben.

„Wir müssen dennoch hinaufzukommen suchen," bestimmte er, nachdem man eine Weile gewartet hatte und die emporgesandten Rufe unerwidert blieben. „Vielleicht hat sie der Rauch betäubt."

„Bewahre!" berichtigte Jenö, wieder herantretend, diese Meinung. „Die beiden Narren streiten sich nur, wer herabfahren soll, denn einer muß schließlich doch oben bleiben und dem andern den etwas heißen Liebesdienst erweisen."

„Das hättest — du übernehmen können," entgegnete Andor, der nur einen finstern Blick für den Sprecher hatte, mit Härte.

„Du scherzest." Ein Achselzucken begleitete die Entgegnung.

An seiner Stelle sprang Arthur in den Korb.

„Was thust du!" rief Andor bestürzt. „Du willst doch nicht — ?"

„Auffahren, natürlich!" fiel jedoch sein Bruder lebhaft ein. „Das ist der kürzeste Weg zur Lösung des Problems und sagt mir als Turner gerade zu. — Oder versuchtest du es nicht, wenn du deinen Arm brauchen könntest?" fügte er bei und schlug dabei alle Einwendungen nieder. „Wir werden doch das alte treue Paar nicht im Stiche lassen? Auf!"

Nun gab es auch ein allgemeines Schreien, aus dem niemand klug werden hätte können, bis Andor Ruhe gebot und dann mit mehreren andern gleichzeitig und langsam accentuiert die Aufforderung emporrief, das Seil anzuziehen.

Eine Weile schien es noch, als ob da oben niemand mehr in der Lage wäre, Folge zu leisten, dann aber begann sich doch das Seil anzuspannen und der Korb allmählich zu heben. Wie ein Luftschiffer schwenkte Arthur seinen Hut im Aufsteigen.

Aber seinem Ruf antwortete kein anderer. Diesmal schwieg alles in dumpfer Beklemmung.

Und sie hielt lange alle Gemüter bedrückt. Die Minuten dehnten sich endlos in dieser fürchterlichen Spannung, während welcher einzelne Ausrufe laut wurden und einer dem andern seine Bemerkungen nur eilig und gedämpft mitteilte, als könnte jeder laute Schall das trotzig unter seiner Feuerkrone dastehende alte Mauerwerk erschüttern, an dem die Augen in quälender Erwartung hingen.

(Fortsetzung folgt.)



„Einst.“ Von Eduard Grützner.

Si Sliman ben Hamsa und die Uled Sidi Schich.

Von

Gerhard Rohlfs.

Mehr als je tritt der Norden Afrikas wieder in den Vordergrund. Frankreich hat, trotzdem es soeben im Begriffe steht, Tunesien einzuverleiben, Algerien bis jetzt noch nicht unterwerfen können. Erstaunlich, wenn man bedenkt, daß diese Kolonie an den Thoren des Mutterlandes gelegen ist! Trotz eines fünfzigjährigen Besitzes brachen noch alljährlich Revolten in Algerien aus. Einzel- und Massenmorde aus Rassenhaß und Fanatismus sind an der Tagesordnung. Humanitätsschwindel seitens der Pariser Regierung war bislang der Hauptgrund für diese anormalen Zustände. Die Eingebornen von Algerien sind nie entwaffnet worden, deshalb kostete jeder Aufruhr um so mehr Blut. Man wagte nicht den Eingebornen zu befehlen, europäische Kleidung zu tragen (Peter der Große handelte weiser in dieser Beziehung, ebenso die türkische Regierung), weshalb nicht einmal eine äußerliche Verschmelzung zwischen Europäern und Eingebornen erfolgte. Im Gegenteil, Frankreich uniformierte einen großen Teil seiner algerinischen Truppen mit orientalischer Kleidung[1]), welche vielleicht malerisch wirkt, aber durchaus unpraktisch ist. Man wagte in Frankreich nicht, den Eingebornen zu befehlen, ihre religiösen Gebote den weltlichen Gesetzen unterzuordnen. In der Hauptstadt Algier, in den großen Städten Oran und Constantine gibt es heute noch Tausende, welche vielweibrig sind. Die Sklaverei herrscht noch im Süden von Algerien, und der Sklavenhandel ist in den französischen Oasen nie unterdrückt worden. Wir könnten das Sündenregister der Pariser Regierung noch um ein Bedeutendes verlängern; aber wozu würde es nützen?

Ein Telegramm, welches die Zeitungen[2]) melden, gibt Veranlassung zu folgenden Zeilen, welche eine Episode aus meinen ersten Reisen enthalten. Das Telegramm lautet:

„Oberst Negrier demolierte das Grabmal des Sidi Schich, respektierte aber die Ueberreste dieses Heiligen. Dieselben wurden mit militärischen Ehren in die Moschee zu Geryville übergeführt." Wenige Deutsche werden das Grabmal Sidi Schichs besucht haben. Wer war Sidi Schich? Wo liegt das Grabmal? Wer sind die Uled Sidi Schich?

Es war im Frühjahr 1863, als ich matt und müde die französischen Oasen durchzog, die so reizend gelegenen Orte Ain-Sfra, Tiut und Schellala durchpilgerte, und dicht bei Geryville angekommen, die großen Duar[1]) der Uled[2]) Sidi Schich erreichte. Ich war damals in ärmlichster Pilgertracht, verkleideter Muselman. Diese religiöse Maske hatte indes nicht verhindert, daß erst vor wenigen Monden in der marokkanischen Vorwüste Raubritter mich im Schlafe überfallen, und neunmal verwundet als ermordet in der Wildnis hatten liegen lassen. Daher meine Schwäche. Und nicht nur zerlumpt, sondern auch schmutzig kam ich daher. Woher hätte ich Seife nehmen sollen, um meine ärmlichen Kleidungsstücke zu waschen. Aber ich hatte die französische Grenze überschritten, und war von dem Augenblick in relativer Sicherheit für mein Leben.

Der Anblick der großen Herden, die schönen Zelte der Uled Sidi Schich machten einen wohlthuenden Eindruck. Kein Araberstamm ist mächtiger, reicher an Besitz und einflußreicher als die Uled Sidi Schich. Keiner, abgesehen von den Schürfa[3]), die aber keine zusammengehörigen Tribe bilden, ist so vornehm. Die Uled Sidi Schich rühmen sich von Sidna Abu Bekr zu stammen, dem Schwiegervater Mohammeds, welcher auch als erster Kalif dessen Nachfolger war. Man teilt sie in zwei große Fraktionen, die östlichen und westlichen. Erstere sind nach offiziellen Angaben 17600 (im Jahre 1848) Köpfe stark, so daß man die Zahl der beiden jetzt auf 40000 Seelen schätzen darf.

Die Uled Sidi Schich haben sich ziemlich rein von der Vermischung mit Negerblut gehalten, namentlich die geringeren Familien. Sie haben daher durchgehends helle Hautfarbe, und besser den arabischen Typ bewahrt, als die vielen andern Stämme Nordafrikas. Alle leben unter dem Zelte und nur im Winter verbringen die

[1]) Die Regimenter der Zuaven, Tirailleurs indigènes und Spahis.
[2]) Nord. Allg. Zeit. Nr. 399.

[1]) Duar heißt Zeltdorf.
[2]) Uled heißt die Söhne oder Nachkommen.
[3]) Schürfa ist pl. von Scherif d. h. Abkömmling Mohammeds, eigentlich heißt Scherif der Adlige.

vornehmsten Familien in Häusern, welche sie in Abiod Sidi Schich, Schellala, Beresina oder andern Ksors [1]) besitzen. Ihr Gebiet, das sie seit undenklichen Zeiten inne haben, liegt zwischen dem 32° und 34° n. B. und dem 1° und 4° w. L. v. Paris. Ein Teil von ihnen befindet sich deshalb auf marokkanischem Boden. In diesem für eine Bevölkerung von 40—50000 Seelen gewiß ausreichenden Raum nomadisieren die Uled Sidi Schich. Aber nur in diesem.

Abgesehen von dem Kalifen Abu Beko betrachten sie als ihren Stammvater die Persönlichkeit, schlechtweg Schich genannt, dessen Grab in Abiod war und sich jetzt in Geryville befindet.

Vor einem großen Zelte, größer als alle übrigen, blieb ich stehen und rief einem jungen Mädchen, wie ich nachher erfuhr, der Tochter des Zeltes, mein „Dif al Lah", d. h. „ein Gast Gottes" kommt, zu. Freundlich reichte sie mir sodann aus einem Krug Wasser, einen Labetrunk. Nach dem entsetzlichen Marsch — von früh morgens hatte ich mich weiter geschleppt, ohne zu essen und zu trinken — ein wahrer Göttertrank. Und während sie mich sodann nach der cheima el Diaf [2]) führen wollte, rief mir aus dem Zelt eine Stimme zu: „Woher des Weges, komme doch näher!" — „Von Tafilet vom Rharb," [3]) erwiderte ich. Es war der Kaid Dzedid ben Naimi, der mich gerufen hatte. Dadurch daß ich sein Zelt betreten hatte, war ich nun sein spezieller Gast geworden. Und rühmend muß ich hervorheben, daß ich in ihm einen Mann von wirklich adligen Gesinnungen kennen lernte, einen Mann, welcher sich bewußt war, von großem Zelte [4]) zu sein, die Verpflichtungen, die damit verknüpft sind, in vollstem Maße ausübte. Seine Gastfreundschaft, welche Kaid Dzedid ben Naimi mir erwies, war großartig, und obschon er ahnen mußte, wessen Menschenkind ich sei, vermied er die Frage nach meinem Herkommen. Ich schlief in seinem Zelt und erreichte andern Tags Geryville, wo ich den Chef der Uled Sidi Schich, namens Si Sliman ben Hamsa antraf.

[1]) Ksor, Dorf oder Ort aus festen Gebäuden bestehend; der eigentliche Singular heißt Gasr.

[2]) Fremdenzelt, welches in keinem größern Duar fehlt.

[3]) Rharb ist Marokko.

[4]) Wie man bei uns sagt: „er ist von einem großen Hause", sagt man bei den Arabern: „er ist von großem Zelte".

Si Sliman ben Hamsa, ein noch junger Mann, war erst seit einem Jahre als Baschagha [1]) seinem Bruder Bu-Bekr, welcher für Frankreich gegen die Schaamba gefochten und gefallen war, gefolgt. Vor Bu-Bekr herrschte über die Uled Sidi Schich deren Vater, der berühmte Sidi Hamsa, der mehrere Male revoltierte, stets aber begnadigt wurde, und aus Haß gegen den Emir Abd-el Kader [2]) ein dauerndes Bündnis mit Frankreich schloß. Er unterwarf sich vollkommen, wurde in seiner Würde als Schich der Uled Sidi Schich bestätigt und erhielt ein hohes Gehalt. Auf Si Sliman glaubten die Franzosen felsenfest bauen zu dürfen. War doch sein Vater in den letzten Jahren stets der Regierung treu gewesen; war doch sein Bruder für die Sache der Franzosen gefallen.

Nach einem längern Aufenthalte im Militärhospital von Geryville aufs freundlichste von den Franzosen behandelt, kehrte ich über Oran nach Algier zurück, verlebte dort den Sommer und pilgerte, obschon immer noch mit offnen Wunden — mein linker Oberarm war beim Ueberfall zerschmettert worden — zu Fuße über el-Aghouat nach Abiod Sidi Schich. Ich hatte wieder die mohammedanische Tracht, ihre Religion, ihre Sitten angenommen. Es war das unumgänglich notwendig, um meine Reise nach Tuat ausführen zu können.

So war ich denn zum zweitenmal bei den Uled Sidi Schich, und zwar im Orte, wo das Grabmal ihres Vorfahren errichtet ist, oder vielmehr war, in Abiod.

Abiod Sidi Schich besteht aus zwei größern und zwei kleinern Orten, die dicht beieinander liegen. Von Gärten ist kaum eine Spur, da das Wasser spärlich ist; nur wenige 100 Palmen beleben die Szene etwas. Die Umgegend ist flach und steinigt, nach dem Süden zu erstreckt sich die endlose Sandwüste, nach dem Norden zu sieht man die Gebirgszüge von Arba, welche

[1]) Baschagha, etwa Provinzialgouverneur, d. h. hier in Bezug auf die Uled Sidi Schich.

[2]) Abd-el Kader ist weder von vornehmer Abkunft, noch stammte er gar von Mohammed. Mit keinem der Uled Sidi Schich konnte sich daher der spätere Emir messen, hinsichtlich seiner Herkunft. Daher blickten die Uled Sidi Schich und viele vornehme Stämme stets mit einer gewissen Verachtung auf Abd-el Kader. Auch die Schiuch des berühmten Heiligtums Ain-Madhi wollten nichts mit dem Emir zu thun haben. Zu einem solchen, sowie zu einem vornehmen Manne, machten ihn die Franzosen.

aus mehreren Parallelketten bestehend, auf der Südseite den speziellen Namen Taferheil führen. Im Gebirge selbst befindet sich ein bemerkenswerther Fels, Keberfada mit rohen Bildern und libyschen Schriftzügen bedeckt. Das Heiligtum selbst, eine Kubba im gewöhnlichsten Stil, welches das Grab des Schichs birgt, befindet oder befand sich neben drei kleinern andern Domen in unmittelbarer Nähe der Ortschaften. Wer einmal in Nordafrika einen derartigen Grabdom gesehen hat, hat sie alle gesehen. Sie gleichen sich wie ein Ei dem anderen.

Si Sliman ben Hamsa kam am selben Abend nach Abiod wie ich. Mit einem Empfehlungsschreiben von General Yussuf, sowie vom Kommandanten von Geryville, Herrn Buring, versehen, präsentierte ich mich bei ihm. Seine franzosenfeindliche Gesinnung konnte er aber doch nicht ganz verbergen, denn er meinte, daß ich als „Öldj“[1]) nicht nötig gehabt habe, ihm Empfehlungsbriefe von christlichen Offizieren zu bringen. Er plante schon damals offenbar die Revolte, die unmittelbar nach meinem Fortgehen ausbrach und die so manchem tapfern Franzosen das Leben kosten sollte.

Indes wurde ich freundlich, äußerlich wenigstens, von ihm aufgenommen und bei Si Kadur ben Naimi, dem Sohne des vorhin erwähnten Kaids einquartiert, der ein Vetter von Si Sliman war, einem jungen Mann von kaum 20 Jahren, aber schon verheiratet und Vater. Derselbe bewohnte um die Zeit ein Haus in Abiod, in dem mir zwei elende Zimmer eingeräumt wurden, wie denn überhaupt alle Wohnungen jeder Einrichtungen ermangelten.

Si Sliman lernte ich als einen echten Araber kennen. Er war bigott, prahlerisch, geizig, aber um zu glänzen, häufig freigebig, wortbrüchig im höchsten Grad, grausam und hochmütig, auf seine Religion und Abstammung pochend. Alle Eigenschaften, nur noch im höhern Grade entwickelt, besaß sein junger Vetter, bei dem ich wohnte. Si Sliman selbst hatte sein großes Zelt aufschlagen lassen, welches wie alle Zelte der Uled Sidi Schich, sich durch drei prachtvolle Büschel Straußenfedern auszeichnete, welche die höchste Spitze des luftigen Hauses schmückten.

Längere Zeit verweilte ich in Abiod und hatte so eines Tags auch Gelegenheit, einer Falkenjagd, von Si Sliman ben Hamsa eingeladen, beizuwohnen. Wir waren alle beritten — Kadur ben Naimi hatte mir sein Pferd geliehen — und gefolgt von jungen Araberburschen, welche auf ihren behandschuhten Händen die mit Kappen versehenen Stoßvögel trugen. Es wurden auch einige Hasen und Rebhühner erlegt. Aber da mit der Jagd ein unvernünftiges Rennen verknüpft war — ich konnte mein Pferd nicht regieren, da ich meinen linken Arm noch immer in der Binde trug und mein rechtes Bein, in Folge einer Schußwunde, stark schmerzte — machte mir die Jagd wenig Spaß. Aber Si Sliman schien, da er sah, ich konnte mein Pferd nicht meistern, erst recht Gefallen daran zu finden. Und schließlich artete die Falkenjagd in ein Wettrennen aus. Aber seine geheime Absicht mich vom Pferde zu bringen, erreichte er doch nicht, trotzdem der Hengst zweimal mit mir durchging.

Glücklicherweise traten für mich andre Umstände ein, welche bewirkten, daß ich nicht die Hilfe Si Slimans und der Uled Sidi Schich zu meiner Reise nach Tuat in Anspruch zu nehmen brauchte. Ich verließ bald darauf Abiod Sidi Schich und kehrte über Oran nach Marokko zurück. Als ich dann den Atlas überstiegen und Tuat erreicht hatte, hörte ich von dem Aufstand der Uled Sidi Schich. Si Sliman ben Hamsa und Si Kadur ben Naimi (Hamsa) haben sich seit der Zeit der französischen Regierung nicht wieder unterworfen, aber ebensowenig wie sie sich je mit Abd-el Kader verbündet haben, ebensowenig werden sie sich mit Bu Amema verbünden, dazu sind sie zu vornehm.
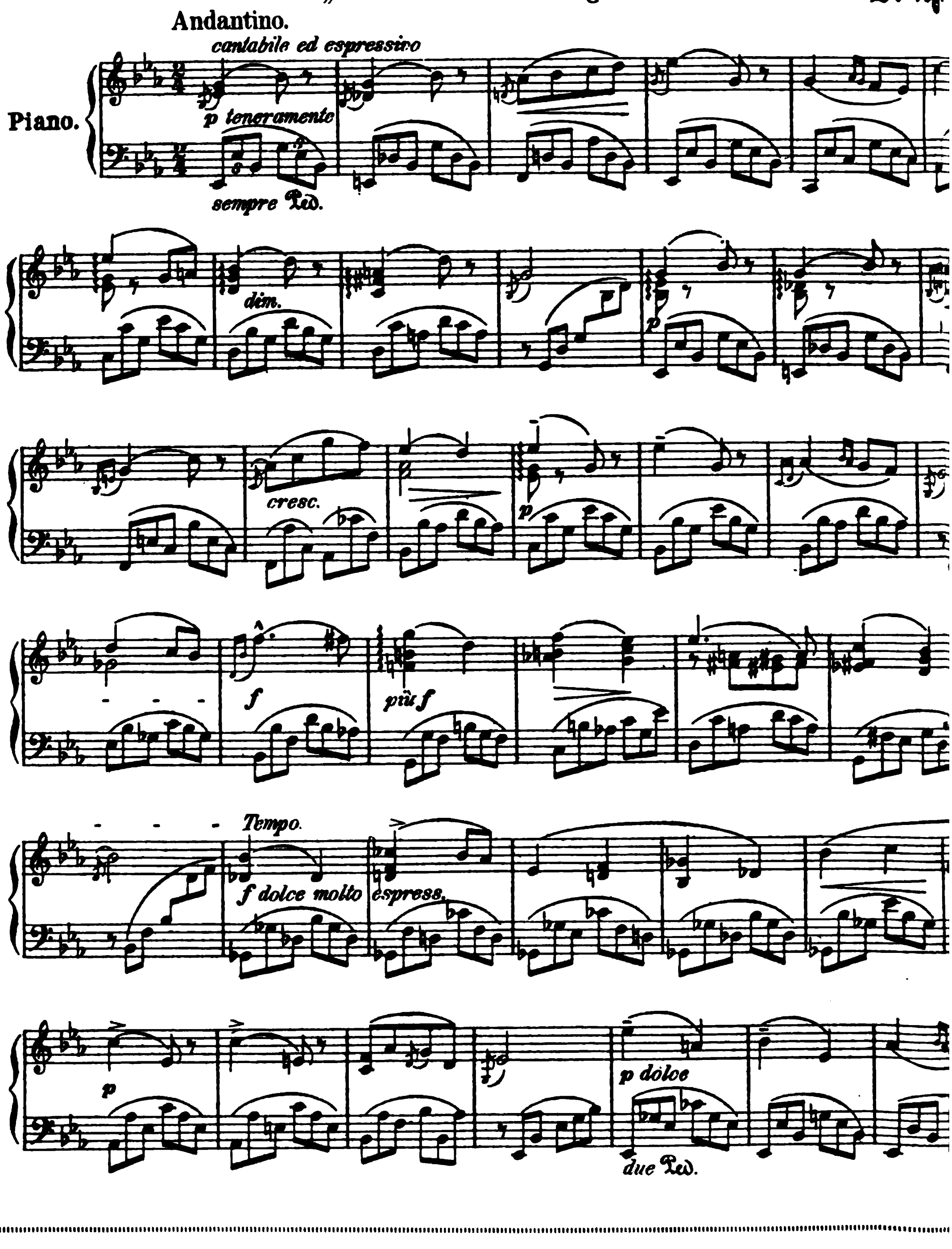
Wenn aber französische Humanitätsduseler dem tapfern Oberst Negrier Vorwürfe ob der Zerstörung des Grabmals des Schich in Abiod machen, so mögen sie sich beruhigen. Und namentlich die die algerischen Zustände durch eine Pariser Brille betrachtenden Korrespondenten des Temps werden es erleben: Si Sliman und Si Kadur ben Hamsa werden auch trotz der Zerstörung des Grabes ihres Ahnen sich unterwerfen, sie werden Pardon und das Grand Croix de la légion d'honneur, sowie eine hohe Pension erhalten und dann — werden sie abermals revoltieren! Das ist es ja aber auch gerade, was Frankreich wünscht. Frankreich liebt Algier der konstitutionellen Revolten wegen: La revolte c'est la mère de la gloire!!

---

[1]) Öldj heißen die zum Islam übergetretenen Christen, es ist mit dem Worte aber ein erniedrigender Sinn verbunden und heißt eigentlich Christensklav.
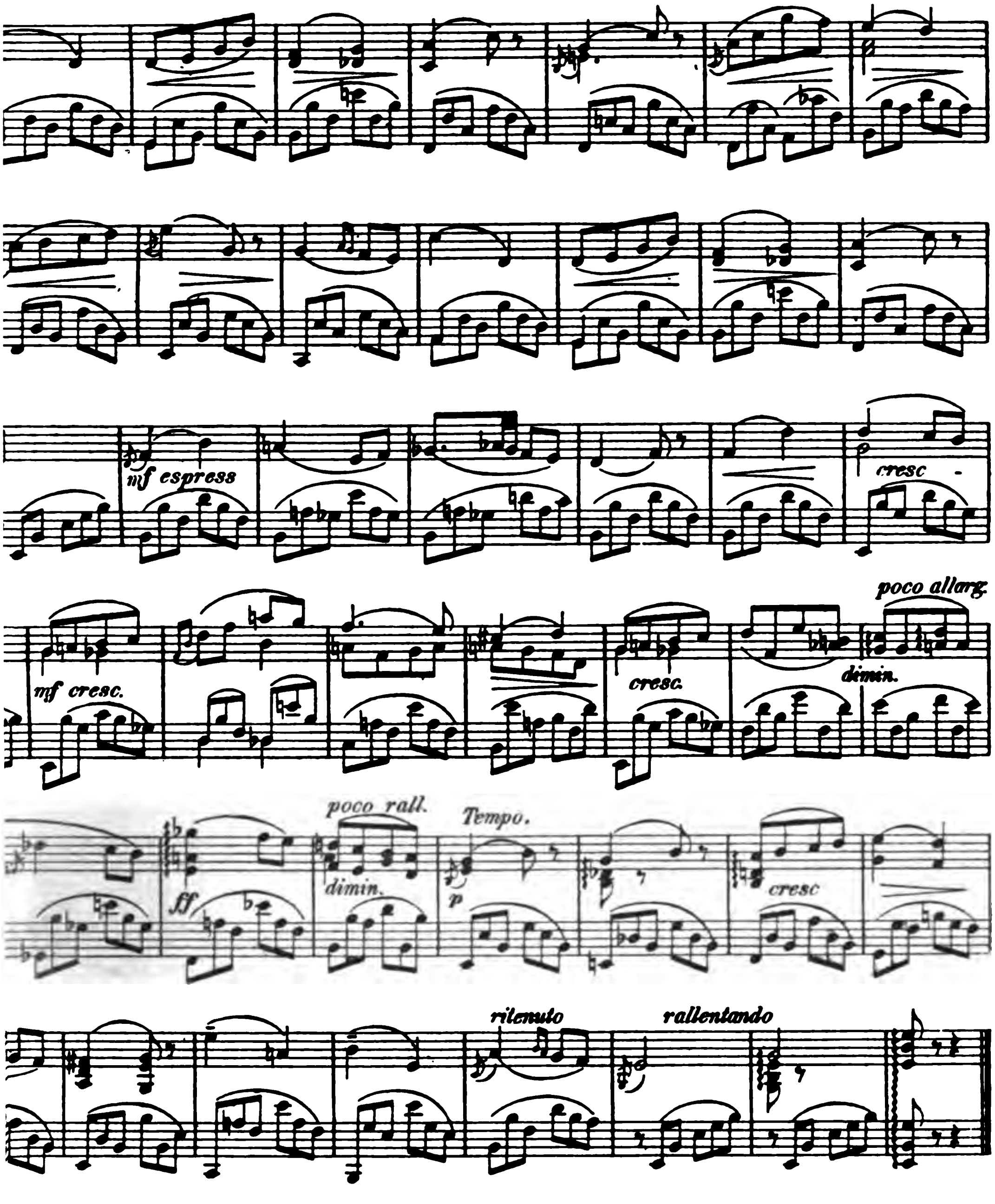
„Frau Flora Breslauer gewidmet."

Wieg



enlied.

S. Jadassohn.



Natürliche Fliegenfallen.

Von

Moritz Willkomm.

Seitdem durch die neuere Naturforschung nachgewiesen worden ist, daß bei der Mehrzahl „phanerogamer" oder durch wirkliche Samen sich fortpflanzender Gewächse die Bildung keimfähigen Samens nur durch eine Kreuzung zwischen zwei Blüten, d. h. durch die Uebertragung des befruchtenden Blütenstaubes (Pollen) der einen Blüte auf die Narbe des die Samenknospe bergenden Stempels einer andern Blüte mit Sicherheit bewirkt wird, dagegen Selbstbefruchtung, d. h. die Bestäubung der Narbe einer zweigeschlechtigen Blüte (Zwitterblüte) mit dem eignen Pollen in der Regel wirkungslos bleibt; daß ferner diese Kreuzung bei der Mehrzahl der Landpflanzen durch Insekten vermittelt wird, hat sich aus langjährigen Beobachtungen der die Blumen während ihres Blühens regelmäßig besuchenden Insekten ergeben, daß sowohl die Formen, Färbungen, Düfte und etwaigen Honigausscheidungen solcher Blumen, als auch die Gestaltung und Ausrüstung der die Blumen besuchenden Insekten in den engsten Beziehungen zu einander stehen, daß mit einem Worte Blumen und Insekten einander gegenseitig angepaßt sind. So besitzen die ausschließlich von langrüsseligen Schmetterlingen (den Dämmerungsfaltern oder Schwärmern) der Honigausbeutung halber besuchten Blumen eine ganz andere Gestaltung und Einrichtung, als die von den Bienen, Wespen, Hummeln u. a. Hautflüglern heimgesuchten Blüten und erscheinen beiderlei Insekten zugleich so ausgerüstet, daß sie, indem sie den im Grunde der Blumen geborgenen Nektar saugen, unbewußt aber sicher den Pollen der aufplatzenden Staubbeutel abstreifen und, wenn sie damit beladen, in eine andere noch nicht besuchte Blume hineinkriechen, diesen Pollen auf deren Narbe übertragen müssen. So unvollständig diese Beobachtungen noch sind, da sie erst kaum ein paar tausend Pflanzenarten umfassen, so haben dieselben doch schon höchst interessante Resultate über die gegenseitige Anpassung der Blumen und Insekten zu Tage gefördert und manches Blumengeheimnis, d. h. die früher rätselhaft erscheinende Gestaltung und Einrichtung so mancher Blumen aufgeklärt. Wir wollen hier aus der großen Zahl der bereits vorliegenden Thatsachen nur einige wenige herausgreifen, welche mehr als andere geeignet sein dürften, den Lesern einen klaren Einblick in die wichtigen, zwischen den Blumen und Insekten bestehenden Beziehungen zu gestatten und sie über die Bedeutung der Blumengestalten, Blumenfärbungen und Blumendüfte zu belehren, und wählen dazu absichtlich zwei Pflanzen der einheimischen Flora, die von den Laien wenig beachtet zu werden pflegen. Da bei diesen Pflanzen die Kreuzung lediglich durch Zweiflügler (fliegenartige Insekten) vermittelt wird, so muß ich zunächst über die Rolle sprechen, welche die Zweiflügler überhaupt bei jenem wichtigen Vorgange des Pflanzenlebens spielen.

Bekanntlich sind die Zweiflügler sämtlich saugende Insekten. Indessen gestattet ihr meist nur kurzer Rüssel mehr ein Lecken als ein wirkliches Saugen. Deshalb spielen selbst diejenigen Dipteren, welche sich von Blumenhonig ernähren, lange nicht eine so hervorragende Rolle bei der Kreuzungsvermittelung honigabsondernder Blumen, wie die Bienen und die Schmetterlinge. Denn jene Zweiflügler können nur zu dem Honig gelangen, welcher in flachen Blumen offen zu Tage liegt und müssen sie da das Mahl mit vielen andern besser ausgerüsteten und intelligenteren Insekten teilen, welche solche Blumen ebenfalls zu besuchen pflegen. Anders verhält es sich mit solchen Zweiflüglern, welche entweder sich selbst von Fäulnis- und Verwesungsprodukten ernähren oder deren Larven dergleichen Ekelstoffe als Nahrung dienen, weshalb die betreffenden Fliegen ihre Eier auf dieselben (z. B. altes oder faulendes Fleisch, alter Käse, Exkremente) legen, damit die auskriechenden Larven sogleich die erforderliche Nahrung vorfinden. Dahin gehören bekanntlich sämtliche Schmeiß-, Fleisch-, Käse- und Kotfliegen. Gerade diese unsaubern Gesellen, welche zugleich allen übrigen Dipteren an intellektueller Begabung nachstehen, gehören für gewisse, auf sie allein angewiesene Blumen zu den thätigsten Kreuzungsvermittlern. Alle solche „Fliegenblumen", unter denen wir sowohl höchst eigentümlich geformte als prächtig gefärbte finden, hauchen Ekelgerüche aus, Gerüche, welche an alten Käse, Aas, Exkremente u. a. m. erinnern, ja zeigen oft auch Färbungen, welche der Farbe der genannten Ge-

genstände gleichen. Der Zweck dieser Färbungen und Düfte kann kein andrer sein und ist auch kein andrer, wie die Beobachtung gelehrt hat, als jene Dipteren anzulocken. Dabei hat sich eine höchst überraschende, weil mit den frühern Anschauungen über den Instinkt der Tiere im Widerspruch stehende Thatsache herausgestellt, daß nämlich die Mehrzahl jener „Ekelblumen" die sie besuchenden Dipteren nur täuscht, indem letztere in ihnen weder Nahrung für sich noch für ihre Brut finden. Möglich, daß manche solcher Fliegen und Mücken bei ihrer verdorbenen Geschmacksrichtung sich an dem Dufte solcher Ekelblumen laben und so bei deren Besuch ihre Rechnung finden; alle diejenigen aber, welche in dergleichen Blumen ihre Eier ablegen, werden das Opfer einer groben Täuschung, indem die aus den Eiern auslaufenden Larven elendiglich verschmachten müssen, da diese weder von Honig, noch von frischer vegetablicher Kost sich ernähren können. Derselben Täuschung verfallen natürlich auch jene Dipteren, welche sich selbst von fauligen tierischen Stoffen, als Aas, Exkrementen ernähren und deshalb in den nach Aas oder Kot duftenden Blumen Nahrung zu finden vermeinen. Während alle solche Zweiflügler jenen Blumen den größten Liebesdienst erweisen, nämlich die für die Samenbildung unumgänglich nötige Kreuzung vermitteln, ahnen sie nicht, daß sie von denselben mit dem schwärzesten Undank belohnt werden, namentlich diejenigen, welche dergleichen Ekelblumen ihre eigene Brut anvertrauen, die in ihnen umkommen muß: wahrlich, eine sonderbare Illustration der Ansicht, an der man Jahrhunderte lang festgehalten hat, daß ein jedes Tier, von seinem Instinkt geleitet, nur dasjenige thun müsse, was zu seiner Ernährung und Fortpflanzung zweckdienlich ist!

Als bekannte Ekelblumen führe ich die weißgefärbten Blüten der Eberesche oder des Vogelbeerbaums (Sorbus Aucuparia) und der Weiß- oder Mehldornarten (Crataegus) an, die fast sämtlich an alten Käse erinnernde Düfte aushauchen. Außer diesen gibt es aber ganze artenreiche Gattungen, ja Familien von Pflanzen, deren Blumen ekelhaft duften und bei denen die Kreuzung ausschließlich von aas- oder kotliebenden Dipteren vermittelt wird. Zu solchen Pflanzen gehören z. B. die mit regelmäßig gebildeten, aber höchst eigentümlich eingerichteten, schön gezeichneten doch düster gefärbten Blumen gezierten südafrikanischen Stapelien, viele mit wunderbar geformten, durch ihre Gestalt oft selbst an Insekten erinnernden Blumen begabten Orchideen und insbesondere die beiden Familien der Aroideen und Aristolochiaceen, deren meist aasduftenden Blumen so eingerichtet sind, daß die sie besuchenden Zweiflügler in ihnen so lange gefangen gehalten werden, bis sie den Blumen den Liebesdienst geleistet haben, den diese beanspruchen. Die Aroideen- und Aristolochienblumen sind daher in der That natürliche Fliegenfallen. Die mitteleuropäische Flora enthält nur wenige Repräsentanten jener beiden durch die Tropenländer in Hunderten und Tausenden von Arten verbreiteten Pflanzenfamilien; unter denselben sind der gemeine Aaronsstab (Arum maculatum) und die gemeine Osterluzei (Aristolochia Clematitis) die verbreitetsten Arten in Deutschland und will ich mir erlauben, deren Blumen und die zwischen ihnen durch bestimmte Dipteren vermittelte Kreuzung eingehend zu schildern. Der Aaronsstab wächst bekanntlich in schattigen Laubwäldern auf humosem Boden und blüht daselbst im Mai, während die Osterluzei sonnige warme Kalkhügel, insbesondere Kalkboden besitzende Weinberge liebt und ihre Blumen im Vorsommer öffnet.

Der Aaronsstab treibt aus seiner knolligen Wurzel außer langgestielten pfeilförmigen Blättern einen nackten Schaft, welcher eine lange, am Grunde zusammengerollte, blattartige Scheide von bleichgrünlicher Farbe trägt. Aus dem obern erweiterten und offnen Teile dieses Scheidenblattes (der Arumblume) ragt ein keulenförmiger fleischiger Körper von düster violettbrauner Farbe hervor. Darunter erscheint der zusammengerollte Teil der Scheide bedeutend eingeschnürt, während der Grundteil bauchig aufgetrieben ist und inwendig eine kesselartige Höhlung bildet (Fig. 1a). Nach Entfernung des Scheidenblattes sieht man, daß jener keulenförmige Körper das Ende eines nach unten verdickten Stieles bildet, welcher tief unten, innerhalb der kesselförmigen Erweiterung der Blumenhülle eine Anzahl nackter Fruchtknoten und darüber mehrere Querreihen nackter Staubbeutel trägt (Fig. 1b). Weiter hinauf, durch einen kleinen Zwischenraum von den Staubbeuteln getrennt, sind horizontal ge-

richtete, steife, fleischige Fasern angebracht, welche ihrer Lage nach genau der Einschnürung der Kolbenscheide entsprechen und deren engen innern Raum vollständig nach außen oder oben absperren, jedoch kleine Spalten zwischen sich lassen, so daß sie einem aus parallelen Stäben bestehenden Gitter gleichen (Fig. 1b). Die Narben der Fruchtknoten sind nur vor dem Aufspringen der Staubbeutel „empfängnisfähig“, d. h. befähigt, durch den Pollen befruchtet zu werden. Diese sonderbare, lange Zeit völlig unverständlich gebliebene Gestaltung und Einrichtung der Arumblume hat keinen andern Zweck als den, die Kreuzung zwischen zwei Blumen und die Befruchtung der Stempel sicher zu stellen.

Eine winzig kleine Mücke (Psychoda phalaenoides) durch die an faules Fleisch erinnernde Färbung des gleich einer Lockstange aus der Blumenhülle hervorragenden Kolbenendes und den urinartigen Geruch der Blume angelockt, kriecht an den Kolben hinab und zwischen den Gitterstäben hindurch bis in die untere Höhlung, kann aber nun nicht wieder hinaus, weil sie, wenn sie ihrer Gewohnheit nach aufwärts, dem Lichte entgegenfliegt, sich stets an die Gitterstäbe stößt und, von diesen abprallend, wieder in die Höhlung zurückfällt. So fangen sich meist viele solche Mückchen, die von der Blume nicht eher freigelassen werden, als bis sie sich mit dem Pollen der aufplatzenden Antheren bedeckt haben. Dann nämlich senken sich plötzlich die Gitterstäbe und der Weg nach außen steht offen. Die geängstigten Tierchen beeilen sich hinauszuschlüpfen, ohne den aufgeladenen Pollen auf die tief unten stehenden Stempel zu übertragen. Uebrigens sind dann auch deren Narben verwelkt, also nicht mehr empfängnisfähig. Kriechen nun die pollenbeladenen Mücken in eine andre Arumblume hinein, deren Staubbeutel noch geschlossen sind, so werden sie, in dem Kessel ratlos herumlaufend, den mitgebrachten fremden Blütenstaub auf die vor dem Aufspringen der Staubbeutel empfängnisfähigen Narben absetzen, werden aber ebenfalls nicht eher wieder aus ihrem neuen Gefängnis befreit, als bis die Staubbeutel dieser Blume geplatzt und die Mücken mit deren Pollen bestreut worden sind. So ist durch diese einfache aber sinnreiche Einrichtung der Arumblumen deren Kreuzung vollkommen sichergestellt. Eine ähnliche Einrichtung finden wir bei den Blumen aller Aroideen, deren Blütenkolben nur unten mit Stempeln und Staubbeuteln bedeckt und von einem Hüllblatt umschlossen ist. Viele dieser oft durch Größe und prächtige, doch meist düstere Farben ausgezeichnete Aroideenblumen hauchen zur Blütezeit einen wahrhaft entsetzlichen Aas- oder Leichengeruch aus.



Fig. 1. Gemeiner Aaronsstab. a Blütenkolben mit dem Scheidenblatt, verkleinert. b Derselbe herausgenommen, in natürl. Größe.



Fig. 2. Blume der Osterluzei, senkrecht durchschnitten, vergrößert. a Junge Blume vor der Bestäubung (mit Insekt in der kesselartigen Höhlung). b Aeltere Blume nach erfolgter Bestäubung.

Aehnlich, aber noch interessanter, ist der Vorgang der Kreuzung bei den Blumen der Aristolochien. Die gemeine Osterluzei trägt ihre sonderbar gestalteten, schmutzig hellgelb

gefärbten Blumen büschelförmig angeordnet in den Winkeln der am Stengel abwechselnd gestellten, kurz gestielten, nierenförmigen Blätter (Fig. 3). Die langgestreckte Blume erscheint am Grunde über dem unterständigen, in einen kurzen Stiel verschmälerten Fruchtknoten, welcher inwendig an eine Mittelsäule reihenweis angeheftete Samenknospen trägt (Fig. 2), kugelig erweitert, darüber aber als eine enge Röhre ausgebildet, welche sich nach oben trompetenförmig erweitert und hier ein Eingangsthor bildet, das auf der einen Seite von einem zungenförmigen Lappen überragt wird. Ein Längsdurchschnitt durch eine junge Blume (Fig. 2 a) zeigt, daß der enge röhrenförmige Teil inwendig mit steifen, schief abwärts gerichteten Borsten dicht besetzt ist, welche die Röhre vollständig absperren und daß sich in der kesselförmigen Erweiterung ein fleischiger Körper befindet. Dieser trägt eine sternförmig gelappte Narbe, deren Lappen abwärts gebogen sind und die darunter ringsherum um den fleischigen Körper (die Griffelsäule) angewachsenen Staubbeutel verdecken. Die junge, eben aufgeblüte, noch nicht befruchtete Blume befindet sich stets in aufrechter Stellung und trägt ihren Zungenlappen emporgerichtet, so daß ihr Eingangsthor weit offen steht.

Eine kleine Fliege mit schmalem, langgestrecktem Leibe kriecht, vermutlich angelockt durch die schmutziggelbe, an tierische Exkremente erinnernde Farbe der übrigens geruchlosen Blume, durch deren weit geöffnetes Thor in eine junge Blüte hinein. Die zwar steifen, aber am Grunde wie in einem Scharnier abwärts beweglichen Borsten gestatten ihr den Durchgang, so daß sie bis in die untere kesselförmige Höhlung leicht hinabgelangen kann. Will sie aber wieder hinaus, so verwehren ihr dieselben gleich den konvergierenden Stäben einer Fischreuse den Durchgang. Die Fliege bleibt so lange gefangen, bis sie sich mit dem Pollen der aufplatzenden Antheren bedeckt hat. Brachte sie solchen aus einer früher besuchten Blume mit, so muß sie denselben in der jungen Blume, deren Staubbeutel noch geschlossen sind, deren Narbe aber empfängnisfähig ist, beim Hinabkriechen in den Grund des Kessels an den abwärts gekrümmten Narbenlappen abstreifen. Diese krümmen sich nun sofort aufwärts und entblößen dadurch die bisher von ihnen verdeckt gewesenen Staubbeutel (Fig. 2 b). Letztere springen nun auf und bestäuben die Fliege mit Pollen. Wegen der zuvor erfolgten Emporkrümmung der Narbenlappen kann die Fliege, welche stets an der Wand der Blume hinaufkriecht, den aufgenommenen Pollen nicht auf die Narbe dieser Blume übertragen. Sie findet aber jetzt die Bahn nach dem Eingangsthor frei, denn im Moment des Aufspringens der Staubbeutel erschlaffen und schrumpfen die Borstenhaare zusammen. Nachdem die Fliege die befruchtete Blume verlassen hat, senkt sich diese sofort abwärts und schließt ihr Eingangsthor, indem sich ihr Zungenlappen über die Oeffnung einwärts schlägt (Fig. 2 b), um da-



Fig. 3. Blütenstand der Osterluzei, natürliche Größe.

durch später kommenden Fliegen, deren Besuch nicht mehr nötig ist, den Zugang zum Innern zu versperren, während die mit ihrem Pollen beladene Fliege, durch die erlittene Gefangenschaft nicht klüger geworden, in eine andere junge aufrechte Blume hineinkriecht, wo sich der beschriebene Vorgang wiederholt. Andere „Fliegenblumen“, wie die erwähnten Stapelien und manche Orchideen, besitzen besondere Mechanismen (Klemmapparate), um die sie besuchenden Dipteren so lange festzuhalten, bis sie sich mit ihrem Pollen beladen haben.

Eine Reise der Kaiserin Katharina II.[1])

Von

A. Brückner.

Die Kaiserin Katharina II. war viel und oft auf Reisen. Ihre Ausflüge unterscheiden sich wesentlich von den großen, kulturhistorisch wichtigen, politisch hochbedeutsamen Reisen Peters des Großen. Während der letztere mehrmals als ein Zögling der westeuropäischen Kultur, als Feldherr und Diplomat im Auslande weilte, hat Katharina, nachdem Rußland ihr eine zweite Heimat geworden war, die Grenzen dieses Landes nie wieder überschritten. Als Großfürstin, in der Regierungszeit Elisabeths, hatte sie Reisen mit religiösen Zwecken unternommen, Wallfahrten nach Troiza, nach Kijew, um berühmte Klöster zu besuchen. Die Reisen, welche sie als Herrscherin unternahm, hatten weltliche Zwecke: es waren meist entweder Inspektionsreisen oder Begegnungen mit gekrönten Häuptern.

Jede der größeren Reisen Katharinas entspricht der vorgängig stattgehabten Annexion eines wichtigen Gebiets. Die Ostseeprovinzen, welche die Kaiserin 1764 besuchte, waren zu Anfang des Jahrhunderts erobert worden. Die Wolgagegend mit Kasan, wohin sie 1767 eine Reise unternahm, hatte sich zwei Jahrhunderte früher aus einem tatarischen Staate in eine russische Provinz verwandelt. Nach Finnland, welches in der Zeit Elisabeths bis zum Flusse Kymmene erobert worden war, reiste Katharina im Jahre 1783 zu der Zusammenkunft mit König Gustav III. in Frederikshamn. Acht Jahre nach der ersten Teilung Polens traf sie in Mohilew mit Kaiser Joseph II. zusammen. Sehr bald nach der Annexion der Krim besuchte sie dieselbe im Jahre 1787. Es ist System in dieser Inspektion der Grenzprovinzen. Die Kaiserin kannte ihr Reich durch geographische, ethnographische Studien und durch die Geschäfte der Verwaltung. Es mußte für sie von Interesse sein, den Kreis ihrer Kenntnisse und Erfahrungen durch Autopsie zu erweitern. Diese Reisen entsprechen der durchaus persönlichen Art der Regierung Katharinas. Sie hatte alle Initiative; sie mußte selbst, unmittelbar eine Kontrolle üben; in eigener Person verhandelte sie auf Reisen wohl mit Fürsten und Diplomaten.

Die Kaiserin pflegte ihre Reisen mit großem Gefolge in Begleitung ihres Hofstaats, ihrer Minister, einiger ausländischer Gesandten, welche sie zur Teilnahme einlud, zu unternehmen. Solche Touristen mußten stets von Glanz und Pracht, Komfort und Luxus umgeben sein. Diese Ausflüge sind Geschäftsreisen und Vergnügungsfahrten, politische Aktionen und Lustpartieen zu gleicher Zeit, diplomatische Kongresse von Schöngeistern und Salonmenschen, Scherz und Ernst vereinigend. Die Geschäfte der Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung, das Hoftreiben, ernste Lektüre und heitere Lebenslust, wie dieses alles in glücklichster Mischung in der Eremitage zu St. Petersburg oder in Zarskoje Sselo das Leben der Kaiserin zu schmücken pflegte, wurden durch solche Reisen nicht irgendwie unterbrochen. Auf den Stationen bei den Landreisen, in den prachtvoll ausgestatteten Galeeren auf der Wolga im Jahre 1767, oder auf dem Dnjepr im Jahre 1787 arbeitete Katharina regelmäßig, wie daheim, war sie mit ihrer ausgebreiteten Korrespondenz, mit allerlei Gesetzentwürfen, mit der Litteratur, mit der Kontrolle administrativer Angelegenheiten beschäftigt. Die Kaiserin verstand es, ihre Muße zu verwerten, die unermüdlichste und erfolgreichste Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik mit einem geistreichen Spielen und Naschen auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Belletristik, mit dem Hochgenuß einer feinen Geselligkeit zu verbinden. Aus den Erzählungen des Grafen Ségur, aus den Briefen Josephs II., des Fürsten von Ligne u. A., welche die Kaiserin auf ihrer berühmten Reise in die Krim begleiteten, ist bekannt, wie dieser Ausflug im Jahre 1787 zugleich ein Picknick und eine politische Demonstration war, ein Feuerwerk zur Erheiterung und zugleich eine Gewitterwolke, welche den nahenden

[1]) Quellen: Briefe und Papiere Katharinas in der Kaiserl. Bibliothek zu St. Petersburg, herausgegeben 1873 von Bytschkow. — Mémoires ou souvenirs et anecdotes par le comte de Ségur, Paris 1827, Bd. II. — Ssudochodnij Doroshnik, herausgegeben vom Minister der Wegekommunikationen, St. Petersburg 1855, Bd II, Abth. 1. — Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm in Bd. XXIII. des Sbornik der Kaiserl. historischen Gesellschaft zu St. Petersburg u. s. w.

Sturm verkündete, der launige Einfall einer geistreichen und liebenswürdigen Fürstin und zugleich der gewaltige Ausdruck jener eroberungssüchtigen, stolzen Politik, welche die Regierung Katharinas auszeichnete und so oft schon den Westen in Bestürzung versetzt hatte.

Wie ein bescheidenes Genrebild zu einem großen historischen Gemälde, so verhält sich zu der berühmten Reise des Jahres 1787 der kleine Ausflug, welchen die Kaiserin zwei Jahre früher zur Besichtigung des Kanals von Wyschnij-Wolotschok und nach Moskau unternahm und auf dessen charakteristische Züge wir in der folgenden kurzen Skizze hinweisen.

Es war im Sommer 1785. Wenige Wochen zuvor war Ségur in St. Petersburg eingetroffen. Trotz seiner schwierigen Stellung als Gesandter Frankreichs, dessen Beziehungen zu Rußland damals keineswegs besonders freundschaftlicher Natur waren, hatte es Ségur verstanden, eine angesehene Stellung am russischen Hofe zu gewinnen. Der Zauber der Persönlichkeit des französischen Gesandten, dessen politische Gewandtheit seinen geselligen Talenten gleichkam, machte sich auch im Verkehr mit der Kaiserin geltend. Wie sie in dem Genusse des Verkehrs mit Grimm, d'Alembert, Diderot und Voltaire geschwelgt hatte, so genoß sie den Geist und Witz, die feine Urbanität, die vielseitigen Kenntnisse und Fähigkeiten des französischen Gesandten. Als sie ihn einlud, an der Reise zum Kanal von Wyschnij-Wolotschok teilzunehmen, sagte sie ihm, daß während derselben alle Etikette, aller Hofzwang gebannt bleiben sollte.

Auch der englische Gesandte Fitzherbert und der kaiserliche Gesandte Cobenzl sollten zu der Reisegesellschaft gehören. Sie befanden sich schon längere Zeit in Rußland und die Kaiserin verkehrte gern mit ihnen. Eine so hervorragende Rolle, wie Ségur dieselbe als Gesellschafter Katharinas während seines Aufenthaltes in Rußland spielte, war ihnen nicht beschieden. Cobenzl, einer der Vertreter der prinziplosen Vergnügtheit, an denen jene Zeit bis 1815 besonders reich war, that sich durch stets gute Laune, durch unverwüstlichen Humor, durch sein Talent für allerlei gesellige Spiele hervor; Fitzherbert glänzte wohl durch geistreiche und tiefe Bemerkungen, welche er mit englischem Phlegma, aber nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität vortrug. Aber Ségur war seinen Kollegen sowohl als Geschäftsmann wie als Salonmensch überlegen. Er verstand es ebensogut, Verse zu machen, als durch eine ernste und gelegentlich wohl auch launige Behandlung der Geschäfte sogar einem Potemkin zu imponieren. Von russischen Staatsmännern begegnen uns unter den Reisebegleitern der Kaiserin: der Fürst Potemkin, welcher in jener Zeit als Statthalter Südrußlands eine umfassende und vielseitige Thätigkeit entfaltete und sich vorherrschend mit der orientalischen Frage beschäftigte, ferner Besborodko, welcher thatsächlich die Stellung eines Ministers des Auswärtigen einnahm, ohne auch nur den Titel eines Vizekanzlers zu führen. Eine untergeordnete Rolle spielte der derzeitige Günstling der Kaiserin, Jermolow. Dagegen that sich der Oberstallmeister Leo Naryschkin durch seine Begabung für allerlei Posten, durch sein liebenswürdiges Temperament und durch völlige Anspruchslosigkeit auf dem Gebiete politischen Einflusses hervor.

Das Ziel der Reise war die Besichtigung des Kanals von Wyschnij-Wolotschok, welcher die Msta (Nebenfluß des Wolchow) mit der Twerza (Nebenfluß der Wolga), somit das Wassersystem der Ostsee mit demjenigen des Kaspischen Meeres verbindet. Der Kanal bestand seit den Zeiten Peters des Großen, war aber von 1719 bis 1774 Privateigentum eines Kaufmanns Sserdjukow gewesen. Hierauf hatte die Krone denselben käuflich erworben und der Graf J. J. Sievers, Gouverneur von Nowgorod, hatte denselben, sowie andere Wasserwege der Umgegend durch großartige Anlagen vervollkommnet.

Der größere Teil der Reise bis zu den Kanälen wurde zu Lande zurückgelegt. Die Kaiserin fuhr mit Fräulein Protassow und dem General-Adjutanten Jermolow in einem sechssitzigen Wagen und forderte bald diesen, bald jenen der Gesandten oder Würdenträger auf, ihr darin Gesellschaft zu leisten. Man speiste zusammen um 2 Uhr zu Mittag und beendete abends um 8 Uhr die Tagereise. Auf allen Haltestellen war für die Mahlzeiten und die Nachtruhe aufs beste gesorgt. Morgens vor der Abreise um 8 Uhr pflegte die Kaiserin mit ihren Ministern und Schriftführern eine Stunde zu arbeiten. Auch erteilte sie an den Haltestellen den vielen Deputationen der Bevölkerung und den Vertretern der Lokalbehörden

Audienzen. Die Reise nach Wyschnij-Wolotschok dauerte mehrere Tage. Von dem Mutwillen der Reisegesellschaft zeugt eine Episode in Tschudowo, einem kleinen Flecken im Gouvernement Nowgorod. Katharina besuchte eine Dorfkirche: der Gesang in derselben war sehr mangelhaft, weil die Sänger fast insgesamt fortgeblieben waren. Nur ein Schüler repräsentierte den Chor. Da stellte sich der Hofspaßmacher L. Naryschkin zu dem singenden Schüler und begann, den schlechten Gesang persiflierend, allerlei Possen zu treiben. Die Kaiserin verwies es ihm zwar, lachte aber herzlich über die komische Szene.

Nachdem die Reisegesellschaft bei dem Kanalsystem angelangt war, wurde dasselbe von verschiedenen Punkten aus einer Besichtigung unterworfen. An manchen Stellen des hohen Ufers waren hübsche Pavillons für die Kaiserin errichtet worden, von denen aus man das Durchgehen der Fahrzeuge durch die Schleusen und über die Stromschnellen beobachten konnte. An einer etwas gefährlichen Stelle ließen sich, ohne zuvor die Genehmigung der Kaiserin einzuholen, Fürst Potemkin, Graf Ségur und der Statthalter von Nowgorod in einem Fahrzeuge über die Stromschnellen befördern. Es hatte an dieser Stelle schon mancherlei Unglücksfälle gegeben, und daher wurden die Herren um ihrer Tollkühnheit willen von der Kaiserin ausgescholten.

Eine prachtvoll ausgestattete Flottille von dreißig Fahrzeugen nahm die Reisenden auf. Die Mannschaft aller Barken und Galeeren war neu und geschmackvoll gekleidet. Es gab je ein besonderes Fahrzeug: für die Kaiserin, für Potemkin, für Tschernyschew, für Fitzherbert und Ségur u. s. w.; in einem Fahrzeug befand sich die Küche, ein andres war mit Lebensmitteln befrachtet; noch andre waren für die Dienerschaft bestimmt. An geeigneten Stellen waren am Ufer die Mahlzeiten hergerichtet; zu Nachtlagern dienten kleine, eigens erbaute Paläste. Ueberall, wo die Reisenden vorübergegangen, strömte die Bevölkerung, festlich gekleidet, zusammen. Es gab mannigfaltige und anmutige Reisebilder. Die Stimmung der Touristen war so glücklich als möglich. Selbst der sonst nüchterne und manches bekritelnde französische Gesandte äußert sich in seinen Memoiren sehr günstig über den Eindruck, welchen die Landschaften und Städte auf die Durchreisenden übten. In mehreren kurzen Schreiben an den Großfürsten Paul und dessen Gemahlin, sowie an ihre Großkinder gab Katharina ihrer Zufriedenheit Ausdruck: alle Tage sehe man etwas Neues, die Städte würden rasch und geschmackvoll ausgebaut, überall herrsche reges Leben.

Alsbald wurden die Reisenden durch die Mitteilung der Kaiserin überrascht, sie beabsichtige, da man sich denn doch so nahe von der alten Hauptstadt befinde, einige Tage in Moskau zuzubringen. Es gab nur noch etwa 30—40 Meilen bis dorthin. So brach man denn auf und lebte einige Tage in der alten Hauptstadt, wo Katharina ihren Gästen eine Reihe von Palästen, Parks und Prachtbauten zeigte. Hierauf kehrte man nach St. Petersburg zurück. Der ganze Ausflug hatte nur drei bis vier Wochen gewährt.

Es ist von Interesse, zu beobachten, wie während dieser Reise der Ernst der Geschäfte mit allerlei mutwilligen Scherzen abwechselt. Katharina hatte fortwährend Konferenzen mit ihren Würdenträgern. Ségur berichtet von sehr inhaltreichen Unterredungen, welche er mit dem Fürsten Potemkin hatte: der französische Gesandte machte die größten Anstrengungen, die russische Regierung zum Abschluß eines Handelsvertrags mit Frankreich zu vermögen. Das Unternehmen gelang in der That erst etwas später, aber schon während der Reise hat Ségur in der Kajüte seiner Galeere eine umfangreiche diplomatische Note verfaßt, in welcher er der russischen Regierung die Vorteile eines derartigen Vertrages auseinandersetzte. Neben diesem diplomatischen Kampfe, welcher sich während dieser Vergnügungstour abspielte, fand man Zeit und Lust zu einer Art geistreichen Scherzens und Neckens, welche die Stimmung der Reisenden charakterisiert und vor allem einen Einblick gewährt in die geniale Weise des Hofhaltens der Kaiserin.

Es gibt verschiedene kleine Gedichte, welche Ségur während dieser Reise verfaßte. Bald wurde in denselben die Kaiserin verherrlicht, bald ein Zeitungsschreiber verspottet; Katharina selbst vermochte trotz ihres sonstigen eminenten litterarischen Talents nicht Verse zu machen; um so mehr bewunderte sie die Leichtigkeit, mit welcher Ségur heute eine allerliebste Grabschrift auf ein verendetes Hündchen der Kaiserin dichtete, morgen Endreime

(bouts-rimés), welche Fitzherbert ersann, mit einem hübschen Epigramm zum Lobe der Kaiserin ausfüllte u. dgl. m. Unmittelbaren Anteil aber nahm sie an zweierlei litterarischen Scherzen, welche durch diese Reise veranlaßt wurden.

In den ausländischen Zeitungen gab es oft allerlei verwunderliche Gerüchte von Rebellionen in Rußland, von verschiedenen erschütternden Ereignissen bei Hofe, plötzlichen Erkrankungen der Kaiserin u. dgl. m. Nun kam die Reisegesellschaft auf den Gedanken, solche Zeitungsartikel zu verfassen. Es machte dieses der Kaiserin so viel Vergnügen, daß sie ihren Schreiben an den Baron Grimm über diese Reise Abschriften dieser fingierten Berichte über allerlei schauerliche Vorgänge beilegt, um dem Freunde in Paris einen Begriff von der Lustigkeit der Reisegesellschaft zu geben. Namentlich von Ségurs geselligen Talenten ist sie entzückt. Er hat ohne Zweifel den Hauptanteil an dem ungemein spaßhaften Artikel, in welchem von der allgemeinen Unzufriedenheit in Moskau, von der Gährung der Volksmassen, von einem Aufstande des Pöbels und von der Flucht der Kaiserin erzählt wird. Man habe, heißt es da u. a., leider in Erfahrung gebracht, daß die ersten Adelsfamilien des Reiches an dem Tumult beteiligt seien, die Kaiserin habe es nicht gewagt, im Kreml abzusteigen, sondern in einem Landhause am Rande der Stadt wohnen müssen; ihre ohnehin schwache Gesundheit, welche das schlimmste befürchten lasse, sei durch die furchtbare Aufregung dieser Tage ganz zerrüttet worden. Ausführlich wird geschildert, wie die Furcht die bleichen Züge der Kaiserin entstellt habe. Fitzherbert, heißt es weiter, habe mit dem Erzbischof von Moskau eine längere Unterredung gehabt und von diesem letzteren sei bekannt, daß er zu den Verschwörern gehöre. Die Steigerung des Tumults, die Flucht der Kaiserin, die Gefahr, auf den Wasserwegen von Flußpiraten angegriffen zu werden, die bedenkliche Stimmung, welche sogar in Petersburg geherrscht habe — alles dieses wird in drolligster Weise geschildert. Dabei gab es allerlei Sticheleien auf den englischen Gesandten und auf Cobenzl, allerlei mehr oder minder gewagte Scherze über Potemkin, Naryschkin u. s. w.

Noch langatmiger, gründlicher war ein anderer Scherz, welcher an die Vorkommnisse der Reise anknüpfte: ein fingierter Notenwechsel zwischen den drei Gesandten und der russischen Regierung. Die Reise Ségurs, Fitzherberts und Cobenzls wird als eine gewaltsame Entführung, also als ein flagranter Völkerrechtsbruch dargestellt. Man habe, heißt es da, die unglücklichen Diplomaten im dunkeln Schiffsraum, in enge Zellen eingesperrt, sie von einem fürchterlichen Neger bewachen lassen (unter den Dienern befand sich ein Schwarzer), der maître d'hôtel der Kaiserin, Herr Bertin, habe durch schlechte Verpflegung die Reisenden umbringen wollen u. s. w. Dem Oberstallmeister Naryschkin wurden in diesen Aktenstücken allerlei verbrecherische Anschläge auf das Leben der Gesandten angedichtet. — Es scheint, daß Ségur diesen Scherz ersonnen hatte. Die Kaiserin ging darauf ein und verfaßte eine lange Rechtfertigungsschrift: sie gab zu, daß das Völkerrecht allerdings ein wenig verletzt worden sei, berief sich aber — nicht sowohl auf die in Europa, als vielmehr auf die in Asien und Afrika in Betreff der Behandlung von Diplomaten herrschenden Anschauungen, auf ähnliche Vorkommnisse in China und der Türkei. Auch der Gefahren in Moskau in Folge der Rebellion wird erwähnt. Mit großer Kunst wird in diesen beiderseits natürlich in dem feinsten Französisch abgefaßten Aktenstücken die Diplomatensprache in derartigen Noten nachgeahmt. Es wimmelt von technischen Ausdrücken, wie „mezzo termine", „uti possideti", „ultimatum" u. dgl. m. Der Scherz findet seinen Abschluß in einer köstlichen, offenbar von Ségur verfaßten, scherzhaften, an den Grafen Besborodko gerichteten Kollektivnote der drei Gesandten, in welcher dieselben durch die von der russischen Regierung abgegebenen Erklärungen völlig befriedigt zu sein vorgaben u. s. w.

Erinnert man sich, daß es in Moskau während der Regierungszeit der Kaiserin oft genug wirkliche Symptome der Unzufriedenheit, auch wohl Verschwörungen und Krawalle gegeben hatte, daß ferner die russische Regierung in ihren Beziehungen zu den Gesandten der europäischen Mächte fortwährend sehr ernste und scharfe diplomatische Noten zu verfassen und zu beantworten hatte, so erscheint die Spannkraft, mit welcher die soeben geschilderte Art von geselliger Unterhaltung am Hofe der Kaiserin in Schwung erhalten wurde, doppelt bewunderungswürdig, wenn auch nicht frei von

Frivolität. Leichtlebigkeit ist ein Grundzug im Wesen Katharinas. Sie verstand es, auch ihren Gästen diese Aufgelegtheit zu ausgelassenem Scherz mitzuteilen, jung zu bleiben trotz vieler Regierungssorgen, trotz des Vorrückens der Jahre. Gute Laune, frohe Stimmung gingen ihr über alles. Im Vollgefühle dieser Frische konnte sie noch unmittelbar vor ihrem Tode an Grimm schreiben, sie fühle sich leicht und froh wie ein Vogel in der Luft. Von diesem Zuge legt auch ihre auf der Reise im Jahre 1785 beobachtete Haltung Zeugnis ab.



Studienkopf. Nachbildung einer Handzeichnung von N. Gysis.

Der Schöpfer dieser prächtigen und charakteristischen Zeichnung, Nikolaus Gysis, ist auf der Insel Tinos im Archipelagus geboren (1. März 1842) und hat in Athen und auf der Münchener Akademie unter Piloty seine Studien gemacht. 1872 kehrte er wieder einige Zeit nach Athen zurück, bereiste dann Kleinasien und lebt z. Z. in München. Zu seinen bekanntesten Gemälden gehören „Der Hühnerdieb“, „Verlobung der Kinder in Griechenland“ und „Wallfahrt der Maler im Orient“. Eine Reihe vorzüglich gelungener griechischer Typen seines Griffels bringen wir in einem der nächsten Hefte.

Soll und Haben im Haushalte.

Von

Mathilde Lammers.

Ein Kaufmann, der nicht nach allen Regeln der Kunst seine Geschäftsbücher führt, alle Eingänge und Auszahlungen bucht, alljährlich seine Bilanz zieht, ist vor Gericht strafbar. Ein Beamter, der öffentliche Gelder verwaltet, muß bei Heller und Pfennig Rechenschaft darüber ablegen, es mögen Hunderte oder Millionen durch seine Hände gehen. Der Kassenmeister eines jeden Vereins hat für den Jahresbericht eine Rechnung aufzustellen, aus welcher bis ins einzelnste und kleinste der Verbleib der ihm anvertrauten Mittel erhellt. Ein ordentlicher Hausvater, mag er Minister oder Handschuhmacher, Fabrikant oder Landwirt, Offizier oder Lehrer sein, notiert seine Einnahmen und Ausgaben und sucht sich in fortlaufender Kenntnis seiner Vermögenslage zu erhalten. Unter den Hausfrauen dagegen, auch unter den ordentlichsten und wirtschaftlichsten, ist die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer geregelten, übersichtlichen Buchführung noch nicht so allgemein verbreitet, wie es im Interesse ihrer Aufgaben zu wünschen wäre. Auf diesem Gebiet des Frauenlebens, so gut wie auf vielen anderen, hat die tägliche Praxis den großen Schritt vorwärts noch nicht nachgethan, der unser gesamtes soziales Leben, nicht am wenigsten das häusliche, seit Einführung der Eisenbahnen und einiger anderer weltbewegender Erfindungen aus den bisherigen Kulturbedingungen hinausgehoben hat. Noch vor fünfzig Jahren war die wesentlichste Thätigkeit auch im städtischen Haushalte darauf gerichtet, Rohstoffe zu produzieren oder aus erster Hand anzuschaffen und zum eigenen Gebrauch herzurichten. Wenn der Mann über Produktions- und Anschaffungskosten Buch führte, so lag es der Frau ob, das vorhandene Material, bei dessen Erzeugung sie ja auch sehr oft thätig war, so vorteilhaft und ausgiebig wie möglich durch eigene, von Gehilfinnen unterstützte Arbeit zu verwenden. Nehmen wir einen bestimmten Fall. In den Haushaltungen des Mittelstandes gründete sich der winterliche Fleischkonsum fast ganz auf das Einschlachten. Ob man nun im Frühjahr ein mageres Schlachttier kaufte und es mit Abfall und Grünfutter vom eigenen Acker mästete, oder ob man im Herbst das bereits fettgemachte Tier auf dem Markte erstand: es war jedenfalls für eine geregelte Wirtschaft völlig ausreichend, wenn der Hausvater, der die Zahlung besorgte, auch den Preis des Einkaufs notierte, schon um in den folgenden Jahren damit vergleichen zu können. Aber sollte sich die Hausfrau auch erst anschreiben, wie viel Schinken und Würste dabei herauskamen, wie viel Tagelohn der Schlachter und die Arbeitsfrau erhielt? Das wußte sie unvergeßlich, auch ohne Buch, und es half ihr weder zu fünf Schinken von einem Schwein, noch zu längerem Vorhalten der geräucherten und eingesalzenen Vorräte. Sie gab im Verhältnis zu dem, was der Haushalt wirklich kostete, wenig bares Geld aus und konnte sich ohne ersichtlichen Schaden dabei beruhigen, wenn sie mit ihrem Wochen- oder Monatsgelde nicht eher bis auf den Boden des Geldbeutels kam, als bis das neue fällig war.

Das ist jetzt alles ganz anders geworden. Rohstoffe werden in städtischen Haushaltungen gar nicht mehr erzeugt, kaum noch anders als in ganz kleinen Mengen angeschafft, und was irgend die Industrie von ihrer Verarbeitung für den häuslichen Verbrauch übernehmen kann, das hat sie sich erobert, und man muß es ihr schon überlassen, wenn man nicht hinter der Zeit zurückbleiben will. Die Hände der Frau müssen weniger heran als früher, ihr Kopf mehr. Auf welche Hausfrau paßt das jetzt noch, was in der „Glocke" von ihrem häuslichen Schaffen gesagt ist: „Sie dreht um die schnurrende Spindel den Faden, sie füllet mit Schätzen die duftenden Laden, sie sammelt im reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein?" Und zwar sind nicht etwa unsere Hausfrauen zu verklagen, weil sie sich in diesem Bilde nicht mehr spiegeln

können, das doch von Salomo bis Schiller Gültigkeit gehabt hat: sie wären sehr übel beraten, wollten sie noch selbst spinnen und weben und Haufen von Leinwand aufspeichern; der Dampf hat auch für sie die Welt herumgedreht, und es kommt jetzt nur darauf an, daß sie erkennen, welche neuen Pflichten für sie an die Stelle der alten, abgeschafften getreten sind.

Ist aber an unzähligen Punkten ihre körperliche Arbeitskraft und Geschicklichkeit durch außerhäuslichen Gewerbebetrieb abgelöst — und man müßte die Augen absichtlich schließen, um das zu verkennen —, so folgt eben daraus, daß dafür die Verwaltung der Geldmittel, durch welche die Erzeugnisse der Industrie für den Haushalt erworben werden, unter ihren Aufgaben eine um so wichtigere Rolle spielt. Um auf den vorhin erwähnten Fall zurückzukommen, so wird nicht mehr ein- oder zweimal im Jahr ein bedeutender Fleischvorrat angeschafft, den der Hausherr bezahlt, und dessen möglichst nützlichen Verbrauch die Hausfrau nun zu regeln hätte, sondern sie muß alle paar Tage, in großen Haushaltungen alle Tage einen neuen Kauf mit dem Fleischer abschließen und dann natürlich auch dafür sorgen, daß nicht allein der Einkauf wertgemäß ausfalle, sondern daß auch das volle Aequivalent seines Kaufwertes dem Haushalte zu Nutzen komme. Ihr Geldbeutel spielt eine viel größere Rolle als früher; das Wohlsein, das sie den Ihrigen schaffen soll, ruht auf viel verwickelteren Bedingungen; denn mit der vergrößerten Leichtigkeit der Befriedigung sind die Bedürfnisse gestiegen, und sie kann verhältnismäßig viel weniger durch ihre eigene persönliche Arbeit hervorbringen, was die Ihrigen verbrauchen sollen, viel weniger als früher durch dieselbe ersetzen, was jetzt an der Erwerbs- und Kaufkraft des Mannes hängt. Früher produzierte sie vorzugsweise, jetzt verwaltet sie fast ausschließlich; früher, wo das Leben viel anspruchsloser war, deckte sie den größeren Teil der Bedürfnisse durch eigene Arbeit; jetzt, wo die Ansprüche sich verhundertfacht haben, ist ihr von dem Arbeitsgebiet ihrer Eltermütter kaum der zehnte Teil geblieben. Und dazu kommen noch die ungewöhnlich raschen Fortschritte unserer Jahrzehnte in der unaufhaltsamen Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse, mit welcher namentlich die Erhöhung der festen Einkommen nicht immer gleichen Schritt gehalten hat. Ein Mittelstandshaushalt, der vor fünfundzwanzig Jahren noch im Durchschnitt mit drei- bis vierhundert Thalern bestritten werden konnte, kostet jetzt zwischen drei- und viertausend Mark. Darum überall die Klage, daß das Leben so teuer sei, ohne daß doch von wesentlichen Einschränkungen etwas zu spüren wäre. Die Gewohnheit verwandelt eben jeden Luxus oder was man anfänglich dafür hält, in Bedürfnis, und wer sich nicht mehr verschaffen kann, was ihm ein Bedürfnis geworden ist, der entbehrt und fühlt sich arm.

Wenn nun aber bedeutende Summen jährlich durch die Hände der Hausfrau gehen, nicht in drei oder vier großen Posten, sondern meistens bei einzelnen Mark und Pfennigen, erwächst ihr daraus nicht so gut wie jedem Manne, der Geld zu verwalten hat, die Notwendigkeit, sich die Kontrolle einer geregelten Buchführung aufzuerlegen? Es ist keineswegs genug, daß sie mit ihrem Haushaltsgelde nur von Woche zu Woche oder von Monat zu Monat reiche und am Ende des Jahres keine Schulden gemacht habe. Denn mit dem ihr anvertrauten Gelde sind ganz bestimmte Zwecke zu erfüllen, eine ganze Menge von Zwecken von verschiedener Wichtigkeit und Dringlichkeit, die nicht hübsch nach einander in gesonderten Zwischenräumen, sondern häufig zu gleicher Zeit, sogar bei demselben Einkauf berücksichtigt werden wollen und zwar nach dem Maße ihrer Wichtigkeit. Man bedenke doch, daß das physische Wohlbefinden der Ihrigen, die häusliche Behaglichkeit fast ganz in ihre Hand gegeben ist, daß sie bemessen muß, wie viel sie für notwendige, wie viel für nützliche und wie viel für bloß angenehme Dinge ausgeben kann, daß die erstere Art der Ausgaben sie nie ungerüstet treffen darf, die zweite und die dritte je nach der Eigentümlichkeit des Hauses und seiner Bewohner geregelt sein wollen. Wie viel auch die innere Gesetzmäßigkeit aller menschlichen Dinge und die jahrelange tägliche Praxis ihr zu Hilfe kommen mögen, wie sehr sie auch meinen mag, sie habe es „im Gefühl“, ob und in welcher Höhe sie eine bestimmte Ausgabe machen darf: ohne eine fortgesetzte Kontrolle ist selbst der Erfahrung und dem Gefühl nicht zu trauen, und diese Kontrolle wird nur dadurch erreicht, daß sich in bestimmten Zeitabschnitten übersehen läßt, welches Mittel jedes

einzelne Bedürfnis des Haushalts in Anspruch genommen hat. Was hilft es den Ihrigen, wenn sie keine Mühe und Ausgabe gescheut hat, das Haus mit seinem Gerät und Schmuck in wohnlichem Zustande zu erhalten, die Ernährung ist aber darüber vernachlässigt und so die Lebens- und Arbeitskraft in ihren Wurzeln geschädigt? Oder wenn umgekehrt für Essen und Trinken große Summen draufgegangen sind, für die Instandhaltung der Kleidung und des Mobiliars aber nicht das nötige hat aufgewendet werden können? Wird für ein unentbehrliches Bedürfnis nicht der ihm gebührende Teil der vorhandenen Mittel angelegt, so ist auf eine oder die andere Weise der Ruin nahe: entweder die vorhandene Arbeitskraft geht vorzeitig zu Grunde, oder das bürgerliche Ansehen des Hauses leidet, oder aber es werden Schulden gemacht und damit der fast unfehlbare Weg zum Untergang beschritten.

Und darum ist auch in der Regel nicht einmal das äußerliche „Auskommen mit dem Gelde“ ohne schriftliche Aufzeichnungen zu erreichen. Bei einem Monatsgelde von gleicher Höhe z. B. wird eine Frau, die im Februar gerade Null mit Null aufgehen läßt, im Oktober zu kurz kommen, nicht wegen der überschüssigen drei Tage, obgleich sie auch einen Zehntelmonat repräsentieren, sondern weil beim Eintritt des Winters mehr anzuschaffen ist, als in der Mitte der Jahreszeit. Nun kommen unvorhergesehene Ausgaben, nun kommen Schwankungen der Einnahme, die den Verbrauch beeinflussen müssen. Wie will man dem allem begegnen, wenn man von der Hand in den Mund lebt? Welches Unglück ist es für die niederen Klassen, daß ihre ganze Wirtschaftskunst in der Regel darin besteht, mit dem laufenden Wochenlohn die laufenden Wochenausgaben zu decken und für größere Posten: Miete, Steuern, nicht rechtzeitig zu sorgen! Ebenso gewiß hängt aber auch das Zurückkommen von gebildeten Familien einfach daran, daß man in den Tag hineinlebt, ausgibt, so lange man Geld hat, Schulden macht, so lange der Kredit reicht, anstatt Einnahmen und Ausgaben im voraus zu berechnen und miteinander in Einklang zu bringen.

Denn natürlich besteht die häusliche Buchführung nicht darin, daß die Frau sich ein Anschreibebüchlein hält und am Schluß jeden Tages jeden Groschen für ein Licht und jeden Pfennig für Suppenkraut notiert, und wo das Gedächtnis sie im Stich läßt, den fehlenden Rest unter „Verschiedenes“ bucht. Sorgfältiges Anschreiben der Ausgaben ist unumgänglich nötig, aber an sich hat es keinen anderen als historischen Wert. Erst wenn man am Anfang jeder Rechnungsperiode einen fortwährend von der Erfahrung kontrollierten Voranschlag bis ins einzelne hinein über die bevorstehenden Ausgaben macht, bemessen nach den zur Verfügung stehenden Einnahmen mit Berücksichtigung aller vorhandenen Bedürfnisse nach dem Grade ihrer Dringlichkeit, und wenn man dann am Schluß jeder Periode mit Hilfe des Anschreibebuchs, das übersichtlich nach Hauptrubriken geordnet sein sollte, den wirklichen Verlauf der Wirtschaft mit ihrem Plane vergleicht, gewinnt man den Ueberblick, ob aus den gegebenen Mitteln wirklich die größte Summe des damit zu beschaffenden Wohlseins für die Hausgenossenschaft erzielt ist. Und daß dies geschehe, dafür ist eben jede Hausfrau dem Herrn, der sie an ihre Stelle gesetzt hat, und den Ihrigen verantwortlich.

Eine geregelte häusliche Buchführung setzt einen Voranschlag voraus, bei dessen Aufstellung Erfahrung und Urteil thätig sein müssen. Einnahme und Ausgabe sollen durch das Wirtschaften nach einem solchen Plane in Einklang gebracht werden. Nun ist es ganz klar, daß von diesen beiden Grundlagen nicht die Einnahme, sondern die Ausgabe dem Willen des Haushalters unterstellt ist. Wir können eine Menge Ausgaben — nicht alle! — durch unsern bloßen Willen unterlassen, wir können kaum je durch einen einmaligen Willensakt eine Einnahme herbeiführen oder steigern. Wenn wir das festhalten, so ergibt sich sehr leicht der oberste Grundsatz der richtigen Wirtschaftskunst, die zutreffende Antwort auf die Frage: wonach müssen sich die Ausgaben richten? Ohne weiteres Nachdenken sind die Menschen geneigt zu sagen: Nach den Bedürfnissen! ja, sie verfahren auch sehr häufig in der Praxis so, und fahren sich dann gründlich fest. Bis auf einen gewissen Punkt haben wir nämlich nicht sowohl unsere Ausgaben, sondern unsere Bedürfnisse in der Gewalt, während die Einnahme der unbewegliche Faktor in der Rechnung ist; es ist also allein richtig zu sagen: die Bedürfnisse, und mit ihnen die Ausgaben, müssen sich nach den Einnahmen richten. Auch in den Bedürfnissen steckt ein unbeweglicher Teil, der schlechthin

gedeckt werden muß, das ist wahr; er spielt aber in dem Haushalte der Leser dieses Artikels nur eine kleine Rolle. Das ist das Mindestmaß dessen, was die bloße Erhaltung des physischen Lebens kostet, beispielsweise bei unsern jetzigen Kultur- und Preisverhältnissen etwa 300 Mark jährlich für einen Erwachsenen. Wer für Nahrung, Kleidung, Wohnung nicht wenigstens soviel aufwenden kann, muß verhungern oder von anderen erhalten werden. Sowie aber diese Urbedürfnisse befriedigt sind, so kommen wir in das Gebiet der freien Willensbestimmung, und daher muß man sagen, daß jeder, der eine sichere Einnahme in wenigstens der oben bezeichneten Höhe zu verwalten hat, bei seiner Einnahme auskommen muß, es sei denn, daß ihn ganz außerordentliche Schicksalsschläge treffen.

Die vorherige Berechnung und Feststellung der Einnahme, die also dem weiteren Verfahren zu Grunde liegen muß, ist nun in einem Haushalt gewöhnlicher Art Sache des Mannes. Er muß wissen, auf wie viel er mit Sicherheit und auf wie viel er möglicherweise zu rechnen hat, und es ist klug, jede nicht absolut sichere Einnahme so niedrig wie möglich anzusetzen, denn es läßt sich in der Praxis immer leichter ein Ueberschuß gedeihlich verwenden, als ein unvorhergesehener Mangel ohne Störung decken. Der Mann muß ferner von seiner Gesamteinnahme erst alles abziehen, was er an Betriebs- und Geschäftskosten nötig hat, und was er auf eine oder die andere Weise kapitalisieren will, sei es auch nur als Ausgabe für die Lebensversicherung. Was dann übrig bleibt, ergibt die Fonds für den häuslichen und persönlichen Verbrauch, wovon der Mann nach geschehenem Ueberschlag die Kosten für diejenigen größeren unbeweglichen Ausgaben, die in der Regel durch seine Hand gehen: Steuern, Schulgeld, Versicherungen, ärztliches Honorar u. s. f. erst abziehen mag. Der Rest, durch zwölf geteilt, geht als Monatsgeld, durch zweiundfünfzig geteilt, als Wochengeld in die Hand der Frau und bildet so ihre Einnahme, auf deren pünktlichen Eingang sie allerdings ebenso sehr angewiesen ist, wie der Beamte auf den Eingang der seinigen, so daß die Finanzkunst des Mannes, wenn er in einem Beruf mit wechselnden Einnahmen steht, wie der Kaufmann, der Landwirt, der Schriftsteller, vorzüglich darauf gerichtet sein muß, diese an seine Frau abzuführende Summe möglichst immer für ein oder zwei Termine im voraus zu haben. Sehr nützlich ist es, wenn zugleich die Frau sich so einzurichten weiß, daß sie an Ersparnissen wenigstens den Betrag eines Monatsgeldes liegen hat, gewissermaßen als eisernen Bestand, zu welchem nur in dem Notfall gegriffen wird, daß ein ganz unvorhergesehener Ausfall der Einnahme oder eine gar nicht anders zu bestreitende unvorhergesehene größere Ausgabe gedeckt werden müssen. So wird dem Schuldenmachen aus Not vorgebeugt, das, obwohl weniger verwerflich als das Schuldenmachen aus Leichtsinn, doch in seinen wirtschaftlichen Folgen gewöhnlich ebenso gefährlich ist.

Ist nun die Summe festgestellt, welche der Frau für den Verbrauch im Hauswesen in wöchentlichen oder monatlichen Raten zugehen soll, so beginnt damit ihre Verwaltungsausgabe, deren erstes Stück ist, zu ermitteln, welcher Teil der zur Verfügung stehenden Einnahme für jede bestimmte Art von Ausgabe verwandt werden darf. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß gerade in diesem Punkte der Wirtschaftsführung am meisten bloße Routine und am wenigsten klare Einsicht herrscht. Man hält sich schon für sehr finanzverständig, wenn man ausgibt, solange das Geld reicht, und eine Ausgabe, für die man gerade keine Mittel in Händen hat, so lange verschiebt, bis wieder Geld eingeht, ohne zu untersuchen, ob auch dann nicht nötigere Dinge zu beschaffen sind; ja, auch die Leute sind leider nicht ganz selten, die eine Anschaffung machen, ohne überhaupt die Mittel zur Deckung in Händen zu haben, wie alle Kaufleute, Handwerker, und wer sonst immer für Geld arbeitet, zu ihrem Schaden wissen. Wenn es aber für den Gläubiger schon sehr unersprießlich ist, statt des Aequivalents für seine Leistung nur den Namen seines Schuldners im Buche zu haben, so ist es für den Schuldner, er mag nun an seinen Schulden leicht oder schwer tragen, noch verderblicher. Und zwar liegt das daran, daß die auf Rechnung genommene Ware oder Dienstleistung ganz in der Regel die Täuschung erzeugt, als hätte man die dafür geschuldete Summe noch im Besitz, nicht in bloßem Verwahrsam, und könnte sie auch nach Belieben für andere Zwecke verwenden. Wenn ich beim Schuhmacher ein Paar Stiefel zu zwölf Mark auf Rechnung entnehme

und ziehe sie an, so habe ich nicht mein Eigentum, sondern das des Schuhmachers an den Füßen, oder es sind in meiner Kasse von den vorhandenen sechzig Mark nur achtundvierzig Mark mein, und von den zwölf Mark gehört mir kein Pfennig mehr. Darum ist auch das auf Rechnung Entnehmen im Haushalte, wo es regelmäßig bei gewissen Bedürfnissen geschieht, nur dann unbedenklich, wenn man den Betrag für das Entnommene sofort zu Hause in seinem Rechnungsbuche notiert, sich fortgesetzt von der Höhe des Kontos in Kenntnis hält, ehe man neue Ausgaben macht, und das Konto jedesmal wenigstens mit Abschluß der laufenden Rechnungsperiode begleicht. Viel leichter ist gut Wirtschaft führen, wenn die Hausfrau die Mühe nicht scheut, für jede auch noch so kleine Ausgabe den Geldbeutel sofort zur Hand zu nehmen und nur allenfalls solche stabile Posten wie Brot und Milch, so lange das tägliche Maß genau eingehalten wird, wöchentlich zu bezahlen.

Die hunderterlei Ausgaben nun, welche das häusliche Leben macht, lassen sich in drei große Gruppen teilen. Eine Reihe derselben kann gar nicht vom Haushalter nach Belieben vergrößert oder verkleinert werden; bei anderen tritt diese Gewalt nur in bestimmten größeren Zeitabschnitten ein, bei den letzten hat man sie täglich in der Hand. Diese letzteren werden hauptsächlich durch den täglichen Verbrauch an Nahrung im weitesten Sinne hervorgerufen: wir wollen sie die eigentliche Hauswirtschaft nennen. Die zweite Gruppe umfaßt den Hausstand oder die Bedürfnisse, für welche jährlich oder doch in längeren Rechnungsperioden zu sorgen ist. Die dritte, dem Willen des Haushalters am wenigsten unterworfene Gruppe, sind die außerordentlichen und zufälligen Ausgaben. Während die zweite und dritte Gruppe gemeinsame Beratung, oft auch Verfügung von Mann und Frau nötig machen, bildet die erste fast uneingeschränkt das Gebiet der Hausfrau allein. Allerdings kann man die Grenzen der ersten und zweiten Gruppe verschieden ziehen. Zum Hausstand gehört, nach Abzug der vorher schon erwähnten ganz festen Ausgaben, wie Abgaben aller Art, Schulgeld, Versicherungen, gewiß die Wohnungsmiete oder für den, der im eigenen Hause wohnt, der derselben entsprechende Aufwand, die Kleidung, einschließlich des Leinenzeugs, der Dienstbotenlohn, Mobiliar und Hausgerät. Wäsche, Licht und Feuerung dagegen kann man zur Hauswirtschaft ebensowohl wie zum Hausstande rechnen. Von der dritten Gruppe von Ausgaben, die sich der Vorausberechnung am meisten entzieht, ist das festzuhalten, daß man sie niemals ganz vermeiden kann, daß sie ihrer Natur nach stets die Neigung haben zu wachsen, daß sie aber bei gehöriger Aufmerksamkeit einer Einschränkung zur rechten Zeit und am rechten Ort immer fähig sind. Dahin gehören Trinkgelder, Geschenke, milde Gaben, soweit sie nicht in regelmäßigen Jahresbeiträgen bestehen, die dann als feste Ausgaben zum Hausstand zu rechnen sind, ferner die unvorhergesehenen Ausgaben für Krankheiten und andere häusliche Ereignisse, für Besuch, für größere elementare Beschädigungen durch Feuer und Wasser u. dgl. Man darf sie bei der Vorausberechnung auch nicht zu niedrig ansetzen, sonst fallen eben die übrigen Posten zu hoch aus und es entsteht ein Defizit, sowie sie stärkere Anforderungen stellen, als man gedacht hat.

So außerordentlich verschieden nun auch die acht bis neun Millionen deutscher Haushaltungen zu sein scheinen, wenn man den in dem eigenen Gesichtsfelde liegenden kleinen Bruchteil beobachtet, so sind sie doch, wie alle Gebiete menschlichen Thuns, bestimmten Gesetzen unterworfen, die selbst die scheinbar willkürlichsten Lebensäußerungen regeln. Wenn es daher angezeigt erscheint, daß zunächst in jedem seit Jahren bestehenden Haushalte der frühere Verbrauch, soweit er regelmäßig gebucht und daher mit Sicherheit erkennbar ist, die Norm für die einzelnen Ausgaben und für ihr Verhältnis zu einander und zu den Einnahmen ergibt, so lassen sich doch auch gewisse allgemeine Bestimmungen aufstellen, die für eine ganze, nach der Höhe der Einnahme zu ermittelnde Klasse von Haushaltungen Gültigkeit haben, vorbehaltlich höchstens der Modifikation durch örtliche Verhältnisse, und die Praxis zeigt, daß man von diesen Bestimmungen nur zum Schaden des eigenen Wohles dauernd abweicht. Schon vor dreißig Jahren hat ein ungenannter Schriftsteller in einem jetzt leider im Buchhandel nicht mehr zu habenden zweibändigen Werke: Die wirtschaftliche Erziehung und Lebensaufgabe der Hausfrau (Leipzig, Gustav Mayer, 1852), die Grundzüge einer Berechnung aufgestellt, wonach für jede Klasse von Ausgaben

der Prozentsatz zu finden ist, den sie von der Einnahme, d. h. der für den Haushalt verwendbaren Einnahme verzehren darf. Die folgenden Ausführungen schließen sich diesem System an, welches sich in der Praxis durchaus bewährt hat, mit den Veränderungen, zu welchen verschiedene wirtschaftliche Neugestaltungen der inzwischen verflossenen Zeit drängen.

Teilen wir zunächst die verwendbare Gesamtsumme in 25 Teile, eine Rechnung, die sich bei der jetzigen Münzeinheit, der Mark, ja leicht vollziehen läßt, da jedes Fünfundzwanzigstel vom Hundert 4 Mark bezw. Pfennig darstellt. Danach werden zuerst die Ausgaben wie folgt repartiert:

Auf die Miete, bezw. den Wohnungsaufwand entfallen in der Regel vier, höchstens fünf Fünfundzwanzigstel. Wer 5000 Mark für seinen Haushalt verwendet, wohnt für 1000 Mark an den meisten Orten reichlich teuer — nicht allein weil die Miete hoch ist, sondern weil eine geräumigere, elegantere Wohnung mit Notwendigkeit größeren Aufwand in Feuerung, Licht, Mobiliar, Bedienung, auch wohl in Geselligkeit nach sich zieht. Eine bescheidenere Wohnung nehmen ist daher, sofern sie nur überall noch den Anforderungen der Gesundheitspflege entspricht, immer der erste Schritt, um größere Ersparnis zu erzielen, wenn gesteigerte Ausgaben oder verminderte Einnahmen das nötig machen.

Die Kleidung soll mindestens drei, höchstens vier Fünfundzwanzigstel beanspruchen. Ein Ueberschreiten dieses Maßes hat gar keinen positiven Nutzen, ein Darunterbleiben bringt Schaden entweder an der Gesundheit oder an der gesellschaftlichen Stellung. Der Wichtigkeit nach ordnen sich die hierher gehörigen Ausgaben in die für die Kleidung der Hauseltern, die für das Leinenzeug und zuletzt die für die Kinder, weil nämlich für diese immer durch passende Verwendung von abgelegtem Zeuge geholfen werden kann.

Für den Dienstbotenlohn wird ein um so größerer Prozentsatz nötig, je höher die zu verwaltende Einnahme ist. In ganz kleinen Haushaltungen fällt er weg; in den nächst darüber stehenden beträgt er etwa ein halbes bis ein ganzes Fünfundzwanzigstel, in reichen, vornehmen Häusern mehr. Aehnlich verhält es sich mit den Ausgaben für die Instandhaltung des Hausstandes, so jedoch, daß in jedem Haushalt etwas für sie berechnet werden muß, und daß auch ein starker Verbrauch im reich ausgestatteten Hause nicht über anderthalb Fünfundzwanzigstel hinausgehen sollte.

Das sind die Ausgaben für den Hausstand, die von Mann und Frau gemeinschaftlich festgestellt werden und in längeren Perioden bezahlt werden müssen. In die zweite Gruppe rechnen wir erstlich die Ausgaben für Feuerung und Licht. Hier sind örtliche Verhältnisse, Heizungsanlagen, Beleuchtungsmittel, der ganze Fuß, auf dem das Hauswesen geführt wird, sehr maßgebend, nicht weniger auch die Achtsamkeit der Hauseltern im einzelnen und kleinen auf unnützen Verbrauch. Mit anderthalb Fünfundzwanzigstel sollte man in unserer Zeit der Steinkohle, bezw. des Koks, und des Petroleums aber wohl ausreichen.

Bei der Wäsche kommt viel darauf an, ob die Arbeitskräfte des Hauses für ihre Besorgung ausreichen, ob fremde herbeigezogen werden müssen, oder ob man ganz aus dem Hause waschen läßt. Im ersteren Falle, der allerdings die Feuerungsrechnung nicht unbedeutend erhöht, stellen sich trotzdem die Gesamtkosten am niedrigsten und werden etwa mit einem halben Fünfundzwanzigstel bestritten werden können; im letzten Fall steigt dieser Posten trotz des Minderverbrauchs an Feuerung weit höher, am höchsten in großen Städten oder an Orten mit viel Fremdenverkehr.

Der eigentliche Haushalt: Essen und Trinken muß wenigstens 8 und darf höchstens $10\frac{1}{2}$ Fünfundzwanzigstel verbrauchen. Hier, wie bei den beiden vorhergehenden Posten, die zusammen über die Hälfte der Reineinnahme ausmachen, ist die hauswirtschaftliche Tüchtigkeit der Frau, ihre nicht nachlassende Sorge für das Kleine, ihre Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit, ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit von durchgreifendster Bedeutung. Hier kann sie ganz leicht ebenso gut Hunderte sparen wie Hunderte vergeuden, ohne daß äußerlich viel davon zu Tage tritt.

Die persönlichen Ausgaben der Eheleute, die wir oben bereits im einzelnen berührt haben, sollten anderthalb Fünfundzwanzigstel nicht überschreiten; für die zufälligen kann man nicht wohl weniger als anderthalb oder zwei Fünfundzwanzigstel festsetzen. Es ergibt sich daraus nun folgender Voranschlag:

A. Hausstand:

	niedrigstes Maß	höchstes Maß
1) Miete . . .	4/25	5/25
2) Kleidung . .	3	4
3) Lohn . . .	$0^1/_2$	1
4) Hausstand . .	1	$1^1/_2$
	$8^1/_2/25$	$11^1/_2/25$.

B. Hauswirtschaft:

5) Feuerung und Licht . . .	$1^1/_2$	$1^1/_2$
6) Wäsche . .	$^1/_2$	1
7) Ernährung .	8	10
	10/25	$12^1/_2/25$.

C. Außerordentliche Ausgaben:

8) persönliche .	$1^1/_2$	$1^1/_2$
9) zufällige . .	$1^1/_2$	2
	3/25	$3^1/_2/25$.
Summa	$21^1/_2/25$.	$27^1/_2/25$.

Nach dieser Berechnung bleibt der niedrigste Anschlag um $3^1/_2$ Fünfundzwanzigstel hinter der wirklichen Einnahme zurück, der höchste überschreitet sie um $2^1/_2$. Um den richtigen Betrag zu finden, darf man nun keineswegs nach Belieben einzelne Posten erhöhen, bezw. davon abstreichen, sondern man muß, nachdem man die Rechnung in Fünfundzwanzigsteln mit der gegebenen Summe ausgeführt hat, überlegen, welche Posten nach den bisherigen persönlichen Erfahrungen mit dem für sie ausgeworfenen Prozentsatz zu gering bedacht sind, bezw. bei welchen sich ohne Schaden für das häusliche Wohl am ersten eine Einschränkung vertragen läßt. Im einzelnen ist es hier nicht thunlich, nachzuweisen, welche Posten in den verschiedenen Klassen von Haushaltungen: reichen, wohlhabenden, auskömmlichen, geringen, am meisten gestärkt, welche am ersten verkürzt werden müssen. Je reicher der Hausstand, desto größeren Raum nehmen beispielsweise die Ausgaben der dritten Klasse ein, je ärmer, desto höher belaufen sich verhältnismäßig die Kosten für die nötigsten physischen Lebensbedürfnisse: für Essen und Trinken. In den Haushaltungen mittleren und niederen Ranges kommt ferner außerordentlich viel auf die Zahl und das Lebensalter der Kinder, auf die Gesundheit und Arbeitskraft der Hausfrau an. In allen aber fällt, wie wir gesehen haben, der relativ größte Teil aller Ausgaben, ja die Hälfte, in die Kategorie, über welche die Frau am meisten und uneingeschränktesten zu verfügen hat. Sind daher hier ihre häuslichen Tugenden von unberechenbarer Wichtigkeit, so ergibt sich nun aus dem Gesagten auch leicht, wie viel ihr daran liegen muß, sich jederzeit und bei jeder einzelnen Ausgabe über ihren Verbrauch kontrollieren zu können, und wie sie nach geschehener Vorberechnung ihr Wirtschaftsbuch einzurichten hat, damit diese Kontrolle möglich sei. Sie möge immerhin in ein Notiztäfelchen, wie der Kaufmann in die Kladde, im Lauf des Tages oder der Woche alle Ausgaben, sowie sie vorkommen, hinter einander eintragen; spätestens mit Abschluß der Woche muß dann die Uebertragung in die einzelnen, oben angegebenen Rubriken des Wirtschaftsbuches erfolgen, von denen jede am Kopf die für sie im voraus ausgeworfene Summe tragen sollte. Dann läßt sich mit einem Blick ins Buch und einem zweiten in den Kalender jeden Augenblick finden, wie viel Mittel für einen bestimmten Verbrauchszweig bis zum nächsten Einnahmetermin noch flüssig sind, und man kann sich ebenso vor Verschwendung wie vor falsch angebrachter Sparsamkeit hüten.

Der Egoist.

Von

E. Werner.

(Fortsetzung.)

Im Salon befand sich niemand, als die beiden Brüder eintraten, aber draußen auf der Terrasse stand Frieda. Sie mußte die Kommenden wohl nicht bemerkt haben, denn als Sandow zu ihr hinaustrat und sie sich hastig umwandte, sah man es deutlich, daß sie soeben geweint hatte. So rasch sie auch mit dem Taschentuch über das Gesicht fuhr, die Thränen ließen sich nicht verbergen. Es war sonst nicht die Art des Kaufmannes, große Rücksicht zu zeigen; hier mochte er aber wohl die Thränen des jungen Mädchens auf Rechnung jenes peinlichen Vorfalls bei Tische setzen, und in einer Aufwallung von Teilnahme versuchte er, ihr darüber wegzuhelfen.

„Sie brauchen Ihre Thränen nicht so ängstlich zu verbergen, Miß Palm," sagte er.

„Sie haben vermutlich Heimweh hier in dem fremden Lande?“

Er schien damit wider Erwarten das Richtige getroffen zu haben, denn es lag eine überzeugende Wahrheit in dem schmerzdurchzitterten Tone, mit dem Frieda antwortete:

„Ja — ein unsagbares Heimweh!“

„Natürlich, Sie sind ja erst seit einigen Wochen hier,“ sagte Sandow gleichgültig. „Das geht allen Deutschen so, aber es verliert sich bald genug. Wenn man nur Glück hat in der neuen Welt, dann vergißt man gerne die alte und ist schließlich froh, ihr den Rücken gekehrt zu haben. — Sehen Sie mich doch nicht so entsetzt an, als ob ich Ihnen etwas Unglaubliches verkündete. Ich spreche aus eigener Erfahrung.“

Frieda hatte in der That entsetzt aufgesehen. Ihre Augen schimmerten noch feucht, aber es sprühte darin wie Zorn und Unwille, als sie heftig ausrief:

„Das kann nicht Ihr Ernst sein, Mr. Sandow! Ich sollte meine Heimat vergessen, aufgeben, selbst in der Erinnerung? — nimmermehr!“

Sandow schien etwas befremdet von diesem leidenschaftlichen Proteste des stillen Mädchens, aber um seine Lippen spielte ein halb verächtliches, halb mitleidiges Lächeln, während er erwiderte:

„Ich rate Ihnen aber wohlmeinend, das zu lernen. Das Unglück der meisten Deutschen hier in Amerika ist eben, daß sie so eigensinnig an der Vergangenheit festhalten und oft darüber Gegenwart und Zukunft versäumen. Das Heimweh ist auch eine von jenen krankhaften, künstlich aufgeregten Empfindungen, die für sehr poetisch und gemütvoll gelten und im Grunde doch nur ein unnützer Hemmschuh im Leben sind. Wer hier vorwärts kommen will, der muß den Kopf klar und die Augen offen behalten, um jede günstige Chance sofort zu ergreifen und auszunutzen. Sie sind ja auch in die Notwendigkeit versetzt, sich hier eine Existenz suchen zu müssen, und da taugt dies weichliche Sehnen und Träumen nun vollends nicht.“

So hart und herzlos die Worte auch klangen, sie waren vollkommen aufrichtig gemeint. Jene unvorsichtige Aeußerung über den „Geschäftsfreund“, die den Kaufmann eher hätte reizen und erbittern sollen, schien im Gegenteil sein Interesse für das junge Mädchen erweckt zu haben, das er bis dahin kaum beachtet hatte. Frieda widersprach nicht mit Worten diesen Lehren, die er sich herabließ, ihr zu geben, und die sie bis in das innerste Herz hinein erkälteten. Was hätte sie auch darauf erwidern sollen? Aber ihr fragender, vorwurfsvoller Blick sagte genug, und diese ernsten, dunkeln Augen schienen nun einmal eine seltsame Wirkung auf den sonst so unzugänglichen Mann zu üben. Diesmal wich er ihnen nicht aus, sondern blickte unverwandt hinein, und plötzlich sagte er in einem wie unwillkürlich gemilderten Tone:

„Sie sind noch sehr jung, Miß Palm, viel zu jung, um so ganz allein in die weite Welt hinauszugehen. Hatten Sie denn drüben in Ihrer Heimat niemand, der Ihnen eine Zuflucht bieten konnte?“

„Nein — niemand!“ kam es leise, fast unhörbar, von den Lippen des jungen Mädchens.

„Freilich, Sie sind eine Waise! Und der Verwandte, der Sie zu sich nach New York rief, starb, während Sie sich noch auf der Reise befanden? — so hörte ich wenigstens von meiner Nichte.“

Die leise Bewegung, mit der Frieda den Kopf neigte, sollte wohl eine Bejahung sein, aber dabei stieg eine dunkle Röte in ihrem Gesichte auf, und ihr Blick suchte den Boden.

„Das ist allerdings traurig. Wie war es Ihnen denn möglich, in New York eine passende Unterkunft zu finden, da Sie ganz fremd waren?“

Die Glut auf den Wangen des jungen Mädchens wurde noch dunkler.

„Meine Reisegefährten nahmen sich meiner an,“ sagte sie zögernd. „Man brachte mich zu Landsleuten, zu dem Pfarrer einer deutschen Gemeinde, wo ich die herzlichste Aufnahme fand.“

„Und dieser Herr empfahl Sie meiner Nichte? Ich weiß, ihre Mutter hatte zahlreiche Verbindungen in New York, und Jessy setzt einige jener Korrespondenzen fort. Sie hat sich Ihrer übrigens mit so warmer Teilnahme angenommen, daß sie hinsichtlich der Zukunft unbesorgt sein dürfen. Mit den Empfehlungen des Cliffordschen Hauses wird es Ihnen nicht schwer werden, in unserer Stadt irgend eine passende Stellung zu finden.“

Frieda war augenscheinlich noch ebenso unbewandert im Lügen, wie Jessy. Vor dieser hatte es freilich nie der Verstellung bedurft, da sie von Anfang an im Einverständnis gewesen war, aber dem Herrn des Hauses gegenüber mußte die einmal übernommene Rolle durchgeführt werden, zumal jetzt, wo er zum erstenmale eine Art von Interesse zeigte. Das Aussehen des jungen Mädchens verriet, wie schwer ihr diese Rolle wurde. Sie brachte kein Wort über die Lippen. Sandow kannte sie zwar als scheu und schweigsam, aber dies hartnäckige Schweigen schien ihn zu ärgern. Da er keine Antwort erhielt, so drehte er sich kurz um und ging hinunter in den Garten.

Frieda atmete auf, als sei sie von einer Pein erlöst, und kehrte rasch in den Salon zurück. Hier aber wurde sie von Gustav in Empfang genommen, der sich scheinbar gleichgültig im Hintergrunde gehalten hatte, dem aber kein Wort des Gespräches entgangen war.

„Höre Frieda, ich bin ganz und gar nicht mit dir zufrieden," begann er in strafendem Tone. „Weshalb bist du denn eigentlich hergekommen? Was soll es heißen, daß du meinem Bruder bei jeder Gelegenheit ausweichst, ja ihn förmlich fliehst? Du machst keinen Versuch zur Annäherung, läßt die seltenen Stimmungen, in denen er zugänglich ist, unbenützt verstreichen und schweigst hartnäckig, wenn er dich anredet. Ich habe dir den Weg geebnet, nun ist es aber an der Zeit, daß du auch einen Schritt thust."

Frieda hatte die Strafpredigt schweigend über sich ergehen lassen, jetzt aber richtete sie sich empor und sagte kurz und heftig:

„Ich kann nicht!"

„Was kannst du nicht?"

„Das Versprechen halten, das ich dir gegeben habe. Du weißt, daß es halb gezwungen geschah. Mit Widerstreben bin ich dir hierher gefolgt, mit Widerwillen habe ich die Rolle übernommen, die zu spielen du mich verurteilt hast. Aber ich kann sie nicht länger durchführen, es geht über meine Kräfte. Laß mich zurück in die Heimat, hier erreiche ich doch nichts."

„So?" sagte Gustav ärgerlich. Das sind ja schöne Geschichten. Also darum bin ich mit dir über den ganzen Ozean geschwommen und habe mich auf Leben und Tod mit meinem Verleger und meinem Chefredakteur herumgezankt, die mich durchaus nicht loslassen wollten. Darum sitze ich hier geduldig hinter dem Komtoirtisch und lasse Miß Cliffords allerhöchste Verachtung über mich ergehen, mich als gesinnungslosen Ueberläufer behandeln, damit Miß Frieda mir kurz und gut erklärt: Ich will nicht länger! Aber daraus wird nichts. Du wirst nicht schon nach acht Tagen die Flinte in das Korn werfen, das bitte ich mir aus. Du wirst im Gegenteil hier bleiben und durchführen, was wir begonnen haben."

Die dunkeln Augen des jungen Mädchens richteten sich traurig und ernst auf den Sprechenden, es lag etwas wie ein Vorwurf darin über den leichten Ton, den er anschlug.

„Schilt mich nicht undankbar! Ich weiß, wie viel ich dir schulde, was du alles für mich gethan hast, aber ich habe mir die Aufgabe nicht so schwer gedacht. Ich kann kein Herz fassen zu diesem harten, kalten Manne und er wird nie eins für mich haben, das fühle ich mit unumstößlicher Gewißheit. Hätte ich nur ein einziges Mal einen wärmeren Strahl in seinem Auge gesehen, nur ein herzliches Wort aus seinem Munde gehört, ich würde es ja versucht haben, mich ihm zu nähern; aber diese starre Kälte seines Wesens, die nichts erwärmen, nichts durchbrechen kann, scheucht mich immer wieder in die weiteste Ferne zurück."

Gustav nahm statt aller Antwort ihre Hand und zog Frieda neben sich auf das Sofa.

„Habe ich dir denn gesagt, daß deine Aufgabe leicht sein würde?" fragte er. „Sie ist schwer genug, schwerer als ich es glaubte, aber unmöglich ist sie nicht. Mit diesem scheuen Ausweichen freilich erreichst du nichts. Angreifen mußt du den Feind; er hat sich stark genug verschanzt, da gilt es, Sturm zu laufen."

„Ich kann nicht!" rief Frieda leidenschaftlich. „Ich sage dir ja, daß in meinem Innern keine einzige Regung für ihn spricht und wenn ich keine Liebe geben und empfangen kann, was soll ich dann hier? Mir eine Heimat, ein Vermögen erschleichen? Das kannst du nicht wollen, und wolltest du es wirklich, ich würde beides zurückstoßen, wenn *er* es mir mit so herzloser Gleichgültigkeit böte, wie er mir den Aufenthalt in seinem Hause bot."

Sie war bei den letzten Worten aufgesprungen. Gustav zog sie ruhig wieder auf ihren Sitz nieder.

„Das wogt und stürmt wieder einmal über alle Schranken, und das Ende ist wieder ein trotziges Nein. Wenn ich nicht wüßte, von wem du diesen starren Trotzkopf hast, die tiefe Leidenschaftlichkeit bei aller äußeren Verschlossenheit, ich würde dir noch ganz anders den Text lesen. Aber das ist ein Erbfehler, dagegen läßt sich nicht ankämpfen.“

Das junge Mädchen umschloß mit beiden Händen beinahe flehend seine Rechte.

„Laß mich fort, laß mich zurück in die Heimat, ich bitte dich! Was thut es denn, daß ich arm bin, du wirst mich ja nicht verlassen, und ich bin jung, ich kann ja arbeiten. Tausende sind in der gleichen Lage wie ich und müssen den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Ich will das zehnmal lieber thun, als hier um eine Anerkennung betteln, die mir versagt wird. Ich fügte mich nur deinem Willen, als du mich zu deinem Bruder führtest, ich brauche ihn und seinen Reichtum nicht.“

„Aber er braucht dich!“ sagte Gustav mit ernstem Nachdruck. „Und er braucht deine Liebe, mehr als du es glaubst.“

Um die Lippen des jungen Mädchens zuckte ein bitteres Lächeln.

„Da irrst du doch wohl! Ich weiß noch wenig genug von der Welt und den Menschen, aber das fühle ich doch, daß Mr. Sandow weder Liebe braucht noch verlangt. Er liebt ja überhaupt nichts auf der Welt, nicht Jessy, die doch fast wie eine Tochter unter seinen Augen aufgewachsen ist, nicht dich, seinen einzigen Bruder. Ich habe es nur zu gut gesehen, wie fremd und ferne er auch euch beiden steht. Er kennt nichts, als die Lust am Erwerben, am Gewinnen, und er ist doch reich genug. Ist es wahr, wirklich wahr, daß er mit diesem Jenkins in Verbindung steht, daß ein Mann von solchem Rufe zu seinen Freunden gehört?“

„Kind, das verstehst du nicht,“ sagte Gustav ausweichend. „Wer wie mein Bruder mit all seinen Lebenshoffnungen gescheitert ist, wenn sich wie ihm jedes Glück in Unheil, jeder Segen in Fluch verkehrte, der geht entweder zu Grunde in einer solchen Katastrophe, oder er läßt sein ganzes bisheriges Sein und Wesen darin zurück und geht als ein völlig anderer daraus hervor. Ich weiß ja doch, was er vor zwölf Jahren gewesen ist, und was damals in ihm lebte, kann nicht ganz erstorben sein. Du sollst es wecken, darum habe ich dich hierhergebracht, du sollst es wenigstens versuchen.“

Die mit tiefem Ernste gesprochenen Worte verfehlten nicht ihren Eindruck auf Frieda, aber sie schüttelte leise das Haupt.

„Ich bin ihm eine Fremde und werde es bleiben. Du selbst hast mir verboten, ihn etwas von unseren Beziehungen ahnen zu lassen.“

„Gewiß habe ich das gethan, denn wenn er jetzt schon die Wahrheit entdeckt, so würde er dich wahrscheinlich mit voller Härte zurückstoßen, und ein Trotzkopf, wie du, würde dann nicht eine Minute länger standhalten, und dann wäre alles verloren. Aber nahen sollst du dich ihm wenigstens. Ihr habt ja noch kaum miteinander gesprochen. Es regt sich keine Stimme in deinem Innern, sagst du? Sie muß sich aber regen, in dir, wie in ihm, und sie wird sich regen, wenn ihr es nur gelernt habt, Auge in Auge zu stehen.“

„Ich will es versuchen!“ sagte Frieda mit einem tiefen Atemzuge. „Wenn ich aber nichts erreiche, wenn ich nur Härte und Mißtrauen finde —“

„So wirst du bedenken, daß an dem Manne viel gesündigt worden ist,“ fiel Gustav ein, „so viel, daß er wohl ein Recht hat, mit Mißtrauen und Argwohn zurückzuweichen, wo ein anderer mit voller Liebe die Arme öffnen würde. Du bist ja unschuldig daran, du leidest für fremde Schuld, aber sie fällt doch nun einmal mit ihrer ganzen Schwere auf dich.“

Das junge Mädchen antwortete nicht, aber ein paar heiße Thränen fielen aus ihren Augen, während sie den Kopf an die Schulter des Sprechenden lehnte. Dieser strich ihr sanft und beschwichtigend über die Stirn.

„Armes Kind! Ja es ist hart, in deinem Alter, wo noch alles Freude und Sonnenschein sein sollte, schon so tief eingeweiht zu sein in Haß und Zwietracht, in das ganze Elend eines Menschenlebens. Mir ist es damals schwer genug geworden, dir das alles zu enthüllen; aber es trat mit so zwingender Gewalt in dein Leben, daß du es notwendig kennen mußtest. Und meine Frieda gehört ja nicht zu den



„Jetzt.“ Von Eduard Grützner.

Schwachen und Zaghaften, sie hat etwas von der Energie und leider sogar von der Härte eines gewissen anderen Charakters. Darum nur mutig vorwärts, wir erzwingen es doch!"

Frieda trocknete ihre Thränen und zwang sich zu einem Lächeln.

„Du hast recht! Ich bin so undankbar und trotzig gegen dich, der so viel für mich gethan hat. Du bist —"

„Der beste und edelste der Menschen," fiel Gustav ein. „Natürlich bin ich das und fühle mich tief beleidigt, daß Miß Clifford dies immer noch nicht einsehen will, obgleich du es ihr so rührend versichert hast. — Aber jetzt geh auf einige Minuten ins Freie. Du siehst ganz erhitzt und verweint aus, du mußt die Thränenspuren vertilgen. Ich warte inzwischen hier auf Jessy. Wir haben uns heute noch nicht einmal gezankt, und das ist mir nachgerade ein Herzensbedürfnis geworden, das ich wirklich nicht mehr entbehren kann."

Frieda gehorchte; sie verließ den Salon und schritt über die Terrasse nach dem Garten hinunter. Langsam schritt sie durch die schönen parkartigen Anlagen, die bis zum Strande reichten und an denen der Gärtner seine ganze Kunst verschwendete; aber der Platz, den sie aufsuchte, lag im fernsten Teile des Gartens. Es war eine einfache Bank, von zwei mächtigen Bäumen beschattet; sie bot einen unbeschränkten Blick auf das Meer hinaus und war vom ersten Tage an der Lieblingsplatz der jungen Fremden geworden.

Der frische Seewind kühlte Friedas erhitzte Wangen und tilgte die Thränenspuren aus ihrem Antlitz, aber den Schatten, der auf ihrer Stirn lag, vermochte er nicht zu tilgen. Dieser Schatten schien nur tiefer und dunkler zu werden, während sie, wie in fernes Träumen verloren, dem Spiel der Wogen zuschaute, die sich am Strande brachen.

Der Garten war nicht so einsam, als es den Anschein hatte, denn in nicht allzugroßer Entfernung ließen sich Stimmen vernehmen. Drüben an dem Eisengitter, welches das Gebiet der Villa abschloß, stand Sandow mit dem Gärtner und besichtigte die neuen Anlagen, die in den letzten Tagen vollendet waren.

Der Gärtner wies mit unverkennbarem Stolze auf sein in der That mit großem Geschmack ausgeführtes Werk, aber der Herr des Hauses schien nicht viel Interesse dafür zu haben. Er überblickte das Ganze flüchtig, gab mit einigen kühlen Worten seine Zufriedenheit zu erkennen und schlug dann den Rückweg nach dem Hause ein. Dabei kam er an jener Bank vorüber, wo Frieda saß.

„Sieh da, Miß Palm! Sie haben sich ja den fernsten und abgelegensten Platz des ganzen Gartens erwählt."

„Aber auch den schönsten! Der Blick auf das Meer ist so herrlich."

„Das ist Geschmacksache," meinte Sandow. „Für mich hat dies ewig gleiche Auf- und Niederwogen etwas tödlich Einförmiges. Ich halte es nie lange aus."

Er hatte das im Vorübergehen flüchtig hingeworfen und war jetzt im Begriff, sich zu entfernen.

Frieda hätte wahrscheinlich seine Bemerkung unerwidert gelassen und damit wäre das Gespräch zu Ende gewesen, aber Gustavs Mahnung hatte doch gefruchtet. Das junge Mädchen verharrte nicht wieder im scheuen Schweigen, wie sonst, sondern antwortete in einem Tone, dessen tiefe Bewegung sich Aufmerksamkeit erzwang.

„Ich liebe das Meer so sehr und — wenn Sie auch darüber spotten, Mr. Sandow — ich kann es doch nicht vergessen, daß dort, hinter jenen Wellen, meine Heimat liegt."

Sandow schien nicht in der Laune, zu spotten. Er war stehen geblieben, seine Augen folgten wie unwillkürlich der angedeuteten Richtung und hefteten sich dann wieder sinnend und forschend auf Friedas Gesicht, als suche er irgend etwas darin.

Es war ein trüber und ziemlich unfreundlicher Nachmittag. Die Wolken hingen schwer und regenfeucht herab, und der sonst so unbegrenzte Blick in die sonnig blaue Weite des Meeres war heut gehemmt und verschleiert. Man sah kaum einige hundert Schritte vorwärts, weiter hinaus lagerte dichter Nebel auf der See und die unruhig wogende Fläche, die von keinem Sonnenstrahl erleuchtet, eine tiefdunkle Färbung zeigte, hatte beinahe etwas Unheimliches. Ruhelos kamen die Wogen herangerollt und zerrannen mit leisem Zischen in weißen Schaum auf dem Sande des Ufers. Fern aus dem Nebel tönte das Brausen der hohen See und zwei Möwen strichen im langsamen Fluge über die Wellen hin und verschwanden in jenem Nebelmeer. Friedas Augen folgten ihnen träumerisch,

sie schrak fast zusammen, als Sandow das Schweigen, welches eingetreten war, urplötzlich mit der Frage unterbrach:

„Wie hieß der Geistliche, bei dem Sie in New York lebten?“

„Pastor Hagen.“

„Und dort hörten Sie die erwähnten Aeußerungen über Jenkins und Kompanie?“

„Ja Mr. Sandow.“ Frieda schien noch etwas hinzufügen zu wollen, aber die Schroffheit, mit der die letzte Frage gestellt wurde, schloß ihr die Lippen.

„Ich hätte es denken können! diese Herren Geistlichen mit ihren extravaganten Ansichten von Moral sind immer sehr schnell mit einem Verdammungsurteil bei der Hand, wenn irgend etwas nicht in ihre Schablone paßt. Von der Kanzel aus sieht es sich freilich sehr bequem auf die sündige Welt nieder, in der wir doch alle leben müssen. Die Herren sollten es nur einmal probieren, in dies Leben herabzusteigen, wo jeder kämpfen muß, um oben zu bleiben; sie würden dabei freilich sehr viel von ihrer beschaulichen Ruhe und christlichen Makellosigkeit einbüßen, aber sie lernten dann wenigstens bescheidener über Dinge urteilen, von denen sie absolut nichts verstehen.“

Der schonungslose Sarkasmus in diesen Worten hätte eine andere vielleicht eingeschüchtert. Frieda aber erhob sich energisch entgegen.

„Pastor Hagen ist die Milde und die Nachsicht selbst!“ erklärte sie mit aufflammendem Trotze. „Er wird sicher nie jemand ungerecht verdammen. Es war das erste und einzige Mal, daß ich ein so hartes Urteil aus seinem Munde hörte, und ich weiß, daß nur die Sorge um seine gefährdeten Landsleute es ihm entriß?“

„Soll das vielleicht heißen, daß er recht hat?“ fragte Sandow scharf, indem er wie drohend einen Schritt näher trat.

„Ich weiß es nicht, ich bin ja fremd und unbekannt mit allem. Aber Sie, Mr. Sandow, stehen in Verbindung mit jenem Manne, Sie müssen ja wissen —“

Sie wagte nicht zu vollenden, denn sie fühlte, daß jedes fernere Wort als eine Beleidigung gedeutet werden könne und Sandow schien es in der That so aufzufassen. Der mildere Ton, den er im Beginn des Gespräches angeschlagen, wich wieder der gewohnten kalten Strenge, als er erwiderte:

„Jedenfalls bin ich aufs höchste befremdet, zu hören, wie der Name und der Ruf einer großen Firma in gewissen Kreisen verlästert wird. Sie sind noch ein halbes Kind, Miß Palm, und verstehen begreiflicherweise nichts von solchen Dingen. Sie können nicht wissen, wie einflußreich der Name Jenkins in der Handelswelt ist. Aber die, welche sich zum Organ solcher Verleumdungen machen, sollten das bedenken und sich in acht nehmen.“

Die Zurechtweisung klang herb genug, überzeugend klang sie nicht. Die Macht und den Einfluß jenes Mannes hatte ja noch niemand angezweifelt, nur daß dieser Einfluß ein unheilvoller war. Frieda hatte natürlich keine Ahnung davon, welcher Art seine Geschäftsverbindung mit dem Cliffordschen Hause war, aber schon die Zusammenstellung der beiden Namen hatte sie tief erschreckt.

„Sie zürnen mir wegen der unbedachten Worte über ihren Geschäftsfreund,“ sagte sie leise. „Ich wiederholte ahnungslos, was ich gehört hatte, und jene Aeußerung des Pastor Hagen galt ja auch nur der Gefahr, die unserer Auswanderung von solchen Unternehmungen droht. Er hat es in New York täglich vor Augen, wie tief so etwas in das Wohl und Wehe von Tausenden eingreift. Sie können das freilich nicht wissen, die Interessen Ihres Bankhauses liegen sicher weit ab von solchen Spekulationen.“

„Nun und woher kennen denn Sie das alles so genau?“ fragte Sandow mit einem Spott, der etwas erzwungen klang. Das Gespräch fing an, ihn zu peinigen, dennoch machte er keinen Versuch, es abzubrechen; es war etwas darin, was ihn wider seinen Willen reizte und fesselte.

Frieda hatte ihre Zurückhaltung mehr und mehr aufgegeben. Der Gegenstand interessierte sie augenscheinlich aufs höchste und ihre Stimme bebte in tiefer Bewegung, als sie antwortete:

„Ich habe einmal, nur ein einziges Mal ein solches Bild des Elends gesehen, aber es hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Während ich in New York war, kamen eine Anzahl von Auswanderern zu uns, Deutsche, die vor einigen Jahren nach dem fernen Westen gezogen waren und nun zurückkehrten. Sie hatten wohl zu leichtsinnig den Vorspiegelungen gewissenloser Agenten getraut und hatten in jenen Wäldern alles zurückgelassen! Den größten Teil der Ihrigen, der dem Klima erlegen war, ihre

letzten Mittel, ihre Hoffnungen, ihren Lebensmut — alles! Der deutsche Pfarrer, der sie damals gewarnt und dem sie nicht geglaubt hatten, sollte nun Rat und Hilfe zur Rückkehr in die Heimat schaffen. Es war furchtbar, die einst so kräftigen und mutigen Leute so ganz gebrochen und verzweifelt zu sehen und ihre Klage zu hören. Ich werde es nie vergessen!"

Sie legte, wie überwältigt von der Erinnerung, die Hand über die Augen. Sandow erwiderte keine Silbe. Er hatte sich abgewandt und blickte starr und unverwandt in den Nebel hinaus. Regungslos, wie von einem Banne gefesselt, hörte er den Worten zu, die immer leidenschaftlicher und erregter von jenen jugendlichen Lippen kamen.

„Ich habe es ja gesehen auf dem Dampfer, der mit mir Hunderte von Auswanderern herüberbrachte, wie viel Sorge und Angst solch ein Schiff trägt, wie viel Sehnen und Hoffen. Glück ist es ja fast niemals, was sie alle zwingt, der Heimat den Rücken zu kehren! Bei so vielen ist es die letzte Hoffnung, der letzte Versuch, sich in ein neues Leben hinüber zu retten. Und nun zu denken, daß all diese Hoffnungen scheitern, daß den Armen ihr mühseliges Ringen und Arbeiten nichts hilft, daß sie untergehen müssen, weil ein Einziger sich bereichern will, weil es Menschen gibt, die mit Absicht, mit vollem Bewußtsein ihre Brüder in das Elend senden, um Gewinn daraus zu ziehen! Ich würde es niemals für möglich gehalten haben, hätte ich es nicht selbst gesehen und gehört von jenen Zurückkehrenden!"

Sie hielt inne, erschreckt von der fahlen Blässe auf dem Antlitz des noch immer regungslos dastehenden Mannes. Es blieb eisern und unbeweglich wie immer, keine Empfindung verriet sich darin, aber alles Blut schien aus diesen Zügen gewichen zu sein, deren starrer Ausdruck etwas Unheimliches hatte. Er sah nicht den fragenden, besorgten Blick des jungen Mädchens, erst ihr plötzliches Schweigen schien ihn zur Besinnung zu bringen. Mit einer jähen Bewegung richtete er sich empor und strich mit der Hand über die Stirn.

„Sie nehmen sich Ihrer Landsleute tapfer an, das muß man Ihnen lassen!" sagte er, die Stimme klang dumpf und gepreßt, als koste ihm jedes Wort eine Anstrengung.

„Das würden Sie ja auch thun, wenn Ihnen die Möglichkeit geboten würde," entgegnete Frieda mit voller Unbefangenheit. „Sie würden sicher mit dem ganzen Gewicht Ihres Namens und Ihrer Stellung gegen solche Unternehmungen auftreten und Sie könnten gewiß viel mehr dagegen thun, als ein unbekannter Geistlicher, dem seine angestrengte Amtsthätigkeit so wenig Zeit übrig läßt und der schon so viel Not und Elend in seiner eigenen Gemeinde zu lindern hat. Mr. Sandow," sie trat ihm wie im plötzlich aufflammenden Vertrauen einen Schritt näher, „ich wollte Sie wirklich nicht beleidigen mit jenen unvorsichtigen Worten. Das Gerücht schiebt nun einmal jenem Manne solche Pläne unter. Es ist ja möglich, daß man ihm unrecht thut, daß auch Pastor Hagen getäuscht worden ist. Sie glauben nicht daran, das sehe ich an Ihrer tiefen Bewegung, wenn Sie es auch verbergen wollen und Sie müssen Ihren Geschäftsfreund ja doch am besten kennen."

Er war allerdings bewegt, der Mann, dessen Hand die Lehne der Bank so krampfhaft umfaßte, als ob das hölzerne Schnitzwerk zerbrechen sollte unter seinen Fingern, so bewegt, daß es einige Sekunden dauerte, ehe er die Herrschaft über seine Stimme zurückgewann.

„Wir sind da auf recht unerquickliche Dinge gekommen!" sagte er hastig abbrechend. „Aber ich hätte nie geglaubt, daß das scheue stille Kind, das in den acht Tagen, wo es in meinem Hause weilte, kaum die Augen aufschlug und die Lippen öffnete, so leidenschaftlich aufflammen könnte, wenn es die Verteidigung fremder Interessen gilt. Warum haben Sie sich denn nie von dieser Seite gezeigt?"

„Ich wagte es nicht. Ich fürchtete so sehr —" Frieda sprach nicht weiter, aber ihre Augen, die sich halb bang und halb zutraulich zu den seinigen emporhoben, sprachen es aus, was die Lippen verschwiegen, und es wurde auch verstanden.

„Wen fürchteten Sie? Mich vielleicht?"

„Ja," sagte das junge Mädchen tief aufatmend. „Ich habe Sie sehr gefürchtet — bis zu dieser Stunde!"

„Das sollen Sie aber nicht thun, Kind!" In Sandows Stimme lag ein fremder, seit langen Jahren nicht gehörter Klang, etwas wie leise aufquellende Wärme und Weichheit. „Ich mag Ihnen wohl streng und kalt erschienen sein, bin es auch vielleicht draußen im

Geschäftsleben, aber gegen den jungen Gast, der in meinem Hause Schutz und Zuflucht sucht, werde ich es nicht sein. Weichen Sie mir in Zukunft nicht mehr so scheu aus wie bisher. Sie dürfen mir ohne Furcht nahen."

Er streckte ihr die Hand hin, aber Frieda zögerte, sie anzunehmen. Röte und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht, es schien, als wolle eine stürmische, gewaltsam zurückgehaltene Empfindung sich dennoch Bahn brechen. Da tönte von der Terrasse her Jessys Stimme, die unruhig über das lange Ausbleiben des jungen Mädchens nach ihr rief. Frieda fuhr auf.

„Miß Clifford ruft mich, ich werde wohl zu ihr gehen müssen. Haben Sie Dank, Mr. Sandow, ich — will Sie nicht mehr fürchten!"

Und rasch, ehe er es verhindern konnte, drückte sie ihre Lippen auf seine noch ausgestreckte Hand und flog durch die Gebüsche davon.

Erstaunt und betreten blickte Sandow ihr nach. Ein seltsames Mädchen! Was sollte dieser jähe Wechsel von Scheu und Vertraulichkeit, dies leidenschaftliche Aufflammen nach so langer Verschlossenheit? Es war und blieb ihm rätselhaft, aber Frieda erreichte mit ihrem unvorsichtigen, widerspruchsvollen Wesen gerade das, was der klügsten Berechnung nicht gelungen wäre, das Interesse des sonst so gleichgültigen Mannes tief und nachhaltig zu fesseln. Er hatte doch allen Grund, gereizt und erzürnt zu sein über diesen „phantastischen Mädchenkopf mit seinen überspannten Ideen", aber mitten in seine Gereiztheit drängte sich wieder jenes seltsame Gefühl, das ihn vorhin überkam, als er in diese dunklen Kinderaugen blickte, und von dem er selbst nicht wußte, ob es ihm peinigend oder wohlthuend war. Er vergaß, vielleicht zum erstenmale in seinem Leben, daß sein Arbeitszimmer und sein Schreibtisch mit wichtigen Briefschaften ihn erwarteten. Langsam ließ er sich auf die Bank nieder und blickte in die unruhig wogende See hinaus.

„Tödlich einförmig" hatte er dies ewige Auf- und Niederwogen genannt. Der Sinn für Naturschönheiten war längst in ihm erstorben, wie so vieles andere, aber die Worte jenes Gespräches hafteten halb unbewußt in seinem Gedächtnis. Ja freilich, das war der Ozean und drüben jenseits desselben lag die Heimat! Sandow hatte seit Jahren nicht daran gedacht; was war ihm auch die Heimat! Er war ihr ja längst entfremdet, er hing mit all den Wurzeln seines jetzigen Lebens an dem Lande, dem er dankte, was er geworden war. Die Vergangenheit lag ihm so weit und fern wie die unsichtbare heimische Küste dort hinter dem Nebel.

Der stolze, reiche Kaufmann, dessen Name auf allen Weltplätzen klang, der gewohnt war, mit Hunderttausenden zu rechnen, blickte freilich mit mitleidiger Verachtung auf jene Vergangenheit herab, auf das engbegrenzte Leben eines untergeordneten Beamten in der kleinen deutschen Provinzialstadt. Wie klein und beschränkt war damals der Horizont seines Lebens gewesen, wie mühselig hatte er sich mit seinem geringen Gehalt durchschlagen müssen, bis er endlich nach langem Hoffen und Harren eine Stellung erreichte, die ihm erlaubte, sich eine ganz bescheidene Häuslichkeit zu gründen. Und doch, wie war dies armselige, beschränkte Dasein verklärt gewesen von dem sonnigen Glanze der Liebe und des Glückes, der es umstrahlte, Ein junges, schönes Weib, ein blühendes Kind. die Gegenwart voll Sonnenschein, die Zukunft voll froher Träume und Hoffnungen, mehr bedurfte es nicht, um den damals noch so lebensfrohen Mann zu beglücken, aber es sollte furchtbar endigen dies kurze Glück!

Ein Jugendfreund Sandows, der mit ihm aufgewachsen war, mit dem er die Knabenspiele wie später die Universitätsjahre geteilt hatte, kehrte nach mehrjähriger Abwesenheit in die Vaterstadt zurück. Er war vermögend und unabhängig und brauchte sich nicht mit Sorgen um die Existenz zu plagen, wie sein Freund, der den Heimgekehrten mit offenen Armen empfing und ihn in seine soeben erst begründete Häuslichkeit einführte. Und damit begann eine jener Familientragödien, die oft jahrelang im Verborgenen spielen, bis irgend eine Katastrophe sie gewaltsam ans Licht bringt. Der betrogene Mann ahnte es nicht, daß das Herz seines Weibes ihm entfremdet wurde, daß der Verrat im eigenen Hause ihn umspann. Seine Liebe, sein felsenfestes Vertrauen machten ihn blind und als ihm endlich die Augen aufgingen, da war es zu spät, da sah er sein Glück und seine Ehre in Trümmern vor sich liegen. Von der Verzweiflung fast bis zum Wahnsinn getrieben, verlor er Besinnung und Selbstbeherrschung und schlug den Räuber seines Glückes zu Boden.

Das Schicksal hatte ihm wenigstens das

eine, letzte erspart, zum Mörder zu werden, der schwer Verletzte genas langsam, aber Sandow mußte jene That mit einer mehrjährigen Gefängnisstrafe büßen. Wie sehr auch das Recht auf seiner Seite war, der Buchstabe des Gesetzes verurteilte ihn und dies Urteil vernichtete auch seine ganze äußere Existenz. Seine Stellung war ihm natürlich verloren, seine Beamtenlaufbahn geschlossen. Die, welche einst seine Frau hieß, hatte nach inzwischen erfolgter Scheidung dem Manne die Hand gereicht, um dessentwillen sie den Gatten verraten hatte und trug jetzt dessen Namen. Und das einzige, was dem Verlassenen noch geblieben war, was wenigstens das Gesetz ihm zusprach, sein Kind, stieß er selbst von sich. Er hatte gelernt, an allem zu zweifeln, alles, was er einst für wahr und rein gehalten, als Lüge anzusehen, so glaubte er denn auch nicht mehr an seine Vaterrechte und versagte dem kleinen Wesen, das einst das ganze Glück seines Lebens gewesen war, die Anerkennung. Er überließ es der Mutter, ohne es auch nur wieder gesehen zu haben. Von einer Rückkehr in seine Vaterstadt konnte unter diesen Verhältnissen nicht mehr die Rede sein. Ihm blieb nur Amerika, die Zuflucht so vieler gescheiterter Existenzen. Mit sich und der Welt zerfallen, arm und mit dem Makel des Gefängnisses belastet, kam er hier an, aber es war ein Wendepunkt in seinem Leben. Gerade hier stieg er aus dem tiefsten Elend zu Glanz und Reichtum empor.

Seit dem war der Erfolg Franz Sandow treu geblieben. Was er auch wagte, es glückte ihm alles und er gefiel sich nur zu bald in den Wagnissen. Er riß den ruhigeren, bedächtigeren Clifford mit sich fort auf die Bahn der kühnsten und verwegensten Spekulationen, und nun er seit dessen Tode die Zügel allein in Händen hatte, kannte er vollends keine Schranken mehr. Es lag etwas Unheimliches in diesem ruhelosen Jagen und Hetzen nach Gewinn bei einem Manne, der doch niemand mehr besaß, für den er seine Reichtümer aufhäufte. Aber irgend etwas muß der Mensch haben, an das er sich klammert, was ihm Zweck und Inhalt seines Lebens ist, und wenn die edleren Güter verloren sind, dann ist es nur zu oft der Dämon des Goldes, der sich zum Herren macht auf der öden Stätte. Auch Sandow war ihm verfallen. Dieser Dämon stachelte ihn immer wieder vorwärts nach neuem Gewinn, trieb ihn von einer wagehalsigen Spekulation zur anderen und verleitete ihn nur zu oft, alles auf eine einzige Karte zu setzen. Aber er machte ihn auch unempfindlich für jede Freude des Lebens, für jede Ruhe und Erholung. Der Chef des großen amerikanischen Bankhauses hatte sich in der That eine vielbeneidete Lebensstellung errungen, aber sein Antlitz zeigte nur die Furchen der Sorge, nur die Spuren der ewigen fieberhaften Aufregung — von Frieden und Glück stand nichts darin.

Der Nebel auf dem Meere war dichter geworden und breitete sich weiter und weiter aus. Wie düstere Schatten schwebte es dem Lande zu und aus ihnen hervor rollten und stürzten die dunkeln Wogen. Der Wind, der sich jetzt mit voller Heftigkeit erhob, trieb sie stärker und mächtiger an den Strand. Sie zerrannen nicht mehr mit leisem Zischen, sondern brachen sich brausend und schäumend am Ufer. Wie drohend bäumten sie sich auf zu den Füßen des einsamen Mannes, der finster, wie in sich selbst verloren, zu ihnen niederschaute. Es war, als ob jede einzelne Welle ihm die Worte wiederholte, die er hier an dieser Stelle gehört, und dort in dem Nebel erstanden die Bilder, die sie heraufbeschworen.

Seltsam! Was die energischen Vorstellungen Gustavs nicht erreicht hatten, das war diesem „Kindergeschwätz“ gelungen. Die ernste Mahnung seines Bruders hatte gar keinen Eindruck auf den Kaufmann gemacht, der sie verächtlich als „sentimentale Bedenken“, als „Neulings-Ideen“ zurückwies und sie schließlich mit einer Drohung zum Schweigen brachte. Er war es ja längst nicht mehr gewohnt, bei seinen Unternehmungen nach dem Wohl und Wehe anderer zu fragen. „Man muß mit den Menschen rechnen wie mit Zahlen!“ Das war der Grundsatz seines Lebens und die Grundlage seines Reichtums geworden. Auch bei dieser Spekulation, die sein Geschäftsfreund ihm vorschlug, hatte er mit den Zahlen gerechnet und sie versprachen reichen Gewinn, daß auch Menschenleben dabei in Betracht kommen, war ihm gar nicht einmal eingefallen. Und nun wagte es ein unerfahrenes Kind, das von der verhängnisvollen Tragweite seiner Worte gerade an dieser Stelle keine Ahnung hatte, ihm solche Dinge zu sagen! Die Worte wühlten und gährten in ihm, er konnte nicht davon loskommen.

„Wie viel Angst und Sorge solch ein Schiff trägt, wie viel Sehnen und Hoffen!“ Auch Sandow hatte das erfahren, auch er war ja mit gescheiterten Lebenshoffnungen hier gelandet, mit dem letzten, verzweifelten Versuch, sich in ein neues Leben hinüber zu retten. Ihm war es geglückt, ihm hatten Freunde und Verwandte die helfende Hand gereicht. Ohne sie wäre er vielleicht auch zu Grunde gegangen. Aber es kamen noch Hunderte von Schiffen und die Tausende, die sie trugen, wagten vielleicht auch ihr letztes, spähten auch bang und zagend aus nach einer rettenden Hand, die sich ihnen hier entgegenstrecken sollte. Es gab ja auch noch viel zu gewinnen auf dem neuen Boden und manchem mochte er sich segensreicher zeigen, als die Heimat es gethan hatte. Wer aber die Hand ergriff, die Jenkins und sein Geschäftsfreund hinreichten, der ging in sein Verderben. Und es war Raum für so viele auf jenen Landstrecken, wo die Oede und das Fieber sie erwarteten. Man hatte um einen Spottpreis ein riesiges Terrain gekauft und mußte dies nun um jeden Preis bevölkern, um den erhofften riesigen Gewinn zu erzielen. Es gab ja wirklich Menschen, die ihre Brüder mit vollem Bewußtsein ins Elend sandten, um sich zu bereichern!

Sandow sprang plötzlich auf. Er wollte sich losringen von diesen Worten, die wie eingebrannt in sein Gedächtnis waren, von diesen Gedanken, die ihn wie Gespenster umdrängten. Er hielt dies einförmige Rauschen nicht länger aus und der Nebel legte sich mit beklemmendem Druck auf seine Brust. Es jagte ihn förmlich vom Strande fort und dem Hause zu. Aber es war vergebens, daß er sich in sein Arbeitszimmer einschloß, daß er sich in Briefe und Depeschen vergrub. Draußen wogte und rauschte die See und in seinem Innern wogte und rang sich auch etwas empor, etwas, das lange Jahre hindurch im Schlafe gelegen hatte, und nun endlich erwachte — das Gewissen!

* * *

Jessy saß im Garten und zeichnete und ihr gegenüber in der Laube hatte Gustav Sandow Platz genommen. Er war soeben aus der Stadt zurückgekehrt, wo er alles Mögliche geleistet und unternommen hatte, nur leider das eine nicht, was von dem künftigen Chef des Hauses Clifford erwartet wurde. Er war nämlich auch nicht mit einem Fuß im Kontor gewesen. Es gab aber auch so viel anderweitige Geschäfte zu erledigen. Zunächst hatte sich Gustav zu einem Geschäftsfreunde seines Bruders, einem reichen Bankier begeben, um auf dessen Wunsch ein aus Europa verschriebenes kostbares Gemälde künstlerisch zu begutachten. Da nun Kunstkenner und Kunstfreund gleich eifrig bei der Sache waren, so dehnte sich die Begutachtung auf die ganze ziemlich wertvolle Bildergalerie des Bankiers aus und nahm mehrere Stunden in Anspruch. Hierauf waren beide Herren zu einem großen Meeting gefahren, das in städtischen Angelegenheiten gerade heute abgehalten wurde, und bei dem Herr Sandow jun. einen sehr eifrigen und interessierten Zuhörer abgab. Schließlich hatte er noch ein kleines Privatmeeting mit einigen Herren von der Presse gehabt, die sich des ehemaligen Kollegen bemächtigten. Die deutschen und amerikanischen Zustände wurden hier so gründlich erörtert und es war dabei so spät geworden, daß Gustav, als man sich endlich trennte, es für ganz überflüssig hielt, das Büreau seines Bruders noch aufzusuchen. Er zog es vor, direkt nach der Villa hinaus zu fahren, und den Damen Gesellschaft zu leisten. Nach so nützlich vollbrachtem Tagewerk glaubte er sich berechtigt, nun auch sein „Herzensbedürfnis“ zu befriedigen, was bekanntlich nur dann ganz und voll geschah, wenn er täglich mindestens einmal einen Streit mit Miß Clifford hatte. In dieser Absicht hatte er sie denn auch schleunigst aufgesucht und gefunden.

Jessy hatte sich in den letzten Wochen merklich verändert. Irgend ein geheimer Kummer, den sie sich vielleicht selbst nicht einmal eingestand, überschattete das liebliche Gesicht, das ernster und bleicher als sonst erschien, und auch um den Mund lag ein halb bitterer, halb schmerzlicher Zug, der früher nicht dagewesen war. Die Gegenwart des Hausgenossen war offenbar nicht geeignet, sie zu erheitern, denn sie vermied es, ihn anzusehen und zeichnete eifrig weiter, während sie auf all seine Bemerkungen nur kurze und abweisende Antworten hatte.

Aber Gustav ließ sich so leicht nicht abschrecken. Als seine Unterhaltungsversuche mißglückten, stand er auf und beugte sich über die halbfertige Zeichnung, die er mit kritischen Blicken musterte.

„Ein sehr hübsches Motiv! Das Blatt

verspricht etwas, aber die Perspektive müssen Sie ändern, Miß Clifford, sie ist total falsch."

Das that endlich die beabsichtigte Wirkung, Jessy hob den Kopf und sah den unberufenen Ratgeber mit einem entrüsteten Blicke an.

Sie zeichnen ja wohl nicht selbst, Mr. Sandow?"

„Nein, aber ich kritisiere."

„Das sehe ich! Sie werden mir indessen erlauben, meine Perspektive so lange für richtig zu halten, bis ein wirklicher Zeichner mich vom Gegenteil überzeugt."

Gustav nahm ruhig seinen Platz wieder ein. „Ganz nach ihrem Belieben! Ich schlage vor, daß wir Frieda zum Schiedsrichter ernennen. Sie hat ein nicht gewöhnliches Zeichentalent und es ist mit großer Sorgfalt ausgebildet worden."

„Frieda?" wiederholte Jessy, indem sie den Stift ruhen ließ. „Ja so, ihretwegen wollte ich mit Ihnen sprechen. Sie scheint wirklich nicht mehr weit vom Ziele zu sein, denn die Vorliebe meines Vormundes für sie wächst mit jedem Tage. Für mich liegt etwas Rätselhaftes darin, wenn ich an die Gleichgültigkeit denke, die er im Anfange gegen sie zeigte, aber Frieda muß es wohl verstanden haben, die rechte Saite zu berühren, denn ganz plötzlich erwachte sein Interesse für sie so tief und nachhaltig, wie ich es bei seiner spröden, kalten Natur gar nicht für möglich gehalten habe. Er kann sie schon nicht mehr entbehren. Er gibt jedesmal ein unverhehltes Mißfallen kund, wenn von der Möglichkeit ihrer Entfernung die Rede ist, und heute morgen machte er mir, ohne jede Anregung meinerseits, den Vorschlag, unseren jungen Gast dauernd als meine Gesellschafterin im Hause zu behalten."

„Hat er das wirklich gethan?" rief Gustav lebhaft. „Das ist viel, weit mehr, als ich jetzt schon zu hoffen wagte. Dann sind wir allerdings nicht mehr weit vom Ziele!"

„Das meine ich auch und deshalb dürfte es nun wohl endlich Zeit sein, das arme Kind aus der peinlichen und demütigenden Lage zu erlösen. Sie gilt hier für eine völlig Fremde, während sie doch in den nächsten Beziehungen zu Ihnen steht und ist gezwungen, die Unwahrheit immer wieder von neuem aufrecht zu erhalten. Ich sehe es nur zu oft, wie ihr bei irgend einer harmlosen Frage des Onkels, der sie ausweichen muß, das Blut in das Antlitz steigt, wie die ihr auferlegte Rolle sie quält und ängstigt. Ich fürchte, sie ist nicht im stande, das noch länger durchzuführen."

„Sie muß!" erklärte Gustav. „Ich weiß, daß es ihr schwer wird, und sie versucht auch bisweilen zu rebellieren, aber ich verstehe es schon, ihr den Trotzkopf zurecht zu setzen."

Zwischen den feinen Brauen Miß Cliffords erschien eine tiefe Falte des Unmutes.

„Ich gestehe Ihnen, Mr. Sandow, daß ich den Ton und die ganze Art und Weise, in der Sie mit Frieda verkehren, sehr befremdlich finde. Sie behandeln sie vollständig als ein Kind, das sich widerspruchslos Ihrer höheren Einsicht zu fügen hat, und scheinen ganz zu vergessen, daß sie dereinst den Platz an Ihrer Seite einnehmen soll."

„Dazu muß sie erst erzogen werden," meinte Gustav herablassend. „Vorläufig ist sie kaum sechzehn Jahr alt und ich stehe im Anfange der dreißig, bin also unbedingt eine Respektsperson für das Kind."

„So scheint es! Ich würde von meinem künftigen Gatten aber denn doch etwas mehr erwarten, als daß er nur eine Respektsperson für mich ist."

„Ja, Sie Miß Clifford, das ist auch etwas anderes: Ihnen gegenüber würde man sich einen solchen Ton auch nicht erlauben."

„Wahrscheinlich nicht, weil mein Vermögen mir Anspruch auf gewisse Rücksichten gibt. Der armen, abhängigen Waise gegenüber, die man zu sich erhebt, ist jeder Ton erlaubt."

Die Bemerkung klang so bitter, daß Gustav aufmerksam wurde und einen fragenden Blick auf die junge Dame richtete.

„Glauben Sie, daß Frieda zu den Naturen gehört, die sich ‚erheben' lassen?"

„Nein, ich halte sie im Gegenteil für sehr stolz, und für viel energischer, als ihr Alter voraussetzen läßt. Eben deshalb ist mir diese willenlose Fügsamkeit unbegreiflich."

„Ja, ich leiste etwas im Erziehungsfach," versicherte Gustav.

„Was aber Ihren Vorschlag betrifft, jetzt schon mit der Wahrheit hervorzutreten, so bin ich durchaus anderer Meinung. Sie kennen meinen Bruder nicht; sein Starrsinn ist noch lange nicht überwunden und wird verdoppelt zurückkehren, wenn er so etwas wie eine Komödie entdeckt. In dem Augenblicke, wo er erfährt, daß ich Frieda mit Absicht, mit einem

ganz bestimmten Plane in seine Nähe gebracht habe, bricht sein ganzer Zorn los und er schickt uns beide über den Ozean zurück."

„Das wäre allerdings schlimm, dann wären die Vorteile der ganzen Intrigue verloren."

Jessy mußte sehr gereizt sein, da sie das häßliche Wort „Intrigue" brauchte, aber es glitt ab, Gustav stimmte ihr vollkommen bei.

„Ganz recht, das ist auch meine Furcht und eben darum möchte ich diese Vorteile nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen. Mir liegt jetzt alles daran, hier zu bleiben!"

Es war ein eigentümliches Aufleuchten in seinen Augen bei den letzten Worten. Jessy sah es nicht, sie hatte sich wieder über das Blatt gebeugt und zeichnete mit erneutem Eifer, aber der Stift zitterte in ihrer Hand und die Striche wurden immer hastiger und unsicherer. Gustav sah ihr eine Weile zu, plötzlich aber erhob er sich von neuem.

„Nein, Miß Clifford, das geht aber wirklich nicht an, daß Sie die Perspektive so mißhandeln. Erlauben Sie nur einen Augenblick!"

Damit nahm er ihr ohne weiteres Stift und Zeichnung aus der Hand und begann die letztere zu ändern. Jessy wollte heftig protestieren, aber schon in der nächsten Minute bemerkte sie, daß es eine sehr geübte Hand war, die den Stift dort führte, und daß die wenigen kräftigen Striche den Fehler total beseitigten.

„Sie behaupteten ja, nicht zeichnen zu können!" sagte sie, schwankend zwischen Aerger und Erstaunen.

„O, es ist auch nur ein wenig Dilettantismus, den ich nicht für ein Talent auszugeben wage, er soll nur meine Kritik begründen. Hier, Miß Clifford!"

Er reichte ihr das Blatt wieder hin. Jessy blickte stumm darauf nieder und dann zu ihm empor.

„Ich bewundere wirklich Ihre Vielseitigkeit, von der Sie mir eben wieder eine Probe geben. Sie sind ja alles Mögliche, Mr. Sandow! Politiker, Journalist, Künstler —"

„Und Kaufmann!" ergänzte Gustav. „Sie vergessen das wichtigste, das, worin ich am meisten exzelliere. Ja, ich bin so eine Art von Universalgenie, teile aber auch leider das Schicksal aller Genies, von der Mitwelt nicht anerkannt zu werden."

Seine halb ironische Verbeugung gegen die junge Dame bewies, daß er sie für den Augenblick als die Mitwelt betrachtete. Jessy ließ die Bemerkung unerwidert und begann ihre Zeichengerätschaften zusammenzupacken.

„Es wird doch etwas kühl, ich thue wohl besser, hineinzugehen. Bitte, bemühen Sie sich nicht, ich werde den Diener schicken, um mir die Sachen zu holen," und mit einer kurzen Handbewegung jede Hilfe seinerseits zurückweisend, nahm sie nur die Zeichnung vom Tische und verließ die Laube. Gustav sah ihr kopfschüttelnd nach.

„Ich scheine ernstlich in Ungnade gefallen zu sein; sie ist seit einigen Wochen gar nicht dieselbe mehr. Ich wollte lieber die schlimmsten Ausfälle auf meinen Egoismus und meine Gesinnungslosigkeit aushalten, als diese kühle Gemessenheit und Bitterkeit. Ich fürchte, es ist auch für mich hohe Zeit, mit der Wahrheit hervorzutreten und doch darf ich Friedas Zukunft nicht aufs Spiel setzen. Eine zu frühe Katastrophe könnte alles verderben."

Draußen am Gitterthor der Villa fuhr ein Wagen vor. Es war Sandow, der jetzt auch zurückkehrte, und gleich darauf durch den Garten kam.

„Du bist schon hier?" sagte er, den Bruder flüchtig begrüßend. „Wo sind denn die Damen?"

„Miß Clifford hat mich soeben erst verlassen."

„Und Miß Palm?"

„Sie ist vermutlich unten am Strande. Ich habe sie seit meiner Rückkehr noch nicht gesehen."

Sandows Augen überflogen ungeduldig den unteren Teil des Gartens. Er schien es zu vermissen, daß Frieda ihm nicht wie sonst entgegenkam.

„Ich habe dich ja seit heute morgen nicht gesehen," äußerte er unmutig. „Du hast dich wegen dringender Geschäfte beurlaubt, aber ich nahm doch an, daß du nach einigen Stunden im Kontor erscheinen würdest. Was sind denn das für Geschäfte, die dich den ganzen Tag in Anspruch nehmen?"

„Nun ich war zunächst bei dem Bankier Henderson."

„Ah so, wegen der neuen Anleihe, die jetzt in M. gezeichnet wird. Es ist mir lieb, daß du selbst mit ihm darüber gesprochen hast."

„Natürlich wegen der Anleihe," bestätigte Gustav, der sich gar kein Gewissen daraus machte, den Bruder in diesem Irrtum über

seinen Geschäftseifer zu lassen, obgleich bei jener Wanderung durch die Galerie des Bankiers von der erwähnten Anleihe mit keiner Silbe die Rede gewesen war. Da er aber keine Lust verspürte, sich über die fernere nützliche Verwendung des Tages examinieren zu lassen, so setzte er rasch hinzu:

„Und dann handelte es sich auch noch um eine Privatangelegenheit. Mrs. Henderson hat bei ihrem letzten Besuche hier unsere junge Landsmännin kennen gelernt und ist ganz eingenommen von ihr. Es ist merkwürdig, daß dies stille, scheue Kind überall Eroberungen macht. Auch Miß Clifford gehörte vom ersten Augenblicke an zu ihren wärmsten Freunden.“

„Das Kind ist nicht so still und scheu wie du glaubst,“ entgegnete Sandow, dessen Augen noch immer unten am Strande suchten. „Hinter dieser Zurückhaltung birgt sich eine tief leidenschaftliche, eine ganz ungewöhnliche Natur. Ich habe das auch nicht geahnt, bis ein Zufall es mir entdeckte.“

„Und seitdem gehörst du auch zu ihren Eroberungen. Wahrhaftig Franz, ich erkenne dich gar nicht wieder! Du behandelst dies junge, dir noch ganz fremde Mädchen, mit einer Rücksicht, ja bisweilen mit einer Zärtlichkeit, deren sich dein einziger und doch so vortrefflicher Bruder nie zu rühmen hatte.“

Sandow hatte sich niedergesetzt und stützte nachsinnend den Kopf in die Hand.

„Es ist etwas so frisches, unberührtes um solch ein junges Wesen! Es ruft einem unwillkürlich die eigene Jugend zurück. Das hängt noch so fest an seinen enthusiastischen Ideen, an seinen Träumen von Glück und Zukunft und kann es nicht begreifen, daß die Welt da draußen ganz anders aussieht. Thörichte Kinderideen, die von selbst fallen werden, sobald das Leben sie in die Schule nimmt, aber wenn man das anhört, wird doch nach und nach alles wieder lebendig, was man einst selbst besessen und — verloren hat.“

Es war wieder jener eigentümliche, verschleierte Ton in seiner Stimme, den die jetzige Umgebung des Kaufmanns nie von seinen Lippen gehört hatte, und der wie ein Klang aus alter, ferner Zeit herüberwehte. Frieda mußte es in der That verstanden haben, die rechte Saite zu berühren, die sonst niemand kannte; denn gerade das, was bei Jessy so schonungslos als Schwärmerei und Ueberspanntheit verdammt wurde, hatte ihr den Weg zu dem sonst streng verschlossenen Manne geöffnet. Auch Gustav fühlte diesen Widerspruch, als er mit leisem Spotte entgegnete:

„Das alles sollte dir doch nicht neu sein. Du bist ja stets Hausgenosse der Cliffordschen Familie gewesen und Jessy ist unter deinen Augen aufgewachsen.“

„Jessy ist von jeher der vergötterte Liebling ihrer Eltern gewesen,“ erwiderte Sandow kühl. „Sie wurde mit Liebe und Glück förmlich überschüttet und wer ihr nicht mit schmeichlerischer Zärtlichkeit entgegenkam, wie ich zum Beispiel, den fürchtete und floh sie. Ich habe diesem blondlockigen, weichmütigen und verzärtelten Kinde immer fremd gegenübergestanden und seit sie erwachsen ist, stehen wir uns vollends fern. Aber diese Frieda mit ihrer herben Verschlossenheit, die man erst überwinden muß, um zu ihrem wahren Wesen zu gelangen, hat nichts Weichliches und Zaghaftes. Hat man erst einmal die spröde Außenseite durchbrochen, so findet man auch nur Kraft und Leben. Ich liebe solche Naturen, vielleicht weil ich einen verwandten Zug darin finde, und manchmal überrascht, ja erschreckt es mich förmlich, wenn ich aus dem Munde des Mädchens Aeußerungen und Empfindungen höre, die genau die meinigen waren, als ich in ihrem Alter stand.“

Gustav erwiderte nichts, aber sein Auge ruhte wieder scharf beobachtend auf dem Antlitz des Bruders. Dieser bemerkte es und wie unwillig über die wärmere Stimmung, zu der er sich hatte verleiten lassen, brach er sofort ab und nahm den kalten Geschäftston und die Geschäftsmiene wieder an.

„Du hättest übrigens immerhin noch auf einige Stunden nach dem Kontor kommen können. Es liegen Dinge von Wichtigkeit vor und es ist auch wieder ein Brief von Jenkins eingelaufen. Er dringt jetzt ernstlich auf die Erfüllung deines Versprechens, hinsichtlich der C—schen Zeitung, und es ist auch Zeit dazu. Du mußt ja längst fertig sein.

„Ich glaubte nicht, daß die Sache Eile hätte,“ wandte Gustav ein. „Du hast sie seit Wochen mit keiner Silbe gegen mich erwähnt.“

„Es war noch vieles dabei zu besprechen und vorzubereiten. Ich habe deswegen einen sehr lebhaften Briefwechsel mit New York gehabt.“

„Den du mir aber diesmal nicht zur Einsicht gabst, wie die frühere Korrespondenz.“

„Damals wollte ich dich orientieren. Jetzt aber handelte es sich um Differenzen sehr unangenehmer Art, die ich allein erledigen mußte.“

„Ich weiß — du hast versucht, von der ganzen Sache loszukommen!“

Sandow fuhr auf und sah seinen Bruder mit demselben sprachlosen Erstaunen an, wie damals, als er dessen eigenmächtige Reise nach seinen Besitzungen erfuhr.

„Ich? Wer hat dir das verraten?“

„Niemand, aber ich schloß es aus verschiedenen Anzeichen und sehe jetzt, daß ich mich in meiner Vermutung nicht getäuscht habe.“

Sandow blickte finster und argwöhnisch auf den Bruder, der in voller Unbefangenheit vor ihm stand.

„Du hast ja eine wahrhaft gefährliche Beobachtungsgabe! Man ist bei dir fortwährend unter Kontrolle und seiner geheimsten Gedanken nicht sicher. Nun denn ja — ich habe zurücktreten wollen! Bei näherer Ueberlegung erscheint mir die Spekulation als eine halb verfehlte, die nicht annähernd den Gewinn bringen wird, den wir uns davon versprachen. Ich habe versucht, die eingegangenen Verpflichtungen zu lösen und irgend einen anderen Teilnehmer einzuschieben, aber das ist nicht möglich gewesen. Jenkins besteht auf der Erfüllung unseres Vertrages und ich habe mich nach allen Seiten hin gebunden. Es muß also bei den früheren Abmachungen bleiben.“

Er stieß das alles in kurzem, gereiztem Tone hervor und spielte dabei in nervöser Hast mit seinem Notizbuche, das er hervorgezogen hatte. Sein ganzes Wesen zeugte von einer heftigen, mühsam verhaltenen Erregung. Gustav bemerkte das anscheinend nicht, er erwiderte mit ruhiger Entschiedenheit.

„Nun es muß und wird doch Mittel geben, von einem solchen Vertrage loszukommen.“

„Nein, denn die Summen, die ich bereits in das Unternehmen gesteckt habe, binden mir die Hände. Sie stehen auf dem Spiel, wenn ich einseitig zurücktrete. Jenkins ist der Mann danach, mich festzuhalten, und jeden Buchstaben des Kontraktes gegen mich auszunutzen, sobald sein Vorteil nicht mehr mit dem meinigen Hand in Hand geht. Also muß die Sache ihren Lauf nehmen. — Ah, Miß Frieda, bekommt man Sie endlich zu Gesichte?“

Die letzten Worte, die wie ein Aufatmen klangen, waren an das junge Mädchen gerichtet, das soeben in der Laube erschien. Auch Frieda hatte sich in den letzten Wochen verändert, aber bei ihr kam das anders zum Ausdruck als bei Jessy. Das früher so bleiche Kindergesicht hatte jetzt einen rosigen Schimmer und die dunklen Augen blickten wohl noch ernst, aber der trübe Schatten darin war verschwunden. Sie leuchteten auf in freudiger Ueberraschung, als das junge Mädchen den Herrn des Hauses erblickte, dem sie sich sogleich mit offener Zutraulichkeit näherte.

„Mr. Sandow, Sie sind schon zurück? Ich wußte das nicht, sonst wäre ich längst gekommen, aber,“ sie blickte auf die ernsten Gesichter der beiden Herren und machte eine Bewegung, als wollte sie sich zurückziehen, „ich störte wohl?“

„Nicht doch,“ sagte Sandow rasch. „Wir hatten eine Debatte über Geschäftsangelegenheiten, aber ich bin froh, davon loszukommen. Bleiben Sie nur!“ Er warf das Notizbuch auf den Tisch und streckte ihr die Hand hin. Der kalte, strenge Mann, dessen herbes Wesen sich selbst im Familienkreise nicht milderte, schien in diesem Augenblicke ein ganz anderer zu sein. Die wenigen Wochen mußten viel geändert haben.

Gustav begrüßte die junge Hausgenossin in jener artigen aber fremden Art, die er in Gegenwart seines Bruders ihr gegenüber festhielt.

„Ich habe Ihnen einen Gruß und eine Einladung zu bringen, Miß Palm,“ sagte er. „Mrs. Henderson erwartet Sie in den nächsten Tagen, um die bereits besprochene Angelegenheit mit Ihnen zu erledigen.“

„Was ist das für eine Angelegenheit?“ fragte Sandow, aufmerksam werdend.

Frieda hatte im ersten Augenblick fragend und wie erschreckt Gustav angesehen und entgegnete jetzt mit einiger Unsicherheit:

„Mrs. Henderson entläßt ihre Gesellschafterin und hat mir diese Stellung angeboten. Ich werde wohl —“

„Sie werden nicht darauf eingehen,“ schnitt ihr Sandow mit voller Entschiedenheit und hörbarem Aerger das Wort ab. „Wozu denn überhaupt diese Eile? Es werden sich wohl noch andere und bessere Stellungen für Sie finden.“

„Das Haus des Bankiers ist eins der ersten in der Stadt,“ warf Gustav hin.

„Und Mrs. Henderson ist eine der unleidlichsten Damen in der Stadt, die ihre ganze Umgebung mit ihren Nerven und Launen quält,

und die Gesellschafterin ist nun vollends das Opfer derselben. Nein, Miß Frieda, geben Sie den Gedanken auf, ich lasse es auf keinen Fall zu, daß Sie eine derartige Stellung annehmen."

Ein fast unmerkliches aber triumphierendes Lächeln schwebte um Gustavs Lippen. Frieda stand wortlos, mit gesenkten Augen da, ihre alte Befangenheit schien wieder zurückzukehren bei dieser Verhandlung. Sandow mißdeutete ihr Schweigen, er blickte sie prüfend an und setzte dann langsamer hinzu. „Das heißt, ich werde keineswegs Ihren freien Willen beschränken. Wenn Sie uns verlassen wollen —"

„Nein, nein!" rief Frieda mit so leidenschaftlicher Heftigkeit, daß es eines warnenden Zeichens von Seiten Gustavs bedurfte, um sie zur Besinnung zu bringen. Sie faßte sich indessen rasch und fuhr mit sinkender Stimme fort. „Ich fürchte nur so sehr, Ihnen und Miß Clifford lästig zu fallen."

„Das ist eine sehr thörichte Furcht, die Sie da hegen," erklärte Sandow in strafendem Tone. „Uns lästig fallen? Meine Nichte wird Sie bald vom Gegenteil überzeugen. Sie wird Ihnen einen besseren Vorschlag machen, als Mrs. Henderson. Jessy ist ohnehin zu viel allein und bedarf einer Gefährtin; es ist nicht gut, wenn ein junges Mädchen ihres Alters ohne weibliche Gesellschaft ist. Wollen Sie diese Gefährtin sein, Frieda? Wollen Sie ganz bei uns bleiben?".

Das junge Mädchen hob die Augen zu ihm empor; sie waren thränenumschleiert und es stand etwas darin wie eine wortlose Bitte um Vergebung.

„Wenn Sie damit einverstanden sind, Mr. Sandow, dann nehme ich gern und dankbar die Güte Miß Cliffords an — aber nur, wenn Sie mich bleiben heißen."

Ueber Sandows Antlitz glitt ein Lächeln, flüchtig und kurz, aber es erhellte doch ein Sonnenstrahl die strengen Züge.

„Bin ich denn eine so gefürchtete Macht im Hause? Jessy hat also schon darüber mit Ihnen gesprochen, und Sie haben meinen Einspruch gefürchtet? Nicht doch, Kind! Ich lasse meiner Nichte volle Freiheit darin und werde sofort mit ihr reden, um die Sache ins reine zu bringen. Mrs. Henderson wird morgen schon erfahren, daß sie sich nach einer anderen Gesellschafterin umsehen muß."

Er stand rasch auf und einen kurzen aber freundlichen Gruß zurückwinkend, verließ er die Laube. Kaum war er außer Gehörweite, so trat Gustav zu dem jungen Mädchen.

„Er hat Furcht, daß die Hendersons dich ihm kapern, und will sich so schleunig als möglich deiner versichern!" sagte er triumphirend. „Was sahst du mich vorhin so erschreckt an? Glaubtest du, ich wollte dich wirklich dieser Mrs. Henderson ausliefern, die mir heute allerdings den Auftrag an dich gegeben hat, die mein Bruder aber sonst ganz richtig charakterisiert? Ich mußte notgedrungen wissen, wie er sich zu der Frage deiner Entfernung stellt. Er war ja ganz außer sich darüber. Bravo Kind! Du machst deine Sache ganz vortrefflich und ich muß dir im Gegensatz zu der ersten Zensur jetzt das Zeugnis geben, daß ich sehr mit dir zufrieden bin."

Frieda hörte nicht auf die Lobsprüche. Ihre Augen folgten Sandow, der soeben hinter den Gebüschen verschwand; jetzt wandte sie sich um und entgegnete gepreßt:

„Ich *kann* ihn aber nicht länger täuschen. So lange er hart und kalt war, habe ich es noch vermocht, jetzt — drückt mich die Unwahrheit zu Boden."

„So wirf die ganze Verantwortung auf mich," ermahnte Gustav. „Ich habe dir diese Stelle zudiktiert, habe die „Intrigue" eingefädelt, wie Miß Clifford sich so schmeichelhaft ausdrückt, ich werde sie auch vertreten, wenn es zur Aufklärung kommt. Jetzt aber heißt es vorwärtsgehen und keinen Schritt zurückweichen. So nahe am Ziele dürfen wir nicht scheitern. Bedenke das und versprich mir, daß du ausharren willst."

Frieda senkte den Kopf, sie widersprach nicht, aber sie gab auch das geforderte Versprechen nicht. Gustav fuhr in ernsterem Tone fort:

„Auch Jessy drängte mich vorhin zur Entscheidung und ich sehe, daß sie mein Zögern nicht mehr begreift. Sie kennt eben nicht den Zusammenhang, sie glaubt, daß du ihrem Vormund nur eine Fremde bist, die er lieb gewonnen hat, und der er ohne Widerstreben die Arme öffnet. Wir aber," hier ergriff er die Hand des jungen Mädchens und schloß sie fest in die seinige, „wir kennen das besser, mein armes Kind! Wir wissen, daß du gegen einen finsteren Haß anzukämpfen hast, der schon ein ganzes Leben vergiftet hat und so fest mit diesem Leben verwachsen ist, daß ein paar

freundliche Worte ihn nicht bannen können. Ich habe dir ja dein Recht erstreiten wollen, als mein Bruder Europa verließ, habe es später von neuem versucht, und dabei erfahren, wie tief diese unglückselige Idee in ihm wurzelt. Ihr müßt euch noch viel näher treten, soll sie sich nicht wieder erheben und euch auseinander reißen. Oder glaubst du, daß ich dir ohne die dringendste Notwendigkeit einen solchen Zwang auferlege?"

„O nein, gewiß nicht? Ich folge dir ja auch unbedingt, es wird mir nur so unendlich schwer, zu lügen."

„Mir gar nicht," erklärte Gustav. „Ich habe nie geglaubt, daß der jesuitische Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, ein so unfehlbares Mittel gegen alle Gewissensbisse ist. Ich lüge so zu sagen mit Seelenruhe, ja sogar mit einem gewissen erhebenden Bewußtsein. Du brauchst dir aber keineswegs ein Beispiel daran zu nehmen. Es ist durchaus nicht notwendig, daß ein Kind wie du, schon auf der Höhe meiner Objektivität steht. Im Gegenteil, dir muß und soll die Unwahrheit noch schwer werden und es gereicht mir zur großen Genugthuung, daß das in der That der Fall ist."

„Aber Jessy!" wandte Frieda ein, „darf ich sie denn nicht endlich in das Vertrauen ziehen? Sie ist mir so freundschaftlich, so liebevoll entgegen gekommen, hat mir, der Fremden, wie eine Schwester die Arme geöffnet —"

„Um mich loszuwerden!" fiel Gustav ein. „Ja, deshalb allein hat sie dich mit offenen Armen empfangen. Um meiner Bewerbung zu entgehen, hätte sie es zugelassen, wenn ich ihr den leibhaftigen Gottseibeiuns ins Haus geführt hätte, wofern er sie nur von dem unwillkommenen Freier erlöste. Nichts da! Jessy bleibt aus dem Spiel! Es ist mein Spezialvergnügen, mich von ihr verachten zu lassen, und ich muß das durchaus noch eine Weile genießen."

„Weil dir das Ganze nur ein Spiel ist," sagte Frieda mit vorwurfsvoller Miene. „Aber sie leidet darunter."

„Wer? Jessy? Nicht doch, sie ärgert sich höchstens über meine sogenannte Abscheulichkeit, und die kleine Genugthuung will ich mir wenigstens gönnen, ihr diesen Aerger noch zu lassen."

„Du irrst, es thut ihr bitter weh, dich so beurteilen zu müssen. Ich weiß, wie sie darüber geweint hat."

Gustav fuhr wie elektrisiert in die Höhe. „Ist das wahr? Hast du das wirklich gesehen? Sie hat geweint?" (Schluß folgt.)



Landschaftliches Idyll. Nach einer Zeichnung von N. Röbbecke.

Dezember.

Der Sammler.

Inhalt:

Gedenktage im Dezember.

1. 1722 geb. A. L. Karschin, deut. Dichterin.
2. 1805 Schlacht bei Austerlitz.
3. 1857 gest. Ch. Rauch, deut. Bildhauer.
4. 1409 Stiftung d. Leipziger Universität.
5. 1542 geb. Maria Stuart, Kön. v. Engl.
6. 1819 gest. F. L. Gr. v. Stolberg d. Dicht.
7. 1835 Eröff. d. ersten deut. Eisenbahn.
9. 1641 gest. A. v. Dyck, niederl. Maler.
10. 1848 Louis Napoleon w. Präsident.
11. 1718 gest. Karl XII., schwed. König.
12. 1801 geb. König Johann v. Sachsen.
13. 1545 Beginn d. Kirchenv. z. Trident.
14. 1664 geb. Tycho Brahe, dän. Astron.
15. 1804 geb. E. Rietschel, deut. Bildhauer.
16. 1742 gb. G. L. Fürst v. Blücher, d. Feldh.
17. 1833 gest. Kaspar Hauser, Findling.
18. 1705 Eröff. d. Wiener Kunstakademie.
20. 1599 geb. Gustav Adolf, schwed. König.
21. 1375 gest. Giov. Bocaccio, ital. Dichter.
22. 1752 geb. G. J. Göschen, deut. Buchhd.
23. 1482 Friede zu Arras. [Wolfenbüttler
24. 1694 geb. H. S. Reimarus, Fragmentist.
25. 800 Karl d. Große z. Kaiser gekrönt.
26. 1786 gest. G. Graf Gozzi, ital. Dichter.
27. 1571 geb. J. Keppler, Astronom.
28. 1760 geb. A. G. Gr. v. Gneisenau, d. Gen.
29. 1796 geb. J. L. Poggendorf, d. Physiker.
30. 1865 gest. Friedrike Bremer, schw. Dicht.

F. Thiersch. 81.

Unser Hausgarten.

Von
G. A. Fintelmann.

Dezember.

Wie ist es kalt geworden
Und so traurig, öd' und leer!
Rauhe Winde weh'n von Norden
Und die Sonne scheint nicht mehr.
Hoffmann von Fallersleben.

Immer tiefer sinkt das Licht, immer geringer wird die Wärmeerzeugung; der fallende Schnee bleibt länger liegen und hüllt mit seiner schützenden Decke die zur Ruhe gekommene, einer schöneren Zeit harrende Pflanzenwelt. Das Leben der Erde zieht sich von der Oberfläche nach dem Innern zurück. Bäume und Sträucher stehen nackt und kalt da, wenn ihnen nicht der Winter weiße Flocken überstreut und den Schmuck der Frühlingsblüte schenkt. Uns bringt er mit der wieder emporsteigenden Sonne das Fest der Liebe und der Freude, des Glanzes und der Lichter, das schöne, segensreiche Weihnachtsfest. Der glänzende, geschmückte Tannenbaum hat wohl Ursache, sich über die vielen Frühlingsblumen zu wundern, die der Gärtner in seinen warmen und feuchten Häusern zur Blüte gebracht und die den mit Geschenken beladenen Tisch schmücken. Maiblumen und Hyazinthen, Tulpen, Tazetten, Azaleen, Kamelien prangen mit ihren Blumen und erfüllen das Zimmer mit herrlichem Duft. Ja, selbst schon Fliedersträucher erhöhen den Wohlgeruch durch ihre frischen, glänzend weißen Blüten, denen man nicht ansehen kann, daß sie nur einer sehr hohen Temperatur die Entfaltung ihrer im Juli gebildeten Knospen und dem vollständigen Entziehen des Lichtes ihre weiße Farbe verdanken. Sie alle haben die Kunst und die Hilfsmittel des Gärtners zu so frühzeitiger Entwickelung gebracht; aber wenn die Königin der Blumen, die Rose, an dem festlichen Reigen der Weihnachtszeit teilnimmt, so danken wir ihr Erscheinen der schnellen Verbindung zwischen unserer Heimat und dem reizenden Küstenstrich des mittelländischen Meeres am Golf von Genua. Denn hier in der fruchtbaren und malerisch schönen Riviera gestattet das milde Klima auch um diese Zeit das Blühen der weitklimmenden Theerosen, während bei uns ihre im Herbst zahlreich erscheinenden Knospen der Ungunst der Witterung unterliegen. Die einen sind künstlich gezogen, die andern Sendboten eines schöneren Klimas, mehr aber als beide sagt unserm Gemüte, unserm Herzen der Schmuck des Weihnachtsfestes zu, den die Heimat uns bietet, der Weihnachtsbaum. Aus dem Julfeste unserer heidnischen Vorfahren ist er hinübergekommen in das christliche Fest der Barmherzigkeit und Liebe. Sein Glanz macht die Herzen der Kinder vor Freude erbeben, sein würziger Duft ist der köstlichste Weihrauch in diesen Tagen. Ja, selbst eigene Blumen versucht der rauhe Winter uns zum Feste zu spenden. Ist das Wetter nicht gar zu ungünstig, so erscheinen gegen Ende des Monats die großen, reinweißen Blüten der Christblume (Helleborus niger). Halbvergangener Schnee und im Herbst gefallene Blätter verdecken zum Theil die an leicht beschatteten Stellen wachsenden Stauden, aus deren glänzenden, dunkelgrünen, fußförmig geteilten Blättern die zierlichen weißen Blumen heimlich hervorschauen. Welche freudige Ueberraschung gewähren diese Weihnachten feiernden Kinder unserer heimischen Flora dem einsamen Spaziergänger in der winterlichen Landschaft! Vielleicht zu selten angepflanzt, oft übersehen, verdienen die Helleborus oder Nießwurzarten die Aufmerksamkeit des Pflanzenfreundes im hohen Grade. Um die Christblume ganz sicher in Blüte zu haben, braucht man nur die Stauden im Herbst in Töpfe zu setzen und die Knospen gegen das Verderben durch gar zu rauhe Witterung zu schützen. Durch Kreuzung mit H. purpurascens und andern Arten sind ganz reizende Blendlinge entstanden und seit einigen Jahren im Handel. Leuchtende Farben darf man freilich von diesen Erzeugnissen unserer winterlichen Sonne nicht erwarten, doch haben die hübsch geformten offenen Blumen recht gefällige Schattierungen von Purpur, Weiß, Grün und Gelb. Im kalten Zimmer blühen sie bis zum Frühjahr hin, ebenso im Freien, sobald die Witterung es erlaubt. Sie lieben einen nahrhaften, frischen Boden. Man vermehrt sie durch Samen, der bald nach der Reife ausgesät wird, und durch Zerteilen der Stauden.

Die beiden Pflanzen, deren Zweige und Früchte in England zur Zeit des Weihnachtsfestes eine so große Rolle spielen, werden auch in unsrem Vaterlande mit Recht immer mehr dazu verwendet, dem festlichen Zimmer einen eigenartigen Schmuck zu verleihen. Wenn alle den Herbst verzierenden Beerenfrüchte schon längst farblos von den Bäumen und Sträuchern gefallen sind, dann leuchten die scharlachroten Beeren des Christdorns oder der Stechpalme (Ilex Aquifolium, Fig. 8) im Widerschein der glänzenden, dornig gezähnten, wellenförmig gebogenen Blätter. Der Christdorn wird auch im Norden Deutschlands unter günstigen Verhältnissen, z. B. in Höfen, die gegen Osten geschützt sind, ein stattlicher Bau bis zu 8 Metern Höhe, dessen weiße, in den Blattachseln stehenden Blüten die prächtigen Früchte in großer Menge ansetzen. Sonst gedeiht er in schattigen Wäldern als Unterholz und gibt, wie in Belgien und Holland, eine ebenso schöne

wie undurchdringliche Hecke. Den Stellen der Parkanlagen, die vor Sonne und rauhen Winden geschützt sind, gereicht der Christdorn und seine vielen grünen und buntblättrigen Varietäten zum besondern Schmuck. Die an den schönen Zweigen sitzenden Beeren zieren den Weihnachtstisch, den Kronleuchter, Vasen und Gläser oder bilden Guirlanden und Kränze an den Thürpfosten, immer vereint mit den Zweigen der Mistel, jener Schmarotzerpflanze, deren schmale, immergrüne Blätter und weißlichen Früchte auf gelblich grünen, gegliederten Aesten die kugelförmigen nestartigen Büsche bilden, welche man überall auf den Zweigen der Laubbäume findet. Die Vögel fressen die süßlichen Beeren gern und vermitteln ihre Verbreitung und Ansiedlung. Ihren Nährpflanzen thun die Misteln offenbar Abbruch, denn ihre kurzen, verästelten Wurzeln befestigen sich zwischen Rinde und Holz und entnehmen hier die nicht für sie zubereiteten Stoffe zu ihrer Ernährung. In Menge vorkommend, geben sie den jetzt kahlen Bäumen ein eigenartiges Ansehen, so daß man ihnen nur den Aufenthalt auf Obstbäumen verwehren sollte. Bei den Druiden galt die Mistel als heilige Pflanze und in der nordischen Mythologie spielt sie eine nicht unbedeutende Rolle.



Fig. 8. Stechpalme.

Für den Garten bildet der Dezember eine Zeit der Ruhe. Schon im Anfang des Monats muß die Winterdecke der empfindlichen Pflanzen (auch der Stauden und Zwiebelgewächse) vollständig gemacht werden. Pfirsiche und Aprikosen werden eingebunden oder mit Fichten- und Kiefernzweigen behangen. Bei gelindem Wetter müssen an den Obstbäumen die Ringe gegen den Frostschmetterling klebrig erhalten werden; auch kann man mit dem Reinigen der Bäume von Moos und Insekten beginnen.

Zum Düngen der Rasenflächen, wozu jetzt geeignete Zeit ist, verwendet man kurzen verrodeten Dünger, Lauberde oder den Teil des Komposthaufens, der schon zu Erde geworden ist, während der andere durch Umarbeiten dem zersetzenden Einfluß des Wetters zugänglich gemacht wird. Bei weniger guten Bodenverhältnissen ist ein derartiges Düngen der Rasenflächen alljährlich erforderlich. Man erzielt dadurch ein periodisches Verjüngen der Grasnarbe und hat nicht nötig, die so behandelten Flächen durch Umgraben und frische Aussaat wiederholentlich zu erneuern. Für Veränderungen im Garten und beabsichtigte Neupflanzungen kann der Boden durch Rigolen und Aufwerfen der Baumlöcher vorbereitet werden, wenn der dauernde Frost noch nicht jede Arbeit im freien Lande verhindert.

Wohl aus dem Gefühl heraus, wie wenig zuverlässig Wetterprophezeiungen nach der Beschaffenheit bestimmter Tage und Monate sind, gibt eine alte Bauernregel den gut gemeinten Rat:

Doch wie das Wetter sich gestaltet,
Beim Jahresschluß die Hände faltet.

Trachten der Zeit.

Von

Frau Veronika (J. von Sydow).

Was der Winter bringt.

Die Gräfin Hahn-Hahn behauptete einst, das Kamin sei „der Begriff einer ganz spezifisch aristokratischen Wärmegebung, — etwas, vor dem es, denken wir nur daran, duftet wie Heliotrop, rauscht wie Seide und klingt wie silberhelles Lachen.“ Und in der That bildet er die wirklich komfortable Stelle im Salon, den beliebten und ambitionierten Platz der kleinen Soirée, der die Gesellschaft um sich ver-



Wintermoden.

sammelt, die meisten bon mots auffängt und der kleinen Medisance ein verschwiegener Zeuge ist. Manches Geständnis hat er angehört und manch glühendes Geheimnis in lustigem Autodafee begraben. Nichts kommt ihm gleich an Traulichkeit und Behagen.

Wenn Sie diese Apologie des Kamins lesen, ist der heutige Abend längst vorüber, und die Empfindung des Behagens, mit welcher ich mir das rote Taburett dicht an die Kohlenglut ziehe, um mit Ihnen zu plaudern, als säßen Sie mir gegenüber, ist vielleicht über all meinen Sorgen wieder vergessen.

Meinen Sorgen? — Gewiß. Sie verlangen vielleicht gewiß von ihnen zu hören, und doch kann ich sie Ihnen nicht ersparen. Die Mode bereitet in aller Stille ein Attentat auf Ihre Schlankheit vor. Wenn das elegante Gesellschafts- und Ballkostüm im Prinzip auch noch jene Knappheit um Büste und Hüften festhält, die bisweilen bis zur Statuenartigkeit geht, und sich vielleicht bis in die zweite Hälfte der Saison hinein auch von diesem Charakter nicht trennen wird: das kommende Frühjahr bringt uns entschieden das Faltenkleid aus dem Exil zurück.

Inzwischen, vielleicht in der Ahnung des kommenden Abschieds, feiert das „schlanke Genre“ noch erhöhte Triumphe. Die weichen, molligen Modegewebe für das winterliche Straßen- und Schlittschuhkostüm schmiegen sich nur noch fester den Konturen an; die eigenartige Schönheit der Aeußerungen jener schweren Seidendamaste, deren ganze Vornehmheit nur für die große Gesellschaftstoilette bestimmt ist, in ihren lang gezeichneten Palmetten, sind die Zurückhaltung selbst, gegenüber dem drohenden Gedanken breiter Erscheinungen.

Für die elegante Gesellschaftstoilette dieser Art genießt eine ganz besondere Bevorzugung der damaszierte Seidenstoff, welcher in Grau, Elfenbein, Blaßblau vornehmlich zu Soiree-Toiletten in Anwendung kommt und in Weiß zu Abendumhüllungen sich vielleicht ganz besonders eignet. Daneben bringt die Gesellschaftszeit die sogenannten „alten“ Farben zu voller Geltung. Die Vorliebe für alte Stoffe, alte Farben, alte Muster gestattet eigentlich keine Steigerung mehr. Die Damaste und Brokate sind wieder vollständig in ihre einstigen Privilegien eingesetzt; die Braut vor dem Altare wie die Dame des Hofes bei der Kour dürfen wieder einmal in dem strotzenden Pomp der Tage Louis XIV. erscheinen.

Aber, das bedeutet keineswegs eine Ablehnung für den Samt als winterlichen Gesellschaftsstoff; da ist manche schöne Frau, welche ihn schwer entbehren möchte. Vielleicht nicht allein, weil er weicher und winterlicher ist, sondern weil auch die schwerste Seide nicht jenen Eindruck gesättigter Pracht und Fülle hervorzubringen vermöchte, welchen der velours frappé erreicht. Reiche Stickereien in Korallen oder großen Goldperlen werden bei Toiletten, an denen man eine kleine Exzentrizität gern zu sehen pflegt, von sehr glücklicher Wirkung sein. Für die schweren Stoffe der Damaste, broschierten Seiden und dergleichen wird der Salon in Stickereien und Spitzen schwelgen. Die Kaprice der Pariser Saison, für das große Diner und den Ball historische Kostüme aufzunehmen und Reminiszenzen an die Dubarry, Montpensier, Blanche de Castille und Montespan zu erwecken, hat all diesen Brokaten, gemusterten Samten und damaszierten Seiden eine Glanzzeit aufgehen lassen — ach, ihre Konsequenzen, was Spitzen, Feder- und Diamantenluxus anbelangt!

Mit welch süßer Anspruchslosigkeit stellt unsere junge Mädchenwelt diesem Glanze — weiße oder ganz zartfarbige Wollengewebe an die Seite. Selbst die junge Frau wählt unbekümmert für die Gesellschaft — spezialisiert in Konzert-, Diner- und Abendtoilette — duftige Töne in blassem Rosa oder mattem Blau und komponiert hie und da selbst ein passendes Kostüm. Solche Kompositionen werden sich, schon um ihrer vorwiegend ökonomischen Seite willen, viele Sympathieen sichern. Da stellt man eine bereits getragene Seidenrobe — wobei in diesem Winter verblichene Farben ganz und gar nichts bedeuten — mit einem hellen, indischen Musselingewebe zusammen, oder helle Seiden mit jenen weichen, köstlichen Imitationen alter Wollengewebe, wenn man nur dort wie hier ein wenig darauf achtet, daß, wie ein geistreicher Pariser



Modenfeuilletonist den Frauen empfiehlt, jede einzelne Toilette „ihren alten Nagel“ habe.

Dispensiert von diesem originellen Anspruch ist ganz nicht einmal der Mantel. Sie werden mich nicht mißverstehen, Mami; ich will aber statt Mantel besser Umhang setzen. Ich meine nur das Thema der eleganten Wagen- und Theatermäntel; ihnen vergibt man gern die Teilnahme an gewissen Exzentrizitäten der Farben, und hier werden in diesem Winter die übermütigsten Farben-Kapricen aufleben. Weil Ihnen das unbehaglich ist (ob ich Sie kenne?), gebe ich Ihnen gleichzeitig ein paar solidere Vorschläge. Da ist auch ein eleganter Wagenmantel, ein Rad von feinstem, blaßblauen Velpelz, Capuchon mit reicher Schleifengarnitur von Grosgrain derselben Farbe, vornherunter und ringsum ein etwa handbreiter Besatz von Perlhuhn-



federn. Oder derselbe Stoff in Elfenbeinfarbe, die Garnitur aus brauner Straußfeder. Ein Theatermantel in schwarzem Seiden-Damast mit kardinalrotem Atlasfutter (ein langer, im Rücken anschließender, russischer Mantel mit Kosackenärmeln und Pelzbesatz) verbindet für diesen Zweck gleichfalls bemerkenswerte Eleganz mit großer Anspruchslosigkeit und Solidität.

Erhöhtes Interesse nehmen mit immer mehr vorschreitender Saison die Pelze in Anspruch. Auch der Pelz nimmt, wir wissen es, in gewisser Weise an den Modebewegungen Anteil. Handelt es sich um diesen Winter, so behalten, obschon die größte Bevorzugung der Fuchspelz erfährt, doch die feinen Nerz und Zobel den Rang ihres Wertes bei den alten Freunden. Als Besatz der so beliebten Paletots und Mäntel in hellem Moscowite und Sibirienne trägt man um des Schattierungseffektes willen gern dunkeln Sealskin oder Blaufuchs. Die Muffe tritt nach wie vor in Farbe und Stoff gern als Kostümdetail auf, und besteht dann aus einem Streifen des zum Mantel oder auch zum ganzen Kostüm verwendeten Stoffes, der an beiden Seiten mit Pelzstreifen besetzt und mit Bandschleifen verziert wird. Solche Besätze in Kreppe — Taucherente — und Sealskin sieht man am glücklichsten verwendet bei flotten, jugendlichen, etwa für die Schlittschuhbahn bestimmten Kostümen.

Der dazu gehörige Filzhut in gleicher Farbe trägt ebenfalls den zum Anzug passenden Pelzstreifen.

Wollen Sie über die Hüte im allgemeinen noch eine Beobachtung machen, so wählt die Mode mit gleicher Vorliebe in den großen Formen, wie schon der vergangene Sommer sie einführte, als sie unserem Belieben auch den kleinen Winterhut überläßt. Natürlich bleibt die Capotfaçon; namentlich diejenige aus Filz. Nächst glänzendem Jedschmuck und dem diskreten Schimmer von Schmelzperlen bleibt der Federschmuck nach wie vor en vogue. Wir werden in diesem Winter nur wenige Hüte sehen, welche den Versuch verraten, sich von ihrer Herrschaft zu emanzipieren, — und von dem Reichtum der köstlichen, weichen, anschmiegenden Feder, die dem Van Dyk seine malerischen Konturen gibt, bis zu dem festen, fantasielosen Flügel, der den kleinen, runden Filzhut jugendlicher Mädchenerscheinungen schmückt, welche Mannigfaltigkeit in ihrer Verwendung.

Aber bei diesem Filzhut denk ich gleich an die Locken, die unsere Jugend Miene macht, wieder zu tragen. Den ganzen Kopf voll, wie meine Großmutter auf ihrem Brautbilde, dazu Schmucknadeln von Schildpatt oder Perlen. Auch Korallenschnüre wird man durch das dunkle Gelock junger Mädchen und Frauen winden. Wie beliebt just dieser Schmuck für die Saison zu werden verspricht, kann man in allen Magazinen sehen, wo er sich auf allen Pariser Lingerieen findet. In loser Naht willkürlich den verschlungnen Fäden des Spitzenmusters folgend, von Perlen unterbrochen, zu anmutigen Arabesken gereiht, bald auf schimmerndem Atlas, bald zwischen weißem Federschmuck hervorperlend wie Blutstropfen — sieht man überall Koralle und Koralle vom zarten Rosa bis zum feurigsten Glutrot.

Schmückt sich doch selbst der elegante Schuh des Ballsaales damit! Ja wohl, selbst er, dieses duftige Nichts, das über das Parkett fliegt, wird in diesem Winter Perlen — und Korallenstickerei tragen, wie zu den Zeiten der Königin Anna.

Und so die Balltoilette der kommenden Saison überhaupt. Das verspricht ein Farbenglanz zu werden, ein Schimmer, ein Gefunkel, wie aus dem Reiche der Feen. Eine solche Toilette beschreiben? Sie würden selbst lächeln, Mami. Nicht in Tinte, sondern in die funkelnden Farben des Christkindes selber will der Pinsel getaucht sein, der diese duftige Wolke malt, magisches Silberlicht in dem Gazegewebe, zitternde Silbergräser zwischen den Blumen, funkelnde Tropfen, wie verstreute Funken einer silbernen Fackel, auf Fächer und Handschuhen — —

Da beugt sich ein frisches, rosiges Gesichtchen lachend über mein Manuskript. Die Kleine will doch eine Beschreibung, ein kaltes Notizblatt nach Metern an einem neuen Schleppenschnitt und den modernsten Nüancen der Blumen in den Locken, und dazwischen summt sie ihren Lieblingswalzer. O siebzehn Jahre! — Und den Schleppschnitt und die Blumen bring ich im nächsten Heft!



Küche und Haus.



Dezember.

Jahreszeit des Eßbaren.

Für Kalbfleisch ist jetzt die beste Zeit. Vom Wild liefern Schmaltiere, Hirschkälber und Hasen einen vorzüglichen Braten; vom Federwild die Enten, Schnepfen und verschiedene Sumpf- und Wasservögel; für Rebhühner beginnt die Schonzeit, in der Hälfte des Monats auch für Ricken. Unter den Fischen stehen die Karpfen, Aalraupen und Zander oder Sander oben an. Auch beginnt nun die Zeit für die Schellfische, unter welchen der Dorsch und der Stockfisch bei uns am meisten vorkommen. Unter den Kohlarten ist voran das Sauerkraut zu nennen, von feineren Gemüsen die märkischen Rüben und Schwarzwurzeln. Apfel- und Birnensorten reifen noch auf dem Lager und als Kompott sind die Preißelbeeren zu erwähnen, die in Verbindung mit weichen Apfelsorten einer hohen Geschmacksveredelung fähig sind.

Kennzeichen für das Alter der Gänse.

Man faßt eine Stecknadel mit dem Daumen und Zeigefinger an der Spitze und drückt den Kopf derselben auf die Ganshaut. Stülpt sich die Haut nach innen, ohne selbst bei stärkerem Drucke durchbohrt zu werden, so hat man es mit einem alten Vogel zu thun. Gänse mit bleichem Schnabel, trüben oder tiefliegenden Augen, mit schuppigen Federn und hängenden Flügeln muß man nicht kaufen und bei schon ausgeweideten darauf sehen, ob die Schnittwunde noch blutig klafft und ob nicht der Körper mit Mehlwasser abgerieben ist, um die bläuliche Hautfarbe zu verdecken. Bei einer gesunden und fetten Gans muß diese immer ins gelbliche spielen.

Neue Küchengeräte.

Der Urväter Hausrat muß mehr und mehr neuen Einrichtungsgegenständen weichen und selbst in dem konservativen Reich, in dem der Kochlöffel

als Szepter geschwungen wird, verdrängt das Neue mehr und mehr das Alte. Während unsere Großmutter seligen Angedenkens uns den vortrefflichen Kartoffelbrei im wahren Sinne des Wortes höchst eigenhändig, im besten Falle mit einer simplen „Handhebel-Quetsche", wie der unharmonische terminus technicus lautet, zubereitete, bedient man sich jetzt zur Herstellung des Kartoffelpürees der oben abgebildeten Maschine, in die einfach bei a die gekochten und geschälten Kartoffeln hineingeworfen werden, um nach Drehung der Kurbel bei b in äußerster Zartheit fadenförmig, wohlzerquetscht herauszutreten. Die Reinigung der kleinen Maschine erfolgt, indem man den oberen Teil aufklappt und die inneren Teile herausnimmt. Für den Haushalt empfiehlt sich eine kleine Maschine à 16 Mark.



Kartoffel-Püree-Maschine.


Schüsseluntersatz mit Wärmeeinrichtung.

Noch mehr als die Püreemaschine glauben wir unsern Hausfrauen den für die Tafel verwendbaren Schüsseluntersatz empfehlen zu sollen, dessen Zweck schon in seinem Namen ausgesprochen ist und der sich durch Auseinanderziehen beliebig verlängern und mittelst Rollen vor jedes Kouvert schieben läßt. In der Mitte ist auch eine Spirituslampe angebracht, die es ermöglicht, auf den Untersatz gestellte Speisen dauernd warm zu halten. Leider ist der Preis für das hübsche Gerät noch etwas teuer, er beträgt 20 Mark für einen Untersatz mit Lampe, 12 Mark für einen ohne solche. Man bezieht den Untersatz wie auch die Püreemaschine durch den Hoflieferanten L. Cohn in Berlin SW, Leipzigerstraße 81.

Speisezettel für Dezember.

1) Hamburger Aalsuppe. Rinderzunge mit Kapernsauce und Kartoffeln. Eingemachte grüne Bohnen mit geräuchertem Lachs. Gebratene Ente mit Salat und Aprikosen.

2) Suppe à la reine. Schellfisch mit Butter und Kartoffeln. Schweinebraten mit Polenta. Salat und Kirschen. Apfelspeise.

3) Suppe mit Gries. Hechtfrikassee im Reisrand. Pastinaken mit Hammelkotelettes. Rinderbraten mit Kartoffeln, Salat und Pflaumen.

4) Suppe mit Leberklößchen. Polnisches Graszy mit Kartoffeln. Mohrrüben mit gebackenem Kalbshirn. Hasenbraten mit Salat und Preißelbeeren.

5) Suppe mit Perlgraupen. Karpfen in Rotwein mit Kartoffeln. Grünkohl mit Kastanien und Kalbskotelettes. Zitronenauflauf mit Himbeersauce.

6) Französische Suppe. Rindfleisch mit pikanter Sauce, Kartoffeln und Gurken. Backobst, Klöße und Schinken. Gebratene Hühner mit Salat und Kirschen.

7) Erbsensuppe mit Schweinsohren. Weiße Rüben mit Hecht. Hammelrücken mit Kartoffeln, Salat und Essigpflaumen. Gebackene Plinsen mit Marmelade.

8) Weinsuppe. Gänseklein mit Klößchen und Kartoffeln. Teltower Rüben mit Zunge. Rehbraten mit Salat und Apfelsinen.

9) Suppe mit Eiergerste. Stockfisch mit Kartoffelpüree. Gänsebraten mit Salat und Apfelkompott. Schlagsahne mit Pumpernickel.

10) Suppe mit Sago. Mayonnaise von Huhn. Rosenkohl mit Brisolettes. Rinderfilet mit gebratenen Kartoffeln, Salat und Melone.

11) Suppe mit Eierklößchen. Hecht mit Eiersauce und Kartoffeln. Gedämpftes Rindfleisch mit Weißkohl. Kalbsfrikandeau mit Salat und Prünellen.

12) Suppe mit gebackenen Schneebällen. Reispastetchen, Schwarzwurzeln mit Nierenschnitten. Schnepfen mit gerösteten Kartoffeln, Salat und Kirschen.

13) Suppe mit Kalbsmilch. Dorsch mit Butter und Kartoffeln. Rumpsteaks mit Salat und Katharinenpflaumen. Gefüllte Aepfel in Blätterteig.

14) Legierte Reissuppe. Rouladen von Rindfleisch und Maronenpüree. Fischpastete. Schweinebraten mit Salat und Preißelbeeren.

15) Suppe mit Façonnudeln. Seezander mit Butter und Kartoffeln. Makkaroni mit Schinken und Parmesankäse. Hasenbraten mit Salat und Apfelkompott.

16) Suppe mit Schwemmklößchen. Rühreier mit Bücklingen. Kalbsnierenbraten mit Kartoffelpüree und Krautsalat. Auflauf von Reis mit Hagebuttensauce.

17) Fischsuppe. Rinderschwänze mit Madeirasauce, Kartoffeln und Gurken. Teltower Rüben mit Spickgans. Gebratene Hühner mit Salat und Apfelsinen.

18) Grünkernsuppe. Weiße Bohnen mit Rauchfleisch. Sauerbraten mit Kartoffeln und Salat. Griespudding mit Kirschsauce.

19) Suppe mit Einlauf. Gebackene Muränen. Rosenkohl mit Zunge. Ente mit gebratenen Kartoffeln, Salat und Preißelbeeren.

20) Linsensuppe mit Bratwurst. Warme Sardellenschnitte. Wiener-Schnitzel mit gebratenen Kartoffeln, Salat und Pflaumen. Schaum-Omelette mit Marmelade.

21) Suppe mit Nudeln. Hecht mit Meerrettig, Butter und Kartoffeln. Crocovettes mit Morcheln. Rinderfilet mit Salat und Prünellen.

22) Suppe mit gestürztem Reis. Frikassee und Kalbsbrust. Grünkohl mit Maronen und Schinken. Hammelsteaks mit gebratenen Kartoffeln und Kompott.

23) Suppe mit Eierkuchen. Schleie mit Butter und Kartoffeln. Wilde Ente mit Salat und Apfelsinen. Reis à la Malta.

24) Ochsenschwanz-Suppe. Rinderbrust mit Champignonsauce und Kartoffeln. Blumenkohl mit Zunge. Gänsebraten mit Apfelkompott und Salat.

25) Suppe à la reine. Lachs mit Remouladensauce. Eingemachte Schoten mit gebackener Kalbsmilch. Rehkeule mit Salat und Reineclauden. Plumpudding mit Punschsauce.

26) Suppe à l'Espagnole. Rinderfilet mit Gemüsen, gebratenen Kartoffeln und Mixed pickles. Mayonnaise von Hummer. Pute mit Salat und Aprikosen. Pudding à la Nesselrode.

27) Suppe mit Butternocken. Hecht mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Rotkohl mit Saucischen. Roastbeaf mit Salat und Pflaumen.

28) Suppe mit Graupen. Kalbskopf mit Madeirasauce, Kartoffeln und Gurken. Weiße Rüben mit Schinken. Gebratene Hühner mit Salat und Preißelbeeren.

29) Suppe mit Püree von Kalbfleisch. Fischragout in Muschelschalen. Weiße Bohnen mit Hammelkotelettes. Wildbraten mit Salat und Kirschen.

30) Suppe mit Makkaroni und Parmesankäse. Sauerkraut mit Leberklößen. Kalbsbraten mit Kartoffeln und Salat. Kabinettspudding mit Weinsauce.

31) Erbsensuppe mit Schweinsohren. Karpfen auf polnische Art. Eingemachte grüne Bohnen mit Zunge. Wilde Ente mit Salat und Melonen.

Zwei physikalische Spielereien.

Unter die scheinbar unlöslichen Aufgaben, die nur der Eingeweihte ohne weitere Mühe vollbringt, gehört auch die, ein kleines Geldstück, etwa ein Zehnpfennigstück, ohne Anwendung von Klebstoffen oder mechanischen Vorrichtungen an einer vertikalen Holzfläche, etwa einer Schrankwand, zu befestigen. Während der Uneingeweihte dies und jenes, aber schließlich



alles vergeblich versucht, reibt der Kenner des kleinen Experiments einfach das Geldstück einigemal auf der betr. Fläche hin und her und drückt es dann fest an. Und siehe da, es hält! Durch das Reiben und das plötzliche Aufdrücken ist die wenige Luft, die zwischen dem Gepräge und der Holzwand Platz hatte, nahezu verdrängt und die äußere Luft übt nun einen Druck auf das Geldstück aus, stark genug, es an der Fläche festzuhalten.

Fast noch unglaublicher scheint es, wenn man dem Nichtkenner des folgenden Scherzes verspricht, eine halb mit Wasser gefüllte Karaffe mit einem Strohhalm aufzuheben. Und doch



braucht man nur einen kräftigen und haltbaren Strohhalm in der auf der Abbildung ersichtlichen Weise in die Flasche einzuführen, um das versprochene Experiment, das auf dem Prinzipe des Hebels beruht, auszuführen.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Schach-Aufgabe Nr. 3

von

Hermann von Gottschall in Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Weiß am Zuge setzt in vier Zügen matt.

Rätselhafte Inschrift.



Silbenrätsel.

Von L. Pohl.

Aus folgenden 21 Silben sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier berühmter Staatsmänner der Gegenwart geben:

a, a, a, bran, burg, ca, chi, den, e, gent, is, ka, kau, la, lo, mum, mob, ract, re, sa, ta.

1) Preußische Provinz; 2) italienische Insel; 3) heißer Wind; 4) Pöbel; 5) afrikanische Pflanze; 6) Herrscher; 7) Wasserfall; 8) ein in neuester Zeit vielgenannter Königsname.

Homonym.

Von H. Littauer.

Der Träge läßt's,
Der Trinker liebt's,
Nicht Jeder hat's,
Wir Alle sind's.

Rebus.



Auflösungen zu Heft 2.

Buchstabenrätsel: 1) Zeus, Suez. 2) Ebro, Ober. 3) Bade, Ade. 4) Belladonna. — **Silbenrätsel:** 1) Schlachtbank. 2) Freier. — **Homonym:** Gläubiger. — **Rebus:** Das Leben ist (ißt) der Güter höchstes nicht. — **Rösselsprung:**

O alte Zeit, du gute Zeit!
Man ruft nach dir mit Herzeleid.
Das Alter klagt um dich und spricht:
So war's in meiner Jugend nicht!
Der Vater sagt es so zum Sohn,
Großvater sprach's zum Vater schon,
Der Aeltervater sprach es auch,
Es blieb zu sprechen so der Brauch. (H. Kletke).

Rösselsprung.

sie;	Wüßt,	kam!	te	Phan-	Du	spie-	zur
Doch	Zeit	ta	ich	bild	Welt	der	Zeit.
nahm,	Ein	Lust,	sie	al	gelt	wann	ein
O	glaub'	schied	Traum-	nur,	Kind	Zeit,	sich
Ab-	O	fast:	der	ich	zu-	ist	zu
ich	eignen	sie	Herr-	sie,	te	Wüßt'	rück:
Glück,	nie	zend	nur,	sieht	lich-	O	Sie
Zu-	wann	O	kam	Glück!	nie,	Man	keit;

Neue Bücher.

Belgien und die Belgier. Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880. Von Julius Rodenberg. Berlin 1881. Gebr. Paetel.

Es gibt nicht viele deutsche Schriftsteller, welche ein so ausgeprägtes und vorzügliches Talent für die Schilderung haben, wie Julius Rodenberg, der mit seiner Feder jede Farbennüance wiederzugeben weiß, Bilder schafft von originellem Reiz und anziehender Frische, und der der liebenswürdigste Begleiter ist, wenn es sich darum handelt, uns zu erzählen von Land und Leuten. Wer hätte nicht mit innigem Behagen das in jeder Beziehung so gelungene „Stillleben auf Sylt", die geist- und gemütvollen „Ferien in England" gelesen? Diesen schließt sich würdig das Buch über „Belgien und die Belgier" an, das, breiter angelegt wie die genannten Schriften, neben den farbigen landschaftlichen Schilderungen mit dem zierlichen Rankenwerk historischer Reminiszenzen den Werdeprozeß des jetzigen Königtums vor unserem geistigen Auge sich vollziehen läßt, das politische Leben charakterisiert, ohne dabei dem künstlerischen und litterarischen das Daseinsrecht auf seinen Blättern zu verkümmern. Und über all dem ruht der warme, strahlende Sonnenschein unendlicher Festfreude, die uns anmutet wie Feier- und Sonntagsstimmung. Wenn das Buch drüben gelesen wird bei den belgischen Nachbarn und hüben bei uns, oft und allgemein, dann wird es mehr sein, als eine liebenswürdige litterarische Leistung, mehr als ein stimmungsvolles Bild und eine historische Studie, dann wird es das schöne Lob für sich in Anspruch nehmen dürfen, das gegenseitige Verständnis zweier Nationen gefördert zu haben, ein Ziel — wie Hamlet sagt — „aufs Innigste zu wünschen".

Brockhaus' Konversations-Lexikon. 13te vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Leipzig, 1882. F. A. Brockhaus. Heft 1 u. 2.

Die neuen Auflagen der bekannten Konversations-Lexikas drängten sich in letzter Zeit ziemlich rasch, und nicht ohne Verwunderung hörten wir vom Erscheinen der 13. Auflage des weltbekannten Brockhausschen Konversations-Lexikons. Allein diese neue Auflage ist mehr als ein erneuter, bis zur Gegenwart fortgesetzter Abdruck der alten, sondern gibt dem, dem Werke ursprünglich zu Grunde liegenden Plan eine wesentliche Umgestaltung, nicht allein durch eine erhebliche Vermehrung der Artikel, sondern auch durch die reichliche Beigabe verschiedener Abbildungen. Auch in der Ausstattung hat das Werk eine der Brauchbarkeit dienliche Veränderung erfahren, die nicht wenig dazu beitragen wird, seinen Leserkreis wesentlich zu erweitern. Die beiden Lieferungen, von A—Aden reichend, ergaben bei verschiedenen angestellten Stichproben gute Resultate, welche die Tüchtigkeit der Redaktion und der Mitarbeiter beweisen. Nicht minder verdienen die beigegebenen Bildertafeln in Anordnung und Ausführung alle Anerkennung. Somit vereint sich alles, um dem zum dreizehntenmale seinen Weg antretenden, verdienten Nachschlagewerk einen schönen und verdienten Erfolg vorhersagen zu dürfen.

Meyers Fach-Lexika. Leipzig, 1882. Bibliographisches Institut.

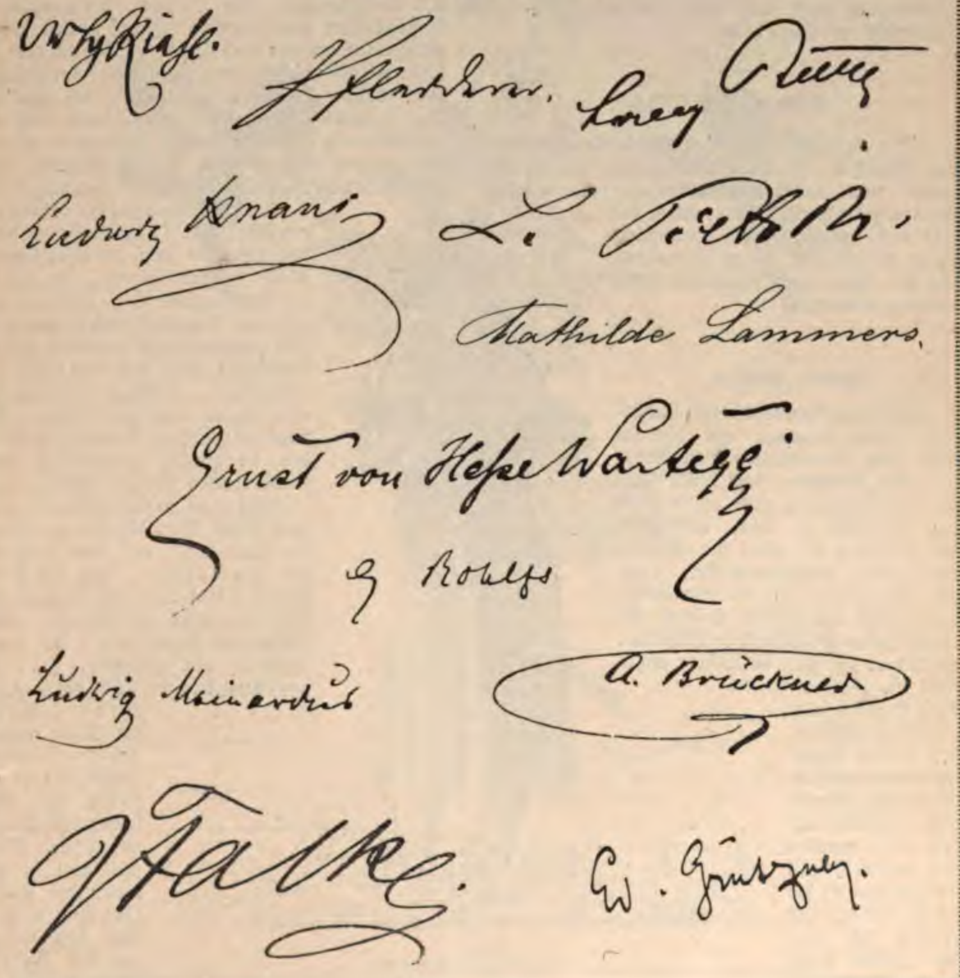
Zu den Ideen, die sozusagen in der Luft gelegen haben, gehörte auch die, neben den großen Nachschlagewerken, die eine gewisse Wohlhabenheit der Käufer voraussetzen, eine Reihe lexikalischer Werke zu schaffen, die, handlich und billig, die Summe des Wissens auf einem Gebiete in sich vereinen. Es gibt zwar bereits viele lexikalische Spezialwerke, allein Billigkeit ist zumeist das wenigste, was man ihnen nachrühmen kann, zudem sind sie nur in seltenen Fällen dem großen Publikum verständlich und behandeln im ganzen nur wenige Gebiete. Da ist denn das Inslebenrufen der Fach-Lexikas ein wahres Verdienst, das vergrößert wird durch die Art, in der es geschehen ist. Mit dem ganzen stattlichen Apparat, über den das Bibliographische Institut durch die Herausgabe des vorzüglichen „Meyer'schen Conversationslexikons" verfügt, mit dem ganzen Stab lexikalisch geschulter Mitarbeiter, unter Leitung F. Bornmüllers, eines Mannes, der die so seltnen Tugenden eines Lexikographen in hohem Maße in sich vereint, ist das Bibliographische Institut an die Verwirklichung der Idee gegangen und hat nahezu 40 Bände des heterogensten Inhalts in lexikalischer Form erstehen lassen, die, soweit aus Plan und dem bis jetzt Vorliegenden ersichtlich, eine ebenso allgemein verständige wie ausgiebige Belehrung gewähren und auch durch Ausstattung und Preis allen Ansprüchen gerecht werden. In diesen Fach-Lexikas sind Bücher von eminent praktischem Werte geschaffen, welche, um ihrer Vorzüge halber, nicht warm genug empfohlen werden können und zwar auch denen, welche sich bereits des Besitzes eines Konversationslexikons erfreuen, da die Fachlexikas ihren speziellen Gegenstand ungleich vielseitiger und mehrgliedriger behandeln, als das große Werk. Bis jetzt liegen 5 Bände vor, enthaltend außer dem für Jeden wichtigen K. Baumbach'schen „Staatslexikon", ein Lexikon der Handelsgeographie von E. Jung, der deutschen Geschichte von H. Brosien, der Physik und Meteorologie von E. Lommel und ein biographisches Künstlerlexikon von H. A. Müller. Wie preiswert zugleich diese Fach-Lexikas sind, beweist wohl am besten, daß Lommels (auch für den Weihnachtstisch der reiferen Jugend empfehlenswertes) „Lexikon der Physik und Meteorologie", trotzdem es gebunden und mit 392 Abbildungen und einer Karte versehen ist, nur M. 4½ kostet. Wir werden nicht verfehlen, bei dem Erscheinen weitrer Bände auf das Unternehmen zurückzukommen.

Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Zugleich Beiträge zur Kenntnis der Mundart und der Volkspoesie auf bayrisch-österreichischem Sprachgebiete mit Einleitung, Anmerkungen und ausgewählten Melodieen. Herausgegeben von Dr. Ant. Schlossar. Innsbruck 1881. Wagner.

Der Autor ist in der speziell österreichischen Litteratur kein Fremder mehr. Wir besitzen von

Aus der Autographen-Mappe der Redaktion.

Mitarbeiter des dritten Heftes.



ihm bereits eine Reihe allgemein anerkannter Werke, die wichtige Bausteine sind zu einer Kulturgeschichte der österreichischen Lande. In dem oben angegebenen Werke hat er mit außerordentlichem Fleiße mehr als 350 Volkslieder zusammengetragen, nach einheitlichen, vom wissenschaftlichen Standpunkte gerechtfertigen Gesichtspunkten zusammengestellt und mit einer Fülle meist sprachlicher Anmerkungen versehen. Eine instruktive Einleitung führt in das Verständnis der Sammlung ein, die auch, abgesehen von ihrem Werte für das Leben und Empfinden des Volkes, für Litteratur und Sprache, so vielen echt poetischen Genuß gewährt, daß sie schon aus dem Grunde weiteren Kreisen zugänglich zu werden verdient. Besonders anziehend sind in dieser Beziehung die zum Teil so zarten und innigen Liebeslieder von der Alm und die frischen Dreikönigs- und Weihnachtslieder.

Monogramm-Album. 600 stilvoll verschlungene Buchstaben für Plattstichstickerei in verschiedenen Größen. Nebst vielen Verzierungen. Entworfen und gezeichnet von Erna von Manteuffel. Harburg a. d. E. G. Elkan. Heft I.

Filet-Guipure-Album. Eine Sammlung stilvoller, praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrierter Anleitung von derselben. Ebd. Heft I.

Zwei unsern schönen Leserinnen warm empfohlene Unternehmungen, welche eine Fülle origineller Vorlagen enthalten, die in jeder Familie Verwendung finden dürften. Zudem ist sowohl das Monogramm- wie das Filet-Guipure-Album mit Rücksicht auf das Gebotene so billig, daß der allgemeinsten Verbreitung auch nach dieser Richtung hin kein Hindernis im Wege steht.

Feldmarschall Blücher.

Die originelle und charakteristische Abbildung des Marschall „Vorwärts", dessen das deutsche Volk immer und immer mit Verehrung und warmer Sympathie gedenkt, ist einer alten, bis jetzt nicht veröffentlichten Handzeichnung nachgebildet, deren Mitteilung wir der Güte eines Freundes dieses Blattes verdanken.



Der Marschall „Vorwärts".

Unsere Künstler.

Neben den Reproduktionen Knaus'scher Bilder konnten wir diesmal auch zwei Kunstblätter von Grützner, eine Abbildung der Müllerschen Prometheusgruppe und einen Kopf von N. Gysis (S. 344), vorführen. Ed. Grützner, einer der liebenswürdigsten Malerhumoristen (geb. 26. Mai 1846 zu Großkarlowitz), bezog 1864 als Schüler Pilotys auf einige Jahre die Münchner Akademie, an der er zur Zeit als Lehrer angestellt ist. 1869 errang er mit seinen Falstaff-Bildern den ersten durchschlagenden Erfolg. Auch andre Szenen aus Shakespeare von ihm wurden mit großem Beifall aufgenommen; die meiste Popularität errang sich aber der Künstler durch seine Darstellungen aus dem Mönchsleben, dem auch das Süjet unserer Kunstblätter entnommen ist. — Joh. Ed. Müller, der Schöpfer der Prometheusgruppe, geboren 9. Aug. 1828 zu Hildburghausen, wurde zunächst Koch und bezog dann die Akademie in Antwerpen. 1852 ging er nach Brüssel und 1857 zu dauerndem Aufenthalte nach Rom. Seine meisterhaft komponierten, technisch vollendeten Bildwerke zeichnen sich durch außerordentliche Lebenswahrheit aus. Die 1874—79 ausgeführte Prometheusgruppe ist das bedeutendste seiner Werke, zu dem Müller ein in der Skizze vollendetes Pendant: Befreiung des Prometheus durch Herkules, ausführen wird.

Der gestirnte Himmel im Monat Dezember.

Um die Mitte dieses Monats stehen abends 10 Uhr die Plejaden fast im Scheitelpunkte und im Westen neigt sich der Pegasus zum Untergange. Im Südosten aber ist ein herrliches Sternbild heraufgezogen, der Orion, die prachtvollste Konstellation des Himmels. Dort funkelt es von glänzenden, weißen und farbigen Sternen und das Rohr des Sternsehers enthüllt in dieser Konstellation eine zahllose Menge von Wundern des Himmels. Der Hauptteil dieses Sternbildes wird von vier rautenförmig gestellten hellen Fixsternen gebildet. Der untere, am meisten westlich stehende, heißt Rigel, der oberste östliche wird Beteigeuze genannt. Der helle Stern auf der rechten oberen Ecke ist Bellatrix. In der Mitte des Trapezes sieht man in schräger Linie 3 helle Sterne, sie werden im Volksmunde der Jakobsstab genannt. Südwärts unter ihnen zeigen sich zahlreiche dicht gedrängt stehende Sternchen, auch sieht man unter ausnahmsweise günstigen Verhältnissen eine kleine nebelige Stelle. Dort steht der berühmte Nebelfleck im Orion, der in großen Ferngläsern einen wundervollen Anblick gewährt.

Zieht man in Gedanken eine Linie vom Rigel über Beteigeuze hinaus, so führt diese auf das Sternbild der Zwillinge, das an seinen beiden hellen Sternen Kastor und Pollux leicht kenntlich ist. Südöstlich von Rigel funkelt der hellste Fixstern des Himmels, Sirius, der Hauptstern im Bilde des großen Hundes. An diesen Stern knüpfen sich Erinnerungen, welche bis in die Urzeit des Menschengeschlechts hinaufreichen. Denn mit dem Heraustreten des Sirius (des Isis-Sothis) aus den Strahlen der Morgensonne begann in Aegypten das Schwellen des Nils und deshalb war im alten Reiche der Pharaonen Sirius der „Herr des Jahres". Zwischen den Zwillingen und dem großen Hunde steht das Sternbild des kleinen Hundes, das ebenfalls einen recht hellen Stern, Procyon, enthält. Wenden wir jetzt den Blick aufwärts zum Scheitelpunkte, so sehen wir dort zwischen den Plejaden und der Kassiopeia das Sternbild des Perseus, welches den merkwürdigen Stern Algol enthält, der alle drei Tage 9 Stunden hindurch an Licht ab- und wieder zunimmt. Jupiter ist im Vergleich zum vergangenen Monate etwas gegen Westen fortgerückt, er steht gegenwärtig im Sternbilde des Widders.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Der Erbschatz.

Ein Weihnachts-Märchen.

Von

Viktor Blüthgen.

Bist du einmal in der Christnacht auf dem Felde gewesen?

Nein!

Ich auch nicht. In keiner Nacht sind Feld und Wald einsamer, als in der Christnacht. Da sieht jeder Mensch zu, daß er bei Menschen ist und lichtstrahlende Tannenbäume sieht und etwas geschenkt bekommt. Denn da ist die Nacht am längsten und die Seele am dunkelsten, und die dunkle Seele kann es nicht mehr aushalten vor Sehnsucht nach Licht und Liebe. Ich glaube, man schenkt Weihnachten nur, damit man wieder geschenkt bekommt, und wäre es nur ein Blick voll Dank, ein Kinderjauchzen, ein süßer, purpurroter Kinderkuß.

Man kann sich das Licht in der Seele nicht selbst anzünden, nur anzünden lassen. Es geht wie mit den Wachsstückchen, welche die Kinder in die Christmette tragen.

In den Stuben duften die grünen Tannen; sie duften nach Wald und Sommer. Denn in sie hat sich das Lichtleben des Sommers geflüchtet vor dem großen Sterben, und diese letzten Burgen sind sehr schwer zu erobern. Wie freudig und sieghaft sie flammen in der heiligen Nacht! Es ist ihr Siegerfest, das sie feiern. Sie schmücken sich mit bunten Schleiern, mit Flimmer und Flitter, vor allem mit Früchten, welche die Keime jungen Lebens in sich hüten. Wenn sie in Gestellen befestigt sind, welche drehbar sind, so tanzen sie vor Freude und Stolz, und wenn die Fensterläden nicht verschlossen sind, so werfen sie goldnen Schein hinaus über den Schnee. Sie können ihn noch nicht damit schmelzen, aber sie sagen: Hüte dich! Von heute ab hat das Licht die Oberhand, das Licht und das Leben. Sie müssen beide zunehmen, ihr aber müßt abnehmen.

So feiern die Christtannen in den Stuben ihr Weihnachten, viel viel prunkvoller, als ihre Schwestern draußen. Es ist herrlich, aber sie müssen dafür mit dem Leben büßen. Sie sind wie die Verteidiger einer Festung, welche Gift nehmen und sich dann putzen, um in das feindliche Lager zu gehen und die Feinde zu verhöhnen. Dabei fühlen sie, wie sie sterben müssen.

Aber sie sterben gern. Sie wissen, daß ihren Fahnen der Sieg gehört.

Die andern Tannenbäume bleiben draußen auf ihren Posten, in Schnee und Einsamkeit. Wo ihrer mehrere beisammen stehen, sind sie so recht unter sich, und dann plaudern sie ihre Weihnachtsstimmung nach Herzenslust gegen einander aus. Der weiße Schnee ärgert sich nicht sehr, er läßt sie reden. Nur in den Massen knirscht er zornig unter den Menschentritten, welche laufen, um mit den Christtannen Weihnacht zu feiern. Hier fühlt er sich so weit, groß, tief, so sicher! Er glaubt nicht an die Prahlereien der Tannen. Nur eine Stunde lang ist ihm bänglich zu Mute. Mitten in der Nacht, wenn in den dunklen Türmen die Glocken zwölf schlagen, beginnt es. Dann kommt — — —

Aber davon will ich lieber später erzählen. Jetzt steht die Tanne, welche sich meine Weihnachtsgeschichte vom Erbschatz ausgedacht, noch ruhig in der Schneenacht und muß auf das warten, was da kommt.

Sie hat einen seltsamen Platz, nämlich bei einem Eisenbahnübergange. Ueber den Weg hin steht ihr ein Pfahl mit einer Tafel gegenüber, ein sehr geistloses und langweiliges Geschöpf, welches nur eine eingelernte Redensart zu sagen weiß, die lautet: Halt! bei Schluß des Uebergangs. Man merkt aber an seiner steifen Art, wie sehr der Pfahl darauf eingebildet ist, daß er den Menschen etwas zu sagen hat.

Die Tanne dagegen ist eine denkende Tanne; sie ist noch jung und immer sich selbst überlassen gewesen, und was sie denkt, hat sie nicht von den alten Tannen überkommen, sondern es sind ihre eignen Einfälle. Man sollte nicht glauben, auf was für Ideen sie mitunter kommt. Gewiß war die Nähe der Eisenbahn sehr nützlich für sie; sie sah täglich Menschengesichter in buntem Wechsel vorüberfahren, aus deren Mienen sie allerlei herauslas, und wenige Schritte von ihr lief der Telegraph hin, welcher beständig Neuigkeiten vor sich hinbrummte. Das wirkt anregend.

Die Nacht ist schneehell, der Eisenbahndamm liegt wie ein Schneewall, der Pfahl drüben hat eine weiße Nachtmütze von Schnee auf, was sich sehr gut paßt, denn er schläft. Auch die junge Tanne ist ein wenig beschneit. Ueber den Himmel ist eine dunkle Decke gezogen, und ein kalter Nachthauch weht vom Felde her.

Unter der Tanne kauern sieben arme frierende Feldhasen. Sie haben den Schnee weggekratzt und drücken sich hart aneinander. Sie und die Tanne machen das einzige Leben aus, das sich weithin findet, denn den Pfahl kann man nicht rechnen: er ist doch nur ein künstliches Geschöpf, trotz seiner Eingebildetheit.

„Es ist noch lange hin, bis er kommt," sagte die junge Tanne; „ich will euch etwas erzählen."

„Aber nichts Gruseliges," meint einer der Hasen. „Nichts, worin etwas von Jägern und vom Schießen vorkommt. Ich kann das nicht ertragen, ich laufe, wenn ich dergleichen höre."

„Gott bewahre," versichert die Tanne. „Eine Menschengeschichte. Ihr braucht euch gar nichts aus der Geschichte anzunehmen, es

bezieht sich alles darin nur auf die Menschen, oder vielmehr auf einen, und der ist schon tot."

„Dann ist's gut."

Und die Tanne erzählt die Geschichte vom Erbschatz:

* * *

Es war ein Menschenkind, ein Knabe.

Die Leute fanden, er sei ein schönes Kind. Er besaß ein feines rosiges Gesichtchen, flachsblonde Locken, welche im Sonnenlicht einen Goldschimmer annahmen, einen kleinen Mund, dessen Mundwinkel sich ernsthaft neigten, und große offene blaue Augen, welche alle Dinge wie mit einem Fragezeichen betrachteten. Wenn man ihn, da er kaum zehn Monate geboren, fragte: „Wie geht es in der Welt?" so zeigte er die Händchen erst von innen, und dann von außen, und dazu sagte er: „Bald so, bald so." Er sah dabei aus wie ein kleiner Philosoph, aber es war nur so eine Redensart, die man ihm einstudiert hatte. Ein kluges Kind war er darum doch, und als ihn der alte Magister, der ihn getauft hatte, nach einem Jahre wiedersah, da legte er ihm die welken Hände auf den Lockenkopf und sprach: „Eine kleine Laterne, ein großes Licht!"

„Tannenbaum," unterbricht der eine Hase, „diese Menschengeschichte ist schwer zu verstehen. Ich weiß weder was ein Philosoph, noch was ein Magister ist, welcher tauft."

„Das braucht ihr nicht zu wissen," lautet die Antwort. „Ich hätte vierzehn Tage nötig, um euch alles das zu erklären, was ihr in meiner Geschichte nicht versteht. Es ist doch Unterhaltendes genug für euch darin."

„Woher weißt du nur, wie es bei den Menschen zugeht?" fragt ein andrer Hase.

„Von den Leuten, die hier warten, wenn der Schlagbaum da heruntergelassen ist, und vom Telegraphen drüben. Nun hört zu oder nicht, ganz wie ihr wollt, aber unterbrecht mich nicht!"

Er fährt in der Geschichte fort:

Seit seinem ersten Weihnachtsfest besaß der Knabe ein kostbares Kunstwerk. Es war ein Erbstück, uralt und wundersam; man wußte nicht zu sagen, seit wann es sich in der Familie fortgeerbt hatte. Es stellte eine Krippe dar, das heißt eine Abbildung der Geburt unsres Heilandes mit Figuren, welche wie lebendig aussahen, so klein sie auch waren. Das Ganze befand sich in einem länglichen Kasten von Goldblech, und schon dieser war prachtvoll: gewundene Elfenbeinsäulchen mit Goldknäufen und Goldsockeln von reicher Arbeit deckten die Seitenkanten und trugen den Kasten; feines Elfenbeinrankenwerk war in die punktierten Goldwände eingelassen, aus ihm blühten Edelsteinblumen in leuchtender Farbenglut, auf dem Deckel erhob sich als Griff eine Rose aus Blutkoralle, von Knospen umgeben, und sie trug einen Diamanten wie einen Tautropfen. Ein unbeschreiblicher Glanz von Schönheit lag über diesem Kasten.

Eine der Wände zeigte aber zwei gekreuzte Himmelsschlüsselblumen, und an der Stelle, wo dieselben sich kreuzten, ein aufgeschlagenes Buch. Auf einer Seite dieses Buches war ein A, auf der andern ein O zu lesen. Wenn der Finger auf das Buch drückte, klappte die Wand auf, dahinter befand sich eine Glasscheibe, und hinter der Glasscheibe war die Krippe sichtbar.

Woraus die Figuren gearbeitet waren, hat der Knabe nie erfahren. Man hätte die Scheibe zerbrechen müssen, um die Antwort auf diese Frage zu finden. Joseph im braunen Hirtenkittel, Maria mit dem Kinde im Schoße, bloß, voll heiliger Mutterliebe im Antlitz, Ochs und Esel, welche von der Krippe her die Köpfe wandten, alles das von einer Felshöhle umschlossen, an deren Eingang drei Hirten, scheuen Fußes und zögernd einzutreten schienen. So naturgetreu war das gebildet, daß man meinte, man sähe Lebendes durch ein Verkleinerungsglas.

Lebendiges — und doch nicht. Denn nichts rührte sich in der Höhle.

Nur in der Christnacht, in der Stunde, welche das Leben segnet, da war es anders. Der Knabe hat den Augenblick aus seiner ersten Christnacht deutlich behalten sein lebenlang, wenn gleich er das Wunder später noch manchmal sah.

Niemand drückte an das Buch mit dem A und dem O — die Wand schlug von selber herum, indes die Mutter ihn auf dem Arm hielt und draußen auf dem nahen Rathausturm die Glocke Schlag auf Schlag dröhnte. Da leuchtete das Kind in Mariens Schoße hell auf wie der Glühwurm in der Juninacht, und das Licht brach sich mit zitternden Wellen an den Wänden der Höhle. Und das Kind setzte sich aufrecht und breitete die Aermchen aus und blickte mit Augen, dunkel wie ein un-

ergründliches Geheimnis, vor sich hin. Tiefer neigte die wunderbare Mutter das Haupt, Joseph kniete nieder, die Hirten fielen zu Boden und bargen das Antlitz in die Hände, und unsichtbare Stimmen von überirdischer Süßigkeit sangen den Weihnachtsspruch:

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Nun webte und bebte das wirkliche Leben in der Krippe, und durch die junge Brust des Knaben auf dem Mutterarm flossen geheimnisvolle Schauer einer unbekannten Welt und durchtränkten ihn mit einem Glücksgefühl, in welchem jede andre Empfindung sich auflöste. Er regte sich nicht, er sah mit weitgeöffneten Augen auf das Wunder.

Endlich wurde der grünliche, strahlende Schein blasser und blasser, das Kind stand zurück, die singenden Stimmen schwiegen, Joseph und die Hirten erhoben sich — in dem dunkeln Kasten war alles in seiner alten Lage, lebendig und doch wie erstarrt.

In jeder Christnacht wiederholte sich das Wunder.

Die Eltern des Knaben starben an einer Seuche kurz nacheinander: der alte Magister nahm ihn zu sich, derselbe, welcher ihm prophezeit, er werde ein großes Licht werden. Nun bewohnte er ein reizendes Erkerstübchen in dem alten grauen Pfarrhause, welches seine Front den schattigen Anlagen des Kirchhofs zukehrte und welches ihn immer, wenn er daran vorüber zur Schule gewandert war, so magisch angezogen hatte. Das Stübchen lag sogar in den Garten hinaus, über dessen feuchte, finstere Mauer er immer einmal zu blicken gewünscht hatte, und der alte Lindenbaum, in welchem sich die ausschwärmenden Bienen des Magisters zum Knäuel zu ballen pflegten, wenn die Zeit dazu gekommen, streckte seine üppigen Zweige bis hart an die grünlichen Butzenscheiben seines Fensters. Die alte Martha, welche den Magister pflegte, sorgte nun auch für ihn, und sie war gar nicht so finster und hexenhaft, wie er gefürchtet, nur melancholischen Gemütes, als laste beständig eine schwere Sorge auf ihr. Einmal, als er unwohl zu Bette lag und sich von ihr pflegen lassen mußte, ließ sie ihn auch einen Blick in das Geheimnis ihrer Schwermut thun. Der Magister war einen Augenblick oben gewesen, und als sein sauberes faltenreiches Gesicht mit dem Samtkäppchen und dem weißen seidig feinen Haar freundlich nickend hinter der Thür verschwunden war, da hatte der Knabe gesagt: „Wie gut er ist, und wie sehr ich ihn liebe!" Da waren in der Martha altersrote Augen Thränen geschossen, und sie hatte geschluchzt; und endlich hatte sie gestanden, warum?

„Wenn ich nur wüßte, ob er wirklich in den Himmel kommt! Denn ich weiß, es ist etwas nicht richtig in seinem Glauben."

Sie hatte aber nicht sagen wollen, was das sei, und der Knabe trug Scheu, den alten Mann zu fragen. Er war auch noch zu jung für solche Fragen — erst zwölf Jahre alt.

Aber bei einer Gelegenheit kam ihm doch die Aeußerung der bekümmerten Frau in den Sinn, just in einer Christnacht, der ersten, welche er in dem grauen Pfarrhause verlebte. Er hatte mit seinem Pflegevater unter einem kleinen Weihnachtsbaum gesessen, den er selber geschmückt und angezündet, und der Alte hatte ein Kapitel aus der Bibel gelesen, über das er früh in der Mette sprechen wollte. Da hatte der Knabe von seinem Erbschatz gesprochen, und daß er ihn holen müsse; in jeder Weihnacht müsse er das thun, so habe ihm der sterbende Vater eingeschärft. Er wolle ihn in das dunkle Nebenzimmer tragen.

Er holte ihn, und in der zwölften Stunde ward das Geheimnis des Kastens in Gold und Edelstein und Elfenbein lebendig. Der Magister saß schweigend davor, und die großen hellblauen Augen in dem klugen Gesicht nahmen einen leichten Ausdruck von Trauer und Sehnsucht an.

„Es ist so schön und so rührend und so heilig," flüsterte der Knabe mit glänzenden Blicken, „nicht wahr?"

„O süßes Geheimnis der Jugend," sprach der Magister vor sich hin. „Wie lange ist es her, daß du für mich zum letztenmale lebendig wurdest! Selig, der dich besitzt, seliger, mit wem du lebst, seliger noch, wer dich verlor, weil er dich verstand — nur ich nicht — ich nicht —" und die Stimme des alten Mannes hob sich wie in dumpfem, gequältem Aufschreien, und er grub das Gesicht in die aufgehobenen Hände — „nur ich nicht!"

Der Knabe sah ihn schüchtern an, und verwundert zugleich.

„Mein Vater," sagte er zaghaft, „du hast meine Krippe schon früher gesehen?"

„Schweig und frage nicht," antwortete der Magister fast heftig, stand auf und ging in der Stube auf und ab. Die unsichtbaren Stimmen sangen noch immer, und die knarrenden Schritte des Alten nahmen sich häßlich dazu aus; der Knabe fühlte das, als ob Schläge sein Herz träfen, wirklich schmerzhaft.

Dabei mußte er an das Bekenntnis der alten Martha denken.

Als die Wand sich wieder vor das Bildwerk gelegt hatte, war der Magister ruhiger; nur traurig sah er noch aus, indem er vor den Knaben hintrat und ihm die Hand auf die Schulter legte. Er schien sich überwinden zu müssen, ehe er sprechen konnte; dann sagte er mit zitternder Stimme:

„Ich will dir einen Rat geben in dieser schmerzhaften Stunde, obwohl ich glaube, daß er umsonst gegeben wird. Denn du bist ein Gezeichneter und hast die Augen dieser Welt. Forsche nach allem, was im Himmel und auf Erden ist, aber nie nach dem Geheimnis dieses Kunstwerkes, wenn du es behalten und deinen Kindern vererben willst! Gute Nacht, mein Sohn!"

Er beugte sich nieder, küßte die Stirn des Knaben und ging aus der Stube. Man konnte an den knarrenden Dielen und dem Thürschlagen hören, daß er in sein Arbeitszimmer hinabstieg.

Der Knabe war einsam mit seiner Wunderkrippe. Ein Licht brannte hinter ihm auf einem Tische, und der flackernde Schein lief über die edelsteinleuchtende Kastenwand hin und her, als suche er eine Oeffnung, um einzudringen. Es sah so versucherisch aus! Aber der Knabe schüttelte den blonden Lockenkopf.

„Ich will nicht forschen, guter Vater," sprach er.

Er empfand ein Grauen vor dem bloßen Gedanken — er hatte alles da drinnen eben erst lebendig gesehen, und das Leben wehrt sich gegen den forschenden Blick, der sein Wesen zerlegen will. Es wurde ihm unheimlich in der stillen Stube, und er nahm heimlich bebend den Kasten unter den Arm, um schlafen zu gehen. In der Nebenstube stand der Christbaum. Die Lichter waren herabgebrannt, nur zwei oder drei kämpften noch flackernd und zischelnd mit den Nadeln, und ein brenzlicher Harzduft füllte den Raum. Die alte Martha kam, um auszulöschen, was noch auszulöschen war.

„Er hat wieder keine Ruhe," sagte sie und deutete unter sich, wo die Stube des Magisters lag. „Ja ja — ich weiß es wohl, warum. Der liebe Gott ändre es! Gute Nacht!"

Der Knabe schlief ein paar Stunden, dann wachte er auf. Draußen tobte ein wilder Sturm, daß die dürren, kahlen Aeste der Linde klappernd aneinander schlugen und die Scheiben streiften. Es heulte, pfiff und prasselte durcheinander wie ein Heer von bösen Geistern. Plötzlich that sich die Thür auf und der Magister trat ein. Er hatte seinen langen schwarzen Gehrock an und eine schwarzseidene Mütze auf, über welche ein schwarzseidenes Tuch lief, unter dem Kinn des Alten sich verknotend. Er winkte dem Knaben, ruhig liegen zu bleiben, trat vor das Bett, eine Kerze in der einen, den Rohrstock mit silbernem Knopf in der andern Hand, und sah ihn mit leuchtenden Augen an, indes seine Gestalt sich hob, wie der Knabe sie so hoch gerichtet nie gesehen hatte.

„Ich muß dir noch eines sagen, mein Sohn. Es ist das wahre Geheimnis irdischen Glückes: Dulde nie einen Zwiespalt zwischen deinem Handeln und deiner Ueberzeugung! Das ist mein Vermächtnis an dich, das Vermächtnis eines, der überwunden hat. Wohl mir, daß mir die Stunde vor jenem Wunderkasten da vergönnt ward. Und nun leb wohl!"

Er beugte sich zu dem Munde des Knaben nieder, und der Schlaftrunkene fühlte seinen Kuß, dann sah er ihn festen Schrittes wieder gehen. Ein paar Augenblicke füllte das Sturmgetöse noch sein Ohr in der Dunkelheit, darauf schlief er ein.

Am andern Morgen weckte ihn Martha mit verstörtem Gesicht; der Magister war nicht zur Mette gegangen, er war verschwunden. Niemand fand seine Spur. Die Alte aber war seitdem nicht ganz richtig im Kopfe; sie wohnte im Spital und behauptete, böse Geister hätten die Hände bei dem Ereignis der Christnacht im Spiel gehabt, und sie wisse, warum, und müsse so lange beten, bis der Magister erlöst sei.

Jahre vergingen. Der Knabe ward größer, ein blühender Jüngling. Er schöpfte abwechselnd vom Born der Weisheit und aus der sprudelnden Quelle des Lebensgenusses; aber er nippte nur, und das Herz fand kein rechtes Genügen dabei. In diesem Herzen war etwas, das sich nach Unbekanntem sehnte, nach Ge-

waltigem, unbeschreiblich Süßem. Er wußte nicht, was es war, aber der Gedanke daran machte ihn unruhig.

Es gab nur ein Mittel, die Unruhe zu verscheuchen: er mußte den kostbaren Schatz betrachten, der ihn immer begleitet und den er sorgfältig gehütet hatte. Wenn sich in der Christnacht das Wunder wiederholte, hatte er das alte Glücksgefühl der Kindheit. Dann gedachte er auch mit Wehmut der dahingeschiedenen Eltern und des verschwundenen Magisters, und das Rätsel des alten Mannes schwebte durch seine Gedanken wie eine gewitterhafte Wolke.

Er kam wieder in seine Heimatstadt, voll innerer Unrast. Diese Stadt lag am Fuße eines wilden, zerklüfteten, höhlenreichen Gebirges, von dem nur einzelne Teile, die am leichtesten zugänglichen, besucht wurden. Das übrige war menschenleere, schwer zugängliche Klippenwüste. Wenn er ein Stück hinein geklettert war und die fremdartige Gebirgswelt mit ihren scharfgezeichneten Gestalten und wundersamen Stimmungen bald wüst und ungeheuerlich, bald lauschig und vertraut und doch eigenartig reizend ihn umfing, ging ihm eine Ahnung in der Brust auf, als müsse er hier finden, was ihm vorschwebe. In diesen Abgründen und Schluchten und Höhlen, in diesem wuchernden, kriechenden, fliegenden Leben, das sich in Feuchtigkeit und Dürre, in Sonnenglut und Riesenschatten abspann, lag es wie ein Schleier, durch den ihn wunderbare Augen ansahen, hinter dem sich Formen regten, die doch für ihn formlos blieben. Er entfloh soviel wie möglich der Gegenwart, um grüblerisch dem Geheimnis seiner Zukunft nachzufühlen, bis es demselben gefiele, sich zu offenbaren.

Es war Abend. Er wanderte in der feuchten, bläulichen Finsternis einer Schlucht, zwischen eng einander genäherten unersteiglichen Wänden. Ein Bach rieselte und murmelte durch Moos und Felsbrocken. Zuweilen fiel bei einer Wendung des Wegs ein Schein von Abendrot auf den Kalkstein, daß er wie Rosen glühte. Und wie in Rosenglut getaucht lag plötzlich vor ihm der Eingang zu einer Höhle.

Auf einem Felsblock vor der Höhle saß eine Frauengestalt. Ein einfaches, glänzend weißes, doch rosig bestrahltes Gewand umschloß in schönen Falten den jugendlich vollen Leib; Heckenrosen trug sie vor der Brust und in dem üppigen blauschwarzen Haar. Als er näher kam, sahen sie einander in die Augen; die ihrigen waren Nixenaugen, halb blau halb braun, unter schwarzen Wimpern und Brauen. Kaum sah er das feine kurze Näschen und den dunkelpurpurnen, kleinen Mund, durch welchen bläulich weiße Zähnchen lächelten, vor dem Blick dieser Augen.

„Nun hast du mich gefunden,“ sagte sie süß. „Ich bin schöner als alles, was du kennst.“

Er sank zu ihr nieder und küßte ihre Hand. Es war eine volle, zärtliche Hand mit rosigen Nägeln.

„Wie heißest du?“

„Perdita.“

„Ich habe mich nach dir gesehnt, Perdita.“

„Ich weiß es. Komm! Ich will dir zeigen, was schön ist.“

Sie erhoben sich und gingen in die Höhle.

„Schließe die Augen!“

Er gehorchte. Als er die Augen öffnen durfte, sah er in ein wundersames Pflanzengewirr, durch welches sich südlich brennendes Sonnenlicht stahl. Die Vegetation der Tropen konnte keine prächtigeren Gruppierungen liefern, als dies geheimnisvoll dämmrige Gemisch von grünen Formen, breit quellend, fächerartig, schwertförmig, zartgefiedert, durchzogen von blühenden Ranken mit Kelchen von unvergleichlicher Farbenpracht; wo die Sonnenstrahlen hinfielen, glomm es wie aus Edelsteinen geschnitten. Vögel in Kolibripracht, seltsam gestaltet, schwirrten hier und da, tropische Falter saßen und flogen, es summte und kroch von Geschöpfen, die der Jüngling nie gesehen. Am Fuß eines Baumstammes, von dessen tief herabhängenden Zweigen große Früchte wie Goldorangen leuchteten, saß Perdita. Keine Kleidung verhüllte den schönen Leib. Mit verschleiertem Lächeln sah sie den Lauscher an, indes ihre Hand den erhobenen, goldgrün beschuppten Kopf einer Schlange streichelte.

Ein Wink von dieser Hand, und das Bild war verschwunden; sie stand neben dem Berauschten wie zuvor.

Und abermals mußte er die Augen schließen. Er vernahm ein Rauschen wie von Meeresbrandung, immer lauter — und da lag der schäumende, zischende, vom Abendrot verklärte Tumult vor ihm, und er stand auf einer Klippe,

von Palmen überragt. Fernhin dehnte sich das Meer. Flötenklänge kamen süß schmeichelnd, von weicher mit Hyazinthenduft gewürzter Luft getragen. Und immer süßer klangen die Flöten und immer dufttrunkener wurden die Lüfte — da hob sich vor ihm ein breiter Wellenrücken, weich aufschwellend und endlich sich teilend. Taubenflügel arbeiteten sich in das Freie, eine Wolke von Tauben flatterte auf, ein Muschelwagen, vor den sie gespannt, kam zum Vorschein, und in ihm stand Perdita, wie aus rosigem Marmor gemeißelt. Sie rang das Meerwasser aus dem gelösten blauschwarzen Haar, indes die Wellen den rankenden Tang vom Wagen hinabspülten. Aus der Nähe, vom Lande her, jauchzten Hymnen —

Wieder eine Handbewegung, und Perdita stand lächelnd und mit glänzenden Augen neben dem Jüngling.

Ein drittes Bild. Die Höhle, in ihr ein See, dessen Wellen leise bis an des Beschauers Füße spülten. In der Ferne eine Oeffnung, durch welche ein schwaches Tageslicht fiel. Die Wände der Höhle leuchteten mit Phosphorglanz, das Wasser war blau wie ein in Wasser verwandelter Himmel. Schilf und Binsen wucherten um das Ufer, weiße Wasserrosen schwammen mit ihren Blattschilden, und dazwischen regten sich leichte Mädchenarme, tauchten wundervolle Mädchengesichter auf. Sie warfen sich scherzend blauleuchtende Funkengarben von Wassertropfen zu und die Wände gaben das Echo ihres hellen Lachens zurück. Da hob sich halben Leibes Perdita zwischen ihnen heraus, das Haar voll Wasserrosen, und die Mädchen verschlangen die Hände und begannen um sie zu kreisen, immer bacchantischer von blauen Funken überstürzt — —

„Himmlische, Süße,“ stammelte der Jüngling, und fiel der weißen Gestalt neben ihm zu Füßen, „sei mein, wie ich dein bin!“

Er sah nichts mehr, aber er fühlte, wie sie sanft und doch unwiderstehlich die Arme löste, die er um ihre Kniee geschlungen, und wie sich etwas zu seinem Ohre neigte und leise flüsterte:

„Geh!“

Er war allein in der Höhle. Er wartete, und nichts regte sich. Halb besinnungslos ging er hinaus. Noch glomm der Abendhimmel, als er sich auf den Heimweg machte, und er taumelte wie ein Kranker.

In tiefer Nacht lag er im Halbschlaf, da fühlte er kühle Lippen, die ihn küßten.

„Perdita!“ rief er jubelnd. — —

Er kam zu ihr, sie kam zu ihm. Er fühlte, dachte, wollte nichts als sie. Wochen, Monde, Jahre vergingen, und er führte das Leben eines Märchenprinzen.

Nur in der ersten Christnacht wartete er vergeblich auf sie, und das ärgerte ihn. Er hätte ihr so gern sein Kleinod, den Erbschatz gezeigt; das war doch auch etwas Schönes, Zauberhaftes. Er saß in der Mitternacht vor dem Kästchen, und sah das selige Weihnachtswunder, aber es war merkwürdig, wie kühl und schal ihm das oft Gesehene vorkam. „Es ist doch irgend ein kunstvoller Mechanismus,“ sagte er nüchtern, „kein Wunder.“ Und in der verdrießlichen Stimmung überkam ihn ein trotziges Verlangen, dem Geheimnis des Kunstwerks auf den Grund zu kommen. Die Warnung des alten Magisters tauchte zwar schattenhaft vor ihm auf, zugleich aber auch etwas andres. „Seliger noch, wer dich erkor, weil er dich verstand!“ hatte der Alte in jener Weihnacht gesagt.

Und während das Kind aufrecht saß und seine Aermchen zu den Knieenden hinstreckte, und während die feinen heimlichen Stimmchen die Weihnachtshymnen sangen, griff er entschlossen nach dem Kasten, um ihn vom Tische her auf seinen Schoß zu heben.

Im selben Augenblick verstummte der Hymnus, und als er in die Glasscheibe sah, erblickte er das starre Bildwerk, wie er es jeden Tag sehen konnte.

Für ihn war das Leben daraus entwichen.

Er empfand einen leisen Schmerz in der Brust; dann ward er ruhig. Und plötzlich knisterte und raschelte es hinter ihm.

„Eine schöne Arbeit!“ sagte Perdita.

Sie war da, wie immer, ohne daß er merkte, wie sie kam. Er berichtete ihr, was geschehen, und sie lachte überlaut.

„Gib mir das Kunstwerk!“

„Es ist ein Familienerbe,“ sprach er zögernd.

„Das Beste ist doch weg davon; es ist nichts mehr, als die kunstvolle Arbeit eines Meisters. Und ich habe dir mehr geschenkt, als das.“

Als sie schied, verschwand der Erbschatz mit ihr.

Er lebte wie ein Märchenprinz, und er

war doch nur ein Mensch. Erst merkte er nicht, daß er der Künste des wunderbaren Wesens überdrüssig ward, an das er sich gekettet, dann wollte er es nicht merken. Zuletzt wußte er es und verbarg es nicht mehr.

Eines Tages sagte er es ihr in das Gesicht. Sie blickte ihn mit großen Augen an, er empfand einen Schlag auf der Wange und verlor das Bewußtsein.

Er wachte endlich wieder auf, ein Genesender nach langer Krankheit. Nun hatte er Perdita verloren, und das Kunstwerk auch. Es war öde in ihm, das Leben ihm gleichgültig; sein Gedächtnis bewahrte eine bunte Summe von Erinnerungen, die ihn mehr langweilten als quälten.

Da kam wieder eine Christnacht.

Er bewohnte das elterliche Haus, und in dieser Nacht fiel es ihm ein, in die lang verschlossene Stube seiner Mutter zu gehen.

In dieser Stube stand eine Wiege, daneben eine Truhe, an welcher der Schlüssel stak. Ein seltsamer Schauer durchrieselte ihn, warm wie ein Tauwind. Und als er die Truhe öffnete, sah er Kinderkleider, oben ein Hemdchen und auf dem Hemdchen zwei süße kleine bunte Kinderstrümpfchen. Ein tiefes Weh kam über seine Seele und schluchzend sank er zu Boden.

Da schlug es langsam vom Rathausturm die zwölfte Stunde.

„Mein Erbe, mein Schatz!“ schrie er auf. „Ich will ihn wieder haben und das Unaussprechliche fühlen. Ich habe ihn verdorben und verschleudert. Perdita, o gib ihn mir wieder!“

Nichts regte sich. Er sprang empor und stürzte hinaus auf die Straße, in die Eisluft der Winternacht. Am klaren Himmel funkelten die Sterne. Er eilte wie gejagt über den knirschenden Schnee, weiter und weiter, kletternd, fallend und wieder aufschnellend. Alle Glieder schmerzten ihn. Erst vor der wohlbekannten Höhle hatte er die klare Besinnung zurück.

Auf dem Stein, auf dem er Perdita gefunden, saß sie wieder. Oder war sie es nicht? Ihre Gestalt kam ihm schlanker vor — nein, wer sollte sonst hier sitzen? Er fiel vor ihr nieder in den Schnee und blickte flehend zu dem von Schneelicht und Sternenschein dämmerig erhellten ernsten Gesichtchen empor, und die Hände faltend rief er mit herzzerreißendem Ton:

„Verzeihe, Perdita, gib mir das Kleinod wieder, das ich dir geschenkt. Heute weiß ich, daß ich elend bin ohne mein Erbe.“

Langsam richtete sich die Gestalt auf.

„Du irrst,“ sagte ihre Stimme, süß, wie er sie in der Erinnerung hatte, aber klarer und tiefer. „Komm und prüfe seinen Wert. Aber nenne mich Berchta!“

„So du bist nicht Perdita?“ fragte er zweifelnd, indem er aufstand.

Das waren ihre Züge, und doch wieder andre, ernste, feierlich stille; und feierlich still war ihr Lächeln, mit dem sie sagte:

„Vielleicht. Ja ist nein und nein ist ja — grüble nicht!“

Sie schritt voraus in die Höhle. Dunkelheit umgab den Verwirrten, welcher dem Schall der Schritte folgte, die vor ihm so leicht dahinschwebte. Lange dauerte die Wanderung, dann wurde es heller und heller. Er vernahm feine Stimmchen, welche die Weihnachtshymne jubelten, ähnlich denen, welche das Wunder seines Erbschatzes begleitet. Und dann strömte ein Lichtglanz durch eine gewaltige Kristallscheibe, und hinter ihr saßen Kinder in buntem Gemisch, Kinder jedes Alters, die Gesichter verklärt von jenem Ausdruck des Glückes, wie ihn nur das Kind findet; und diese Kinder saßen vor einem Altar, auf welchem sein Erbschatz stand. Die Hirten lagen auf dem Boden, Joseph kniete und Maria neigte ihr schönes Haupt zu dem Kinde, von welchem ein Schein ausging, hinreichend, um den ganzen saalartigen Raum hinter der Kristallscheibe zu erhellen.

Der junge Mann stand mit seiner schweigenden Begleiterin davor. Er war glücklich, sein Kleinod wieder zu erblicken, aber mehr noch durch den Anblick der glückseligen Gesichtchen voll rührender Andacht, welche das Kunstwerk genossen. Und was ihm selber unerklärlich schien: sein Verlangen, wieder in den Besitz des Schatzes zu kommen, war erloschen. Fast verlegen wandte er sich zu der ersten schönen Frauengestalt.

„Ich gönne ihnen das Wunder; es hat mich sehr beseligt, als ich es besaß. Und ich freue mich, daß es wieder lebendig geworden. Für mich war es tot.“

„Ja,“ war die Antwort.

Er senkte den Kopf, wie einer stillen

Hoffnung entsagend. Endlich seufzte er tief auf.

„O mein alter verschollener Meister," murmelte er halblaut, „nun wollte ich das Geheimnis prüfen und verlor es; aber selig bin ich nicht geworden. Wer löst mir dein Rätsel?"

„Hast du es verloren, weil du es verstandest?" fragte es neben ihm, und er blickte betroffen in das blasse, kluge Gesicht, aus welchem ihn die unergründlichen Nixenaugen nicht mehr sinnverwirrend ansahen, wie einst, sondern mit mildem Glanze, der ihm unsäglich wohlthat.

„Nein! Und warum verlor ich es?"

„Durch Schuld," sagte sie, die Lider senkend, und ein feines Rot ergoß sich über ihre Wangen.

„Perdita!" rief er wie außer sich und hob die Arme — aber er besann sich und ließ sie sinken. „Es ist vorbei, und es ist gut so. Ich suchte das Unaussprechliche, das unendlich Reiche und Große, über welchem die Alltäglichkeit schwimmt. Ich habe es genossen; ist das Schuld, weil meine Menschenkraft darüber ermattete?"

„Ja," erwiderte sie einfach. „Hast du versucht zu verstehen? Ueber dem Genießen steht das Verstehen."

Er schlug die Hände vor das Antlitz.

„Wer gibt mir meine Jugend wieder?"

„Ich. Folge mir!"

Sie verließen die Stelle und tauchten wieder in Dunkelheit. Hinter ihnen versank der Glanz des Weihnachtswunders, und der Klang der Hymne verhallte. Es war nicht kalt und nicht warm um den Mann, etwas wunderbar Klares und Mildes war es, was ihn umgab, was er atmete. Und die Brust weitete sich ihm, und es war ihm groß und unaussprechlich erhaben zu Mute; und still und stetig wuchs in ihm eine Liebe auf, wie er sie nie gekannt, und umschloß das hehre Bild des Weibes, dessen Kleidersaum vor ihm leise den Boden streifte.

„Berchta!" rief er sehnsüchtig.

Ein Rollen ging durch das Gestein, wie von Gewittern; starr und mit heimlichem Beben hielt er an. Vor ihm, um ihn, hinter ihm schoben sich gewaltige Massen voneinander. Er schloß die Augen.

Ein heißer Glanz zwang ihn endlich, sie zu öffnen.

Er stand neben Berchta, vor einem Altar, welchen ein weiter Raum umgab; ringsum sah sein Auge Quellen, welche aus den Felsen sprangen und sich wieder im Gestein verloren.

Auf dem Altar gewahrte er einen Leuchter, und auf dem Leuchter eine Kugel, welche wie eine Sonne aussah. Vor dem Altar aber, auf einer Stufe, stand der alte Magister. Ein langer weißer Talar umgab seine Gestalt, auf dem schneeweißen Haupthaar saß ihm ein goldenes Käppchen von Brokatstoff. Und indes er die Arme hob, rief er mit lauter Stimme:

„Das Licht ist geboren — Freude dem Leben und Auferstehung zu seiner Zeit!"

Da rauschten die Quellen stärker und von weither scholl ein unendliches Gewirr dumpfer Stimmen. Der Magister aber stieg die Stufe hinab und schritt auf das Paar zu. Die Jahre schienen spurlos an ihm vorübergegangen zu sein, seit er in jener Christnacht das alte Pfarrhaus am Kirchhof verlassen. Er schloß den Mann, welcher das Unbegreifliche um ihn noch nicht fassen konnte, in die Arme und blickte ein paar Sekunden prüfend in sein Gesicht.

„Ich wußte, daß du eines Tages kommen würdest. Es ist nicht ohne Narben abgegangen, mein Sohn. Jeder hat seinen eignen Kampf gekämpft — die Hauptsache bleibt, daß man überwindet. Und nun, meine Tochter, tränke ihn mit den tausend Geheimnissen, welche das Dasein weben." — —

* * *

Der Tannenbaum hält inne.

„Das war eine großartig schöne Geschichte," sagt einer der sieben armen Feldhasen, welche zusammengeduckt unter ihm frösteln. „Aber verstanden habe ich davon nichts."

„Still," raschelte der Tannenbaum, „er kommt!"

Ueber das weiße verschneite Feld her kam ein Lichtschein, und in dem Lichtschein ein Mann. Es war ein alter, steinalter Mann, eine Pelzmütze auf dem Kopfe, Pelzwerk um den Leib, Pelzstiefel an den Füßen, und er schritt zauberhaft schnell. An dem Tannenbaum aber geschah etwas Wundervolles: aus allen Zweigen brachen plötzlich helle Flämmchen; sie knisterten nicht, sie versengten nichts, sie strahlten nur.

Und der Lichtschein fiel in die großen Augen der armen Feldhasen, daß sie einen schönen

feuchten Glanz bekamen, und sie warfen erst scheue Blicke auf den Vorüberschreitenden, dann aber betrachteten sie unverwandt den Tannenbaum.

„Wie schön, wie herrlich!“ sagten sie. „Nun glauben wir an den Frühling.“

Das war ihre Christbescherung.

Der leuchtende Mann schwand in der Ferne, die Lichter auf dem Tannenbaum wurden kleiner und kleiner und erloschen.

„Gute Nacht!“ sprachen die Hasen. „Wir wollen gleich hier schlafen.“

Und sie duckten sich enger zusammen, und der Tannenbaum senkte die untersten Zweige tief, um sie zu decken.

Dann schlief auch er ein.



Brüderchens erstes Weihnachtsfest. Von K. Kögler.

Vor Weihnachten.

Von

Karl Gerok.

Willkommen holde Wochen
Der nah'nden Weihnachtszeit,
Wo tausend Herzen pochen
In stiller Seligkeit!
O bringt mir euer Glück
Voll heimlichem Behagen
Aus goldnen Kindertagen
Nur einmal noch zurück!

Nun zählt das Kind die Tage
Bis zu der heil'gen Nacht:
„Lieb Mütterlein, o sage
Was mir der Christ gebracht!"
Und wenn der Abend graut,
So sieht es oft im Dunkeln
Des Christkinds Flügel funkeln,
Das durch die Scheiben schaut.

Nun sinnt und sorgt die Liebe
Und süß ist ihre Müh';
Man spürt ein still Getriebe
Im Hause spät und früh:
Das Kindlein lacht im Traum,
Die Mutter wacht, zu schmücken
Mit heimlichem Entzücken
Den bunten Weihnachtsbaum.

Nun mag der Winter stürmen:
Man schätzt sein sich'res Dach;
Mag draußen Schnee sich türmen:
Man wärmt sich im Gemach;
Man rückt bei Lampenschein
Um des Kamines Flammen
Nur inniger zusammen
Im trauten Kämmerlein.

Und ob der Tag sich kürzet:
Man sitzt am Tisch im Kreis,
Den langen Abend würzet
Geplauder laut und leis,
Man träumt und flüstert sacht
Von tausend Herrlichkeiten,
Die heimlich sich bereiten
Im dunkeln Schoß der Nacht.

Und ist die Zeit vollendet,
Heißt's: „Kinder, kommt herein!"
Wie stutzen sie, geblendet
Vom goldnen Wunderschein!
Sie stehen wie im Traum,
Sie seh'n ihr kühnstes Hoffen
Erfüllt und übertroffen
Am lichten Weihnachtsbaum. —

O laßt, ihr lieben Kleinen,
Mir meine Erdenzeit
Als Wartezeit erscheinen
Zu künft'ger Herrlichkeit!
Das muß ein Christfest sein,
Klingt's einst aus Himmelsthoren
In die entzückten Ohren:
„Nun, Kinder, kommt herein!"

Weihnachten überall-allüberall! Von Joseph Kürschner.



Ueber Nacht ist's Winter geworden. Der letzte Sturm, der gestern Abend ächzend und pfeifend durch die Kamine fuhr und klirrend an den Fensterläden rüttelte, hat auch die wenigen welken Blätter von den Zweigen und Aesten gerissen, die frühere Stürme gnädig verschont haben. Wo gestern noch der Himmel in lichter Bläue sich über das Thal und die scharfgeschnittenen Höhenzüge spannte, hängt er heute wie ein großes graues Tuch, unter dem zur Erde fallende Flocken ihr lustiges Spiel treiben.

Alles ist weiß!

Der Schnee deckt gleichförmig die Höhe und Tiefe, er verschont nichts und er bevorzugt nichts, vor ihm sind die Felder im Thale und die Bäume auf dem Berge gleich, darin ist er wie das Schicksal, das wir heute in eine Hütte und morgen in einen Palast niederfahren sehen. Nur eines kann er nicht zudecken, was gerade das Schicksal am ehesten trifft, und das ist das Menschenherz, das drinnen in der Brust hämmert und schlägt. Und nun gar wenn in diesem kleinen Ding, das bei guten Menschen oft selbst den klugen Kopf meistert, die Poesie heimisch ist, die alles verklärt wie eitel Sonnenschein. Da wird auch der Winter schön, vor dem die thörichten und einseitigen Menschen nach dem wärmern Süden flüchten, weil sie die Sprache der Natur nur halb verstehen. Seht nur wie es blitzt und funkelt und wie das Licht sich bricht in den zarten Kristallen des Schnees, wie eigen die Form der beschneiten Bäume, wie spiegelnd die Fläche des zu Eis erstarrten Wassers; seht dort wie der einbrechende Abend die lichten Wölkchen mit rosigem Hauche umsäumt; wie der Mond sein Licht über die zauberhaft erglänzende Winterlandschaft ausgießt. Und drinnen im traulichen Stübchen, dessen Fenster der Frost mit lieblichen Blumengebilden schmückt ... versteht ihr die Poesie des wärmespendenden Ofens, der gemütlichen Familien-Tafelrunde, des behaglichen langen Winterabends, an dem der sonst so pünktlich befolgte Ruf der altväterischen Uhr in der Ecke überhört und mißachtet wird? Doppelt traulich der Winterabend, der den Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste gewidmet ist. Denn unter den vielen Freuden, die der Winter denen bringt, die sein Wesen verstehen und lieben, ist ja auch die hohe Zeit der Weihnacht, das Fest der Freude und der Liebe und der Versöhnung, dessen Jubel auf einige Zeit allen Schmerz vergessen macht und den



Vor dem Schaufenster. Von E. Hosang.

Menschen mit Glück und beseligender Empfindung erfüllt. Freude bereiten ist die Losung dieser Tage und selbst dem tausendmal Armen, dem kein Christbaum brennt, dem die Gegenwart das Glück versagt, dem steigt tief im Innern das lichte Bild vergangener Weihnachtstage auf, wo auch seiner liebende Seelen gedachten.

Die Weihnachtslust und Weihnachtsfreude fürchtet sich nicht vor Schnee und Kälte, sie dringt aus der warmen Stube und hinter den großen Spiegelscheiben der festlich geschmückten Läden hinaus auf Straßen und Plätze. In kleinen und großen Holzbuden bieten Händler ihre Ware aus. Pfefferkuchen und Aepfel, süßes Gebäck und Spielzeug aller Art, was nur der Kinder Herz entzückt, ist da zu schauen. Der gelenke Hampelmann schneidet ein so vergnügtes Gesicht, obgleich ihm sein Schicksal den frühen Untergang in den fleischigen Händen des kleinen Lieblings, der ihn sich von Papa ausdrücklich erbeten, bestimmt hat. Diese Puppen und Pferde, diese Soldaten, Wäglein und was sonst noch herumsteht, alles scheint sich der hohen Bedeutung bewußt, die ihnen das kleine Volk beilegt, welches staunend und lärmend durch die Budenreihen sich dahindrängt. Das Getöse der Brummteufel, der schrille Ton einer Kindertrompete, die quicksenden Laute einer Mundharmonika, Rufen und Schreien, all das vereint sich zu einem nicht eben melodischen und doch so fröhlich machenden Konzert, vor dem nur der Griesgram seine Ohren schließt. Und dem ist der Aerger schon recht, denn warum freut er sich nicht mit, wo sich alles freut?

Doppelt glücklich aber der, der nicht nur zu empfangen, sondern der auch zu spenden hat, der geheimnisvoll schafft und sammelt für solche die ihm lieb sind. Bald vereint im fröhlichen Kreise, bald allein bei traulichem Lampenschein werden die Werke gefördert, bestimmt zu freudiger Ueberraschung. Jetzt ist die Zeit, wo sich die Sparbüchsen aufthun, wo all das Entbehren, das nöthig war den kleinen Schatz zu sammeln, den herrlichsten Lohn findet. Nicht allen und nur den wenigsten ist es vergönnt, in einen vollen Säckel zu greifen,



Weihnachtsmarkt in Berlin. Von C. Röhling.

da gilt es zu rechnen und zu überlegen, wie die Mittel verteilt werden müssen, um jedes der Lieben zu bedenken. Und bei solchem Rechnen werden selbst die eckigen häßlichen Zahlen schön, die nur zu oft der Gewinnsucht und erbärmlicher Spekulation dienen. Da wird nicht mit einem Male der Vorrat weihnachtlicher Geschenke gekauft, sondern sorgsam ein Stück nach dem andern erworben. Das Kind, das seinen Reichtum nur in Kupfer- und, wenn's hoch kommt, in Nickelmünzen zu berechnen vermag, holt bald von jenem bald von diesem Zuckerbäcker ein Stücklein zierlichen Naschwerkes, um es daheim zu verwahren, bis der Tag kommt, an dem es den duftigen Tannenbaum zu schmücken bestimmt ist. Und



Der Vöglein Weihnachtsfest. Von K. Fröschl.

nicht anders bringt es die Lichtlein zusammen, die so verschieden von gewöhnlichen Kerzen mit blauen und grünen und roten Fleckchen getupft sind, daß es eine wahre Lust ist, sie anzusehen. Die werden dann an einem Fädchen vors Fenster gehängt, damit ihnen die Wärme der Stube keinen Schaden bringt, und wenn ihr fein aufmerkt, so könnt ihr das Nahen des heiligen Abend bereits bemerken an dem Zunehmen der Lichterbündelchen, die vor den Fenstern träumen, wie sie dahin schmelzen werden in Licht und Glanz, der Kinder Freude . . .

Und wie sich die tausend kleinen Hände geschäftig regen! das näht und strickt und klebt und flechtet, schneidet aus und handhabt die Säge, denn Papa und Mama, und Tante und Onkel und Brüderlein und Schwesterchen, alle sollen bedacht werden. Ihr ahnt nicht, was in diesen Tagen verbraucht wird an buntem Papier und Zwirn und Wolle und Leim, denn keines will zurückbleiben, wo alles spendet.

Da kommt so manche kleine Mißgeburt zu Tage, das Flechtwerk spottet jeder Lehre vom rechten Winkel, die Stiche auf der kleinen, nicht mehr ganz saubern Näherei, zeichnen sich mehr durch Größenverschiedenheit als Gleichmäßigkeit aus, das Kästchen aus Zigarrenholz ist schief und schließt nicht recht, — aber was schadet's, stolz sind die kleinen Verfertiger doch und die Beschenkten wissen, daß aus den ungeschickten Machwerken ein Gefühl spricht, das mehr wert ist, als alle Künste der Welt.



Weihnachten auf dem Kirchhof. Von R. Püttner.

Der Großen unter den Kleinen aber harrt noch eine besondere Freude, wenn gütige Eltern ihnen vergönnen, sich an den Vorbereitungen für den Weihnachtsbaum zu beteiligen. Das ist ein gar ernstes und wichtiges Amt, aber eines, bei dem es an Sporteln nicht fehlt. Denn wenn eine der aus Zucker oder Chokolade geformten Kleinigkeiten bei dem Anbinden an Fäden Schiffbruch erleidet und zerbricht, da fallen bald für den, bald für jenen Brocken ab, die so süß schmecken, daß sie den kleinen Näscher wohl verlocken können, mit kindlicher Grausamkeit den Zuckermännchen und Kuchenfräuleins Arme und Beine zu zerbrechen. Jetzt kommen die rotbackigen Aepfel an die Reihe und müssen es sich gefallen lassen, daß ihnen goldige Schminke aufgelegt wird, nicht besser ergeht's den Nüssen, und die freuen sich sogar darüber, wie ihr an ihrem Knacken hören könnt, denn sie haben ja keine roten Backen zu verlieren wie die runden Aepfel. Wo die Lichter aus den schier endlosen Ringen des Wachsstockes geschnitten werden, gibt es noch eine ganz besondere Erlustigung. Da müssen die einzelnen Stücklein gerade gebogen und oben probeweise angebrannt werden, damit sie am heiligen Abend dem anzündenden Vater keine Schwierigkeiten machen. Die geschickten Hände der Schwester schneiden beineben aus farbigen Blättern Netze und Körbchen, die mit Zuckerwerk gefüllt, ganz ebenso wie die farbigen Glaskugeln und der Zinkschmuck zu besonderer Zierde dem Baume gereichen. Auch Watte wird gezupft, um sie in einzelnen Flocken auf die grünen Tannenzweige aufkleben zu können, damit es den Anschein hat, als habe sich von dem Schnee, der draußen Flur und Wald deckt, auch etwas in die wärmere Region der Stube verirrt, um sich der Freude der Menschen mitzufreuen . .



Der Gang zur Christmette. Von Th. Weber.

Endlich aber ist der letzte Tag der geräuschvollen Vorfreude angebrochen. Der Himmel hat ein Einsehen gehabt und den nicht mehr

in tadelloser Weiße erglänzenden Schnee während der frühen Morgenstunden durch einen Flockenfall tadellos erneut, und so sehr die kalte, schneidende Luft auch ihren Aerger an den Nasen der hurtig über die Straße Eilenden ausläßt, sie kann es nicht hindern, daß sich die Sonne mit aller Gemütlichkeit des Winters Herrlichkeit anschaut. Die Kleinen haben heute freilich keinen Sinn mehr für Schnee und Sonne, und nur ein Wunsch erfüllt ihr ganzes Sehnen: wenn's nur erst Abend wäre. Nachbars Gretchen drüben im hochgiebeligen Eckhaus, das sich des in der Stadt so seltenen Vorzuges eines Gartens erfreut,



Bescheerung in der Armenschule. Von E. Klimsch.

hat kindlichen Sinns auch der Vöglein gedacht, die immer morgens an die Fenster picken, Brosamen heischend. Mit Hilfe ihres Bruders putzte sie einen Miniaturchristbaum aus und trug ihn in den Garten, um auch den kleinen gefiederten Freunden ein Weihnachtsfest zu bereiten. Und ihr hättet die Freude der kleinen Vögel sehen sollen, wie sie den Tisch so reich gedeckt fanden. Sie waren auch gar nicht scheu und kamen hinzugeflogen und nickten mit ihren Köpfchen und blinzelten mit ihren klugen Augen Gretchen zu, als wenn sie ihr hätten danken wollen und sie bitten, es möchten doch alle ihre Gespielinnen so sorgsam ihrer gedenken ...

Mit trüberen Empfindungen als Gretchen richtete Frieda, das einzige Töchterlein der bleichen Frau, die in einem Stickgeschäft spärlich den Lebensunterhalt sich erwirbt, ihren Weihnachtsbaum. Zwar flatterten auch um diesen

die kleinen Vögel lustig umher, denn sie verstanden es ja nicht, daß der kleine schneebedeckte Hügel, dessen Spitze die Tanne krönte, ein Grabhügel ist, unter dem Friedas Vater nun gerade drei Monate den Todesschlaf schläft. Wer hätte das am letzten Weihnachtsabend gedacht? Da war der Vater noch so froh und freudig; bei dem spärlich geschmückten Weihnachtsbaum, der in der Stube stand, die Wohnort und Werkstatt zugleich, hatte er fröhlichen Sinns in die Zukunft geschaut. Nun war er tot und hatte den Seinen nichts hinterlassen können, als den guten Namen. Aber vergessen war sein Kind darum doch nicht; gute Menschen dachten auch diesmal der Armen und Verlassenen und als die letzten Orgeltöne durch die Kirche brausten, in der ein Nachmittagsgottesdienst zu Ehren des bevorstehenden Festes stattgefunden, da flammte der erste Christbaum in der Stadt auf und die Barmherzigkeit war es, die ihn angezündet.



Freude von außen. Von E. Kämpfer.

Seid ihr schon Zeuge gewesen einer solchen Armenbescheerung? Sie hat etwas unendlich Wehmütiges, aber gleichzeitig Erhebendes, und auch härtere Naturen macht sie weich und flößt ihnen die beglückende Wahrheit ein, daß Geben seliger sei als Nehmen. Es sind meist keine kostbaren Geschenke, die unter den duftigen Tannen ausgebreitet liegen, die Nützlichkeit und Dauerhaftigkeit hat vielfach das entscheidende Wort gesprochen, mehr als der Schönheitssinn und ein verfeinerter Geschmack; aber die festliche Stimmung des Beschenkten verklärt das Gebotene, mehr als die Kunst es vermöchte. Für viele mag es der einzige Lichtblick des Glückes sein, der sie da trifft in weihevoller Stunde, diese Mühseligen und Beladenen. Still haben sie sich im schwach erleuchteten Zimmer vereint, der Dinge harrend, die da kommen sollen, nur flüsternd erzählen die, denen es auch im Vorjahr vergönnt war, an diese Stätte zu eilen, von den Herrlichkeiten, die sich hinter der gewaltigen Flügelthüre vorbereiten. Aber noch bevor sich diese öffnet, tönt von dem Harmonium her, über dem eine transparente



Neugierige Kinder. Von L. Meggendorfer.



Kinder vor der Thüre. Von L. Bechstein.

bildliche Darstellung der Geburt Christi die Blicke fesselt, das schöne Weihnachtslied:

> Stille Nacht, heilige Nacht,
> Alles schläft, einsam wacht
> Nur das traute, holdselige Paar . . .

Die Stimmen der Großen und Kleinen fallen ein und mischen sich mit den weichen Tönen des Instrumentes.

Jetzt erschließt sich die Pforte!

In breiten Wellen flutet das Licht herein und der Kinderschar entgegen, die verwundert, staunend, sich scheu in den großen Raum begibt. Noch wagen es die Kleinen nicht zuzufassen, doch freundlicher Zuspruch ermuntert sie, und es währet nicht allzu lang, da hallt der Saal wider von frohen Kinderstimmen: die bleichen Wangen röten sich, die matten Augen leuchten auf, der Zauber der Gegenwart nimmt alles Sinnen und Denken gefangen und noch lange strahlt dieses Weihnachtsbild wie ein Licht tröstender Verheißung in das mühselige, oft so freudenleere Leben, das die zwölf Monde füllt, die zwischen einem Weihnachtsabende liegen und dem andern . . .



Großeltern schmücken den Weihnachtsbaum. Von J. Kleinmichel.

Auf den Straßen ist es stiller geworden!

Wer sich frei machen konnte von geschäftlichen Verpflichtungen, ist heimgeeilt; die Verkaufsbuden sind großenteils geschlossen, die Weihnachtsluft, die tagelang draußen unter freiem Himmel sich bemerkbar gemacht hat, zieht ein in die traulichen Räume der Häuser, der Kinder Sehnen ist erfüllt; der Abend ist gekommen . . . die Stunde der Bescheerung naht . . .

Was Mama und Papa herbeigeschafft auf ihren heimlichen Gängen, wird jetzt aus den wohlverwahrten Kasten hervorgeholt, was etwa von fernen Freunden und Verwandten der alte Briefträger heute gebracht, es wird seiner Hülle entkleidet, sinnig angeordnet und niedergelegt. Selbst Großpapa und Großmama in ihrem einsamen Mansardenstübchen, durch dessen Fenster die Katze verwundert über das Treiben hereinschaut, haben es sich nicht nehmen lassen, ein Bäumlein den Enkeln zu schmücken, die nun gleich doppelter Freude teilhaftig werden . . .

Mit rührender Geschäftigkeit hantieren die beiden Alten, die trotz der Jahre Last die Freuden der Jugend verstehen und wieder jung

geworden sind im Kreise der Enkel. Manch' Wort der Erinnerung wird da lebendig, denn der Weihnachtsbaum ist wie ein Merkzeichen im Jahr, um das sich die Ereignisse gruppieren. Wie verschiedene Szenen hat sein mildes Licht beleuchtet seit jenem Abend, da die Alten noch jung waren und bei den Klängen des Weihnachtsliedes sich ewige Liebe geschworen. Es hatten damals nur wenige Lichter gebrannt, aber in ihnen war's um so heller gewesen, denn die Liebe ist das hellste Licht, es erleuchtet den Lebenspfad und strahlt selbst hinaus übers dunkle Grab. Und wieder war's dann Weihnachten geworden und der Baum, unter dem sie diesmal mit beglückten Blicken standen, brannte im eignen Heim. Konnte es ein größeres Glück geben für diese beiden, als daß sie sich angehören durften ihr Leben lang? Sie dachtens kaum, und doch bewies es ihnen der heilige Abend des nächsten Jahrs. Da lag bei dem grünen Tannenbaum mit seinem Engel auf der Spitze, in Kissen von schneeigem Linnen ein zartes kleines Wesen, selbst ein Engel — ihr Kind. Und Jahr auf Jahr kam, der Winter kam und floh wieder vor dem Frühling im ununterbrochenen Wechsel, und die Schar der Kleinen mehrte sich, und die Kleinen wurden Große, und als die beiden nach vielen, vielen Jahren wieder einmal ein winzig kleines Menschenkindlein den strahlenden Lichtern entgegenhielten, da — waren die Eltern Großeltern geworden.



Bescheerung. Von R. Geisler.

An all' dies dachten sie, da sie den lieben Enkeln den Baum schmückten, nur einmal mischte sich in die Thränen der Freude, welche das Zurückdenken an die Vergangenheit hervorrief, eine Thräne wehmutsvollen Schmerzes. Es waren heute gerade 30 Jahre her. Wie heute warf auch damals der Wind den Schnee an die gefrornen Fensterscheiben, und auch nicht wie heute, denn damals war kein Weihnachtsbaum geschmückt worden — das einzigemal in ihrem Leben. Der Tod, der hartherzige Gesell, hatte ihnen just am dritten Tag vor dem Fest eines der Lieben dahingerafft, und während alles zur Bescheerung rüstete, hatten sie dem Dahingeschiedenen das letzte Geleite gegeben, nach — dem kalten, verschneiten Friedhof. — —



Schlafendes Kind. Von K. Fröschl.

Die ganze Schar der Kleinen hat sich bereits vor der Thüre der „guten Stube" versammelt, sie necken sich gegenseitig und es ist viel die Rede vom Christkindlein und Weihnachtsmann, über dessen Existenz sich ein Streit entspinnt, der freilich



Weihnachten in der Kajüte. Von C. Hosang.

so ernst nicht zu nehmen ist. Denn selbst der Bruder, der schon ein volles Jahr die Schulbank reitet, und sich ein gar gelehrter Mann dünkt und das altklug redende Schwesterlein, sie sagen zwar, daß Mama alle Geschenke gekauft habe, aber innerlich lebt in ihnen noch dieselbe Wundergläubigkeit wie bei den Kleinen.

Fritzchen will durchaus durch die Thürspalte gucken, doch Willy wehrt es ihm und stellt sich kecklich davor. Er will jenem glauben machen, er ließe ihn gar nicht hinein, wenn die Schelle ertönte ...

Klinglingling .... klingt's da von drinnen heraus und nun ist der standhafte Willy der erste, der sich in das Lichtermeer stürzt.

Ach, wie das strahlt und glänzt und wie es duftet nach Tannenharz, als wenn der herrliche Wald selbst den Baum als Abgesandten geschickt hätte, um sich mitzufreuen an dem Jubel der Kinder. Stolz aufgerichtet steht er da, dieser Sohn des Waldes, die Zweige weit von sich gestreckt, zwischen deren Nadelfülle Köstlichkeiten aller Art hervorlugen. Fest und sicher trägt er die Lichter, und nur wo sich eines von ihnen neigt und sein Geäst berührt, zischen die Nadeln auf und sprühen und knistern. Silberne und goldene Zierraten glitzern in der Fülle des Lichts, wie leuchtende Sterne, und der Engel, der über dem Ganzen als Zierde der Baumkrone schwebt, würde gleich in den Freudenruf der Beschenkten mit einstimmen, wenn seinem wächsernen Leibe eine empfindende, mitfühlende Seele eingehaucht worden wäre. Es ist aber auch zu schön und die Kinder können nicht genug bewundern und sich gegenseitig ihre Herrlichkeiten vorzeigen. Selbst das Kleinste, das kaum auszuschreiten vermag, und nun auf der Mutter Arm zu den Herrlichkeiten herniederschaut, streckt die kleinen runden Aermchen aus, als wollte es den strahlenden Lichterbaum an sein kleines Herzchen schließen, und es wird nicht müde, das klare Aeuglein von einem zum andern zu wenden. Der kühne Willy hat schon auf dem neuen Schaukelpferde

Platz genommen, während Fritzchen auf seiner Trompete die ohrenzerreißendsten Töne hervorschmettert. Die Größeren spielen mit Puppen und Soldaten und das Elternpaar weidet sich an dem Glück der kleinen Welt, deren Freude ja ihre Freude ist.

Wie alles, so hat indessen auch die Herrschaft des Weihnachtsmannes ein Ende. Lichtlein auf Lichtlein verlöscht, es wird dunkler im Zimmer, und wenn auch etwas später als sonst, so kommt der Sandmann doch selbst heute und macht die Augenlider schwer und weckt das Verlangen nach Ruhe. Und doch vermag sich die Kinderschar nur schwer von den neuen Besitztümern zu trennen und mehr als eines nimmt zärtlich das liebste Spielzeug mit zu seiner Ruhestätte, damit der letzte Blick am Abend, der erste am Morgen darauf falle.

Christkindlein aber läßt den Engel des Schlafes an den Betten der Kleinen wachen, der ihnen im Traume noch einmal die Erlebnisse des schönen Abends vorgaukelt und auf die kleinen Gesichter das Lächeln unendlicher Freude zaubert . . .

Die Weihnachtsfreude aber geht weiter und weiter, durch Dorf und Stadt, steigt auf zu den Höhen und nieder zu der Tiefe, zieht vom Fels zum Meer, und selbst auf dieses, wo es zwischen schwanken Planken eine Handvoll frohmuter Menschenkinder trägt. Während des Ozeans Wellen sich träge dahinwälzen und an die Schiffwand schlagen, als wollten sie Einlaß begehren zu dem Feste, das die Menschen sich anschicken zu begehen — während tiefe Nacht die Wasser deckt, erstrahlt der Schiffsraum im hellsten Lichte. Eine geschmückte Pyramide ersetzt den Tannenbaum und gemahnt die Männer, die vereinsamt leben draußen auf dem Weltmeer, an Kindheit und Heimat und auch an den, der sie schützen wird in allen Gefahren ihres mühevollen Berufes.

Und wie der Matrose, so läßt auch der Soldat den heiligen Tag nicht vorübergehen, ohne in den schlichten Gelassen der Kaserne das



Weihnachten in der Kaserne. Von E. Hosang.



Weihnachten auf der Lokomotive. Von J. Kleinmichel.

Weihnachtsfest zu begehen, sich mit den Kameraden der Gaben zu freuen, welche die Seinigen daheim ihm geschickt.

Und selbst wen das Berufsleben zwingt, die heilige Nacht in angestrengter Arbeit zu begehen, fern vom heimischen Herd: auch dem wird Erinnerung und Hoffnung das Herz zu Höherem stimmen und seine Blicke aufwärts lenken zum Himmel, von dem Gottes Sohn, die Menschheit beglückend, zur Erde niederstieg: „Den Menschen ein Wohlgefallen!"

Weihnachten im Gebirge.

Von

Maximilian Schmidt.

Weihnachten ist herangekommen, das schönste Fest der Christenheit, welches diese nicht nur in ihrer Gesamtheit als große Gemeinde begeht, sondern das auch jede einzelne Familie für sich besonders feiert, je nach Herkommen und Gebrauch. In Stadt und Land jubeln die Kleinen dem strahlenden Baume und dem „Christkindl" entgegen und freuen sich Eltern und Kinder im Geben und Empfangen. Goldene, herrliche Zeit! wo das freudestrahlende Auge des vom süßen Wahne befangenen Kindes mit heiligem Schauer nach dem hell erglänzenden Christbaume blickt und die goldenen Nüsse und all die süßen Herrlichkeiten ihm ein lautes „Ah!" der Bewunderung entlocken! Glückliche, nimmerkehrende Kinderzeit, einzige lichte, ungetrübte in diesem Leben, die uns unbewußt die wahre Glückseligkeit spendet! Doch auch dem Erwachsenen ist der heilige Abend ein willkommener Ruhepunkt in seinem geschäftlichen Treiben und Streben, und wo ihm die Freude der Gegenwart versagt, ist es die ewig jugendliche Tochter der Vergangenheit — die Erinnerung, der unversiegbare Quell, aus welchem der lebensmüde, verlassene Wanderer die Tropfen der Erquickung schöpft, die mit rosigen Fingern den Vorhang aufrollt, den die Zeit zwischen dem Einst und Jetzt ausbreitete.

Draußen in den Bergen, wo die in ihrer Natürlichkeit prangenden, grünen Tannen, auf deren Zweigen der vom Sterngefunkel gleißende Schnee sich wiegt, bis an die Gehöfte und Dörfer reichen, weiß man freilich nichts vom leuchtenden Baum in der Stube; gleichwohl herrscht am heiligen Christabend überall, selbst in den entlegensten, durch den Schneefall vom allgemeinen Verkehr abgeschnittenen Einöden eine feierliche Stimmung, und der festliche Charakter tritt deutlich in den Familienkreis herein. Die Stube ist an keinem Tage des Jahres so ausnehmend blank gefegt, wie an diesem Abend, der Boden mit frischem Schnittstroh mattenartig belegt: eine lang ersehnte Kinderfreude. Unersättlich kugeln und purzeln sie im Stroh herum, vergessen Bank und Stuhl und „Lodern und Höllwinkel", die sonstigen Lieblingsplätzchen um den Ofen herum. Die Hausfrau hat Kletzenbrod und Flecken gebacken, den für die Feiertage bestimmten Braten zurecht gerichtet. Die Ehehalten sputen sich, um Stall- und Scheune in Ordnung zu bringen, und alsbald sitzt der Bauer, die Hauslegende vor sich, am Tische, und um ihn her Weib und Kind, Knecht und Magd. Er oder ein des Lesens besonders Kundiger liest nun die ewig alte Geschichte mit der ewig neuen Lehre vor, da und dort wird ein schönes Weihnachts-



Weihnachten im Gebirge. Von W. Rietstahl.

lied gesungen und das auf dem Fenstersims in einer zierlichen Krippe liegende Christkind beleuchtet. Strahlenden Auges lauscht das Kleinvolk den Erzählungen von Christkindleins Bescheerung, deren es sich morgen beim Erwachen auch erfreuen soll und zu welchem Zwecke die Mutter für jedes Kind eine Schüssel an das Fenster stellen muß, damit das Christkind seine Gaben in dieselbe legen kann. Alsdann gehen sie zu Bette, wünschend, daß es schon morgen sei.

Das Großvolk dagegen rückt den Tisch zum prasselnden Ofen und verbringt den Abend in heiliger Stimmung, bis es Zeit ist, ins „Mettenamt“ nach der Pfarrkirche aufzubrechen. Schon klingen sämtliche Glocken in die sternenflimmernde Nacht hinaus, mit ehernen Zungen feierlich die Geburt des Herrn verkündend.

Einer der Knechte trägt die hellbrennende Pechfackel in der Hand und so wandern sie in der schönen klaren Winternacht im knarrenden Schnee dem Gotteshause zu. Von allen Richtungen sieht man wandelnde Lichter nahen, und es gewährt einen eigentümlichen Reiz, wenn bald da, bald dort die Fackeln und Laternen der von den Bergen herabsteigenden oder aus den Thälern kommenden Landleute sichtbar werden und diese bald in langen Reihen, bald in Gruppen mit ihren Lichtern über den Schnee dahingleiten.

Nur selten sieht man in dieser Nacht einen einzelnen Wanderer, denn mit heute beginnen die „zwölf Nächte“, das ist die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig und namentlich in den drei Heilig-Nächten: Christnacht, Neujahrs- und Dreikönigsnacht traut man den Geistern und den in Teufelsgestalten verwandelten Gottheiten der Vorzeit die Macht zu, ihr Unwesen zu treiben. In dieser Nacht braust das wilde Heer, der Wode oder wilde Jäger an der Spitze, durch die Lüfte und straft auf das Unnachsichtigste einzeln wandelnde Menschen, die kein gutes Gewissen haben. Auch Frau Holle oder Berchta, die Bewahrerin der Toten, mit denen sie am Tage in einem Berge wohnt, verläßt an diesem Abend mit ihrem Heere denselben und hält ihren nächtlichen Umzug. Deshalb hütet sich jeder wohl, zurückzubleiben oder sich gar zu verspäten, denn sobald die Christmette begonnen, kann der einzeln Wandelnde nicht nur die Hexen und Druden erkennen, sondern er vermeint auch diejenigen zu erblicken, welche im nächsten Jahre sterben.

Um nun diesen Spuck fernzuhalten, wetteifert alt und jung im „Christkindlanschießen“ und ein dröhnender Schuß nach dem andern knallt durch die Christnacht mit weithin hallenden Echos.

Vom hochgelegenen Kirchlein leuchtet der flimmernde Kerzenschein weit hinaus und heißt die nächtlichen Wanderer willkommen. Auf dem Hochaltare prangt das Christkindlein im langen, goldverbrämten Hemdlein, das rechte Händchen segnend ausstreckend, mit dem linken die blaue Weltkugel tragend. Sein allerliebstes, feines, rotwangiges Gesichtlein ist die Augenweide aller Mütter, Jungfrauen und Mädchen.

Bald ist das Gotteshaus eingedrückt voll. Das Mettenamt beginnt, vom Musikempor klingt die vielliebe Hirtenmesse, der Jubel der Hirten an der Krippe und das Halleluja der Engel. Diese Jubeltöne finden in aller Herzen freudigen Widerhall und in Gedanken sprechen sie wohl alle die hehren Worte mit: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Nach beendeter Feier kehren die Leute nach Hause, in derselben Weise, wie sie gekommen, mit Fackelbeleuchtung und eng aneinander geschlossen. Sobald sie die erwärmte Stube betreten, stellt die Hausfrau die dampfende, duftende, abgebräunte Mettenblunse (Suppe mit Schwarzbrot) auf den Tisch, zu der sich nach altem Herkommen die Leberwürste gesellen, das gesottene Schweinerne mit Kraut und das hochfestliche Weißbrot, durch welchen nächtlichen Christschmaus das strenge Fasten des Vortages köstlich vergolten wird.

Dann legt man sich nieder zu kurzem Schlummer, denn das festtägliche Morgenamt darf nicht versäumt werden, nach welchem die Kinderwelt freudestrahlenden Blickes um den kerzleinflimmernden Tisch hüpft, auf welchem die vom Christkindlein gabengefüllten Schüsseln stehen.

So auf dem Lande wie in der Stadt — dieselbe Freude und Lust — im Palast wie in der Hütte! Und mag dort echtes, hier nur Flittergold erglänzen: das lauterste, schönste Gold strahlt die Unschuld und die Freude wider aus des Kindes Blick.

Der Weihnachtsbaum und seine Bedeutung.

Von

Franz Sternbald.



Der strahlende Mittelpunkt der deutschen Weihnachtsfeier unserer Tage ist der Weihnachtsbaum. Wohin auch immer ein deutsches Blut sich gewendet hat, das, von freiem Entschlusse getrieben oder durch die Umstände gezwungen, dem Vaterlande Valet gab: es nahm die Erinnerung an den Weihnachtsbaum mit sich, welcher der seligen Kindheit gestrahlt hatte; es bereitete diesem Schmucke der herzbewegenden Feier eine neue Stätte. Darum, weil der Deutsche den Weihnachtsbaum als ein von dem herrlichen Feste untrennbares Stück betrachtet, erglänzen die Kerzen der Weihnacht auf den Inseln der Südsee und am Gestade der heiligen Flüsse Indiens, darum in den arktischen Schneegefilden und an der felsigen, vom Schaume der Brandung umsprühten Küste Südamerikas, auf der Prairie des fernen Westens und auf dem Kap der guten Hoffnung! Wenig bekannt indessen ist's, daß der Weihnachtsbaum auch seine Geschichte besitzt und daß derselbe nicht immer einen so wesentlichen Bestandteil der Geburtsfeier Christi ausgemacht hat wie heute, — noch weniger bekannt, welches die ursprüngliche Bedeutung des lichtertragenden Stammes gewesen ist.

Die erstere erscheint dem oberflächlichen Betrachter nur als eine sehr dürftige. Die älteste Erwähnung des Weihnachtsbaumes findet sich, soviel wir wissen, noch in deutschen Volksliedern. Da heißt es in dem oberdeutschen Sange:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du bist ein edles Reis,
Du grünest in dem Winter
Als wie zur Sommerzeit!" —

Da klingt durch die niederdeutsche Tiefebene das bekanntere:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du kannst mir sehr gefallen!
Wie oft hat nicht zur Weihnachtszeit
Ein Reis von dir mich hocherfreut;
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du kannst mir sehr gefallen!"

Nun läßt es sich freilich nicht mehr genau bestimmen, zu welcher Zeit diese Volkslieder entstanden sind. Ihre ältesten Formen gehen nicht über das 17. Jahrhundert hinaus in die Vergangenheit zurück. So wäre also geschichtlich der Tannenbaum als Weihnachtsbaum erst für diese Zeit, die Jahrzehnte nach dem großen Kriege, beglaubigt, und damit stimmt es überein, wenn der gelehrte Theologe Dannhauer, welcher im 17. Jahrhundert zu Straßburg lebte, in seiner „Katechismus-Milch" in folgender Weise eifert: „Unter andern Lappalien, damit man die frohe Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Worte begehet, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblumen lässet. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasie und Abgötterei, so man mit dem Christkinde pfleget zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche bauet und den Kindern eine solche Opinion beibringet, daß sie ihre inniglichen Kindergebetlein vor dem vermummten und vermeinten Christkindlein fast abgöttischer Weis' ablegen."

So ist also der Weihnachtsbaum wenigstens für das 17. Jahrhundert bezeugt. Dennoch dürfen wir nicht glauben, daß die Aufrichtung desselben schon damals ein allgemeiner Brauch gewesen wäre. Schleiermacher in der 1805 erschienenen „Weihnachtsfeier" und selbst Tieck im „Weihnachtsabend" erwähnen die lichtumflossene Tanne noch nicht, während der Studiosus Wolfgang Goethe allerdings schon 1765 im Hause von Körners Großmutter, Minna Stock, zu Leipzig ein Christbäumchen vorfand, unter welchem sich eine Darstellung der Geburt des Erlösers, sowie Teller mit Pfefferkuchen und Süßigkeiten gar artig präsentierten. Aber nach Danzig z. B. brachten preußische Offiziere und Beamte den Christbaum erst um 1815. Nicht früher also als in den zwanziger Jahren ist seine Ausschmückung in Deutschland eine allgemeine Sitte geworden.

Woher stammt dieser so hervorragend eigentümliche Brauch? Ist er national-deutsch? Auf diese Frage haben wir zuvörderst einzugehen.

Man wird diese Frage mit „Ja!" beantworten müssen, denn was sich Aehnliches in andern Landen findet, liegt doch immer sehr weit von unsrem Christbaum ab.

In einzelnen Landschaften Frankreichs, z. B. in dem Delphinat, wird dem „Weihnachtsklotz" (chalandal oder tréfoir) eine hervorragende Rolle zuerteilt. Nicht allein, daß nach dem Volksglauben von der Verwendung seiner Reste zu Ackergerät die Fruchtbarkeit der Felder abhängt: man zieht am Weihnachtsabend auch feierlich aus, um diesen Weihnachtsklotz heimzuholen. Uralte Gesänge, welche der Hausfrau, den Früchten des Feldes, den Tieren des Stalles Festessegen erflehen, begleiten die Heimholung des Christklotzes aus dem Walde. Im Gehöfte selbst gießt dann das jüngste Kind des Hauses im Namen der heiligen Dreieinigkeit ein Glas Wein über das Holz aus, ehe das letztere ins Feuer geworfen wird. Die Kohlen dieses Weihnachtsklotzes werden als heilkräftig das ganze Jahr über aufbewahrt; sie schützen die Hausgenossen und Haustiere vor Krankheiten und halten, unter das Bett gelegt, von Haus und Hof das Feuer fern. Echt altertümlich korporativ feiert die Verwandtschaft von Mann und Frau dies Fest der Entzündung des gesegneten und nach der Väter Brauche stets von der Olive genommenen Holzes mit; sehr bemerkenswert ist auch die Besprengung des Christklotzes mit Salz und Wasser, wie sie zu Vienne üblich ist, und die Aufstellung desselben auf dem altheiligen häuslichen Herde, welche als Lokalsitte zu Commercy in Lothringen erscheint. Beschützt doch nach dem Volksglauben dieser Block aufs sicherste jene Genossenschaft, als deren ehrwürdigstes Heiligtum der Herd einst in den höchsten Ehren stand! Allein das alles liegt immer noch weit ab von der deutschen Sitte und Art, den Weihnachtsbaum aufzurichten.

Sehr ähnlich den französischen sind belgische Gebräuche, nach denen ebenfalls ein Spänchen vom Weihnachtsblocke aufbewahrt wird, damit dasselbe Hilfe bringe in Feuer- und Wassersnot, sehr ähnlich die der skandinavischen Lande, in welchen neben dem „Julbrot", der „Julgrütze",

dem „Juleber“ auch der „Julklotz“ nicht fehlt, und völlig übereinstimmend damit stellen sich auch die englischen Weihnachtsgebräuche dar. Noch ferner liegen die lettisch-slawischen Parallelen ab, welche man dem deutschen Weihnachtsbaume an die Seite gestellt hat. Im Lande der Masuren bricht nämlich der Gemeindehirt am zweiten Weihnachtstage schöne, gerade Birkenreiser ab. Geht er dann durchs Dorf, so suchen die Hausfrauen ihm hinterrücks dieselben unter dem Arme vorzuziehen. Diese Ruten werden sorgfältig aufbewahrt und in das vorrätige gedroschene Getreide gesteckt, so daß sie gleich Baumschößlingen hervorragen; mit ihnen wird am 25. März des nächsten Jahres das Vieh zum erstenmale wieder zur Weide getrieben. Bei den Südslawen werden am Christabend abgeästete junge Eichen ins Haus gebracht und am nächsten Morgen unter das Getreide gesteckt. In einzelnen Strichen Dalmatiens umwinden die Frauen und Mädchen diese Eichenstämme mit rotem Seidenband, Zwirn und Golddraht. Ein althergebrachter Spruch: „Guten Morgen, Weihnachtstag!“ begrüßt den gnadenreichen Morgen. Denn der ins Haus getragene Eichenstamm und alles, was denselben berührt hat, ist übernatürlich gesegnet; deshalb wird auch der Hausvater, welcher den Stamm durch die mit Kerzen besteckte Thür getragen hat, mit Getreide überschüttet: er überträgt den Segen auf die Frucht des Feldes. An andern Orten wird der „Badnjak“, wie die ihrer Aeste beraubte Eiche heißt, in der Weihnacht ins Feuer gesteckt, aber mit Wein begossen, damit sie nicht gänzlich verbrenne. In vielen Häusern werden ihre allmählich verglimmenden Reste aus den ersterbenden Flammen gezogen und, wenn sie erkaltet sind, zwischen die Aeste junger Bäume gelegt, damit deren Wachstum gefördert werde.

Wir sehen also, der Weihnachtsbaum ist durchaus national, ist echt deutsch. Es läßt sich sogar geschichtlich nachweisen, daß dieser Schmuck des Christfestes nach England erst durch den heimgegangenen Prinz-Regenten Albert, nach Frankreich erst durch die Herzogin Helene von Orleans übertragen worden ist.

Unsere weitere Untersuchung hat sich nun mit der Frage zu beschäftigen, aus welchem Gedankenkreise heraus dieses hauptsächlichste Stück unsrer Weihnachtsfeier zum Schmucke des Festes erwählt worden ist, oder um deutlicher zu reden, ob eine christliche, ob eine heidnische Symbolik dem Gebrauche, der hier in Rede steht, zu Grunde liegt.

Gehen wir näher auf diese Frage ein, so könnte es anfangs höchst einleuchtend und sinnig erscheinen, den Weihnachtsbaum christlich zu deuten. Denn in Wahrheit wirkten alttestamentliche Anschauungen und jüdisch-rituelle Gebräuche dahin, daß bereits in der alten Kirche, in ihrer Symbolik und in ihrer festlichen Praxis, den Bäumen und Zweigen eine hervorragende Bedeutung beigelegt ward. Am 24. Tage des neunten Monats, also um die Zeit unsrer Weihnacht, ward das jüdische „Fest der Hütten“ begangen; denn an diesem Tage war der Grund zum Tempel von Jerusalem gelegt worden. Diesen Tag aber betrachtete die alte Kirche als den Zeitpunkt der Geburt des Erlösers. „Deshalb,“ so schreibt Hieronymus, „dürfen sich die Christen dem Feste der Hütten nicht entziehen; vielmehr sollen sie dasselbe feiern zum Gedenken an jenes Holz des Lebens, das ihnen gegeben ist.“ Der Palmzweig und die Myrte, die schönen Symbole des Sieges und der Keuschheit, gehörten zu dem ernsten Schmucke altchristlicher Feste. War er, dessen Geburt die Gemeinde der Gläubigen feierte, nicht das strahlende Vorbild höchster Reinheit und der Weltüberwinder, welcher den Sieg auch den Seinen verheißen hatte? — Mag indessen auch Pflanzenschmuck von jeher in der Kirche beim Weihnachtsfeste gebräuchlich gewesen sein: den Weihnachtsbaum hat die Kirche dem deutschen Hause nicht gegeben. „Den heidnisch-religiösen Vorstellungen unserer Altvordern, besonders dem Wuotanskulte der Bewohner des Landes zwischen dem Rheine und der Elbe, zwischen den Alpenfirnen und der Nordsee verdanken wir den Weihnachtsbaum.“

Es war ein hohes Fest der germanischen Völker, welches zu eben der Zeit gefeiert wurde, auf welche die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche den Geburtstag des Heilandes fixirt hatten: das Fest der Wintersonnenwende. Dasselbe stand polarisch dem der Sommersonnenwende, — dem späteren St. Johannistage, — gegenüber, und wie im Feuer der letzteren der Maibaum als Symbol der in voller Glut stehenden Sonne verbrannt wurde, so flammte auch beim Wintersolstize ein Holzblock auf, eine Veranschaulichung der durch die zauberähnliche

Wirkung der Sonnenwärme nun wiederkehrenden Lebenskraft der Vegetabilienwelt. Der „Julblock", das zu Ehren des Sonnenrades, welches nun wieder eine aufsteigende Richtung nimmt, zur weihnachtlichen Zeit in Flammen gesetzte Wurzelende eines Baumes, war der Mittelpunkt jener heidnischen Feier der Winter-Sonnenwende. Aus den Gebräuchen, die mit diesem Feste zusammenhängen, erklärt sich unser Weihnachtsbaum, und diesen heidnischen Cärimonien der Winter-Sonnenwende haben wir uns jetzt zuzuwenden.

Die junge, im höchsten Sinne vaterländische Wissenschaft der Germanistik hat diese Aufgabe der Rekonstruktion des heidnischen Weihnachtsfestes, — wenn wir so sagen dürfen, — gelöst; es liegt uns ein ziemlich deutliches Bild der uralten, mit der Feier der Julzeit verbundenen Festgebräuche vor. Wann die Bestellung der Wintersaat vollendet war, begann die festlichste Zeit des Jahres. Nach dem kindlich fröhlichen und starken Glauben unserer Altvordern zogen die Götter, nachdem der Festescyklus begonnen hatte, sichtbar und die beschneiten Fluren segnend, durch das Land. Noch bis zum heutigen Tage hat sich die Erinnerung an diese Umzüge der Himmlischen erhalten, welche ehemals durch Priesterzüge zu den Opfer- und Tempelstätten versinnbildlicht wurden. Die großartig poetische und gemütvolle Naturanschauung der heidnischen Germanen bekundet sich glänzend in den hierher gehörigen Sagen. Auf jenen altgeheiligten Pfaden zieht noch heut der „Schimmelreiter" einher. Wer hat nicht schon von ihm gehört, dem vermummten Burschen, welcher bei allen Aufzügen der Adventszeit in Norddeutschland eine so hervorragende Rolle spielt? Im Braunschweigischen wird die wunderliche Maske dadurch gebildet, daß man dem Buben, welcher den Schimmelreiter spielen soll, ein Sieb mit einer langen Stange an der Brust befestigt. Vorn an dem Holze befindet sich ein mehr oder minder roh geschnitzter Pferdekopf. Der ganze seltsame Apparat wird dann mit weißen Laken verhangen. In Schlesien stellen drei Knaben den Schimmelreiter dar. Zwei von ihnen fassen die Schulter des einen Vordermannes an, welcher mit einem weißen Betttuche bedeckt ist, mit vorgestreckten Armen marschiert und den Kopf des Rosses andeutet. Auf dieser Knabengruppe hockt der Schimmelreiter; er trägt in der Rechten einen Stab mit einem Siebe — entweder ein Symbol des Sonnenrades oder eine Andeutung des Herrscherstabes Wuotans — und unter dem linken Arme seinen Kopf, einen Kürbis, in welchen zwei Augen und ein Mund mit spitzen Zähnen eingeschnitten sind. Oft strahlt durch diese Oeffnungen der Schimmer eines Lichtes. In dieser kindlich und kindisch zugleich nachgeahmten Gestalt erscheint Wuotan, der höchste Gott unsrer Vorfahren.

Auf Wangeroge steht am Morgen des zweiten Weihnachtstages der Vater heimlich auf, schlägt ein weißes Laken um sich und geht im Zimmer umher, schnaubend wie ein Pferd. Dann legt er sich wieder zu Bett; aber bei Tagesanbruch finden die Kinder Geschenke: es heißt, Stephan sei gekommen, von „Helkirs", dem heiligen Christ, geschickt; er sei auf einem weißen Rosse über das Watt geritten und habe die Kiste mit den Stephansgütern gebracht. Ein germanischer Gott aber hatte wie der altdeutsche Koning oder Edeling auch sein Gefolge. Sieh', diese lärmende Schar von Knaben, welche hinter dem Schimmelreiter herzieht, gabenheischend und in ausgelassenster Festesfröhlichkeit sich balgend, — es sind die Vertreter jener Priester, welche einst das heilige Roß des Gottes durch die winterlichen Fluren führten, damit der gnädige Herrscher den Samen goldenen Segens wieder in der Erde mütterlichen Schoß einsenken möchte! Sieh' diesen „Bär", welcher vor dem Gotte hertanzt, diesen „Klapperbock" mit dem Ziegenkopfe, wie er die Kinder wegstößt, wenn sie nicht beten können! Gefolgsleute sind's des einstigen großen Königs der Götter und Menschen!

All die vermummten Gestalten, welche zur Weihnachtszeit in deutschen Landen umziehen, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, sind demnach nichts anderes, denn die verzerrten Personifikationen der alten Götter. Bleiben wir bei dem allbekannten „Knecht Ruprecht" stehen. Er trägt eine Larve mit einem Barte von Moos oder Hobelspänen; sein Pelz ist mit Schellen behängt; er selbst führt, so es not thut, die Rute, greift aber schnell versöhnt auch für die „Faulen" — um mit Doktor Martin Luther zu reden, für die „Holzböcke"— in jenen Sack voller Aepfel und Nüsse, welchen er behutsam unter der Verkleidung versteckt hat! Der „Ruhmglän-

zende" — das bedeutet Hruodperath — heißt er. Und ist doch nur ein Knecht? Ja, nur ein Knecht, jetzt, nachdem vor einem Jahrtausende die Religion des Kreuzes den alten



Die Weihnacht und ihr Gefolge. Von Kögler.

deutschen Götterdienst gestürzt hat! Was aber so mit Volkes Herz und Gemüt verwachsen war, wie der Götter hehre und teure Gestalten, welche über Hof und Hain, über Gras und

Grain, über Wald und Wiese, über Krieg und Frieden, über Leben und Tod gewaltet hatten, das konnte ja nicht wohl untergehen.

Sie sanken von Stufe zu Stufe, die alten Götter! Führen wir das einmal bei den um Weihnachten erscheinenden „Pelzmärten" durch. Ursprünglich der unsichtbare höchste Gott, ward er dem Bedürfnisse des Volkes nach einer konkreten Gestalt zum länderdurchziehenden Wuotan. Als durch die irische und römische Mission der Altar dieses Gottes gestürzt war, wandelte sich der Ase in einen Heiligen der Kirche um, in den glänzenden, auf weißem Rosse reitenden und mit scharlachrotem Mantel bekleideten St. Martin, für welchen absichtslos und unbewußt die bekannte Legende von dem tapfern und milden Reitersmann aus Pannonien erfunden ward. Der Wandelungs-, wenn man will, der Degenerations-Prozeß ging indessen noch einen Schritt weiter. Auch der possierlich-fürchterliche „Pelzmärten" ist ein Abbild jenes Gottes, welcher der Altvordern Haus und Hof, Tenne und Taß besuchte und namentlich zur Weihnachtszeit stets gegenwärtig war. Aus der tröstlichen, die Seele mit heller Lebensfreudigkeit erfüllenden Theophanie und Parusie ward also der Besuch einer halb gutmütigen und lächerlichen, halb bösen und kindererschreckenden Maske!

Noch eine Menge solcher erniedrigten Gestalten, hinter welchen der einstige große Himmelsgott sich verbirgt, ließe sich mit leichter Mühe aus der deutschen Sage zusammenstellen. Im deutschen Süden zieht der alte Joseph, im deutschen Norden der heilige Nikolaus, der den Kindern so freundlich zugethane Bischof von Myra in Lycien, einher, wenn auch nicht am Weihnachtsfeste selbst, so doch in der Vorbereitungszeit auf dasselbe oder in den „Zwölften", der hochheiligen Zeit zwischen dem Christtage und dem Feste der heiligen drei Könige. In Ober- und Nieder-Sachsen läßt sich der „rauhe" oder der „Aschen-Klas" sehen; im Elsasse kehrt „Hans Trapp", in Bayern der „Klaubauf", in Oesterreich der „Grampus", in Steiermark der „Barthel" in die gebenedeiten Häuser ein. Auch gespenstiges Weibsvolk kommt, die „böse Berchthl", die zürnende oder segnende Holda, — ihre Stimmung ist durch die Eigenschaften des heimgesuchten Hauses bedingt, — die Frau „Harke", schrecklich anzuschauen, — alles die traurigen Reste altgermanischer Frauenherrlichkeit, welche strahlend den Himmelsgott umgab, sobald er, mit der siegreichen Sonne zugleich, seinen Getreuen wieder erschien. So ist es also ein ganzer Geisterzug, welcher über die schneebedeckte Erde und den im Froste stöhnenden und ächzenden Wald dahinzieht. Da hörtest du Pferdegetrappel, Hörnerklang und Hundegebell hoch über den riesigen Eichen. Siehst du es, wie der Wald sich schüttelt, wie die Gräser leise klagend wehen, nachdem das „wütende Heer", das „Muotis-Heer", die seligen Kampfgenossen Wotans, darüber hinweggestürmt sind? Hast du ihn erblickt, den geisterhaften Jäger mit dem grauen Schlapphute und der wehenden roten Feder über dem greisen Haupte, mit seinem zerfetzten, im Sturme fliegenden Mantel, welcher einer zerrissenen, eilig vorübergetriebenen Wolke gleicht? Dort in dem Einödhause, welches ferne am Rande des Moores auf der mondscheinbeleuchteten Ebene sich abhebt, — dort, wo die Scheunenthore ihr offen stehen, ist die wilde Gesellschaft durchgezogen, aber ohne den Boden zu berühren. Vielleicht hat der große Himmelsgott, der leidenschaftliche Jäger, dort einen seiner Jagdhunde zurückgelassen! Der legt sich dann auf den Feuerherd, ein ganzes Jahr lang, und weicht nicht von der Stelle. Er winselt und bellt und thut sonst nichts und frißt die wirbelnde Asche der Feuerstätte! Kommt aber aufs neue die segenspendende Julzeit, — zieht der „Wode mit der wilden Jagd" wieder durch das Gehöft, dann springt auch wie neubelebt das rätselhafte Tier auf und schließt, freudig bellend, mit gewaltigem Satze sich dem Gejaide seines Herrn wieder an.

Oder: Hast du jemals im kirchenstillen Walde das Wehen, das Rauschen, das Sausen des Windes vernommen? Klingt es nicht gleich einer wunderbaren Musik zu deinem Ohre? Das ist der vieltausendstimmige Gesang der Geister in Wuotans Heer! Sie begleiten den Herrscher, der wie ein deutscher Heerkönig zur Maienzeit, so jetzt schon in den Zwölften die Gaue heimsucht, in welchen treu ergebene Degen ihn fürchten und ehren! Diese wundersame schöne Musik will man in Süd-Deutschland oft hoch über den ruhenden Wipfeln des Waldes vernommen haben. In der Gefolgschaft des Gottes fehlen auch die lieblichen und zugleich die furchtbaren Speer- und

Schlachtenjungfrauen nicht. Es findet sich eine große Anzahl deutscher Sagen, welche berichten, wie freigebig diese „Holden" dem einsamen Wanderer lohnen, welcher ihnen am Rosse, an Rad und Wagen vielleicht einen kleinen Dienst erwiesen hat. Altmeister Goethe hat's besungen, wie sie den armen Kindern die Bierkrüge mit einem edlen Naß füllten, das nimmer versiegte, so lange die Kleinen über seine Herkunft schwiegen.

Das war die Einkehr der Himmlischen. Der Glaube der Altvordern an sie stellt sich dar wie ein gewaltiges Epos der Natur. Der Besuch der Götter wurde während der ganzen Julzeit erwartet, welche wahrscheinlich den gesamten mittelalterlichen Weihnachtscyklus, also die Zeit vom 1. Advente bis zum h. Dreikönigstage, umfaßte. Sicher, so glaubte man, kamen die Himmlischen, wenn auch dem irdischen Auge unsichtbar, sobald der Julklotz brannte. Die Deutung aber dieses Naturmythus liegt auf der Hand. In Wuotan, seinen Helden, seinen Hunden, haben wir nichts andres denn den erwachenden Frühlingssturm, in den Kampfjungfrauen und dem gejagten Wilde die Wolken des Himmels zu suchen. Leicht erklärt es sich ferner, daß die Geister der Toten die wilde Jagd mitreiten. Denn man glaubte, daß die Seele des Menschen ein Lufthauch sei. Deshalb mußte sie, vom Leibe getrennt, mit dem Winde sich vereinen, mit dem Sturme dahinfahren!

Doch — so wird der Leser vielleicht mit Erstaunen fragen — was hat dieser Glaube an den Besuch der Götter zur Julzeit denn mit dem Gegenstande unserer Betrachtung, mit dem Weihnachtsbaume zu thun? Scheinbar nichts; — dennoch aber erklärt sich der Weihnachtsbaum erst aus ihm. Der Besuch der Götter und der seligen Ahnen des Hauses wurde, wie wir sahen, um die jetzige Weihnachtszeit mit Sicherheit erwartet; da galt es, das Haus auszuschmücken, da galt es, auch den Stamm ins Haus zu führen, dessen Scheite auf dem Herde Wärme und Behaglichkeit verbreiten sollten!

Um nun zu gleicher Zeit beiden Zwecken zu genügen, — welcher Baum konnte anders in deutschen Landen gewählt werden, als die immergrüne Tanne, die Fichte oder die Föhre? Mit Tannenreisig wird die Thür, die heilig gehaltene Schwelle, die Dachbalken geschmückt, Tannenduft die Wohnräume des alten deutschen Hauses durchzogen haben. Vielleicht hat man den gefällten Baum auch schon in heidnischer Zeit im Estriche des Wohnraumes aufgerichtet. Nun prangte ja das Haus im Waldesschmuck; nun konnten die Himmlischen kommen, welche der schöne, die Kindlichkeit starker Herzen atmende Glaube nahen fühlte; nun vermißten sie in dem wohlbereiteten Hause nicht den altgewohnten, heimischen Wald! Auch scheint die Tanne selbst in besonderer Verehrung gestanden zu haben. Die marsischen Völker hatten nach Tacitus ein templum Tanfanae; — vielleicht war dasselbe nichts anderes als ein heiliger Tannenhain. Mehrere Legenden des Mittelalters weisen die Tanne als geheiligten Baum nach. Oft findet nach deutscher Sage der einsame Hirt in einer Tanne ein Muttergottesbild; oft flackert ein himmlisches Licht gerade über dem Tannenbaume. Als berühmte Wallfahrtsörter erscheinen das elsässische Thann und die oberpfälzische Kapelle zur „Mutter Gottes am schönen Tannerl" bei Freihöld auf dem Bichelberge. In manchen Kirchen stand noch in unsrem Jahrhunderte der Tannenbaum, ein Marienbild tragend, auf dem Altare, und die Sage erzählte wohl, daß die Engel das Bild dorthin gebracht hätten. Der alemannische Gauheilige St. Landolin hat eine Tanne zum Attribute, weil er einen Tannenstamm, welcher dem Volke als Götterbaum galt, gefällt hat. Die Tanne war also geheiligt und fand in der Weihnacht ihre schönste Verwendung zu den Zwecken des Kultus.

Demnach ist der Baumschmuck der Weihnacht von heidnischem Ursprunge und von heidnischer Bedeutung; bald aber übernahm ihn die christliche Kirche.

Vom 6. bis zum 9. Jahrhundert ward das große Werk der deutschen Mission durchgeführt. Der Götterdienst, welchen das Christentum in den weiten, zum großen Teile noch völlig jungfräulichen Wäldern östlich vom Rheine und nördlich von der Donau vorfand, bot den Lehren der begeisterten Kreuzesverkündiger gar manche Anknüpfungspunkte dar.

Zwischen Wuotan und Christus ließen sich überraschende Parallelen ziehen. Das Kreuz ward ein heiliges Zeichen; aber auch das Symbol des alten Gottes, das Rad der Sonne, — und das bedeutet das Wort „Jul", —

blieb ein abergläubisch verehrtes Symbol. Unzählige Geschlechter, ja selbst die großen Kirchenfürsten zu Mainz, führten dies Zeichen Wuotans auf Schilden und Fahnen weiter. Wies doch das Rad hin auf die rollende Zeit, die mit Licht und Segen wiederkehren mußte! So ward auch immer wieder von neuem in der Jahre Flucht das Heil der Welt geboren!

Eine nicht minder christliche Symbolik schloß sich an den **Baum** an, dessen Wurzelende als Julblock verbrannt wurde. Heißt nicht nach dem Propheten Jesaias die Mutter Christi in der geistlichen Poesie des Mittelalters sehr oft die virgo e radice Jesse? Singt nicht noch das geistliche Volkslied viel späterer Zeit in ergreifenden Tönen:

„Es ist ein Reis entsprungen
Von einer Wurzel zart;
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art;
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht!"

Die Kirche des Mittelalters bezeichnete ferner häufig den Erlöser selbst als Weizen, auf jene Rede Christi sich stützend, in welcher er mit der vollen Majestät des Bewußtseins seiner weltüberwindenden That es ausspricht, daß das Weizenkorn in der Erde ersterben müsse, ehe es Frucht bringen kann. Deshalb war der Jungfrau Maria, welche dies Weizenkorn in ihrem Schoße getragen hatte, der Weizen geheiligt, und die Aehre erschien in vielen bildlichen Darstellungen als ein eben so häufiges Symbol und Attribut der Gottesmutter wie Lilie und Rose. Ließ sich ferner das Blockende eines Baumes nicht als Radix Jesse deuten? Versinnbildlichte das flackernde Feuer, welches am Weihnachtstage die Menschen erwärmte und ihr dunkles Heim mit erfreulichem Lichte bestrahlte, nicht **den**, welcher in der heiligen Schrift der „Bringer des Lichtes" genannt wird, und welcher die Finsternis innerhalb und außerhalb des Menschenherzens besiegen soll? Nannten nicht die Lieder der Kirche den Erlöser selbst einen ewig grünen Baum? Alles dies traf zu! Der altheidnische Baum, welcher zur Weihnachtszeit mit Aepfeln und Kerzen ausgeschmückt ward, war endlich ein Sinnbild der Geschichte der ganzen Menschheit, ein Abbild des Paradiesesbaumes, und dieser, mitten in der Menschheit aufgerichtet, ist der „Lebensbaum", ist ein Vorbild Christi, wie dies Hugo von St. Viktor des weiteren ausführt! An diesem Baume kommen Altes und Neues Testament zusammen. Unter demselben haben zwar die ersten Eltern gesündigt; eine christliche Legende aber erzählte, daß Adam bei der Flucht aus dem Paradiese einen Zweig vom Baume des Lebens und der Erkenntnis mit sich genommen habe. Aus diesem Reis entsproß **der** Baum, von welchem das Kreuz des Erlösers gehauen ward. Auch erzählte man, daß vom Baume des Lebens, dessen Frucht ja nicht ersterben kann, ein Schößling aus dem Grabe Adams emporgewachsen sei. Wunderbare Dinge gehen daher nach mittelalterlichem Volksglauben in der Christnacht auch mit den Bäumen vor: sie blühen und tragen Früchte. Der deutsche Weihnachtsbaum ward das Abbild dieser Stämme; die Tanne trug Aepfel, — „neue Früchte des Lebens", — und süß gebackenes Brot, welches auf Christus als das Brot des Lebens hinwies.

So wurden die ursprünglich heidnischen Gebräuche christlich gedeutet; der deutsche Weihnachtsbaum hätte recht wohl in der Kirche des Mittelalters fortbestehen können. In Wahrheit aber wurde er **nicht** beibehalten, wenigstens nicht **allgemein**. Je mehr die kirchliche Feier des Weihnachtsfestes und das Weihnachtsspiel, die Krippen und die Mysterien, in den Vordergrund traten, um so mehr zog sich die häusliche Feier in Dunkelheit und Verborgenheit zurück, und nur vereinzelt erhielt sich die Sitte, das Haus zur Weihnacht festlich zuzurüsten. Der Weihnachtsaberglaube und der Mummenschanz des Festes, welche wir hier von unserer Betrachtung fast gänzlich ausgeschlossen haben, überwucherten, und mehr und mehr entfremdete sich unser Volk der alten erhebenden Festesfreude und des alten Lichterglanzes. Nur wenigen Landstrichen war im Anfange des 19. Jahrhunderts der Weihnachtsbaum noch bekannt. Am häufigsten ward die Tanne noch in Nordost-Deutschland angezündet. Allmählich aber verbreitete sich der anscheinend neue und doch so alte Brauch wieder mehr und mehr. In Nordwest-Deutschland erschien der Weihnachtsbaum am Ende des vorigen Jahrhunderts von neuem. Auch die Vertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen mehrte die alten Ehren des Weihnachtsbaumes; ja er ver-

breitete sich auch nach andern Ländern. Noch heut aber ist er einzelnen Teilen Deutschlands, so z. B. dem altbayrischen Lande, fremd geblieben. Wir aber freuen uns seines Besitzes.



Weihnachtsabend im Alpdorf. Von Kestel.

und empfinden mit, was W. Maunhardt in den Worten ausdrückt:

„Und wenn nun die lichthelle Tanne mit ihrem duftigen Harzgeruche und dem anheimelnden Dufte der Wachskerzen die Luft durchwürzt und die Freude seligen Gebens und ebenso seligen Nehmens bestrahlt, — wenn in den lieblichen Ueberraschungen eine Welt zartester Fürsorge und geheimnisvoller Liebesmühe zu Tage tritt, — wenn alle Gemüter vorzugsweise im Glücke der Kinder sich sonnen und ihnen Geschenke bieten, weil ein Kind der Feier Inhalt ist, welches der Menschheit als höchstes Geschenk sich selber darbringt, dann klingt und dann singt es in Ohren und Herzen überall von dem Frieden, welchen die christliche Menschheit im Kampfe mit dem Elende und der Leidenschaft als einen bleibenden Zustand zu erringen bestrebt ist; dann ist es, als ob die anstrebende Pyramide des Lichterbaumes den einen mit dem andern höher und höher gen Himmel zöge und als ob schon da sei das Gottesreich, welches über der sinnlichen Natur eine reine Welt des Geistes und der Gottesgemeinschaft erbauen wird.“

Gnomen-Weihnacht.

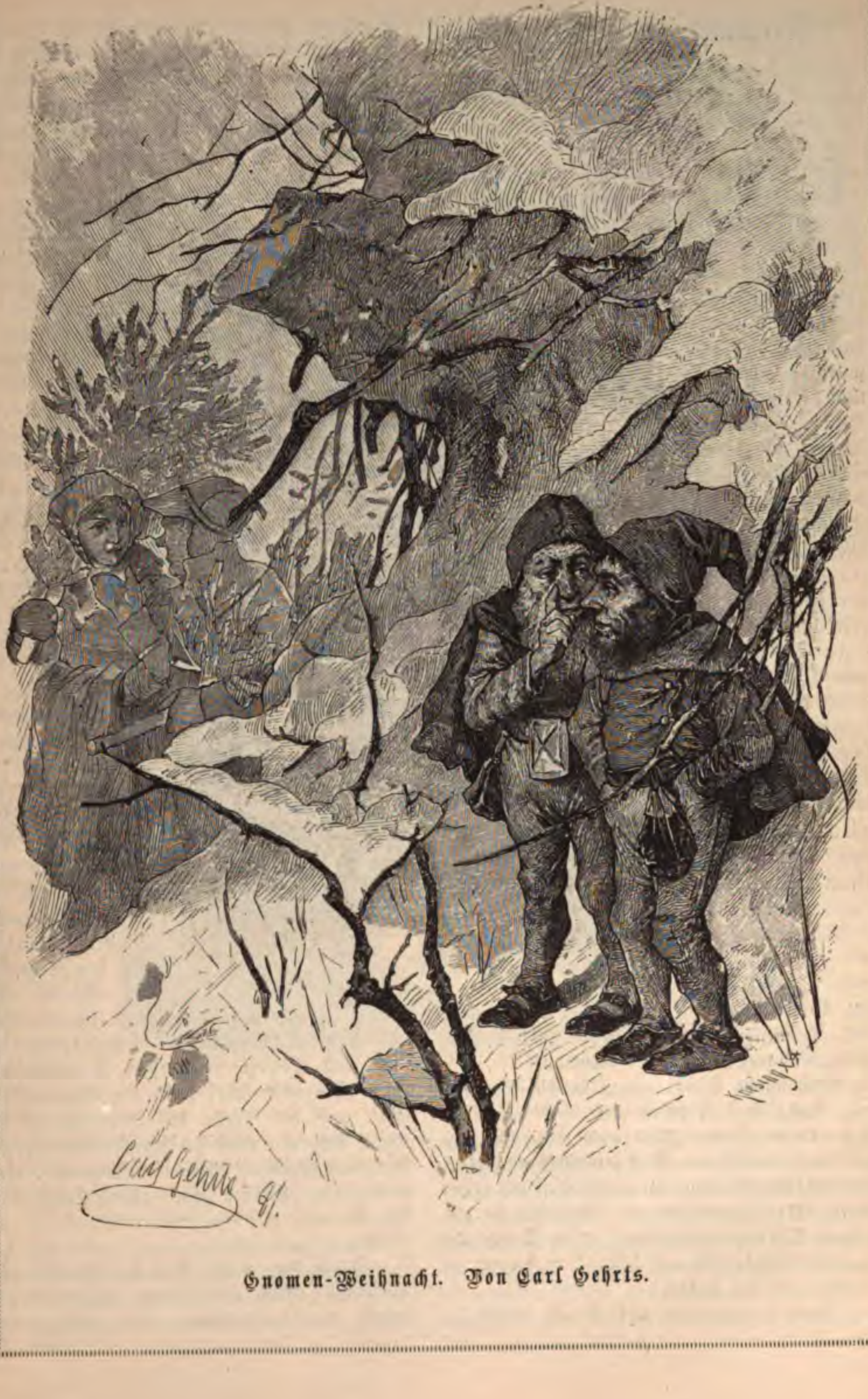
Ein Märchen von

Gustav Kastropp.

Es ist um die schöne Weihnachtszeit,
Wälder und Felder sind dicht beschneit,
Unter weißem Gewande verborgen.
Am Waldhang steh'n zwei Gnomen, am Morgen;
Der eine heißt Kunz, der andre Kich,
Die frieren sehr und wundern sich,
Daß aus dem Wald so viele Leute,
Mit Tannenbäumen beladen, heute
Hinunter nach dem Dorfe wandern.
„Hör', Kich," spricht einer zu dem andern,
„An jedem Jahr um dieselbe Zeit
Kommen die Menschen von weit und breit
Zum Walde gezogen mit Schwatzen und Lachen.
Was mögen sie nur mit den Bäumchen machen?
Mich wundert das schon seit vielen Jahren,
Was es bedeutet, muß ich erfahren!"
Und Kich entgegnet: „Da hast du recht,
Man kennt sich nicht aus mit dem Menschengeschlecht,
Das ist so seltsam in allen Sachen,
Es ist zum Lachen!
Doch denk' ich, abends wollen wir eben
Hinab uns in das Dorf begeben,
Um in die Fenster hineinzuschau'n!"
„Wohlan!" ruft Kunz, „so sei es! — Traun,
Nicht schnöde Neugier treibt uns, nur
Erforschen laß uns die Natur
Der Menschen und ihre Art und Weise, —
Glück auf denn zu der Entdeckungsreise!"

* * *

Am Abend, als das Dunkel sich
Herniedersenkte, schlichen Kich
Und Kunz bei funkelndem Sternenschein
Behutsam in das Dorf hinein,
Und vorn gleich, aus des Schulmeisters Haus,
Tönte fröhliches Rufen heraus.
Dort saßen in einer dunklen Stuben
Des Lehrers Kinder, Mädchen und Buben
Und vollbrachten gar ein lautes Geschrei,
Doch — nahebei — —
Es waren emporgeklettert schnell
Am Weinstock Kunz und sein Spießgesell;
Sie schauten hinein — wie glitzernd bunt!
Sie rissen die Augen auf und den Mund
Und sahen sich voll Erstaunen an. —
„Was der Mensch doch alles ersinnen kann!"
Die seltsamsten Dinge lagen hier
Auf Tischen, Stühlen und dem Klavier,
Von Moos und Tannenzweigen umrahmt;
Und während der Lehrer dazwischen kramt,
Trägt seine Frau einen Baum herein,
Der glänzt wie Gold und Edelgestein,
Gar seltene Früchte hängen daran, —
Und wieder seh'n sich die beiden an.
„Ahnst du wohl, Kich, was das alles bedeute?"
„Die Menschen, Kunz, sind doch seltsame Leute!"
Und der Schulmeister nun mit frohem Gesicht
Ergreift ein Licht,
Entzündet die Kerzen am Baume schnell,
Da wird es hell,
Das blinkt und blitzt mit Strahlengeflimmer
Im Zimmer,
Das leuchtet weithin mit blendender Pracht
Durch die finstere Nacht.
Und nun? — Eine laute Klingel erschallt,
Es strömen die Kinder herein mit Gewalt
Und bleiben dann wie betroffen steh'n,
Sie können vor all dem Glanz kaum seh'n.
Da setzt sich der Vater ans Klavier
Und spielt „Herr Gott, dich loben wir!"
Und heller Kinderstimmen Gesang
Vereint sich mit der Akkorde Klang.
Und dann! welch Gewühl und welches Wogen
Ist in die stille Stube gezogen!
Welch Jubelgeschrei, welche Wonne und Lust!
Die Kinder fliegen an der Eltern Brust,
Ihnen zu danken für alle die Gaben.
Da haben
Sich Kunz und Kich davongeschlichen
Und sind nach ihrem Wald entwichen.
Halb unterwegs sagt Kunz: „Nein, nein!
Du bringst mich nicht wieder ins Dorf hinein,
Ein solches Glück mir anzuseh'n
Und mit leeren Händen dabei zu steh'n!
Wie ist's bei uns so öde doch
In unserm alten Höhlenloch!"
Und Kich fuhr sacht sich über's Gesicht.
„Warum sind wir so glücklich nicht?"
Weiter haben sie nichts gesprochen
Und sind in ihre Höhle gekrochen.



Gnomen-Weihnacht. Von Carl Gehrts.

Weihnacht auf dem Ozean.

Von
Carl Böttcher.

„Leb' wohl! ..." „Leb' wohl! ..." Dies kurze Wort erscholl, als sich unser Schiff wie ein ehern dahinrollendes Schicksal in Bewegung gesetzt und Hamburg mit seinen Zinnen und Turmspitzen allmählich im Nebel verschwand, aus hundert Kehlen, als sollte es alles abthun, was das Herz noch drücken konnte: alle brennenden Zuckungen des Schmerzes, der Entsagung, der Mutlosigkeit. O wie verschieden waren diese Abschiedsrufe! Lebewohl dem letzten Stücke Jugend, der frühlingsprächtigen, sangreichen Studentenzeit, Lebewohl der Geliebten, für die das Herz mit allen Gedanken einer begeisterten Brust geschwärmt, Lebewohl der baumumschatteten Heimat mit den geweihten Gräbern der Eltern, den Rebenhügeln des Rheines, dem Tannendunkel des Schwarzwaldes, der erikabeblümten Heide ... Lebewohl! ...



„In jedem Salon flimmerte ein mächtiger Weihnachtsbaum" (S. 416).

Was dieses Hinausziehen in die Einsamkeit, dieses Hinübergehen nach einer ach noch so fernen, fremdkalten Welt besonders erschwerte, war das bevorstehende Weihnachtsfest mit seiner beseligenden Harmonie der Weihnachtsherzen, seinem Christbaumschimmer, dessen Pracht die meisten Scheidenden auf heimischem Boden nie wieder erblicken sollten.

Und so schwankte das Schiff dahin ... Im Meer erstieg und versank als bläulicher Hügel die Felseninsel Helgoland, um den Bug brandeten die Wellen der Nordsee, Tage und Nächte kamen und gingen, es schwanden die duftverklärten Kreidefelsen Altenglands, und endlich, endlich tauchte am westlichen Horizont der letzte Streifen Europas unter — und das war am Christtag...

Leb' wohl! liebes Europa, leb' wohl! ...

Weihnachten inmitten der einsamen Pracht des Meeres, der Majestät der Wellen, dem Duft weißschäumender Wogen! ...

Eine frische Brise zog vom Festland herüber, als wollte sie den Scheidenden den Weihnachtsjubel, der aber schon längst in den Herzen nistete, nachtragen. Das Schiff keuchte und schoß, seitwärts geneigt, dahin. Es kamen böse Stunden, welche die frischblühende Weihnachtsfreude arg beschädigten.

Man hörte das Aechzen der Masten, das Rauschen der Segel, das Pfeifen des Windes im Takelwerk. Die Matrosen, welche in der Schönheit und den Schrecken des Meeres ihre Heimat gefunden, hatten viel zu thun. Bald galt es die Schnelligkeit des Schiffes, bald die Tiefe des Meeres zu messen, dann wieder unter „hoi ho!" „hoi ho!" ein Segel aufzuhissen und der Pfeife des Bootsmannes zu folgen, während zuweilen springlustige Wogen über das Verdeck stürzten und minutenlang in schmalen Rinnen von allen Seiten abflossen.

Durch das Schiff huschte, ungeachtet des Weihnachtsfestes, das düstere, bleichfarbene Gespenst der Seekrankheit. Es kroch in alle Winkel, in die rotsamtnen, prunkvollen Ka-

jüten, wie in die kahlen Räume des Zwischendecks, überall sein Opfer suchend und die Weihnachtsfreude mordend. Ueber die Männer in Schlafmützen, die Frauen in Unterröcken, den im Hauskittel, jenen in Filzpantoffeln — über alles hauchte es das Bewußtsein einer trübseligen katzenjämmerlichen Existenz. Das alte Meer draußen freute sich des komischen Treibens wie eines gelungenen Scherzes und die scheidende Sonne lachte ob des absonderlichen Schauspiels. Endlich legte sich der Wind. Der müde Ozean streckte sich zur Ruhe, als wollte er seine Weihnachtsstimmung zur Schau tragen. Nur zuweilen schäumten noch einzelne Wogen wie lange, tiefe Atemzüge nach leidenschaftlicher Erregung. Auch die Wolken hatten sich gleich fernen Segeln verzogen. Es war allmählich dunkel geworden.

Still, wie eine mit Vorsicht getragene Kerze, zitterte der Abendstern am Firmament; nach und nach folgte das Aufblitzen anderer Sterne, bis endlich der ganze nachtblaue Himmel herrlich und unfaßlich hoch über uns in seiner ganzen, geheimnisvollen Pracht erglänzte . . . Majestätisch erhabene Meeresweihnacht! . . .



Ein Weihnachtsmarkt im alten Nürnberg. Von R. Geißler.

Ich bemerkte, wie auf dem Verdeck menschliche Gestalten auftauchten, sich in dunkeln Umrissen auf dem Hinterteil des Schiffes in der Nähe des Steuerhauses abzeichneten, wie es dahinten geheimnisvoll hin und her lief, sich bald so, bald anders gruppierte, bis plötzlich als voller, kräftiger, vierstimmiger, tiefergreifender Männergesang:

O du fröhliche,
o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

über die mondbestrahlten, sternenglitzernden Wogen dahinzitterte. Die Schiffsschraube rauschte dabei ein wenig aufdringlicher, als wollte sie ihrerseits auch einen bescheidenen Beitrag zur Feier bieten, und von Zeit zu Zeit schnalzten einige neugierige Fische empor.

In wenigen Minuten hatte sich das Verdeck mit Passagieren gefüllt. Männer, Frauen, Kinder lauschten andächtig den besonders durch die Situation ergreifenden Klängen. Kaum waren sie verhallt, so begann eine herrliche Frauenstimme: „O Tannenbaum, o Tannen-

baum —" und der ganze aus allen Richtungen der Windrose zusammengewürfelte Chor — wettergebräunte Männer, deren wilde Herzen schon manche wilde Fahrten ausgeführt haben mochten, frohe österreichische Kinderlärvchen, blondköpfige, anmutstrahlende Jungfrauen vom Rhein — sang begeistert mit. War das ein von einer eigentümlichen Mischung von Ernst und Humor durchhauchter Gesang! Den Meerungeheuern mußte diese schwimmende Christfreude, dieser melodische Weihnachtsgruß ganz wundersam erscheinen. Aber der Weihnachtsjubel klopfte nun einmal in allen Herzen, zuckte durch alle Adern, wetterleuchtete auf allen Gesichtern.

Aus dem Salon ertönte plötzlich die Glocke, die Passagiere hinabrufend. Jedermann folgte dem um diese Zeit ungewöhnlichen Signale. Aber was erblickten die Augen!... Die ganze selige Kinderfreude erwachte in jedem Herzen, drängte sich einschmeichelnd heran wie süße, kußverlangende Lippen: denn in jedem Salon flimmerte ein mächtiger Christbaum mit Zuckerwerk und vergoldeten Nüssen beinahe verschwenderisch behängt.

Welch erhabene Eindrücke dieser strahlende Christbaum da draußen in der Wogeneinsamkeit machte, vermag die Feder kaum genügend zu beschreiben! Fremde Menschen, deren Herzen erst die Gemeinsamkeit der Meerfahrt etwas näher rückte, umarmten sich fröhlich, als bildeten sie eine große durch die Bande der Liebe und Freundschaft zusammengehaltene Familie. Ein kleines Mädchen, wohl ein netter übersprudelnder Wildfang, ein kleiner herziger Sausewind, that zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern, lustig dabei in die Hände klatschend. Dazwischen zischten die Raketen frohmütigen Humors, flatterten Erinnerungsfetzen aus Kinderstuben, die wer weiß in welchem Winkel Deutschlands lagen, knallten Champagnerpfropfen, und ihr goldfunkelndes Naß kochte in den schlanken Gläsern.

Ja, freut euch nur, ihr lieben, lustigen Menschenkinder, denkt nicht an die trauten Orte dahinten, von denen euch jetzt der Abgrund des Meeres trennt, aber auch nicht an die neue Welt da drüben, der das Schiff immer mehr entgegenpustet. Denkt nicht daran, es möchte sonst die Weihnachtsfreude fortflattern!...

Ein schönes, vornehmes, ruhiges Mannesantlitz, in welchem der Mund so selten lacht, scheint es freilich dort am schwellenden Polster nicht unterlassen zu können. Man kann fast die durch den interessanten Kopf ziehenden Gedanken auf dem Gesicht lesen:

Du altes Mütterchen daheim und du, liebe Schwester, was werdet ihr in dieser Stunde machen! Ich sehe eure trauliche, von einer weitschimmernden Schneedecke umgebene Wohnung; Eisblumen blühen am Fenster, Blumen der Freude in euren Herzen. Gedenkt ihr mein?... Vielleicht spielt in diesem Augenblicke auch die Liebe dem schönen Mann zu arg mit, und es ist ihm, als wäre ein holdes Mädchengesicht an seine Brust geschmiegt, weiße Arme um seinen Hals geschlungen, oder als höre er das Rauschen ihres Gewandes, wenn die Seeluft in den Segeln spielt. — O wie wird's der weltfremden Seele da drüben im Qualm und Gebraus der großen Städte oder in der Wäldereinsamkeit des Westens ergehen?... Wird ihr im nächsten Jahre auch ein Christbaum strahlen?...

Die große Gesellschaft wußte zum Glück nichts von solchen Betrachtungen. Sie lachte und scherzte und tollte weiter. Ein unternehmender Trupp begab sich sogar, als die Kerzen des Christbaums müder flammten, nach dem Verdeck, um in der klaren Sternennacht zu tanzen. Die Schiffsdrehorgel mit ihren Walzern von Strauß, einem Polka aus „Madame Angot" und der als Galopp bearbeiteten „Wacht am Rhein" war rasch zur Stelle. Manchmal freilich, wenn das Schiff eine unprogrammmäßige Schwankung machte, wirbelte ein allzufeuriges Paar etwas derb ans Takelwerk. Aber das störte durchaus nicht. Die Herzen standen nun einmal in Brand und ignorierten solche Aeußerlichkeiten alle.

Das Walzen wurde auf einige Minuten unterbrochen. Aus dem Rauchzimmer kam ein phantastischer Zug von imitierten Kamelen, die freilich im Laufen schlecht geübt waren, Tierbändigern, Indianern, Elefanten. Mit einstimmigem Bravo wurde diese in den Rauchwolken der Havana-Zigarren ausgebrütete Idee begrüßt; alles lachte, selbst ein abgehärmtes Weib vom Zwischendeck, deren Anblick mir immer die Brust zusammenschnürte, wenn sein schmerzdurchfurchtes Gesicht über altes Zeug gebeugt war, während zu den Füßen ein kleiner bleicher Knabe spielte....

Nachdem die Fröhlichkeit mehr und mehr ausgeschäumt, Ermüdung sich herabgesenkt, verzog sich ein Passagier nach dem andern. Das Schiff nur jagte unermüdet auf seiner nächtlichen Wogenstraße weiter. Es durfte erst in der neuen Welt wieder rasten. Eine Dame jedoch, blond wie das Gold und bleich wie der Marmor, saß allein im Salon am Pianoforte und sang leise, aber träumerisch und traurig:

„Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden."

Ich mochte ihr nicht zuhören. Mir war's, als würde ich ein einsames Weh durch meine Neugierde entweihen . . .

Am andern Morgen wußte man sich viel zu erzählen. Einige wollten sogar hinter dem Steuerhaus jenes süße Geräusch gehört haben, wie es nur aneinander gepreßte Lippen hervorbringen können. Ich bin ein harmloser Mensch, glaubte nicht daran. Die guten Kinder beobachteten gewiß nur das Meerleuchten, das sich besonders bei der Schiffsschraube prächtig entfaltet. Wenn ihnen dabei aber doch eine Goldwelle der Liebe durch die Herzen flutete! Wenn es ihnen die Christnacht auf dem Ozean angethan hätte, wie eine Maiennacht an den Weingefilden des Rheins! . . .



„Vor Weihnachten." Von Ernst Bosch.

Weihnachten in der darstellenden Kunst.

Von

J. E. Wessely.

Man nennt das Weihnachtsfest ein Fest der Kleinen und mit Recht. Es ist für diese sozusagen der beginnende Religionsunterricht; es spricht zu den Kindern in ihrer Sprache, verständlich, gemütvoll, alle guten Saiten der Kinderherzen zum Vibriren bringend. Ein Kind steigt aus den Himmelshöhen zum Kinderkreis herab, und welch ein Kind! Christophorus seufzt unter der Last dieses Kindes, denn auf dessen Schultern ruht die ganze Welt. Und doch wieder so klein, daß es jedes Kind umfangen und so lieb, daß es jedes lieben muß. Und wenn sich das neugeborene göttliche Kind an die Mutter schmiegt, so ist diese stumme

Kindessprache allen Kleinen verständlich; die hingebende Liebe der Mutter, die ernste Sorgfalt des Pflegevaters bildet mit den ersten Lebenserfahrungen des Menschen ein harmo-

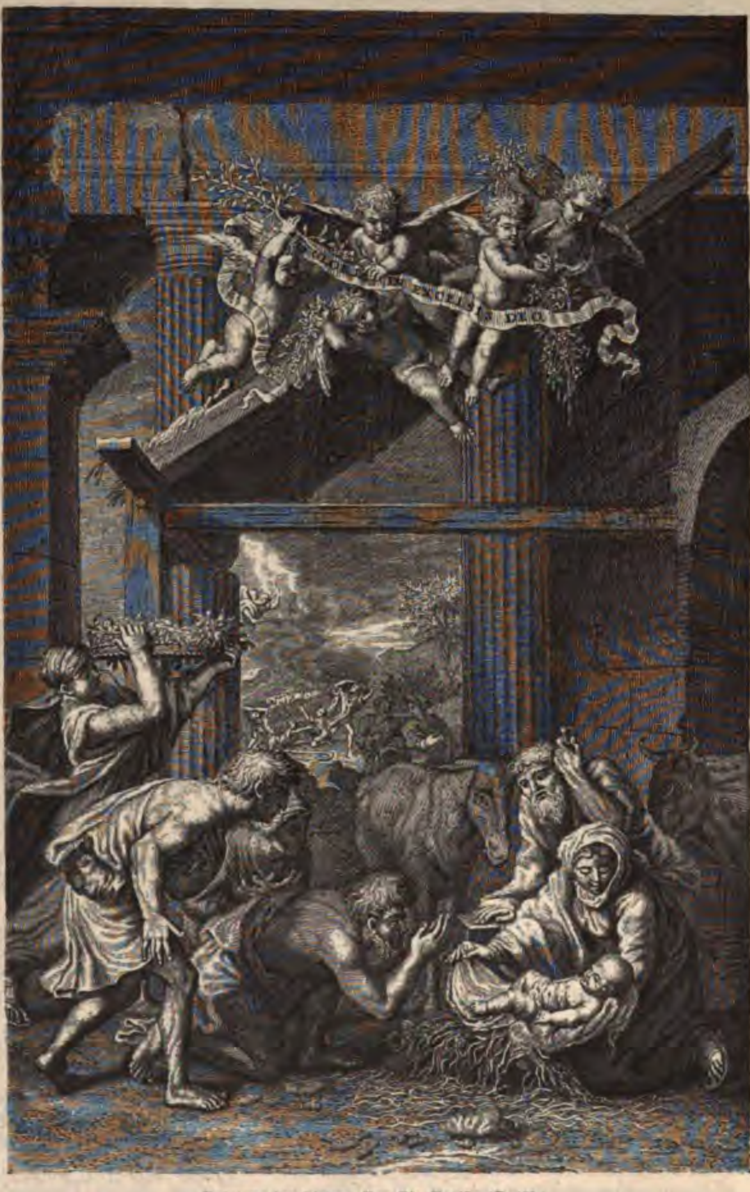


Die Heilige Nacht. Von Correggio. (S. 421.)

nisches Zusammenklingen. Auch die beiden Tiere gehören mit zur Szene; sie erwärmen den unwirtlichen Raum und beten den Welten-schöpfer in der Hülle des Kindes an.

Wie dieses Fest mit seinem Inhalte voll Innigkeit und Poesie das Herz von Millionen erfreut, getröstet geistig gehoben hat, so begeisterte es auch der Kunst idealstes Schaffen.

Daß die heilige Nacht von Bethlehem ein dankbarer Stoff für den darstellenden Künstler von jeher war, erhellt schon aus dem Umstande, daß unzählige Künstler aller Zeiten und Länder mit Vorliebe alle Szenen des Weihnachtsfestes in mehr oder weniger gelungenen Kunstwerken zur Darstellung brachten. Kein Wunder! der Künstler brauchte nicht erst das Ideal zu suchen oder es einer prosaischen Begebenheit einzuflößen, es lag offen und fertig vor seinen Augen: ein himmlisches Kind, das Prototyp des Ideals, in den Armen einer jungfräulichen Mutter. Das Kind erleuchtet die Finsternis der Nacht und des ärmlichen Stalles, Engel verkündigen seine Geburt den Hirten und lassen den Lobgesang ertönen. Hirten kommen und beten es an, ein wunderbarer Stern führt aus weiter Ferne die Weisen herbei, daß sie den Weltenkönig anbeten und beschenken. So kurz das Evangelium dies alles berichtet, so reich ist der Inhalt der frohen Botschaft; Tausende von Künstlern entlocken demselben immer neue Seiten und ihre Dichtungen decken sich noch immer mit dem Evangelium. Hier besonders



Anbetung der Hirten. Von Nic. Poussin (S. 425.)

gilt Boccaccios Wort: „Die Kunst ist eine andere Art der Theologie.“

Indem die Kunst die geschichtliche Thatsache in ihrem Kern zwar stets festhielt, aber

sie in das Gewand ihrer Zeit kleidete, lohnt es sich, einige Worte über die Weihnacht in der Kunst zu verlieren. Denkende, geniale Künstler haben die Begebenheit mit einzelnen originellen Zügen bereichert und ausgeschmückt, daß das Kunstwerk ihr Eigentum bleibt, ohne aufzuhören, die geschichtliche Thatsache treu wiederzugeben.

Vor allem nimmt die Oertlichkeit, in welche die Szene verlegt wird, unsere Aufmerksamkeit gefangen. Das Evangelium berichtet nichts von derselben, aber aus dessen Worten, daß Joseph und Maria in Bethlehem keinen Platz in der Herberge fanden und daß Jesus an einem Orte geboren war, in dem sich eine Krippe befand, schloß man, daß die Geburt Christi in einem Stalle stattfand. Auffallend ist nun die wunderbare Uebereinstimmung in den Kunstwerken aller Jahrhunderte, daß man keinen eigentlichen Stall in unserem Sinne abgebildet findet, sondern ein zerfallenes, ruinöses Gebäude, das freilich zur Wohnung der Hirten und ihrer Tiere dienen kann. In Höhlen alter Ruinen wohnen noch heutigen Tags die Hirten im Orient — wie auch in der römischen Kampagna. Oft aber bringen die Hirten die Nacht unter freiem Himmel zu, so daß die Räume der Ruinen leer stehen. In der Konstruktion des ruinösen Gebäudes haben nun die Künstler natürlich ihre Phantasie frei walten lassen. Mit geringen Mitteln deuteten es die ältesten christlichen Künstler an, wie an einigen Sarkophag-Reliefs; ausführlicher behandelt die Kunst diesen Gegenstand, als sie zu idealeren Sphären sich emporgeschwungen hatte. Man stelle sich Kompositionen dieser Gattung allenfalls von Tizian, A. Rosselino (in Monte Oliveto zu Neapel), Raffael (Stich von Bonasone); vom deutschen Kupferstecher des 15. Jahrhunderts, der seine Blätter mit E. S. bezeichnete, Schongauer, Dürer und alle späteren nebeneinander, man wird eine Musterkarte von Ruinen gewinnen. Möglich, daß eine alte Tradition die Künstler dabei beeinflußte. Die Schrift meldet: Er (Christus) kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Bethlehem war Eigentum des Königs David; dieser besaß daselbst eine Burg, die wohl zur Zeit der Geburt Jesu in Trümmern lag. Dieser aber als Nachkomme Davids war nach menschlichem Rechte der Erbe und kam also in der That in sein Eigentum; im zerfallenen Hause seines großen Ahnen war er geboren und wenn die Künstler auf ihren Weihnachtsbildern die Ruinen eines prachtvollen Palastes darstellen, so finden sie in dieser Tradition eine genügende Begründung.

Daß die Künstler auf diesem Gebiete nicht allein aus der biblischen Erzählung der Begebenheit den vollen Inhalt ihrer Komposition schöpften, ersehen wir daraus, daß wir bei Darstellungen der Geburt Christi auch fast immer die beiden Tiere (einen Ochs und einen Esel) wieder finden. Das Evangelium berichtet nichts über die Anwesenheit derselben im Stalle zu Bethlehem. Auf den oben angeführten Darstellungen auf altchristlichen Sarkophagen, wie auf einem Marmorfragment vom Jahre 343, kommen sie bereits vor, wie auch die Krippe auf einer Freske der Katakombe von St. Sebastian. Vielleicht wurden diese ältesten christlichen Künstler von einer Stelle des apokryphen Evangeliums des Pseudo-Matthäus beeinflußt, in dem es ausdrücklich heißt: „Maria legte den Knaben in die Krippe und Ochs und Esel beteten ihn an.“ Es kann aber auch das Wort des Propheten Isaias hier maßgebend gewesen sein: „Erkannt hat der Ochse seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn.“ Nach der Auslegung der Kirchenväter soll mit dieser Prophezie die Bekehrung der Heiden und Juden — nicht eben auf artige Weise — angedeutet sein.

Auf einem Basrelief des Giovanni Bonazza in der Kapelle des Rosenkranzes in S. Giovanni e Paolo zu Venedig, das die Geburt Christi zum Gegenstand hat, sieht man den Ochs im Stalle, während der Esel gesattelt vor demselben steht. Die Künstler wollten hiemit auf die vorbereitete Flucht der heiligen Familie nach Aegypten hinweisen. Auch auf einem Bilde von M. de Vos steht der Esel gesattelt, der h. Joseph reicht ihm Futter, um ihn für die Reise zu stärken.

Die Geburt des Heilandes erfolgte in der Nacht, weshalb das Fest auch Weihnacht oder heilige Nacht genannt wird. Die Künstler haben diesen Umstand auf verschiedene Weise ausgedrückt. In den meisten Fällen hält der h. Joseph eine brennende Kerze und beleuchtet die Szene. Damit hat der Künstler Gelegenheit gefunden, brillante Effekte in der Beleuchtung hervorzubringen. So erscheint der Nähr-

vater Christi auf einem kostbaren Blatt des Meisters E. S. vom Jahre 1466, wie auf einem andern von Mair von Landshut. Spranger hat auf einer seiner Kompositionen dieses Gegenstandes gleichfalls auf diese Art die dunkle Höhle beleuchtet, wie auch H. Goltzius auf seinem berühmten Stiche, in dem er die Kunstweise des J. Bassano imitierte. Auf dem Holzschnitte des A. Dürer, der zur Folge des Lebens der Maria gehört, tritt derselbe mit einer brennenden Fackel in den Stall ein und auf dem Stiche des M. Schongauer ist sogar fein das Gebot beobachtet, das jedes frei brennende Licht in einem Stalle nicht duldet, da hier Feuersgefahr naheliegt, und Joseph trägt eine Laterne (s. Abb. S. 422). Auf einer Zeichnung Tizians, die in einem Holzschnitte von Boldrini bekannt ist, sehen zwei Kinder oder Hirtenjungen über die ruinöse Mauer, davon einer mit einem brennenden Lichte in die Höhle leuchtet.

Wenn wir die große Menge einschlägiger Kunstwerke einer genauen Prüfung unterwerfen, so finden wir noch eine andere Form für die Bezeichnung der Nacht. Es ist die Ruhe nach den Mühen des Tages, der Schlaf. Auf sehr alten Darstellungen der Geburt Christi finden wir zuweilen Maria neben dem eingewickelten und in der Krippe liegenden Kinde sitzend schlafen. Dieses ist dadurch charakterisiert, daß sich dieselbe den Kopf mit der Hand stützt. So auf verschiedenen Sarkophagen der frühesten christlichen Aera. Bei späteren Künstlern werden wir vergebens diese Ruhe der h. Jungfrau suchen. Man hatte offenbar in der Idealisierung derselben eine Vereinbarung des Schlafes mit den beginnenden Mutterpflichten für unverträglich angesehen. Nur auf einem Bilde des englischen Malers John Singelton Copley (gest. von H. Kingsbury) scheint die Mutter neben dem Kinde eingeschlummert zu sein, während Joseph wacht und erstaunt die Ankunft der Hirten betrachtet. Dagegen gehört der ruhende Josef keineswegs zu den Seltenheiten, wir finden ihn der verdienten Ruhe genießen auf einem Bilde von Maratti, auf einem Stiche des Gianantonio da Brescia, auf dem Bilde des A. Rosellino in Monte Oliveto zu Neapel und sonst noch.

Hier müssen wir auch der idealen Pointe Erwähnung thun, die durch einzelne Künstler zur Geltung gebracht wurde. Ausgehend von dem biblischen Worte: „Das Licht leuchtete in die Finsternisse,“ glaubte man nicht erst zu einem materiellen Lichte greifen zu müssen und faßte das neugeborene göttliche Kind selbst als den hellleuchtenden Morgenstern auf, der sein Licht ausströmen läßt und jede Finsternis aufhebt. So hat Correggio in seinem berühmten Meisterwerke in der Dresdener Galerie, genannt die heilige Nacht (s. Abb. S. 418), die Beleuchtung der ganzen Szene von dem Kinde ausgehen lassen, das selbst schattenlos als Grund alles Lichtes aufgefaßt ist. Andere Künstler, wie de Troy (gest. von Desplaces), Dietrich, Abel, Biscaino (ein gutes Bild des Museums zu Braunschweig) haben mit Glück diese Auffassung nachgeahmt.

Das Weihnachtsbild führt uns in erster Linie den neugeborenen Heiland der Welt vor die Augen; das Kind, das kleinste, unbehilflichste, hilfsbedürftigste Wesen der Szene, ist die Hauptperson. Neben demselben erscheint dessen jungfräuliche Mutter und Joseph, der Hüter beider. Das Verhältnis derselben zum göttlichen Kinde, ihr Benehmen gegen dasselbe hat die Künstler nicht minder zu den sinnigsten Kompositionen begeistert.

Einzelne derselben wollten nur das innigste Liebesleben zwischen Mutter und Kind betonen. Wir werden nicht irren, daß die Künstler hier die ersten Augenblicke nach der Geburt ins Auge faßten. Die Strafandrohung Gottes, die einst an Eva erlassen wurde: „In Schmerzen sollst du deine Kinder gebären,“ glaubten die Künstler (im Einklang mit der Lehre der Kirche) nicht auf Maria, die Sündenlose, anwenden zu müssen. Das göttliche Kind liegt auf der Erde, die es zu erlösen die Himmel verlassen hatte, hilflos und nackt. Um die Härte des Bodens zu mildern, legt es die Mutter auf den Saum ihres Obergewandes. So finden wir es auf einem Gemälde von Tizian (das Bloermaert gestochen hat), ebenso auf älteren Darstellungen, so auf dem Stiche von G. A. da Brescia, wie auch auf dem von M. Schongauer. Oder die sorgsame Mutter hat ein wenig Stroh zusammen getragen und ihr Neugeborenes darauf gelegt, um ihm die innigste, gläubigste Anbetung darzubringen. Man kann diese Mutterseligkeit nicht prägnanter zum Ausdruck bringen, als es Correggio auf dem Bilde der Uffizien in Florenz gethan (von vielen Stechern reproduzirt). Die

beiden Gedanken: Du bist Fleisch von meinem Fleische — und Du bist mein Schöpfer und Erlöser sind glücklich zu einer Einheit verschmolzen. Aehnlich ist die Auffassung des Maratti auf dem bekannten Bilde der Dresdener Galerie (gest. von Knolle), nur daß hier die vogelperspektivische Verkürzung des Madonnenkopfes etwas störend wirkt. Auch bei einem Gemälde des van Dyck in der Galerie Corsini zu Rom sehen wir die Madonna in seliger Gemeinschaft mit dem Kinde, wie auf einem Stiche von M. Schongauer, wo die Verwunderung der beiden Tiere über das Kind jener der Mutter ein treffliches Relief geben. Eigentlich ist hier auch der seltene Stich von Dürer zu nennen, auf dem Maria in Anbetung des Kindes versunken ist, während Joseph im Hofe des ruinösen Gebäudes beschäftigt ist, Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen.



Geburt Christi. Von Martin Schongauer (S. 421).

Wollten wir die Gedanken erraten, die das Herz der jungfräulichen Mutter durchbebten, so dürften wir beim Ephrem, dem Syrer (gest. um 378), anfragen, der in einer seiner Weihnachtshymnen ihr vor der Krippe die Worte in den Mund legt:

„Wer sah je ein Kind, — Das Alles durchschaut?
Sein Schauen verrät — Es als den Lenker
Aller Geschöpfe; — Sein Blick ist der Blick
Des Allgebieters. — Wie öffn' ich dir Urquell,
Die Quelle der Milch? — Wie geb' ich dir Nahrung,
Ernährer des Weltalls, — An deinem Tische?
Wie leg' ich dir Windeln an — Strahlenumhüllter?"

Zuweilen haben die Künstler den h. Joseph an dieser Anbetung des Kindes teilnehmen



Anbetung der Hirten. Von P. P. Rubens (S. 426).

lassen. In solchen Darstellungen kann man unschwer das Bestreben derselben erkennen, zu zeigen, wie derselbe zur Erkenntnis dessen kommt, was ihm der Engel im Schlafe zugesprochen hatte: „Fürchte dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen, denn was in ihr erzeugt worden, ist vom heiligen Geiste.“ So sind Maria und Joseph in der Anbetung vereint auf drei Stichen des Meisters E. S., auf einem Stiche eines andern alten deutschen Meisters, der einen Krebs als Monogramm angebracht hat, auf einem Gemälde des Rubens, das S. à Bolswert gestochen hat, so auch auf einem Gemälde des Lorenzo da Credi in der Galerie Borghese zu Rom zu einer ansprechenden Gruppe vereint (s. Abb. S. 426).

Bei dieser Komposition, in welcher der Maler dem Kinde bereits eine gewisse Entwickelung des Selbstbewußtseins geliehen hat, erinnern wir uns, an vielen Darstellungen der Geburt Christi diesen so aufgefaßt zu finden, als ob er vom ersten Augenblicke seines Lebens an nicht nach Art anderer Kinder nur ein somatisches Leben geführt hätte; es nimmt mit Verständnis die Liebesweise seiner Eltern an — so insbesondere auf einem Gemälde von Parmegianino, das sich im Kabinett des Grafen Fries befand; es betrachtet neugierig die Ankunft der Hirten und die Geschenke der Magier.

Ganz eigentümlich erscheint die h. Familie auf einer Miniatur, die sich in einem Evangeliarium des braunschweigischen Museums (um 1200) befindet. Maria, hinter welcher (beim Mangel an perspektivischer Zeichnung eigentlich über welcher) das neugeborene Kind in einer Nische liegt, ruht auf einem Bette und scheint dem rechtssitzenden Joseph das vollbrachte Geheimnis zu erklären, der demselben aufmerksam zuhört. Die Darstellung der Maria und des Kindes allein kommt ganz ähnlich auch auf einem Reliquienkästchen in der Sammlung des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen vor.

Wenn wir unsere Revue der Weihnachtsbilder fortsetzen, so werden wir alsbald auf einen mehr oder weniger zahlreichen Besuch in der Höhle zu Bethlehem aufmerksam gemacht. Himmel und Erde — das wollten die Künstler betonen — freuen sich über die Geburt Christi; vom ersteren steigen Engelscharen herab, um in Lobgesängen die Menschwerdung Gottes zu preisen. Auf ihre Aufmunterung erscheinen die Hirten des Feldes, um zu sehen, „was ihnen der Engel verkündet hat“. Oft erblickt man Gruppen von Engeln, denen sich Cherubim beigesellen und in einer Lichtglorie über der Szene schweben, so auf dem Stiche von Schongauer, dem Holzschnitte von Dürer, auf dem Basrelief von Rosellino, auf dem die Engel über dem armseligen Dache der Hütte einen Rundtanz aufführen; dann auch betreten sie die Erde, bewegen sich ganz traulich zwischen Maria und Joseph. Da die Künstler bei solchen Gelegenheiten die Engel als kindliche Gestalten auffassen, so erhält die Szene durch diese beflügelte Kindergesellschaft etwas sehr Anmutiges, Freudiges, Rührendes. Auf einem Gemälde des Lorenzo da Credi (im Museum zu Turin) betet Maria das auf der Erde über Linnen liegende Kind an; an der Kopfseite des letzteren kniet ein Engel und hält über ihm einen Kranz von Oelzweigen, aus dem sich mit der Zeit die Dornenkrone entwickeln soll. Auf dem seltenen Stiche von Mair von Landshut, auf einem Gemälde von Maratti, auf dem Holzschnitt des A. Dürer und in unzähligen Fällen mehr nehmen die Engel teil an der Anbetung des Kindes, das ja auch ihr Schöpfer ist, sowie sie auch zu allerlei Diensten bereit sind. Einen originellen Gedanken finden wir auf dem alten holzgeschnitzten Altarwerke in der Spitalkirche zum h. Geist in Lübeck. Hier halten drei Engel das Linnen von der Erde empor, auf dem das neugeborene Kind liegt, gleichsam um zu verhüten, daß die Härte des Bodens demselben wehe thue.

Zuweilen offenbart sich mit den Engeln auch der himmlische Vater in seiner Glorie, wie auf einem Bilde von Pol. Caravaggio oder auf Stichen von Castiglione. Auf einem Bilde von Boucher erscheint der h. Geist.

Wir haben bemerkt, daß durch die Engel den Hirten die Botschaft der Geburt des Heilandes wurde. Diese Verkündigung gehört voll in den Kreis des Weihnachtsfestes. Die Erscheinung himmlischer Geister vor den Hirten in dunkler Nacht ist für Maler jedenfalls ein verlockender und lohnender Stoff gewesen, den sie sich nicht entgehen ließen. Die Tiere ruhen und auch die sie behütenden Hirten zollen der Natur nach des Tages Mühen den schuldigen Tribut. Die Nacht hat über die Landschaft

ihr dunkles Gewand ausgebreitet, die Sterne funkeln am Himmel. Da, plötzlich, breitet sich über Hirten und Herden ein intensives, übernatürliches Licht aus, in welchem sich unzählige Himmelswesen leicht bewegen; eines derselben aber lenkt die Aufmerksamkeit der aus dem Schlaf Erweckten besonders auf sich, er verkündet ihnen das Heil und sendet sie in die nahe Höhle, wo sie den Erlöser als Kind finden sollen. Wir besitzen verschiedene Darstellungen dieser Szene; am genialsten hat Rembrandt auf einem seiner Hauptblätter diesen Gegenstand behandelt. Die Engelglorie, die sich durch die dunkle Wolkenmasse Bahn bricht, die vielen Engel, welche im Lichte wie Mücken hin und her fliegen, die erstaunten Hirten wie die erschreckten Tiere, alles ist meisterhaft charakterisiert. Es dürfte interessieren, zu erfahren, daß auch A. van Ostade, dessen geistreicher Pinsel bekanntlich nur in den Bauernkneipen und auf den Dorfkirmessen seines Vaterlandes sich die Modelle wählte, von diesem Stiche Rembrandts sich beeinflussen ließ und eine Verkündigung der Engel an die Hirten malte (im Museum zu Braunschweig).

Auf vielen der bereits erwähnten Kunstwerke, die uns einen Blick in die Höhle von Bethlehem gewährten, haben die betreffenden Künstler ebenfalls diese Verkündigung angebracht. Sie ließen im verfallenen Gebäude gewöhnlich eine Durchsicht, durch welche man im fernen Hintergrunde die Hirten und den Engel wahrnehmen kann. So z. B. auf dem Stiche von Schongauer, auf einem Bilde von N. Poussin in Paris (s. Abb. S. 419).

Als die Kunst zum Bewußtsein ihrer hohen Aufgabe gelangte und auch die Schranken des Könnens beseitigt waren, da hat sie die Erscheinung der Hirten mit Liebe erfaßt und in ihrer Gruppierung wie im Ausdruck ihrer Thätigkeit einen dankbaren Stoff gefunden. Erscheint im ersten Augenblick der Inhalt der Szene sehr einfach, die Künstler wußten die herrlichsten Variationen über das einfache Thema zu liefern. Auf einem Bilde von Fr. Barocci (Belvedere in Wien) öffnet der h. Joseph den Hirten, die sich herbeidrängen, die Thüre. Rembrandt dagegen dachte sich den Aufenthaltsort der armen Reisenden ohne einen Verschluß; im Schatten der Nacht sind die Heimatlosen eingeschlafen, Maria sucht das Kind gegen die rauhe Luft zu schützen. Da werden sie plötzlich von herbeischleichenden Hirten überrascht, einer beleuchtet mit der Laterne die Szene und sucht nach dem Gegenstande der himmlischen Verkündigung. Erschrocken betrachtet Joseph und Maria die Ankommenden, die ihnen wie Häscher erscheinen müssen. Rembrandt idealisiert nicht, er übersetzt auch die biblischen Stoffe in den Anschauungskreis seines Landes und seiner Zeit. Man kann sich vielleicht von diesem Naturalismus abgestoßen fühlen; aber auch die Renaissance hat im exaltierten Schwung Ueberschwengliches geleistet, wie die Geburt Christi zeigt, welche Nic. Pisano im Dome zu Siena (und auch im Battisterio zu Pisa) gemeißelt hat. Es ist eine Art Doppelhandlung: Maria sitzt oder ruht auf einem prachtvollen gepolsterten Ruhebett in antiker Ruhe, wie eine altrömische Kaiserin, hinter ihr das eingewickelte Christuskind mit den beiden Tieren und mehreren Engeln, rechts kommen die Hirten herbei und im Vorgrunde finden wir das Christkind nochmals, wie es von zwei Frauen gewaschen wird. Ohne die Tiere könnte man hier eher an die Geburt des Baptista denken.

Wenn wir die reiche Anzahl künstlerischer Darstellungen mit den Hirten bei der Krippe aufmerksam durchmustern, so können wir sie leicht nach Gruppen sondern. Eine Gruppe zeigt uns, wie die Künstler es sich zur Aufgabe stellten, die Verwunderung über etwas Außerordentliches, Unbegreifliches in den Mienen der Hirten zum Ausdruck zu bringen. Zu den schönsten Kunstwerken dieser Gattung gehört die heilige Nacht von Correggio, eine Komposition von Raffael, die Bonasone gestochen hat, und das Bild von Murillo (ehedem in der Galerie Houghton, jetzt in St. Petersburg). Bei dieser Gelegenheit hebt Maria zuweilen vom Kinde den Schleier empor, um es den Hirten zu zeigen, wie auf dem erwähnten Stiche von Goltzius, einem Bilde des Caravaggio u. a. m. Eine zweite Gruppe führt uns die Hirten in der vollsten Hingabe und Anbetung des wunderbaren Kindes vor. Die einfachen Naturmenschen haben kaum das Wort des Engels gehört und dessen Bestätigung in der Krippe gefunden, und Armut, Niedrigkeit und körperliche Unbeholfenheit des neugeborenen Kindes sind kein Hindernis für sie, in diesem ihren Gott und Heiland anzuerkennen und ihm zu huldigen. Die gläubigste Hingabe und An-

betung hat wohl Nic. Poussin ausgedrückt, doch sind sie nicht minder auf einem Bilde von G. Reni (St. Petersburg), einer Komposition von Rubens (s. Abb. S. 423) und einem Bilde von Bassano (Belvedere in Wien) leicht herauszufühlen. Eine dritte Gruppe von Kunstwerken hat sich die Aufgabe gestellt, diese hingebende Liebe und Verehrung von seiten der Hirten auch durch einen Akt der Wohlthätigkeit zu kennzeichnen. Die Hirten erscheinen nicht leer, sondern bringen verschiedene Gaben dar. Was ist natürlicher, als daß sie als Hirten Lämmer oder Schafe opfern? So auf einer Freske im Portikus des Leoni in Bologna von Nic. Abbate, auf Bildern von Johann von Aachen, auf einem



Anbetung Christis. Von Lorenzo da Credi (S. 424).

Gemälde von Tizian und sonst mehr. Auch andern Geschenken begegnen wir; bei Poussin bringt eine Hirtin Früchte im Korbe, bei Rubens Hühner, auf einem andern Bilde Milch und auch Eier, freilich eine ungenießbare Gabe für Mutter und Kind! Schließlich finden wir auch naive Hirten, die das göttliche Kind mit Musik erheitern wollen. Bei Carlo Cignani bläst ein junger Hirte die Flöte (in St. Petersburg), bei Adam van Oort (Belvedere), Joh. von Aachen und auf dem Holzschnitte von Dürer ein Hirt sogar den Dudelsack.

Auf einer Tapete nach Raffaels Zeichnung ist ein Hirte ein vollkommener Pifferaro, wie er noch heutzutage zur Weihnachtszeit Rom durchzieht und vor allen Madonnenbildern seine musikalische Andacht verrichtet. In den Loggien des Vatikan hat Raffael bekanntlich biblische Historien gemalt. Bei der Anbetung der Hirten kniet einer abseit, als ob er sich nicht weiter getraute; Joseph aber

nötigt ihn freundlich, näher zu treten. Gewiß ein feiner Zug, eines Raffael vollkommen würdig!

Wir sind am Schlusse unserer Revue, bei welcher wir freilich aus der großen Zahl einschlägiger Kunstwerke nur wenige nennen und hervorheben konnten. Immerhin müssen wir anerkennen, daß die Kunst unseren Gegenstand mit Vorliebe behandelte und daß die erfinderische Phantasie in dem engen Rahmen der biblischen Erzählung Wunderbares geschaffen hat. Nur einige Akkorde schlug die Bibel an, die Kunst entwickelte sie in unzähligen Variationen zu ebensovielen herrlichen Melodieen.



Weihnachtsfest in England.

Von

Imanuel Schmidt.

Häuft Holz noch auf! Der Wind ist kalt;
Doch saust er gleich mit Allgewalt,
Wir feiern Weihnacht, jung und alt.
Von jeher lud die Jahreszeit
Zu Frohsinn ein und Gastlichkeit.
Dem heidnisch rohen Dänen war
Sein Jul das schönste Fest im Jahr.
Er zog die Schiffe auf den Strand;
In Hall' aus Fichtholz, deren Wand
Von Aexten starrt' und manchem Schild,
Führt' er sein Schiffsvolk räub'risch wild.
Man aß vom halbgebratnen Stier
Und zechte stromweis Met und Bier.
Mit Knochen halb benagt warf dann
In rohem Scherz sich jedermann;
Auch horchte man im Freudendrang
Der Skalden schrillem Schlachtgesang.
Wie toll stürmt dann hervor die Schar —
Es fliegt ums Haupt ihr rotes Haar —
Und zeigt im Tanz ums Feuerscheit
Solch eine wüste Lustigkeit,
Daß man auf Erden kaum sie ahnt,
Daß sie an Odins Hallen mahnt.

Aus diesen Versen, welche Sir Walter Scott dem sechsten Gesange seiner epischen Dichtung Marmion voranschickte, sehen wir, wie Weihnachten vor Einführung des Christentums in England gefeiert wurde; denn das Julfest

war den Angelsachsen und Skandinaviern gemeinsam. Der Name Yule, der mit dem englischen Worte wheel zusammenhängt, bezeichnet das Sonnenrad; es ist eine Feier der Wintersonnenwende, der Wiederkehr der Natur zu Licht und Leben. Auf die Sonne deutet ursprünglich das Julscheit hin, so gut wie der Lichtglanz unsres Weihnachtsbaums. Die Hauptsache war also das Anzünden dieses Julscheits oder Julblocks am Vorabend des Weihnachtstags. Nachdem die ursprüngliche Bedeutung des Festes längst vergessen war, versammelte man sich noch immer auf Landsitzen um den inmitten der Halle liegenden gewaltigen Klotz; die einzelnen Familienglieder setzten sich darauf, sangen ein Weihnachtslied und tranken auf ein fröhliches Fest. Dann wurde das Julscheit auf den Herd gehoben und mit einem zu diesem Zwecke sorgfältig aufbewahrten Stück Holz vom Julscheit des letzten Jahres in Brand gesteckt, indem man noch anderes Feuerungsmaterial aufschüttete und die Flammen zu heller Glut anfachte. Dabei brannte die auf dem Speisetisch stehende Weihnachtskerze, oder es trug jeder der Gesellschaft eine solche Kerze in der Hand. Licht und Glanz gehörte in England wie bei uns wesentlich zu dem Feste; die Nacht sollte zum Tage werden.

Indem das heidnische Mittwinterfest allmählich in die christliche Weihnachtsfeier überging, wurde der alte Name desselben häufig auf das lateinische Wort jubilum zurückgeführt und vom Jubel der Christenheit über die Geburt des Heilands gedeutet; wir können aber auch sagen, daß das christliche Fest in dulci jubilo, d. h. in Saus und Braus begangen wurde. Die kirchliche Messe (mass) gab dem Tage den Namen Christmas; aber der religiöse Charakter des Festes trat gegen die Feier eines bloßen Freudentages zurück. Selbst die Weihnachtslieder besaßen zum Teil einen heitern, weltlichen Charakter; es wurde darin nicht nur das wunderbare Aufgehen des Sterns im Osten und die Geburt des Herrn gefeiert, sondern auch gemahnt, daß man es an Lustigkeit nicht fehlen lassen, daß man den inneren Menschen nicht vergessen solle. Bei diesem Ausdruck denkt aber der Engländer keineswegs immer an seine unsterbliche Seele, sondern er braucht ihn oft in der allermateriellsten Weise von seinem Magen. Die Lieder allerdings, welche man jetzt am Weihnachtsabend in London vor den Häusern, wie bei uns auf dem Lande, von Kindern, auch wohl von Erwachsenen singen hört, könnte man geradezu als Gesangbuchverse bezeichnen; sie scheinen aber nicht sehr alten Ursprungs zu sein, sondern dürften meistens aus einer Zeit stammen, als eine Reaktion gegen die Verweltlichung des christlichen Festes eingetreten war. Der Name Christmas carols, der aus dem Lateinischen corolla entstanden ist, bezeichnet dieselben als Liederkränze.

Die herumziehenden Weihnachtssänger erwarten, wie ja überall die Kunst des Gesanges nach Brot zu gehen pflegt, Bewirtung oder ein Geldgeschenk. Wie ferner unsre Neujahrsgratulanten aus dem Handwerkerstande Kontributionen erheben, so geschieht dies von seiten ihrer englischen Kollegen zu Weihnachten. Fleischer und Bäcker schicken zu diesem Zwecke ihre Lehrlinge in die Häuser und bedenken selbst wieder die Dienstmädchen, die ihnen ihre Kundschaft vermitteln. Der Tag nach Weihnachten heißt Boxing day von den Weihnachtsgeschenken, Christmas boxes, und diese selbst wieder haben ihren Namen daher, weil die Trinkgelder in Sparbüchsen aus gebranntem Thon gesteckt werden, die man zerbrechen muß, um das Geld herauszunehmen.

In ziemlich alte Zeit hinauf reicht die Sitte, zur Weihnachtszeit die Häuser mit grünen Zweigen zu schmücken. Da das ozeanische Klima sich durch einen milden Winter auszeichnet, so gedeihen in englischen Gärten viele Sträucher, welche ihr Laub nicht verlieren. Die Blätter derselben dienen zur Verschönerung der Zimmer um Weihnachten, indem man Thüren damit bekränzt, um Spiegel, Kronleuchter und Lampen, auf den Tischen und an Speisen frische Dekorationen anbringt. Vorzugsweise verwendet man zu diesem Zweck außer Epheu und Lorbeer die Stechpalme (ilex aquifolium), deren Blätter sich durch wellenförmige Biegung, durch dunkle Farbe und durch Glanz auszeichnen und in Zacken mit Spitzen auslaufen. Mitten im Winter prangt sie mit Trauben glänzend roter Beeren, die in den Guirlanden eine ganz besondere Zier bilden.

Auch Fenster und Pfeiler der Kirchen wurden schon früher, wie noch jetzt besonders im Süden Englands, mit Kränzen von immergrünen Sträuchern geschmückt. Wenn gelegentlich erwähnt wird, daß man dazu auch die Mistel

(mistle-toe, viscum album) nehme, so dürfte dieselbe nur irrtümlich in die heiligen Räume eingeschmuggelt werden. Denn diese auf Bäumen wachsende Schmarotzerpflanze mit gelblich grünen, dicken und pergamentartigen, paarweis gegenüberstehenden Blättern und weißen, im Dezember reifenden Beeren, aus denen Vogelleim bereitet wird, spielt sowohl in nordischen Sagen als im Kultus der Druiden eine bedeutende Rolle und rührt als Zugabe der Weihnachtsfeier jedenfalls aus der Hinterlassenschaft der letzteren her. Wenn nun hiernach die Mistel in das Gotteshaus nicht hineingehört, so spielt sie dafür eine bedeutende Rolle im Wohnhause. Man hängt im Zimmer der Weihnachtsfeier einen Mistelzweig auf. Wehe dem weiblichen Wesen, das sich darunter betreffen läßt! Ihm hilft kein Sträuben, es muß sich einen Kuß gefallen lassen, und zwar wurde ursprünglich bei jedem Kuß eine Beere abgepflückt. Nun hat dieser durch sein Alter geheiligte Brauch allerdings in demselben Maße abgenommen, als man überhaupt mit dem Küssen exklusiver geworden ist. Der früher übliche Begrüßungskuß zwischen Herren und Damen in befreundeten Kreisen ist längst nicht mehr an der Tagesordnung, wie sich auch die Engländer oft darüber lustig machen, daß Männern auf dem Kontinent zur Bewillkommnung oder zum Abschied ein Händedruck nicht genüge. Kein Wunder also, daß man die Mistel im Salon nicht mehr sieht. Aber die kleineren Bürgersleute halten an der Sitte ihrer Väter fest, und Bediente, Köchinnen und Mägde verlangen in der Küche ihren Mistelzweig. Auch in altfränkischen Familien, besonders auf dem Lande, läßt man von dem Hergebrachten nicht ab; der Mistelzweig ist Emblem der Weihnachtszeit in der Halle. In den Pickwickern hat Dickens die altenglische Sitte zu einer komischen Schilderung benutzt, wie der alte Herr abgestraft wird:

„Nachdem Herr Pickwick die alte Dame geküßt hatte, stand er da unter dem Mistelbusche und blickte mit einem höchst vergnüglichen Gesicht auf alles hin, was um ihn vorging. Da stürzte die junge Dame mit den schwarzen Augen, nachdem sie den anderen jungen Damen etwas zugeflüstert, plötzlich auf Herrn Pickwick los, schlang ihm den Arm um den Hals und küßte ihn zärtlich auf die linke Wange. Noch ehe es Herrn Pickwick klar wurde, was eigentlich los sei, war er von der ganzen Schar umringt und wurde von jeder geküßt. Es war ergötzlich anzusehen, wie Herr Pickwick im Mittelpunkt der Gruppe, bald hierhin, bald dorthin geschoben, erst auf das Kinn, dann auf die Nase, dann auf die Brille geküßt wurde, anzuhören das von allen Seiten schallende Gelächter; aber noch weit ergötzlicher war es zu sehen, wie Herr Pickwick bald nachher, als man ihm mit einem seidenen Taschentuch die Augen verbunden hatte, gegen die Wand fiel und in die Ecken hineingriff und alle geheimnisvollen Bräuche des Blindekuhspiels mit unaussprechlichem Behagen durchmachte, bis er endlich einen der armen Vettern erwischte."

Der Engländer hat im Vergleich mit uns für alle Verhältnisse sowohl des öffentlichen Lebens als des Privatverkehrs viel bestimmtere Formeln. So gibt es auch für Weihnachtsgruß und Glückwunsch zum neuen Jahre die feststehende Redensart: „Ich wünsche Ihnen ein fröhliches Weihnachtsfest und ein glückliches Neujahr!" in der sich die vorwiegend weltliche Auffassung der Christfeier kundgibt. Die Antwort lautet ebenso stereotyp: „Ich wünsche Ihnen dasselbe!" Man faßt jene beiden Punkte kurz zusammen in dem Ausdruck: „Die Komplimente der Jahreszeit," dessen man sich auch in der Schlußformel von Briefen bedient: „Mit den Komplimenten der Jahreszeit verbleibe ich" u. s. w. Scherzhafterweise bezeichnet man als Weihnachtskomplimente bisweilen die kleinen Leiden des Winters, Erkältung, Schnupfen und Husten.

Die soeben erwähnten Sprachwendungen stammen jedenfalls aus alter Zeit her; die Sprache ist meistens konservativer als das Leben, das die Gebräuche der Vergangenheit nur allzuleicht abstreift, oder bloß das behält, was in die neuen Verhältnisse hineinpaßt. Das Julscheit wird höchstens noch auf dem Lande hier und da angesteckt. Auch ein andrer Hauptbestandteil der ursprünglichen Weihnachtsfeier lebt nur noch im Gedächtnis der Sprache fort, das mit dem Namen wassail bezeichnete Getränk. Dieser Ausdruck, entstanden aus dem altenglischen Zuruf beim Gesundheitstrinken wes hâl (sei heil! sei wohl! also gleichbedeutend mit prosit) wird sowohl von einem Trinkgelage, als von dem getrunkenen Stoff gebraucht. Die wassail bowl wurde bereitet

aus heißem mit Ingwer und Muskatnuß gewürzten Bier, in das man Zucker und geröstetes Brot (toast) hineinthat, sowie auch, was uns als seltsame Zusammenstellung erscheinen dürfte, gebratene Aepfel darin schwimmen mußten. Jetzt ist dies alte Gebräu abgekommen und wird durch andere, heiße oder kalte Getränke ersetzt.

Das Hauptgericht des Weihnachtsmahls bildete in alten Zeiten ein Eberkopf. Auf wilde Eber hat man freilich längst verzichten müssen, da die letzten derselben in den Bürgerkriegen ausgerottet wurden. Jetzt ist vom Eberkopf kaum noch die Rede; der eigentliche Weihnachtsbraten ist in den wohlhabenderen Kreisen ein Truthahn, der geradezu Weihnachtsvogel genannt wird. Stehendes Weihnachtsgericht war in alten Zeiten eine Fleischbrühe mit Pflaumen und Rosinen, deren Name plum-porridge den auf alle Volksbelustigungen von weltlichem Charakter erbitterten Puritanern eine beliebte wegwerfende Bezeichnung des ganzen Weihnachtsfestes nach anglikanischem Brauch lieferte. Der Plumpudding, den man sonst in England keineswegs so oft bereitet, als man sich auf dem Kontinent gewöhnlich einbildet, steht zu Weihnachten auf der Tagesordnung. Dies gilt auch von den mince-pies, Pastetchen aus gehacktem Fleisch mit kleinen Rosinen, allerlei Gewürz und süßen Zuthaten. Früher liebte man bekanntlich das Kolossale; daher kam es auch vor, daß man gelegentlich Weihnachtspasteten bereitete, die ein paar Zentner wogen und in einem besondern Kasten auf Rädern über den Tisch befördert werden mußten. Ueblich war in alten Zeiten auch das Backen von Weihnachtsstollen oder großen Kuchensemmeln in Gestalt von Puppen und Kindern. Da dies eine Darstellung des Christkindes sein sollte, so war es natürlich, daß die bilderstürmenden Puritaner daran besonderen Anstoß nahmen.

Zu den Hauptvergnügungen gehörten sonst und gehören noch jetzt hier und da tolle Verkleidungen, teils Improvisationen, teils gehörig vorbereiteter Mummenschanz. In alten Zeiten bildeten die sogenannten hobby-horses, Tänzer, die in Pferden von Pappe staken und zu reiten schienen, einen wesentlichen Bestandteil desselben. Der Führer bei allen derartigen Lustbarkeiten war ein eigener Fürst des Unfugs, Lord of Misrule, auch wohl Christmas Prince genannt. Es wurde viel gespielt und getanzt; in der ganzen Weihnachtszeit, die man bis Epiphanias, den 6. Januar, ausdehnte, waren die in früheren Jahrhunderten zu jeder andern Zeit streng verpönten Würfel- und Kartenspiele gestattet. Noch jetzt tanzt man viel zu Weihnachten und nimmt allerlei lärmende oder stille Gesellschaftsspiele vor. Dahin gehört das schon oben erwähnte Blindekuhspiel, sowie ein eigentümlicher Spaß unter dem Namen snap-dragon, den sonst die Blume Löwenmaul führt. Die Spielenden suchen Rosinen aus angezündetem Kognak in einer flachen Schüssel mit bloßen Fingen herauszuholen, ohne sich dabei zu verbrennen.

Einen typischen Charakter wie unsern Weihnachtsmann, oder Knecht Ruprecht, kennt der Engländer nicht. Doch hat Dickens, den wir als den Prosa-Dichter des Weihnachtsfestes bezeichnen dürfen, diese Lücke ausgefüllt, indem er die Stimmung, in der dasselbe begangen wird, in einer Personifikation wiedergegeben hat. Er schildert in seinem Weihnachtsliede (Christmas carol) den Geist des Festes als einen lustigen Riesen auf einem aus Speisen und Früchten aufgebauten Throne mit einer Fackel in der Hand. Er ist bekleidet mit einem dunkelgrünen losen Gewand mit Besatz von weißem Pelz, das die breite Brust sehen läßt und nicht ganz bis auf die nackten Füße reicht. Auf dem Haupte trägt er einen Kranz von Stechpalmen, hier und da mit glitzernden Eiszapfen. Seine langen dunkelbraunen Locken wallen frei; Freiheit spricht aus seinem heitern Gesicht und seinem leuchtenden Auge, und damit stimmt die offene Hand, die muntre Stimme, das zwanglose Wesen, der ganze Ausdruck der Freude. Am Gürtel trägt er ein altes Schwertgehenk mit leerer, von Rost verzehrter Scheide.

In Shakespeares Hamlet heißt es vom Hahn:

> Sie sagen, immer wann die Jahrszeit naht,
> Wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
> Die ganze Nacht durch dieser frühe Vogel.
> Dann darf kein Geist umher gehn, sagen sie,
> Die Nächte sind gesund; dann trifft kein Stern,
> Kein Elfe faht, noch mögen Hexen zaubern:
> So gnadenvoll und heilig ist die Zeit.

Wir sehen daraus, daß ein Bewußtsein von der ernsten Bedeutung des Weihnachtsfestes vorhanden ist; aber es wird weniger als ein religiöses, denn als ein nationales Freudenfest gefeiert. Die alten Weihnachts-

bräuche schwinden übrigens von Jahr zu Jahr, während der ursprünglich von Prinz Albert eingeführte deutsche Christbaum immer mehr in Aufnahme kommt. Dadurch tritt die ursprünglich fehlende Bedeutung eines Kinderfestes hinzu, welches die Kleinen an die Zeit mahnen soll, in der Christus selbst ein Kind gewesen. Obgleich die alten Weihnachtsbräuche nur noch zum Teil aufrecht erhalten werden: so feiert man Weihnachten doch noch in dem alten Geiste als ein Fest, an dem die Gastfreiheit sich gegen Freunde und Fremde bewähren kann, an dem die christliche Mildthätigkeit auch den Armen einige frohe Augenblicke bereitet. Die Weihnachtszeit ist außerdem eine Zeit der Versöhnung, der Vereinigung derer, welche sich lieb haben, der allgemeinen Freude und Hoffnung auch für bekümmerte Seelen. Dieser Auffassung hat Charles Mackay Ausdruck gegeben in einem Gedichte mit der Ueberschrift: „Unter dem Stechpalmenzweig", von dem wenigstens eine Strophe mitgeteilt werden soll:

Ihr, die ihr euch nicht liebtet,
Bruder und Freund betrübtet
In diesem flücht'gen Jahr,
Die ihr euch noch ergötztet,
Wenn ihr ein Herz verletztet,
Kommt her zu unsrer Schar.
Ob andre sich vermessen,
Laßt uns des Streits vergessen
In friedlichem Vergleich.
Freut euch versöhnt des Lebens,
Sprecht Worte des Vergebens
Unter dem Stechpalmzweig.



Weihnachtsabend im Walde. Von H. Baisch.

Andor.

Roman von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Die Erstarrung war erst gelöst, als nach einer Weile der verschwundene Korb wieder erschien, langsam herabschwebte und einzelne in dem Vehikel zwei Gestalten erblicken wollten.

Helle Freudenrufe schlugen den Brüdern entgegen, als sie endlich zur Erde kamen, aber in unbeschreiblichen dröhnenden Jubel brach die Menge aus, als fast unmittelbar darauf und während man noch über die Weise sprach, wie der kühne junge Mann sich selber retten werde, Arthur blitzschnell an dem Stricke niedergeglitten kam. Es war höchste Zeit gewesen. Im nächsten Augenblick löste sich dieser von der brennenden Rolle und fiel wie eine tote Riesenschlange schwer zur Erde. Er mußte nur noch an den letzten glimmenden Fasern gehangen haben, als sich ihm der waghalsige junge Mann anvertraute.

Dieser sah schwarz wie ein Rauchfangkehrer aus, lachend aber ließ er sich von seinem Bruder die Hände drücken und wehrte dem geretteten Brüderpaare, das mit entblößtem weißen Haare und weinend zu seinen Füßen kniete und den versengten Saum seines Rockes küßte. Man solle ihn in Ruhe lassen, meinte er und lieber einen Schluck Wein schaffen. Solche Höllenfahrt mache Durst.

„Für die alten Burschen wäre es vielleicht unmöglich gewesen, mag sein und in Edelmut und treuer Bruderliebe wären sie schließlich vereint zu Grunde gegangen. Für mich aber war es nur ein leichtes Turnerstück. Und von Gefahren brauchst du schon gar nicht zu reden, lieber Andor! Weißt du: Marriage and hanging go by destiny, wie man in Indien sagt.

Nichtsdestoweniger wäre Arthur unfehlbar auf den Schultern der enthusiastischen Bewunderer seiner Heldenthat gehoben worden, hätte nicht ein neues Ereignis den ungestüm erregten Gefühlen eine andere Richtung gegeben.

Lärm und Geschrei ertönte von der Bergseite her und sprang im Nu auf die dichtgescharte Gruppe über, die plötzlich von panischem Schrecken erfaßt in wilder Flucht von dem Felsen fortdrängte.

„Der Turm fällt ein! Der Turm stürzt herab!“ gellte es auf. Alles flüchtete von blindem Entsetzen getrieben, ohne auch nur einen Blick zu dem mächtigen alten Mauerwerk emporzurichten, aus dem zwar die Flammen züngelten, das aber dessenungeachtet noch für ein weiteres Jahrhundert unerschütterlich feststand.

Es gelang Andor, seinem Bruder und noch einigen Kaltblütigeren nur mit Mühe, die Aufgeregten zu beschwichtigen. Die Erklärung der Ursache des Geschreis brachte ihnen Hilfe.

Von einer kleinen Schar Knechte und Bauern gefolgt, kam Marczi, Potyondis Faktotum, den Fußweg vom Kastell herabgestürzt.

„Der Hund! der Jude! Er hat das Feuer gelegt! Schlagt den verdammten Brandstifter nieder! Fangt den Zigeuner! Laßt ihn nicht durch! Werft ihn ins Feuer, den Kujon!“

Das waren die durcheinander gellenden

Rufe, aus denen sich allmählich, durch flüchtige Bemerkungen ergänzt, die Thatsache ergab, daß die losgeketteten Hunde in dem Kellerhals der Kartoffelgrube einen dort versteckten Menschen aufgespürt und ihn durch heftiges Bellen verraten hatten, mit einemmale aber eingezogenen Schweifs und heulend umgekehrt seien und durch keine Mittel mehr zu bewegen waren, sich neuerdings heranzuwagen. Nun hätten ein paar aufmerksam gewordene Männer selbst die Untersuchung vorgenommen, doch erst in dem Momente, als der Versteckte schon seinen Schlupfwinkel verlassen hatte. Man sah ihn an dem brennenden Wohnhause entlang gleiten und in Rauch und Glut verschwinden. Mehrere hatten ihn erkannt. Es war Görbedán, der krumme Geiger, der offenbar die Gelegenheit zu einem Diebstahle für günstig hielt.

Der alte Heiduck wußte es aber besser.

„Der elende Mensch! Hat es der Herr Verwalter nicht vorausgesagt? Hätte er nur mir gefolgt. In den Bock, hab' ich gleich gesagt. Ausgebrochen ist der Hund aus dem Gefängnisse. Kein anderer hat es gethan. Fangt ihn! Schlagt ihn tot, den Juden!"

Es hätte weit weniger bedurft, um den Verdacht zu erwecken und die Wut der aufgeregten Menge zu entfachen.

Bis hier herab war man dem Verfolgten, der plötzlich außerhalb des Thores wieder auftauchte, auf den Fersen gewesen. Stöcke und Steine waren ihm nachgeflogen, der Krüppel aber hatte sich nicht einholen lassen. — Wo war er jetzt? Wo hatte er sich verkrochen? Nirgends eine Spur.

In der Verwirrung, die durch den falschen Alarm entstanden, mußte er unbemerkt zwischen den besinnungslos dahinstürzenden Gruppen hindurchgeschlüpft sein. Einer der Bauern rief vom Dache herab, er habe ein Wiesel über die Brücke laufen sehen. Im Nu hatte sich ein neuer Haufe gebildet, der sich mit wildem Geschrei auf die frische Fährte warf.

Das Schauspiel hier war eintönig geworden. Was ließ sich im Kampfe gegen das mächtige Element ausrichten? Dort floh ein Wild, ein Objekt der Rache für die entfesselte Leidenschaft, die nach einem Akt der Lynchjustiz verlangte. Der Zorn rief auf zur Jagd und johlend schnob sie dahin. —

Auch dies Aufkreischen der Raserei drang nur wie eine verstärkte Tonwelle des gedämpften Stimmengeräusches, dem sie mit bebendem Herzen lauschte, an Susannens Ohr.

Die Entfernung war zu groß, um mehr als dies unheimliche zeitweise Anschwellen der durch die Stille der Nacht tönenden menschlichen Laute zu vernehmen, die zum Teile auch noch durch das Rauschen der Wellen und das Aechzen der von ihnen bespülten Planken verschlungen wurden. Vom Feuer selbst ließ sich von der Stelle, wo jetzt das Schiff auf dem Sande saß und scharrte, nichts mehr sehen als der Glutschein am Himmel, nach dessen Ausbreitung Susanne allein die Zunahme des Brandes berechnen mußte, da weiterhin Bäume den Ausblick auf Bukraház verdeckten.

Bewegt und unruhig die Wiederkunft ihres Boten erwartend, saß sie noch immer auf der Stufe, wie in dem Augenblicke, da sie von Andor irrtümlich als des Schiffers Weib angesprochen worden war. Seine Gabe ruhte noch in ihrer Hand.

Auf ihr Geheiß war der kleine Bandi gleichfalls nach Bukraház aufgebrochen, um Nachrichten von dem Stande und der Ausdehnung des Unglücks zu bringen. Die Zeit, seit er sie verlassen, erschien ihr schon wie eine Ewigkeit, und der Knabe kam

immer noch nicht wieder. Wenn sie für einen Moment in Träumerei versank und ihr das eben Erlebte in bewegtem Bilde sich erneute, so riß sie im nächsten der zuckende Schreck aus diesem Verlorensein einer beinahe wonnigen Ruhe ihrer Gefühle und ängstlich horchte sie wieder hinaus.

Diesmal war es nicht ein Aufspringen der Erinnerung an das Elend der vom Unglück Heimgesuchten und von Gefahren Bedrohten, kein innerlicher Vorwurf, der an ihr Gewissen pochte, der Schall, der sie weckte, kam von Stimmen herannahender Menschen.

Was war es?

Nein, keine Sinnestäuschung. Lauter wurde das Rufen. Scheltworte, Verwünschungen, Drohungen ließen sich unterscheiden; das war nicht mehr jenes windverwehte, ferne Kreischen, das ihr Herzblut stocken machte. Hier herüber, durch die Auen nach dem Flusse, wälzte sich ein Menschenschwarm, schlug wie bei einer Jagd gegen die Bäume, brach durchs Gebüsch und zertrat das knirschende Rohr. Weit oberhalb gegen den Fluß zog sich der Lärm. Jetzt änderte er seine Richtung, das Treiben kam dem Ufer entlang abwärts.

Drüben in der Au ging es vorüber. Susanne hatte sich erhoben, sie sah in dem bleichen Mondlichte nur einzelne Gestalten zwischen dem Buschwerk in vollem Laufe hineilen.

„Da muß er sein! Eben habe ich ihn gesehen. Er ist nicht über die Brücke. Miska und Anti stehen dort Wache. Hier hinab! Du mußt sterben, Hund! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Hängt ihn auf!"

Dann Flüche und wieder Flüche. Vorüber war die Jagd.

Pochenden Herzens stand Susanne auf der kleinen Treppe, von der sie das unerklärliche Ereignis aufgeschreckt.

Da hörte sie ein Rascheln im Röhricht — ein Schwappen im Wasser. Von Angst ergriffen trat sie die letzten Stufen herab; jetzt hob sich etwas über den Rand des Schiffes.

„Wer da?" rief Susanne, ihren ganzen Mut zusammennehmend, aber im selben Augenblicke fiel der Mondstrahl auf ein sich ihr zuwendendes bleiches verzerrtes Gesicht und ein leiser Schrei rang sich von ihren bebenden Lippen. „Daniel!"

Ein Körper schob sich schwerfällig über den Rand und kletterte beinahe zu ihren Füßen hin.

„Verbirg mich — oder sie bringen mich um!" keuchte es rauh aus atemloser Brust.

Sie wollte fragen, aber das Geschrei näherte sich wieder, die Verfolger mußten umgekehrt sein. Sie riß die Thüre zu der Kammer auf und schob den kraftlos Zusammengebrochenen hinein. Ein Frostschauer überlief sie, die Furcht jedoch schien urplötzlich von ihr gewichen und ohne sich zu regen, blieb sie vor der wieder verschlossenen Thüre stehen.

Da waren sie abermals, die Suchenden, und diesmal kamen sie geradewegs auf das Schiff los. Auf der zerstampften Stelle, wo man Spritze und Pferde ans Land gebracht, hielten sie an.

„Hier hab' ich ihn zum letztenmal gesehen. Er muß umgekehrt sein. Wo steckt der Hund? Am End' ist er hier verborgen — oder zum Schiff hinüber. He, Ihr da! Schiffsmann! — Habt Ihr den verfluchten Juden versteckt, den Brandleger, den Schurken! Heraus mit ihm!"

So scholl es vom Ufer herüber.

„Wen sucht ihr?" fragte Susanne mit gewaltsam bezwungener Stimme.

„Görbedán! den schielenden Baßgeiger, der Bukraház angezündet hat und alle ermorden wollte. Den Räuber und Mordbrenner, der zur Hölle fahren soll!"

Susanne erbebte, aber sie beherrschte ihre mächtige Bewegung.

„Hier ist kein Mensch gewesen. Ich habe niemand gesehen," entgegnete sie scheinbar ruhig. Es klang wie in Unmut über die nächtliche Störung.

„Wir können ja suchen," wurde eine Stimme laut.

Nun aber trat Susanne vor.

„Niemand soll aufs Schiff! Weiß ich denn, wer ihr seid und was ihr wollt!

„Oh, das werden wir sehen!" Drohend wateten die vordersten ins Wasser und entschlossen griff Susanne an das Tau, woran sich das Schiff schaukelte, um es zu lösen, was immer dann auch geschehen mochte.

Trotz der Bestimmtheit, mit welcher ihre Erklärung abgegeben war, hätte dieselbe wohl wenig gefruchtet, wenn nicht zwei von den Lökerer Bauern, die vorher bei der Ueberfahrt mit dabei gewesen waren, für sie eingestanden wären.

„Laßt sie. Es ist die brave Frau, die unsere Spritze herübergebracht. Der elende Jude wird im Graben zurückgekrochen sein. Er steckt in den Auen. Aber wir werden ihn finden und wenn wir die ganze Nacht suchen. Kommt, sonst entgeht er uns. Hätten wir nur den Hund! Er soll hängen der Schuft!"

Mit wilden Flüchen zog die Schar weiter.

Susanne mußte an ihr Herz greifen, ihr war, als sollte dessen Pochen ihre Brust zersprengen. Sie war keiner Bewegung fähig. Erst nach einer Weile hatte sie sich so weit gefaßt, um auf den Lärm der sich Entfernenden zu horchen.

Langsam ging sie dann an die Thüre, drückte sie auf und rief leise den Namen „Daniel" hinein.

Aber es kam keine Antwort Nur ein tiefes Röcheln ließ sich vernehmen.

Bei dem schwachen Mondlicht, das durch die kleinen Fenster fiel, tastete Susanne nach dem Feuerzeuge und machte Licht.

Auf dem Boden neben der niederen Lagerstätte, bis wohin er sich geschleppt, lag der Flüchtling wieder einem jener abschreckenden Anfälle seiner Krankheit zur Beute, der durch die ungeheure Aufregung, vielleicht auch durch die plötzliche Abkühlung nach dem wahnsinnigen Laufe hervorgerufen worden.

Es war ein häßlicher Anblick. Dieses entstellte Gesicht, dieser verkrümmte Körper! Doch mehr als davon fühlte sich Susanne von dem Gedanken mit Grauen erfaßt, daß es ein Elender, ein Verbrecher, ein Brandstifter war, dem sie hier eine Zuflucht gewährt.

Alsbald aber erhob sich in ihrem Innern ein Protest. Waren denn die Behauptungen dieser Leute auch richtig? Durfte man ihnen aufs Wort glauben? Wie oft hatte man schon Unschuldige angeklagt, verfolgt, getötet, ohne daß ihnen Zeit gelassen wurde, sich zu verteidigen. War es nicht ein Jude, den man verdächtigte und auf den Verdacht hin auch sofort verdammte? Und genügte es nicht schon, daß er ein Jude war, um zerrissen und verbrannt zu werden von einem Fanatismus, der heute noch so lebendig sich gezeigt, wie vor Jahrhunderten in der grausamen Epoche des finstern Mittelalters?

Die Empörung erwärmte ihr Blut und das Mitleid verdrängte den Abscheu?

Sie kniete nieder neben dem Bewußtlosen und zu schwach, ihn selbst zu erheben, bettete sie seinen Kopf auf das Lager. Die Blutspur wies ihr die Wunde am Hinterhaupte, die eines der dem Flüchtigen nachgesandten Wurfgeschosse geschlagen. Sie netzte ihr Tuch und legte es um dieselbe, dann schloß sie sorglich die Fensterladen, daß kein Lichtschein hindurchdringe und

schlich sich hinaus, frisches Wasser aus dem Flusse zu schöpfen, um den Verband befeuchten zu können.

Sie wußte kein anderes Mittel, auch keines die Krämpfe und Bewußtlosigkeit zu heben. Doch allmählich ließ der Anfall nach; der Blutverlust mochte ihn abgeschwächt haben. Die Hände öffneten sich, das verdrehte Auge kehrte in die natürliche Sehachse zurück. Ein tiefer Seufzer löste endlich auch die aufeinander gepreßten Zähne.

„Sind sie fort?“ fragte er. Er erhob sich noch immer unter dem Einflusse der Aufregung, sank aber sofort mit einer wilden Verwünschung der Verfolger auf das Lager nieder, wo ihm Susanne unter beruhigendem Zuspruche die Kissen unter den blutigen Kopf schob.

Ermattung schien über ihn gekommen und ein Weilchen blieb er still, während er unablässig in das bleiche und ernste Gesicht seiner Pflegerin sah.

„Myriam!“ sagte er endlich leise. „Es ist gut, daß ich dich gefunden. Du bist nicht wie er. Sei gebenscht, Jeworecho!“

Seltsam berührt richtete sich Susanna auf. Dies mit fremdartigen Worten gemischte Jüdisch-Deutsch, selbst der Name, mit welchem man sie in der Kindheit gerufen, machte einen eigentümlichen Eindruck auf ihr stark erregtes Gemüt.

„Sei ruhig, Vetter Daniel,“ entgegnete sie freundlich. „Hier bist du sicher. Ja, es war gut, daß du mich gefunden. Aber wie konntest du wissen, daß ich hier auf dem Schiffe war? Wer hat dir davon gesagt?“

„Wer? Deine Geige. Als ob ich nicht sollte kennen mein Lied? Wer wird es spielen nach mir, wo ich es selbst nicht gespielt habe seit Jahren? Wie ich am Abend mich geschlagen habe durchs Gebüsch, sind die Töne gekommen zu mir und haben mich gerufen. Wer wird sein auf dem Schiff? Führt ein Bauer so den Bogen? Könnt' er's, er würde nicht führen mehr ein Schiff.“

Und nun begann er kaum vernehmbar jenes Lied zu summen, das Susanne in der Dämmerung gespielt und wieder tauchten all die Kindheitserinnerungen in ihr auf. Unwillkürlich legte sie die Hände vor die Augen und so war der enge Raum verschwunden, die Wände des alten kleinen Zimmers in dem Krämerhause zu Löke umgaben sie, das hagere ernste Kind stand zwischen den Knieen des großen Vetters und versuchte auf seiner Geige wiederzugeben, was er sang und die Töne kamen schüchtern aber richtig, denn seine eigene Hand half den schwachen Fingerchen, die den Bogen führten, gab den Nachdruck oder zog den gleichmäßig zarten langen Strich und beide konnten darüber vergessen, wie die Stunden verrannen, bis sie mit Scheltworten über den Zeitverderb aus ihrem Paradiese getrieben wurden.

Wie lange war das her? Waren es denn wirklich nur zehn Jahre? Ein ganzes Leben, eine ganze Welt schien dazwischen zu liegen.

„Und ich habe gehabt recht,“ fuhr der Krüppel fort. „Es war Myriam, meine kleine Myriam, die mir nicht hätte zurückgelassen ihr Geld auf der Pußta, wenn sie nicht wäre gut und freundlich zu mir. Soll sie dich verstecken, hab ich mir gedenkt und bin gelaufen zu dem Ort, wie sie waren hinter mir drein, wie die Bluthunde, daß Gott sie verdamme! Wo ist das Schiff? Gott der Gerechte, wo ist das Schiff? Hat mich verlassen die Myriam? Ist sie gefahren hinunter in der Nacht? Es hätt' mir können kosten das Leben, denn ich habe gehabt keinen Atem mehr und bin nur ge-

laufen so fort, so lang es noch geht. Was war das ein Glück, als ich hab' gesehen das Schiff! Lieber, als daß ich mich hätt' lassen fangen, wär ich gegangen ins Wasser. Besser ertrinken, als daß sie mich hätten geworfen ins Feuer. Wenn sie sollen kommen wieder und ich soll sein bewußtlos — wirf mich in den Fluß — wirf mich in den Fluß, Myriam! Versprich mir's!"

„Du Armer!" sagte Susanne, indem sie seine Hand nahm. „Sie werden nicht kommen, und wenn auch, niemand soll dich anrühren, so lange ich da bin. Ich werde dich verteidigen gegen die Verleumdung. Es wäre ja unerhört, wenn sie sich in ihrer Roheit an dem Unschuldigen vergriffen. Sie müssen meine Worte beachten, wenn ich an das Gesetz appelliere und werden sich die Untersuchung nicht anmaßen, die allein dem Gerichte zusteht."

„Du wirst mich nicht ausliefern den Gerichten, Myriam," fiel er ängstlich ein, indem er sich an ihre Hand klammerte. „Meinst du, daß es Gerechtigkeit gibt für den armen Juden? Keiner wird fragen, warum hast du's gethan, sondern sie werden mich hängen an den Galgen oder mich sperren ins Gefängnis und ich werde die Ketten schleppen an den Füßen und die Straßen kehren vor dem Komitatshaus."

„Hast du denn — — hast du denn den Brand gelegt?" fragte Susanne, die ein leises Zittern befiel, stockend und scheu. „Daniel, — du hast doch nicht?"

„Werd' ich nicht haben? Warum nicht?" Sein Lachen klang unheimlich und dem in ihm angeregten Gedankengange folgend, beobachtete er nicht einmal, daß sie ihm jäh ihre Hand entzog. „Was ist ein getreuer Schuldner, der bezahlt heim Zins und Zinseszins. Ich meine, es reicht lange noch nicht. Und wenn ich könnte legen Feuer in das Haus vom Moses Adler, wären wir noch nicht auf gleich und wenn ich ihm thät ausreißen das Auge und brechen die Glieder, ich bliebe noch immer schuldig ein großes Stück vom Kapital, nicht gerechnet den Zins und Zinseszins. Daß Gott ihn soll strafen an Leib und Leben und Hab und Gut und am Liebsten, was er besitzt. Kelalah!"

„Halt ein, Unseliger!" rief Susanne entrüstet aus. „Was fluchst du meinem Vater, was hat gerade er dir gethan? Wie ein Wahnsinniger hast du dich auf ihn gestürzt und hättest ihn beinahe dazu gebracht, in Notwehr, Verwirrung und Uebereilung einen Mord zu begehen und jetzt —"

Abermals lachte der Geiger, dessen Auge in Leidenschaft glühte.

„Hätt' ich ihn gebracht dazu? Wenn er schießt, weiß er, was er hat gewollt. Und wär's gewesen ein Mord, so war's gewesen nicht in Uebereilung. Der Moses Adler handelt nicht in Uebereilung. Wenn er tragt eine Pistol bei sich, so weiß er, für wen sie ist geladen, so gut einer weiß, wohin er trifft, wenn er sich laßt einen Wechsel unterschreiben. Ich werde dir sagen, was er mir hat gethan. Daß er mich hat gescholten einen Faulenzer, einen Träumer, der nichts ist gut für den Handel und daß er meinem Onkel hat abgedrungen die Rachel, deine Mutter, die hätt' sollen mich heiraten zuerst, ist wohl gewesen nichts, denkst du. Der Kramladen hat gebraucht eine Hand vors Geschäft und die Rachel hat gefunden mehr Gefallen an dem jungen Kommis mit den schönen Locken, den eleganten Kleidern und dem feinen Gerede, als der Daniel ist gewesen ein schlechter Rechner und ein Mensch, was hat überzahlt die Hasenfelle und nur hat können geigen die Lieb' in seinem Herzen. Ist er auch geblieben, der dumme Mensch, in dem Haus, wie der Alte ist gestorben und der Moses Adler hat über-

kommen die Firma, was hätt' sein sollen ein Kompagniegeschäft. Heißt, der Moses hat geführt das Buch und eingesteckt das Geld und der Daniel ist gegangen von Ort zu Ort und hat sollen eintreiben die Schulden und heimtragen die Schimpfwort und die Prügel. Und ich bin geblieben, weil mein Herz ist gehangen an der Rachel und dem Kind, was sie hat gehabt und dem ich hab' vorspielen können auf der Geige meine Lieder, denn es hat verstanden allein jeden Ton. Sonst wär ich längst wieder gegangen in die Stadt, wo ich hätte können werden ein Musiker, wenn man mich nicht genommen hätte fort, nach dem Tod von die Eltern, hinaus aufs Dorf, mich und mein Geld, um das es wär' schad gewesen, es nicht zu bringen ins Geschäft. Und so ist gewesen alles gut und der dumme Daniel hat nicht getragen Haß in sich und Rachsucht, wenn er hat schlafen müssen in der Kammer unter Dach und man ihm hat hingeschoben sein Essen, wie einem Hund in einem Küchenwinkel. Als es ist auch das zu viel gewesen dem Moses Adler, und er hat gemacht Bankerott, so hat er nicht gebraucht zu zahlen heraus dem dummen Daniel und hat ihn doch können werfen zur Thür hinaus, der Ganew."

„O Daniel, es ist gewiß nicht so."

„Ist gewiß nicht so? Wie wird es sein anders? Aber freilich ist es nicht gewesen alles, denn auch das hätt' ihm vielleicht vergeben der dumme Daniel, um der Rachel willen und der kleinen Myriam, als es ist gewesen ein schlechter Streich, aber er hat mir nur gekostet das Geld. Bin ich heimgekommen mit Hasenfell und hab mich niedergesetzt müde am Herd und habe gewartet auf mein Essen, wie mir hat erzählt die Rachel von dem Bankerott. Du aber hast gehabt die Geige und gespielt damit, als ist gekommen heraus der Moses und hat gesagt: „Wer redet da? Wer will haben zu essen, wenn er verdient nix?" Da hab' ich nur gesagt: „Ich ess' um mein Geld, ich und wohn' um mein Geld." Hat er geschrieen: „Soll er sein verflucht, als er noch laßt einen Tag in dem Haus den Faulenzer, den elenden Chamer." So hat es gegeben Streit und deine Mutter hat sich erschreckt, weil er nix hat wollen hören auf sie und ist fortgelaufen mit dir ins Zimmer. — „Aus ist's!" sagt er, „das Haus wird verkauft und du bist der erste, der soll hinaus. Deine Geig' geht dir voran; schau, daß du kommst, sie einzuholen." Und er nimmt die Geig' und wirft sie hinaus aus dem Fenster. Da ist mir geschwollen die Ader und ich hab' ihm gesagt: „Schuft, du elender! Sollst mir's bezahlen!" Als ich hab' gemeint die Geige, und renn' zu auf ihn. Hat er gerissen den Feuerhaken vom Herd und geschlagen nach mir. Es war Feuer im Aug' und er hat mich gestoßen die Stiegen hinab, daß ich bin hingefallen für tot. Denkst du ich wär' ihm schuldig nix? Als ich hab gebrochen den Fuß und verloren mein Aug', kann ich begehren seinen Fuß und sein Aug' und ist es nur gerecht. Aber er hat mich nicht nur gemacht arm und zum Krüppel, er hat genommen dem Bettler den Stock und dem Herzen die Freude. Ist gekommen über mich vor Schreck die Krankheit und die Krankheit hat mir verdorben die Finger, als ich nicht mehr kann machen einen sichern Strich mit dem Bogen. Und es ist immer geworden schlechter und schlechter, und jetzt bin ich nur gut zum Baßgeiger. Der krumme Dán, der schiefe Dán, der Judenbaßgeiger, den alle verspotten, alle verachten, alle hinausstoßen, und den kein Hund dulbet, — nur der Zigeuner. — Denkst du, ich bin ihm nichts schuldig, der mich hat gemacht dazu? Als er auf mich schießt, soll

es sein nur Nothwehr, weil er sich fürchtet vor mir, wenn wir treffen zusammen, und es war schon ein paarmal in den letzten Jahren. Will er löschen die Rechnung mit einem Strich? Könnt' werden zu spät einmal und ich nicht mehr kommen zur Zahlung! Gott sei gelobt, heut ist getilgt ein Posten von meiner Schuld. Mit Feuer hat er mir ausgebrannt das Auge, und das, was ist gewesen mein letzter Trost — das Spiel auf der Geige. Mit Feuer hab' ich ihm verbrannt seine Frucht und ihm genommen, was ihm das liebste ist — sein Geld!"

Immer wilder und heftiger hatte er gesprochen und sein Auge flimmerte in befriedigtem Racheburst. Susanne, die schaudernd seine heisern Worte anhörte, während sie anfänglich sich mitleidsvoll ihm zuneigte, zuletzt aber entsetzt und weit zurückgebeugt auf dem Boden kauerte, erhob sich jetzt mit gerungenen Händen.

„O Unglücklicher, was hast du gethan?" stöhnte sie. „Du wolltest Vergeltung üben, und hast Unschuldige geschädigt. So viel ich weiß, hat mein Vater das Getreide in Bukraház nicht gekauft."

„Wird er nicht haben?" rief Daniel sich auf dem Ellbogen erhebend, mit plötzlich veränderter Miene. „Als es mir gesagt hat Herr von Potyondi, wird es sein die Wahrheit. Hat er mich doch lassen einsperren in die Waschküche, damit ich nicht soll Feuer legen in Bukraház."

„Es muß ein Irrtum sein. Mein Vater selbst hat mir gestern geklagt, daß er abgewiesen wurde."

Wie ein plötzliches Aufblicken scharfblickender Intelligenz zuckte es über Görbedáns häßliche Züge, die sich im Krampfe verzerrten.

„Haha! der dumme Daniel!" lachte er grimmig auf. „Sie schicken ihn nur, wo sie ihn brauchen. Handeln mit Hasenfellen, die Baßgeige brummen lassen, Getreide anzünden, daß es noch steig' im Preis. Darum braucht es keinen Strick und hat die Waschküche ein zerbrochenes Schloß, daß er fort kann, darum laßt der Balmachomes das Scheunenthor offen, daß der Zutritt frei bleibt. Der Herr Oberleutnant ist ja der Sohn vom Herrn von Potyondi und der Moses Adler wird sein sein guter Freund. Der dumme Daniel! Der dumme Daniel!" Wieder lachte er wie ein Wahnsinniger.

„O sage der schreckliche!" fiel Susanne in tiefer, ihre ganze Seele in Aufruhr versetzender Bewegung ein. „So wie du dich hier getäuscht, magst du auch alles andere irrig aufgefaßt und mit bösem Willen mißdeutet haben. Wälze den Fluch deiner Unthat nicht auf andere!"

Daniel hörte nicht auf sie. Gespannt lauschte er auf ein Geplätscher im Wasser. Seine Züge verzerrten sich und zitternd hob er die Hände.

„Horch! Sie kommen! Verbirg mich, verbirg mich! Myriam. Oder wirf mich ins Wasser!" stieß er in Todesangst hervor und sprang plötzlich auf, der Thüre zuzueilen. Er war sinnlos vor Entsetzen.

„Du bleibst!" befahl Susanne, ihm den Arm vorhaltend. Dann löschte sie das Licht und trat hinaus.

Die Feigheit des Verbrechers erfüllte sie fast mit noch tieferem Abscheu als seine grause That, die der Haß gezeugt.

Diesmal war kein Zittern in ihrem Herzen; neben den mächtigen Gefühlen, die das Ungeheure hervorgerufen, hatte die Furcht keinen Raum. Fest klang auch ihre Stimme.

Es war der Schiffsführer und sein Sohn, die von der Brandstätte zurückkehrten. Balog war der von Löke ausgegangenen Schar gefolgt und als er sah, daß es für

ihn nichts zu thun, aber bald auch nichts mehr zu schauen gab, machte er sich wieder auf den Weg nach dem Schiffe, von dessen Ortsveränderung er mittlerweile gehört.

Seine eifrige Erzählung wurde sofort von Susanne unterbrochen.

„Du hast geschwiegen und mich nicht verraten?“ fragte sie.

Er schwur es bei allen Heiligen.

„Ich will verdammt sein!“ setzte er dann noch bekräftigend hinzu.

„Gut,“ unterbrach ihn Susanne gebieterisch. „Schweig und gehorche auch weiterhin und hundert Gulden sollst du haben, sobald wir nach Raab kommen. Je früher, desto besser für dich. Sieh zu, daß wir von der Sandbank loskommen!“

VII.

Genau wie der Tag, welcher grau und regnerisch angebrochen, war die Stimmung in Löke, die er gebracht. Die Aufregung war vorüber. Matt und trübselig schlichen die Menschen dahin und im Schlosse wie auf dem Hofe schien die Abspannung ihr Lager aufgeschlagen zu haben.

Außer dem Vieh und den Heuvorräten, welche oberhalb des Schafstalles untergebracht waren, hatte nichts gerettet werden können. Im Grunde noch glücklich, daß kein Menschenleben zum Opfer gefallen war, mußten die Obdachlosen nachts noch an die Uebersiedelung denken; schwer nur rissen sich die beiden alten Leute von dem Platze los, wo sie über ein Vierteljahrhundert mit einander gehaust; da aber ihre Anwesenheit thatsächlich von keinerlei Nutzen mehr war, ließen sie sich zum Aufbruch überreden. Ohnedem mußte befürchtet werden, daß die Gemütsbewegungen und Anstrengungen für Rainald's Gesundheit nicht ohne nachteilige Folgen bleiben würden.

Und so war es denn auch gekommen. Die Gicht, welche während des Sturmmarsches nach der Höhe wie weggezaubert geschienen, hatte sich mit einem heftigen Anfalle wieder eingestellt, und Rainald war nicht im stande, das Bett zu verlassen. Unmutig stöhnte er und verwünschte seine Unbeweglichkeit, und seine Frau wandelte zwischen dem Krankenlager und dem Fenster hin und her, vor welchem sie traurig auf die dünne Rauchsäule hinüberblickte, die, wenn der Regen einmal nachließ, über dem Unglücksorte sichtbar wurde, an dem man noch nicht mit Aufräumen und Fortschaffen der Trümmer hatte beginnen können.

Es war überhaupt still im Schlosse, wie in einem Spitale. Erst in den spätern Nachmittagsstunden begann es wieder lauter zu werden. Die tiefste Ermüdung war bekämpft, die Besprechung der Ereignisse der Nacht brachten einen Widerschein der Aufregung hervor und der Arzt, um den erst spät geschickt worden war, traf endlich ein.

Nicht nur Rainald hatte ihn nötig, auch Andor's Arm sah keineswegs zufriedenstellend aus und mußte in eine sorgfältige Behandlung genommen werden. Am bedenklichsten aber schien sich Ilka's Zustand zu gestalten. Der Arzt sprach sogar mit bedenklichem Kopfschütteln von entzündlichem Charakter, starker Gehirnaffektion und möglichem Anzug eines Nervenfiebers und dgl., worüber Arthur und Marquis de Savagna nach ihrer Rückkehr aus dem Pfarrhofe, wohin sie den Arzt begleitet hatten, Andor Bericht erstatteten, da dieser mit seinem verbundenen und in die Schlinge gelegten Arme ans Zimmer gefesselt blieb.

Ein Falte tiefen, ja finstern Ernstes war in seine Stirne eingegraben, die nicht in seinen körperlichen Schmerzen ihren Anlaß hatte. In bezug auf diese bedauerte er nur, daß sie ein Hindernis werden dürf-

ten, seinen Gästen gebührend die Honneurs zu machen und die kleinen Jagdtournée in der projektierten Weise durchzuführen.

„Mache dir keine Skrupel darüber," meinte Arthur, den sein ‚Turnerstückchen' denn doch zu einer Veränderung seiner Frisur gezwungen, welche die erlittenen Havarieen verdecken mußte. „Die Hauptsache ist, daß du bald hergestellt bist; unsern Ausflug in die Karpathen können wir ja bis nächstes Frühjahr verschieben, wenn ich bis dahin von meinem Ausfluge nach Afrika zurück bin. Für diesmal ist's zwar nicht nach dem Programm verlaufen, aber wenn auch in anderer Weise, unsere Emotionen haben wir doch gehabt."

„Ja, und ein bißchen Schonung und Zerstreuung wird uns allen wohlthun, nicht nur dem alten Herrn, wie der Doktor meint," setzte der Marquis leicht gähnend hinzu. „Man muß die Aufregung los werden, sie stört sonst den Schlaf. Ich glaube, es wird das beste sein, wir setzen uns an Herrn von Rainald's Bett zu einem Spielchen, das wird bei uns allen die Stimmung ausgleichen. Ich kann dieses Gebrülle der Kühe und dies unheimliche Glockengebimmel nicht los werden. Fortwährend hab' ich's im Ohre. Wirklich eine rücksichtslose Sitte, dieses Sturmläuten — es macht so nervös."

Andor bemerkte nichts zu dieser egoistischen Auffassung fremden Unglücks und bat die beiden nur, vorläufig allein ihren Besuch bei Onkel Rainald zu machen. Da er noch einige Anordnungen zu treffen habe.

„Du wirst doch nichts gegen die Zigeuner im Schilde führen? die armen Teufel zittern," legte Arthur ein Fürwort ein.

Schon am Morgen war Punczi Pál mit zweien seiner Getreuen in förmlicher Deputation erschienen, um jede Verantwortung für das traurige Geschehnis feierlich abzulehnen und sich an jeder Verbindung mit dem Uebelthäter, der ja eigentlich keiner der Ihrigen war und sich nur geduldet bei der Truppe aufhielt, loszusagen. Nachdem es nicht gelungen war, Görbedán's habhaft zu werden, war die öffentliche Meinung von Bukraház und Löke nicht abgeneigt, sich an seine frühere Gefährten zu halten und ihnen den Brand entgelten zu lassen, der nur zu dem Zwecke gestiftet sein sollte, unter dem Vorwande der Hilfeleistung zu stehlen und zu plündern, wobei es den Hauptstimmführern wenig ausmachte, daß die Verdächtigen sich mit ein paar Ausnahmen während des Brandes am andern Ufer befunden hatten. Der Unwille verlangte einmal nach einem Opfer, und nur dem energischen Einschreiten Andor's war es gelungen, einen bedauerlichen Akt der Roheit zu verhindern.

„Die Bauern thun wie die jähzornigen Kinder, die ihr eigenes Spielzeug zerschlagen, wenn sie gereizt sind," sagte Andor. „Sie würden heute unbedenklich auch ein Erdbeben den Zigeunern in die Schuhe schieben und sie dafür strafen. Ich habe dem Ortsrichter die strengste Weisung gegeben, die Ordnung aufrecht zu erhalten, widrigenfalls ich selbst vom Brigadekommando Einquartierung verlangen würde. Dennoch weiß ich nicht, ob das die armen Vagabunden sicherstellt. Sie werden am besten thun, sich nicht auf meinen Schutz zu verlassen und sich sobald als möglich in der Stille davonzumachen. Das verstehen sie ja. Es zeigt sich deutlich wieder an dem verbrecherischen Burschen, der vorläufig entkommen ist."

„Und sollte er nicht noch in den Auen versteckt sein?" fragte der Marquis.

„Ich glaube es nicht. Sie sind von den Bauern heute morgen neuerdings und sorgfältig durchsucht worden, und selbst die mitgenommenen Hunde haben nichts ge-

funden. Das wahrscheinlichste ist, daß er sich wieder zurück gewendet, den Fluß irgendwo, vielleicht schwimmend, übersetzt hat und nun den Bakonyer Wald zu gewinnen sucht, den Zufluchtsort für alle schlimmen Gesellen der Gegend."

„O, der Bakonyer Wald! Das ist sehr interessant," meinte der Marquis.

„Wie wäre es, wenn wir einen kleinen Ausflug dahin machten?" schlug Arthur im Scherze vor, der Marquis aber verwahrte sich lebhaft dagegen. Er sei ganz befriedigt, die Konturen dieses berüchtigten Gebirges aus so geringer Entfernung betrachten zu können, die noch keine ganz gesicherte sei, wie das gestrige Erlebnis gelehrt.

„Die Banditen in der Operette sind mir weit lieber," erklärte er. „Mit ein bißchen Offenbachscher Musik sind sie recht manierlich und gefällig. Ich glaube nicht, daß die im Bakonyer Wald für einige kleine Aufmerksamkeiten ebenso erkenntlich sind."

Die Bemerkung fand keinen rechten Anklang. Andor, dessen Stirn sich durchaus nicht entwölken wollte, äußerte nur in tiefem Ernste, er hoffe, daß die bereits von dem Vorfalle verständigten Panduren aufmerksam streifen und dem Verbrecher den Weg abschneiden würden. Einmal in dem verrufenen und schwer durchforschbaren Gebiet, wäre er wohl für einige Zeit dem Arm der Gerechtigkeit entzogen.

„Oder auch dem Irrenhaus," fügte er nachdenklich bei. „Denn ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß hier, wo weder Rache noch Habsucht den Anlaß zu dieser Unthat gegeben, wo nichts auf die Motive auch nur im entferntesten hinweist, ein Akt des Wahnsinns vorliegt. Offenbar hat er schon Zeichen seiner Manie gegeben, sonst hätte Potyondi nicht die Vorsicht gebraucht, ihn in Verwahrung zu nehmen. Ich erwarte diesen eben und will ihn befragen, — doch ihr sollt euch indessen nicht aufhalten lassen; ich werde sobald als möglich nachkommen."

Unter der Thüre trafen die sich Entfernenden auf Jenö. Er schien vollkommen ausgeruht und verhältnismäßig heiter, als ob durchaus nichts vorgefallen sei, was seine Laune trüben könnte. Er stieß damit bei Arthur auf kalte Zurückhaltung, die den Gruß nur mit steifer Kopfnickung erwiderte, während Marquis de Savagna im Gegenteile die Gelegenheit nicht vorüberließ, ohne sie zu einem sarkastischen Geplänkel zu bewegen.

„Ah, schon erholt von den Strapazen der — Romantik? Aufrichtig gesagt: je suis fou d'envie. Ich beneide sie unbeschreiblich um ihr Abenteuer. Wie würde sich eine solche bonne aventure in den ‚kleinen Memoiren eines Dpilomaten' machen, wenn sie dreißig Jahre nach meinem Tode, den mir der liebe Himmel noch recht lange gnädig vorenthalten möge, um mir Zeit zur Reue und Buße zu geben, veröffentlicht werden. Ich würde das Kapitel ‚Salamanderliebe' überschreiben."

Der Geneckte setzte sich mit geckenhaft verlegenem Lächeln zur Wehre.

„Ich glaube, lieber Marquis, daß dieser Titel nicht passen würde," ließ sich Arthur mit beinahe verletzender Ironie vernehmen. „Der Herr Oberleutnant machte mir keineswegs den Eindruck, als ob er sich im Feuer in — seinem Elemente befinde, wenn er demselben auch vielleicht Thür und Thor öffnet."

Die Schlußbemerkung bezog sich auf das Gerücht, daß der Brandleger wahrscheinlich Jenö's Versehen benützt habe, um durch die unversperrt gebliebene Thüre in die sonst so schwer zugängliche Tenne zu gelangen. Nachdem sich die Nachricht von dem Rettungskorb und Jenö's unerwartetem

Erscheinen in demselben verbreitet hatte, glaubte der schuldige Knecht, auf welchen die Nachforschung bald genug führte, auch nicht mehr reinen Mund halten zu müssen. Aus den gegebenen Umständen stellte sich von selbst ein ziemlich richtiges Bild des Vorganges zusammen und es gehörte die Stirne Jenö's dazu, um den vorwurfsvoll auf ihn gerichteten Blicken aufrechten Hauptes zu begegnen. Sein Trotz hatte sich in erster Linie schon gegen den Vater gekehrt, als dieser sich in einem Augenblicke mangelnder Ueberlegung die Frage entschlüpfen ließ, weshalb er ihm durch ungenaue Ausführung der Zusage so schwere Angst bereitet habe.

„Konnt' ich denn wissen, was geschieht?" hatte sich da Jenö in wegwerfender Weise entschuldigt. „Daß sich der Einschleicher, auf den ich gefaßt war, übereilen würde, war doch nicht zu befürchten. Uebrigens habe ich alle Lust verloren, die Rolle Louis Napoleons zu spielen, der Mailand für Italien erobert. Möge sich Herr Adler die Kastanien selber aus dem Feuer holen; beinahe hätte ich mir die Pfote dabei verbrannt. Ich bin nun homöopathisch geheilt: Feuer durch Feuer. Ich wünsche ihm Glück, wenn er besser reussiert bei dem tugendhaften Fräulein. Ich mag diese zimperlichen Dinger nicht leiden, die nur mit Worten lieben und um jeden Kuß parlamentieren. Ein Soldat hat keine Zeit zu langer Werbung. Was nicht im ersten Ansturm mein wird, das mag meinetwegen zur alten Jungfer werden. Blockieren und Aushungern ist langwierige Arbeit und wird der Platz endlich übergeben, zeigt sich's meist, daß er der Mühe nicht wert war. Das ist allenfalls Winterbeschäftigung in einer toten Garnison. Schade, daß ich so viele Wochen verlor! Mein Urlaub ist beinahe zu Ende und ich will wenigstens noch den Rest nützen. Adler soll mich zu seiner Tochter führen; die ist von anderem Blute. Es ist nichts mit der schleichenden Minenzündung durch die Lunte. Ich lobe mir ein Mädchen, das Dynamitpatronen im Herzen hat. Da braucht's nur einen elektrischen Funken und die Explosion ist fertig."

In derselben übermütig kecken Weise, die von seinem gewöhnlichen schmiegsamen und einschmeichelnden Benehmen so sehr abstach, trat er auch hier dem Tadel entgegen.

„Sie vergessen nur, Herr Graf," sagte er auf Arthurs Ausfall, „daß das Feuer, so gut wie die Liebe, auch bei verschlossener Thür ins Haus findet, — durchs Fenster und durchs Schlüsselloch. Uebrigens wird derjenige, welcher immer hinter sich blickt, was nachkommt, gemeiniglich übersehen, was vorausgegangen. Es wäre erst zu untersuchen, was vorzuziehen ist. Ich habe mich nur an die militärische Regel gehalten: Kühn vorgehen, aber die Rückzugslinie offen halten!"

„Da können die strategischen und taktischen Erfolge nicht ausbleiben," scherzte der Marquis, der an solchen Grundsätzen nichts auszusetzen fand. „Erlauben Sie uns denn, unsere Glückwünsche darzubringen, wiewohl diese Banalität nicht der originellen Art entspricht, in welcher die Vorstellung des glücklichen Paares stattfand."

Arthur faßte ihn unter dem Arm und erinnerte ihn an das Spiel, seine Miene verriet deutlich, daß ihm diese Art des Gesprächs, so sehr es ihm sonst vielleicht auch zusagen mochte, heute nicht gefiel.

Weit entschiedener noch sprach sich die Mißbilligung in Andor's Zügen aus. Finster sah er auf Jenö, dem er keinen Schritt entgegenthat. Ja, er erhob sich nicht einmal von seinem Sitze, was übrigens sein leidender Zustand entschuldigen konnte.

„Ich komme eigentlich, mich zu verab-

schieden," begann Jenö, sobald sie allein waren.

„Wie, du willst fort? Jetzt?" fragte Andor höchlich überrascht, denn gerade diese Ankündigung hatte er am wenigsten erwartet.

„Mein Urlaub ist zu Ende, — so leid es mir thut," — versetzte Jenö achselzuckend, ohne seinen Vorwand jedoch zu beenden.

„Man sagt mir, daß der Arzt Ilka's Zustand für gefährlich hält."

„Es thut mir recht leid, die Arme hat sich das Ereignis viel zu sehr zu Herzen genommen."

„Du scheinst dir keinen rechten Begriff von der zarten Feinfühligkeit eines Mädchenherzens zu machen, oder doch an gröbere Ware gewöhnt zu sein."

Jenö überhörte den Vorwurf absichtlich, seine Lippen verzogen sich nur zu ironischem Lächeln.

„Sie hätte es übrigens auch nicht so weit kommen lassen sollen," fuhr er in seiner rücksichtslosen Anklage fort. „Sie wartete viel zu lange mit der Hinabfahrt. Erst als wir schon beinahe in Gefahr waren zu verbrennen, entschloß sie sich. Das hat ihr natürlich geschadet."

„Dieses Zögern ist doch so verständlich. Welche Scham muß — — ah, lassen wir das lieber! — Was mir dagegen unverständlich ist, das kann ich dir nicht verhehlen. Ich würde nun und nimmermehr, um keinen Preis, das Mädchen der Beschämung ausgesetzt haben, die sie empfinden mußte, an deiner Seite unter uns zu erscheinen. Um keinen Preis der Welt!"

Nur ein klein wenig verlegen bei den ernsten Worten suchte Jenö mit leichtfertigem Scherze die Unbehaglichkeit der Stimmung zu beheben.

„Ich wollte ihr ja auch den Vortritt lassen, wie es einer Dame gebührt," sagte er. „Sie selbst aber bestand mit allem weiblichen Eigensinn darauf, nicht früher als ich den Korb zu besteigen."

Andor's Blick verfinsterte sich noch mehr bei der Erkenntnis, wie weit dieser Mann davon entfernt war, die zarten Regungen einer edlen hingebenden Seele zu würdigen.

„So handelt ein Mädchen und beschämt dich — den Mann," sagte er. „Bewundernswert ist diese unbegrenzte Opferwilligkeit, du aber hast dieselbe wahrlich übel gelohnt. Wie konntest du diesen größten Beweis von Selbstlosigkeit, die ein Weib geben kann, annehmen? Durftest du dich an Heroismus übertreffen lassen? Sicherlich war ein Mittel zu finden, das Mädchen mit List oder Gewalt voran in den Korb zu bringen und rasch hinabzulassen."

„Und was wäre der Unterschied gewesen?" fragte Jenö mit naiver Verwunderung. „Ob ich früher oder später kam —"

„G a r nicht durftest du kommen!" fiel Andor heftig ein. „G a r nicht."

„Wo wäre ich dann geblieben? Was hätt' ich thun sollen?"

„Wenn es sein mußte, lieber verbrennen."

„Danke schön!"

„Das ist kein Gentleman," sagte Andor hart und mit wuchtigem Nachdrucke, „der eine Dame kompromittiert, die er liebt, vollends wenn sie seinen Namen tragen soll. Er beschimpft ihn selbst damit."

„Mag sein, das paßt aber nicht auf diesen Fall."

„Ich meine doch — —"

„Fällt mir gar nicht ein, Ilka heiraten zu wollen."

„Wie?" Andor war so betroffen, daß er nicht recht zu verstehen glaubte, und in seiner Rede stockte. „Nachdem sie bloßgestellt worden —"

„Bin ich doch nicht verpflichtet, eine

Dummheit zu begehen und meine ganze Zukunft zu opfern, um einen Riß in dem Rufe eines Mädchens zu verkleben, das vielleicht auf einen solchen einfältigen Streich meinerseits gerechnet, mir aber niemals einen vollgültigen Beweis der Liebe gegeben hat."

„Und das waren also keine Liebesbeweise? Ein Mädchen, das ihre Ehre preisgibt, um den Geliebten von der Gefahr zu retten —"

„Könnte in aller ländlicher Naivetät doch auch ganz klug die Chance überschlagen haben, ob sich durch solche Großmut nicht auch eine gewisse Zwangslage herbeiführen lasse. Ich müßte aber ein Narr sein, wenn ich mich auf die Weise richtig einfangen ließe."

Bitter und verachtungsvoll zuckte es um Andor's Mund.

„Man sieht, du hältst sehr viel auf die genaue Beachtung jenes taktischen Prinzips, besonders des zweiten Teils, der da rät, die Rückzugslinie offen zu halten."

„Um so mehr," entgegnete Jenö mit leichtfertiger Ironie, „da mir das Abbrechen des Engagements durch bereitgehaltene Reservetruppen erleichtert wird, die, wie es scheint, nichts sehnlicher erwarten, als in die leergewordene Stelle einzurücken und wohl auch als willkommene Ersatzmänner mit offenen Armen aufgenommen werden dürften. Nach dem kleinen Roman folgt die goldene Praxis, das ist so Lauf der Welt."

Die Bemerkung war auf Adler gezielt; Andor jedoch, der diese Kombinationen nicht ahnen konnte, glaubte sie auf sich beziehen zu müssen, als eine spöttische Andeutung, die seiner warmen Parteinahme für ein Mädchen galt, dem er seit Jahren mit treuer Bruderliebe zugethan war und mit einer Herzlichkeit, deren Uneigennützigkeit einem Charakter gleich dem Jenö's unverständlich und daher zweifelhaft bleiben mußte. In diesem Augenblicke sprang sogar in Andor eine Regung auf, die er selbst für eine tiefere nehmen mußte, und die helle Beleuchtung von außen ließ ihn sein eigenes warmes und schwer verletztes Gefühl mit ganz anderer Auffassung als bisher betrachten. Ueberraschung, Scham, Unwille, jagten eine helle Röte über sein Antlitz und heftig fuhr er empor von seinem Sitze.

„Dem Verrate auch noch Verleumdung beifügen!" rief er jäh, „das ist eine Roheit."

Jenö trat unwillkürlich erbleichend einen Schritt zurück.

„Herr von Beledényi," sagte er scharf, „ich erbitte mir eine Erklärung."

„Ich denke, es bedarf keiner," entgegnete Andor, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, kalt und kurz.

„Das scheidet uns für immer!"
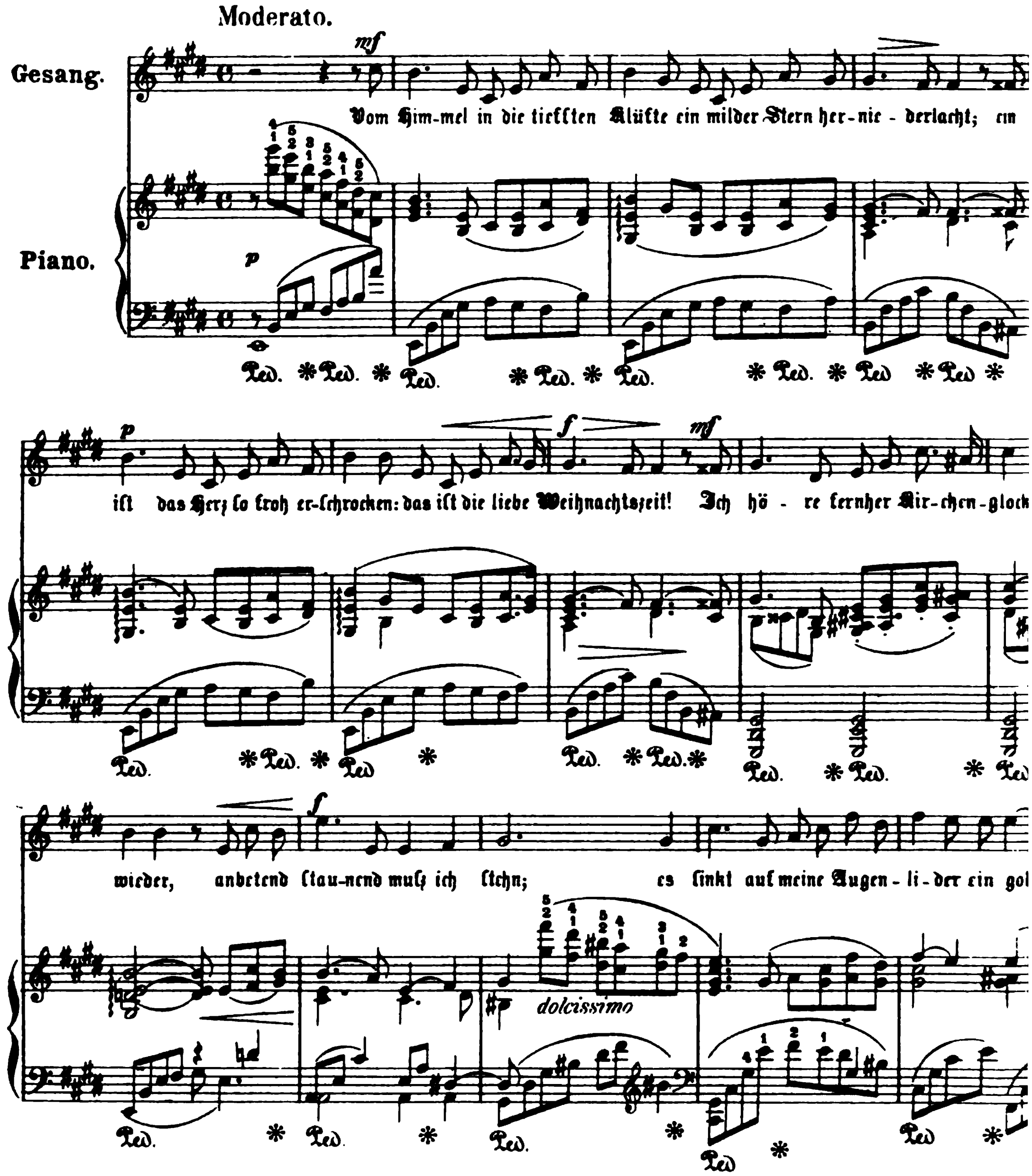
„Ich erwarte es."

Bei Jenö, der, an Andor's Gutmütigkeit und höfliche Umgangsformen gewöhnt, ein ausgleichendes Wort erhofft haben mochte, brach sich jetzt der niedrig leidenschaftliche Grundton seines Wesens Bahn. Er ließ in Ausfällen gegen die Ueberhebung der Reichen, die hocharistokratischen Antipathieen, welche manchmal nur um einen Vorwand verlegen wären und den nächstbesten aufgriffen und gegen die Tugendheuchler, deren Leben man zufällig genau genug kenne, gehen, ohne daß er dadurch Andor zu einer Entgegnung brachte; dieser wurde im Gegenteile immer kälter.

„Auch ich bin Edelmann und bin Offizier," schloß Jenö die verhaltene Erbitterung verratenden Anklagen, „wenn auch ein Baron Beledényi mir durch seinen Umgang eine Ehre zu erweisen meint und überzeugt ist, mir gegenüber seine Ausdrücke nicht mit besonderer Vorsicht wählen zu müssen. Die Verhältnisse zwingen mich

Weih
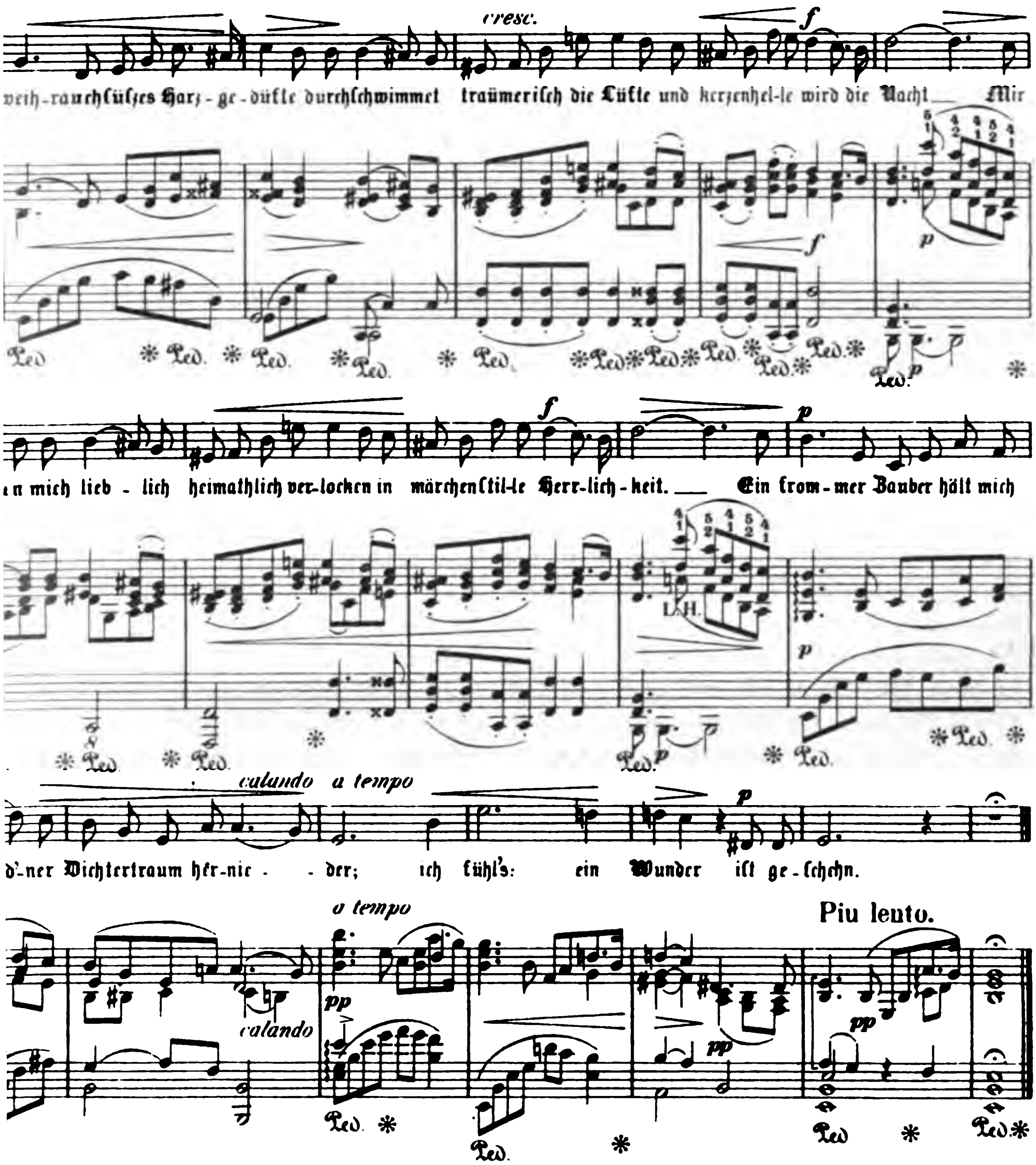
Theodo


Moderato.
Gesang.
Piano.
Vom Him-mel in die tiefsten Klüfte ein milder Stern her-nie - derlacht; ein
ist das Herz so froh er-schrocken: das ist die liebe Weihnachtszeit! Ich hö - re fernher Kir-chen-glock
wieder, anbetend stau-nend muß ich stehn; es sinkt auf meine Augen - li-der ein gol
dolcissimo

achten.

r Storm.

Carl Reinecke.



hier hinzunehmen, was ich mir sonst von keinem bieten ließe. Sie mögen es wenigstens wissen, mein Herr, daß nur die Rücksicht auf die Stellung meines Vaters mich verhindert, Rechenschaft zu verlangen.

„Das steht immer frei,“ erklärte Andor kalt und gelassen, ohne daß jedoch Jenö, welcher ohne Gruß davon stürmte, Notiz davon genommen hätte.

Doch hütete sich derselbe trotz aller Aufregung, die er durch sein tumultuöses Gebaren kundgegeben, andere merken zu lassen, welch demütigende Rolle er eben gespielt; da er im Vorzimmer auf Adler und seinen Vater stieß, machte er auf des ersteren Frage: „Wohin denn so eilig?“ sogar eine triumphierende Miene, als ob er von einem siegreichen Treffen zurückkehre.

„Diese stolzen Aristokraten müssen es sich doch auch manchmal gefallen lassen, die Wahrheit zu hören,“ sagte er sich in die Brust werfend. „Sie glauben, das Recht zu haben, jedermann zur Rede zu stellen.“

„Du hast doch nicht — —?“ wollte sein Vater ängstlich einwerfen.

„Ich habe dem Herrn Baron gesagt, daß ich nicht sein Sklave bin und keine Rechenschaft für meine Handlungen schulde, auch wenn Spitzbuben sich ein Versehen zu Nutzen machen, das einem jeden leicht passieren kann. Ich lasse mich zu nichts zwingen, nicht einmal durch die Eifersucht der Frauenzimmer, so leid es mir auch thut, daß eine geheime Zusammenkunft, die durch solche Eifersucht herbeigeführt war, und lediglich zur Auseinandersetzung und Lösung eines unhaltbaren Verhältnisses dienen sollte, durch ein fatales Zusammentreffen der Umstände für das Mädchen kompromittierend wurde. Wo die Sonne aufgeht, erbleichen plötzlich die Sterne und ich bin nicht der Mann, meine Gefühle zu verhehlen.“ — „Wie ist es,“ wandte er sich plötzlich an Adler, „wir fahren doch miteinander? Ich brenne vor Ungeduld, Fräulein Zsuzsi mein Bedauern auszusprechen, daß sie sich uns so unerwartet schnell entzogen hat.“

Die achselzuckend gegebene Erwiderung des Gefragten, daß er noch nicht wissen könne, ob die Geschäfte ihm eine so rasche Abreise gestatten würden, schlug dann dennoch in eine Zusage um. Die Erklärung kam erst hintendrein, als Jenö sich schon entfernt hatte.

„Es ist doch angenehm unter militärischem Schutz zu reisen. Wer weiß, ob sich der böse Mensch nicht noch in der Gegend herumtreibt, und einen neuen Ueberfall wagt. Uebrigens hoffe ich, daß wir ihn jetzt los sind, wenn man ihn einmal aufgegriffen hat, dürfte er uns nicht sobald wieder in den Weg kommen und hält er sich versteckt, so treffen wir wohl auch nicht zusammen. — Apropos, was hat Ihr Herr Sohn gemeint?“

Potyondi hielt es nicht angezeigt, die lauernd gestellte Frage jetzt zu beantworten. Jenö's Mitteilung hatte ihn selbst unruhig gemacht und sein erstes nach dem, auf seine Ermahnung, daß sie nicht warten lassen dürften, erfolgten Eintritte, war eine inständige Entschuldigung der Heftigkeit seines Sohnes und dessen Leichtsinns, durch welchen, wie es den Anschein habe, dem Bösewicht die Verwirklichung seines Planes ermöglicht oder doch erleichtert wurde.

Zu edelmütig, um den Vater das Verhalten des Sohnes entgelten zu lassen, glaubte Andor sogar ein übriges thun zu müssen; er reichte Potyondi die gesunde Hand und sprach ihm in warmen Worten seine dankbare Anerkennung für den Eifer, den er bewiesen, aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tanne.

Eine naturgeschichtliche Betrachtung

von

H. Jäger.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!"
Volkslied.

Ein Baum, den das Volkslied so verherrlicht, wie die Tanne in dem bekannten Liede, dessen Anfang an der Spitze dieser Zeilen steht, muß ein Liebling des Volks sein, sagen wir des deutschen Volks. Neben ihr steht nur noch die Linde, allenfalls die Birke. Alle andern einheimischen Bäume sind in den Augen des Volks nur Waldbäume, selbst die erhabene Eiche. „Wie treu sind deine Blätter!"

Es ist der Zauber des ewigen Grüns der Nadelholzbäume, diese im Norden so seltene Erscheinung, welcher die Tanne so hoch stellt. An den Tannen verbindet sich das ewige Grün zugleich mit einer schönen von andern Bäumen abweichenden Gestalt. Es kommt aber noch eins dazu, was die Tanne zum Liebling der Menschen macht: Der Christbaum, der Tannenbaum des Weihnachtsfestes. Ihm verdankt die Tanne, daß sie auch da eine Freundin und Freude des Hauses ist, wo man sie im Walde nicht, kaum in den Gärten kennt.

Indem ich mich nun anschicke, das Lob der Tanne zu preisen, und ihr Wesen zu schildern, muß ich vorausschicken, daß ich eigentlich zwei verschiedene Bäume zusammenfasse, welche beide Tanne genannt werden, so verschieden sie auch für den Kenner sind: die eigentliche Tanne (Edeltanne, Weißtanne) und die Fichte (Rottanne, Pechtanne). Aehnlichkeit der Form, namentlich in der Jugend und der beiderseitige Gebrauch als Christbaum haben diese Verschmelzung bewirkt. Das Volk wird sie nie auseinanderbringen. Ich werde versuchen, mit wenigen Worten den Unterschied beider Bäume anzugeben, und bemerke nur noch, daß in den meisten Gegenden die Fichte die Tanne des Volks ist, denn die Edeltanne ist viel seltener und hat ihre natürliche Grenze nach Norden schon am Südrande des Harzes, östlich noch weiter südlich am obern Lauf der Oder. Den Meisten ist sie ganz unbekannt. Die Weißtanne hat nur zwei Reihen bis 2 mm breite, 3—4 cm lange, oben dunkelgrün glänzende, unten fast weiße Nadeln, welche eine Art Doppelkamm bilden. Die Fichte hat kürzere, fast dreieckige, sehr spitze Nadeln von mehr olivengrüner Farbe, welche rings um die Zweige stehen dicht wie eine Bürste. Stamm und Aeste der Weißtanne sind in der Jugend grün, glatt, glänzend, im Alter ist die Rinde wenig gerissen und nickelweiß. Die Rinde der Fichte ist zimtbraun bis ziegelrot, älter zuweilen grau, immer rauh. Die Zweige beider Bäume stehen wie die Nadeln, bei der Tanne nach zwei Seiten, die der Fichte nach den Seiten und nach oben; und während die Tanne zwischen den Astquirlen selten kleine Zweige hat, sind sie bei der Fichte Regel. Daher ist die Tanne locker und durchsichtig, die Fichte dicht. Die Samenzapfen (Tannenzapfen) der Tanne stehen aufrecht und es fallen die Schuppen bei der Samenreife einzeln ab, während die Achse, um welche sie stehen, wie eine Spitze auf den Zweigen sitzen bleibt. Die längeren, schmäleren, etwas gebogenen Fichtenzapfen sind kupferrot, hängen herab und fallen, nachdem der geflügelte Same davon geflogen, ganz ab. Den Unterschied der Baumformen werden wir bei weiterer Betrachtung kennen lernen.

Um die Tanne in ihrer ganzen Schönheit würdigen zu können, müssen wir sie zur Winterzeit, das ist vom Laubfall der Bäume bis zum neuen Grün aufsuchen. Schon der Christbaum führt uns in den Winter. Wie wunderbar wirkt schon der Anblick des noch ungeschmückten Tannenbaums auf das Kindes-Gemüt, sogar auf Erwachsene. Es ist so ganz ungewöhnlich, ein Waldbaum im Zimmer! Und wie duftet er herrlich nach Wald, ganz anders als andere Wohlgerüche des Hauses. Man meint der Tannenwald habe uns einen Boten geschickt, um uns einzuladen. Ja, wir kommen zu dir, grüner Tannenwald! aber erst zum fröhlichen Kinderfest, dem schönsten des Lebens! Denn wer wäre jemals wieder so glücklich wie vor dem herrlichen Lichterbaume? Den schönsten großen Christbaum gibt die Edeltanne, denn sie ist glatt und weißlich vom Stamme, vollkommen regelmäßig gewachsen und hat im Innern nicht jene kleinen unordentlich stehenden Zweige, welche bei der Fichte den süßen Schmuck oft verbergen, auch duftet sie schöner, feiner. Aber sie ist dünn von Aesten und als kleiner Christbaum ganz unansehnlich, daher die Fichte besser.

Der norddeutsche Heidebewohner begnügt sich mit der armseligen Kiefer (Föhre), der Deutsche in Japan macht die tannenähnliche Cryptomeria, in Chili die Araucarie zum Weihnachtsbaum. Man nimmt eben das, was man haben kann. —

Wir lenken unsre Schritte dem Waldgebirge zu. Schon an den Vorhügeln sahen wir im schlecht gepflegten Laubwalde hie und da Fichten, an den Rändern auffallend buschig, oft ohne Spitze. Hier hat der Zahn des Weideviehes gethan, was vor alter Zeit die Schere des Gärtners besorgte. An andern Stellen sind die noch niedrigen Thalwände mit Fichtenwald besetzt, einförmig und mit geraden Rändern, denn sie sind in Reihen gepflanzt. Leider finden wir den Tannenwald überall so in ebenen Gegenden, und dann ist er recht langweilig. Aber bald ändert sich die Szene. Die Thalwände sind mit Nadelholzbäumen besetzt, an welche sich am feuchten Wiesenrande und Bachufer dunkellaubige Erlen anschließen. Hier haben wir schon Gelegenheit, beide Tannen — Edeltanne und Fichte — unterscheiden zu lernen. Dort die schlanken hohen Bäume, deren Gestalt an einen gotischen Turm mit der „Kreuzblume" erinnert, mit den abwärts gebogenen langen Aesten und troddelartig herabhängenden Zweigen, mit den zimtfarbigen oder rötlichen Stämmen, nur durch weißes und graues oder grünes Flechtenmoos schattiert, oft auch ganz grau oder grünlich: das sind Fichten. Die damit vermischten Weißtannen lassen keinen Augenblick im Zweifel, daß wir einen ganz andern Baum vor uns haben. Die Stämme sind weißgrau, zuweilen weiß mit wenig gerissener Rinde, an der Schattenseite mehr oder weniger moosgrün, ganz walzenrund und scheinbar fast von gleicher Stärke bis an die Aeste. Diese beginnen hoch oben, obschon hie und da am Stamme ein kurzer junger Ast sich vereinzelt zeigt. Die Aeste stehen dicht übereinander, gerade aus oder etwas nach oben und sind breit wie ein ausgebreiteter Flügel. Die Aeste sind weit kürzer als bei den Fichten und von verschiedener Länge, so daß Einschnitte in die kegelförmige Krone entstehen; und da sie an alten Bäumen sehr dicht übereinander stehen, und eine ausgesprochene Spitze fehlt, so bildet sich eine längliche büschelförmige Krone, welche nicht die geringste Aehnlichkeit mit der Fichtkrone hat. Da wir fast nur die weiße Unterseite der breiten Nadeln sehen, so erscheint uns die Baumkrone als ein Gemisch von grün und weiß, mit dem Olivengrün der Fichten eine wirksame Schattierung. Die ziemlich gleichstarken Stämme der Fichten stehen in fast gleicher Entfernung voneinander und die Aeste beginnen im Innern des Waldes erst in $^2/_3$—$^3/_4$ der ganzen Höhe und breiten sich nur wenig aus. Bei den Edeltannen vermag kein Forstzwang eine solche Regelmäßigkeit zu erzielen. Die Stämme haben verschiedene Stärke, und wo ein großer Baum steht, ist der Raum umher frei, denn die Krone breitet sich mehr aus. Diese Ungleichheit wirkt auf die Beleuchtung: hie und da fällt das Licht hell in des Waldes Dunkel, bald bis zum Boden, bald nur einzelne Partieen der Aeste beleuchtend. Solche Lichtwirkungen kommen in dem forstlich gut gehaltenen Fichtenwalde nicht vor: schwach umspielt das Sonnenlicht die dünnen Wipfel und verirrt sich selten einmal in tiefere Regionen. Man begreift hier was Lenau sagt:

„Herz, das ist der rechte Ort
Für dein trauriges Verzichten."

Wer an den Tannenwald nicht gewöhnt ist, dem überkommt nach dem ersten Eindruck des Staunens über den Säulenwald ein banges Gefühl, besonders wenn er im Winde braust.

An den gegenüberliegenden Bergen sehen wir den Wald von außen und oben und unterscheiden schon aus großer Ferne die dunkleren gerundeten Formen der Tannen von den spitzigen Fichten. Die Oberfläche des Fichtenwaldes erscheint gegen den Horizont spitz zackig. Die Oberfläche und Außenseite des Edeltannenwaldes ist mehr dem alten Buchenhochwald ähnlich, hat aber viel schroffere, mehr senkrechte Linien und Schatten.

Das enge Wiesenthal erweitert sich in einen Kessel, wo drei Thäler zusammenkommen. Mitten drin liegt ein stattliches Jagdschloß. Nun sehen wir, daß das höhere Gebirge erst jenseits dieser Lichtung beginnt und steil aufstrebt, und dort erwarten uns erst die größeren Tannenwälder. Ehe wir sie aber betreten, fesseln uns einige Prachtbäume von Fichten nahe am Schlosse, denn soweit das Parkgebiet reicht, wurden die Bäume von jeher geschont. Solche Bäume sind meilenweit nicht wieder zu finden, denn sie kommen nur in geschonten Wäldern und ganz frei aufwachsend vor. Da steht ein herrlicher Baum allein auf einer kleinen Erhöhung der Wiese, weit über hundert



R. BREND'AMOUR. X.A. H. EXNER. sc.

Die Tanne.

Fuß hoch, eine mächtige schlanke Pyramide, die am Boden beginnt und in größter Regelmäßigkeit allmählich zur Spitze sich verjüngt. Der über vier Fuß starke Stamm ist nicht sichtbar, hüllt sich in seine eignen Aeste. Die untersten liegen am Boden auf und erheben sich wieder mit ihren Spitzen. Dazwischen sproßt hellgrünes Gras, und blaue Wiesenblumen neigen ihre Glöckchen darüber, als wollten sie ihre Königin der Wiese schmücken. Die Aeste dieser alten Bäume sind ungemein lang, bilden einen flachen Bogen abwärts mit aufstrebenden Spitzen. Selten breit verzweigt, hängen die dicht benadelten Zweige bald wie Faden lang herab, bald sind sie kürzer und steifer, jedoch meist an demselben Baum von gleicher Art. Im Frühling haben wir an solchen Bäumen den im Walde seltenen Anblick der Blüten, welche zuweilen alle Zweige bedecken. Zuerst fallen uns nur die zahlreichen männlichen auf, kleine rundliche Kätzchen von gelber Farbe äußerlich rot angehaucht. Dann erkennen wir erst die weniger häufigen weiblichen Blüten, einen schon vollkommen ausgebildeten kurzen Tannenzapfen von dunkelrosenroter Farbe und der Größe einer ziemlichen Haselnuß bildend, ein Kleinod von Schönheit, einem geschnittenen Edelstein gleichend. Aus diesen Blüten bilden sich die langen gekrümmten Tannenzapfen, welche in manchen Jahren in Massen büschelweise an kurzen Zweigen herabhängen, im zweiten Jahre sich braun färben, und nachdem sie zu Ende des Winters ihre Samen ausgestreut, bei dem nächsten Sturm abfallen, noch häufiger aber vor dem Samenfall durch Eichkätzchen zerbissen und des Samens beraubt werden.

Dem Bache folgend, führt uns der Wiesenpfad einem tief eingeschnittenen Waldthale zu. Seinen Eingang bewachen Felsen, deren rötlicher Sandstein hell aus dem Tannengrün hervorschimmert. Steil sind die Thalränder und Berge, und der Wald füllt auch das Thal. In seiner Schattentiefe erscheint es wie eine schwarze Schlucht zwischen den sonnig beleuchteten Bergwänden. Bei dem Eintritte in den Wald tritt er uns sogleich in seiner ganzen Erhabenheit entgegen. Mächtige uralte Stämme wechseln mit niedrigen Bäumen ab, und die hochstehende Sonne strahlt helle breite Lichter auf den Moosrasen. Der lebhafte, murmelnde Bach windet sich durch und um die Stämme, und rauscht über Steine und Wurzeln. An seinem Ufer und an lichten Stellen breitet mannshoher Adlerfarn seine lichtgrünen Schirmwedel aus, und bildet mit tropischer Ueppigkeit einen wunderbaren Gegensatz zu den starren Formen und dunkeln Massen des Nadelholzes. An den Seiten schimmern hie und da hellbeleuchtete Felsen durch, sogar hoch zwischen den Wipfeln, und zuweilen zeigt sich darüber ein Stück Bergwald. Wie still und einsam ist es hier in dem tiefen düstern Grunde! fast schauerlich. Nur ein Specht schnarrt und klopft bald da, bald dort an den Stämmen, und hoch oben hört man das Rucksen und Girren der wilden Tauben. Eine das Thal fast sperrende Felswand weist uns den Weg nach oben, denn unten am Bache ist kein Fortkommen, und wir erreichen, die Krümmung abschneidend, über den Berg schneller das Hinterthal. Auf der breitrückigen Höhe finden wir uns in einem ausgedehnten Hochwalde. Hier auf der Höhe vernehmen wir besonders jenes seltsame Rauschen, welches jeder leise Wind im Nadelwalde erregt, bald leise, bald stärker. Im Sturme wird es zum unheimlichen Sausen. Dieses Rauschen und Brausen hat mit keinem andern Naturlaute Aehnlichkeit. Es ist ein schöner, alter Wald, aber der letzte Sturm nach tagelangen Regen hat übel darin gehaust, denn wir sehen hie und da umgestürzte, mit den Wurzeln ausgerissene Bäume. Die weitgestreckten aber nicht tief eingedrungenen Wurzeln haben den ganzen Boden mitgenommen und bilden auf dem glatten grünen Waldboden hohe erdige, rötliche Wände. Durch die hervorragenden Wurzeln sieht die Erscheinung aus wie eine riesige Spinne. Auf der andern Seite, wo der Stamm liegt, ist der Wurzelstock grün, und die daran haftenden Heidelbeersträucher und Moosrasen wachsen fort und überziehen in Gemeinschaft mit kleinen Farnkräutern die ganze Erdmasse. Da das Stockholz dort fast keinen Wert hat, so sehen wir auch alte ganz begrünte Stöcke, auf denen sogar junge Tannen sich angesiedelt haben.

Helleres Licht von der Seite zeigt uns den Rand des Hochwaldes an. Dem Scheine folgend, stehen wir am Hochrande eines muldigen Seitenthales, welches sich hier dem Hauptthale verbindet. Es ist ein herrliches Stück Waldgegend, welches alle Reize und Besonderheiten des Tannenwaldes zeigt. Der Boden ist hier Porphyr oder ein verwandtes Gestein, und die

nicht zu hohen Felsenwände, welche den Thalkessel einfassen, stehen nicht allein, denn stufenartig setzen sie sich an den Seiten bis zur Thaltiefe fort, und überall liegen mächtige Blöcke, aber auch kleinere Felsstücke umher, jedes einem oder mehreren Bäumen Halt gebend. Moosig begrünt, sind sie noch mit ebenfalls bemoosten Wurzeln überflochten. Nirgends besteht geschlossener Wald, weil Felsen und Steine es verhindern. Das gemeine Farnkraut bildet überall hellgrüne Oasen, und das kleine Engelsüß-Farn umstrickt die Felsen. Hier finden wir Tannen jeder Größe, jeden Alters, und die meisten stehen so frei, daß sich die Aeste bis zum Boden erhalten haben. Da sehen wir zierliche Christbäumchen, wie sie der Erstgeborene bekommt, und hohe für die größere Familie, dann höhere, für die kein Haus Raum hat, aber dennoch geschmückt mit den eignen Früchten. Es sind Tannen und Fichten, und ihre Ahnen und Väter stehen noch vereinzelt mitten zwischen der Nachkommenschaft. Wie ganz anders tritt uns hier die Fichte entgegen, als im Kulturforste. Am Boden beginnend mit kurzen, nach oben stehenden Aesten, spitzen sie sich zu einer dichten, schlanken Pyramide zu. Durch die dicht benadelten Zweige schimmert die bronzefarbige Rinde, und die Nadeln stehen sogar noch am Stamme. Die Edeltannen daneben haben nicht weniger schöne Formen, aber sie sind dünner, durchsichtiger, und überall ist die silbergraue Rinde sichtbar im jungen Dickicht, strahlenförmige helle Striche zwischen dem schwarzen Grün bildend. Am schönsten sind von beiden Tannenarten Bäume von 10—30 Fuß Höhe, an denen noch keine Samentracht einen Zweig verunstaltet. Es ist entzückend in diesem Waldkessel, aber wir müssen weiter zum Hochrücken des Gebirgs, um auch dort die Tannen aufzusuchen.

Abwechselnd durch alten und jungen Wald, heidenartige Strecken, wo die Fichte und Kiefer mit Wachholdersträuchen gemischt nur vereinzelt sehr dichtzweigig auftritt, aber in ihrer Umgebung von Heidekraut und grauen Moosflechten eigentümlich schön erscheint, dann über Bergwiesen, bald steil aufwärts, bald auf langen Rücken fast eben, kommen wir zur Höhe. So lange die Berge Schutz gegen Weststürme geben, bemerken wir in der Größe und Vollkommenheit der Bäume keine Abnahme, ja ein breiter etwas eingesenkter nördlicher Abhang hat in 2000 Fuß Höhe noch einige mehrhundertjährige Weißtannen von 150 Fuß Höhe; sowie wir aber den Kamm des Gebirgs erreichen, sehen wir nur schwache niedrige Stämme, mit struppigen, gekrümmten dünnen Kronen, mit grauen Haarflechten und Moos bewachsen. Es ist der Wind und der Eisbruch im Winternebel, welcher diesen Zustand verursacht, und auf den kümmerlich wachsenden Bäumen findet zur feuchten Jahreszeit das Baummoos geeigneten Boden. Auch die grüne Bodendecke ist anders geworden. Anstatt der hohen Heidelbeere wächst zwischen Moos und Heide die myrtenartige Preißelbeere (Kronsbeere); das Farnkraut der Thäler und Felsen ist verschwunden, dafür tritt aber der schöne immergrüne Buchtenfarn (Aspidium Lonchitis) und der Randfarn (Lomaria Spicant) auf, nicht selten umgeben von den, wie eine Guirlande von dünnen Fichtenzweigen aussehenden langen Ranken des Drudenfuß (Bärlapp, Lycopodium clavatum). Auf der freien Höhe übersehen wir viele Berge und Thäler, die meisten mit Tannen bewachsen, und an der fast schwarzen Farbe erkennen wir die reinen Edeltannenwälder. Das Dunkel der Farbe fällt noch mehr auf, wo sie mit Buchen gemischt sind.

Wir müssen unsern Gebirgswald verlassen, um die Tannen noch an andern Orten aufzusuchen; aber wir erfreuen uns noch an dem herrlichen Anblick der hellgrünen Triebe, an allen Zweigspitzen. Dieselben erscheinen bei den Tannen Mitte, bei den Fichten Ende Mai und behalten ihr helles Grün, wenn auch nachgedunkelt bis zum Herbst.

Bei der großen Verbreitung der beiden Tannenarten ist es natürlich, daß sie in andern Gegenden in andrer Erscheinung auftreten. Was ich schilderte, bezieht sich auf die deutschen Mittelgebirge und das Bergvorland der Alpen, den Böhmer- und Bayrischen Wald. Der Harz macht darin eine Ausnahme, daß nur die Fichte vorkommt. Der Schwarzwald und die Vogesen haben vorherrschend Edeltannen, meist mit Buchen vermischt. Die Fichte, sonst nur auf den größeren Höhen, gewinnt immer mehr Boden. Der Alpen-Tannenwald besteht vorzugsweise aus Fichten und hat in der Erscheinung am meisten Aehnlichkeit mit dem Walde des geschilderten Hinterthales, wo die Bäume regellos, gleichsam auf selbst gewählten Plätzen stehen. Die Forstleute nennen dies Plänter- oder Fehmelwald.

Aber entfernter von den Ortschaften ist der Alpenwald doch anders und in ganzen Gegenden auf Felsboden kümmerlich. In entlegenen Thalschluchten und Höhen, wo auch der Transport auf Holzrießen nicht möglich ist, finden wir Urwald, wenn auch nicht in uralten Stämmen, doch überall entwurzelte und geknickte verfaulende Stämme, auf denen, wie im Böhmerwald, junge Tannen Wurzeln schlagen. Auch wo das Holz auf Rutschbahnen (Rießen) in die Thäler geschafft werden kann, ist an eine geregelte Waldwirtschaft nicht zu denken. In einer Höhe von 4500 Fuß bleibt in den Alpen die Edeltanne hinter der Fichte zurück. Diese steigt noch bis 6000 Fuß und bildet in 5500 Fuß Höhe mit Lärchen gemeinschaftlich noch lichte Wälder, allerdings aus nur unbedeutenden und vom Schnee und Eisbruch beschädigten Bäumen. Einzelne Bäume steigen in manchen Gegenden in Gemeinschaft mit Zirbelkiefern (Arven) in die Region der Alpenrosen und Hochalpen bis über 6000 Fuß. Dort bilden sie die in den Alpen wohlbekannten und hochgeschätzten „Wettertannen". Da sie niedrig, breit und dicht wachsen, so gewähren sie Schutz gegen böses Wetter, und es flüchten sich darunter Menschen und Tiere.

Der Fichtenwald des norddeutschen Tieflandes und der Hochebenen vor den Alpen ist einförmig und zeigt überall die Spuren menschlicher Zucht. Nur wo er Thäler begrenzt, oder wie es im Kiefernwalde vorkommt, ausfüllt, finden wir schöne Partieen. Der norddeutsche sandige Tannenwald hat seine herrlichen mannshohen Farnkräuter (Adlerfarn und Königsfarn), besonders auf feuchtem Grunde, der Wald der Alpenhochebene schönere Blumen, besonders näher am Gebirge das liebliche Alpenveilchen (Cyclamen), wo eine Lücke im Walde Platz gibt.

Die geographische Verbreitung der Edeltanne wurde schon angedeutet. Auf den Gebirgsketten, welche Mitteldeutschland von Nordwest nach Südost durchziehen und südlich davon ist sie überall zu Hause, allerdings oft selten. Häufig ist sie im Schwarzwald, Böhmer- und Bayrischen Walde. Ihre Westgrenze ist der Kamm der Vogesen. Die Fichte ist überall zu finden und jedenfalls der verbreitetste Waldbaum von Mitteleuropa, nach Osten und Norden zu fast unbegrenzt.

Beide Tannen bilden unsre höchsten europäischen Waldbäume. Es kommen in vielen Gegenden noch Bäume von 150—160 Fuß vor, im Böhmerwald bis zu über 200 Fuß. Das ist die Höhe eines stattlichen Turms. Noch in den letzten Jahrzehnten sind noch größere Bäume dem Sturme oder der Art verfallen. Die gewöhnliche Stärke der größten Stämme ist in gut gehaltenen Forsten 2—3 Fuß, es werden aber noch mehr schwächere geschlagen, weil starkes Holz weniger nutzbar und einträglich, altes wenig brauchbar ist. Es gibt aber noch zahlreiche Stämme von 4—5 Fuß, noch einzelne von 5—6 Fuß Durchmesser.

Der Nutzen und die Verwendung der Tanne ist groß und vielseitig. Was man von ihr alles denken und wünschen kann, davon mag folgende kleine Geschichte sprechen:

Am Waldrande stand eine hohe alte Tanne ganz allein. „Wie schade, daß du hier vergessen stehst, anstatt in meinem Park," sagte im Vorüberfahren ein reicher Mann. „Hätte ich dich auf dem Schiffswerft, du langer Kerl, du solltest mir einen herrlichen Mast geben," dachte ein Rotterdamer Reeder. Zwei Holzhändler taxirten den Baum nach Kubikfuß, Brettern und Bohlen und weiter, die Wurzeln allein machten das Arbeitslohn bezahlt. „Ach Gott, wenn doch der alte Baum dürr werden wollte!" sagte ein altes Weib, welches trockenes Holz suchte. „Er müßte so nach und nach absterben, daß ich nach jedem Winde meine Hucke voll dürrer Knüppel heimtragen könnte." Dumpf brauste die Tanne, als sie es hörte, wie jämmerlich sie zu Grunde gehen sollte. Da kamen zwei Kinder des Wegs, Bruder und Schwester. Da sagte Schwesterchen: „Ach, wenn das ein Christbaum wäre! wie herrlich. Da könnte ich Zuckersachen in Körben nach Haus tragen, und du bekämst eine ganze Schürze voll." Da ließ ein Eichkätzchen Tannenzapfen fallen, und die Kinder hoben sie auf und liefen zufrieden weiter. O, die thörichten Menschen! Hat der Tannenbaum keinen andern Zweck, als ihnen zu dienen und zu nützen? Erfreut er nicht Tausende, gibt er nicht vielen Vögeln Wohnung und andern Tieren Nahrung? Hört nur was die Drossel von der höchsten Spitze herab singt! wie sie die Tanne lobt und liebt. In einer jungen Tanne nicht weit davon hat sie ihr Nest. Der junge Wald umher besteht fast nur aus Kindern des alten herrlichen Baums, die keimten, als der trockene Februarwind die Flügelsamen umherstreute.

Aus der Eiswelt.

Eine Weihnachts-Geschichte

von

Heinrich Noë.

Wen trifft es, über Weihnachten das Haus zu hüten?" sagte der Hutmann der Knappen, als sie bei einer Lampe um den mächtigen Ofen herum saßen.

Es entstand eine Pause. Niemand wollte sich zur Uebernahme dieser Aufgabe melden, welche jetzt zum erstenmale gestellt wurde. Denn sonst waren zu Weihnachten immer alle abgezogen. Die Männer sind wetterhart, aber sie sehnen sich nach anderen Gesichtern. Sie gehen gerne in die Heimat, die meisten haben Weib und Kind. Es haust sich nicht leicht in der Einöde. Und wenn sie daran denken, daß kein Haus im ganzen Weltteil so hoch über den Wohnstätten der Menschen aufgebaut ist, wie dieses, so überkommt sie in der Winternacht mitunter trotz aller Gewöhnung ein grauses Gefühl. Auf dem großen ledernen Gemein-Bett, wo seit vielen Jahrzehnten die Schlafstätten als Eindrücke in die zusammengenähten Kuhhäute angedeutet sind, zu schlafen, das verschlägt ihnen freilich nichts, besser aber ist es gleichwohl im Bett daheim, in der getäfelten schönen warmen Stube.

„Wen trifft's?"

Keine Antwort. Nur verlängerte Züge aus den Tabakpfeifen.

„Bleib' halt ich," sagte ein großer, starkknochiger Mann, indem er sich von der Bank erhob.

Der Hutmann besann sich eine Weile und entgegnete:

„Mir ist's recht, daß der Windische*) Sepp heroben bleibt. Heim gehen kann er über die Feiertage doch nicht. Das ist zu weit für ihn. Aber es ist halt doch schreckbar einsam da heroben. Will ihm denn nicht einer Gesellschaft leisten?"

Aber die Frage traf nur stumme Zuhörer. Man vernahm nichts, als das Knistern harter Schneekörner, welche ein sich erhebender Ostwind von der vor dem Hause aufgeschaufelten Wand gegen die Scheiben warf.

„Also bleibt der Sepp allein," fuhr der Hutmann mit einer Betonung wie ein Mann fort, der bei einer Versteigerung sagt:

„Niemand mehr?! Zum letztenmal!"

Nachdem dieser Alp weggenommen war, begann wieder das gewöhnliche Gespräch. Ueber was unterhalten sich die Knappen in hoher Einöde?

Von der großen Lawine vom Jahre 1847, die tief unten den Thalbach auf die andre Seite gedrückt; von dem Erfrorenen, der in der Mitte abgebrochen ist, wie sie ihn aufhoben; wie ihm der Tod angekündigt war, weil ein paar Tage vorher sein zum Trocknen aufgehängter Schuh zu Boden fiel; von den vielen Hexen, die vor einem Gewitter als Vögel herumfliegen; vom Stier, der im Sommer in die Gletscherkluft fiel und verschwand; von den Knappen, die sich in alter Zeit gegen die Golderz-Räuber bewaffnen mußten; von den drei goldenen Leuchtern im Stollen, den man nur in der Sonnwendenacht offen findet; von der Hexe, die Getreidekörner aus dem Schneepfad auf dem Tauern nimmt — es sind aber keine Getreidekörner, sondern lauter Goldmünzen....

Und was alles sonst noch die Knappen in einsamer Winternacht reden.

Der Windische Sepp war der einzige, der sich nicht aufmerksam an diesen Gesprächen beteiligte. Er starrte vor sich hin. Aus der Frage, die er urplötzlich an den Hutmann richtete, konnte entnommen werden, daß ihm die Gegenstände des Gespräches seiner Kameraden wie abgeschmackte Märchen vorkamen.

„Ich bitt' Euch, Herr Hutmann, ich möcht' wissen, wie hoch einer vom Meer da heraufsteigen müßte, bis er zu unsrem Berghaus kommt."

Diese Frage unterbrach die Reden der

*) Windisch in den südöstlichen Alpenländern so viel wie slowenisch.

anderen. Keiner von allen hatte jemals daran gedacht, sich eine solche vorzulegen. Man hörte eine Weile nichts als das Ticken der vielen groben Taschen-Uhren in Horn und Tombak, die unter den Hüten der Knappen an Holznägeln hingen.

Der Verwalter lächelte und antwortete:

„Du bist ein Windischer, Sepp, und hast mehr vom Meer gehört, als deine Kameraden, weil es ganz nahe an deiner Heimat ist. Doch freut's mich, daß du auch über etwas Nützes nachdenkst. Merk' dir also. Wenn du vom Meer bis dahin steigen willst, wo drunten im Thal der Kirchturm von Pockhorn steht, so mußt du um dreitausend vierhundert und vierzig Fuß dich über seine Fläche erheben. Unser Berghaus da aber, auf dem Goldzech-Tauern, über Gletschereis und dem Zirmsee, das ist um weitere fünftausend dreihundert und sechzig Fuß höher, als der Boden, auf dem die Pockhorner Kirche aufgebaut ist, und immer noch um viertausend zweihundert und fünfzig höher als die Heiligenbluter Kirche und um elfhundert Wiener Fuß höher als das oberste Eis auf dem großen Pasterzengletscher, zu dem die Leute bis von fremden Weltteilen herkommen, um die Menge Eis zu betrachten."

Der Slowene schwieg, um nachsinnend diese Zahlen seinem Fassungsvermögen anzubequemen. Nach einer Weile sagte er:

„Weil ich doch schon im Fragen bin, so möchte ich auch noch um das gebeten haben. Ich bin nicht hier daheim und kenne mich oft gar nicht aus. Wenn ich meine Kameraden vom Tauern reden höre, so reden sie oft nach einander von Kärnten und von Salzburg. Wohin gehört denn unser Goldzech-Tauern?"

„Nach Kärnten," entgegnete der Hutmann. „Aber du gehst keine Stunde weit, bis auf den Grat hinauf, dann bist du in Salzburg. Das erste Salzburger Thal, in das du hinabschaust, ist Rauris, zur Linken hast du alsdann die Fusch und zur Rechten Gastein. Und gerade unter dir ist der Rauriser Goldberg mit seinem großen Kees.*) Dort ist auch ein Berghaus neben dem Eis, aber so hoch liegt's nicht, wie das unsrige. Solltest einmal an einem Sonntag, wenn's Sommer wird, hinaufsteigen und dort herumschauen."

„Gewiß thu ich's," sagte der Sepp ruhig.

*) Gletscher.

„Gleichwohl," fuhr der Hutmann fort, „bist du schon in Salzburg gewesen. Freilich, wie ich sehe, ohne es zu wissen. Unter der Erde nämlich. Unsere Stollen gehen unter dem Grat durch und weit ins Salzburger Gebiet hinein. Es ist so wie in Hallein, wo die Salzgruben unter dem Salzberg fortgehen und am Ende mit denen von Berchtesgaden zusammenstoßen. Da gehst du unter der Erde aus Oesterreich nach Bayern. Und wie oben, im Tageslicht, bei der Grenze die Hohheits-Tafeln und Schlagbäume aufgerichtet sind, so ist unter der Erde mitten im Stollen ein Gitter. Das ist dort die Grenze von den beiden Ländern unter der Erde."

Während der Hutmann den Windischen Sepp in dieser Weise über einige in der Unterwelt vorhandenen Dinge belehrte, zogen es die Knappen vor, einem unter ihnen zuzuhören, der ihnen von einem sagenhaften unterirdischen See im Roßkopf die unerhörtesten Dinge erzählte.

Der Hutmann ging zu einer Lade, in welcher er allerlei Schriftstücke, Karten, Pläne und Aehnliches aufbewahrte, und holte eine Landkarte der Umgegend von Heiligenblut, Rauris und Gastein. Er gab sie dem wißbegierigen Windischen. Dieser beugte sich darüber hin, indem er die Lampe näher rückte.

Solange der Hutmann noch in der allgemeinen Stube war, getrauten sich die Knappen nicht, Bemerkungen über ihren Kameraden zu machen.

Aber der Hutmann verließ diesen Raum bald. Zunächst wollte er, soweit es der schmale Gang erlaubte, der zwischen dem Berghause der Goldzeche und der vor ihr aufgeschaufelten Schneewand von den Knappen frei gehalten worden war, nach dem Wetter sehen.

Noch wehte der scharfe Ostwind und trieb Wolken von grobkörnigem Schnee gegen das Haus. Doch war es nicht sonderlich kalt. Die Sterne zitterten in hohem Glanze.

„Oben geht Südwind," sprach der Hutmann vor sich hin, „wir werden am Ende schlechte Feiertage bekommen."

Der Orion flackerte wie Lampen, welche Zugwind bewegt. Ein sicheres Anzeichen, daß zweierlei Luftschichten verschiedenartigen Wärmeinhaltes übereinander hinflossen.

Alsbald zog sich der Hutmann in die Schreibstube zurück, in der sein Bett stand.

Die Knappen aber begannen sich über ihren Kameraden lustig zu machen.

„Ich thät' mir das Studieren auf die Zeit aufsparen, in der ich das Haus hütete," bemerkte der eine.

„Verdirb dir die Augen nicht," sagte ein anderer. „Es pressiert nicht so. Bis du im Sommer nach den schwarzen Kritzern, die da abgemalt sind, herumgehen kannst, ist's noch Zeit genug."

Der Windische Sepp ließ sich durch all dies nicht irre machen. Es war das erste Mal, daß er die Gegenden, über welche er so viel zu hören bekam, auf einer Karte neben einander verzeichnet fand.

Die großen Gletscher waren durch hellblaue Farbe bezeichnet. Sie nahmen einen großen Teil des Raumes ein.

Nach und nach verstummten die Spottreden. Die meisten gähnten.

Die Knappen gingen nach und nach zu ihrem aus zusammengenähten Kuhhäuten gebildeten Bett. Jeder tauchte den Finger in den Weihbrunnkessel und murmelte dabei einige Worte.

Endlich wurde auch der Sepp müde. Er legte sich zu seinen Genossen.

Von draußen schaute der Schnee bleich durch die engen Fensterluken. Es ist wie ein Kirchhof, und der Mensch, der hier oben in der Nacht wacht, mag sich vorkommen, als ob er zwischen Leichensteinen und regungslosen Geistern läge. Unten im Thale, wenn der Winter auch noch so hart über dem Land liegt, hört man doch Wasser rauschen, hie und da die Stimme eines verspäteten Menschen, eines wachsamen Hundes und — noch lange vor Tagesanbruch das Geläute einer Glocke oder das Hämmern einer kleinen Schmiede, das Geräusch einer Säge. Hier ist die Welt stumm. Der hellere Glanz des Mondes oder der Sterne über dem Schnee und eine Lichte am Himmel, die sich niemand erklärt, machen das Schweigen noch seltsamer. Dazu kommt das Gefühl, daß die Natur auf schier unübersehbare Zeit regungslos bleibt. Nach vielen Monaten hat sich hier fast noch nichts verändert. Unten wandelt die Natur ihr Gesicht mit dem Gang der heiligen Zeiten. Da oben schauen Ostern und Pfingsten aus wie die Weihnacht: weiß und starr.

Unter solchen Gedanken schlief der Knappe endlich ein.

Gegen Mittag des nächsten Tages hörte die Arbeit in der Grube auf. Die Knappen richteten sich zur Abreise, um die festliche Zeit in der Heimat zuzubringen.

Man nahm ein wenig Brot und Branntwein mit auf den Weg. Da der Sepp „gamen" (das heißt, das Haus hüten — vergl. gotisch gaumanjans, die Wächter) sollte, so ließ man ihm Mundvorrat auf acht Tage zurück. Allerdings sollten die Knappen schon nach vier Tagen mit neuen Vorräten wieder zum Berge fahren. Aber es konnte schlechtes Wetter eintreten, der Gang verzögert werden — und besser ist besser.

Der vom Hutmann gefürchtete Südwind hatte sich gegen Mittag schon einigermaßen fühlbar gemacht. Es war nicht unmöglich, daß ihrem Abmarsche durch Lawinen, welche sein warmer Hauch oben loslöste und über den Weg nach Pockhorn hinabrollte, gefährliche Hindernisse entgegengestellt werden konnten.

Der Hutmann gebot deshalb seinen Leuten, noch ein wenig zu warten, bis er dem Sepp das nötige Pulver eingehändigt haben würde.

Mit diesem Pulver verhielt es sich folgendermaßen.

Geht der Südwind und wird die Oberfläche des Schnees etwas angefeuchtet, also schwerer, als die darunterliegenden weißen Schichten, so genügt oft ein kleiner Anstoß, um dieselbe zum Abrutschen zu bringen. Während des Abrutschens aber vergrößert sich die Masse und es ballt sich zuletzt auch der noch nicht durchfeuchtete, pulverförmige Schnee durch den vom Rutschen der oberen Schichte ausgeübten Druck mit hinein. Eine solche Erschütterung kann recht wohl von einer Schallwelle der Luft ausgehen.

Wer „gamt", bekommt deshalb den Auftrag, während des Ab- oder Aufstieges seiner Kameraden jede halbe Stunde aus einem großen eisernen Böller, der wie ein Cylinder aussieht, und oben eine etwas größere Oeffnung, mittels welcher er angezündet wird, unten eine ganz kleine hat, einen Schuß zu lösen. Kommen die Kameraden auf ihrem Wege irgendwohin, wo über ihnen die Schneehalde sich nicht ganz ruhig und geheuer anschaut, so warten sie so lange, bis offen vom Berghause der Schuß, durch den Widerhall verstärkt, herabdröhnt. Rührt sich dann nichts, so können sie es wagen, unter der drohenden schiefen Ebene hinwegzugehen.

So ging also der Hutmann hinauf unter den Dachboden, um aus einer Kiste den notwendigen Schießpulver-Vorrat herauszunehmen.

Die Knappen, ihre ledernen Rucksäcke umgehängt, in denen sie ihre Lebensmittel hinaufzutragen gedachten, und die Schneereifen in der Hand, warteten unten in der Hausflur. Sie waren eben im Gespräche über die Reihenfolge begriffen, in welcher sie hintereinander zu gehen gedachten. Denn um der Ermüdung, die durch das Einsinken in den tiefen Schnee entsteht, vorzubeugen, ist es herkömmlich und notwendig, daß immer einige vorausteten, um den andern Fußstapfen zu machen. Dieses Geschäft ist mühsam, und es müssen die Vortreter sich fortwährend ablösen. Der Hutmann ist der einzige, der von der Verpflichtung des Vortretens ausgenommen ist.

Die Schneereifen sind Vorrichtungen, welche die Fußsohle an zu tiefem Einsinken hintern sollen. Sie bestehen entweder aus einem Reif in Form eines Kreises, der mit Schnüren durchzogen ist — einem sehr groben Siebe zu vergleichen — oder aus Brettchen, die, unter den Fuß gebunden, ausschauen wie ein kleiner Schemel oder Rost. Etwas erleichtern diese Hölzer den Gang im tiefen Schnee allerdings. Doch wäre es ein Irrtum, zu glauben, daß die gewaltige Anstrengung dadurch aufgehoben wird.

Wäre der Aufenthalt, der durch das Verteilen des Pulvers eintrat, nicht gewesen, so würde wohl schon wenigstens ein Teil der Knappen den Abstieg angetreten haben. Nun aber warteten sie auf den Hutmann und rückten sich wechselseitig ihre Säcke zurecht oder hantierten mit den Schnüren ihrer Schneereifen.

Mit einemmal wankte das Haus wie in einem Erdbeben. Man hörte das Klirren der eisernen Spangen und Haken, mit denen das Dach des Hauses in die nebenanragende schützende Felswand eingelassen ist.

Wie wenn ein Geschoß unter die Knappenschar eingeschlagen hätte, flog diese auseinander. Den meisten hatte der Schreck die Zunge gelähmt, nur wenige schrieen: „Die Lawine!"

Fast alle drängten sich der Thüre entgegen, die aus der Flur unmittelbar in den Stollen führt.

Ja, es war in der That Lawinen-Donner gewesen, welcher das seltsame Haus erbeben machte. Aber nicht von einer Lawine allein. Das sollten sie alsbald wahrnehmen.

Der Hutmann stieg mit dem Windischen Sepp rasch vom Dachboden herab. Nachdem sich die Knappen von ihrer Bestürzung erholt hatten, kamen sie aus dem Stollen wieder heraus. Es war stockfinster im Vorhaus. Nun zündeten sie Kerzen und Grubenlichter an. Bei ihrem Scheine entdeckten sie, daß das ganze Berghaus im Schnee steckte.

Jetzt galt es zu wissen, ob sie mitten in die Lawine hinein geraten waren. Verhielt es sich so, dann war ihre Lage eine sehr schlimme. Es konnten alsdann sechs, acht Tage vergehen, bis sie sich so weit durchgearbeitet hatten, daß sie das Tageslicht wieder zu sehen bekamen.

Die Knappen verloren ihren Gleichmut und jammerten. Einige sagten, sie würden, da fast alles aufgezehrt, zusammen Hungers sterben.

„Ruhig!" sagte der Hutmann kalt und gemessen. „Niemand wird hier sterben."

Diese Beruhigung wirkte so weit, daß sofort einige die Thüre öffneten und mit Schaufeln und Spaten die Schneemauer zu bearbeiten begannen, welche gegen dieselbe hingedrückt worden war. Andre trachteten die Fenster vom Schnee zu befreien.

Groß war die Freude aller, als nach wenigen Spatenstichen der helle Himmel hereinschien.

Es war offenbar, das nur der äußerste Rand der Lawine über das Haus hingegangen war. Sämtliche Knappen liefen jetzt heraus, um nachzusehen, wohin diese ihren Lauf genommen haben. Da bot sich ihnen ein erstaunlicher und von keinem erwarteter Anblick.

Nicht nur über ihnen war eine Lawine losgebrochen, sondern allenthalben im weiten Halbkreis des Gletscherthales. Die eine hatte die andere wachgerufen. Noch stäubte es da und dort empor. Berge waren hinabgerollt. Die meisten lagerten über dem Zirmsee. Dort, wo im kurzen Sommer das Wasser die Felsblöcke mit dem Brande der Alpenrosenkelche und das Himmelblau mit dem der Gentianen oder den grauseidenen Glanz der Glimmerwände wiederspiegelt, dort lag es jetzt hochgetürmt von zusammengepreßten und herabgewitterten Flocken. Keine menschliche Einbildungskraft konnte sich vorstellen, daß an der Stelle dieses weißen Berges jemals ein ebenes, glänzendes Becken gewesen sein mochte.

Den zu Thal gestürzten Bergen folgten in den von ihnen aufgerissenen Furchen winzige Nachzügler, unbedeutendes Schneegeröll.



„.... Sie entfalteten das Papier und betrachteten es genau“ (S. 462).

Das Haus hatte keinen besondern Schaden gelitten. Ein kleines Stück des Daches am Eck war abgerissen und der Schornstein fehlte. Er lag jetzt auch unten in den weißen Berg eingekeilt, der sich dort erhob, wo der Zirmsee flutete. Die Flut war jetzt ein unter dem Berg zersplitteter, zerriebener Haufen von Eisplatten.

So lange bis Thüre und Fenster den Tag wieder voll einlassen konnten, brannten die Lampen und Kerzen. Als die Oeffnungen hergestellt waren, ließ der Hutmann sich die Knappen im Kreise aufstellen. Sie nahmen die Hüte ab und sprachen das Gebet nach, welches er ihnen vorsagte. So verehrten die einsamen Männer die Macht, die über allem waltet, und welcher die Geschlechter der Menschen so tausendfach verschiedene Namen gegeben haben.

Nunmehr wurde der Abstieg angetreten. Jeder grüßte den Sepp und wünschte ihm einen glücklichen heiligen Abend und gute Feiertage.

Lange schaute er den Kameraden nach, wie sie über die herabgerollten Hügel auf und ab stiegen. Manchmal rief er ihnen zu, schwächer wurden ihre Antworten. Denn sie hatten Mühe. Ueber manchen Lawinenwulst schritten sie leicht hinweg, weil die Oberfläche hart war. In manchen sanken sie aber trotz der Schneeteller und Reifen tief ein, weil sich der umgewühlte Tiefschnee, der weichere Staub, oben befand oder solcher dem abgestürzten Hügel später nachgerollt war.

Erst als die letzten schwarzen Gestalten jenseits des Zirmsees verschwunden waren, ging der Knappe in das jetzt lautlose Haus zurück. Er war jetzt so allein, wie vielleicht kein Mensch in unsrem ganzen Erdteile. Allein in der Wüste der Hohen Tauern, im Angesichte der Kälte und des starren Schweigens. Er war nur ein schlichter Mann und konnte deshalb nicht ahnen, daß auch diese Wüste voll Leben ist. Aus diesen unermeßlichen Vorratskammern werden die Flüsse gespeist, die im heißesten Sommer, fern in Fluren des Ostens, das fruchtbare Tiefland tränken. Unter der weißen Wucht liegt schlummernd die grelle Blumenpracht des Sommers, der die Einöden mit Farben schmückt, bei deren Anblick sich der Wanderer bewegt und gerührt fühlt. Gottes sind die hohen Eiswüsten — Gottes ist die ganze Erde und sind alle Welten.

Der Knappe mochte jetzt nachdenken, wie in der ärmsten der Hütten, über welchen er wolkenhoch verlassen hauste, Vorbereitungen für die geweihten Stunden getroffen werden. Der arme Bauer sieht den geheimnisvollen Stunden entgegen, in welchen selbst die Tiere reden und die Obstbäume seines gefährdeten Grundes in der Mitternacht von ihm zum Mahle eingeladen werden.

Das Weib backt in der Küche Früchtebrot. In der Vorratskammer hängt Fleisch, die seltene Speise. Der gläubige Sinn richtet sich auf und gedenkt manchmal eines Lichtes, das in der Finsternis erschien. Die Fackeln werden hergerichtet, damit sie leuchten, wenn der einzige Gang angetreten wird. Denn, noch bevor der Wind aus der Tiefe den Schall der Glocken heraufträgt, die vor Mitternacht zur Anbetung des Geheimnisses der Menschwerdung des Göttlichen rufen, macht sich der Arme auf den Weg und steigt bei ihrem Schein durch die Winternacht der Berge hinab. Er schreitet durch Schnee, er gleitet über Eisplatten. Allenthalben sieht man Funken durch das Dunkel von Berghalden langsam herabkommen. Der Mensch, der kümmerlich sein Brot ißt, hört im kerzenhellen Heiligtum vom Friedensreiche und von der Liebe, die alles umfangen hält. Endlos hallen jetzt die Glocken über die Erdkugel hin und bringen allen die gleiche Botschaft: Auch euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus!

Da regt sich Zauberleben im Wasser und in den Schluchten der Erde. Die Tiere preisen diese Nacht und im verschneiten Wald flüstern die Tannen. Alle Kreatur verspürt Bewegung. Es ist wie Ahnen alten Daseins und zukünftiger Umgestaltung dem Lichte entgegen.

Solche Empfindung rührt sich in den Insassen der Einöde.

Bald sah der Einsame den roten Schein auf den Höhen. Weder ihm noch einem seiner Kameraden war es jemals begegnet, allein im Hause zu sein. Denn es blieben immer zwei Männer beieinander in der Wildnis, damit der einzelne, wenn ihm etwas Uebles widerführe, nicht völlig verlassen sei. Diesmal aber hatte er sich, um den andern, die alle Weib, Kind oder Heimat hatten, die Freude nicht zu verderben, mit dem einsamen Wachen einverstanden erklärt.

Als der rote Schein verblich und alles zu-

erst fahl, dann schwarz wurde, überkam ihn aber doch ein Gefühl, welches er bis dahin nicht gekannt hatte. Es ergriff ihn die Sehnsucht nach Menschen, nach irgend einem der dürftigsten Häuser des Hochgebirges. Dann konnte er plaudern und von der Festzeit reden. Schier reute es ihn, mit seinem Anerbieten vorgetreten zu sein.

Aber bei einem der tapfern Männer mit den wettergefurchten Gesichtern, die auf dem Hohen Tauern arbeiten, kann solche Empfindsamkeit nicht lange vorhalten. Sie wich, als er sich die Lampe in der großen Stube anzündete.

Dann brannte er sich seine Tabakspfeife an. Während er sonst am liebsten Landkarten betrachtete und in den Büchern des Hutmanns las, die von Bergwerkskunde, Erdbeschreibung und Naturgeschichte handelten, nahm er dem festlichen Tage zu Ehren das einzige Buch zur Hand, welches sich in der Knappenstube befand. Es lag auf einem Brette neben dem Ofen und hatte gewiß schon über ein Jahrhundert der Andacht gedient. Man sah dies an den abgegriffenen Blättern, an deren Rändern sich die Finger in der Farbe des Grubengesteins vielfach abgedrückt hatten. Es war eine Sammlung von Heiligen-Legenden. Ihre Wunderthaten erzählten von der Kraft der Männer und Frauen, die gegen die Welt stritten.

Mit Staunen durchlas der Mann, dessen kindlichem Sinn keinerlei Zweifel aufstieg über die thatsächliche Wirklichkeit der berichteten Begebenheiten, die Seiten dieses Buches.

Nachdem er je eine Viertelstunde gelesen hatte, lehnte er sich zurück gegen die getäfelte Wand und dachte über den Inhalt nach. Manchmal auch stand er auf und schaute nach dem schmalen Streif Himmel und den Sternen, welche zu erblicken die Schneemauer gestattete. Die Gedanken sind besser auf solchen Höhen, und die Sterne scheinen heller.

Es fiel ihm seine verstorbene Mutter ein, die an dem nämlichen Tage starb, an dem sie ihn zum erstenmal zur Schule geführt hatte. Sie war, als sie ihn abzuholen, ihm entgegenging, in den Wildbach gestürzt, und es vergingen Tage, bevor man ihre Leiche fand. Vielleicht schaute sie von dort oben, aus dem Glanz des Himmels herab, zu ihm, dem einsamen Mann. War er nicht erst heute, mitsamt den Genossen, wundersam gerettet worden? Gewiß vergaß sie seiner heute nicht dort oben, wo es noch viel freudevoller zuging, als im mitternächtigen Festschein der Kirchen. Und der Vater, an den er sich kaum erinnerte — der Vater, dessen Leib dort unten lag, jenseits der Berge, in der italienischen Erde, wo er mit vielen hundert Landsleuten und Kameraden den Tod fand vor den Kanonen des feindlichen Bollwerkes — sollte der nicht auch seiner gedenken — des einsamen Sohnes?

In seiner Vorstellung war die Familie wieder beieinander. Der Raum verschwand. Sehnsüchtige Rückerinnerung zugleich und Freude kehrten bei ihm ein. Er hörte auf zu lesen und schaute bald still vor sich hin, bald wieder zum beschränkten Himmel, an dessen Gewölbe ein flimmernd helles Stück der weißen Straße zu sehen war.

Oft begegnet es dem einsamen Menschen, daß ihm weit entlegene Zeiten in einem flüchtigen Augenblick zusammenzufließen scheinen. Während dieser blitzschnell durch seine Vorstellung zieht, unterscheidet er nicht, ob es ein Bild aus der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft ist, was er ihm bringt. So geschah es dem Knappen. Es war ihm, als säße er, ein Kind, in seinem Gitterbettchen und hörte die Stimme der Mutter, welche ihm vorsagt: „Vater Unser, der du bist im Himmel!“

Wie verrannen die Stunden? Er verspürte es nicht.

Es war nun der Augenblick gekommen, in welchem die Menschen der Tiefe den ersten Glockenhall vernahmen, der sie zum mitternächtigen Gottesdienst ruft.

Zu dieser Stunde geschah etwas Wunderbares. Es däuchte dem Einsamen plötzlich, als ob er etwas davon hörte. Und dennoch wußte er, daß dies unmöglich ist. Es war hundertmal von den Kameraden gesagt worden. Ueberrascht ging er in das Vorhaus. Dort hörte er den Hall noch deutlicher. Als er aber die schwere Thüre geöffnet hatte und in der Richtung gegen das Thal hinabhorchte, blieb die Luft stumm. Kaum war er wieder in der Flur, so ließ sich der Hall abermals vernehmen und diesmal wieder stärker. Er wiederholte den Versuch noch ein- und zweimal. Es blieb aber immer das gleiche. Bei geschlossener Thüre hörte er die Töne, draußen vor dem Hause schwieg die Welt unter den Sternen, in ihrem weißen Gewand, in ihrer Eiserstarrung.

Es fehlte wenig und er fürchtete sich. Es kam ihm alles plötzlich so seltsam vor. Er ging wieder hinein und flüchtete sich zu seiner Lampe, als ob das eine Gesellschaft wäre.

Aber es währte nur wenige Augenblicke und seine Befremdung verwandelte sich in das äußerste Erstaunen. Denn jetzt war keine Täuschung mehr möglich. Die Töne kamen nicht aus dem Thale, von außen her, sondern aus dem Innern des Berges — aus dem Stollen, der in das Vorhaus, in die Flur mündet.

Jetzt waren Tritte und Stimmen zu unterscheiden. War es möglich, daß diese Wesen von Fleisch und Bein angehörten? Sepp hatte sämtliche Knappen, mit Ausnahme nicht eines einzigen, fortgehen gesehen. War es denkbar, daß irgend ein andrer Mensch durch das verschlossene Thor hatte hereinkommen können, ohne von dem Wachenden gehört zu werden?

Hatten seine Gedanken schon vorher — insbesondere auch als Nachwirkung des Ereignisses vom Nachmittag — eine Richtung nach dem Uebersinnlichen genommen, so überkamen ihn jetzt eindringend die Schauer einer andern Welt. Er wagte es nicht, nach der Thüre zu gehen.

Diese Mühe wurde ihm erspart. Denn jetzt hallten die Tritte auf dem Gange. Schon bewegten sie sich der Thüre zu. Nun wurde an das Holz und das Eisen derselben gerührt.

Die Thüre öffnete sich und während der Sepp sie regunglos anstarrte, traten drei Männer herein, alle schwarz, in Bergmannstracht, gekleidet. Sie blieben einen Schritt vor der Schwelle stehen. Hätte der Knappe seine Besinnung gehabt, so wäre ihm nicht entgangen, daß sie schier ebenso betroffen waren, als er selbst. Das dauerte aber nur einen Augenblick. Dann nickten sie ihm grüßend zu und gingen, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Lade zu, in welcher der Hutmann seine Schreibereien verwahrte.

Sepp war unfähig, ein Wort zu sprechen. Einer der Männer öffnete die Lade, suchte unter den dort liegenden Papierstücken herum und holte eine Mappe hervor. Von den gespannten Blicken seiner zwei Genossen verfolgt, breitete er ihren Inhalt auf dem Tische aus, der sich gerade unter der Lampe befand, und von welchem sich Sepp zurückgezogen hatte, um den Ofen als Bollwerk zu benützen. Schweigend entfalteten sie die Papiere. Das umfangreichste unter denselben fesselte besonders ihre Aufmerksamkeit. Sie entfalteten es und betrachteten es genau, indem sie sich nebeneinander stellten.

Man hätte den Flug eines Schmetterlings in der Stube vernehmen können, so still verhielten sich alle. Nur hie und da ein Knistern des steifen Papieres.

Niemals in seinem späteren Leben hat Sepp angeben können, wie lange dieser Auftritt dauerte. Endlich, mochte es nun nach kurzer oder langer Frist gewesen sein, legten die drei Männer die Papiere in den Kasten zurück. Bevor sie das Zimmer verließen, nickten sie abermals dem Knappen zu. Dann gingen sie hinaus, lautlos wie sie gekommen waren. Noch ein klirrendes Geräusch — und die Schritte entfernten sich, im Stollen verhallend.

War das Wirklichkeit oder Traum? Mag dem sein, wie immer, es war die Christnacht des armen Sepp.

Er wagte es nicht, das Lager in der Schlafstube aufzusuchen, sondern schlief gegen Morgen ermattet auf der Ofenbank ein.

Als er die Augen aufschlug, war es spät am Vormittag. Doch zeigte dies nur die Uhr an, denn draußen herrschte noch Dämmerung. Der Christtag hatte sich schlimm eingestellt. Vom Südwind war unermeßliches Gestöber über Berg und Thal hereingeweht worden, eine Schneemenge, unter welcher bereits die Unebenheiten der gestern herabgewetterten Lawinen verschwanden. Noch immer schneite es. Im warmen Winde fielen Flocken, nach der Ausdrucksweise der Bergbewohner so groß wie Leintücher. Sepp begriff, daß er von der Welt abgeschnitten war. Denn bei solchem Schneefalle hätte ein ganzes Heer von Menschen mit allen Hilfsmitteln das Berghaus nicht zu erreichen vermocht.

Den ganzen Tag über wurde es kaum hell. Schon drei Stunden nach Mittag mußte Sepp die Lampe anzünden. Der Sturm raste fort. Gegen Abend bebte die Bergwelt abermals unter Lawinen. Sepp verspürte es am Klirren der Fenster, welches der Luftdruck hervorbrachte, wenn auch die Lawine in der Entfernung einer Stunde abgegangen war.

Das Haus blieb verschont. Keine Lawine ging über sein Dach. Aber draußen donnerte es fort, wie von den Feuerschlünden einer

Völkerschlacht. Es war nicht mehr möglich, das Hausthor zu öffnen. Genützt hätte es dem nunmehr Gefangenen auch nichts, weil er im Schneewehen nicht einen Schritt weit hätte vor sich hinblicken können. Manchmal ging ein Geheul über den Berg hin, als ob viele Tausende von Menschen in der höchsten Angst schrieen. Es wehte den Schnee durch die Fugen der geschlossenen Fensterscheiben herein. Nicht nur Flocken kamen herab, sondern der Sturm riß von den Berghalden Felder frisch gefallenen Schnees ab, nahm sie hoch mit sich hinauf, zerrieb sie wirbelnd in Berge von Staub und ließ sie als solche, bei zeitweiliger, plötzlicher Erlahmung seiner Kraft hier und dort in die Tiefe fallen, um sie alsbald wieder ins Thal zu jagen oder auf einen andern Berg hinzuwerfen.

Sepp sah ein, daß man ihm lange Zeit hindurch nicht würde Hilfe bringen können. Er setzte sich demnach anfänglich die tägliche Zehrung selbst herab, indem er nur etwa den dritten Teil von dem aß, was ihm als Nahrung für einen Tag bestimmt worden war. Aber schon am dritten Tage nahm er wahr, daß er auf diese Weise sicher verhungern müsse. Er ließ deshalb verzweiflungsvoll sein Sparsystem fallen und aß, als ob die Kameraden schon morgen zurückkehren könnten.

Aber es schneite fort, Tag und Nacht ohne Aufhören. Es wurde jetzt nicht mehr Tag im Haus. Denn es steckte bis über das Dach hinaus im Schnee und ein Vorübergehender hätte darüber hinschreiten können, ohne etwas von seinem Dasein zu verspüren.

Endlich wurde das dem Knappen so unerträglich, daß er das Hausthor aushob und mit aller Gewalt sich einen Schacht zum Licht zu graben unternahm. Nach zweitägiger Arbeit ließ er davon ab — die angehäuften Wehen schienen dort undurchdringlich. Lag ja doch das Thor, wie die meisten Fenster, gegen Süden, von woher es stöberte.

Nunmehr geriet er auf den Gedanken, auf der Nordseite einen Teil der Bedachung abzubrechen und dann sich durch den Schnee zu wühlen. Wider Erwarten gelang ihm dies rasch. Schon nach zweistündiger Arbeit schoß das Licht in breitem Strome herein.

Aber welch ein Licht! Es war wieder das herrlichste Wetter geworden. Keine Wolke zog über den Himmel hin. Der arme Knappe mußte die geblendeten Augen schließen.

Nun machte er sich an die andre Arbeit, einen Schacht von außen her gegen eines der Fenster zu graben, damit er unter Tags einige Helle in der Stube habe. Das war von oben herab leichter, weil er sich die Stellen aussuchen konnte, an welchen der Schnee augenscheinlich weniger dicht gegen das Haus anlag. Noch vor Mittag hatte er die Arbeit vollendet und ein Fenster erreicht.

Er ging nun in die Stube hinab, um die neue Wirkung des Lichtes in ihr zu beobachten. Seltsam — wie warm doch auf solchen Höhen im hohen Winter die Sonne scheint! Rasch war der Schneeanflug vom Fenster weggeschmolzen. Jetzt lagen die Frostblumen der Scheiben, die schon vorher dagewesen waren, im Sonnenlicht. Die Prismen der Eispalmen funkelten sofort in allen Farben. Es war aber eine vergängliche Pracht. Denn alsbald zerflossen sie knisternd zu Wasser und schwammen auf dem Fensterbrett.

Freilich war das alles schön. Aber als der Knappe nach seinem Mundvorrat sah, fand er den letzten Bissen. Wie erging es ihm, wenn die Kameraden, trotz des schönen Wetters, noch immer nicht durch den Schnee brechen konnten?

Er sprengte die Speisekästchen (Kosttruhen) sämtlicher Knappen. Es fand sich, wie er voraussah, nichts darin vor. Sie hatten vor der heiligen Zeit, in welcher sie ihre Vorräte erneuern wollten, alles aufgezehrt.

Der Hunger quälte. Jetzt erschreckten ihn allerlei Phantasieen. Er meinte, die drei schwarzen Männer hätten ihm den Hungertod geweissagt. Die Angst der letzten Tage, die Abwechselung von Nacht und Licht, die mangelhafte Nahrung, die Ueberanstrengung der letzten Stunden verwirrten ihm die Sinne.

So wie er am heiligen Abend, nachdem er lange seiner entschlafenen Eltern gedacht, den Hall im Stollen zuerst für Glockenton aus der Tiefe, alsbald aber für die rufenden Stimmen der Hinübergegangenen gehalten hatte, so gab ihm die Rückerinnerung jetzt ein Bild, als ob er drohende Gespenster gesehen hätte.

Aber der Hunger erwies sich stärker als das Blendwerk. Er verzagte nicht.

Wozu waren denn die Säcke aus Schweinehaut, die oben auf dem Dachboden lagen?

Gewiß nicht bloß zum Erzhinabschleifen zum Pochwerk. Er brauchte ja nur die Borsten abzubrühen und sie in Riemen zu schneiden. Gebraten oder gesotten waren sie gewiß ein ausgiebiges Nahrungsmittel. Und gibt es ein fetteres Fett als das der Unschlittkerzen? Es war zum Braten der Striemen zu verwenden, aber auch zum Einbrennen der Suppe, falls er sie sott. So vergingen abermals fünf Tage.

Am sechsten versagte die Zunge den Dienst. Sie würgte ihm den Erzsack nicht mehr hinunter.

Jetzt beschloß er, einen Stollen durch den Schnee zur Thüre zu graben, um auch diese öffnen zu können. Es gelang.

Nunmehr aber schwand die Kraft rasch. Fünfzehn Tage waren seit dem heiligen Abend hingegangen.

Es war der Abend des Dreikönigfestes. Perahta geht um, die hehre Frau. Sie wandelt im Lichtenschein, von glänzenden Dienerinnen umgeben, über die Berge. Des Nachts sieht man ihre Fackeln im verschneiten Wald glänzen und durch die Fenster blickt sie in die Wohnungen der Menschen und spendet Segen.

Indessen spähte Sepp in fiebernder Sehnsucht nach der Tiefe. Sie kamen wieder nicht.

Noch ein paar Tage, sagte er vor sich hin, und es wird überstanden sein. Aber ich fürchte mich vor dem Ende. Doch Gottes Wille geschehe!

Fast dämmerte es schon. Aber es war noch so hell auf der dem Lichte wieder geöffneten Flur, daß ihre entlegensten Winkel überschaut werden konnten. Da — neben dem Eingang zum Stollen — was war denn das?

Ein Korb. Als ihn Sepp anrührte, klirrte es. Das war das nämliche Klirren, das er am heiligen Abend nach dem Abgange seines unheimlichen Besuches vernommen hatte. Dieser Gedanke zuckte ihm sofort durch den Kopf.

Wein: sechs Flaschen, geräuchertes Fleisch, Brot, süßes Backwerk. Ein solches Fest der Erscheinung ist noch nie gefeiert worden. Nicht im Schnee der Hohen Tauern, nicht bei den Gastmählern der Tiefe. Der Knappe sang die halbe Nacht fort. Ein Wanderer des Volkes der Hohen Tauern hätte glauben können, es sei einer jener „singenden Knappen“, einer der vor Jahrhunderten verbannten protestantischen Bergleute, die aus Rache den Eingang zu ihrem Stollen unsichtbar machten, „verblendeten“, und jetzt als Geister in der Tiefe des Bergwerks lutherische Lieder singen.

Zwei Tage später näherten sich schwarze Punkte. Sie wurden allgemach größer. Ein dunkles Band wand sich über den weißen Schnee herauf. Sie schritten Mann hinter Mann. Es war die Hilfe. Der Hutmann ging wieder als der letzte.

„Ein bißl lang ausgeblieben, Sepp,“ sagte er. „Hast dich wohl gut unterhalten?“

Am Abend erzählte der Sepp dem Hutmann seine Geschichte — den Auftritt mit den drei Männern aber zuletzt.

„Weiß alles, lieber Sepp,“ unterbrach er ihn. „Schau, ich habe doch ein Vorgefühl gehabt. Sonst hätte ich, wie früher, das Haus auf Weihnachten leer gelassen. Aber ich dachte mir, der Schlaufuchs, der Hutmann vom Rauriser Goldberg drüben, wird einmal die Gelegenheit benutzen und herüberkommen und unsere Pläne durchstöbern. Es ist eine alte Ueberlieferung, daß unsere Stollen irgendwo drüben in Salzburg mit den Raurisern zusammenstoßen. Ich hab es immer geglaubt. Jetzt haben wir den Beweis. Der Hutmann hat mir nach Döllach hinausgeschrieben und alles gebeichtet. Sie haben sich Wein und Essen mitgenommen, um sich bei uns da heroben einen lustigen Tag zu machen. Denn sie wollten auch den Christtag über da bleiben. Schade, daß ich nicht heroben war — wir wären recht lustig gewesen. Aber die Pläne hätten sie freilich nicht zu sehen bekommen.“

Der Sepp schämte sich und wollte sich entschuldigen.

Der Hutmann aber fuhr lächelnd fort:

„Brauchst dich nicht zu schämen, Sepp, wär manchem Hochgelehrten auch nicht besser gegangen. Verflixte Geschichte das, so ein Besuch aus der Unterwelt. Es war ihnen selbst nicht wohl bei der Geschichte, wie sie dich haben dasitzen gesehen. Der Hutmann schrieb's.

Nach einer Weile fügte er noch bei:

„Nu, und da haben sie halt für dich einen Teil von ihrem Imbiß zurückgelassen. Den andern Teil haben sie später mitten im Stollen verzehrt. War kein schlechter Spaß für sie — sechs Stunden her, sechs Stunden hin — immer unter der Erde! Ich denke, sie lassen's in Zukunft bleiben — auch wenn sie wissen, daß niemand daheim ist. So einen heiligen Abend erlebt man einmal, aber nicht wieder!“

Der Egoist.

Von

E. Werner.

(Schluß.)

Frieda sah mit maßloser Verwunderung in sein leuchtendes Gesicht. „Und darüber freust du dich? Kannst du es ihr denn wirklich zum Vorwurf machen, wenn sie dich einen Irrtum entgelten läßt, den du selbst hervorgerufen hast? Kannst du so rachsüchtig sein, und sie dafür quälen?“

„O du sechzehnjährige Weisheit!“ rief Gustav, in ein übermütiges Lachen ausbrechend. „Du willst deine Freundin gegen mich in Schutz nehmen, gegen mich! Du bist zwar schon recht klug für deine Jahre, meine kleine Frieda, aber von solchen Dingen verstehst du doch noch gar nichts und das ist auch gar nicht nötig. Du kannst immerhin damit noch ein paar Jahre warten. Aber nur heraus mit der Sprache! Wann hat Jessy geweint? Worüber hat sie geweint? Woher weißt du, daß die Thränen mir galten? So sprich doch, du siehst ja, daß ich vor Ungeduld vergehe!“

Sein Gesicht verriet in der That die höchste Spannung und er las die Worte förmlich von den Lippen des jungen Mädchens ab. Frieda schien allerdings noch nichts von „solchen Dingen“ zu verstehen, denn sie sah noch immer äußerst erstaunt aus, gab aber doch seinem Drängen nach.

„Jessy hat mir neulich Vorstellungen gemacht, ob ich es denn wirklich wagen wolle, einem herzlosen Egoisten wie du meine ganze Zukunft anzuvertrauen. Ich verteidigte dich, ungeschickt genug, denn ich durfte ja nichts verraten und mußte jeden Vorwurf gegen dich stillschweigend hinnehmen.“

„Nun, weiter“, drängte Gustav atemlos. „Weiter!“

„Da, mitten im Gespräche, brach Jessy plötzlich in Thränen aus und rief: „Du bist blind, Frieda, du willst es sein und ich habe doch nur dein Glück im Auge! Du weißt nicht, wie furchtbar wehe es mir thut, diesen Mann so vor dir herabsetzen zu müssen, und was ich darum gäbe, wenn er vor mir so rein und hoch dastände, wie in deinen Augen! Und damit eilte sie fort und schloß sich in ihr Zimmer ein. Ich weiß aber, daß sie stundenlang geweint hat.“

„Das ist ja eine unvergleichliche, eine ganz himmlische Nachricht!“ brach Gustav im vollsten Entzücken aus. „Kind, du weißt es gar nicht, wie klug du gewesen bist, mit deiner Beobachtungsgabe. Komm, dafür muß ich dir einen Kuß geben!“ und damit umfaßte er das junge Mädchen und küßte sie herzhaft auf beide Wangen.

Ein Schatten fiel in den Eingang der Laube — dort stand Sandow, der umgekehrt war, um sein vergessenes Notizbuch zu holen, und nun Zeuge dieser Szene wurde. Einen Moment lang stand er sprach- und regungslos da, dann aber trat er näher und rief in vollster Empörung:

„Gustav! — Miß Palm!“

Das junge Mädchen fuhr erschrocken auf, auch Gustav erbleichte, als er sie losließ. Die Katastrophe, die er um jeden Preis verzögern wollte, war nun da, war unabwendbar geworden, das sah er mit einem Blick; jetzt galt es ihr stand zu halten.

„Was geht hier vor?“ fragte Sandow, seinen Bruder mit sprühenden Augen messend. „Wie kannst du es wagen, einem jungen Mädchen, das unter dem Schutze meines Hauses steht, so zu nahen? Und Sie Miß Palm, wie konnten Sie eine solche Annäherung dulden? Ist sie Ihnen vielleicht erwünscht gewesen? Es scheint ja schon ein recht vertrautes Verhältnis zu sein!“

Frieda blieb die Antwort schuldig auf diesen ihr mit voller Bitterkeit zugeschleuderten Vorwurf. Sie sah Gustav an, als ob sie von ihm ihre Verteidigung erwarte. Er hatte sich auch bereits wieder gefaßt und näherte sich beschwichtigend seinem Bruder.

„Höre mich an! Du bist im Irrtum; ich werde dir alles erklären —“

„Es bedarf keiner Erklärung,“ unterbrach ihn Sandow. „Ich habe es gesehen, was du dir herausgenommen hast, und du wirst mir doch das Zeugnis meiner eigenen Augen nicht abstreiten wollen. Für leichtsinnig habe ich dich immer gehalten aber nicht für so ehrlos, daß du hier, fast unter den Augen Jessys, deiner versprochenen Braut —“

„Franz, jetzt höre auf!“ fiel ihm Gustav plötzlich so fest und bestimmt ins Wort, daß selbst der aufs höchste erzürnte Mann davor

verstummte. „Dergleichen kann ich mir denn doch nicht sagen lassen, so weit geht meine Aufopferung nicht. Frieda, hierher zu mir! Du siehst es ja, daß wir sprechen müssen! Er muß die Wahrheit erfahren."

Frieda gehorchte; sie kam an seine Seite und er legte schützend den Arm um sie. Sandow sah völlig verständnislos von einem zum Andern. Der Vorgang war ihm unerklärlich; er hatte augenscheinlich keine Ahnung der Wahrheit.

„Du thust mir Unrecht mit deinem Vorwurf," fuhr Gustav fort, „und du thust Frieda Unrecht damit. Wenn ich sie küßte, so hatte ich ein Recht dazu. Ist sie doch mein Schützling gewesen von ihrer frühsten Jugend an. Das arme, verlassene Kind wurde ja von allen verleugnet, die ihm schützend und liebend hätten zur Seite stehen sollen. Ich war der einzige, der sein Verwandtenrecht geltend machte. Das habe ich auch jetzt gebraucht und ich denke es vertreten zu können."

Es war überraschend, wie tiefernst die Stimme des oft so übermütigen Spötters klingen konnte. Sandow war schon bei den ersten Worten wie im ahnungsvollen Schrecken zurückgetreten. Alle Farbe wich aus seinem Antlitz, es wurde bleicher und bleicher und den Blick starr auf Frieda geheftet, wiederholte er tonlos und fast mechanisch:

„Dein Verwandtenrecht? Was — was soll das heißen?"

Gustav hob den Kopf des jungen Mädchens empor, der an seiner Schulter lehnte, und wandte ihr Gesicht voll und ganz dem Bruder zu.

„Wenn du es noch nicht errätst, so lies es aus diesem Antlitz, vielleicht wird dir jetzt klar, **wem** die Aehnlichkeit angehört, die du darin suchtest. Ich habe dich allerdings getäuscht, täuschen müssen, denn du wiesest jede Möglichkeit einer Verständigung von dir. Da griff ich zum letzten Mittel und führte Frieda selbst hierher. Ich hoffte, du würdest nach und nach das Gefühl verstehen lernen, das dein halb erstorbenes Herz wieder erwärmte, ich glaubte, es müßte endlich eine Ahnung in dir aufdämmern, daß die Fremde, zu der es dich doch so mächtig hinzog, ein Recht auf deine Liebe habe. — Das ist nun vereitelt, die Entdeckung kommt dir plötzlich und ungeahnt, aber sieh, diese Züge an, es sind die deinen. Du hast lange Jahre hindurch unter einem schweren, finsteren Wahn gelitten und ein schuldloses Kind die Schuld seiner Mutter büßen lassen. Nun erwache endlich daraus und öffne ihm die Arme — deinem einzigen, deinem verleugneten Kinde!"

Eine lange, schwere Pause folgte diesen Worten. Sandow wankte und einen Augenblick schien es, als wolle er zusammenbrechen, aber er blieb aufrecht stehen. In seinem Antlitz arbeitete es furchtbar und seine Brust hob sich keuchend unter einzelnen, kurzen Atemzügen, aber er sprach kein Wort.

„Komm, Frieda", sagte Gustav in weicherem Tone. „Komm zu deinem Vater, du siehst es ja, daß er wartet."

Er zog sie vorwärts und wollte sie seinem Bruder zuführen, aber jetzt gewann dieser auf einmal die Sprache zurück. Er machte eine Bewegung, als wolle er die Nahende von sich stoßen, und sagte dumpf und rauh:

„Zurück! So leicht soll euch der Sieg denn doch nicht werden! Ich durchschaue jetzt die Komödie."

Frieda zuckte zusammen; sie machte sich von dem Arme ihres Beschützers los und wich langsam immer weiter zurück, bis an den äußersten Rand der Laube.

„Die Komödie?" wiederholte Gustav verletzt. „Franz, wie kannst du in solchem Augenblicke **so** sprechen?"

„Und was ist es denn anders?" brach Sandow aus. „Wie nennst du denn das elende Gaukelspiel, das ihr hinter meinem Rücken getrieben habt? Also seit Wochen bin ich in meinem eigenen Hause von Lug und Trug umsponnen gewesen! Und auch Jessy habt ihr mit hineingezogen, ohne ihr Einverständnis wäre es ja nicht möglich gewesen! Alle habt ihr euch gegen mich verschworen! Du —" er wandte sich zu Frieda und es schien, als wolle sich all sein Zorn und Haß über sie allein ergießen, aber da begegnete er den Augen des Mädchens und die Worte erstarben auf seinen Lippen. Er schwieg einige Sekunden lang und fuhr dann mit bitterem Hohne fort: „Dir hat man es wohl sehr verlockend geschildert, einen Vater zu haben, der dir Reichtümer vererben und dir eine glänzende Lebensstellung geben kann? Deshalb hast du dich mit einer Lüge in mein Haus gestohlen. Aber was ich geschworen habe, als ich Europa verließ, das bleibt bestehen. Ich habe kein Kind,

will keins haben und wenn das Gesetz es mir zehnfach zuspricht. Geh' zurück über den Ozean, wo du hergekommen bist. Ich will nicht das Opfer eines Betruges sein!"

„Das habe ich gefürchtet!" sagte Gustav halblaut. „Frieda," er trat rasch zu ihr, „jetzt wecke du das Vatergefühl. Du siehst es ja, daß er mich nicht hört, dich wird und muß er hören. Aber so sprich doch, so öffne doch wenigstens die Lippen! Fühlst du es denn nicht, was an dieser Minute hängt?"

Aber Frieda sprach nicht und öffnete auch nicht die Lippen, die sich krampfhaft fest aufeinander preßten. Auch sie war jetzt totenbleich, aber in ihrem Gesicht stand derselbe Ausdruck harten, finsteren Trotzes, der die Züge ihres Vaters entstellte.

„Laß mich, Onkel Gustav," entgegnete sie. „Ich kann jetzt nicht bitten, und wenn mein Leben daran hinge, ich könnte es nicht. Ich will meinem Vater nur sagen, daß ich unschuldig bin an dem ‚Betrug', den er mir vorwirft."

Die zarte Gestalt des Mädchens richtete sich plötzlich zu ihrer vollen Höhe empor, die dunkeln Augen flammten auf und das tiefverletzte Gefühl brach hervor, leidenschaftlich alle Schranken überflutend, wie ein Strom, den nichts mehr hemmen kann.

„Du brauchtest mich nicht so hart fortzuweisen, ich wäre doch gegangen in dem Augenblick, wo mir klar wurde, daß das einzige, was ich hier suchte, das Herz des Vaters, mir versagt bleibt. Ich habe ja nie die Elternliebe gekannt! Die Mutter war mir entfremdet, von dem Vater wußte ich nur, daß er fern, jenseits des Ozeans lebte, und daß er mich verstoßen hatte, weil er meine Mutter haßte. Ich bin nicht gern gekommen, denn ich kannte und liebte dich nicht, ich fürchtete dich nur. Aber der Onkel sagte mir, daß du einsam und verbittert im Leben daständest, tief unglücklich, trotz deines Reichtums. Daß du Liebe brauchtest und daß ich allein sie dir geben könnte. Damit hat er mich gezwungen, ihm zu folgen, trotz meines Widerstrebens, damit hat er mich immer wieder gebannt, wenn ich in die Heimat zurückflüchten wollte. Jetzt aber wird er mich wohl nicht mehr halten wollen und thäte er es, ich risse mich doch los. Behalte deine Reichtümer, mein Vater, die, wie du glaubst, mich allein zu dir gezogen haben! Segen haben sie dir nicht gebracht, das wußte ich längst und das höre ich jetzt wieder aus deinen Worten. Wärst du arm und verlassen, ich würde trotz alledem versuchen, dich zu lieben, jetzt kann ich es nicht. Ich gehe noch in dieser Stunde!"

Es war etwas Maßloses in dieser Heftigkeit, in diesem Trotze, mit dem sich das Mädchen aufbäumte, aber gerade darin verriet sich etwas, was mächtiger wirkte, als alle Bitten es vermocht hätten — die Aehnlichkeit der Tochter mit ihrem Vater. Im gewöhnlichen Kreislauf des Lebens mochte diese Aehnlichkeit in dem Gesicht des sechzehnjährigen Mädchens und dem des Mannes, der schon graue Haare trug, sich verwischen oder nur in einzelnen Andeutungen verraten; hier, im Momente der höchsten Erregung, kam sie so überzeugend, so überwältigend zum Ausdruck, daß jeder Zweifel davor zu Boden sank.

Auch Sandow mußte das sehen, er mochte wollen oder nicht. Das waren *seine* Augen, die ihm da entgegenflammten, *seine* Stimme, die in seinen Ohren klang, das war sein eigener, finsterer, unbeugsamer Starrsinn, der sich jetzt gegen ihn kehrte. Zug um Zug sah er sich in seiner Tochter wiederholt. Die Stimme des Blutes und der Natur zeugte so laut und unwiderleglich, daß auch der so lang festgehaltene Wahn des Vaters zu weichen begann.

Frieda wandte sich zu ihrem Onkel. „In einer Stunde bin ich reisefertig! Vergib Onkel Gustav, daß ich deine Lehren so schlecht befolge, daß ich all deine Aufopferung unnütz mache, aber — ich kann nicht anders!"

Sie warf sich stürmisch an seine Brust, aber nur einen Augenblick lang, dann riß sie sich los, flog an dem Vater vorüber und eilte wie gejagt durch den Garten, dem Hause zu.

Sandow hatte, als er seine Tochter in den Armen des Bruders sah, eine Bewegung gemacht, als wolle er sie von diesem Platze zurückreißen, aber seine Hand sank machtlos nieder und jetzt sank er selbst wie gebrochen auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen.

Gustav dagegen machte keinen Versuch, seine Nichte zurückzuhalten. Er stand ruhig da, mit verschränkten Armen und beobachtete seinen Bruder. Endlich fragte er:

„Glaubst du es nun?"

Sandow richtete sich empor; er wollte antworten, aber die Worte versagten ihm, er brachte keinen Laut über die Lippen.

„Ich dächte, diese Begegnung müßte dich

überzeugt haben," fuhr Gustav fort. „Die Aehnlichkeit war ja geradezu erschreckend. Du hast dich in deinem Kinde wie in einem Spiegelbilde gesehen. Franz, wenn du auch diesem Zeugnis nicht glaubst, dann freilich ist alles verloren."

Sandow fuhr mit der Hand über die von kaltem Schweiß bedeckte Stirn und blickte dann nach dem Hause, wo Frieda längst verschwunden war.

„Rufe sie zurück!" sagte er leise.

„Das wäre vergebene Mühe, sie würde mir doch nicht folgen. Würdest du zurückkommen, wenn man dich so fortgewiesen hätte? Frieda ist die Tochter ihres Vaters, sie naht dir sicher nicht wieder — du müßtest sie denn selbst zurückholen."

Wieder folgte ein minutenlanges Schweigen, dann erhob sich Sandow, langsam und zögernd, aber er erhob sich doch. Gustav legte rasch die Hand auf seinen Arm.

„Noch ein Wort Franz, ehe du gehst. Frieda weiß von der Vergangenheit nur, was sie notgedrungen wissen mußte, nicht eine Silbe mehr. Sie ahnt nicht, warum du sie verstoßen, und welcher furchtbare Verdacht sie jahrelang von dem Herzen ihres Vaters entfernt hielt. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, dem Kinde das zu enthüllen. Sie glaubt, daß du ihre Mutter haßtest, weil sie sich nach einer unglücklichen Ehe von dir getrennt und einem andern Manne vermählt hat, und daß du diesen Haß auch auf sie selber übertragen hast. Das Motiv genügt ihr, sie fragt nach keinem andern, also laß es dabei bewenden. Ich denke, du wirst es begreifen, daß ich deine Tochter nicht einen Blick in die ganze Tiefe deines häuslichen Elends thun ließ und ihr das schlimmste verschwieg. Wenn du es nicht berührst, so wird sie es nie erfahren."

„Ich — danke dir!" Der ältere Bruder ergriff die Hand des jüngeren, die dieser fest und herzlich drückte. Dann wandte sich Sandow um und ging raschen Schrittes davon.

„Er geht zu ihr!" sagte Gustav aufatmend. „Gott sei Dank — nun mögen sie das weitere allein ausmachen!"

* * *

Frieda hatte sich in ihr Zimmer geflüchtet, das im oberen Stockwerk der Villa lag. Eine andere hätte sich jetzt vielleicht den Thränen hingegeben, oder bei der teilnehmenden Jessy ihr Herz ausgeschüttet, aber das junge Mädchen that nichts von dem allen; sie traf nur in unruhiger Hast die Vorbereitungen zur Abreise. Die harte Zurückweisung des Vaters, die wie Feuer auf ihrer Seele brannte, ließ nur den einen Gedanken aufkommen: Hinweg aus diesem Hause, aus dem man sie so verletzend fortgewiesen, hinweg, so schnell als möglich!

Frieda hatte ihren Reisekoffer hervorgezogen, der noch in einer Ecke des Gemaches stand, und raffte jetzt ihre Sachen zusammen. Das geschah stumm, thränenlos, aber mit einer stürmischen Eile, als gelte es einem Unglück zu entfliehen. Sie kniete vor dem geöffneten Koffer und war im Begriff, einige Kleidungsstücke hineinzulegen, als draußen auf der Treppe Schritte ertönten. Es war jedenfalls der Onkel, der sie aufsuchte; sie wußte es ja, daß er zu ihr kommen würde, und wollte ihn bitten, mit ihr nach irgend einem Hotel zu fahren. Von dort konnte er über die Rückreise bestimmen. Sie wollte sich in alles fügen, allem gehorchen, nur sollte er nicht versuchen, sie noch länger hier zu halten. Die Schritte kamen näher, die Thür öffnete sich und auf der Schwelle stand — der Vater!

Frieda bebte zusammen, das Tuch, das sie in der Hand hielt, fiel zu Boden und sie selbst verharrte wie gelähmt vor Ueberraschung in ihrer Stellung. Sandow schloß die Thür und trat vollends ein; er blickte auf den geöffneten Koffer und die umherliegenden Sachen.

„Du willst fort?"

„Ja."

Frage und Antwort klangen gleich kurz und herb. Es schien, als wolle sich die Kluft zwischen Vater und Tochter noch einmal in ihrer ganzen Weite aufthun. Sandow schwieg einige Sekunden lang, er kämpfte offenbar mit sich selber, endlich sagte er:

„Komm zu mir, Frieda!"

Sie erhob sich zögernd, stand einen Moment lang wie unentschlossen da und näherte sich dann langsam, bis sie dicht vor dem Vater stand. Er legte den Arm um sie und hob mit der andern Hand ihren Kopf empor. Zu ihr herab gebeugt, schien er Zug für Zug, Linie für Linie zu prüfen und seine Augen bohrten sich förmlich in ihr Antlitz. Der alte Argwohn erhob sich noch einmal, zum letzten-

mal, aber er floh weiter und weiter, je mehr der Vater die eigenen Züge in seinem Kinde wiederfand.

Ein tiefer, befreiender Atemzug rang sich aus Sandows Brust empor und der halb angstvoll forschende, halb drohende Blick schmolz in einer Thräne, die heiß und schwer auf Friedas Stirn niederfiel.

„Ich habe dir vorhin wehe gethan," sagte er, „aber glaubst du denn, daß es mir leicht wurde, das einzige von mir zu stoßen, was mir noch Freude am Leben verheißt? Gustav hat recht, es war ein böser, finsterer Wahn, mag er vergessen sein für immer! Mein Kind," seine Stimme brach in tiefster Erschütterung, „willst du deinen Vater lieben?"

Ein Aufschrei des Jubels brach von den Lippen der Tochter. Vor diesem Ton, dem ersten, der voll und ganz aus dem Herzen kam, versank die Bitterkeit der letzten Stunde, versank auch die jahrelange Trennung und Entfremdung. Frieda schlang beide Arme um den Hals ihres Vaters und als er sie jetzt mit stürmischer Zärtlichkeit an seine Brust schloß, da fühlten sie es beide, daß der alte Schatten, der so lange trennend zwischen ihnen gestanden, gebannt war für immer! —

Auch Gustav war inzwischen langsam nach dem Hause zurückgekehrt. Als er in den Gartensalon trat, kam ihm Jessy in größter Unruhe entgegen.

„Mr. Sandow, was um Gotteswillen ist denn vorgefallen? Frieda stürzt vor zehn Minuten in mein Zimmer, ganz außer sich, fällt mir um den Hals und sagt mir lebewohl. Sie erklärt, daß sie fort müsse, daß sie nicht eine Stunde länger bleiben könne, will keiner Frage Rede stehen, sondern verweist mich wegen der Aufklärung an Sie und eilt davon. Was ist denn geschehen?"

Gustav zuckte die Achseln. „Was ich fürchtete, als ich die Entdeckung noch hinausschieben wollte. Ein Zufall verriet meinem Bruder unser Geheimnis und wir mußten ihm die Wahrheit bekennen. Sein Zorn über die Täuschung loderte mit voller Heftigkeit auf und ergoß sich schonungslos über uns beide. Frieda hielt dieser Szene nicht stand, sie erklärte gehen zu wollen und trifft wahrscheinlich jetzt schon ihre Reisevorbereitungen."

„Und Sie sind nicht bei ihr?" rief Jessy. „Sie haben sie nicht geschützt und vertreten? Können Sie Frieda in einer solchen Stunde wirklich allein lassen? Gehen Sie zu ihr!"

„Da bin ich augenblicklich ganz überflüssig," erklärte Gustav mit einer Ruhe, die Miß Clifford als der Gipfel des Egoismus erschien. „Was nun noch zu thun ist, das mag Frieda allein ausfechten. Ich werde nun wohl endlich auch an mich denken dürfen."

Seine Augen, die auf Jessys Antlitz ruhten, leuchteten wieder wie vorhin, als ihm Frieda jene Aeußerungen wiederholte. Bei diesem Anschauen vergaß er ganz, daß seine Worte notwendig mißverstanden werden mußten, und das geschah denn auch im vollsten Umfange.

„Sie haben von jeher nur zu viel an sich gedacht," entgegnete Jessy, immer erregter werdend. „Aber wenn noch ein Funke von Liebe in Ihrer Brust ist, so müssen Sie jetzt fühlen, daß Ihr Platz an der Seite Ihrer Braut ist."

Gustav lächelte und trat dicht an die Erzürnte heran, während er mit Nachdruck sagte:

„Frieda ist nicht meine Braut, ist es nie gewesen."

Jessy blickte ihn an, als habe sie nicht recht gehört.

„Nicht Ihre Braut?"

„Nein, erinnern Sie sich, daß ich sie ausdrücklich als meinen Schützling bei Ihnen einführte. Sie waren es, Miß Clifford, die ein anderes Verhältnis annahm, und ich ließ Sie stillschweigend in Ihrem Irrtum. Jetzt aber, wo meine Beschützerrolle zu Ende ist, darf ich es Ihnen wohl eingestehen, daß meine Empfindungen von einer ganz andern Seite gefesselt waren."

Er beugte sich über ihre Hand und drückte einen leidenschaftlichen Kuß darauf, der seine Worte hinreichend erklärte, aber das Spiel, das er in seinem Uebermute getrieben, sollte nun auf ihn selbst zurückfallen. Er hatte sich zu lange als den herzlosen Egoisten hingestellt und mußte das jetzt büßen. Jessy riß in tiefster Empörung ihre Hand zurück.

„Ah, Mr. Sandow, das geht denn doch zu weit! Also jetzt, wo Ihr Bruder Frieda zurückstößt, wo Sie die Unmöglichkeit einsehen, seine Einwilligung zu erlangen, jetzt wagen Sie es, mir zu nahen? Sie versuchen es sogar, mir gegenüber Ihre Braut zu verleugnen, und alles für eine Komödie auszugeben? Das ist wahrlich zu viel!"

„Aber Miß Clifford, um des Himmelswillen —!“ rief Gustav, jetzt im vollen Ernste erschrocken; doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr wie außer sich fort:

„Ich habe es schon damals gewußt, als Sie den ‚Schützling‘ so betonten, daß Sie sich den Rückzug offen halten wollten. Wenn das Vermögen nicht mit Frieda zu erreichen war, so sollte es ohne sie erreicht werden. Dann blieb Ihnen ja noch die Erbin, die Ihnen von Anfang an zugedacht war, und diese Erbin wollen Sie sich jetzt sichern, wo die Verlassene, Aufgegebene noch in unserem Hause weilt. Ich habe schon manche bittere Enttäuschung hinsichtlich Ihres Charakters erfahren, aber eine so schmähliche Verleugnung aller Treue und alles Glaubens hatte ich denn doch nicht erwartet!“

Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Gustav wollte beschwichtigen, bitten, erklären, aber es war vergebens. Sie eilte in das anstoßende Zimmer und als er ihr folgen wollte, wurde von innen der Riegel vorgeschoben. Gleich darauf hörte er, wie Jessy auch dies Zimmer durch eine andere Thür verließ, sie war also auch nicht mehr seinen Worten erreichbar.

Der Zurückgebliebene begann jetzt seinem Zorne Luft zu machen. „Das ist denn doch zu arg! Das habe ich von meiner Aufopferung für die Interessen anderer! Mein Bruder fährt wie ein Wüterich auf mich los, weil ich meiner Nichte Zärtlichkeit erweise, und hier werde ich wie ein Verbrecher behandelt, weil ich sie ihr nicht erweise. Freilich, ich hätte Jessy früher ins Vertrauen ziehen sollen. Das kommt von dem verwünschten Uebermut! Mir hat die Sache Spaß gemacht und sie — sie weinte ja wie eine Verzweifelte! Jetzt kann ich vielleicht bis morgen warten, ehe sie wieder zum Vorschein kommt, und das Mißverständnis darf keine Stunde länger währen.“

Er stampfte ratlos und verzweifelt mit dem Fuße, als urplötzlich eine Stimme hinter ihm sagte:

„Um Vergebung — man hat mich hier hergewiesen.“

Gustav fuhr auf und sah sich um. An der Hauptthür des Salons stand ein Fremder, ein kleiner Herr, mit rotem Gesicht, der sich jetzt artig verbeugte.

„Habe ich vielleicht die Ehre, den Chef des Cliffordschen Hauses zu sehen?“ sagte er etwas ängstlich, denn die wütende Pantomime Gustavs war ihm nicht entgangen. „Ich war bereits auf dem Kontor und erfuhr dort, daß Mr. Sandow die Stadt schon verlassen hatte. Da meine Angelegenheit aber dringend ist, so habe ich ihn hier auf seiner Villa aufgesucht.“

„Mein Bruder ist nicht zu sprechen,“ versetzte Gustav in gereiztem Tone, denn bei seiner brennenden Ungeduld war ihm die Störung im höchsten Grade unwillkommen. „Er hat wichtige Verhinderung und empfängt heute niemand.“

Bei dem Worte „Bruder“ verneigte sich der kleine Herr noch tiefer und kam vertrauungsvoll näher.

„Ah, Mr. Gustav Sandow! der große deutsche Journalist! Ich bin hocherfreut, daß mir das Glück zu teil wird, eine solche Berühmtheit kennen zu lernen, eine Berühmtheit, die auch von unserer Firma nach ihrem vollen Werte geschätzt wird.“

„Was wünschen Sie denn eigentlich?“ fragte Gustav mit einem Blicke, der das dringende Verlangen aussprach, den Bewunderer seiner Größe zur Thür hinaus zu befördern.

„Ich bin ein Agent von Jenkins und Kompanie,“ erklärte der Fremde, den Namen mit großem Selbstgefühl betonend. „Ich bin erst heute mit einer Anzahl von Auswanderern hier angelangt und sah mich genötigt, sofort unseren verehrten Geschäftsfreund aufzusuchen. Da Mr. Sandow aber nicht zu sprechen ist, so kann ich wohl auch Ihnen meine Mitteilung machen.“

Das brachte Gustav nun vollends um den letzten Rest von Geduld, über den er noch verfügte. In solchem Augenblick einen Agenten von Jenkins und Kompanie empfangen zu müssen, ging über seine Kräfte. Er fuhr den Vertreter des verhaßten Namens mit der größten Unhöflichkeit an.

„Ich nehme keine Mitteilungen entgegen, die für meinen Bruder bestimmt sind. Bringen Sie Ihre Nachrichten morgen auf dem Kontor an. Ich wollte,“ hier ließ er plötzlich das Englisch fallen, in dem er mit dem Amerikaner gesprochen, und brach in eine kräftige deutsche Verwünschung aus. „Ich wollte der Kuckuck holte Jenkins und Kompanie und deren sämtliche Agenten und expedierte die ganze Gesellschaft

nach ihren verwünschten Ländereien im Westen, damit ihnen ihre menschenfreundlichen Spekulationen auf ihre eigenen Köpfe fiele!" Damit ließ er den ganz verdutzten Herrn stehen und lief zu einer andern Thür hinaus.

Der Agent sah ihm mit verwirrter Miene nach. Er hatte zwar den deutschen Teil der Rede nicht verstanden, aber so viel war ihm doch klar geworden, daß die Worte des „großen deutschen Journalisten" eine gewisse Grobheit enthielten. Zu seiner Betrübnis sah er ein, daß keine Aussicht war, seine Mitteilung heute anzubringen. Der ältere Mr. Sandow blieb unsichtbar und der jüngere —. Der kleine Herr schüttelte den Kopf und sagte bedenklich, während er den Rückzug antrat:

„Merkwürdige Leute, diese deutschen Journalisten! Sie sind so nervös, so aufgeregt, ja gewissermaßen wütend. Wenn man ihnen Komplimente sagt, so antworten sie mit einer Grobheit. Da pflegen unsere Herren von der Presse doch viel höflicher zu sein, wenn man ihnen von ihrer großen Berühmtheit spricht!"

Jessy hatte sich wirklich in ihr Zimmer eingeschlossen und ließ dort ihren Thränen freien Lauf. Nie in ihrem ganzen Leben war sie so verzweifelt, so tief unglücklich gewesen, wie in dieser Stunde. Jetzt erst fühlte sie, wie fest ihr Herz an dem Manne hing, den sie doch um jeden Preis von sich stoßen wollte.

Sie hatte längst ein geheimes Interesse für diesen Bruder ihres Vormunds gehegt, als er noch in Deutschland lebte. Sie kannte ihn nicht, aber seine Feder wob ein unsichtbares Band zwischen ihnen. Mit welchem glühenden Eifer hatte sie stets seine Artikel gelesen, mit welcher Begeisterung war sie dem Fluge seines Idealismus gefolgt. Sie wußte sich eins mit ihm in allem Denken und Fühlen und er war ihr allmählich eine Art von Ideal geworden. Und nun war der Idealist gekommen, um mit Verleugnung seiner ganzen Vergangenheit sich zu den Geldspekulationen seines Bruders herzugeben. Nun verbarg er feige seine Herzensneigung vor diesem Bruder, häufte Intrigue auf Intrigue, um nur ja das zugesagte Vermögen nicht zu verlieren, und als dies Vermögen doch auf dem Spiele stand, da verleugnete er auch seine Braut und zog die Erbin vor. Der elendeste Egoismus, die niedrigste Berechnung waren die alleinigen Triebfedern seiner Handlungen. Jessy haßte und verachtete ihn aus voller Seele, aber daß sie das thun mußte, daß sie gerade diesen Mann verachten mußte, das zerriß ihr das Herz.

Sie hatte sich auf das Sofa geworfen und verbarg schluchzend ihr Gesicht in den Kissen, als plötzlich ihr Name genannt wurde, und erschrocken emporfahrend erblickte sie Gustav Sandow, der mitten im Zimmer stand. Sie sprang auf.

„Mr. Sandow, wie kommen Sie hierher? Ich hatte doch —"

„Ja, Sie hatten mir den Weg durch den Salon verriegelt," fiel ihr Gustav ins Wort, „und ihr Kammermädchen erhielt auch Befehl, niemand einzulassen, aber ich habe mich nicht daran gekehrt und bin trotz Riegel und Kammerjungfer zu Ihnen gedrungen. Sprechen muß ich Sie, das ist für uns beide notwendig."

„Ich will Sie aber nicht hören!" rief Jessy, mit einem vergeblichen Versuch, ihre Fassung zu behaupten."

„Ich will aber gehört sein!" versetzte Gustav. „Ich hatte anfangs die Absicht, Frieda als Parlamentär abzusenden, aber das dauert mir zu lange. Sie ist noch bei ihrem Vater."

„Bei wem?"

„Bei ihrem Vater — meinem Bruder!"

Jessy stand wie erstarrt. Die Entdeckung kam so plötzlich, daß sie sie im ersten Augenblick nicht zu fassen vermochte, erst als Gustav fragte: „Darf ich mich nun rechtfertigen?" erst da blitzte es wie Hoffnung und Glück in ihrer Seele auf. Sie ließ es geschehen, daß er ihre Hand ergriff, sie zum Sofa führte und neben ihr Platz nahm.

„Ich habe Ihnen zu beichten, Miß Clifford," begann er. „Ich muß weit in die Vergangenheit meines Bruders zurückgreifen, um Ihnen alles zu erklären. Später mag es ausführlicher geschehen, jetzt sollen Sie nur das erfahren, was mich rechtfertigt."

Er hielt ihre Hand noch immer in der seinigen und Jessy ließ es widerspruchslos geschehen. Sie begann jetzt an die Möglichkeit einer Rechtfertigung zu glauben.

„Mein Bruder hat in seinem Familienleben sehr bittere Erfahrungen gemacht. Eine scheinbar glückliche Ehe endete für ihn mit einer furchtbaren Entdeckung. Er sah sich von seiner Frau und seinem nächsten Freunde verraten und die Vorgänge bei jener Katastrophe waren derart, daß mit dem Glück seines Hauses auch

seine äußere Lebensstellung zusammenstürzte. Er konnte und wollte nicht länger in der Heimat bleiben, und ging nach Amerika, wo er bei Ihren Eltern Aufnahme fand. Aber er hatte in Deutschland eine Tochter zurückgelassen, sein einziges Kind, das damals erst wenige Jahre zählte. In seinem Haß, seiner Verbitterung gegen alles, wollte er auch dies Kind nicht anerkennen, es blieb der Mutter, die sich nach erfolgter Scheidung jenem Manne vermählte."

Er hielt einen Augenblick inne. Jessy hörte in atemloser Spannung zu, auf ihrem bleichen, noch thränenfeuchten Antlitz stieg allmählich eine leise Röte auf, während Gustav fortfuhr:

„Ich befand mich damals noch auf der Universität und hatte keine Möglichkeit, für Frieda einzutreten, da meine Vorstellungen wirkungslos blieben, aber verlassen habe ich meine kleine Nichte nie. Das arme Kind hatte eine trostlose Jugend in jener Familie, wo sie allen und jedem ein Stein des Anstoßes war. Von dem Stiefvater mit Widerwillen geduldet, von der eigenen Mutter mit Gleichgültigkeit, ja fast mit Abneigung behandelt, stand sie auch den heranwachsenden Stiefgeschwistern fremd gegenüber und fühlte mit jedem Jahre mehr ihre Vereinsamung. Sobald mir eigene Mittel zu Gebote standen, nahm ich das Recht des Oheims in Anspruch, das mir auch bereitwillig zugestanden wurde, und entriß meine Nichte jenen Verhältnissen. Ich brachte sie in ein Erziehungs-Institut, wo sie bis zum Tode ihrer Mutter blieb. Dieser Tod löste das Band, das meinen Bruder immer zu neuer Verbitterung aufstachelte und jetzt beschloß ich seiner Tochter ihr Recht zu erkämpfen, koste es was es wolle!"

„Und darum kamen sie nach Amerika?" fragte Jessy schüchtern.

„Darum allein! Ich hatte schon früher brieflich einen Versuch gemacht, aber von Franz die härteste Zurückweisung erfahren. Er drohte mir die Korrespondenz abzubrechen, wenn ich noch einmal diesen Gegenstand berührte. So setzte ich denn meine ganze Hoffnung auf Friedas persönliches Eingreifen, aber die Ausführung dieses Planes erschien fast unmöglich. Ich konnte das junge Mädchen doch nicht allein über den Ozean reisen lassen und wäre sie in meiner Begleitung erschienen, so würde mein Bruder sofort Verdacht geschöpft haben. Da legte der Tod Ihres Vaters, Miß Clifford, ihm den Gedanken an einen neuen Kompagnon nahe, und er ersah mich dazu aus. Unter andern Verhältnissen würde ich die Zumutung, mein Vaterland, meinen Beruf und meine Selbständigkeit, ja den ganzen Inhalt meines bisherigen Lebens über Bord zu werfen, um materieller Interessen willen, energisch zurückgewiesen haben, jetzt sah ich sie als einen Wink des Himmels an. Ich ging scheinbar auf das Anerbieten ein und reiste mit Frieda ab. Sie blieb einstweilen in New York zurück, während ich hier das Terrain rekognoszierte und sie dann später unter fremdem Namen in das Vaterhaus einführte. Das weitere wissen Sie ja. Bei der Entdeckung hat es allerdings noch einen letzten, schweren Kampf gekostet. Es gab eine Szene, die alles zu vernichten drohte, aber schließlich erwachte doch das Vatergefühl bei meinem Bruder und jetzt ist er mit seinem Kinde vereint."

Jessy saß mit gesenkten Augen und glühenden Wangen da bei dieser Erzählung, die einen Stachel nach dem andern aus ihrer Seele nahm. Es war ihr, als sei sie selbst erlöst, nun der trübe Schleier sank, der ihr so lange den „Egoisten" verhüllte.

„Ja, Miß Clifford, mit der Erbschaft ist es nun nichts!" sagte Gustav nach einer Pause etwas boshaft. „Sie wurde mir zwar angeboten und ich habe mir auch redliche Mühe darum gegeben, aber doch zu Gunsten der rechtmäßigen Erbin. Leider muß ich auch auf die Ehre verzichten, Teilhaber des Cliffordschen Hauses zu werden. Die gesamte Redaktion der C—schen Zeitung hat mich mit feierlichem Eidschwur verpflichtet, zu ihr zurückzukehren, sobald mein Urlaub zu Ende ist, und auf die Dauer würde mir das „Zahlenschreiben" wohl auch nicht zusagen. Ich nehme die alte Fahne wieder auf, die ich doch nicht so schmählich verlassen habe, als Sie mir vorwerfen. Finden Sie meine Leistungen am Kontortisch immer noch so verachtungswert?"

Jessy sah zu ihm auf, beschämt, verlegen und doch mit dem Gefühl eines unendlichen Glückes.

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan, Mr. Sandow. Sie trugen freilich selbst die Schuld daran, aber — ich leiste Abbitte."

Sie konnte ihm nicht die Hand reichen, denn er hatte diese überhaupt gar nicht los-

gelassen und jetzt beugte er sich nieder und drückte einen Kuß darauf, der diesmal auch ganz ruhig geduldet wurde.

„Ich habe mich wochenlang auf diese Erklärung gefreut,“ sagte er lächelnd. „Glauben Sie denn, daß ich die herrischen Zurechtweisungen meines Bruders und Ihre Verachtung auch nur eine Stunde ertragen hätte, wenn ich nicht der schließlichen Abbitte sicher gewesen wäre?“

„Und Frieda ist wirklich nur Ihr Schützling gewesen?“ fragte Jessy mit einem Herzklopfen, das sie nicht zu bewältigen vermochte. „Sie lieben sie nicht?“

„Frieda ist meine liebe Nichte und ich bin ihr hochverehrter Onkel, damit sind aber auch unsere gegenseitigen Beziehungen erschöpft. Da sie jetzt ihren Vater gefunden hat, bin ich auch als ‚Respektsperson‘ bei ihr überflüssig geworden. Da wir aber nun gerade von der Liebe sprechen — Jessy, so habe ich eine Frage an Sie zu richten.“

Die Frage schien erraten zu werden, denn Jessys Antlitz war wie in Glut getaucht. Sie wagte es nicht, aufzusehen, aber das war auch gar nicht nötig, denn Gustav lag bereits zu ihren Füßen und sie mußte nun notgedrungen niederblicken zu ihm, als er mit voller, warmer Empfindung ausbrach:

„Meine geliebte, meine teure Jessy, jetzt ist es an mir, um Verzeihung zu bitten! Ich habe intriguiert, ich habe gelogen, auch dir gegenüber, das läßt sich nicht wegleugnen, aber ich habe auch dafür büßen müssen, denn du hast mir vorhin bittere Dinge anzuhören gegeben. Doch eins wenigstens ist wahr und treu in mir gewesen seit unserer ersten Begegnung — das Gefühl, das in mir erwachte, als ich zum erstenmal in diese blauen Augen sah! Also laß Gnade für Recht ergehen!“

Jessy schien durchaus zur Gnade geneigt, das sagten ihm diese blauen Augen, noch ehe die Lippen es aussprachen. In stürmischer Freude sprang er auf und die Begnadigung wurde nun wirklich im vollsten Umfange vollzogen und ließ auch hinsichtlich der üblichen Formalitäten gar nichts zu wünschen übrig.

Eine halbe Stunde später traten die beiden in Friedas Zimmer, wo Sandow sich noch bei seiner Tochter befand. Gustav hatte Jessys Arm in den seinigen gelegt und führte sie seinem Bruder zu.

„Franz,“ sagte er feierlich, „an deinem ganzen unsinnigen Plane war doch wenigstens etwas Vernünftiges, etwas sogar s e h r Vernünftiges — ja meine kleine Frieda, sieh deinen Onkel und deine künftige Tante nicht so erstaunt an, das sind eben die Dinge, von denen du noch nichts verstehst — wir haben mit unserem beiderseitigen Scharfsinn dies einzig Vernünftige herausgefunden und stellen uns hiermit als Brautpaar vor.“

* *
*

Es war am Morgen des nächsten Tages. Die beiden Brüder hatten sich nach dem Frühstück in das Arbeitszimmer des älteren zurückgezogen und befanden sich allein dort. Sandow saß am Schreibtisch; auf seinem Antlitz lag ein Ausdruck, der seit langen Jahren nicht darauf geweilt hatte, ein Schimmer von dem Glück früherer Tage, aber seine Stirn war noch umwölkt, als er zu seinem Bruder sprach, der ihm gegenüber am Fenster lehnte.

„Du willst mich also wirklich verlassen und Jessy nach Deutschland entführen? Ich hoffte, jetzt, wo Cliffords Tochter die Deine wird, würdest du auch seinen Lieblingswunsch erfüllen und sein Nachfolger werden. Du brauchst dich ja deshalb nicht ganz von deiner Feder zu trennen, die eigentliche Arbeitslast läge nach wie vor auf meinen Schultern. Unsere Presse ist mächtiger und einflußreicher als die eure, du findest hier ein freieres und größeres Feld als in der Heimat. Ueberlege es dir!“

„Es bedarf keiner Ueberlegung,“ sagte Gustav mit Entschiedenheit. „Ich kann nur einem mein ganzes Interesse und meine Arbeitskraft zuwenden; Kaufmann u n d Journalist, das geht nicht! Wäre übrigens das geistige Feld hier auch noch so groß, ich hänge nun einmal mit allen Wurzeln meines Lebens an der Heimat, ich kann nur dort wirken und schaffen. Was nun aber unsere Kompagnonschaft betrifft, so würden wir uns doch nicht vertragen. Einige Wochen lang konnte ich die Maske der Unterordnung festhalten und zu allem schweigen, da ich es um Friedas willen nicht zum Bruche treiben durfte. Jetzt aber, Franz, muß ich dir doch geradeheraus sagen, daß deine Geschäftspraxis, deine ganze kaufmännische Art und Weise es mir nie möglich gemacht hätte, mit dir gemeinsam zu gehen. Sie hat dich zur intimen Verbindung mit einem Jenkins geführt — darin liegt ihr Urteil.“

Sandow fuhr nicht auf, wie er es sonst wohl bei einer solchen Erklärung gethan hätte, seine Stirn furchte sich nur tiefer.

„Du siehst die Dinge von deinem Standpunkte an und ich von dem meinigen. Dir gibt dein Beruf freilich die volle Freiheit des Handelns und der Anschauungen, ich stehe inmitten aller möglichen einander feindseligen Interessen und kann nicht immer meine Mittel wählen. Man ist nur selten Herr der Verhältnisse. Ich wollte," er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit Ueberwindung fort, „ich wollte, ich wäre auf dies Kompagniegeschäft mit Jenkins nicht eingegangen. Es ist aber nun einmal geschehen und ich kann davon nicht loskommen."

„Kannst du wirklich nicht? Sollte es keinen Weg dazu geben?"

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich Hunderttausende an die Spekulation gewagt habe, und daß sie auf dem Spiele stehen, wenn die Sache nicht einschlägt oder wenn ich einseitig zurücktrete."

„So müßtest du eben zurücktreten auf die Gefahr eines Verlustes hin."

Sandow blickte ihn an, als traue er seinen Ohren nicht.

„Auf die Gefahr eines *solchen* Verlustes hin? Redest du im Ernste? Hast du eine Idee davon, was derartige Summen bedeuten? Ich habe gethan, was ich konnte, ich habe den Versuch gemacht, mich gütlich mit Jenkins auseinander zu setzen — zu meinem Schaden, denn er ist darüber stutzig geworden. In seinem letzten Briefe fragt er mit unverhehltem Mißtrauen an, ob ich denn meine Kapitalien so notwendig brauche, daß ich sie um jeden Preis zurückziehen wolle. Er scheint an Verluste meinerseits zu glauben, zweifelt vielleicht an meiner Kreditfähigkeit und das ist das gefährlichste, was einem Kaufmanne begegnen kann. Ich muß jetzt sofort und mit aller Energie in die Sache eintreten, will ich jene Unvorsichtigkeit wieder gut machen."

„Ich habe dir gestern dein Kind zugeführt," sagte Gustav ernst, „und ich glaube, du hast damit mehr gewonnen, als du hier verlieren kannst. Um Friedas willen, hoffte ich, würdest du von einer Spekulation zurücktreten, die dich hindert, deiner Tochter ins Auge zu sehen."

Sandow wandte sich heftig ab, aber seine Stimme klang in der alten Härte, als er erwiderte:

„Eben um Friedas willen! Soll ich mein eben erst gefundenes Kind arm machen? Soll ihr die Hälfte ihres Vermögens rauben?"

„Sie wird auch an der andern Hälfte genug haben und ich glaube nicht, daß das Ganze ihr Segen bringt, wenn es um solchen Preis erhalten wird."

„Schweig, davon verstehst du nichts. Ein Rücktritt auf alle Gefahr hin, wie du ihn mir zumutest, ist eine Unmöglichkeit, also kein Wort mehr davon! Dich entbinde ich natürlich von deinem Versprechen, denn wie ich dich jetzt kenne, hättest du jene Artikel doch nie geschrieben."

„Der erste ist bereits fertig," entgegnete Gustav kalt. „Es wird freilich auch der letzte sein; ein einziger genügt für den Zweck. Ich wollte dir ohnehin das Manuskript heute Morgen vorlegen. Hier ist es."

Er zog einige beschriebene Blätter hervor und reichte sie dem Bruder, der sie zögernd nahm, und ihn dabei ungewiß und fragend ansah.

„Lies!" sagte Gustav einfach.

Sandow begann zu lesen, erst langsam, dann immer hastiger. Er schlug mit zitternder Hand die Seiten um und überflog sie. Sein Gesicht wurde dunkelrot dabei und endlich warf er, in der Mitte abbrechend, das Manuskript auf den Schreibtisch.

„Bist du von Sinnen? Das hast du geschrieben, *das* willst du veröffentlichen? Es ist ja geradezu furchtbar, was du aller Welt aufdeckst!"

Gustav richtete sich hoch auf und trat dicht vor seinen Bruder hin.

„Furchtbar, ja das ist es! Und das furchtbarste ist, daß all diese Dinge wahr sind! Ich war an Ort und Stelle und kann für jedes Wort bürgen, das ich geschrieben habe. Tritt zurück, Franz, so lange es noch Zeit ist! Dieser Artikel, in der C—schen Zeitung veröffentlicht, von der ganzen deutschen Presse wiederholt, kann seine Wirkung nicht versagen. Die Konsulate, die Ministerien werden aufmerksam werden. Man wird dem Jenkins das Handwerk legen oder wenigstens dafür sorgen, daß keiner ungewarnt in seine Hände fällt."

„Du bist wohl sehr stolz auf diesen voraussichtlichen Erfolg deiner Feder!" rief Sandow außer sich. „Du hast nur vergessen, daß auch

ich Mitbesitzer jener Ländereien bin, die du so empörend schilderst, daß jedes deiner Worte sich gegen das Vermögen und die Ehre deines Bruders richtet. Du ruinierst mich nicht allein dadurch, du stellst mich auch vor aller Welt als einen Schurken hin."

„Das thue ich nicht, denn du wirst dich von dieser schurkischen Gesellschaft losmachen und ich werde hinzufügen können, daß mein Bruder, der unwissentlich in jene Spekulation verwickelt war, freiwillig und mit pekuniären Opfern zurückgetreten ist, als ihm die Augen über deren Verderblichkeit geöffnet wurden. Sage das deinem Geschäftsfreunde offen heraus, wenn du fürchtest, daß bloße Vorwände deinen Kredit schädigen. Die Wahrheit ist auch hier das beste."

„Und du meinst, Jenkins würde mir, dem Kaufmanne, dem Chef des Cliffordschen Hauses einen so wahnsinnigen Streich zutrauen? Er wird einfach glauben, daß ich den Verstand verloren habe."

„Möglich, denn da diese Ehrenmänner selbst kein Gewissen haben, so werden sie auch nicht begreifen, daß es einem andern schlagen kann. Gleichviel, du mußt das äußerste versuchen."

Sandow durchmaß einigemale stürmisch das Zimmer, endlich blieb er stehen und sagte mit fliegendem Atem:

„Du weißt nicht, was es heißt, in ein Wespennest zu greifen. Du bist in Europa allerdings sicher vor ihren Stichen, ich bleibe ihrer ganzen Rache preisgegeben. Jenkins verzeiht es mir nie, wenn mein Name mit solchen Enthüllungen verknüpft wird. Er ist einflußreich genug, alle gegen mich zu hetzen, die dadurch mitbetroffen werden und das sind Hunderte. Du kennst nicht den eisernen Ring von Interessen, der uns hier umschließt und zusammenhält. Eins hängt am andern, einer stützt den andern. Wehe dem, der sich eigenmächtig daraus löst und seinen frühern Genossen den Kampf bietet. Sie verschwören sich alle zu seinem Sturze. Sein Kredit wird untergraben, seine Pläne gekreuzt, er selbst verleumdet und gehetzt bis zum Untergange. Ich kann gerade jetzt solche Angriffe nicht aushalten. Jessys Vermögen geht der Firma verloren, ich habe meine eigene Mittel durch jene Unternehmung aufs äußerste geschwächt, schlägt sie fehl, so ist es für mich der Anfang des Ruins. Das sage ich dir ebenso schonungslos, wie du zu mir gesprochen hast — und nun geh hin und sende deine Enthüllungen in die Welt hinaus!"

Er hielt inne, überwältigt von der Erregung. Gustav blickte finster vor sich hin, auch seine Stirn war jetzt tief und sorgenvoll gefurcht.

„Ich habe nicht geglaubt, daß du so von allen Seiten umgarnt und umstellt wärest. Das kommt von dieser unglückseligen Geschäftspraxis! Nun denn —" er legte die Hand auf das Manuskript, „zerreiße diese Blätter, ich werde sie nicht von neuem schreiben. Ich schweige, wenn du mir erklärst, daß meine Worte dein Ruin sind. Aber auf dich die Folgen! Auf dich die Verantwortung für jedes Menschenleben, das in euren Fiebersümpfen zu Grunde geht!"

„Gustav, du bringst mich um!" stöhnte Sandow, indem er auf einen Stuhl sank.

Die Thür wurde leise geöffnet und die Stimme des Dieners meldete, daß der Wagen vorgefahren sei, der die Herren stets um diese Zeit nach der Stadt brachte. Gustav winkte dem Manne, sich zu entfernen, und beugte sich dann zu seinem Bruder nieder.

„Du kannst jetzt keinen Entschluß fassen, du mußt erst ruhiger werden. Laß mich heute allein nach dem Büreau fahren und dich dort vertreten. Du bist furchtbar aufgeregt und erschüttert, es ist seit gestern zuviel auf dich eingestürmt."

Sandow gab stumm ein Zeichen der Einwilligung, er mochte wohl selbst fühlen, daß er heute nicht im stande war, seinen Untergebenen den gewohnten ruhigen Geschäftsmann zu zeigen. Doch als sein Bruder schon an der Thür war, fuhr er plötzlich auf.

„Noch eins — kein Wort zu Frieda! Führe sie nicht gegen mich ins Feld oder du bringst mich zum Aeußersten."

„Sei ruhig, das hätte ich doch nicht gewagt," sagte Gustav mit schwerem Nachdruck. „Es würde dir das kaum gewonnene Herz deines Kindes entfremden, vielleicht für immer — Leb' wohl, Franz!" —

Etwa eine Stunde später trat Frieda in das Arbeitszimmer ihres Vaters, wo dieser noch immer ruhelos auf und nieder ging. Sie erschrak, als sie ihn ansah, denn sein Antlitz verriet doch etwas von dem Kampfe, den er

in dieser Stunde durchgemacht hatte. Er versuchte es zwar, seine Aufregung zu verbergen und den besorgten Fragen seiner Tochter mit einem Vorwande von Unwohlsein auszuweichen, aber sie sah doch die fieberhafte Unruhe, die ihn verzehrte. Das junge Mädchen war dem Vater doch noch zu fremd, um mit Bitten und Drängen ein Vertrauen zu erzwingen, das er ihr nicht freiwillig gewährte, aber sie sah mit geheimer Angst den finstern Schatten, der noch auf ihm lag, jetzt, wo doch alles hätte Freude und Versöhnung sein sollen.

Da plötzlich trat Gustav mit seiner Braut am Arme ein. Er schien eben erst aus der Stadt zu kommen, denn er trug noch Hut und Handschuhe, war aber im ganzen kaum eine Stunde fortgewesen.

„Ich bringe Jessy mit,“ sagte er in seiner gewohnten heitern Weise, „und da auch Frieda bei dir ist, so können wir auch einmal in deinem Arbeitszimmer eine Familiensitzung halten. Du wunderst dich, daß ich schon zurück bin, Franz? Ich wollte dir heut allerdings alle Geschäfte abnehmen, bin aber nun doch gezwungen, an deine Entscheidung zu appellieren. Ich fand auf dem Büreau ein paar Auswanderer, die dich durchaus persönlich sprechen wollten und da du heute doch nicht nach der Stadt kommst, so habe ich die Leute hergebracht.“

„Ja, Gustav hat sie in seinem eignen Wagen mitgenommen,“ bestätigte Jessy, die doch etwas befremdet gewesen war, als sie ihren Bräutigam mit den einfachen Bauern in der eleganten Equipage des Cliffordschen Hauses vorfahren sah.

„Es sind Deutsche, Landsleute, sogar aus unsrer engern Heimat,“ fiel Gustav rasch ein. „Sie hätten den Weg nach der Villa vielleicht nicht allein gefunden und da hielt ich es für das beste, sie gleich mitzunehmen.“

„Das war ganz und gar überflüssig,“ sagte Sandow unruhig und unwillig zugleich, denn er ahnte einen letzten entscheidenden Angriff. „Die Sache wird doch wohl bis morgen Zeit haben! Was habe ich überhaupt persönlich mit den Auswanderern zu thun? Sie können ja auf dem Kontor jede nur wünschenswerte Auskunft erhalten. Du hast sie wirklich alle hergebracht?“

„Ja, bis auf den Agenten von Jenkins und Kompanie. Den habe ich allerdings auf dem Kontor gelassen. Er war schon gestern hier und wollte dich sprechen; ich hatte ihn heute morgen nach dem Büreau bestellt und kam gerade recht, ihm die Leute abzujagen, die er durchaus nicht eher zu dir lassen wollte, bis er dich hinreichend ‚orientiert hätte‘, wie sein Kunstausdruck lautete, du wirst sie doch empfangen? Ich habe ihnen bestimmt eine Unterredung mit dir zugesagt.“

Und ohne seinem Bruder Zeit zu einer Einwendung zu lassen, öffnete er die Thür des Nebenzimmers und ließ die bereits dort Harrenden eintreten. Die beiden jungen Mädchen wollten sich zurückziehen, als sie hörten, daß von einer Geschäftsangelegenheit die Rede war, aber Gustav hielt Jessys Arm fest und sagte leise aber nachdrücklich zu ihr und seiner Nichte:

„Ihr bleibt, vor allen Dingen du, Frieda! Ich brauche euch.“

Die Fremden waren inzwischen vollends eingetreten. Es waren drei Männer, kräftige Landleute, mit sonnenverbrannten Gesichtern und hartgearbeiteten Händen. Der älteste, ein Mann in mittlern Jahren, erschien in Aussehen und Kleidung ziemlich stattlich. Die beiden andern waren jünger und sahen dürftiger aus. Sie blieben verlegen an der Thür stehen, während ihr Führer ruhig einige Schritte vorwärts that.

„Da ist mein Bruder,“ sagte Gustav, auf ihn weisend. „Sprechen Sie nur ganz rückhaltslos zu ihm. Er allein kann Ihnen in dieser Angelegenheit den rechten Rat erteilen.“

„Grüß' Gott, Herr Sandow!“ begann der Landmann im kräftigen Deutsch, mit stark ausgeprägtem Provinzialdialekt. „Wir sind froh, daß wir auch hier deutsche Landsleute finden, mit denen sich ein ehrliches Wort reden läßt. Auf Ihrem Kontor, wo wir Sie suchten, hat man uns abweisen und hinhalten wollen, da ist zum Glück Ihr Herr Bruder dazwischen gekommen. Er hat uns gleich auf der Stelle mitgenommen und ist furchtbar grob gegen den Agenten gewesen, der uns nicht zu Ihnen lassen wollte. Aber daran that er recht, wir trauen der ganzen Bande schon lange nicht mehr.“

Sandow hatte sich erhoben: er sah den Sturm heranziehen und ein drohend vorwurfsvoller Blick flog zu dem Bruder hinüber, der ihn entfesselte. Aber der Kaufmann sah doch

ein, daß er den Fremden gegenüber seiner Stellung nichts vergeben durfte, er behauptete äußerlich die volle Ruhe des Geschäftsmannes, als er fragte:

„Was wünschen Sie von mir und was ist das für ein Rat, den ich Ihnen geben soll?"

Der Landmann sah seine beiden Gefährten an, als erwarte er, daß sie auch sprechen sollten, als sie aber stumm blieben und ihm nur eifrig zuwinkten, nahm er allein das Wort.

„Wir sind da in eine arge Klemme geraten und wissen nicht aus noch ein. Schon bei der Abfahrt in Deutschland sind wir an Jenkins und Kompanie gewiesen worden und als wir in New York landeten, nahmen uns die Agenten in Empfang. Sie versprachen uns goldne Berge und auf dem Kontor des Herrn Jenkins hieß es ja auch, daß da hinten im Westen das leibhaftige Paradies wäre. Aber auf der Fahrt hierher trafen wir zufällig ein paar Deutsche, die schon jahrelang in Amerika leben, und die sangen ein ganz anderes Lied. Sie sagten, wir sollten uns in acht nehmen vor diesem Jenkins und vor seinem westlichen Paradiese. Er wäre einer der schlimmsten Kehlabschneider und hätte schon viele ins Unglück gebracht. Wir würden mit Mann und Maus zu Grunde gehen in seinen Wäldern, und was dergleichen schöne Dinge mehr waren. Da sind wir denn doch stutzig geworden! Der Agent, der in einem andern Koupee die Fahrt mitmachte, wurde zwar wütend, als wir ihm das rund heraus sagten, aber, wie gesagt, wir trauen ihm nicht mehr, und wollten es uns doch erst noch einmal überlegen, ehe wir ein paar hundert Meilen weiter nach Westen fahren."

Gustav, der neben seiner Braut stand, hörte anscheinend ruhig zu. Jessy sah etwas ängstlich aus; sie begriff nicht den Zusammenhang, ahnte aber doch, daß es sich hier um mehr als eine bloß geschäftliche Auskunft handelte. Frieda dagegen lauschte mit atemloser Spannung den Worten, die so seltsam mit jenem Gespräch zusammenfielen, das sie vor einigen Wochen mit dem Vater gehabt hatte. Aber was hatte er denn mit diesen Auswanderungsangelegenheiten zu thun?

„Wir sind nun hier an Ihr Bankhaus gewiesen, Herr Sandow," fuhr der Landmann fort, „um die Kontrakte zu unterschreiben und die Zahlungen für das Land zu leisten. Da erfuhren wir in der Herberge, daß Sie ein Deutscher sind und sogar aus unsrer Gegend stammen. Da habe ich mir die andern vorgenommen und zu ihnen gesagt: Kinder, nun hat es keine Not mehr! Wir wollen zu dem Landsmann gehen und dem die Sache vorstellen. Er ist ja ein Deutscher, also wird er wohl auch ein Gewissen haben, und wird seine Landsleute nicht geradeswegs ins Verderben schicken!"

Wenn Sandow bisher noch nicht im vollen Umfange erkannt hatte, was er mit seiner Spekulation gesündigt, so lehrte es ihn diese Stunde und die einfach, treuherzigen Worte des Landmannes, die auf seiner Seele brannten, wie die bittersten Vorwürfe es nicht gethan hätten. Es war eine Folter, die er ausstand; und nun geschah auch noch das schlimmste. Frieda stahl sich an seine Seite. Er sah sie nicht an, er konnte es in diesem Augenblicke nicht, aber er fühlte ihren angstvoll fragenden Blick und das Zittern ihrer Hand, die die seinige umschlossen hielt.

„Nun so redet ihr doch auch einmal!" wandte sich der Landmann jetzt halb ärgerlich an seine beiden Gefährten, die ihm allein die Führung ihrer Sache überließen. „Ihr habt ja auch Frau und Kinder und habt euer letztes an die Reise gewandt. Ja, Herr Sandow, es sind arme Teufel unter uns, die nichts haben als ihre Arme, und mit ihrer Arbeit zahlen müssen. Ein Teil von uns ist freilich besser im stande und da denken wir, soll einer dem andern helfen in der neuen Kolonie. Wir sind unser achtzig, haben auch ein Dutzend Kinder bei uns, und für die kleinen Würmer wäre es nun vollends schlimm, wenn es wirklich da hinten in unsrer neuen Heimat so schändlich aussähe. — Also geben Sie uns Bescheid, Herr Landsmann! Wenn S i e uns sagen, daß wir gehen sollen, dann wollen wir in Gottes Namen morgen früh weiter fahren und dann wird es ja doch auch gehen. Es wird wohl der alte Herrgott selber gewesen sein, der uns zu Ihnen geführt hat, und wir danken ihm aus Herzensgrunde dafür."

Sandow stützte sich schwer auf den Tisch, an dem er stand. Mit Aufwand seiner ganzen Willenskraft gelang es ihm, die äußere Fassung zu wahren. Wie furchtbar es in seinem Innern stürmte, das wußte nur Gustav allein, der

in dieser Stunde durchgemacht hatte. Er versuchte es zwar, seine Aufregung zu verbergen und den besorgten Fragen seiner Tochter mit einem Vorwande von Unwohlsein auszuweichen, aber sie sah doch die fieberhafte Unruhe, die ihn verzehrte. Das junge Mädchen war dem Vater doch noch zu fremd, um mit Bitten und Drängen ein Vertrauen zu erzwingen, das er ihr nicht freiwillig gewährte, aber sie sah mit geheimer Angst den finstern Schatten, der noch auf ihm lag, jetzt, wo doch alles hätte Freude und Versöhnung sein sollen.

Da plötzlich trat Gustav mit seiner Braut am Arme ein. Er schien eben erst aus der Stadt zu kommen, denn er trug noch Hut und Handschuhe, war aber im ganzen kaum eine Stunde fortgewesen.

„Ich bringe Jessy mit," sagte er in seiner gewohnten heitern Weise, „und da auch Frieda bei dir ist, so können wir auch einmal in deinem Arbeitszimmer eine Familiensitzung halten. Du wunderst dich, daß ich schon zurück bin, Franz? Ich wollte dir heut allerdings alle Geschäfte abnehmen, bin aber nun doch gezwungen, an deine Entscheidung zu appellieren. Ich fand auf dem Büreau ein paar Auswanderer, die dich durchaus persönlich sprechen wollten und da du heute doch nicht nach der Stadt kommst, so habe ich die Leute hergebracht."

„Ja, Gustav hat sie in seinem eignen Wagen mitgenommen," bestätigte Jessy, die doch etwas befremdet gewesen war, als sie ihren Bräutigam mit den einfachen Bauern in der eleganten Equipage des Cliffordschen Hauses vorfahren sah.

„Es sind Deutsche, Landsleute, sogar aus unsrer engern Heimat," fiel Gustav rasch ein. „Sie hätten den Weg nach der Villa vielleicht nicht allein gefunden und da hielt ich es für das beste, sie gleich mitzunehmen."

„Das war ganz und gar überflüssig," sagte Sandow unruhig und unwillig zugleich, denn er ahnte einen letzten entscheidenden Angriff. „Die Sache wird doch wohl bis morgen Zeit haben! Was habe ich überhaupt persönlich mit den Auswanderern zu thun? Sie können ja auf dem Kontor jede nur wünschenswerte Auskunft erhalten. Du hast sie wirklich alle hergebracht?"

„Ja, bis auf den Agenten von Jenkins und Kompanie. Den habe ich allerdings auf dem Kontor gelassen. Er war schon gestern hier und wollte dich sprechen; ich hatte ihn heute morgen nach dem Büreau bestellt und kam gerade recht, ihm die Leute abzujagen, die er durchaus nicht eher zu dir lassen wollte, bis er dich hinreichend ‚orientiert hätte', wie sein Kunstausdruck lautete, du wirst sie doch empfangen? Ich habe ihnen bestimmt eine Unterredung mit dir zugesagt."

Und ohne seinem Bruder Zeit zu einer Einwendung zu lassen, öffnete er die Thür des Nebenzimmers und ließ die bereits dort Harrenden eintreten. Die beiden jungen Mädchen wollten sich zurückziehen, als sie hörten, daß von einer Geschäftsangelegenheit die Rede war, aber Gustav hielt Jessys Arm fest und sagte leise aber nachdrücklich zu ihr und seiner Nichte:

„Ihr bleibt, vor allen Dingen du, Frieda! Ich brauche euch."

Die Fremden waren inzwischen vollends eingetreten. Es waren drei Männer, kräftige Landleute, mit sonnenverbrannten Gesichtern und hartgearbeiteten Händen. Der älteste, ein Mann in mittlern Jahren, erschien in Aussehen und Kleidung ziemlich stattlich. Die beiden andern waren jünger und sahen dürftiger aus. Sie blieben verlegen an der Thür stehen, während ihr Führer ruhig einige Schritte vorwärts that.

„Da ist mein Bruder," sagte Gustav, auf ihn weisend. Sprechen Sie nur ganz rückhaltslos zu ihm. Er allein kann Ihnen in dieser Angelegenheit den rechten Rat erteilen."

„Grüß' Gott, Herr Sandow!" begann der Landmann im kräftigen Deutsch, mit stark ausgeprägtem Provinzialdialekt. „Wir sind froh, daß wir auch hier deutsche Landsleute finden, mit denen sich ein ehrliches Wort reden läßt. Auf Ihrem Kontor, wo wir Sie suchten, hat man uns abweisen und hinhalten wollen, da ist zum Glück Ihr Herr Bruder dazwischen gekommen. Er hat uns gleich auf der Stelle mitgenommen und ist furchtbar grob gegen den Agenten gewesen, der uns nicht zu Ihnen lassen wollte. Aber daran that er recht, wir trauen der ganzen Bande schon lange nicht mehr."

Sandow hatte sich erhoben: er sah den Sturm heranziehen und ein drohend vorwurfsvoller Blick flog zu dem Bruder hinüber, der ihn entfesselte. Aber der Kaufmann sah doch

ein, daß er den Fremden gegenüber seiner Stellung nichts vergeben durfte, er behauptete äußerlich die volle Ruhe des Geschäftsmannes, als er fragte:

„Was wünschen Sie von mir und was ist das für ein Rat, den ich Ihnen geben soll?"

Der Landmann sah seine beiden Gefährten an, als erwarte er, daß sie auch sprechen sollten, als sie aber stumm blieben und ihm nur eifrig zuwinkten, nahm er allein das Wort.

„Wir sind da in eine arge Klemme geraten und wissen nicht aus noch ein. Schon bei der Abfahrt in Deutschland sind wir an Jenkins und Kompanie gewiesen worden und als wir in New York landeten, nahmen uns die Agenten in Empfang. Sie versprachen uns goldne Berge und auf dem Kontor des Herrn Jenkins hieß es ja auch, daß da hinten im Westen das leibhaftige Paradies wäre. Aber auf der Fahrt hierher trafen wir zufällig ein paar Deutsche, die schon jahrelang in Amerika leben, und die sangen ein ganz anderes Lied. Sie sagten, wir sollten uns in acht nehmen vor diesem Jenkins und vor seinem westlichen Paradiese. Er wäre einer der schlimmsten Kehlabschneider und hätte schon viele ins Unglück gebracht. Wir würden mit Mann und Maus zu Grunde gehen in seinen Wäldern, und was dergleichen schöne Dinge mehr waren. Da sind wir denn doch stutzig geworden! Der Agent, der in einem andern Koupee die Fahrt mitmachte, wurde zwar wütend, als wir ihm das rund heraus sagten, aber, wie gesagt, wir trauen ihm nicht mehr, und wollten es uns doch erst noch einmal überlegen, ehe wir ein paar hundert Meilen weiter nach Westen fahren."

Gustav, der neben seiner Braut stand, hörte anscheinend ruhig zu. Jessy sah etwas ängstlich aus; sie begriff nicht den Zusammenhang, ahnte aber doch, daß es sich hier um mehr als eine bloß geschäftliche Auskunft handelte. Frieda dagegen lauschte mit atemloser Spannung den Worten, die so seltsam mit jenem Gespräch zusammenfielen, das sie vor einigen Wochen mit dem Vater gehabt hatte. Aber was hatte er denn mit diesen Auswanderungsangelegenheiten zu thun?

„Wir sind nun hier an Ihr Bankhaus gewiesen, Herr Sandow," fuhr der Landmann fort, „um die Kontrakte zu unterschreiben und die Zahlungen für das Land zu leisten. Da erfuhren wir in der Herberge, daß Sie ein Deutscher sind und sogar aus unsrer Gegend stammen. Da habe ich mir die andern vorgenommen und zu ihnen gesagt: Kinder, nun hat es keine Not mehr! Wir wollen zu dem Landsmann gehen und dem die Sache vorstellen. Er ist ja ein Deutscher, also wird er wohl auch ein Gewissen haben, und wird seine Landsleute nicht geradeswegs ins Verderben schicken!"

Wenn Sandow bisher noch nicht im vollen Umfange erkannt hatte, was er mit seiner Spekulation gesündigt, so lehrte es ihn diese Stunde und die einfach, treuherzigen Worte des Landmannes, die auf seiner Seele brannten, wie die bittersten Vorwürfe es nicht gethan hätten. Es war eine Folter, die er ausstand; und nun geschah auch noch das schlimmste. Frieda stahl sich an seine Seite. Er sah sie nicht an, er konnte es in diesem Augenblicke nicht, aber er fühlte ihren angstvoll fragenden Blick und das Zittern ihrer Hand, die die seinige umschlossen hielt.

„Nun so redet ihr doch auch einmal!" wandte sich der Landmann jetzt halb ärgerlich an seine beiden Gefährten, die ihm allein die Führung ihrer Sache überließen. „Ihr habt ja auch Frau und Kinder und habt euer letztes an die Reise gewandt. Ja, Herr Sandow, es sind arme Teufel unter uns, die nichts haben als ihre Arme, und mit ihrer Arbeit zahlen müssen. Ein Teil von uns ist freilich besser im stande und da denken wir, soll einer dem andern helfen in der neuen Kolonie. Wir sind unser achtzig, haben auch ein Dutzend Kinder bei uns, und für die kleinen Würmer wäre es nun vollends schlimm, wenn es wirklich da hinten in unsrer neuen Heimat so schändlich aussähe. — Also geben Sie uns Bescheid, Herr Landsmann! Wenn Sie uns sagen, daß wir gehen sollen, dann wollen wir in Gottes Namen morgen früh weiter fahren und dann wird es ja doch auch gehen. Es wird wohl der alte Herrgott selber gewesen sein, der uns zu Ihnen geführt hat, und wir danken ihm aus Herzensgrunde dafür."

Sandow stützte sich schwer auf den Tisch, an dem er stand. Mit Aufwand seiner ganzen Willenskraft gelang es ihm, die äußere Fassung zu wahren. Wie furchtbar es in seinem Innern stürmte, das wußte nur Gustav allein, der

jetzt rasch eingriff, um die lange und peinliche Pause auszufüllen, die nach den letzten Worten entstanden war.

„Seien Sie ohne Furcht!“ sagte er mit erhobener Stimme. „Sie sehen es ja, mein Bruder hat selbst ein Kind, eine einzige Tochter, und da weiß er, was Ihnen Leben und Gesundheit Ihrer Kleinen wert ist. Seinem Rate können Sie unbedingt folgen. Nun Franz, was rätst du unsern deutschen Landsleuten zu thun?“

Sandow blickte auf die drei Männer, deren Augen ängstlich aber doch vertrauensvoll auf seinem Gesichte ruhten, dann blickte er auf seine Tochter nieder und plötzlich sich emporrichtend sagte er:

„Gehen Sie nicht dorthin!“

Die Landleute prallten zurück und sahen erst sich untereinander, dann den Kaufmann an, der ihnen einen so befremdlichen Rat erteilte.

„Aber Sie sind ja doch selbst mit von der Kompanie!“ rief der eine und die anderen stimmten bei. „Ja wohl, Sie selbst sind mit dabei!“

„Ich bin in dieser Angelegenheit selbst getäuscht worden,“ erklärte Sandow. „Ich habe erst jetzt die Ländereien, deren Mitbesitzer ich allerdings bin, genauer kennen gelernt, und weiß, daß sie sich nicht zur Kolonisation eignen. Ich werde deshalb auch keine Kontrakte mit Ihnen abschließen, da ich meine Verpflichtung zu lösen und von dem ganzen Unternehmen zurückzutreten gedenke.“

Die Deutschen ahnten nicht, welch ein schweres Opfer der „Landsmann“ ihnen brachte und um welchen hohen Preis ihre Rettung erkauft wurde. Sie sahen ganz ratlos und verzweifelt aus und ihr Führer sagte mit bestürzter Miene:

„Das ist aber eine ganz verwünschte Geschichte! Jetzt haben wir die weite Reise gemacht und bezahlt und sitzen nun hier mitten in Amerika fest. Zurück können wir nicht, vorwärts sollen wir nicht, wir sind ja wie verraten und verkauft in dem wildfremden Lande. Herr Sandow, da müssen Sie Rat schaffen; Sie meinen es ja doch gut mit uns, das sehen wir, sonst würden Sie Ihrem eigenen Vorteil nicht so ins Gesicht schlagen. Sagen Sie uns, was wir anfangen sollen.“

Ein schwerer, qualvoller Atemzug rang sich aus der Brust des Kaufmanns empor. Es wurde ihm nichts erspart, auch das letzte nicht, aber er war bereits zu weit gegangen und mußte das Begonnene nun durchführen.

„Gehen Sie nach dem deutschen Konsulate in unsrer Stadt,“ entgegnete er, „und stellen Sie dort ihre Sache vor. So viel ich weiß, hat sich in New York eine deutsche Gesellschaft gebildet, die gleichfalls den Westen kolonisieren will und unter dem besondern Schutze unsrer Konsulate steht. Ihre Besitzungen liegen nicht allzuweit von Ihrem ursprünglichen Reiseziel entfernt, der Weg ist fast der gleiche. Das nähere werden Sie bei dem Konsul selbst erfahren, ihm können Sie sich unbedingt anvertrauen und er wird sich Ihrer mit aller Energie annehmen.“

Die Stirn des Landmanns hellte sich auf, ebenso wie die seiner Gefährten. „Gott sei Dank, das ist wenigstens ein Ausweg!“ sagte er aufatmend. „Wir wollen uns gleich auf den Weg machen, da ist keine Zeit zu verlieren. Und wir bedanken uns auch, Herr Landsmann, bei Ihnen und bei dem jungen Herrn da. Es ist brav von Ihnen, daß Sie von der Schwindelgeschichte zurücktreten wollen, denn, wenn Sie es auch nicht geradeheraus sagen wollen, wir merken jetzt doch, wie es damit beschaffen ist. Lohn's Ihnen Gott, was Sie an uns und unsern Frauen und Kindern gethan haben!“

Er streckte dem Kaufmanne die Hand hin. Dieser nahm sie fast mechanisch und ebenso klangen auch die kurzen Abschiedsworte, mit denen er die Leute entließ. Gustav aber drückte und schüttelte allen dreien energisch die Hand und läutete dann förmlich Sturm, um den Diener herbeizurufen, dem er befahl, die Fremden nach dem deutschen Konsulate zu begleiten, und sie erst an der Thür desselben zu verlassen.

Als sie fort waren, warf sich Sandow in einen Sessel; die so gewaltsam zurückgehaltene Aufregung forderte jetzt endlich ihr Recht, er brach fast zusammen.

„Vater, um Gotteswillen, was ist dir?“ rief Frieda angstvoll ihn umschlingend, aber jetzt trat auch Gustav heran, sein ganzes Gesicht strahlte im Triumphe.

„Laß ihn, Frieda, es wird vorübergehen! Du kannst jetzt mit vollem Rechte stolz sein auf deinen Vater! Franz, von dem Augenblick

an, wo unsre Landsleute hier vor dir standen, wußte ich, daß du sie schließlich vor deiner eignen Spekulation warnen würdest, daß du sie nun aber auch der Konkurrenzgesellschaft empfohlen hast, gegen die Jenkins erst neulich in der New Yorker Revolverpresse einen so wütenden Artikel losgelassen hat, das habe ich denn doch nicht geglaubt, dafür möchte ich dich auch umarmen!"

Aber Sandow wies die ihm zugedachte Umarmung zurück und schloß seine Tochter an die Brust. Es zuckte noch unendlich bitter um seine Lippen, als er sagte:

„Du weißt nicht, was Gustav auch dir gethan hat, mein Kind, weißt nicht, was diese Stunde deinen Vater noch kosten kann! Von heute an ist Jenkins mein unversöhnlichster Feind und wird nicht ruhen mit seinen Angriffen gegen mich. Ich habe mich nur zu sehr in seine Hände gegeben!"

„So wirf die ganze Geschichte über Bord und komme mit uns nach Deutschland!" rief Gustav. „Wozu willst du dich hier von der edlen New Yorker Gesellschaft quälen und hetzen lassen, wenn du in der Heimat ruhig und glücklich leben kannst? Mit Jessys Vermählung erlischt der Name Clifford ohnehin, mag auch die Firma hier eingehen. Du wirst dich zwar mit Verlusten herausziehen aus der ganzen Sache, für deutsche Verhältnisse bleibst du noch immer reich genug und an Gelegenheit zur Thätigkeit wird es dir auch bei uns nicht fehlen."

„Was mutest du mir zu?" fuhr Sandow unwillig auf.

„Genau dasselbe, was du mir zumutetest, als du mich herriefst. Ich glaube, es ist besser, wir kehren die Sache schließlich um. Sieh nur, wie Friedas Gesicht aufleuchtet bei dem Gedanken an die Heimat! Sie wird natürlich nicht wieder von der Seite ihres Vaters fortgehen, wo er auch weilt, aber hier kannst du es erleben, daß sie dir eines Tages am Heimweh stirbt."

Gustav hatte klugerweise den wirksamsten Hebel in Bewegung gesetzt. Sandow sah ganz erschrocken auf seine Tochter, deren Augen allerdings strahlten, als von der Rückkehr in die Heimat die Rede war, und die jetzt resigniert den Kopf senkte.

„Komm, Jessy," sagte Gustav, den Arm seiner Braut nehmend. „Wir wollen die beiden allein lassen. Ich muß dir noch ausführlich alles erzählen, denn ich sehe, daß du es nur zur Hälfte begreifst, und überdies fühle ich ein dringendes Bedürfnis, mich wieder einmal von dir bewundern zu lassen. Das hat mir gestern außerordentlich wohl gethan."

Er zog sie fort und Vater und Tochter blieben allein. Frieda bedurfte keiner Aufklärung wie Jessy, sie hatte den Zusammenhang längst erraten und sich dicht an den Vater anschmiegend, sagte sie mit vollster Innigkeit:

„Ich wußte es ja schon damals, als wir beide am Meere standen, du kannst niemand wissentlich ins Elend schicken!"

Sandow blickte ihr lange und tief in die dunklen Augen, die jetzt in zärtlicher Bewunderung strahlten. Er konnte es zum erstenmale ohne Scheu und Vorwurf thun und er fühlte das wie eine erlösende Macht.

„Nein, mein Kind," sagte er leise. „Ich habe es nicht gekonnt — und was nun noch kommt, wollen wir ertragen!"

Währenddessen streiften Gustav und Jessy Arm in Arm durch den Garten, aber ihr Gespräch war im Anfange sehr ernst gewesen. Er hatte ihr alles erzählt, so schonend als möglich für seinen Bruder, den er als das Opfer einer Täuschung hinstellte, die ihm jetzt erst klar geworden war. Als er geendigt hatte, sagte Jessy eifrig:

„Gustav, wenn auch mein Vermögen mit in die Sache hineingezogen ist, so versteht es sich doch wohl von selbst, daß wir es zur unbeschränkten Verfügung deines Bruders lassen, so lange er es für nötig hält?"

„Dein Vermögen ist ganz aus dem Spiele geblieben," belehrte sie Gustav. „Was Franz auch als Spekulant gewesen sein mag, als Vormund war er die Gewissenhaftigkeit selbst. Er hat jene Testamentsklausel deines Vaters in ihrem vollen Umfange respektiert. Du bist und bleibst nun einmal eine Erbin, Jessy, das ist leider nicht zu ändern, aber ich bin fest entschlossen, dich trotz dieser unbequemen Eigenschaft zu heiraten und zwar schon in vier Wochen."

„Das ist unmöglich," protestierte Jessy. „Es gibt noch so viel zu ordnen und vorzubereiten. Du mußt es selbst einsehen, daß die Zeit zu kurz ist.

„Ich sehe gar nichts ein," erklärte Gustav.

„Das Geschäftliche wird mein Bruder ordnen, alles andere kann in der angesetzten Zeit geschehen. In eurem Amerika geht ja alles mit Dampfgeschwindigkeit vor sich, das Spekulieren, das Reichwerden, das Leben und Sterben sogar. Ich bin dieser Landessitte nicht abgeneigt, da sie sich auch auf das Heiraten ausdehnen läßt, und verlange als dein künftiger Tyrann, daß du in vier Wochen meine Frau wirst.“

Jessy schien sich nicht allzuschwer dieser Tyrannei zu fügen, nach einigem Parlamentieren willigte sie lächelnd und errötend ein, während ihr Bräutigam sagte:

„Wenigstens kann ich meinem Bruder noch zur Seite stehen, wenn der erste Sturm losbricht, und der wird nicht allzulange auf sich warten lassen. Auf dem Konsulate erfährt man natürlich den ganzen Vorfall und heute Abend weiß ihn die ganze Stadt. Der liebenswürdige Agent, dieser Bewunderer meiner journalistischen Größe, wird sich zunächst alle Haare ausreißen und dann Telegramm auf Telegramm nach New York schicken. Ich wollte, ich könnte es mit ansehen, wie Jenkins und Kompanie Feuer und Flamme speien und mich in den tiefsten Grund der Hölle wünschen. Mit Gottes Hilfe hoffe ich ihnen noch öfter das Vergnügen zu machen, wenn erst meine Artikel erscheinen. Sie sollen die Feder kennen lernen, die sie erkaufen wollten.“

„Aber glaubst du denn wirklich, daß mein Vormund sich von jenen Verpflichtungen losmachen kann?“ fragte Jessy.

„Er muß es, um jeden Preis! Nach den heutigen Vorfällen bleibt ihm überhaupt keine Wahl mehr, und er ist ja Kaufmann genug, um noch das Möglichste zu retten. Jenkins wird ihm allerdings das Leben herzlich schwer machen — um so besser! Dann wird er gezwungen, den Blick nach Deutschland zu richten, und wir gewinnen ihn zurück. Zu dem alten Spekulationsfieber kann und darf er doch nicht zurückkehren und hier ist die Versuchung zu groß, er könnte ihr wieder erliegen. Das Eis ist jetzt einmal gebrochen und Frieda hat so etwas von einem Frühlingssturm an sich, wir können ihr getrost das Weitere überlassen. Ich gebe dir mein Wort darauf, in einigen Jahren führt sie uns den Vater in die Heimat zurück.“

Sie waren allmählich bis an den Strand gekommen und standen jetzt an der Bank, wo Frieda an jenem Abende gesessen. Vor ihnen lag das Meer im Sonnenschein. Gustav wies dorthin, während er den andern Arm um seine Braut legte.

„Dort liegt mein Vaterland, Jessy! In wenigen Wochen wird es auch das deinige sein und du wirst es lieben lernen, ist es doch die Heimat deiner Mutter gewesen. Es mag ja wahr sein, was mein Bruder heute morgen behauptete, daß sich auch auf dem geistigen Felde hier alles in größern, freiern Zügen gibt, als bei uns, daß man bei euch schneller emporsteigt, mächtigere Erfolge erringt, auch mit der Feder. Bei uns gilt es gerade jetzt, im heißen Kampfe die Fahne hoch zu halten, und die beste Kraft des Lebens dafür einzusetzen. Aber ich will das freudig und aus voller Seele thun und keinen andern Lohn verlangen, als daß meine Jessy, mein geliebtes Weib, zufrieden ist mit ihrem ‚Egoisten!‘“





Auf dem Rennstieg.

Eine Vogelgeschichte für die Weihnachtszeit

von

A. C. E. Baldamus.

Es war einmal ungewöhnlich mildes Herbstwetter gewesen auf dem Thüringer Walde. Den kärglichen November=schnee hatte die liebe Sonne schnell genug wieder verzehrt und der sonst „auf dem Walde" so schneereiche Vorwinter glich, bis zur Wintersonnenwende hin, einem prächtigen Spätherbste. Der wob und waste denn nun auch in dem kleinen Tannengehölz bei Igelshieb am Rennstieg und auf den goldgrünen Matten, welche sich von dieser höchstgelegenen Ortschaft des Thüringer Waldes und von dem Schwesterdorfe Neuhaus in nordöstlicher Richtung thalabwärts senken.

und Herrlichkeit hineinschaute, und ihr Blick die farblosen Kristalle in Milliarden von Smaragden, Rubinen und Saphiren und in die Zusammenfassung alles irdischen Gefunkels, in Demantenblitz wandelte —

Die gute Sonne vergaß fast ihres Zornes bei diesem Anblick und warf der scheidenden Nacht einen goldenen Gruß nach. „Sie hat doch auch ihr Gutes — und das soll man auch dem Feinde nachrühmen!" sagte sie still für sich hin.

Auch unsere Sängergesellschaft ergötzte sich ein Weilchen an der seltenen Pracht und Herrlichkeit.

Aber ach, was hilft aller Glanz und Schimmer, was nützen Gold und Edelstein, wenn man nichts zu beißen und zu brechen hat? War doch alles Genießbare an Baum und Boden mit einer Eiskruste überzogen, bis auf die Risse und Ritzen der Baumrinde hin, so daß auch die allezeit munteren Waldmeisen die klugen Köpfchen hangen ließen, als sie ihre Jagdgründe verglast fanden.

Die Not war groß und allgemein. Wie auf Verabredung hatten sich nach und nach sämtliche Schwerbetroffene unter den dichten Aesten einer Fichte zusammengefunden, um über Mittel und Wege der Rettung zu beraten.

Nur die Zaunkönige und Braunellen waren nicht zu sehen; sie hatten sich bereits in der Frühe in die nahen Häuser zurückgezogen, um sich dort das gewohnte Frühstück zu suchen. Die Bachstelzen und Pieper waren schon gestern und, wie der unverbesserliche ‚Klappscheid', „um sich warm und satt zu lachen" behauptete, „auf Storch- und Kranichrücken hinab ins warme Thal geritten".

Kaum hatten indes die Zaunschlüpfer ihren Hunger einigermaßen gestillt, als sie an die Fenster klopften und durch Thüren und Luftlöcher in die Häuser und Stuben huschten, wie sie sich bereits im Walde verabredet hatten — die Kleinen haben ja immer das größte Mitgefühl mit fremder Not. Deshalb wendeten sie sich auch hauptsächlich an die Glasbläser und Fabrikarbeiter von Igelshieb-Neuhaus, welche noch eifrigst mit der Herstellung ihrer prächtigen Glaskugeln und Glasfrüchte für den Christbaum beschäftigt waren.

„Rettet, errettet, helft unsern armen Brüdern! Rettet, rettet, sie sterben Hungers!" riefen die braven Zaunschlüpfer.

„Köp, köp — Glockenschlag fünf kam der Frost, Glocke fünf! O weh!" fiel ein roter Kiefernkreuzschnabel ein — und: „Hiehie, wie zieht's, wie friert's" ein Tannenmeischen. Am rührendsten aber flehte Rotkehlchen mit den großen thränenfeuchten Augen, denen man nichts abschlagen kann, und mit süßmelancholischer Stimme: „Bitte, bitte, mit den Brüdern, den frierenden, hungernden habt Erbarmen! Bitte, bitte!"

So klang es und bat es in all den niedrigen Stuben und Kammern der Schwesterdörfer aus allen Käfigen heraus. Denn da ist kaum ein Haus auf dem Walde, aus oder an dem es nicht lockt und schlägt und singt und tiriliert, kaum ein Fenster, in welchem nicht ein Käfig mit den Lieblingen der Wäldler hängt —

Und diese Lieblinge flehten und baten nicht vergebens für ihre bedrängten Brüder. Das merkten die guten Zaunschlüpfer sehr bald und trompeteten eine sofortige Versammlung der Vogelfreunde aus — und die Spechte hörten's und trommelten an Thür und Fenster — und die Kleiber riefen weithinschallend ihr „Ehi, ehi, in den Hirschen, in den Hirschen, herbei, alle bei! Ehi, ehi!" —

Nach kaum einer Stunde war denn auch richtig die große Stube des alten gastlichen Hirschen weidlich gefüllt. Schade, daß wir die eifrigen Verhandlungen nicht ausführlich wiedergeben dürfen: wir würden uns mit manchem Herdsteller unter ihnen doch einigermaßen aussöhnen, manche vogelleimklebrige magere Hand zu drücken uns versucht fühlen. Einige der jüngeren Leute wurden zu schleuniger Hilfe entsendet, um mit Schaufel, Rechen und Besen den verglasten Schnee unter den nächsten Bäumen wegzuschaffen und Futter für die hungrigen Gäste auszustreuen. Diese stürzten, kaum daß die Hilfebringer einige Schritte zurückgetreten waren, zu deren sichtlicher Freude über die reichliche Mahlzeit her, und zur Ehre der leidenschaftlichen Vogelfänger sei es vermeldet: keinem kam es, trotz gelegentlicher Seufzer beim Erblicken des herrlichen ‚Schmalkalders', in den Sinn, die Not der Armen auszubeuten, wie es drunten im Lande und sonstwo gar manche Ehrenmänner an ihren Mitmenschen thun.

Im Hirschen hatten sich mittlerweile die Zurückgebliebenen um die lange Gasttafel gesetzt und traktierten jetzt ruhiger ihr Lieblings-

thema. Waren sie doch einmal beieinander und die Stunde Versäumnis, sie konnte ja eingebracht werden. „Das Vogelschutzgesetz — hei! da ließ sich noch viel drüber sagen. Es war wiederum die alte Geschichte: Drei der vorzüglichsten unsrer Sänger sollten auch ferner als vogelfrei erklärt bleiben, weil sie zu den ‚Jagdtieren!‘ gehören und gut schmecken; während man dem armen ans Haus gefesselten Handwerker und Arbeiter verbieten will, eine Waldmeise, ein Rotbrüstchen, eine Grasmücke im Käfige zu pflegen — vielleicht seine einzige unschuldige Freude, sein einziger Trost beim Ringen ums kümmerliche Dasein! — Ei so soll doch —“

„Laßt das jetzt, ihr Leute!“ rief ein abgezehrter bleicher Mann, „deshalb sind wir nicht zusammengekommen, und der Mensch wird ja nur durch Schaden klug! Die werden's auch, verlaßt euch drauf! Aber was ich sagen wollte, wie wäre es denn, wenn wir unsern hungernden Gästen — etwa auf der Igelshieber Straße am Walde — einen Christbaum aufrichten thäten, denn —“

„Was? einen Christbaum? den Vögeln? Hast du denn schon einen für deine Kinder und was dran zu hängen?“

„Bei dem schlechten Verdienst und der kümmerlichen Kartoffelernte?“

„Es ist nur so ein Einfall und ich will euch erzählen, wie ich drauf kommen bin,“ fuhr der bleiche Glasbläser fort. „Guckt, ich hab' emal vor Jahren ein Bild gesehn, da stand ein Bauer mit ein Pelzkappen auf'm Kopf auf 'ner Leiter und heftelte 'n Bündle Aehren an eine Stange, dicht vor seinem Haus, und überall war's arg verschneet. Und drunter eine Unterschrift und 'ne Beschreibung, das hieß: ein Weihnachtsbaum in — in —“

„In Norwegen,“ erklärte einer der gegenwärtigen Lehrer.“

„Ganz recht. Das war ein feines Bildchen! Ja die Norweger Bauern, das sind wackere Leut', die das Herz auf der rechten Stelle haben und das Gebührliche auf sich und ihr Land und ihre alten Freiheiten halten; aber auch auf ihre Leute und ihr Vieh bis auf die Vögel herab —“

„Und das thun wir auch!“ riefen wie aus einem Munde die beiden Opponenten. „Wenn ein jedes von uns eine Handvoll Hafer- oder Gerstenähren liefert —“

„Und ein paar Kartoffeln kocht —“

„Und das von den Krünitzen und Waldmeisen ausgeworfene Futter zusammenkehrt —“

„Eine Handvoll gute Körner hat wohl mancher übrig —“

„I nun, ein bißchen Speck oder Talg findet sich wohl auch noch —“

Und am heiligen Abend, gleich nach Mittag wurde eine am Waldessaum stehende Tanne der untern Aeste beraubt, nachdem der Platz unter ihr sauber vom inkrustierten Schnee gereinigt worden war, eine stattliche Aehrengarbe von dem Glasbläser, der sich das nicht nehmen ließ, an dem Baum befestigt und der mit den abgehauenen Tannenzweigen eingefenzte Weihnachtstisch und die Zweige mit allerlei Leckerbissen für die Vögel bestreut und behängt.

Und fast ganz Neuhaus-Igelshieb stand in weitem Kreise um die Weihnachtsbescherung herum, alt und jung, und die Kinder vergaßen über dem fröhlichen Treiben ihre eigene Festfreude, ihre Hoffnungen — und Hunger und Kälte!

„Die Augen wollten mir naß werden,“ sagte mir unser Glasbläser, der früher Tausenden von Vögeln das Köpfchen eingedrückt hatte und ein und dem andern Leser vielleicht aus meinem „Vogelmärchen“ noch bekannt ist; — „Ich hab' mein Lebtag kein Garn mehr gerückt!“

(Bemerkungen.) Die Finkenliebhaberei war früher im Thüringerwalde, auf dem Harze und anderwärts weit stärker als jetzt und in eine kaum begreifliche Leidenschaft ausgeartet. Es ist eine wohlbezeugte Thatsache, daß ein armer Schuhmacher „auf dem Walde“ seine einzige Kuh für einen „Doppelschläger“ hingab und ich selbst habe einem blutarmen Messerschleifer in Steinach einst (1864) 25 Thlr. für einen solchen geboten, ohne ihn zu erhalten! Natürlich gehörte zur Beurteilung der verschiedenen Finkenschläge, deren man allein auf dem Thüringerwalde gegen 40 unterschied und meist nach den Endsilben des Schlages benannte, ein von Jugend auf geübtes feines Ohr. Auch hatte sich allmählich eine Anzahl von Kunstausdrücken ausgebildet und eingebürgert, welche heute kaum noch überall verständlich sein dürften und von denen wir einige erklären zu müssen glauben. Am bekanntesten ist wohl der Ausdruck „dichten“, mit welchem man das leise Einüben des Gesanges oder Schlages seitens der jungen Singvögelmännchen im Herbste bezeichnet, während man das Einstudieren des Finkenschlages im ersten Frühjahr „zirpen“ und das dabei öfter wiederkehrende irrr oder err „rücken“ nennt. Das besonders im Herbst und Winter und zumeist im Fluge ausgestoßene kurze

und leise „Jüp“, sowie das hell klingende mehrfach modulierte „Pink, pink“ bilden den Lockton (die Locke), während ein dem Pink, pink vorangehendes schnarrendes „Rüip“ als Alarmruf gilt. Den in der Nähe wie „üit“ klingenden und an den Angstruf der Rotschwänze erinnernden, kurz ausgestoßenen Ton nennt man das Pfeifen. Mit einem langgezogenen „Trüif“ scheint der Fink trübes Wetter und Regen zu prophezeien oder doch zu begrüßen; das Futterfordern der Jungen endlich ist ein Schirpen. Die Schläge der Finken werden durch mehr oder weniger bezeichnende Silben ausgedrückt, von denen wir, wie von den oft sehr sonderbaren Namen der Schläge einige Proben gegeben haben. Was die sogar von unsern Finken verhöhnte tolle Chineserente betrifft, welche sich von ich weiß nicht welchem Teiche aus auf viele andere verirrt hat, so ist sie von den Störchen und Kranichen selber bereits förmlichst desavouiert worden. Sogar unsere ehrlichen deutschen Enten haben sich gegen den Verdacht einer Verwandtschaft mit diesem sino-koptischen Schwimmvogel verwahrt.



Der Weihnachtsbaum von Zanzibar.[1])

Von

Richard Dietzel.

„In deiner Werkstatt weilend, lieber Meister,
Dünkt mir von jenen Kunstgebilden all
Ein Meisterwerk dies schlanke Tannenbäumchen,
So täuschend wahr gefertigt aus Metall.“

Der Meister spricht: „Wohl schuf ich's mit dem Herzen,
Gerührt, im Auge Thränen oft führwahr —
Doch andre Thränen sieht der Baum noch fließen:
Es ist ein Weihnachtsbaum für Zanzibar!

Bald zieht er fort — in jene fremde Zone,
Wo nicht der Tanne stilles Grünen mahnt
Das deutsche Herz an deutsche Weihnachtsfeier,
Die dort — im Sonnenbrand — nur Heimweh ahnt! —

Was die Natur versagt, soll Kunst gewähren:
Der Deutsche finde froher Kindheit Traum
Auch fern vom Vaterland, nach Heimatsitte
Sein Weihnachtsfest und seinen Weihnachtsbaum!

Im Glanz der Kerzen wird mein Bäumchen strahlen,
Von schwarzer Dienerschar erstaunt umringt,
Indes aus deutschem Kindermund das traute:
‚O stille Nacht, du heil'ge Nacht‘ erklingt! —

Ich seh' ein treues Elternpaar mit Thränen
Der Kinder Jubel lenken heimatwärts —
Zieh' aus, mein Weihnachtsbaum, und grüß' das Sehnen
Und strahle Heimatglück ins deutsche Herz!“ —

[1]) Zum Verständnis dieses Gedichtes diene, daß wohlhabende Deutsche in Afrika sich aus Deutschland künstlich gefertigte Tannenbäume kommen lassen, um das Weihnachtsfest nach deutscher Weise feiern zu können. D. V.

Weihnachten.

Der Sammler.

Inhalt:

Gedenktage im Januar.

1\. 1484 geb. Ulr. Zwingli, schw. Reformat.
2\. 1801 gest. J. C. Lavater, Physiognom.
3\. 1710 geb. G. Pergolese, ital. Komp.
4\. 1786 gest. M. Mendelssohn, deut. Philos.
5\. 1477 Schlacht bei Nancy
6\. 1547 Stiftung der Univers. zu Leyden.
7\. 1529 gest. P. Vischer, deut. Erzgießer.
8\. 1642 gest. G. Galilei, ital. Astronom.
9\. 1792 Friede zu Jassy.
10 1778 gest. C. Linné, Botaniker.
11\. 1531 Kaiserkrönung Ferdinand I.
12\. 1757 geb. J. F. Fleck, deut. Schausp.
14\. 1858 Orsinis Attentat geg. Napoleon.
15\. 1790 geb. F. Grillparzer, deut. Dichter.
16\. 1756 Beginn des 7jähr. Kriegs.
17\. 1706 geb. B. Franklin, Phys. u Dipl.
18\. 1701 Krönung Friedrich I. von Preuß.
20\. 1813 gest. Ch. M. Wieland, deut. Dicht.
21\. 1748 geb. M. v. Alopeus, russ. Dipl.
22\. 1799 gest. H. B. de Saussure, frz. Phys.
23\. 1814 Blücher nimmt Ligny.
24\. 1814 Napoleon b. Bar-sur-Aube geschl.
25\. 844 gest. Gregor IV., Papst.
26\. 1531 Erdbeben in Portugal.
27\. 1775 F. v. Schelling, deutscher Philos.
28\. 814 gest. Karl der Große.
29\. 1784 geb. Dan. Auber, franz. Komp.
30\. 1860 gest. M. Arndt, deutscher Dichter.

F. Thiersch. 81.

Unser Hausgarten.

Von

G. A. Fintelmann.

Januar.

Wenn die Tage langen,
Kommt der Winter gegangen.

Gewöhnlich ist der erste Monat des Jahres auch der kälteste. Durchdringende Nordwinde und schneidender Frost unterbrechen die Gartenarbeiten, die auch nicht wieder aufgenommen werden können, wenn einmal mildere Witterung eintritt. Der Erdboden ist so feucht, daß man die Ausführung der Pflanzungen noch gern verschiebt.

Wenn wir im Garten den Mangel des wohlthätigen Einflusses der Sonne doppelt empfinden, so haben wir um so größere Befriedigung in der Pflege und Aufstellung der Zimmerpflanzen, in den vielen, die größte Aufmerksamkeit erfordernden Arbeiten, die die Blumentreiberei im Laufe dieses Monats mit sich bringt.

Zu den Pflanzen, die seit Beginn des Winters unsre Zimmer schmücken, hat das Weihnachtsfest ganz gewiß eine Reihe blühender Exemplare hinzugefügt, vielleicht aber auch solche von längerer Dauer, die sich durch Schönheit ihrer Blattformen und durch graziöse Haltung auszeichnen. Sie müssen zu einem hübschen Arrangement unter Bedingungen aufgestellt werden, die ihr Fortkommen durch frisches Gedeihen ermöglichen, und in einigen Räumen wenigstens das Licht und die besten Plätze mit solchen Pflanzen teilen, die im Zimmer zur Blüte getrieben werden sollen. Es ist ohne Zweifel ein gutes Zeichen von dem immer mehr und mehr in weitere Kreise dringenden Verständnis für die Schönheiten der Natur, daß von Jahr zu Jahr in größerem Maße zu einer vollendeten Ausschmückung der Wohnräume auch die Aufstellung von Pflanzen notwendig erscheint. In dem richtigen Erkennen des guten Einflusses, den die Beschäftigung mit Pflanzen und die Pflege derselben auf die innere Ausbildung der Menschen ausübt, wird besonders in großen Städten mit Recht dahin gestrebt, die Liebe zu den Pflanzen in die weitesten Klassen der Bevölkerung dringen zu lassen, indem einerseits aus den im Herbst überflüssig werdenden Beständen, die zur Ausschmückung der öffentlichen Anlagen dienten, bedeutende Mengen an ärmere Leute abgegeben, anderseits zum Wetteifer anregende Ausstellungen von solchen Gewächsen arrangiert werden, die von Arbeitern schon längere Zeit hindurch gepflegt worden sind.



Fig. 9. Dracäne.

Die Pflanzen für die Wohnräume der Wohlhabenden müssen sich durch Formenschönheit auszeichnen, in ihrer Zusammenstellung die ganze Einrichtung heben, und als Einzelexemplare mit angemessenen Kunstgegenständen in Form von Blumenvasen und Trägern in Verbindung gebracht sein. Sie müssen aus solchen Arten gewählt werden, die sich für die Kultur im Zimmer eignen, und es gibt deren eine ganze Menge, die sich monate-, ja jahrelang in demselben Raume kultivieren lassen.

In dem Beobachten des Lebens und Wachsens der Pflanzen, in der mühevollen Sorgfalt für ihr Gedeihen findet die sinnige Pflegerin innere Befriedigung und anmutige Unterbrechung der häuslichen Arbeiten. Denn selbst in den reichsten Häusern, deren Pflanzen vom Gärtner gepflegt werden, wird es sich die Dame des Hauses nicht nehmen lassen, die Aufstellung mit ihrem geläuterten Geschmack zu überwachen und abgeschnittene Blumen in zierliche Gläser zu arrangieren.

Zimmer, die wenigstens zu einer Zeit des Tages Sonne haben, eignen sich am besten für die Kultur von Pflanzen. Zum erfolgreichen Treiben der Blumenzwiebeln und Blütensträucher ist die Einwirkung des Sonnenlichtes durchaus notwendig, während Blattpflanzen auch in nach Norden gelegenen Räumen gut gedeihen. Die Blattpflanzen dienen am häufigsten zur Ausschmückung des Empfangzimmers, das in der Regel eine Temparatur von 10—15° R. hat. Kleinere Exemplare in saubern Untersätzen zieren die Fensterbretter. Ein kleiner Tisch in unmittelbarer Nähe des Fensters aufgestellt, enthält eine Solitärpflanze: eine Dracäne, Fig. 9, eine Palme, einen Pandanus, Fig. 10, ein Philodendron oder dergleichen. Auf einem etwas größeren Blumentisch von runder oder länglich viereckiger Form stehen in Zink-Einsätzen mehrere kleinere Pflanzen vereint oder um ein größeres Hauptexemplar gruppiert. Ihnen werden oft auch

blühende Sachen eingereiht. Am meisten Freude gewähren immerhin wenige Pflanzen in schönen Exemplaren. Sollen Konsolen bestellt werden, so wählt man einseitig wachsende Pflanzen, Fig. 11, wie die vorzüglich für Zimmerkultur sich eignende Begonia metallica, oder an dunkleren Stellen herabhängende Ficus stipularis oder Epheu, die mit einigen nach oben gerichteten Ranken eine Büste, ein Medaillonbild umrahmen. Aus Epheu lassen sich Schirme herstellen, Fig. 12, durch deren Anwendung in größeren Räumen ganz reizende Plätze geschaffen werden können. Die Kästen, in denen solche Pflanzenwände stehen, schmückt man außerdem mit kleinern immergrünen Pflanzen, Dracänen, Isolepis oder härteren Farnen. Zur Ausschmückung von Ecken, etwa hinter einem schräg gestellten Sofa oder Schreibtisch, benutzt man mit Vorteil einige Chamädorea-Arten, die nur ohne Sonnenlicht gedeihen, insbesondere Ch. concolor, und die auch der am wenigsten sorgfältigen Behandlung spottende und für ein wenig Liebe so dankbare Aspidistra oder Plectogyne und ihre buntblättrige Varietät. Hier gedeiht auch oft noch das durch seine durchlöcherten Blätter und die langen Luftwurzeln so merkwürdige Philodendron pertusum. Auf den großen Blättern dieser Aroidee bildet sich sehr häufig Tau, der sich an den untersten Blattspitzen zu großen Tropfen sammelt, herabfällt und darunter stehende polierte Flächen beschädigt.



Fig. 10. Pandanus.



Fig. 11. Konsole mit Begonia.

Außer den bis jetzt genannten Pflanzen eignen sich zur Ausschmückung der temperierten Zimmer noch manche andre, wie die Fächerpalmen Latania Corypha und Chamaerops, die Rhapis, die Dattelpalmen Phoenix leonensis und reclinata, ferner die palmenähnliche Curculigo, Aletris und die Gummibäume Ficus elastica und F. Chauvieri. Bei richtigem Gießen, reichlichem, aber vorsichtigem Lüften und oft wiederholtem Waschen werden die genannten Arten und noch manche andre die Kultur im Wohnzimmer vertragen, auch wenn die Erleuchtung durch Gas stattfindet, vorausgesetzt, daß Hähne und Röhren der Leitung gut schließen.

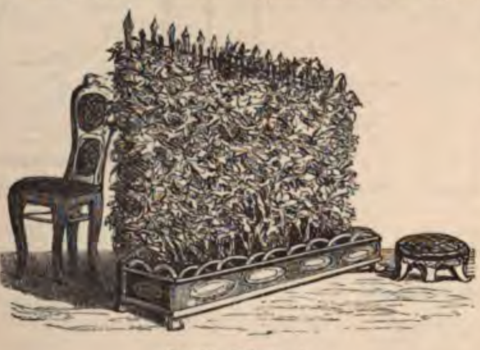


Fig. 12. Epheuwand.

Im Laufe dieses Monats beginnt man auch mit dem Treiben der gut bewurzelten Blumenzwiebeln und schön blühender Sträucher, die nun truppweise, die frühesten Sorten immer zuerst, aus ihrem frostfreien Aufbewahrungsort in das warme Zimmer genommen werden. Die Schwierigkeiten, die das sehr frühe Treiben, das Hervorbringen der Blüte zu Weihnachten für den Gärtner mit sich bringt, fallen im Januar weg. Bei einer mäßigen Temperatur von 12—15° R. blühen Hyazinthen in etwa fünf Wochen. Die später zum Treiben eingestellten gebrauchen nur einen Zeitraum von vier Wochen zur Entfaltung ihrer Blüte, von dem Tage des Hineinbringens in das warme Zimmer an gerechnet. Alle Pflanzen, die getrieben werden, hält man stets ziemlich feucht. Sie werden in der Nähe des Fensters möglichst nahe dem Lichte aufgestellt. Eine besondere Aufmerksamkeit erfordern bei sehr kaltem Wetter diejenigen Zwiebelgewächse, welche auf den

Fensterbrettern stehen. Denn hier in der unmittelbaren Nachbarschaft der Scheiben fällt die Temperatur zuweilen unter den Gefrierpunkt und vernichtet in kurzer Zeit alle Hoffnungen, zu denen wir durch monatelange Vorbereitungen berechtigt waren.

Beabsichtigt man, im Obstgarten ältere Kernobstbäume umzupfropfen oder Kirschen und Pflaumen zu veredeln, so müssen die Reiser dazu im Januar geschnitten und eingeschlagen werden. Bei gelinder Witterung wird auch das in Gruben eingeschlagene Gemüse wiederholentlich durchgeputzt.

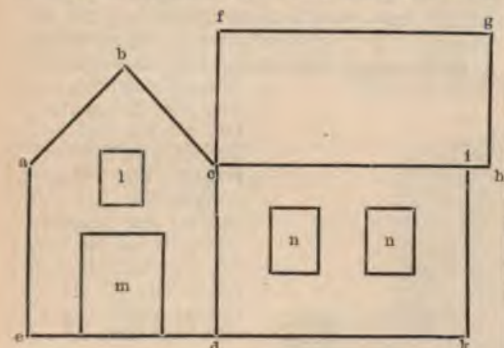
Pfefferkuchen und Pfefferkuchenhäuser.

(Hänsel und Gretel.)



Gretel.

Da der deutsche Honig weniger Süßigkeit besitzt, sowie umständlicher zu bearbeiten ist, so nimmt man zur Bereitung von Pfefferkuchen amerikanischen, sogenannten Havana-Honig, läßt diesen aufkochen und mischt, sobald er einige Grad kühler geworden, in einer Holzschüssel, Mulde oder dergl. so viel ff. Roggenmehl darunter, als zu einem recht festen Teige notwendig ist, ungefähr auf 1 Pfund Honig 1 Pfund Mehl. Das Gewürz besteht aus gestoßenem Zimt, Piment, sehr wenig Nelken, Muskat



Schablone zu einem Pfefferkuchenhäuschen.

a–b–c–d Vorder- und Rückwand (c–d = 14 cm; e–a = 12 cm; a–b = 10 cm). m Thüre (5 cm breit, 8 cm hoch). l Fenster (2,50 cm breit, 3 cm hoch). c–f–g–h Dachstück, das zweimal zu schneiden ist (c–f = 11 cm; f–g = 20 cm); e–d–k–i Seitenwände (d–e = 12 cm; d–k = 18 cm. n Fenster (2,50 cm breit, 4,50 cm hoch.

u. s. w., je nach eignem Geschmack. Dieser Teig kann Jahre alt werden, ohne zu verderben.

Nachdem der Pfefferkuchenteig tüchtig durchgeknetet und in ca. ½ Zentimeter starken Flächen ausgerollt ist, schneidet man nach einer Schablone die einzelnen Teile heraus und bäckt diese auf ganz reinen Blechen im Ofen. Dann beschneidet man nochmals die Ränder nach der Schablone und legt die Vorderwand und die Giebelseiten auf ein schwach gefettetes Blech, um Thür und Fenster mit rotgefärbtem gekochtem Zucker auszugießen. Den Zucker kocht man so lange, bis daß er, wenn man mit einem nassen Holz- oder Eisenstäbchen in diesen und dann wieder schnell ins kalte Wasser fährt, daran haftend zwischen den Zähnen bricht und nicht mehr klebt. Fenster- und Thürrahmen bildet man aus schmaler Papierborde. Zusammengeklebt werden die einzelnen Teile mit dickem Gummi arabicum, der mit Puder oder Staubzucker vermischt ist. Schornstein, Treppenstufen u. s. w. setzt man aus den ausgeschnittenen Fenstern, Rändern u. s. w. zusammen, wie überhaupt betreffs Ausstaffierung der Phantasie ein weiter Spielraum überlassen bleibt; z. B. nimmt man bei einer



Hänsel.



Modell zum Pfefferkuchenhaus.

Sommerlandschaft kleine verzweigte Aestchen und beklebt diese mit getrocknetem Moos, bei einer Winterlandschaft hingegen bestreicht man Zweige, Dach und Grundplatte mit schaumig gerührter Eiweißglasur und bestreut dieses mit klarem Zucker. Figuren, wie Hänsel und Gretel, Enten und Hexen u. s. w., vollenden den Aufbau. Die Figuren hierzu liefern die Herren Cartheuser in Stuttgart.



Zum Kopf-Zerbrechen.

Schlüsselrätsel.



Erklärung der Schlüsselrätsel. Das Schlüsselrätsel wird von links nach rechts gelesen. Jede Figur bezeichnet einen der 25 Buchstaben des Alphabets. Der Schlüssel wird auf folgende Weise gefunden. Nach einer Abzählung der Buchstaben einer Seite von „Vom Fels zum Meer" ergab sich nachstehende Reihenfolge: Am häufigsten erscheint der Buchstabe E. Diesem folgen N, I, S, R, A, T, L, U, D ꝛc. Die andern Buchstaben sind zur Auffindung des Schlüssels nicht mehr maßgebend, da viele gleich oft vorkommen und also durch Zufall gefunden werden müssen. Man untersuche zunächst, welche Figuren das Rätsel am häufigsten enthält und kann dann annehmen, daß dieselben E, N oder I bedeuten. Man zeichne sich ein dem Rätsel gleiches Netz und setze die gefundenen Buchstaben an Stelle der Figuren. Bald wird man einzelne, zerstreute Worte beisammen haben und nach allerhand mühevollen Kombinationen wird endlich die Auflösung vorliegen, da einzelne nicht gefundene Buchstaben sich im Zusammenhange von selbst ergeben. (Idee des Schlüsselrätsels vom Autor reservirt.) G. Lucke.

Silbenrätsel.

1.

Aus folgenden 30 Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangslaute und deren Endbuchstaben beide — von oben nach unten gelesen — den Namen eines Festes bezeichnen.

al, bra, co, dis, eg, [illegible], gen, ge, gnac, hoch, hein, ham, il, kirch, law, li, li, ma, mi, na, ni, nor, rent, [illegible], [illegible], ta, [illegible], we, wia.

1) Ein slawischer Vorname; 2) ein Ackergerät; 3) ein hoher Berg in Amerika; 4) ein Schlachtort aus dem siebenjährigen Kriege; 5) ein bekannter griechischer Hafen; 6) ein arabischer Palast; 7) ein wärmendes Getränk; 8) ein männlicher Vorname; 9) eine Stadt in Italien; 10) ein weiblicher Vorname; 11) ein europäisches Land.

2.

Aus folgenden 32 Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangslaute — von oben nach unten gelesen — den Namen eines hohen kirchlichen Festtages ergeben, während die Endbuchstaben — von oben nach unten gelesen — das Land bezeichnen, in welchem dieser Festtag am meisten gefeiert wird.

an, an, ba, ber, bren, che, cum, da, der, ol, be, hu, in, la, land, le, mis, nacht, nau, ne, pol, nes, pec, rel, sa, sit, sol, son, te, te, tut, vid.

1) Eine Grafschaft in England; 2) ein weiblicher Vorname; 3) eine Insel im Bodensee; 4) Name für eine pädagogische Anstalt; 5) eine (aus dem Perserkriege) bekannte griechische Insel; 6) Stadt in Mexiko; 7) eine Stadt am Rhein; 8) eine Pflanze; 9) eine Insel im Mittelmeer; 10) ein berühmter Seeheld; 11) ein König aus dem Altertum.

Rebus.



Charaden.

1.

Das Erste ist nicht alt,
Das Zweite eine Zeit,
Die wiederkehrend bald
Zum Ganzen sich erneut.

2.

Das Erste sollst du selber immer sein,
Des Ersten Abend feiert jedes Haus.
Das Zweite holst du dir vom Wald herein
Und schmückst es festlich zu dem Ganzen aus.

3.

Zum Ersten hat das Ganze dich gemacht,
Das einst zu ihrem Heil der Menschheit ward bescheert.
Bist du das Zweite noch: dein Herz und Auge lacht,
So oft im Kerzenglanz das Ganze wiederkehrt.

Rösselsprung.

und	ein	wie	mit	hy-	nur	lie-	der	ein-	ne
reicht	mond	mit	kind	er	dem	a-	schö-	bend	him-
fei	fleucht	all	len	knall	schend	fieh	der	spie-	then
den	ment	spielt	rau-	spielt	vol-	und	ü-	mel	mit
stroms	und	wo-	das	sich	die	mit	le	fieh	ber-
ma-	fieh	der	wol-	er	die	am	blitz	dem	ball
mit	des	fir-	ge	die	bricht	sind	spielt	all	den
ans	strom	ke	wenn	es	schwoll	mit	fels	spielt	wi-
längs	nur	fieh	der	ling	le	hall	den	schmet-	spielt
den	bis	der	Du	spielt	fels	ter-	spie	der-	fieh

Des Kindleins Weihnachtsbaum.

Von

J. von Sydow.

Unsere Kirche feiert verschiedene Feste, welche zum Herzen dringen. Man kann sich kaum etwas Lieblicheres denken als Pfingsten, und nicht etwas Ernsteres und Heiligeres als Ostern. Und doch feiert eines ihrer schönsten Feste die Kirche jetzt im Winter, wo beinahe die längsten Nächte und die kürzesten Tage sind und dichter Schnee auf Wäldern und Fluren liegt, das Fest der Weihnacht. Denn der helle Glanz der Weihnachtskerzen leuchtet aus den Kirchenfenstern bis in die allerletzte Hütte in unsern deutschen Landen und zündet dort ein Licht an, das aus dem Paradiese der Kindheit bis in die Erinnerung des Alters hineinstrahlt.



Garten mit Krippe unter dem Weihnachtsbaum.

Es weht ein ganz wundersamer Zauber um unsern deutschen Weihnachtsbaum. Denn, wenn sich auch fast in allen christlichen Ländern der Brauch verbreitete, daß man den Kindern die Ankunft des Christkindleins mit einem heitern glänzenden, feierlichen Lichte umgibt, dessen Abglanz durch das ganze Leben fortwirkt, die Poesie des grünen Tannenbaumes gehört ausschließlich der deutschen Familiensitte an. Es sind etwa eintausend und dreihundert Jahre her, daß an Stelle des heidnischen Julfestes, da Frau Hertha mit ihrer fliegenden Eule auf Reisen zog und den Sterblichen Geschenke austeilte, das Christfest trat und der Weihnachtsengel mit bunten, schimmernden Fittigen in der Stille der heiligen Nacht, zum erstenmal über die Erde flog.

Wer ihnen gefolgt wäre, jenen Kinderträumen und Wundergedanken, welche sich seitdem an diese Fittige hefteten — wer ihnen folgen könnte, wenn sie heute goldig durch Schlaf und Nacht ziehen wie Fackeln unter Tannengrün, von dem Christkinde selbst gehalten!

Die schöne tiefsinnige Sitte des Christbaumes, welcher die Lieblichkeit des Weihnachtsgedankens uns verkörpern will, erlangt eine möglichst poetische Auffassung, und in diesem Sinne wird immer der Baum am hübschesten und stimmungsvollsten sein, der nicht, mit Naschereien und Genußmitteln überladen, ein Baum der Versuchung, sondern der Lebensbaum im Paradies der Kindheit ist. Den funkelnden Weihnachtsstern über der grünen Tannenkrone, so viel strahlende Wachslichte als nur möglich, nur zwischenhinein den Schmuck von künstlichen Lilien und Rosen, höchstens den Schimmer einiger vergoldeter Aepfel und Nüsse darunter, so war der Weihnachtsbaum, dessen wir uns mit wehmütiger Sehnsucht heute so oft erinnern, wo des Kindleins Weihnachtsbaum fragend vor uns aufsteigt. Denn wir möchten da so gern den hübschen Christgarten wieder aufleben machen, in welchen unser Mütterchen daheim diesen Baum verpflanzte, der Garten, in welchen sich gleichsam die phantastische Welt unserer Kindermärchen mit den heiligen Bildern der Weihnachtsgeschichte verwebte und das kleine Herz vor Entzücken und frommem Schauer immer wieder zum Zerspringen klopfen ließ. Diese Art Christgärten, zu welchen wir als schönsten Schmuck des Weihnachtstisches und sinnigste Folie des Christbaumes im Interesse solcher weihnachtsseligen kleinen Herzen in diesem echten, rechten deutschen Familienbuch heut einige Anregungen geben möchten, fand ihr Vorbild wohl in den Räumen der Klöster. Schon in der ersten Zeit klösterlichen Lebens wurden heilige Legenden und Momente aus dem Leben Christi und der Heiligen bildlich dargestellt. Noch jetzt findet man in katholischen Ländern zur Advents- und Weihnachtszeit nicht nur in Klöstern und Kapellen, sondern vielfach auch in der Familie sogenannte „Krippen", die Geburt Christi im Stalle zu Bethlehem, die Anbetung der Hirten und heiligen drei Könige veranschaulicht, in der Darstellung mehr oder weniger phantastisch und der biblischen Erzählung entsprechend.

Einen besondern Zauber auf das Kindesgemüt übt die Darstellung der Geburt Jesu in solchem Christgarten aus; sie prägt sich so tief in das kleine, weiche, gläubige Herz, daß der Eindruck kaum je ganz verwischt werden kann. Welcher Zeitraum auch zwischen dem Einst und Heute liegt, noch schwebt für jedes nicht erkaltete Gemüt ein sehnsüchtig poetischer Hauch um den Weihnachtsbaum seiner Kindheit und jene frommen, unverdorbenen Regungen, welche darunter aufkeimten. Wollen wir also hier den Versuch machen, die Anleitung zu einer derartigen plastischen Darstellung der

Weihnachtsgeschichte zu geben, so werden dieselben wohl immer ein gewisses Talent für Organisation und Anordnung voraussetzen, welches nicht jeder besitzt, sich aber die Mehrzahl anzueignen vermag. Die Geburt Christi läßt sich am besten am Fuße des Christbaumes darstellen; es ist derselbe derartig zu erhöhen, daß der Stall von Bethlehem gleichsam an einen Berg angelehnt erscheint. Diesem Berge kann man das Ansehen einer Felsgrotte geben, auf deren rasigem Dache Ziegen und Schafe weiden, während der funkelnde Stern, welcher die heiligen drei Könige leitete, vom Christbaum herabhängt, und über der heiligen Stätte selbst Engel schweben. Der Boden, zwischen Ebene und Hügel abwechselnd, wird ganz dicht mit feinem, kurzem Moos belegt; etwa dazwischen angebrachte Wege mit weißem, rotem oder gelbem Sand bestreut. Das Moos, das am besten aussieht, wenn es möglichst kurz und dicht ist, findet sich für diesen Zweck am schönsten und haltbarsten auf freiliegenden Baumwurzeln und an Felsen. Da, wo es unmöglich sein sollte, überhaupt Moos zu schaffen, kann ein Stück von grünem Plüsch, der mit kleinen Stiften aufgenagelt wird, dieselben Dienste leisten.

Der Sand wird am gleichmäßigsten durch einen Trichter oder kleinen Blumentopf verteilt, und im allgemeinen muß dafür gesorgt werden, daß jedes sichtbare Stück Holz des Aufbaues entweder einen für den Platz passenden Anstrich bekomme, oder aber gesandet werde, indem man noch nassen Leimanstrich dicht mit Sand bestreut.

Einen festen Plan für das Arrangement oder den Aufbau der Darstellung könnte man schwer geben; das zur Verfügung stehende Material bringt beim Verteilen gute Einfälle und oft thut der Zufall das Beste.

Das Material zur Herstellung dieser Christlandschaft wird wohl vielfach nebst sehr bequemen Vorlagen für das Arrangement der einzelnen Gruppen, in technisch ganz vollendeter Ausführung käuflich bezogen, und wir weisen nur auf die plastischen Darstellungen der Weihnachtsgeschichte hin, wie sie in den Züllchower Anstalten bei Stettin in großer Mannigfaltigkeit hergestellt werden; es kann indessen unter Anwendung einfacher und billiger Modellierbogen jede Häuslichkeit sich das sonst noch erforderliche Material ohne jeden Aufwand an Kosten zusammentragen. Einige Bretter und Pappen, feine, dichte Fichtenzweige, einige Steine und Baumwurzeln, verschiedene Stückchen von Baumästen und Baumrinde, Zigarrenkisten, Moos, Sand und einige Nägel sind wohl in jedem Hause ohne Schwierigkeiten zu verschaffen. Auch etwa vorhandene Stückchen von Kohlenschlacke lassen sich ebenfalls effektvoll verwenden, wenn ihre in der Landschaft sichtbaren Seiten in der Farbe roter oder gelber Felsenstückchen angestrichen werden.

Welche Mannigfaltigkeit in der landschaftlichen Szenerie, welche Abwechselung in den Staffagen, welche belebten Gruppen lassen sich mit diesem Materiale schaffen. Da erhebt sich in phantastisch übereinander gelegten Steinen, deren Zwischenräume alle mit Moos gefüllt werden, ein steiler, felsiger Berg, zum Uebergang in die Ebene dienen sanft begrünte Abhänge aus angelegter Pappe oder schwachen Brettstückchen. Gelegentlich wird eine Grotte oder ein Felstunnel gebildet, deren geheimnisvolles Dunkel unsere kleine Lieblinge besonders reizt, oder man formt an einer Stelle das Gebirge derartig, daß stellenweise rohe Holztreppchen darauf angebracht werden können.

Wenn der Mittelpunkt des ganzen Arrangements auch der Stall von Bethlehem bleibt und die um denselben plazirten Gruppen der Anbetung der Hirten, der heiligen drei Könige u. s. w., so bietet der Entwurf und die Ausführung der mehr oder weniger malerischen oder romantischen Landschaft, in welchen man die heilige Darstellung verlegt, doch gleichfalls hohen Reiz, und je mehr und je verschiedenerlei zu ihrer Staffage an Material vorhanden, desto interessanter wird die kleine Schöpfung.

Da kann man vielleicht noch einen kleinen See hineinverlegen. Man bildet ihn einfach durch ein flaches Blechgefäß, oder eine Bratpfanne, die man mit Wasser füllt, oder einen auf den Boden gelegten Spiegel, indem man das eine und das andere so von Felsen und Moosbergen umgibt, daß man nichts als Wasser sieht, oft auch aus dem Wasser noch Felsen aufsteigen.

Je größer man diesen Christgarten anzulegen beabsichtigt, um so mehr wird es sich empfehlen, den Weihnachtsbaum als Mittelpunkt desselben anzunehmen. Ein sehr bequemes Arrangement ermöglicht dann die Aufstellung jener, aus zwei Teilen bestehenden runden Gartenbänke, wie man sie im Sommer vielfach in Gärten und Parkanlagen einzelne Baumstämme umgeben sieht. Nachdem die hohle Mitte mit einem runden Brett bedeckt wird, auf welches der Christbaum zu stehen kommt, werden die Lehnen der Bank dicht mit Tannenzweigen durchflochten, und dienen so zum Teil als Hintergrund für die zu errichtenden Berge, so daß die Fläche, wo der Christbaum steht, gleichsam als Hochplateau eines steilen, felsigen Berges erscheint. Da, wo Vorrichtungen wie derartige rundlehnige Gartenbänke, fehlen, kann der Gebirgsbau aber auch andere Unterlagen bekommen; ein Stück von einer Kiste, zwei rechtwinkelig zusammengenagelte Brettstücke, alte Hutschachteln, Körbe u. dergl.

Die Gruppen selbst werden, wie gesagt, aus den Modellierbogen hergestellt, denn zu den Hirten gehören Herden, und dort auf den grünen Matten, die sich an die Berge anlehnen, sieht man die Kamele, Pferde und Gefolge der Mohrenkönige.

Man muß nur einmal die gelungene Darstellung eines solchen Christgartens gesehen haben, um auszusprechen, daß die schöne, tiefsinnige Sitte des Weihnachtsbaumes die schönste Verherrlichung erfährt, wenn man ihn so emporwachsen läßt aus den frommen Bildern der Weihnachtsgeschichte heraus und um zu wünschen, daß man mehr und mehr Kindleins Weihnachtsbaum in solchen Garten stelle. Wenn der kleine Liebling dann in seinen Traum hinein die Glockentöne der heiligen Nacht hört, durch welche die Großen zur Andacht in die Kirche gerufen werden, dann mag es ihm sein, als zögen jetzt die Engelein, welche mit den Hirten gesprochen, oder das heilige Kind aus der Krippe mit goldigen, schimmernden Flügeln durch den stillen Nachthimmel wieder nach Hause.

Küche und Haus.

Festküche für Weihnachten und Neujahr.

Gebäcke u. dgl.

Sowenig sich der Engländer ein Weihnachtsmahl ohne einen mit Stechpalmenzweigen geschmückten Pudding denken kann, wozu häufig noch ein bunt verzierter wilder Schweinskopf kommt, ebenso selten wird man in Deutschland, besonders in katholischen Ländern, aber auch in Böhmen, Mähren und Polen, am Weihnachtsabend den Bierkarpfen (in brauner Sauce) vermissen. Außerdem sind zu dieser Zeit Mohnspeisen an der Tagesordnung, wie Mohnnudeln, Mohnklöße, Mohnpielen (eine aus Semmel, Milch und Mohn bestehend, bei Kindern beliebte süße Speise); auch pflegt man in einigen Gegenden die Stollen (Festkuchen) mit Mohn zu füllen. Wie bei den Katholiken am Allerseelentage, so pflegt man in Süddeutschland überall zu Weihnachten den sogenannten „Züpfen," das dort am meisten verbreitete Fest- und Weihbrot zu backen. Es ist dies ein Eierwecken in Form einer spitz auslaufenden Haarflechte, der übrigens in Handlänge das ganze Jahr bei den Bäckern zu haben ist. Zur Festzeit wird der Züpfen in Haushaltungen, aber in Ellenlänge, gebacken und in fast unglaublichen Mengen verbraucht. In Schwaben heißen die drei Advents-donnerstage „Klöpflinsnächte" wegen der „Kräppel" (Krapfen), die da gebacken werden. Die jungen Burschen pflegten nämlich in diesen Nächten an Thüren und Fenster zu klopfen und jenes Gebäck, auch „Klopfet" genannt, zu heischen. In Ulm wurden darunter mit Aepfelschnitzen gefüllte Wecken verstanden.

In Appenzell wird zu Neujahr ein besonderes und ganz vorzügliches Gebäck bereitet, welches Filebrot heißt und seinen Namen von „bonus filius" (guter Sohn) ableiten soll, weil man die artigen Kinder damit beschenkt.

Der Teig, der aus dem feinsten Mehle besteht und durch Sauerteig in Gährung gebracht wird, muß erst bei möglichst großer Kälte überfrieren, dann wird er geformt, mit Safran überstrichen und im Ofen rotgelb ausgebacken.

Es ist ein großes, scheibenrundes und fladen-dickes Milchbrot, in der Mitte mit drei modellierten Waldschnecken und im Umkreise mit einer dünnen Haarflechte verziert. Das Scheibenrund und die ringsumlaufende Haarflechte sollen auf die Sonne des neuen Jahres deuten, denn Haar und Strahl bezeichnen dasselbe, und mit dem Schlagen der Feuerscheiben begrüßte die oberdeutsche Jugend alljährlich das Steigen der Sonne. Die drei Brotschnecken verkünden das Wiederauskriechen der ersten Frühlingstiere, während das schöne Gelbrot des Kuchens den Sonnenschein versinnlicht. Wahrscheinlich ist es auch die Farbe, welche dem Brote den Namen gegeben hat, weil Safran im Altdeutschen: Vialmus, fialmus oder Fialblume hieß.

In der Mark muß man zu Neujahr Hirse oder Heringe essen, im Wittenbergischen Heringssalat, damit man das ganze Jahr über Geld habe. Dasselbe gilt in Schwaben von gelben Rüben. Andere essen neunerlei Gerichte, wobei aber Mohnstritzeln sein müssen. In der Uckermark bäckt man „Pelz," eine Art großer Pfannkuchen, im Vogtland heißt der Mehlbrei Polse. In der Steiermark und in der Lausitz ißt man Karpfen mit Mohnklößen, in Schlesien Schweinefleisch und Backobst, das sogenannte schlesische „Himmelreich".

Zu den der Frau Berche, Berchta oder Bertha geweihten Tagen gehört auch der Dreikönigstag. Strenge hält sie darauf, daß ihr Fest mit den althergebrachten Speisen, in Oberbayern z. B. fette Kuchen, gefeiert werde. Dazu gehört auch der Kuchen, in welchen nach einer weitverbreiteten (twelfth-cake in England), auch bei uns gültigen Sitte am Dreikönigsabend (twelfth-night) eine Bohne verbacken wird, die demjenigen, der sie bekommt, die Königswürde verleiht.

Getränke.

Bowlen: 4 Flaschen leichten Weißwein (Moselwein), darin 1/2 Pfund Zucker auflösen. Hierzu entweder: 4 Bündchen Waldmeister ziehen lassen und 2 Apfelsinen hineinschneiden, oder: 2 Glas (à 1/2 Pfund) eingemachte Erdbeeren, oder 2 Glas (à 1/2 Pfund) eingemachte Ananas. — **Punsch,** weiß: 2 Flaschen Arrak, 4 1/2 Pfund Zucker, 4 Zitronenschalen, 6 Zitronensäfte; der Zucker wird mit etwas Wasser aufgekocht, durch die Säfte abgeschreckt, mit der Schale und Arrak nochmals aufgekocht. — **Punsch,** rot: 4 Pfund Zucker mit etwas Wasser aufgekocht und mit 1 Flasche Rotwein abgeschreckt, mit 2 1/2 Flaschen Arrak nochmals aufkochen. — **Eierpunsch:** 2 Zitronen werden auf Zucker abgerieben und mit 2 ganzen Eiern und 5 Eigelb in einem Kessel recht schaumig gerührt, dazu ferner 2 Zitronensäfte, 1/2 Pfund Zucker, 1/3 Liter Wasser, 1 Liter guten Weißwein; schlägt dies alles auf schwachem Feuer, bis es aufwallt, nachdem gießt man noch 1/3 Liter Rum darunter.

Januar.

Jahreszeit des Eßbaren.

Der Tisch ist jetzt überreich gedeckt. Rinder, Kälber, Hammel und Schweine; Hirsche, Rehe, Damwild und Wildkälber, wilde Schweine, Hasen von Säugetieren; Truthühner, Fasanen, Haushühner (Kapaunen, Poularden), Gänse, zahme und Wildenten, Auer-, Birk- und Haselhühner, Wachteln vom Federvieh. Von Fischen: Aale, Karpfen, Schleie, Bärse, Hechte, Zander, Aeschen, Bleie, Nasen, Rotaugen, außerdem Schildkröten, Hummer, Krabben, Austern. Der Gemüsemarkt bringt Sellerie, Petersilie, Meerrettig, Pastinaken, Schwarzwurzeln, Kartoffeln, Winterzwiebeln, Schallotten, Porrée, Knoblauch, Rokkambol, viele Kohl- und Krautarten, Kohlrabi, Blumenkohl, Wasser- oder weiße und märkische Rüben, Wintersalat, Endivien, Brunnenkresse. Von Früchten haben wir viele Aepfelarten, Wal- und Haselnüsse, Maronen, es kommen die

neuen Zitronen und Apfelsinen. Von Dauerspeisen nennen wir die gesalzenen, geräucherten und marinierten Fleischspeisen, Sauerkraut, getrocknete und eingelegte Gemüse (Schwämme), eingemachte Früchte (Maiskolben, Spargel), Salz-, Senf- und Pfeffergurken, rote Rüben u. s. w.

Speisezettel für Januar.

1) Mock-Turtle-Suppe. Rinderfilet à la Jardinière mit Senfgurken. Hummer-Mayonnaise. Kapaun mit eingemachten Erdbeeren und Salat. Plum-Pudding mit Punschsauce.

2) Suppe mit Nudeln. Gebackene Schollen. Sauerkraut, Erbsen, Pökelfleisch. Hammelbraten mit Kartoffeln, Prünellen und Salat.

3) Legierte Suppe mit Graupen. Frikassee von Zunge. Grünkohl mit Kastanien und Hamburger Rauchfleisch. Rehkeule mit Apfelsinenkompott und Salat.

4) Suppe mit Markklößchen. Kabeljau mit Kartoffeln und Senfbutter. Kalbsbraten mit Krautsalat und Birnenkompott. Apfel-Pfannkuchen.

5) Hühnersuppe mit Reis. Rinderbrust mit Champignonsauce, Kartoffeln und Salzgurken. Backobst, Klöße und Schinken. Tauben mit Preißelbeeren und Salat.

6) Linsensuppe. Hecht mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Rosenkohl mit Zunge. Roastbeef mit Salat und Pflaumen.

7) Suppe mit Eierkäse. Gullaschfleisch mit Polenta. Entenbraten mit gerösteten Kartoffeln und Salat. Apfelsinenspeise.

8) Französische Suppe. Zander mit Butter und Kartoffeln. Gefüllter Weißkohl. Wildschweinsbraten mit Salat und Melone.

9) Fischsuppe. Reis mit Huhn. Boeuf à la mode mit Kartoffeln und Gurken. Marschallstörtchen.

10) Biersuppe mit Schaumklößchen. Klops mit Kapernsauce und Kartoffeln. Eingemachte grüne Bohnen mit Hering. Hasenbraten, Birnenkompott und Salat.

11) Griessuppe. Barsch mit französischer Sauce und Kartoffeln. Weiße Bohnen mit Hammelfleisch. Beeffsteaks mit rohgerösteten Kartoffeln. Salat mit sauren Kirschen.

12) Suppe mit Fleischklößchen. Fischsalat. Kalbsbraten mit Bechamel-Kartoffeln. Salat und Essigpflaumen. Apple-Pie.

13) Grünkernsuppe. Dorsch mit Butter und Kartoffeln. Teltower-Rüben mit Gänsebrust. Hirschziemer mit Aprikosen und Salat.

14) Suppe mit Makkaroni und Parmesankäse. Sauerkraut und Leberklöße. Gänsebraten mit Prünellen und Salat. Arme Ritter mit Weinschaumsauce.

15) Bohnensuppe. Caviarschnitten. Rotkohl mit Saucischen. Sauerbraten mit Kartoffeln, Salat und Apfelkompott.

16) Suppe mit Griesklößchen. Rindfleisch mit Prinzeß-Kartoffeln. Schinkennudeln. Gebratene Schnepfen mit Salat und Apfelsinenkompott.

17) Bouillon mit gestürztem Reis. Gebackener Aal mit Zitrone. Hammelrücken mit Kartoffel-Krockets, Senfgurken und Essigpflaumen. Preißelbeerschnitten.

18) Rotweinsuppe mit Sago. Frikassee von Huhn. Schwarzwurzeln mit Schinken. Schweinebraten mit Kartoffeln, Salat und Katharinenpflaumen.

19) Hamburger Aalsuppe. Kalbfleischpastetchen. Rinderbraten mit Kartoffelpüree, Gurken und Kirschen. Mandelpudding mit Himbeersauce.

20) Suppe mit Façonnudeln. Karpfen blau. Wirsingkohl mit Brisolets. Gebratene wilde Ente mit Salat und Reineclauden.

21) Französische Suppe. Rindfleisch mit pikanter Sauce. Kartoffeln und Senfgurken. Rosenkohl mit Zunge. Rehbraten mit Quitten und Salat.

22) Suppe mit Kalbfleischpüree. Schellfisch mit Butter und Kartoffeln. Hammelbraten mit Krautsalat und Birnen. Auflauf von Reis und Aepfeln.

23) Bouillon mit gebackenen Schneebällen. Schinken mit Madeirasauce, Kartoffeln mit Pfeffergurken. Maronenpüree mit Spickgans. Gebratene Tauben mit Salat und Prünellen.

24) Panadensuppe. Hecht au four. Rumpsteaks mit Morcheln, gerösteten Kartoffeln und Mixed-Pikles. Beignets von Aepfeln.

25) Flaumsuppe. Rinderzunge mit Kapernsauce und Kartoffeln. Bayrisches Kraut mit Rauchfleisch. Hasenbraten mit Salat und Preißelbeeren.

26) Suppe à la reine. Kabeljau mit Butter und Kartoffeln. Kalbsschnitzel mit gestovtem Sellerie. Backhuhn mit Salat und Erdbeeren.

27) Suppe mit Eiergraupen. Kalbskopf mit Madeirasauce, Kartoffeln und Gurken. Schweinscarree, Salat und Apfelkompott. Gebackene Griesklöße mit Kirschsauce.

28) Suppe mit geschnittenem Eierkuchen. Zander mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Rotkohl mit Bratwurst. Rinderfilet mit Salat und Katharinenpflaumen.

29) Erbsensuppe mit Schweinsohren. Ragout in Muscheln. Grüne Bohnen mit Hering. Kalbsnierenbraten mit Kartoffeln, Salat und Backobst.

30) Reissuppe. Polnische Karpfen mit Kartoffeln. Gänsebraten mit Salat und Apfelkompot. Dampfnudeln mit Weinsauce.

31) Suppe mit Schwemmklößchen. Rinderbrust mit Meerrettigsauce, Kartoffeln und Gurken. Mohrrüben mit russischen Erbsen und Schinken. Hammelkeule mit Salat und Preißelbeeren.

Auflösungen
zu „Zum Kopfzerbrechen" in Heft 3.

1) **Rätselhafte Inschrift:** Dort zieht's sehr, o da zieht's a. — 2) **Silbenrätsel:** Brandenburg, Ischia, Samum, Mob, Aloe, Regent, Cataract, Kalakaua: Bismarck und Gambetta. — 3) **Rebus:** Der hat das Herz am rechten Fleck. — 4) **Rösselsprung:**

O gute Zeit, du alte Zeit,
O Lust, o Glück, o Herrlichkeit,
Wüßt' ich nur, wann sie Abschied nahm,
Wüßt' ich nur, wann zur Welt sie kam!
Doch glaub' ich fast: nie kam sie, nie,
Sie ist ein Kind der Phantasie;
Ein Traumbild spiegelt sich zurück:
Man sieht der eig'nen Jugend Glück! (H. Klette.)

Neue Musikalien.

Als eine Weihnachtsgabe, die dem größten Teile unserer musikalischen Leser sehr willkommen sein dürfte, nennen wir das unlängst bei Ries und Erlin in Berlin erschienene „Ein Märchen ohne Worte“ für Pianoforte von Carl Reinecke. Wer kennte nicht dieses Komponisten „Schneewittchen“, „Dornröschen“, Aschenbrödel“, deren Aufführungen ja nach Hunderten zählen? Wer kennte nicht dessen Musik zu Hofmanns „Nußknacker und Mausekönig“, über welche der berühmte Kritiker Ambros einen so reizenden Essay geschrieben hat? Nicht geringere Verbreitung wird dieses „Märchen ohne Worte“ finden, zehn Tonstücke enthaltend, welche die folgenden Ueberschriften tragen: I. Vorspiel. II. Chor der Rosenelfen. III. Aufmarsch der Wichtelmännchen. IV. Kukuk und Bächlein. V. Der Königssohn jagt im Tann. VI. Beschwörung am Spinnrocken. VII. Liebesglück. VIII. Chor der bösen Jungen. IX. Tanz der Libellen und Käfer. X. Hochzeittag. Auch auf dieses Werk, welches zwei- und vierhändig erschienen ist und namentlich in letzterer Fassung wenig Schwierigkeiten bietet, lassen sich die Worte von Ambros, welche er bei Gelegenheit der Musik zu „Nußknacker und Mausekönig“ ausspricht, anwenden: „Diese Musik ist, wie billig, so recht in Bilderbuchstyl gehalten, wobei man freilich an die Bilderbücher und Bilderbogen zu denken hat, an denen sich Künstler wie Kaulbach, Ludw. Richter, Bendemann, Moritz Schwind u. a. beteiligt haben. Es ist auch etwas vom Glück der Kinderjahre darin; und ach, wer von uns seufzt nicht, wenn er dieses Paradieses gedenkt, das wohl für die meisten von uns schon tief genug unter dem Horizonte liegt.“ (A. W. Ambros. Kulturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart, S. 242 ff.)

Ein neues Weihnachtsvergnügen.

Zu den zahlreichen Vergnügungen, die während des Weihnachtsabends in den Familien vorgenommen werden, gehört seit neuerer Zeit auch das Bewerfen mit künstlichen Schneeballen. Dieselben bestehen aus einem festen Knäuel zahlloser kleiner Papierschnitzel und werden an den Weihnachtsbaum gehängt. Sobald die Bescheerung begonnen hat, nehmen die einzelnen Familienglieder die Ballen von den Bäumen ab und werfen sich damit, was viel Vergnügen macht und zu heitern Szenen Anlaß giebt. Diese Schneeballen selbst sind käuflich zu haben.



Schneeballen-Werfen am Weihnachtsabend. Von J. Beer.

Neue Bücher.

Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. Von P. Chr. Asbjörnsen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. Mit 106 Illustrationen. Leipzig. Ad. Refelshöfer.

Ein Buch für große und kleine Leute, wenn auch vielleicht noch mehr für erstere als letztere. Obgleich die hier gebotenen Märchen zum großen Teil und in mehr als einer Beziehung mit andern sich berühren, so bieten sie doch in ihrer Gesamtheit wie im einzelnen etwas ungemein Originelles, das uns trotz der Fremdartigkeit der Einkleidung anzieht und anheimelt. Durch die letztere aber werden wir in der vortrefflichsten Art mit Land und Leuten bekannt gemacht, in die Eigenheiten und Anschauungen des Volkes eingeführt und dem Nichtkenner der nordischen Lande wird durch diese Märchen und Sagen der reizvolle Zauber des seltsamen Erdenwinkels voll und ganz erschlossen. Das Buch hat begründeten Anspruch, neben den deutschen Märchensammlungen einen Platz einzunehmen.

Lenores Sorgen. Aus Briefen an eine Freundin. Für erwachsene Töchter. Von Clara Cron. Stuttgart 1882, Richter und Kappler.

Auch dieses neueste Buch der bestens bekannten Verfasserin läßt nichts von der Liebenswürdigkeit vermissen, die eine so hervorragende Eigenschaft der Schriften Clara Crons ist. Die Briefform, sonst häufig die Klippe, an der das unterhaltende Element scheitert, ist hier mit Geschick behandelt und erhöht die Schärfe der Charakteristik. Was sonst Ausführung und Inhalt anlangt, sind beide so beschaffen, daß das Buch ohne Bedenken erwachsenen Mädchen in die Hand gegeben werden kann, auf deren Weihnachtstisch wir es öfters niedergelegt sehen möchten.

Litterarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Von Herm. Stohn. Mit Em. Geibels Bildnis in Stahlstich. Leipzig, Gebr. Senf.

Dieses treffliche Buch hätte zu keiner gelegeneren Zeit kommen können als eben jetzt, wo Mancher in Verlegenheit sein dürfte, was er der oder jener Dame seiner Bekanntschaft auf den Weihnachtstisch legen soll. Und wenn eine Schrift zur Weih-

nachtsgabe im angegebenen Falle sich eignet, so ist es diese, die keine fachwissenschaftlichen litterargeschichtlichen Abhandlungen ihren Lesern bietet, sondern geläufige Thematas durch die Art der Behandlung in weiteste Kreise einführt. Den Hinweis auf das Ideal, die Betonung des wahrhaft Poetischen, die Hinleitung zu dessen Erfassen: das ist es, was das Buch auszeichnet. Der Verfasser will nicht die Zahl der „Geistreichen“ in der Frauenwelt vermehren, sondern die Liebe für die Dichtung und ihre Schönheiten wecken und vertiefen, und daß dies in anziehender Form, ohne alle Aufdringlichkeit geschieht, vermehrt die Wahrscheinlichkeit, daß der Verfasser seine Absicht erreicht. Bis jetzt hat Stohn: Goethe, Schiller, Kleist, Uhland, Heine, Geibel, Droste-Hülshoff und das Volkslied in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, weitere Skizzen sollen folgen.

Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Stuttgart J. Engelhorn. Bd. I.

Eine große Aufgabe ist in diesem ersten Band eines wirklich zeitgemäßen Unternehmens mit überraschendem Geschick gelöst. Bei der großen Menge einzelner Gebiete, die in einem Gesamtbild des an Erscheinungen verschiedenster Art so reichen 19. Jahrhunderts zu berücksichtigen waren, mußte von vornherein das Insbreitegehen, das Spezialisieren und Detaillieren aufgegeben werden, hier galt es vielmehr das Charakteristische zu erfassen und zu einer porträtgetreuen Totalität zu vereinen. Das ist dem Verfasser trefflich gelungen und daß er das kompilierte Material auch geistig verarbeitet, nicht nur nebeneinander gestellt hat, beweist die klare Darstellung aller sich geltend machenden Wechselwirkungen, die Darlegung der treibenden Motive, die Schilderung des logischen Zusammenhangs. Durch die Benutzung abgelegenerer Quellen gelang es, dem im großen komponierten Bild auch eine Reihe markanter Einzelzüge einzuverleiben, die dem Ganzen ein lebendiges und frisches Gepräge geben. Der illustrativen Seite des als Weihnachtsgeschenk besonders geeigneten Werkes hat sich die Verlagshandlung mit aller Sorgfalt angenommen und namentlich einen überraschenden Reichtum an guten Porträts zusammenzusammengebracht.

Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Prof. Dr. Bernh. Kugler. Illustriert von den ersten deutschen Künstlern. München, Verlag von Fr. Bruckmann. Lief. 1—16.

Zu den zahlreichen schon vorhandenen abermals ein neues „Prachtwerk“, das mit allen Mitteln danach strebt, „ein vaterländisches Ehrenbuch“ zu werden. Es ist eine glorreiche Geschichte, die auf diesen Folioblättern erzählt wird, voll dramatischen Lebens, reich an Großthaten und erhebend durch die kraftvolle Entwickelung eines wahrhaft männlichen Geschlechts. Stillfried-Alcantara hat sich längst als Forscher der hohenzollernschen Altertümer bekannt gemacht und auch hier

Die Weihnachts-Photographie. Von L. Meggendorfer.



Die Verwandten sollen Fritzchens Photographie zum Fest erhalten und ist Fritzchen vom Photographen soeben zur Aufnahme in die rechte Stellung gebracht worden;



hinter dem Rücken des Lichtkünstlers aber treibt er allerhand Narrenspossen, und so kommt es, daß die sehnlichst zur Versendung erwartete Photographie, als sie im letzten Augenblick ankommt,



– so aussieht.

wieder bewiesen, daß Fama nicht zu viel sagt, wenn sie ihn als einen der Ersten auf diesem Gebiet der Geschichte bezeichnet. Würdig wird er von B. Kugler, dem Sohn des Biographen Friedrich des Großen, sekundiert. Die Illustration selbst läßt nichts zu wünschen übrig und der Schnitt hält meist mit der Zeichnung gleichen Schritt. Daß sich unter den Künstlern, welche beisteuerten, Camphausen, Defregger, Diez, Grützner, Grot Johann, Heyden, Karger, Kaulbach, Mentzel, Schraudolph, Thiersch, Thumann, Steffeck, Werner u. a. finden, bleibe nicht unerwähnt.

Große Menagerie. Lebende Bilder aus dem Tierleben. Von Th. v. Pichler. Wien, M. Perles.

Sechs bewegliche Bilder. Von demselben. Ebendas.

Das erste dieser zu Weihnachtsgeschenken sich empfehlenden Kinderbücher ist eine Art Naturgeschichte, welche die Hauptvertreter der Tierwelt in szenischer Form vorführt, mit anregenden und belehrenden Erläuterungen. Das zweite Buch gehört dem humoristischen Genre an und ist ebenso wie das erste brillant ausgeführt.

Der gestirnte Himmel im Monat Januar.

Mitte Januar zieht um 10 Uhr abends vor allem das herrliche Sternbild des Orion den Blick auf sich. Es steht alsdann hoch im Süden westlich; dem Scheitelpunkt näher glänzt Aldebaran, während die Plejaden sich schon neigen. Ueber ihnen strahlt das Sternbild des Perseus und gegen N.W. hin hat die Kassiopeia schon einen etwas tiefen Stand. Wendet man sich vom Orion aus nach dem östlichen Teil des Himmels, so findet man links neben dem Orion die bereits bekannten Sternbilder des großen und kleinen Hundes und der Zwillinge. Links neben dem letztern erblickt man einen nebeligen Schimmer, den man aber schon im Opernglase als Sternhaufen erkennt, es ist die sogenannte Krippe im Sternbild des Krebses. Am östlichen Horizonte aber steigt das Sternbild des großen Löwen herauf, dessen Hauptstern Regulus von den Arabern Kalbelaced, das Löwenherz, genannt wurde. Vom großen Löwen gegen den Nordpol hin steht der große Bär und zwischen beiden befindet sich die unscheinbare Konstellation des kleinen Löwen.

Westlich vom Orion gegen den Horizont hin steht das Sternbild des Eridanus, das jedoch durch keine besonders hellen Sterne ausgezeichnet ist und daran schließt sich tief am Nachthimmel der Walfisch. Zwischen Walfisch, Stier und Perseus steht der Widder, der auch nur schwache Sterne aufzuweisen hat.



Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Auswanderung und Kolonisation.

Von

M. Alsberg.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht; er fiel auf die zarten Blaublümelein u. s. w. — dieses alte deutsche Volkslied kennzeichnet auch den Gang unserer deutschen Entwickelung. An Wohlstand keinem der übrigen Länder Europas nachstehend, so war Deutschland in das 17. Jahrhundert eingetreten; da kam jener unheilvolle dreißigjährige Krieg, der wie „ein Reif in der Frühlingsnacht“ die junge Blüte deutscher Prosperität dahinwelken ließ und ebensowohl die politische Stellung des Römischen Reiches deutscher Nation, wie den kaufmännischen Unternehmungsgeist und die Seemacht seiner Hansa aufs schwerste schädigte. Das Zeitalter kolonialer Erwerbungen hat unser von inneren Kämpfen zerrüttetes, von äußeren Feinden bedrängtes Vaterland unbenutzt vorübergehen lassen und erst jetzt, nachdem das Deutsche Reich auf gesunder Basis neu erstanden ist, fängt man auch in unserem Lande an, die Wichtigkeit überseeischer Besitzungen völlig zu begreifen; erst jetzt erwacht in uns der Gedanke: Wäre es möglich, das Versäumte nachzuholen und jenseits des Ozeans Gebiete zu erwerben, wo der deutsche Auswanderer, ohne sein Deutschtum einzubüßen und dem Vaterlande mit allem, was er besitzt, verloren zu gehen, eine zweite Heimat finden könnte. Der Gedanke an deutsche Kolonisation gewinnt von Jahr zu Jahr größere Bedeutung und wir wollen daher versuchen, die Hauptmomente dieser Frage in Kürze hervorzuheben.

Die Kolonialfrage ist — darüber müssen wir uns von vornherein Klarheit verschaffen — keine Parteifrage; sie ist eine Frage, an der jeder Deutsche, welcher politischen Gesinnung oder Parteischattierung er auch angehören mag, unbeschadet seiner politischen Ueberzeugung Anteil nehmen sollte. Ohne die Wichtigkeit einer rationellen Zollgesetzgebung zu unterschätzen, glauben wir doch nicht fehlzugehen, wenn wir die rapide Bevölkerungszunahme im deutschen Reiche und die nicht in gleichem Maße sich steigernde Erwerbsthätigkeit resp. Erwerbsgelegenheit, als die eigentliche Quelle von vielen unserer Leiden betrachten. — In den Jahren 1816—1875 hat sich die Bevölkerung der alten Provinzen des preußischen Staates mehr als verdoppelt und die Population der meisten übrigen deutschen Länder hat in entsprechendem Maße zugenommen. Die Zählung vom 1. Dezember des Jahres 1880 weist bekanntlich für das Deutsche Reich eine Gesamtbevölkerung von 45 Millionen nach, sowie die Thatsache, daß ungeachtet der Auswanderung die Bevölkerungsziffer von 1875 bis 1880 durchschnittlich pro Jahr um ½ Million sich vergrößert hat und da diese Zunahme im Verhältnis der geometrischen Progression vor sich geht, so steht uns schon zu Anfang des nächsten Jahrhunderts, wenn nicht ganz außergewöhnliche Ereignisse eintreten oder die Auswanderung noch riesigere Dimensionen annimmt wie im letzten Jahre, eine abermalige Verdoppelung unserer Volkszahl in Aussicht. — Dieser Umstand — an und für sich keine unerfreuliche Thatsache — gibt uns doch mancherlei zu denken. Volkswirtschaftlich leuchtet es sofort ein, daß derselbe ein Sinken des Arbeitslohnes — die unvermeidliche Folge des vermehrten Angebots von Arbeitskräften — und des geschäftlichen Verdienstes bedingt. Unsere Landwirtschaft, die schon jetzt den eigenen Bedarf nicht zu decken vermag, wird sich in Zukunft noch viel weniger in der Lage befinden, den an sie gestellten Ansprüchen zu genügen und es wird daher eine steigende Einfuhr von Getreide, Vieh und anderen Lebensmitteln und somit ein gesteigerter Abfluß deutschen Geldes nach dem Auslande zu erwarten sein, falls es nicht gelingt, durch eine Steigerung der nationalen Arbeit und des Exportgeschäftes dieses Mißverhältnis wieder auszugleichen. Wenn nun

auch die Lage des deutschen Ausfuhrgeschäftes, wie die Statistik nachweist, sich nicht als so ungünstig herausstellt, wie man häufig anzunehmen geneigt ist, so wird doch niemand, der unsere wirtschaftliche Lage unbefangen betrachtet, sich der Erwartung hingeben, daß die zu hoffende Arbeitsvermehrung mit unserer Bevölkerungszunahme dauernd gleichen Schritt halten werde. — Die anderweitigen Uebel, welche die schnelle Volksvermehrung mit sich bringt — die körperliche Degeneration der ärmeren Volksklassen als notwendige Folge ungenügender Ernährung, ferner die Zunahme der Verbrechen, die Ueberfüllung der Gefängnisse und Arbeitshäuser, ebenfalls bedingt durch soziale Not und Pauperismus, das aus der Anwesenheit so vieler unbeschäftigter Hände und Köpfe sich ergebende Umsichgreifen der Sozialdemokratie — alle diese Punkte, die mit der rapiden Bevölkerungszunahme in kausalem Zusammenhange stehen, kann ich hier nur flüchtig berühren. Wenn auch von einer eigentlichen Uebervölkerung zur Zeit nur in einzelnen Gegenden Deutschlands die Rede sein kann und wenn Zustände wie in Oberschlesien — (wo nach der Erklärung der preußischen Regierung bei einer Bevölkerung von 100,000 Seelen sofort Notstand eintritt, sobald Kartoffeln und Kraut mißraten) — auch glücklicherweise noch zu den Ausnahmen gehören, so ist es doch vorauszusehen, daß die oben erwähnten Uebelstände, wenn nicht Abhilfe geschafft wird, mit der Zunahme der Bevölkerung ebenfalls zunehmen werden. Auch ist es unbestreitbar, daß ohne den partiellen Ausgleich, welchen die Auswanderung bewirkt, die Folgen unserer Volksvermehrung sich gegenwärtig schon in weit höherem Maße fühlbar gemacht hätten. Lebten die Millionen Deutsche, die seit dem Beginne dieses Jahrhunderts ausgewandert sind, mit ihren Kindern und Kindeskindern noch im Lande, so würden die Erwerbs- und Ernährungsverhältnisse noch bei weitem schwierigere sein, würde die Ueberfüllung aller Berufszweige, die soziale Not und die Zunahme der Verbrechen im Deutschen Reiche sich noch in weit höherem Maße bemerkbar machen, als dies gegenwärtig der Fall ist. Damit wären wir denn bei dem zweiten Punkte unserer Erörterungen, bei der für die nationale Entwickelung und die volkswirtschaftlichen Interessen unserer Nation bedeutungsvollen Auswanderungsfrage angelangt.

Neben dem Briten ist es vor allem der Deutsche, der vermöge seiner körperlichen, moralischen und intellektuellen Eigenschaften zur Ausbreitung der Zivilisation in den von unzivilisirten Völkern bewohnten Ländern beigetragen hat. Wohin wir immer unsere Blicke wenden — im fernen Kaukasus, wie im romanischen Amerika, auf den entlegenen Inseln der Südsee wie in den Einöden des Kaffernlandes — überall tritt uns die von deutschen Ackerbauern, Handwerkern und Kaufleuten vollbrachte Kulturarbeit entgegen. Aber keinem Lande hat diese kulturelle Thätigkeit solche Segnungen gebracht, wie den Vereinigten Staaten Nordamerikas, die allein innerhalb der letzten 50 Jahre 3½—4 Millionen deutsche Auswanderer aufgenommen haben und gegenwärtig etwa 7 Millionen Menschen von direkter deutscher Abstammung beherbergen. Von den 106,000 deutschen Auswanderern d. J. 1880 sind allein 103,000 in den Häfen der Union gelandet, während 1881 die Auswanderung schon vor dem 1. Oktbr. die Zahl von 200,000 überstiegen hatte.

Werfen wir nun einmal die Frage auf, wie viel uns die Sternenbannerrepublik, das verheißungsvolle Land des rollenden Dollars, allein im letzten Jahre gekostet hat. Friedrich Kapp glaubt eher zu unterschätzen, wenn er annimmt, daß wenigstens 450 Mark an Geld und Geldeswert auf den Kopf der deutschen Einwanderung in den Vereinigten Staaten entfallen, was einem Kapitalverlust von 90 Millionen Mark, die Deutschland allein während der ersten 9 Monate dieses Jahres an die Union abgegeben hat, gleichkommen würde. Hierbei sind jene Summen nicht mit einbegriffen, welche für Unterhalt und Erziehung der Auswanderer in der Heimat ausgegeben wurden — (nach der Schätzung des Statistikers Engel ergibt die gesamte Verausgabung für einen 15jährigen Menschen aus den niederen Volksschichten einen durchschnittlichen Betrag von 750 Thalern) — und die mit der Expatriierung der Betreffenden dem Vaterlande für immer verloren gehen. Wir rüsten, um im Bilde zu reden, alljährlich eine kleine Armee aus — eine Truppe, auf deren Ausbildung viel Kostenaufwand, viel Sorge und Mühe verwandt wird — und die sofort nach dem Ueberschreiten der Grenze für uns auf immer verloren ist. Großbritannien hat durch die Massenauswanderung des irischen Proletariats nach Amerika — (in den Jahren 1841—71 ist die Bevölkerung der grünen Insel

von $8^1/_4$ auf $5^1/_2$ Millionen herabgesunken) — wenigstens den Vorteil gehabt, daß der in Irland herrschende Notstand doch in etwas gemildert wurde; bei uns ist es aber nicht das Proletariat, sondern der nicht ganz mittellose Kleingrundbesitzer- und Bauernstand, welcher das Hauptkontingent zum großen Exodus liefert. England hat einen andern Teil seiner Auswanderung dazu benutzt, um jenes gewaltige, gegenwärtig schon $^1/_6$ der bewohnten Erde umfassende und stets noch im Wachsen begriffene Kolonialreich und mit demselben seinen Handel und seine Seeherrschaft fest zu begründen. Die Ausfuhr Englands nach seinen Kolonieen hat stetig zugenommen, selbst in Jahren, wo der Export nach andern Ländern eine bedeutende Abnahme zeigte, und hat somit dem Inselvolk über manche gefahrdrohende Krisis hinweggeholfen. Im Gegensatz hierzu hat Deutschland für die ungeheuren Opfer an Kapital und Arbeitskräften, die es Jahr für Jahr den Vereinigten Staaten darbringt, nennenswerte Vorteile kaum geerntet. Schon in der zweiten Generation beginnt beim deutschen Auswanderer in Nordamerika jener Assimilationsprozeß, dem deutsches Wesen und deutsche Sitte zum Opfer fallen, und bei der dritten oder vierten Generation findet sich in der Regel kaum noch das Bewußtsein ihrer deutschen Abstammung. Selbst wenn auch, wie dies während des letzten Krieges häufig stattfand, Zeichen sympathischer Teilnahme, patriotische Gaben u. dgl. mehr von unsern Brüdern jenseits des Ozeans zu uns herübergelangen, wenn auch deutsche Gesang- und Turnvereine in den großen Städten Amerikas die Pflege des deutschen Liedes und der deutschen Körperstählung unter sich aufrecht erhalten — im großen und ganzen ändert dies doch nichts an dem unaufhaltsamen Prozeß der Entnationalisierung des deutschen Elementes. Der Deutsche wird, da er innerhalb der Union kein kompaktes Ganze bildet, da er von dem an geschäftlicher „smartness“ ihm überlegenen Yankee zu lernen, die Sprache, Gewohnheiten und Anschauungen der herrschenden Bevölkerung sich anzueignen hat, sein deutsches Wesen einbüßen und dieser Prozeß dürfte auch dann fortdauern, wenn eine noch größere Anzahl unserer Auswanderer wie bisher dem nordamerikanischen Staatswesen einverleibt werden sollte.

Werfen wir ferner die Frage auf, ob es möglich sein wird, diejenigen Kapitalien, die uns durch die Auswanderung verloren gehen, durch Hebung unseres nordamerikanischen Exporthandels wieder zurückzugewinnen, so dürfen wir auch in dieser Beziehung uns keinen Illusionen hingeben. Wenn schon das kapitalmächtige und im Besitze alter Handelsverbindungen befindliche England der amerikanischen Produktion und dem gewaltigen Unternehmungsgeist des Yankee kaum noch die Spitze zu bieten vermag, um wie viel weniger dürfen wir dann hoffen, daß wir diesem Riesen des Handels und der Industrie, der im Besitze von ungemessenen Hilfsquellen sich befindet und sich jedes Jahr mehr von uns unabhängig macht, während wir selbst durch den Bedarf an Lebensmitteln und vielen unentbehrlichen Dingen auf ihn angewiesen sind — daß wir einem solchen wirtschaftlichen Rivalen *im eigenen Lande* Konkurrenz werden machen können.

Wir haben die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten bisher nur vom Standpunkte der deutschen, nationalen und wirtschaftlichen Interessen betrachtet; aber selbst wenn wir von dem, was für das Vaterland gut und ersprießlich ist, ganz absehen und nur das Interesse des Auswanderers ins Auge fassen, werden wir finden, daß die amerikanischen Verhältnisse nicht derart sind, daß für den zum Auswandern Entschlossenen neben den Vereinigten Staaten nicht noch andere Länder in Frage kommen könnten, daß den großen Vorteilen, welche die große transatlantische Republik dem Neueinwandernden bietet, mancherlei Nachteile entgegenzustellen sind. — Die deutschen Auswanderer müssen, wie schon bemerkt, in Nordamerika völlig umlernen. Aus einem Lande mit tief eingreifender Regierungsthätigkeit und straffer Ordnung werden sie mit einem Schlage in das Land der Selbstregierung und Selbstbestimmung versetzt, wo sie, ohne mit Sprache, Sitten und Gewohnheiten ihrer neuen Heimat vertraut zu sein, lediglich im Vertrauen auf die eigene Kraft den Kampf ums Dasein durchzukämpfen haben. Daß unter solchen Umständen nur die mit großer Energie begabten sich durchbringen, ist unausbleiblich. Von denen, die in diesem Kampfe untergehen oder doch ein kümmerliches Dasein fristen, hört man bei uns freilich selten etwas; denn nur diejenigen, denen es gut geht, pflegen Berichte an ihre Angehörigen in die Heimat zu schicken — Berichte, die dann nicht selten zehnfach übertrieben im Freundes- und Bekanntenkreise die Runde machen und so

und so viel andere dazu verleiten, in jenem Wunderlande ebenfalls ihr Glück zu versuchen. — Ein weiterer Grund, welcher der deutschen Auswanderung nach Nordamerika entgegenzuhalten ist, besteht darin, daß die Aufnahmefähigkeit dieses Landes für unsere Emigranten keine gleichmäßig konstante, sondern eine stets wechselnde ist. Bald ist Platz für Hunderttausende, bald stocken die Geschäfte und der Auswanderer findet, wie dies z. B. in den Jahren 1876—78 der Fall war, drüben keine Beschäftigung. Die amerikanische Prosperität, welche als solche nicht in Abrede gestellt werden soll, ist doch im ganzen weniger das Produkt mühevoller jahrelanger Arbeit, als vielmehr einer durch die ungeheure Einwanderung und den fortwährenden Kapitalzufluß bewirkten wirtschaftlichen Plethora und daher ist es zu erklären, daß geschäftliche Krisen um so nachhaltiger wirken und sofort Tausende von Existenzen in Frage stellen. Endlich — und dieser letztere Punkt dürfte für die Zukunft besonders ins Gewicht fallen — ist die Aufnahmefähigkeit der Union für fremde Auswanderer, auch dann, wenn Handel und Wandel in höchster Blüte stehen, doch schließlich keine ganz unbeschränkte. Schon jetzt regen sich in der amerikanischen Presse Stimmen des Zweifels und Bedenkens, ob man bei gleich starker Fortdauer der Einwanderung alle diese arbeitslosen Hände werde beschäftigen können. „Die ländlichen Arbeiter — so heißt es in einem Bericht, der uns von kompetenter Seite kürzlich zugesandt wurde — dürfen nur während des Sommers auf lohnende Beschäftigung rechnen, während diejenigen, die sich in den fernen Prärien des Westens anzusiedeln entschlossen sind — (in den östlichen Staaten sind alle wertvolleren Grundstücke längst vergeben), — nicht vergessen sollten, daß dort, wo allerdings für Ackerbauer und Viehzüchter noch genügender Raum vorhanden ist, die weite Entfernung von den Häfen und Stapelplätzen und die Kosten des Eisenbahntransports den Wert der landwirtschaftlichen Produkte bedeutend verringern."

Wir sind also zu dem Schlusse gekommen, daß die deutsche Auswanderung nach Nordamerika — sowohl was die Entnationalisierung des deutschen Elements anlangt, wie auch vom Standpunkte unserer wirtschaftlichen Interessen aus beleuchtet — als eine für uns unheilvolle zu betrachten ist; wir haben ferner gesehen, daß die nordamerikanischen Verhältnisse neben vielen Licht- auch mancherlei Schattenseiten bieten, und es wäre nun zunächst die Frage zu beantworten: Gibt es auf dem weiten Erdenrund nicht noch andere Länder, wo der Ueberschuß unserer Bevölkerung, den wir nun einmal abzugeben genötigt sind — (denn daß wir die 550,000 Köpfe, um die sich unsere Volkszahl jetzt jährlich vermehrt, im Lande behalten können, wird wohl niemand behaupten), — wo dieser Abfluß unserer Bevölkerung zu beiderseitigem Vorteil, zum Wohle des Auswanderers und zu dem des Mutterlandes, sich eine neue Heimat begründen kann? — Der deutsche Michel ist allerdings, wie wir schon eingangs bemerkten, erst spät aus seinem Schlafe erwacht; aber ganz hat Zeus die Welt doch noch nicht vergeben, und es gibt noch Länderstrecken, welche deutschem Fleiße reichen Lohn verheißen, ohne daß der Auswanderer zugleich genötigt wäre, seine Nationalität aufzugeben und seinen Zusammenhang mit dem Mutterlande völlig zu lösen. In den südlich vom Wendekreis gelegenen Teilen Brasiliens, in den Provinzen Rio Grande do Sul, S. Katharina und Paraná — hier gedeiht der Deutsche bei herrlichem Klima, fruchtbarem Boden und billigem Landkauf auf das Vortrefflichste; in diesen Provinzen ist ja auch als Nucleus für weitere koloniale Bestrebungen eine deutsche Bevölkerung bereits vorhanden, die nach R. Andrée eine Zahl von 130,000, nach anderer Schätzung bereits 170,000 Seelen erreicht hat. Die Parzeriekontrakte, durch die Brasilien nicht mit Unrecht in üblen Ruf gekommen ist, gehören jetzt der Vergangenheit an. Der Deutsche steht in diesen Gegenden nicht länger schutzlos da; Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit des religiösen Bekenntnisses und politische Rechte — (für den Kolonisten und Pflanzer Naturalisierung nach einjährigem, für den Nichtkolonisten nach zweijährigem Aufenthalt im Lande, Wahlrecht u. dgl. mehr) — sind ihm nicht nur durch die Verfassung zugesichert, sondern wirklich vorhanden; auch ist sowohl der politische wie der soziale Einfluß der Deutschen, die gegenwärtig in den besagten Provinzen schon fast $^1/_3$ der Bevölkerung ausmachen, in fortwährendem Zunehmen begriffen. Die eingeborne romanische Bevölkerung, der es an Arbeitskräften, zum Teil wohl auch an Energie mangelt, begreift ihrerseits sehr wohl, was sie unseren dort ansäßigen Lands-

leuten verdankt, und welche große Segnungen eine Vermehrung der deutschen Einwanderung dem Lande bringen würde. — Unter den Romanen Südamerikas — diesen Punkt müssen wir besonders betonen — hat der deutsche Ansiedler seit Anfang dieses Jahrhunderts seine Nationalität treu bewahrt; in den obengenannten Provinzen gibt es ganze Dörfer, wo nur deutsch gesprochen wird, wo blondlockige, blauäugige Kinder in schwäbischer oder pommerischer Mundart den Reisenden begrüßen, wo am Sonntag aus dem schiefergedeckten Kirchlein deutsche andächtige Gesänge hell in die Ferne erklingen. — Die Einwände, welche wir oben gegen die Auswanderung nach Nordamerika erheben zu müssen glaubten, kommen in diesem Teile Südamerikas, wo der Deutsche bereits ein kompaktes, zusammenwohnendes Bevölkerungselement bildet, nicht in Betracht. Gegen die Kolonisation Südbrasiliens wurde selbst von den erbittertsten Gegnern brasilianischer Kolonisation (so z. B. von dem verstorbenen Generalkonsul Sturz, der vor einigen Jahren nicht mit Unrecht vor Zentral- und Nordbrasilien warnte) keine Einsprache erhoben. — Mit weitausschauendem Blicke hat der „Zentralverein für Handelsgeographie" in Berlin — gegenwärtig der Hauptrepräsentant deutscher kolonisatorischer Bestrebungen, die Aussichten erkannt, welche der deutschen Auswanderung und Kolonisation sich hier eröffnen; seinen unausgesetzten Bemühungen und Belehrungen ist es hauptsächlich zu verdanken, daß allmählich ein besseres Verständnis für unsere überseeischen Interessen und eine richtige Erkenntnis der Verhältnisse in Südamerika sich im Volke zu verbreiten beginnt, daß die am 1. Oktober 1881 in Porto Allegre eröffnete deutsch-brasilianische Ausstellung — von der zu erwarten ist, daß sie unserem schon jetzt recht bedeutenden Export nach diesen Gebieten einen neuen Stimulus geben wird — zu stande gekommen ist.

In welches Verhältnis die in den Südprovinzen Brasiliens eventuell zu gründenden Niederlassungen zum Deutschen Reiche einst treten würden, ist eine Frage, deren Beantwortung wir getrost der Zukunft überlassen können. Keinenfalls dürfen wir hoffen — das lehrt die Geschichte aller kolonisierenden Völker der Neuzeit — unsere Brüder jenseits des Ozeans durch andere Bande an uns zu fesseln, als durch die Bande der Zuneigung, Stammesverwandtschaft und Interessengemeinschaft. Aber wenn es auch nur gelingt, jenseits des Meeres ein Neu-Deutschland erstehen zu lassen, das, wenn auch staatlich von uns unabhängig, doch mit uns in wirtschaftlicher Verbindung bleibt, das die Erzeugnisse unserer Industrie kauft und uns selbst die unentbehrlichen Rohprodukte liefert, so wäre damit für Deutschlands Wohlstand schon unendlich viel gewonnen. — Wir müssen es uns versagen, dieses Zukunftsbild weiter auszumalen. Erwähnt sei hier nur noch, daß auch in den angrenzenden Gebieten Südamerikas, in Uruguay, in dem argentinischen Entre-Rios und vor allem in dem durch den letzten Krieg völlig entvölkerten Paraguay sich der deutschen Auswanderung herrliche Aussichten eröffnen. Die zuletzt genannte Republik, 12,000 Quadratmeilen umfassend, von zwei bedeutenden schiffbaren Strömen begrenzt und von kleineren Flüssen durchzogen, dem Ackerbau, der Vieh- und Seidenraupenzucht, der Kultur der Rebe, Olive, sowie vor allem des Tabaks außerordentliche Resultate verheißend, großen Mineralreichtum enthaltend, zum Teil auch mit herrlichen Waldungen bestanden — dieses überaus fruchtbare Gebiet zählt gegenwärtig nur eine Bevölkerung von 280,000 Seelen und es handelt sich, wie W. Liesenberg in einer unlängst erschienenen Broschüre bemerkt, für den deutschen Auswanderer nur darum, hier das Erbteil einer beinahe untergegangenen Nation anzutreten.

Wir verzichten darauf, dieses letztere sowie andere Kolonisationsprojekte eingehender zu erörtern — schon aus dem Grunde, weil es ein Fehler sein würde, zu viel auf einmal zu versuchen. Es kommt vielmehr darauf an, die unserer Auswanderung innewohnende Kraft nicht zu zersplittern und ein einziges Ziel unablässig im Auge zu behalten. — Daß dieses Ziel erreicht werde, dazu sollten alle Faktoren unseres Staatslebens, soviel in ihren Kräften steht, beitragen. Von unserer Regierung dürfen wir wohl erwarten, daß sie den längst obsolet gewordenen, aber faktisch noch bestehenden Zirkularerlaß von 1859 — (in welchem leider die Zustände von Nord- und Südbrasilien in eine Form geworfen wurden) — aufhebe, daß sie durch Anstellung von Berufskonsuln in den Hauptkhafenplätzen des Landes, durch Abschließung von Handels- und Konsularverträgen, womöglich

auch durch Einrichtung direkter mit Staatsunterstützung arbeitender Dampferlinien die deutschen Interessen wahre und bequemere Verbindungen herstelle. Der deutsche Kaufmann und Kapitalist sollte, statt die Geldmittel zum Bau rumänischer Eisenbahnen herzugeben oder dieselben in russischen und nordamerikanischen mitunter recht zweifelhaften Werten anzulegen, sich der nationalen Interessen erinnern und durch Bildung von Handelsgesellschaften und Landkompagnieen — nach dem Vorbilde des Hamburger „Kolonisationsvereins vom Jahre 1849", sowie nach englischem und holländischem Muster — die gute Sache zu fördern suchen, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Unternehmungen während der ersten Jahre ihres Bestehens keine hohen Erträge abwerfen. Unsere Volksvertreter sollten doktrinäre Bedenken bei Seite schieben und bei Bewilligung der der Regierung zu solchen Zwecken zu gewährenden Geldmittel lediglich nur von praktischen Gesichtspunkten sich leiten lassen. Die Presse endlich sollte im Kämpfen und Ringen unseres noch in der Klärung begriffenen politischen Lebens die Kolonisationsfrage nicht vergessen und stets aufs neue auf dieselbe hinweisen, um ihre Bedeutung im Volksbewußtsein dauernd lebendig und frisch zu erhalten.

Zum Schlusse wollen wir auf einige bisher noch nicht namhaft gemachte Vorteile hinweisen, welche unserem Volke aus der Kolonisation erwachsen würden. — Daß das angelsächsische Element in rapidem Zunehmen begriffen ist und sich von Jahr zu Jahr mehr über den Erdball ausbreitet, wurde bereits angedeutet. Schon jetzt gibt es 93 Millionen englisch redender Menschen kaukasischer Rasse, der zahlreichen unzivilisierten und halbzivilisierten Völker, die der britischen Majestät huldigen, gar nicht zu gedenken. Liegt da nicht die Befürchtung nahe, daß das deutsche Element, wenn die Auswanderer, die wir über den Ozean senden, nach wie vor ihrer Nationalität entfremdet werden, mit der fortschreitenden Entwickelung unserer Rivalen an Macht und Ansehen Einbuße erleiden wird, daß unsere Sprache und Litteratur nicht länger eine bedeutende Rolle spielen kann, weil sie eben nur von einem verhältnismäßig kleinen Teile der zivilisierten Menschheit wird gesprochen werden? — Nur dadurch, daß Deutschland den kolonisatorischen Beruf, den es einst zur Zeit der Heinriche und Ottonen im Lande der Wenden und Borussen mit glänzendem Erfolge ausübte, jenseits des Ozeans wieder aufnimmt — nur auf diese Weise kann dem drohenden Uebergewicht des angelsächsischen Elements vorgebeugt werden. — Daß ebenso, wie Englands Kapital in seinen Kolonieen — so auch das deutsche Kapital, welches in Ermangelung anderer rentabler Anlagen sich häufig schwindelhaften Unternehmungen zuwendet, in dem vom Deutschtum neuokkupierten Ländern eine lohnende und zugleich sichere Verwendung finden würde — auch dieser Umstand würde mit ins Gewicht fallen. Mit dem regen wirtschaftlichen Verkehr zwischen Mutter- und Tochterland würde ein Austausch ideeller Güter Hand in Hand gehen; unser Blick, jetzt eingeengt durch die beschränkte Sphäre unserer Thätigkeit, würde sich erweitern, manche Kleinlichkeiten und Engherzigkeiten des deutschen Lebens würden einer großartigeren Weltanschauung weichen; die enge Verbindung mit einem überseeischen stammverwandten Volke, das Erwachen unseres Verständnisses für außereuropäische Verhältnisse, das Wachsen des Unternehmungsgeistes unserer Nation — alles dieses würde unserem Volksleben und der Veredelung des Nationalcharakters in hohem Maße zu gute kommen. Aber ganz abgesehen von den idealen und mehr entfernt liegenden Interessen, die hier in Frage kommen, dürften die oben angeführten, rein materiellen Gründe zur Begründung unserer Ansicht genügen. Nur wenn das deutsche Volk Kolonieen gründet — ich habe, wie schon bemerkt, hier nicht die staatliche Kolonisation im Auge, sondern verstehe unter Kolonieen Länderstrecken jenseits des Ozeans mit kompakter deutscher Bevölkerung, welche wirtschaftlich mit der Heimat in Berührung bleibt, — nur dann wird es im stande sein, die aufs neue errungene Stellung unter den Völkern Europas auf die Dauer zu behaupten. Ohne Kolonisation, ohne Hebung seines nationalen Wohlstandes muß seine Steuerkraft früher oder später erlahmen, wird es sein Kriegsheer und seine Flotte nicht auf ihrer jetzigen Höhe erhalten können; *ohne Erschließung neuer Hilfsquellen muß seine weltgeschichtliche Bedeutung abnehmen, weil es dem fortwährend wachsenden Nationalreichtum anderer Völker nur Armut und Pauperismus wird entgegenstellen können.* — Daß die Sozialdemokratie, dieser nagende Wurm

am Marke unseres Volkes nur durch Besserung unserer wirtschaftlichen Lage und Vermehrung der Arbeitsgelegenheit — wie sie sich aus der Kolonisation ergibt — zu bannen ist, darauf habe ich bereits hingewiesen. — Endlich dürfte auch noch ein Vorteil aus der deutschen Kolonisation ersprießen, — ein Vorteil der den Freunden freier Staatsinstitutionen wohl nicht als der geringste erscheinen wird. Kolonieen wirken bekanntlich belebend zurück auf das Mutterland; die freiheitliche Entwickelung, welche ungehemmt durch feudale Traditionen in den jungen Staatswesen bekanntlich viel schneller heranreift, als in unserem von politischen und kirchlichen Kämpfen durchwühlten, unter der Last des Militarismus seufzenden kontinentalen Europa — diese freiheitliche Entwickelung würde auch auf uns einen Teil ihrer Segnungen übertragen. — Hoffen wir, daß dieser Zeitpunkt in nicht allzuweiter Ferne liegt, daß das Ideal, welches unserem Dichterfürsten noch im hohen Alter vorschwebte, sich verwirklichen möge, der Gedanke, den er in den Worten ausspricht:

„Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen;
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!"



Lesendes Mädchen. Von C. Karger.

Bulwers Milesische Geschichten.

Von

G. Hirschfeld.

Here you may listen to the sounds of past
And live again in days of ancient glory —
Of all high human gifts is not the last
To tell again a long forgotten story.
Der Uebersetzer.

Im Anfang des Jahres 1866 gab Bulwer ein Bändchen von acht Novellen in Versen heraus, die er betitelte „The lost tales of Miletus". Obgleich der Verfasser damals bekanntlich längst hohen und verdienten Ruhmes genoß, so blieb diese Sammlung doch, so viel mir bekannt geworden, in England und Deutschland fast gleich unbeachtet. Die poetische Form mag bei diesem Autor befremdet und enttäuscht und vielfach vom Lesen abgeschreckt haben, sehr mit Unrecht. Denn die bewundernswerte Fähigkeit sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, tritt in diesem Werkchen so glänzend hervor, wie nur in irgend einem andern des großen Verfassers der letzten Tage von Pompei und des Rienzi.

Der Schreiber dieser Zeilen möchte an seinem Teile das Unrecht gut machen, er möchte den hohen Genuß, den er selbst beim Lesen der kleinen Kunstwerke empfunden auch andern und besonders solchen verschaffen, die den Geist der Poesie noch als wertvolles und tiefgreifendes Lebenselement ansehen, und diesen auch nicht ohne weiteres mit glitzernden Silben- und Stabreimen verwechseln. Aus diesem Antriebe teilt er hier die Uebertragung einer jener Novellen mit. Nicht viel scheint zum Verständnis von Inhalt und Form der Geschichten vorher bemerkt werden zu müssen. Ich hebe das zum Teil aus der Vorrede des Verfassers aus. Die Zeit hat uns keine originalen Reste jener berühmten Milesischen Geschichten übrig gelassen, welche man allgemein als die fernen Urahnen unsrer modernen Novelle betrachtet. Abgesehen von manchen zerstreuten Andeutungen ist nur eine Sammlung von kurzen Auszügen aus solchen Liebesgeschichten — von Parthenius, dem griechischen Lehrer des Virgil — auf uns gekommen, die zum Teil ursprünglich, wie es scheint, auch in poetischer Form erzählt waren. Auf diesen mehr oder weniger dürftigen Gerüsten sind die Bulwerschen Geschichten aufgebaut. „Der goldene Esel" des Apuleius ist eines der wenigen vollkommen erhaltenen Beispiele dieser litterarischen Gattung, welches indessen schon im Geist der späteren Lebensanschauungen und Anforderungen umgestaltet ist. Dieser Geist ist aber gerade auch derjenige, welcher unserm Empfinden am meisten entspricht, welches durch ein Kunstwerk nicht bloß für den Augenblick und auf sinnliche Art erfreut, sondern auch zu tieferen oder weiteren Gedanken angeregt sein will.

Der Verfasser hat sich bemüht, Aufgaben zu wählen, deren Beliebtheit auf Faktoren beruht, welche immer und überall in Geltung bleiben, Aufgaben, die sich unschwer erzählend und dramatisch ausgestalten lassen, und die auf den Grad menschlichen Interesses rechnen dürfen, welcher unumgänglich ist, um auch die Einführung wunderbarer Elemente annehmbar zu machen.

Die Form ist in Anknüpfung, aber nicht in Nachahmung antiker Versmaße selbständig gebildet worden; reimlose Verse, welche besonders passend schienen, wo es wie hier wesentlich auf dramatischen Charakter, nicht auf epischen oder elegischen ankam, und auf eine Kürze und Gedrungenheit, welche sich mit Andeutungen begnügt und die in keiner der für Erzählungen hergebrachten Rhythmen ebenso gut erreichbar schien.

Ich habe diese zunächst für die englische Sprache gefundenen Maße nur zögernd beibehalten und erst, nachdem ich den gleichen Gegenstand in andern Maßen versucht hatte. Ich bezweifle nicht, daß es einem sprachkünstlerisch Gewandteren gelingen könnte, hier auch die dem Deutschen entsprechenden Rhythmen zu finden. Daß ich übrigens in der vierten Zeile mir bisweilen eine Freiheit erlaubt, um nicht allzu hart zu sprechen, wird

man leicht bemerken, ebenso wohl auch, daß die Knappheit des Dichters im Ausdruck der Wiedergabe überhaupt stark widerstrebt hat. Aber wenn auch der musikalische Zauberklang der englischen Dichtung in dieser Uebertragung nur noch von fern und so weit hörbar sein sollte, um zum Originale zurückzuleiten, so erklärt sich der Uebersetzer für befriedigt und belohnt.

Corinna
oder
die Grotte des Pan zu Ephesus.

Glaucon von Lesbos, der Sohn des Euphorion,
Liebte Corinna, die blonde Milesierin,
Nicht Mutter noch Vater blieb ihr,
Nur Schönheit und Gold der Verwaisten.

Kurz war das Werben, bestimmt war der Hochzeitstag,
Artemis, Moiren [1]) empfingen ihr Opfer schon, —
Doch neide nicht Liebender Glück,
Irdisches Glück ist so sterblich!

„Reich, ja in Wahrheit, ist deine schöne Braut,
Sprach zu dem liebenden Sohne Euphorion; —
Dich goldener *Schmach* zu entziehn,
Verließ ich den Lesbischen Weinberg.

Mehr noch als *ein* Zeus erschien deiner Danae,
Sieh die Beweise hier, wäge die Zeugnisse!"
Versteinert stand Glaucon, wie wer
Erstarrt durch den Blick der Meduse. —

Einsam im Hause das zärtliche Mädchen träumt,
Fährt dann empor, den Geträumten vor sich zu sehn; —
„Wie glänzt dein Gemach, meine Braut,
Golden erstrahlt das Getäfel,

Persien schmückt mit Geweben die Wände hier,
Elfenbein legt auf den Boden dir Indien,
Die Truhen füllt Laurisches Erz [2]),
Bist du nicht stolz auf die Schätze?"

„Was du genannt hast, so sprach die Milesierin,
Wird ja das deine und ist mir durch dich nur wert,
Auf *eins* nur, was *mein* ist, bin ich
Stolz, auf das Herz meines Glaucon."

„Wahrlich mein Herz, ja frohlockende Zauberin,
Das gab ich hin zum Erdrücken, Zertreten dir,
Doch ist diese Rechte noch mein,
Noch wahr' ich die vor Entehrung."

Hastig erzählt er das Wort, das ihn toll gemacht,
Nennet die Zeugen, sie hört und erwidert nicht,
So schwermutsvoll senkt sie den Blick,
Wie Flehende knien am Altar.

„Sprachlos, — so ruft er, — kein Wort? o, du Schuldige!"
Da erklang hohl ihre Stimme aus bleichem Mund
„Ankläger sind viele, — und ich,
Nun ohne dich, bin so einsam."

Hier brach die Stimme, ein Schauer kam über sie,
Scheinet zu jung nicht für Kummer, jedoch für Schuld;
Beschämt sank dem Manne der Mut,
„Liebt sie mich doch," seufzt es in ihm.

So schwieg er lange; — dann: „Blind sind die Sterblichen,
Wähnen die Wahrheit in dem, was der Mund erzählt,
Doch die ist nur Göttern erschaut, —
Wagst du das Urteil der Gottheit?

Pan dem Allwissenden stehet zu Ephesus,
Wo man zum Acheron eingeht, ein Heiligtum
Und dort hing sein Rohr der Gott auf,
Der fleckloſen Artemis heilig.

Tritt nun, Verleumdung zu wehren, die Schuldlose
Ein in die dunkele Grotte mit *reinem* Fuß,
Dann spricht sie mit Silberklang frei
Das Rohr, den Menschen unnahbar."

„Und für die Schuldigen? stocke nicht, hat für sie
Strengeren Klang denn das Rohr, übermenschlichen? —
Das Rohr ist für Schuldige stumm,
Nie kehren lichtwärts sie wieder.

Bliebest du rein, bringt das Wagnis dir nicht Gefahr,
Schrecken und Nacht, wenn die Zeugen nicht Trug gesagt,
Als lebende Braut mir geschenkt,
Oder — im Hades ein Schatten."

[1]) Vor jeder Ehe, gewöhnlich — doch nicht immer — einen Tag vor der Hochzeit, war es Sitte, der Hera, der Artemis sowie den Schicksalsgöttinnen, den Moiren, als eheschützenden Gottheiten zu opfern.

[2]) Silber, das in den attischen Bergwerken im Lauriongebirge gewonnen wurde.

Jählings erhebt sie sich, weibliche Hoheit ganz,
Feierlich schön blickt sie fest in das Antlitz ihm,
So ruhig in Lächeln und Blick,
Doch ihn erstarret die Ruhe.

Also erhebt sich der Mond über Rhodope,
Also enthüllt er die Eisfelder Thraciens,
Wenn überall Ruhe und Licht,
Ueberall Mittnacht und Winter.

„Willkommen sei mir der Altar im Thore zum
Acheron, stehst du beim Eintritt zur Seite mir,
Beim kommenden Vollmonde triffst
Du mich zu Ephesus, Glaucon.

Götter mit dir! — kehre heim zu Euphorion."
Hüllt das Haupt ein, gleitet traumgleich, geräuschlos
Geräuschlos, so wie sich ein Traum [hin,
Stiehlt von der Braue der Sorge.

Voll ward des Mondes Ring in der Sommernacht,
Dunkel im Haine Platane und Pinie
Vereinen ihr düstres Geäst
Ueber der Pansgrotte Bogen, —

Nahte im Mädchenzug rechts die Milesierin,
Nahte von links des Euphorion bleicher Sohn,
Und sieh, vor der Grotte des Grauns
Stehen sie Antlitz zu Antlitz.

„Bräutlich gekränzt: o gesegnet das Omen sei!
Wie wird die Lüge beschämt, wenn der Göttin Rohr
Uns anstimmt der Brautflöten Sang!" —
„So liebst du mich immer noch, Glaucon?

Kehr' ich zurück von dem Pfad in den Acheron,
Wirst du noch denken der Reden, der qualvollen?
Wenn nicht — wirst du sagen dann: ich
Forderte' ihr Leben, sie gab es?"

Bergend sein Antlitz erwidert der Lesbier,
„Kehrst du zum Lichte, so sprachen dich Götter frei,
Doch ach, wenn die Gottheit verdammt,
Folg' ich dir dorthin, wo du gehst."

„Jetzt, sprach sie leis, fürcht' ich dich nicht mehr,
Artemis;
Helios, der du dich bald aus dem Meerbett hebst,
Die Rosse schalt ich dir träg,
Wartend des Tons eines Trittes;

Blumen, die jüngst ich noch nahm als Orakel an,
Blatt für Blatt fragend, er liebt mich? sehr?
allezeit?
Und wähnend, ein Himmelsspruch sei's,
Antwortet ein Blatt nur gütig; —

Lebet denn wohl, wenn der Götter Spruch
also fällt,
Leben hat schlimmeres Graun als das Schattenreich,
Nur einmal noch, Glaucon, die Hand,
Einmal: Ich liebe dich, sag' mir."

„Halt! ruft in dir nicht das Herz, ich bin ohne Schuld,
Streng werden Götter sein." „Menschen barm-
herziger?
Und sind sie's, willst du mich als Braut?"
„Ja, doch o sei nicht mein Opfer."

Beuget sich leicht zu der Hand, die sie halten will,
Sanft fällt zugleich eine Thräne, ein Kuß darauf,
Bestürzt verfehlt sie sein Griff, —
Dunkel verschlang sie die Grotte.

Kreischend schlug zu, da sie eingeht, das grimme Thor,
Sprachlos stand zitternd das lauschende Volk herum,
Da horch — aus der Grotte Geheim
Tönt's, doch von Flöten des Pan nicht; —

Tönt, wie wenn Klaglaut aus lichtlosen Landen, wo
Furchtbar Cocytus rauscht, angstvoll im Traum er-
O nie, bis die Erde ihn birgt, [tönt, —
Wird, wer es hörte, vergessen! —

Lautlos flog auf der unseligen Grotte Thor,
Drang in das Dunkel der Mondstrahl begehrlich ein,
Ins Dunkel der Mondesstrahl drang,
Mit ihm der Liebende eilte.

Weiß an dem Rande des gähnenden schwarzen
Schlunds
In ihrer Nische der Artemis Bildnis stand,
Und, sieh, ihr zu Füßen das Rohr,
Des waldfrohen Jagdgottes Spende,

Bei ihm des Mädchens erst knospender Myrtenkranz,
Welk jede Knospe, nur eine frisch blühend noch,
Und nahe dem Kranze verstreut
Ein Stück eines Elfenbeinblattes;

Nichts weiter meldet mehr von der Verschwundenen,
Weniges war nur geritzt auf dem Elfenbein:
„Dem Glaucon mein irdisches Gut,
Mit mir nehm' ich, was er mir gab." —

Jetzt sagen viele, das Mädchen war ohne Schuld,
Ob ihrer Glut zürnt die herzkalte Artemis,
Und solle Verläumdung erstehn,
Braucht man nur flüsternd zu winken.

Ehe der Mond entschwand, folgte bei Fackelschein
Noch seines Sohns Sarg der greise Euphorion;
Der Grotte nah wölbt Glaucons Grab
Ihm seinen Pfad zu den Schatten.

Jetzt durch den Grabstein drang keimend ein
Myrtenstrauch
Aus der Verlorenen Brautkranz, so meinet man,
Gespaltenen Stamms, immer grün
Ein Teil, der andre stets blattlos;

Diesem will schmeichelnd der grüne sich einflechten,
Dürres Geäste zu decken mit frischem Laub;
Und nie kehret Lächeln mehr dem,
Der unter der Myrte geruhet.

Ueber elektrisches Licht.

Von

H. W. Vogel.

Der Sommer und Herbst des Jahres 1881 haben zahlreiche Ausstellungen, lokale, nationale und internationale, allgemeine und spezielle, gezeitigt. Keine von diesen hat das allgemeine Interesse mehr in Anspruch genommen und mehr verdient, als die elektrotechnische Ausstellung in Paris.

Schon längst hatte sich die Elektrizität als Vermittlerin des Gedankenaustausches im Weltverkehr eingebürgert, schon längst benützte man sie in der Galvanoplastik als Helferin des bildenden Künstlers und des Kunsthandwerkers, schon längst nimmt sie in der Therapie eine hervorragende Stelle ein: aber erst seit kurzer Zeit haben zwei Gebiete der Elektrotechnik, ein altes und ein neues, sich großartig entwickelt, die Telephonie und das elektrische Beleuchtungswesen. Die Welt erstaunte, als plötzlich Jablochkoff im Jahre 1876 bei Gelegenheit der Weltausstellung das bis dahin nur als Kuriosum geltende elektrische Licht praktisch zur Beleuchtung von Pariser Straßen und Plätzen verwendete, als er an Stelle des beißend hellen, blendenden Lichts, welches man bis dahin als sogenannte „elektrische Sonne" kannte und nur zu einzelnen theatralischen Knalleffekten oder zu wissenschaftlichen Experimenten verwendete, mildleuchtende Lampen setzte.

Mit einem Schlage erkannte man die Bedeutung der Sache und Hunderte von Elektrikern bestrebten sich, es Jablochkoff gleichzuthun oder dasselbe Ziel auf anderem Wege zu erreichen. Mit Interesse erwartete man allgemein die Eröffnung der elektrischen Ausstellung in der sichern Hoffnung, durch sie Auskunft zu erhalten über die Fortschritte in der Beleuchtungstechnik, die man bisher nur aus unsichern Zeitungsnachrichten kannte. Ich sage allgemein! denn in der That geht die Beleuchtungsfrage einen jeden an; sie ist von Bedeutung für unser intimstes häusliches Dasein!

Die Ausstellung hat die vom Publikum geforderte Auskunft reichlich gewährt. Um die Wirkung des elektrischen Lichtes in vollem Glanze zu zeigen, eröffnete sie ihre Pforten auch des Nachts, wenn die Strahlen des Tagesgestirns erloschen waren. Von ihrem Dache warfen zwei elektrische Sonnen alter Art ihr blendend helles Licht mittels Reflektoren auf die grandiose Avenue der elysäischen Felder und die Place de la Concorde und gespensterhaft tauchten, von diesem bläulichen Licht umflossen, der Triumphbogen einerseits, der Obelisk von Luxor anderseits aus dem nächtlichen Dunkel auf. Glänzender als diese erstrahlten aber die Fenster des Ausstellungspalastes von tausend und aber tausend elektrischen Lichtern, die in seinem Innern brannten, und dem eintretenden Beschauer von den Galerieen, der Decke, dem Parterre, kurz von allen Seiten entgegenblitzten, so daß er, wie Peter Schlemihl, vergeblich seinen Schatten suchte. In allen Helligkeitsabstufungen leuchteten die ausgestellten „Systeme" von den Sonnen, die mit 8000 Kerzen Stärke erstrahlten, bis herab zu den mild erhellenden „Inkandeszenzlichtern", deren Stärke einer einfachen Petroleumlampe gleichkam.

Welche Mannigfaltigkeit von Lichtern gegenüber der Weltausstellung von 1878, wo Jablochkoff allein das Feld behauptete, welcher Fortschritt innerhalb dreier Jahre gegenüber der langsamen Entwickelung der Sache seit der Entdeckung des elektrischen Lichts durch Davy im Jahre 1813!

Nur mißtrauische Charaktere können diese großartige Entfaltung elektrischer Lichter auf der Ausstellung als eine auf Reklame berechnete Täuschung des Publikums deuten. Es muß zugegeben werden, daß vieles Neue, was hier gezeigt wurde, den Prüfstein der Erfahrung noch nicht ausgehalten hat, daß mancherlei Konstruktionen, die auf der Ausstellung unter der fortwährenden Kontrolle des Ausstellers oder seiner Beauftragten ausgezeichnet fungierten, in fremden Händen nur zu leicht versagen, daß viele Erfinder Enthusiasten sind, die, wie alle Eltern, ihre eigenen Kinder als die schönsten

erachten und deren Fehler nicht sehen, daß auch eine kleine Zahl existiert, welche die ihnen wohl bekannten Fehler in betrügerischer Absicht verdecken und die Unkundigen täuschen: dennoch bleibt die Thatsache bestehen, daß seit dem Jahre 1878 die praktische Anwendung des elektrischen Lichtes in großartigem Maßstabe sich verbreitet hat, daß in der ganzen Welt jetzt an 4000 Jablochkoffkerzen brennen, daß das elektrische Licht von Siemens nicht bloß der Erleuchtung großer Staatsanlagen dient, wie der Zentralbahnhof in München, die neuen Stadtbahnhöfe in Berlin, sondern bereits in zahlreichen Hotels, Restaurants, Fabriken, bei nächtlichen Bauarbeiten, Leuchttürmen benützt wird.

Noch im Jahre 1878, als der Erfolg von Jablochkoff entschieden war, erklärte Herr W. Siemens (der Chef der berühmten Firma Siemens und Halske in Berlin) das elektrische Licht als ein Luxuslicht, dessen Kosten bei gleicher Helligkeit viermal so hoch als Gaslicht sich beliefen. Jenes Epitheton verdient das elektrische Licht schon längst nicht mehr. Das Verhältnis hat sich umgekehrt. Das elektrische Licht ist so billig geworden, daß es bei rationeller Anlage höchstens $^4/_5$ der Kosten des Gaslichts verursacht, ganz abgesehen von sonstigen Vorteilen, die es diesem gegenüber durch seine weiße Farbe, durch die Abwesenheit von Rauch, Geruch und durch seine geringe Wärmeentwickelung gewährt.

Bei diesem Fortschritte wirkten verschiedene Ursachen zusammen: Die billige Erzeugung von Elektrizität und die zweckmäßige Konstruktion der sogenannten elektrischen Lampen.

Früher benutzte man zur Erzeugung der Elektrizität ausschließlich die sogenannten galvanischen Batterieen. Es gibt zahlreiche Batteriekonstruktionen. Eine der am kräftigsten wirkenden ist die sogenannte Bunsenbatterie (Fig. 1).

Gebogene Zinkbleche Z Z Z sind in Glasgefäße gesetzt, die verdünnte Schwefelsäure enthalten; in die Mitte dieser Gefäße setzt man Cylinder von porösem Thon t t t, die Kohlenstücke c c c enthalten und mit Salpetersäure gefüllt sind. In einem solchen Becher entwickelt sich durch die Wirkung der flüssigen auf die festen Körper jene geheimnisvolle Kraft, die wir Elektrizität nennen, und diese Kraft können wir beliebig steigern, wenn wir mehrere solcher Becher oder „Elemente", wie die Figur es zeigt, miteinander verbinden. Setzen wir dann an das Ende +C und —Z lange Drähte und bringen deren Enden zusammen, so offenbart sich die Elektrizität durch einen überspringenden glänzenden Funken. Je größer die Zahl der Elemente, desto brillanter ist der Funke, und bei 30—40 Elementen stellt derselbe schon eine prachtvolle Lichterscheinung dar. Läßt man die Funken zwischen Kohlenspitzen überspringen, die mit den Drähten —Z und +C verbunden sind, so bekommt man das sogenannte elektrische Kohlenlicht. Die Kohlenspitzen geraten dabei in hellste Weißglut, die für das Auge unerträglich ist und eine Lichtstärke von mehreren Tausend Kerzen repräsentiert.



Fig. 1. Bunsenbatterie.

Hierbei verzehren sich aber die Kohlen durch Verbrennung. Die Entfernung zwischen beiden wächst daher rasch, und überschreitet sie eine gewisse Größe, so erlischt das Licht.

Um dieses zu vermeiden, muß zeitweise nachgeholfen werden, indem man die Kohlenspitzen in dem Maße, wie sie abbrennen, nähert. Natürlich ist dazu eine beaufsichtigende Person nötig, und wenn auch eine Person mehrere Lampen bedienen kann, so ist diese Art der Regulierung doch unsicher und bald kam man daher auf den Gedanken, Mechanismen zu konstruieren, welche an Stelle der Menschen die Entfernung der Kohlenstücke „regulieren".

So entstanden die elektrischen „Regulatorlampen".

Diese Regulatoren alle im Detail zu beschreiben, ist nicht die Aufgabe dieses Artikels. Es gibt hier wohl an 100 verschiedene Konstruktionen. Es sei hier eine der älteren Konstruktionen von Siemens als Beispiel angeführt (siehe nebenstehende Figur 2).

Die Kohlenspitzen, zwischen denen das Licht sich bildet, C+ und C—, sitzen an Zahnstangen R und R′, die in ein Räderwerk eingreifen. Senkt sich durch ihre Schwere die linke Stange, so hebt sich die rechte; wenn sich beide Kohlenspitzen berühren, dann ist der elektrische Strom, der durch die Drähte Z und K zugeleitet wird, geschlossen. Dieser Strom geht, bevor er zur oberen Kohle gelangt, durch eine um ein Eisen E gewickelte Spirale und macht diese magnetisch. Dadurch wird der Eisenklotz A angezogen und durch diesen ein Winkelhebel mit dem Stifte m nach links gedreht. Der Stift greift in das Rad u, stößt dieses nach links und diese Bewegung, welche durch die andern Räder auf das oberste übertragen wird, bringt die beiden Kohlen C+ und C— wieder auseinander, so daß der Lichtbogen sich zwischen beiden bilden kann. Wird derselbe zu lang, so nimmt die Stromkraft ab und damit die magnetische Kraft des Eisens E. Der Eisenklotz A geht dann zurück und der Hebel T geht durch die Feder f gedrückt nach rechts. Das Räderwerk wird dadurch frei und die obere Kohle sinkt durch ihre Schwere nieder, bis die durch Näherung der Kohlen erhöhte Stromkraft den Magnetismus des Eisens wieder erhöht und durch stärkere Anziehung des Eisenklotzes A ein neues Eingreifen des Stiftes m in das Räderwerk veranlaßt.

Die außerordentliche Stärke des mit solchen Regulatoren erhaltenen Lichtes ist von Vorteil für gewisse theatralische Lichteffekte wie die Prophetensonne, den Räubermondschein, ebenso für optische Experimente (so die objektive Darstellung von Laterna-magica-Bildern, Spektralerscheinungen), oder für Leuchttürme resp. Signallichter.

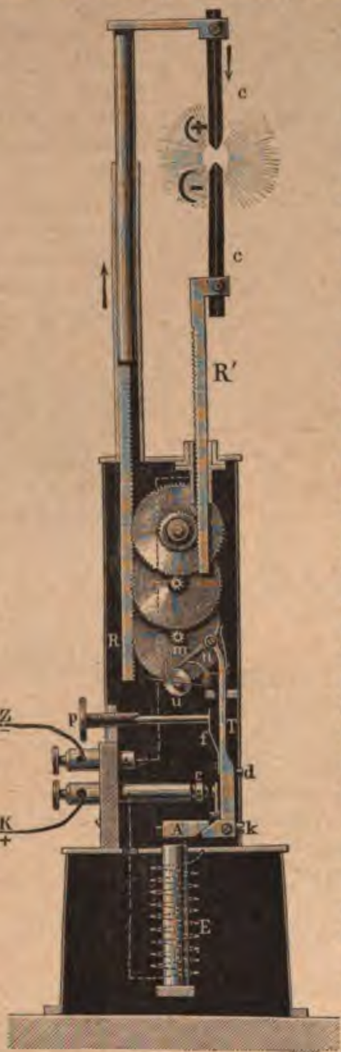


Fig. 2. Regulator-Lampe (Konstruktion Siemens).

Nachfolgende Figur 3 (S. 512) zeigt das Arrangement einer Leuchtturmlaterne mit elektrischem Licht. Die Glasprismen und Linsen, welche die Wandungen der Laterne bilden, sind derartig arrangiert, daß alle von elektrischem Licht ausgehenden Strahlen horizontal austreten. Fig. 4 (S. 512) zeigt die Anwendung des elektrischen Lichtes für die sogenannten Projektoren, welche man teils an Bord von Schiffen, namentlich Kriegsschiffen oder aber auch im Kriege bei Belagerung von Festungen gebraucht, um das Licht auf einen bestimmten Fleck in der Ferne zu konzentrieren. Auch hier benutzt man eine Reihe Glasprismen p p, wie bei der Leuchtturmlaterne, um das Licht, welches der Brennpunkt der elektrischen Lampe ausstrahlt, parallel als Strahlenbündel nach einer Richtung zu werfen.

Ein Handgriff H erlaubt, das ganze Instrument um eine senkrechte Achse zu drehen, außerdem kann dasselbe auch noch geneigt werden. Instrumente der Art wandten die Pariser während der Belagerung 1870 vielfach an, um die nächtlichen Arbeiten der Deutschen beobachten zu können. Fontaine sagt, daß man mit einem sehr starken elektrischen Licht, welches in der Art montiert war, vom Mont Valerien aus Objekte in 6600 Meter (4/5 deutsche Meilen) Distanz sehen und Konstruktionsdetails in 5/7 Meilen Entfernung erkennen konnte. Neuerdings hat man dieses System seit Einführung der dynamo-elektrischen Maschinen wesentlich vervollkommnet, wie wir weiter unten sehen werden.

Trotz der effektiven Leistungsfähigkeit blieb aber die Anwendung des elektrischen Lichtes auf Ausnahmefälle beschränkt. Die Unterhaltung der elektrischen Batterie, wie sie zum

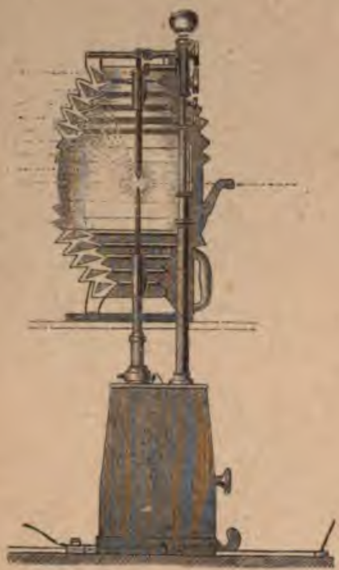


Fig. 3. Leuchtturmlaterne (S. 511).

Betriebe desselben nötig ist, ist zu umständlich und zu kostspielig, dazu mit mancherlei Unannehmlichkeiten (ätzende Wirkung der Säuren, Entwickelung saurer Dämpfe) verknüpft.

Verfasser erinnert sich, daß bei Aufstellung einer elektrischen Batterie auf dem Schnürboden des Viktoriatheaters in Berlin im Jahre 1860 durch Verschüttung von Säure verschiedene der Schnüre total ruiniert und eiserne Nägel so zerfressen wurden, daß Balkenstücke herabzustürzen drohten.

Man griff deshalb zu andern Elektrizitätsquellen und solche fand man in den magnetelektrischen Induktionsmaschinen.

Man denke sich einen kräftigen Magneten M, (Fig. 5, S. 513), vor dessen Polen ein mit Draht umwickeltes weiches Eisen E E (es sind in der Figur 5 nur wenige Drahtwindungen gezeichnet) mit Hilfe einer Kurbel oder einer sonstigen mechanischen Vorrichtung in Umdrehung versetzt wird, so entsteht bei dieser Drehung ein elektrischer Strom, der sich sofort durch einen Funken erkenntlich macht, wenn man die freien Drahtenden einander nähert. Wie bei einer elektrischen Batterie die Elektrizität an dem Zink- und Kohlenpol (s. Fig. 1, S. 510) mit verschiedenem Charakter auftritt, den man mit positiv (+) und negativ (—) bezeichnet, so zeigt sich auch bei den beiden Drahtenden der magnetelektrischen Maschine ein solcher Unterschied, das eine Ende ist positiv, das andre negativ. Dieser Charakter wechselt aber, je nachdem die Enden des Eisens sich dem Nord- oder Südpol des Magneten nähern, oder sich von ihm entfernen. Bald geht die positive Elektrizität nach dem linken, bald nach dem rechten Drahtende; der Strom wechselt also bei solcher Maschine fortwährend seine Richtung.

Mit einem Magneten erhält man nur schwache Ströme der Art, man kann aber eine ganze Reihe solcher Magnete und mit Draht

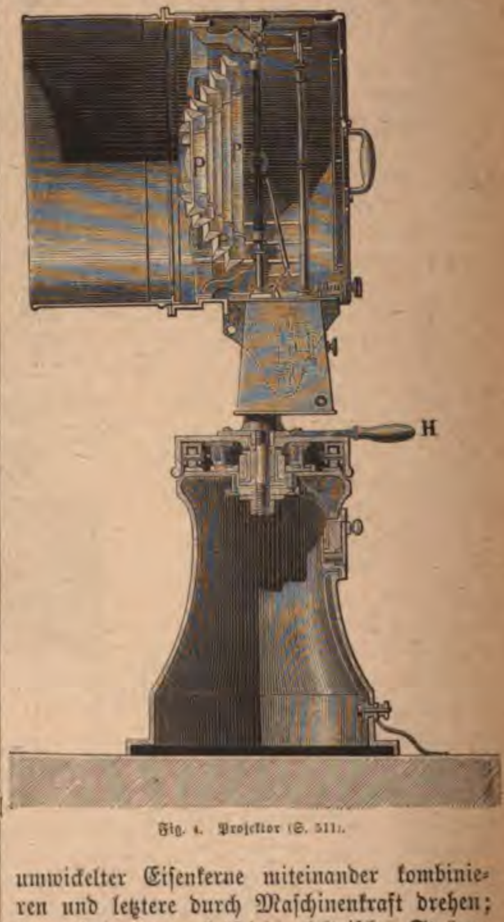


Fig. 4. Projektor (S. 511).

umwickelter Eisenkerne miteinander kombinieren und letztere durch Maschinenkraft drehen; so erhält man kräftige elektrische Ströme, wie sie in der That zur Speisung elektrischer

Lampen sich vorzüglich eignen. Solche Maschinen benutzte man in Frankreich und England in den sechziger Jahren, um das Licht für Leuchttürme zu liefern, und stellt sich solches Licht etwa um das Dreifache billiger, als das gleichstarke Licht einer Bunsenschen Batterie.

Natürlich ist zum Betrieb solcher Maschinen ein Motor erforderlich, z. B. eine Dampfmaschine. Die Auslagen für diese belaufen sich freilich höher als die Auslagen für eine elektrische Batterie, aber letztere verlangt Speisung mit teurem Material (Zink und Säure), während die Dampfmaschine nur billiges Brennmaterial erfordert. Noch billiger stellt sich natürlich die Sache, wenn Wasserkraft disponibel ist.

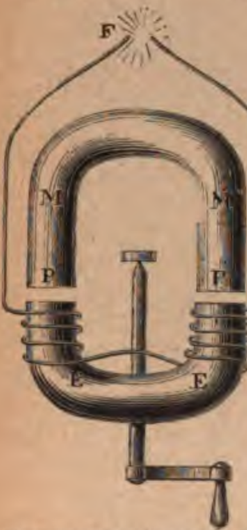


Fig. 5. Magnetelektrische Maschine (S. 512).

Die magnetelektrischen Maschinen waren somit ein bedeutender Fortschritt im Interesse des elektrischen Lichtes.

Der Mangel derselben war aber, daß sie schwerer Magnete bedurften, deren Kraft keineswegs konstant blieb. Man nahm deshalb bald an Stelle der Magnete Elektromagnete, d. h. weiche Eisenstücke (wie E Fig. 5), die mit einem von einem elektrischen Strom umflossenen Draht umwickelt sind; solche Elektromagnete übertreffen die gewöhnlichen weit an Kraft bei geringerem Umfang und Gewicht. Anfangs bedurfte man für die Erregung der Elektromagnete einer besondern, wenn auch schwachen Elektrizitätsquelle, sei es einer Batterie oder einer Induktionsmaschine. Da kam Siemens 1862 auf die Idee, den elektrischen Strom, der sich beim Drehen des Eisenankers E (Fig. 5) zwischen dem Elektromagneten entwickelt, um den erregenden Elektromagnet selbst zu leiten und diesen dadurch zu verstärken. Dieser so verstärkte Magnet wirkte natürlich wieder verstärkend auf den erregten Strom, dieser wieder auf den erregenden Magnet und so erfolgte eine gegenseitige Intensitätserhöhung, ein durch sich selbst bewirktes Hinaufschrauben der Leistung der Maschine, das zu geradezu erstaunlichen Wirkungen führte.

Das ist das Prinzip der sog. **dynamo-elektrischen Maschinen**, und dieses Prinzip ist von allen andern Konstrukteuren von Induktionsmaschinen adoptiert worden, wenn sie auch in den Ausführungen der einzelnen Hauptstücke der Maschine noch so sehr voneinander abweichen. Von den vielen jetzt existierenden dynamoelektrischen Maschinen sind neben denen von Siemens namentlich die von Gramme in Paris bekannt und geschätzt. Nachfolgende Fig. 6 ist die Abbildung einer Siemensschen Maschine, wobei zu bemerken ist, daß Siemens verschiedene Maschinen dieser Art konstruiert hat, teils solche, welche gleichgerichtete Ströme liefern, teils solche für Ströme, die jeden Moment ihre Richtung wechseln, wie oben bei der Beschreibung des kleinen Modells ausgeführt wurde.

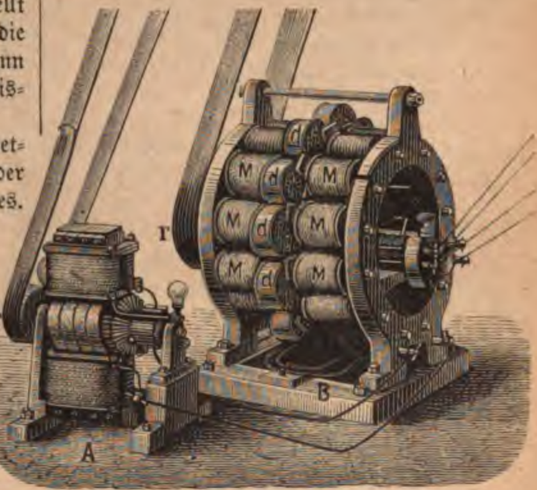


Fig. 6. Siemenssche Wechselstrommaschine.

Vorstehende Figur 6 zeigt eine Siemenssche **Wechselstrommaschine**, wie sie im Beleuchtungswesen jetzt verwendet wird, sie besteht aus zwei Teilen. A ist eine Maschine, welche gleichgerichtete Ströme liefert, diese erregen die in der größern eigentlichen Wechselstromstrommaschine B befindlichen Elektromagnete MM, zwischen denen Drahtspulen d d rotieren. Die Umdrehung bei beiden Maschinen wird mittels

der Riemenscheiben r r bewirkt. Der kolossale Fortschritt, der mit diesen Maschinen gegenüber den alten magnetelektrischen gemacht wurde, zeigte sich am besten an den in England im großen Stile gemachten Experimenten. Danach kostet die Siemenssche Maschine sechsmal weniger, wiegt zehnmal weniger und liefert bei demselben Kraftaufwand ein $3^3/_4$mal so starkes Licht als die alte magnetelektrische Maschine der sogenannten Allianzkompanie.

Jetzt blieb für die Erzeugung starker elektrischer Sonnen wenig zu wünschen übrig und selbst an Orten, wo man Dampfkraft oder Wasserkraft nicht disponibel hatte, wurde ihre Anlage ermöglicht durch Einführung der keinen Kessel beanspruchenden, keine Feuers- und Explosionsgefahr darbietenden, einen kleinen Raum einnehmenden Gaskraftmaschine von Otto in Deutz. Diese haben denn in der That zur Verbreitung des dynamoelektrischen Lichtes erheblich beigetragen.

Leuchttürme, Theater, photographische Ateliers haben sich dasselbe zu Nutze gemacht. Etwas Unangenehmes blieb noch an dem elektrischen Lichte, sein unnatürlicher augenverderblicher Glanz. Derselbe mochte freilich für Theater, Leuchttürme und Signalwesen von Vorteil sein: je kräftiger das Licht, desto besser für jene Zwecke. Aber für die Beleuchtung von Straßen, Sälen, Werkstätten eignet sich solch ein übermäßiger starker Lichtpunkt schlecht; er liefert zu grelles Licht (neben zu grellem Schatten) in nächster Nähe, zu schwaches für größere Entfernung; denn die Helligkeit nimmt mit dem Quadrat der Entfernung ab. Man benutzt für solche Zwecke an Stelle eines blendenden Lichtes lieber eine Reihe schwächerer Lichter, die über den ganzen zu erleuchtenden Raum gleichmäßig verteilt sind. Die bis 1876 bekannten Regulatoren erlaubten jedoch eine solche Verteilung eines starken Lichtes in mehrere schwächere nicht. Solche elektrischen Lichter mildern Glanzes wurden zuerst von Jablochkoff geliefert, und zwar nach einem ganz neuen Prinzip. Er nahm zwei Kohlenstäbchen K K (s. beifolgende Fig. 7, welche eine vollständige Jablochkofflampe mit Glocke zeigt, wie sie in Paris zur Straßenbeleuchtung dient) und kittete diese parallel mit Gyps oder Kaolin zusammen. Oben verband er sie mit einem Stück Graphit B und spannte sie in den vom elektrischen Strom durchflossenen Halter h i ein, der Strom geht aus dem Draht L in den rechten Halter h, dann in die eine Kohle, weiter durch die Graphitbrücke in die zweite und durch i hinaus. Der Graphit brennt ab und nunmehr bildet sich der Lichtbogen. Dabei brennen die Kohlen langsam ab, der zwischenliegende Kaolin gerät ins Glühen und verflüchtigt sich. Im glühenden Zustande leitet er z. T. den Strom und bewirkt dadurch eine Art Selbstregulierung, so daß der Regulierungsmechanismus entbehrlich wird. Natürlich wird dadurch das ganze elektrische Beleuchtungssystem ungemein einfach. Nun kam dazu noch der Vorteil, daß sich in einem Stromkreis statt einer vier solcher Lampen einschalten ließen. Statt eines blendend hellen Lichtes auf einem Punkte von 4000 Kerzen Stärke erhielt man daher 4 mildleuchtende Einzellichter von

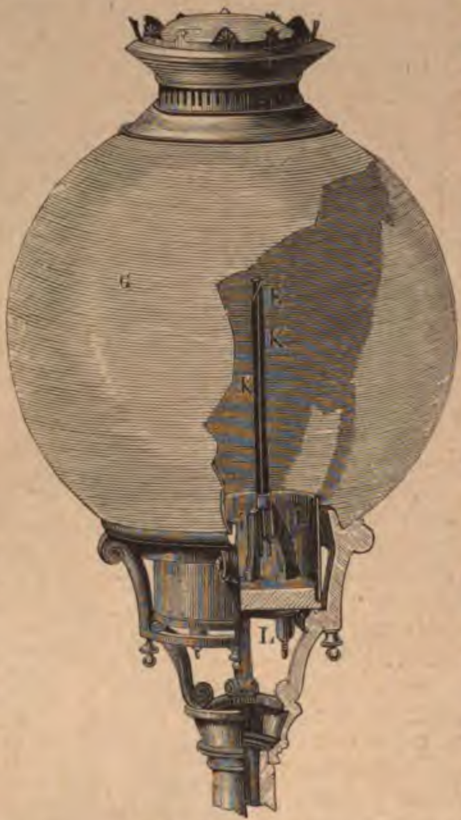
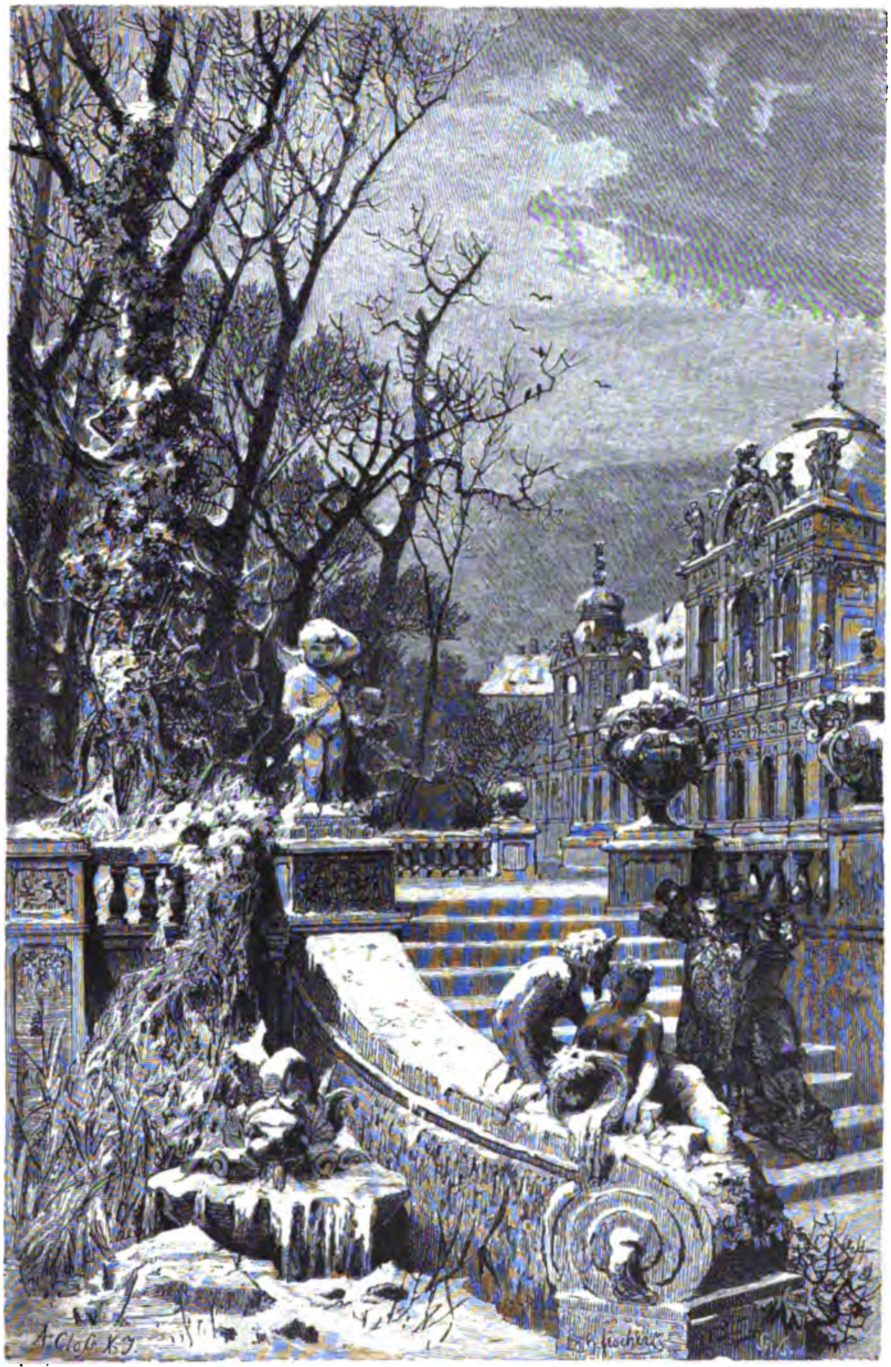


Fig. 7. Jablochkofflampe.



Wintertag. Von Ludwig Hans Fischer.

etwa 200 Kerzen Stärke, welche man zweckmäßig in dem zu erleuchtenden Raume verteilen konnte. Zur Milderung des Glanzes schloß man die Lichter in eine Glocke G ein.

Jablochkoff hatte den Zeitpunkt zur Publikation seiner Erfindung so denkbar günstig wie nur möglich gewählt. Es war zur Weltausstellung von 1876, wo die Stadt Paris alle Nationen der Erde zu sich zu Gaste geladen hatte. Scheinbar ließ das System Jablochkoff nichts mehr zu wünschen übrig. Das Problem, das übermäßig intensive elektrische Einzellicht in mehrere Lichter milderer Intensität zu teilen, war hier in einfachster Weise gelöst. Aber dennoch stellten sich bei der praktischen Anwendung des Systems allmählich Mängel heraus. Zunächst waren die Kerzen teuer, das Stück kostete anfangs 60 Pf., später 40, jetzt 35 Pf. Dazu kommt, daß solche Kerze nicht länger als 1½ Stunde brennt und insofern die Beleuchtung nicht unbeträchtlich verteuert. Dann verlöschen sie leicht, und sind sie einmal erloschen, so lassen sie sich nur wieder entzünden, wenn man eine leitende Verbindung zwischen den beiden Kohlen herstellt; dazu tritt, wenn eine Lampe erlischt, das Erlöschen aller andern in demselben Stromkreis ein.

Die elektrische Ausstellung von Paris zeigte mehrere verbesserte Kerzen, welche von den beregten Uebelständen frei sein sollen, so die von Wilde und Jamin, in welchen zwei Kohlenstäbchen nicht durch Gyps oder Kaolin, sondern nur durch Luft getrennt nebeneinander stehen. Die Stäbchen sind gegeneinander geneigt, so daß sie sich berühren, sie werden aber, sobald der elektrische Strom durchgeht, durch einen mittels des Stromes in Aktion tretenden Elektromagneten etwas entfernt, so daß dann der elektrische Lichtbogen übergehen kann.

Hier haben wir also wieder den Anfang eines, wenn auch noch so einfachen Regulatormechanismus. Das Ganze sieht vertrauenerweckend aus. Ob aber die Vorrichtung sich auf die Dauer bewährt, ist noch zweifelhaft. Keineswegs ist das Einfachste immer das Beste. Das hat sich wieder einmal gezeigt bei der Entwickelung des elektrischen Beleuchtungswesens.

Man ist hier wiederum nach der allseitigen Bewunderung der Jablochkoffkerzen zu dem Regulatorensystem zurückgekehrt, freilich nicht zu dem älteren, sondern zu einem verbesserten neuen. Ich will versuchen, von diesem ein Bild zu geben.

Die alten Regulatorlampen eignen sich zur Einschaltung mehrerer Lichter in einen und denselben elektrischen Strom insofern nicht, als die Regulierung des Werks nur bei Veränderung der Stromstärke erfolgt und dabei alle Lampen in Mitleidenschaft zieht. Es kann der Fall eintreten, daß die einzelnen Lichtbogen der verschiedenen Lampen total ungleich brennen und dennoch die Stromstärke dieselbe ist und bleibt. Eine Regulierung dieser Ungleichheit tritt dann nicht ein. In einem geregelten elektrischen Beleuchtungssystem muß aber jede Lampe sich selbst regulieren können, ohne Nachteil für die andern und unbeeinflußt von zufälligen Stromschwankungen in den einzelnen Lampen, analog wie

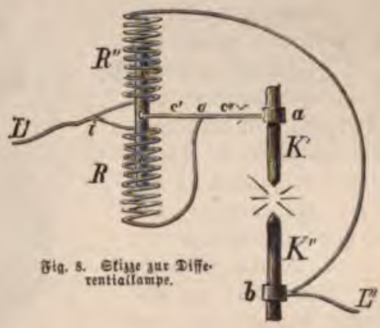


Fig. 8. Skizze zur Differentiallampe.

bei einer Gaskrone die Regulierung jeder einzelnen Flamme durch einen an derselben besonders angebrachten Hahn erfolgen kann.

Solches ermöglicht der Regulator der neuen sogenannten Differenziallampe. Vorstehende Skizze (Fig. 8) liefert das Prinzip der Anordnung desselben. L' ist die Stromleitung, die sich bei i spaltet und einerseits in die dicke Spule R', anderseits in die dünne Spule R" übergeht. Aus der dicken Spule geht die Leitung in einen Hebel c" c', der sich um o dreht und der links einen Eisenstab, der in den Spulen steckt und rechts den oberen Kohlenhalter K' trägt. K" ist die untere feststehende Kohle. Berühren sich beide Kohlen, so geht der größte Teil des Stromes den Weg durch die dicke Spule und durch die Kohlen, um bei b in die Hauptleitung L" wieder einzutreten. Durch diesen Strom wird aber die Spule R' magnetisch, sie zieht den Eisenstab abwärts, dadurch auch die linke Seite des daran

sitzenden Hebels c'. Die rechte Seite c desselben mit der Kohle geht dann aber aufwärts; dadurch trennen sich die Kohlen und der Lichtbogen entsteht. Sobald die Länge desselben durch Abbrennen zu groß wird, wächst der Widerstand, den der Strom beim Uebergange von einem Pol zum andern findet, infolgedessen nimmt ein größerer Teil des Stromes seinen Weg durch die dünne Spule R''. Diese zieht den Eisenkern mit dem Hebel wieder empor und nähert dadurch die Kohlen wieder. Der Eisenstab bleibt schließlich stehen bei einem Punkte, wo der Magnetismus der oberen und unteren Spule sich das Gleichgewicht hält, und dieses Gleichgewicht bleibt selbst bestehen, wenn die Stromstärke sich ändert, so daß die Lichtbogenlänge nur von den Vorgängen in der Lampe selbst bestimmt wird. Dieser Differenzialregulator ist es, der bei dem neuen Lichtsystem von Siemens & Halske (Berlin), Lontin (Paris), Brush (New York) zur Anwendung kommt und der durch die Bemühungen des Herrn von Hefner-Alteneck (Elektriker bei Siemens) zu außerordentlicher Vollkommenheit ausgebildet worden ist.



Fig. 9. Differentialregulator-Lampe von Siemens u. Halske.

Beifolgende Figur 9 stellt eine solche Differenzialregulatorlampe mit Glocke von Siemens & Halske dar[1]), welche als Hängelampe bereits in zahlreichen Bahnhöfen (Berlin, München), technischen Etablissements (Färbereien, wo die weiße Farbe des Lichts von hoher Bedeutung ist), Gasthäusern und Vergnügungslokalen in Anwendung ist[2]). Wenn der Mechanismus dieser Lampe die Anlage teurer macht, als bei Anwendung der Jablochkofflampen, so spart man dafür ganz bedeutend durch Wegfall der Kerzen, denn die Kohlenstücke, die Siemens benötigt, sind so billig, daß sie sich stündlich für eine Lampe auf circa 10 Pfennig stellen, während sie bei Jablochkoff ca. 25 Pf. betragen. Kein Wunder daher, daß die Jablochkoffkerzen in Deutschland durch die Siemenslampen gänzlich aus dem Feld geschlagen wurden. Elektrisches Licht ist dank dieser Fortschritte nicht teurer als Gaslicht, ja bei Betrieb im großen sogar billiger. Oberingenieur Graff hat jüngst die Kosten für die auf dem Zentralbahnhof in München eingeführte elektrische Beleuchtung berechnet und kommt zu dem Resultat, daß dieselbe nur 5/9 so viel kostet, als eine Gasbeleuchtung von gleichem Lichteffekt.

Dazu kommt bei dem elektrischen Licht der Vorteil der schönen weißen Farbe, der gänzlichen Freiheit von Rauch und Geruch und der geringen Hitzeentwickelung. Letztere Punkte haben für die Ventilationsfrage ganz besonderes Interesse, namentlich bei Theatern, Versammlungssälen &c.

Die neuen Siemensschen und Jablochkoffschen Lichter haben mindestens die Stärke von 150 Kerzen. Das ist wenig im Vergleich zu den alten elektrischen Sonnen, aber noch zu viel, wenn es Beleuchtungen im kleinen Raum, z. B. in Familienzimmern, Kontoren und Werkstätten gilt. Man hat daher versucht, für Zwecke dieser Art elektrische Lichter von noch geringerer Stärke herzustellen, bis hinunter zur Helligkeit einer Nachtlampe. Obgleich wir Lichter dieser Stärke mit Gas, Oel oder Petroleum leicht herstellen können, so hat die Anwendung der Elektrizität auch für solche Zwecke ihre Berechtigung, falls die Elektrizität billig geliefert werden kann, billiger als die gedachten Leuchtmaterialien. Leitet man einen kräftigen elektrischen Strom durch einen dünnen Platindraht, so gerät dieser ins Glühen und ein solcher glühender Draht strahlt Licht genug aus, um als Lampe dienen zu können. Leider schmilzt derselbe leicht ab. Besser sind dünne Kohlen=

[1]) Der Mechanismus ist bei derselben in dem auf der Lampe sitzenden Metallcylinder m angebracht.

[2]) Die Zahl der von Siemens & Halske gelieferten Lampen der Art beträgt an 2000.

stäbchen, die vom elektrischen Strom durchflossen ins Glühen geraten; solche Lampen hatten Regnier und Werdermann in Paris ausgestellt. Dieselben konnten ebenfalls zu mehreren in einen Stromkreis eingeschaltet werden. Ein dicker Pol von Kupfer stand hier einem spitzen Kohlenstab gegenüber, das Ende desselben berührte den Kupferpol, schloß den Strom und geriet dadurch in helle Weißglut. Dabei verzehrte er sich durch Verbrennung. In dem Maße, als das Ende abbrannte, wurde durch ein Gewicht die frische Kohle nachgeschoben. Lampen der Art, über deren Brauchbarkeit noch nicht hinlängliche Erfahrungen vorliegen, können bis herab zu 40 Kerzen Leuchtkraft entwickeln, d. i. doppelt so viel als ein sehr guter Argandbrenner. Noch mildere Lichter lieferten aber Swan, Maxim und Edison. Diese stellten feine Kohlenfäden her durch Ausglühen fadenförmiger Kartonstücke oder Bambusrohrfasern in eisernen Formen. Diese Kohlenfäden werden durch den elektrischen Strom glühend; sie würden aber in lufterfülltem Raum rasch abbrennen; um dieses zu verhindern, schließen die genannten Erfinder sie in Glaskugeln ein, die luftleer gemacht werden. Durch Platindrähte kommunizieren die Enden der Kohlenfäden mit der Außenwelt, und brauchen diese Drähte nur in einen elektrischen Strom eingeschaltet zu werden, um die Lampe sofort zum Leuchten zu bringen.

Beifolgende Figur 10 stellt die Lampe von Maxim in New York dar. Der Hahn h erinnert an Gasleitung, er hat aber nur den Zweck, durch Drehung entweder die Verbindung des Kohlendrahts K mit der durch die Wand in den Wandarm geführten elektrischen Leitung herzustellen oder aufzuheben. Bei Edison haben die Kohlenfäden die Gestalt eines Hufeisens, bei Swan die eines schleifenförmigen Oehrs. Die Glaskugel hat etwa Faustgröße. Das Licht unterscheidet sich, abgesehen von der Helligkeit, wesentlich von gewöhnlichem elektrischen Lichte dadurch, daß es nicht weiß, sondern gelb ist, ganz analog dem Lampenlichte. Man hatte vor Jahren an die Erfindung dieses Glüh- oder Inkandeszenzlichts große Hoffnungen geknüpft und das Ende der Gasbeleuchtung prophezeit. Die Gasaktien sanken rapid. Jetzt haben sie sich längst wieder erholt.



Fig. 10. Elektrische Lampe von Maxim.

Aber damit ist keineswegs erwiesen, daß die neue Erfindung ihres Rufes nicht wert gewesen sei. In der That beweist nicht nur die elektrische Ausstellung zu Paris, daß dieses Licht sich zu den verschiedensten Zwecken, z. B. Erleuchtung von Salons, Wirtschaftsräumen, Werkstätten ganz vortrefflich eignet, sondern auch die thatsächliche Benutzung desselben auf englischen Panzerschiffen, Passagierdampfern, Eisenbahnwagen, bei Taucherarbeiten und in Kohlenbergwerken. Bei letzteren hat es vor gewöhnlichen Lampen den Vorzug voraus, daß es von der Außenwelt abgesperrt ist und insofern die Gefahr der Entzündung schlagender Wetter durch dieses Licht unmöglich ist. Die weitere Einführung des elektrischen Lichtes für den Hausgebrauch hängt von der billigen Lieferung der nötigen Elektrizität ab, d. h. von dem billigen Betrieb magnetelektrischer Maschinen. Es gibt Orte genug, die hierzu Wasserkräfte ausnutzen können, oder in denen billiges Brennmaterial zur Heizung von Dampfmaschinen zur Disposition steht. Dann wird man, wie bisher Gas und Wasser, so auch Elektrizität in Kabeln in die Wohnhäuser und Werkstätten leiten, und dann stehen der allgemeineren Einführung der elektrischen Beleuchtung keine Schwierigkeiten mehr entgegen.

Neugriechen.

Von

Franz von Löher.

Zu ihrem Unglück — oder doch vielleicht zu ihrem Glück? — haben die jetzigen Griechen keinen Namen bekommen, der sie, wie Spanier, Italiener, Schweden, Levantiner, als eine Nation der Neuzeit bezeichnete. Das Völklein muß den schweren altgriechischen Kaisermantel tragen, obwohl es von jüngerem Ursprunge ist, als die andern Europäer. Byzantiner — das wäre das Wort, das seiner Volksart und Geschichte entsprechen würde. Da dieser gelehrte Name aber sich nicht einbürgern wollte, nennt man sie Neugriechen, was eigentlich neue alte Griechen besagt. Spräche man von Neugalliern, würde das nicht bedeuten, daß in den Franzosen der starke germanische Zusatz vergohren und verloren und sie wieder alte Gallier geworden? Würde man nun sagen, „die jetzigen Bewohner Griechenlands“, so wäre das ein Landes- und kein Volksbegriff. Die Hellenen aber — denn so nennen sie sich selbst — möchten sich beschweren, daß man ihnen bitteres Unrecht thue, weil ihre Sprache, wenn auch kein klassisches Griechisch, doch in der Hauptsache hellenisch, und weil ihre Zukunft ihnen als nationale klar vorgezeichnet sei.

Sie haben recht: auf Geist und Sprache kommt es an. Wie ich an einem andern Orte



Neugriechische Frau aus dem Mittelstand (S. 523).

sagte, nicht Blut und Nieren, nicht Knochen und Sehnen, nicht Leibes- und Schädelbildung ergeben den Volkscharakter, sondern der Geist thut es, jenes Unfaßbare in uns, welches denkt, Antrieb und Entschlüsse gibt, und die Energie und Farbe der sittlichen Eigenschaften bestimmt. Diese geheimnisvolle Macht ändert leise auch den körperlichen Menschen um, indem sie in jeden Nerv, jede Hirnfaser, jedes Blutkügelchen eindringt. Vor allem ist es die Sprache, von welcher die Volksseele genährt und gezogen, geätzt und geschliffen wird, welche sie durchdringt und beherrscht. Die Sprache ist nicht Kleid oder Rüstung, die man an- und ablegt, sondern die seelische Eigenschaft und das logische Gesetz, welches sich mit den sinnlichen Lauten zur Sprache verschmolzen hat, teilt sich jedem mit, der sie annimmt.

Nun geht aber unter unsern Augen die Neubildung und zugleich das rasche Wachstum des neugriechischen Volkskörpers vor sich, und was noch wunderbarer, die hellenische Sprache hat, seit Griechenlands Herrlichkeit in Asche und Trümmer sank, sich wohl verändert und mit Fremdartigem vermischt, sie ist aber all die langen Jahrhunderte hindurch nicht untergegangen, sondern belebt und veredelt sich zusehends mit frischer Kraft. Wenn der dreißigjährige Krieg nicht ein, sondern ein paar Menschenalter gedauert hätte, wie viel würde wohl von echtem Deutschtum übrig geblieben sein? Wie oft aber hat das griechische Land von jener Zeit an, als Römerheere zuerst es plündernd durchzogen, unsägliche Verwüstungen erduldet! Wiederholt schien allerorten, was griechisches Blut war, ausgerottetet auf immer.

Vom siebenten bis elften Jahrhundert war die fürchterlichste Zeit. Umbrandet von einer wilden Völkerflut, konnte das byzantinische Kaisertum sie zuletzt nicht mehr zurückdämmen. Slawen, Bulgaren, Avaren strömten ein, besonders waren es Slawen, die fast das ganze alte Griechenland überzogen. In jenen Gegenden, wo man noch vor fünfzig Jahren bloß slawische Ortsnamen antraf, muß vollständige Einöde gewesen sein, weil ja das eingewanderte Volk, wenn noch einheimisches da gewesen wäre, die Ortsnamen von diesem angenommen hätte. Und heutzutage? Die ganze slawische Bevölkerung ist vollständig von der griechischen zersetzt, aufgesogen, umgebildet. Schon seit den letzten sechs Jahrhunderten spricht und denkt in Hellas alles, was vordem slawisch war, griechisch.

Allein noch eine andre Volksart breitete sich, namentlich unter der langen schrecklichen Türkenherrschaft, mehr und mehr über Griechenland aus, bis sie Hydra und Spezia besetzte. Das waren die Albanesen, deren Mundart vor einem Menschenalter noch in Dörfern nicht weit von Athen vorherrschte. Und jetzt? Alle Albanesen im Königreich sprechen griechisch, die Kinder lernen es gerne, höchstens alte Frauen verstehen es noch nicht. Mehr aber, die Albanesen sind auch äußerlich Hellenen geworden vom Kopf bis zum Scheitel.

Drei Volksarten sind es also, die sich zur neugriechischen verschmolzen haben — die ackerbauenden Slawen, von Natur weich, schmiegsam, unzuverlässig, — die Krieg und Raub liebenden Albanesen, hart und kühn, zäh und eigensinnig, — die Hellenen, das rührigste, geschickteste, pfiffigste Handels- und Schiffervolk der Erde. Sie alle sind von den paar Tröpfchen echten Griechenblutes, das nach der Römer-, Byzantiner- und Türkenzeit noch übrig geblieben, wie von einem belebenden Aether durchdrungen. Sie sind wirklich ein gleichartiges Volk geworden, in welchem gleiche nationale Tugenden und gleiche nationale Laster verbreitet sind. — Leute voll Tücken und Untreue, voll Geiz und Raubsucht, voll kindischer Eitelkeit und elender Parteisucht, aber auch Leute, die glühender Ehrgeiz, hochherzige Vaterlandsliebe, ein Lern- und Bildungstrieb ohnegleichen, lebhafte Freude an Geselligkeit, Kunst und Litteratur auszeichnen.

Gegenwärtig nehmen die Neugriechen eine vierte Volksart in Bearbeitung, die Walachen, die weite Gebiete in Epirus und Thessalien besetzt haben. Auch diese werden dem scharfen und eindringenden und doch so geschmeidigen Wesen der Neugriechen auf die Länge nicht widerstehen, wohl oder übel werden auch sie deren Sprache und Sitte annehmen. Und dann? Ja dann werden sich die Neugriechen noch weiter und weiter ausdehnen. Mit ihrem ausbündigen Kolonisations- und Geldsammeltalent, mit ihrer durchtriebenen Findigkeit, mit ihrer rastlosen, raubsüchtigen Thätigkeit in Handel und Gewerbe werden sie nach und nach alles wieder gewinnen, was jemals zu den Hellenen gehörte. Dann aber sind auch sie, sie allein die natürlichen Erben der zerfallenen

Türkenherrschaft, der Herrschaft am Bosporus, in Thrakien, Hellas und im vordern Kleinasien.

Vielleicht haben Wenige so viele Küsten und Inseln, an und auf denen Neugriechen wohnen, im ganzen Bereich des griechischen Meeres besucht, als der Verfasser dieser Zeilen. [1]) Ueberall in den entlegensten Ortschaften und Klöstern traf er auf das eine gleichartige Nationalgefühl, überall lebte in den Bewohnern nur der Gedanke, daß sie lebendige Teile des Volkskörpers der Neugriechen seien, daß in diesem das edelste Blut des Morgenlandes fließe, daß ihm die Zukunft des Orients gehöre. Noch viele dunkle Sturmwolken werden sich vielleicht über jene zauberhaft schönen Gefilde wälzen, schwere Verwicklungen können sich noch vorbereiten, unabsehbar — diese Griechen werden ausdauern, fort und fort an Zahl und Menschen und Vermögen zunehmen, werden endlich als die letzten und die stärksten auf dem Platze sein.

Die Türken werden es ihnen sicherlich nicht wehren. Wo Türken wohnen, ist ihr Niedergang ersichtlich: sie werden Tag für Tag ärmer an Geld und Gut, aber auch an Volk und Kraft. Griechen aber sind es, die ihnen den Grundbesitz abkaufen und die abgehausten weiter schicken. Wo zehn türkische Familien im Wohlstand leben und zwei oder drei griechische in Armut, kehrt sich das Verhältnis in zwanzig, oft in zehn Jahren um. Zur Zeit sind die Türken noch die stärkeren. Würden die Griechen so unvorsichtig sein, daß sie auf eigne Hand die Türken angriffen, würden sie von ihnen erdrückt werden. Denn die neugriechische Kriegsmacht steht noch immer auf schwachen Füßen, dem Heere fehlt es an Geld und Gehorsam. Deshalb würde Griechenland selbst dann in schwere Not geraten, wenn Kurden oder Afghanen, gleichwie einst die Araber unter Mohammed, sich in fanatischen zahllosen Haufen darüber herwürfen. So wenig aber dergleichen — und andre nationale Kräfte gibt es im Morgenlande nicht mehr — zu fürchten, ebenso gewiß stände den Griechen wider all ihre Feinde ausreichende Hilfe von Westen her zur Seite.

Die Neugriechen sind die Schützlinge des gebildeten Europas; in dieser Stellung fühlen sie sich sicher und dürfen zuversichtlich erwarten, daß ihnen bei der nächsten großen Verwickelung im Orient Kreta, ein weiteres Stück Festland im Norden, und noch einige von ihrem Volke bewohnte Inseln zufallen. Es geht ihnen, wie den Italienern: weil sie früher so viel verloren haben, gewinnen sie jetzt von selbst bei jeder Wendung der europäischen Geschicke.

Freilich ist ihre Lage gerade deshalb eine abhängige und gedrückte. Da sie noch eine gar zu kleine Macht bilden, dürfen sie nur mit höherer Erlaubnis den Arm ausstrecken über ihre jetzigen Grenzen. Bei der übermächtigen Stellung, welche jetzt europäische Mächte im Morgenland einnehmen, ist es wahrscheinlich, daß bei dem Zusammenbruch des türkischen Reiches die Herrschaft am Bosporus wie in Syrien und Aegypten zunächst den Europäern zufällt und nicht den Griechen. Allein eben so möglich ist, daß das nur eine Uebergangszeit wäre, ähnlich wie im dreizehnten Jahrhundert, als die Franken Konstantinopel besetzten, um nach sechzig Jahren wieder vertrieben zu werden. Damals nahmen den Kaiserthron wieder die Byzantiner ein, jetzt würden schließlich doch wieder die Neugriechen obenauf kommen, jedoch nicht wie jene mit abnehmenden, sondern mit frischen, wachsenden Kräften.

Ein berühmter Künstler, der aus Hellas hervorgegangen und jetzt in München wohnt, der Historienmaler Gysis, hat mit dem glücklichsten graphischen Talent uns ein paar Charakterköpfe seines Volks gezeichnet.

Da stellt sich zuerst dar der Kapitän auf gefahrvoller See, der Häuptling im Gebirgskriege, der Parteiführer im Parlament — wie er leibt und lebt —, der Mann mit behaarter Brust, dem steifen, harten Nacken, dem scharfen Adlerblicke, dem stolz aufgerichteten, jedoch etwas vorgebeugten Kopfe, der allem, was da kommen kann, kühn entgegenschaut (S. 522). Ist nicht der ganze Mann erfüllt von Frohsinn, Zuversicht, Eigensinn und unversieglicher Stärke? Spielt nicht etwas wie wilde Eitelkeit über dieses Antlitz? O, in diese harten Köpfe muß noch viel hinein, ehe sie lernen, daß die parlamentarische Verfassung zu bessern Dingen dienen soll, als um tagelang politisches Geschwätz zu verführen und den Staat auszubeuten.

Neben dieser nationalen Art, die wir die albanesische nennen müssen, gibt es bei den Neugriechen noch eine zweite, die levantinische, — die Gestalt etwas breit, ja ins Dicke und

[1]) Vgl. Franz von Löher, Griechische Küstenfahrten, Leipzig 1876. Kretische Gestade, Leipzig 1877. Cypern, 3. Auflage, Stuttgart 1880.

Schwammige gehend, in dem rundlichen Gesicht nur die Stirn- und Nasenbildung von edlerer Form, hervorleuchtend auch hier die klugen Augen. Jene albanesische Art ist wie lauter Sehnen und Knochen, die Levantiner dagegen sind fleischig, weichlich, überhaupt mehr slawischer Natur.

Aber wo bleibt da, fragt vielleicht mancher, die ideal schöne griechische Gestalt? Nun, auf Thasos, Samothrake, Lesbos, im cyprischen Berglande und andern Inseln findet man noch die schlanken, biegsamen und doch kräftigen Leute, vor allem unter den Sphakioten auf Kreta: im ganzen genommen ist bei den jetzigen Griechen die männliche Schönheit keineswegs überwiegend. Einen Trost dafür wüßten wir wohl, doch wir dürfen ihn nur flüsternd sagen, damit es die Meister der klassischen Philologie nicht hören. Es will uns nämlich bedünken, als wäre es auch bei den alten Griechen mit der idealisch schönen Leibesgestalt nicht gerade soweit her gewesen. Wir wissen, wie Aesop und Sokrates aussahen, und wenn wir die Büsten von manchen im Altertum berühmten Griechen schärfer betrachten, so können wir uns kaum verhehlen, daß an dem geistvollen Haupte unmöglich ein schlanker Heldenleib gesessen hat.



Neugriechisches Mädchen aus dem Volke (S. 524).

Wenden wir uns nun zur schöneren Hälfte des Volkes! Weil das Weib zarter ist von Leib, edler im Denken und Dulden, wankelmütiger die Willenskraft, dabei abhängiger vom Naturleben als der Mann, so kommt es bei Völkern auf niederer Bildungsstufe niemals zu seinem vollen Recht und Adel. Die alten Griechen ahnten dies wohl, Weibesadel und Frauenrecht: da aber ihre Haussitte sich niemals von den Einflüssen Asiens befreien konnte, so wußten sie die Sache nicht anders zu machen, als das weibliche Geschlecht in zwei Teile zu scheiden. Der eine Teil war zur Verschleierung und Haussitte verurteilt: das waren die Ehefrauen, deren Bestimmung sich darauf beschränkte, dem Manne Vermögen und eheliche Kinder zu bringen und sein Hauswesen zu führen. Der kleinere Teil des weiblichen Geschlechts nahm Stellung außer der Ehe: dies waren Mädchen, die durch Geist und Schönheit glänzten und durch unabhängigen Sinn und sich der Kunst, Litteratur und freien Liebe ergaben. So sehr das öffentliche Leben dem Griechen Hauptsache war, gleichsam die helle Blüte auf dem dunkeln Untergrunde der Haussitte, so wenig konnte er der Hetären entraten.

Das hat sich bei den Landesnachfolgern



Neugrieche (S. 520).

entschieden geändert. Die Schwester ist dem Bruder, die Frau dem Manne ebenbürtige Lebensgenossin. Im Haushalt, in der Kindererziehung, in der Pflege ihrer Angehörigen haben sie ihren nächsten Beruf, im Familienrate in der Regel die erste Stimme und in

der Gesellschaft bewegen sie sich in voller Ehre und Freiheit. Wiederholt kämpften und eiferten neugriechische Frauen in den vordersten Reihen, wo es des Volkes Heil und Bestehen galt. Ihr Fleiß ist unermüdlich, ihre Sparsamkeit wertvoll wie ein Schatzbrunnen, ihre Keuschheit erhaben über Anfechtung.

Die neugriechischen Frauen sind es vor allem, welche den schönen Familiensinn nähren und pflegen, welcher ihr Volk adelt und auszeichnet. Es ist rührend und fast unglaublich, wie die Familienglieder für einander arbeiten, dulden und sparen, wie die Brüder nicht heiraten, ehe die Schwestern versorgt sind, und wie die Ehre des einen Glück und Not der andern.

Hier aber löst sich auch das historische Rätsel, weshalb dieses Volk nach zweitausend Jahren der Unterdrückung und Zerstreuung noch immer da ist, und mehr, noch immer frisch und zeugungskräftig ist.

Wo das Familienleben nach außen fest und gediegen, im Innern lauter und lebensvoll, da gleicht es einer unzerstörbaren Burg, in deren Schutz und Wärme das Volk sich stets wieder erneuert.

Mag dieses noch so arg in Krieg und Not zusammenschwinden, mögen noch so mächtig fremde Sitten und Sprachen sich eindrängen, — im Schoße des Hauses wachsen immer wieder genug Buben und Mädchen auf, voll nationalen Sinnes, stärkt sich immer wieder die nationale Sitte und Sage. Hierin liegt das Geheimnis, weshalb dieses Griechenvolk, trotz vielfacher Verheerung und Bedrängnis, wie sie kaum ein andres erduldet hat, sich gleich den Deutschen jedesmal in kurzer Zeit wieder erholte und in seinem nationalen Wesen wieder aufblühte.

Unser Künstler hat uns drei schöne Typen der Frauen seiner Heimat gezeichnet.

Da ist die Vornehme im reichgestickten Gewande, welche das Haupt fast orientalisch verhüllt, schaut uns an mit schönen weichen Zügen, mit großem stillen Auge, wie ihres Volkes Schicksal, das voll Not und Klage, aber auch voll Schönheit und Erhebung der Gemüter (S. 523).

Die zweite mit dem Kopfputz von Münzketten ist aus dem Mittelstand, eine immerfort fleißige, welche nie das Strickzeug beiseite legt, den Keller mit Speisvorrat und den Koffer mit Leinen füllt (S. 518). Nur die Freude am Spielen ihrer Kleinen, auf welche sie voll herziger Mutterfreude nieder-



Vornehme Neugriechin.

blickt, läßt einen Augenblick die geschäftigen Hände ruhen.

Endlich das Mädchen aus dem Volke, das sein schwarzes, üppiges Haar flicht, ist die Schalkheit, der Mut und Witz, die singende Fröhlichkeit selbst (S. 521). Gern möchten wir ein Viertelstündchen mit ihr plaudern, wäre nur ihre Mundart — jedes Thal in Griechenland hat seine Eigentümlichkeit darin — nicht etwas schwer zu verstehen.



Des Kriegers Sohn. Von G. Hackl.

Der Kardinal.

Novelle von Sophie Junghans.

In einer engen und dunkeln Gasse, im Herzen der Stadt Florenz gelegen, kam an einem Frühlingsabend ein Mann mit raschen Schritten auf eine niedre Thüre zu, die einzige, die sich auf dieser ganzen Seite des Gäßchens befand. Denn dieselbe wurde völlig von der Rückwand eines mächtigen Gebäudes eigenommen, des Palazzo Riario, dessen Front auf die Via Ricasoli hinausgeht.

Alle Gassen des alten Florenz sind enge, was ihrer Lebhaftigkeit keinen Abbruch thut. Dieses Gäßchen aber, eigentlich nur ein schmaler Durchgang zwischen der Rückwand des erwähnten Palastes und den Hintergebäuden des Klosters der Brüder vom Heiligen Kreuze, wurde wenig benutzt und lag schon jetzt — zur Zeit des Ave Maria — völlig still und öde da.

Der Mann, der, während er die Thüre aufschloß, sich einige Male hastig umblickte, brauchte nicht zu fürchten, daß ihn jemand gesehen habe. Er war eingetreten, hatte hinter sich abgeschlossen und erstieg nun rasch eine lange Treppenflucht und schritt dann einen Gang entlang, und so weiter, über andre Gänge und Treppen, die ihm wohl bekannt sein mußten, hinauf, hinab, einen fast endlosen Weg, bis er vor einer dunkeln Thüre wieder einen Schlüssel hervorzog. Derselbe ließ ihn ein, er trat in ein hohes reiches Gemach. Den Mantel ließ er von den Schultern gleiten und warf sich in den nächsten Stuhl, einen Sessel mit kostbarer geschnitzter Lehne, wie einer, der hier ein gutes Recht hat. Er war der Besitzer des Palastes und einer der vornehmsten Männer Italiens, der Kardinal Feo Riario.

Von dem leichten Geräusch seines Eintritts herbeigerufen, erschien sofort ein Diener auf der Schwelle des Gemachs. Der Mann kam ehrerbietig näher. „Nun, alte Ehrbarkeit,“ lachte sein Herr kurz, „was gibt's Neues?“

„Ser Tommaso wartet im Vorzimmer, der junge Mann — Erzgießer oder was er ist — den Eure Eminenz rufen zu lassen beliebten.“

„Erzgießer oder was er ist? Spatzenhirn, du! Ein Künstler ist er, der viel verspricht und der, wenn er leistet, was ich von ihm erwarte, in einem Jahre mehr an mir verdienen soll, als du in deinen zwanzig Dienstjahren hier zusammengestohlen hast.“

Messer Piero, an diese Sprache gewöhnt, zollte der Scherzhaftigkeit seines Herrn ein flüchtiges Schmunzeln und blieb wartend stehen.

„Nun, er soll eintreten, was zögerst du?“

„Eure Eminenz wollen erst —“ Piero ließ den sprechenden Blick des Italieners über die Kleidung seines Herrn fahren. Riario sprang lachend auf. „Wieder zur Eminenz werden,“ ergänzte er. „Ich hatte wahrlich die Mummerei vergessen.“

Er hatte einen dunkeln, ausgesucht einfachen Kavalieranzug getragen, den er jetzt mit Hilfe Pieros mit dem violettseidenen langen Gewande, dem Kreuze und der roten Binde, der geistlichen Haustracht, vertauschte. Einige Minuten später und der Angekündigte, Tommaso Lupi, der Bildhauer und Erzarbeiter, stand im Gemache, mit ehrfuchtsvollem Gruße, der von dem Prälaten freundlich leutselig erwidert wurde. Dann aber richtete der jüngere das stolzgetragene Haupt wieder auf, und beide Männer maßen einander mit verstohlen prüfenden Blicken.

Beide mochten mancherlei voneinander gehört und deshalb diesem Zusammentreffen mit einiger Erwartung entgegengesehen haben.

Den berühmteren Mann hatte Tommaso in der Person des Kardinals vor sich. Von Tommaso Lupi wußte man außerhalb von Florenz noch nichts, von dem Kardinal Riario nur allzuviel. Der letztere lebte übrigens meist in Rom, obwohl der ihm von seiner Familie vererbte Palast in Florenz stand, daher es möglich war, daß ihn Maso, ein echtes Florentiner Kind, jetzt zum erstenmal recht eigentlich von Angesicht zu Angesicht sah.

Kardinal Riario stand jenseits der Höhe des Lebens, er war ein Fünfziger. Seine hohe kirchliche Würde aber genoß er schon lange: er war sehr jung, wenn auch nicht gerade — wie vor sechzig Jahren Giovanni dei Medici — als vierzehnjähriger Knabe, zum Kardinal befördert worden. Man sagte von ihm, daß es nur bei ihm gestanden habe, schon mehr als einmal den Stuhl Petri zu besteigen. Aber wahrscheinlich liebte er seine persönliche Freiheit zu sehr, als daß er hätte wünschen sollen, „Knecht der Knechte Gottes“ zu werden. Leidenschaftlicher Ehrgeiz gehörte zu den Untugenden von Feo Riario nicht.

Seine äußere Erscheinung entsprach vollkommen seinem vornehmen Stande und mußte den Eindruck, den schon dieser auf die ihm Entgegentretenden machte, verstärken. Tommasos Blick glitt während der ersten Worte, die der Kardinal an ihn richtete, mit halb unfreiwilliger Bewunderung von der ebenmäßigen, geschmeidigen Gestalt Riarios über das geistvolle Gesicht des Prälaten mit dem liebenswürdigen Munde und den feurigen Augen. Er war gewonnen, ehe noch er selbst es wußte.

Der Kardinal seinerseits staunte geradezu über die allerdings nicht gewöhnliche Persönlichkeit seines Gegenüber. „Wie mag es kommen, Messer Tommaso, daß ich Euch in den Straßen von Florenz noch nicht begegnet bin?“ fragte er und fügte verbindlich hinzu: „Glaubt mir, einen Mann wie Euch würde ich nicht übersehen haben, und wenn ich neben dem Könige von Frankreich unter dem Baldachin gegangen wäre.“

Tommaso erwiderte, daß er viel in seiner Werkstatt schaffe und gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, wo das Volk zusammenlaufe — und deren gab es in jener Zeit sehr viele — gerade nicht von der Arbeit fort könne.

Riario lächelte gutmütig. „Ihr habt freilich Besseres zu thun, als unter der gaffenden Menge zu stehen, wenn unser einer mit dem langweiligen Schaugepränge, welches das kindliche Volk liebt, vorüberzieht. Daß Ihr deshalb Eure Augen nicht minder gebraucht, und wie gebraucht, das verraten mir Eure köstlichen Figuren. Meister Tommaso, der Kandelaber, den Ihr für den Festsaal Palla Strozzis gefertigt habt, ist bewundernswert. Ich habe weder in Rom noch in Frankreich ein Werk eines lebenden Meisters gesehen, welches ein so gründliches Studium der Alten sowohl wie der Natur, der ewig unentbehrlichsten Lehrmeisterin, verraten hätte. Und wie gut ist Euch der Guß gelungen! Das Modell dazu müßt Ihr mir zeigen! Ihr besitzt es doch noch?“

Tommaso bejahte. „Als ich jenes Werk sah, beschloß ich, daß Ihr mein Freund werden müßtet,“ fuhr der Kardinal fort. „Seht, ich bin eigennützig; ich gedenke die Jugend, die so Großes verspricht, an mich zu ziehen, an ihr einen Teil zu gewinnen, damit ich in meinem Alter nicht veralte“ — und mit dem gewinnendsten Lächeln streckte der schöne Kirchenfürst, in dessen Munde das Wort „Alter“ jetzt noch keine Bedeutung zu haben schien, seinem Besucher die Hand entgegen.

Wie hätte Tommaso diesem franken Entgegenkommen widerstehen können? Der Künstler war ein Mann von auffallend mächtigem Körperbau; die größten seiner Umgebung pflegte er an Haupt und Schultern noch beträchtlich zu überragen. Und wie so oft war auch bei ihm mit dem Gefühle überlegener Körperkraft heitre Offenheit des Charakters vereinigt. Er war stolz auf seine Kunst und hatte dessen kein Hehl. Und dieser Stolz stand ihm gut; man konnte das bräunliche Angesicht mit den energischen, wohlgeformten Zügen, der mächtigen Stirn, dem scharfen Blick nicht ansehen, ohne zu dem jungen Manne ein gutes Zutrauen zu gewinnen. Die Natur hatte ihm den Stempel ihrer Auserwählten deutlich auf das Angesicht geprägt.

„Eure Eminenz rühmen den Guß des Kandelabers,“ nahm er jetzt das Wort, „und dies zeigt mir, daß diejenigen recht haben, welche von Eurer Eminenz sagen, Ihr habet mehr Verständnis für die Kunst, als irgend ein Vornehmer hier in Florenz besitzt. Ihr werdet gewiß beobachtet haben, daß die Figuren der Kinder, welche mit ihren Händen an die Zweige der einen Palmbaum darstellenden Kandelabersäule greifen, mit dem Ganzen aus Einem Gusse sind. Nun, ich versichere Eurer Eminenz, diese kaum zwei Palmen hohen Figürchen haben mir ein ganzes Jahr lang Kopfzerbrechen gemacht!“

„Wie das?“ fragte der Kardinal. Tommaso erklärte, wie schwierig es gewesen sei, alle Teile seiner Form mit der geschmolzenen Materie anzufüllen, wie leicht es möglich, wenn man nicht die Wirkungen gewisser Naturgesetze genau berechne und gehörig Luft zulasse, daß

die Metallmasse nicht überall hinsteige, wo man sie haben wolle. „Als ich meine Form abnahm, und meine Putten (Kinderfiguren) vollendet, bis auf das letzte Löckchen ihres Haares, sich aus dem Kerne schälten, da war kein froherer Mann in Florenz als ich, und ich zollte gebührenden Dank der allerheiligsten Jungfrau und meinem gnädigen Schutzpatron, die mich bei dem schwierigen Werke nicht hatten zu schanden werden lassen."

„Und die hoffentlich beide genug von der Erzgießerei verstehen, um Euch stets so richtig zu beraten," bemerkte Riario mit der Frivolität, welche damals gewissermaßen ein Vorrecht seines Standes war. „Daß Ihr das Handwerk Eurer Kunst so wohl innehabt, Meister Tommaso, soll mir — und Euch nicht minder, hoff' ich — zu statten kommen. Seht hier!"

Er war an einen Schrank getreten, öffnete ihn und nahm mit beiden Händen ein kupfernes Gefäß heraus, welches er zwischen sich und Tommaso auf den Tisch stellte. Die Blicke des Künstlers schärften sich und begannen zu leuchten. „Was sagt Ihr dazu?" fragte Riario nach einer Weile.

„Daß ich," versetzte Tommaso nach einem abermaligen Schweigen, „etwas Schöneres noch kaum gesehen habe."

„Ich glaub' es euch. Ueber der Erde ist wenig, was sich mit dieser Arbeit messen könnte. Das Gefäß wurde kürzlich in Rom aufgefunden; es ist sehr alt; wie die Gelehrten sagen, hat es bei den Bacchusopfern zur Bereitung der Opferkuchen gedient. Seht diese Linie der äußeren Rundung! und den Kranz hier!"

„Es ist getriebene Arbeit," sagte Tommaso nachdenklich. Der Kardinal sah ihm lebhaft ins Gesicht. „Ihr meint?"

„Nun freilich, gnädiger Herr. Ein jedes Blättchen dieses Kranzes ist mit dem Hammer herausgeschlagen."

„Diese Kunst der getriebenen Arbeit wird jetzt unter uns wenig mehr geübt; ist es nicht so?" sagte der Kardinal.

Tommaso antwortete nicht gleich, er schien in der Betrachtung der herrlichen Antike verloren. „Prächtig, prächtig," murmelte er. „Ich möchte mit Eurer Eminenz wetten," er lachte in sich hinein, „daß Ihr die Stelle nicht findet, wo die beiden Hälften zusammengefügt sind. Die Löthe sind so vorzüglich."

„Wie, das Ganze ist nicht aus einem Stück? Und Ihr wißt so genau Bescheid, Meister Tommaso? Vermöchtet Ihr gar etwas diesem Gefäße Aehnliches in Eurer Werkstatt herzustellen?"

Tommaso stand eine Weile sinnend, dann richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf und blickte dem Kardinal fest ins Gesicht. Riario beobachtete ihn mit einem feinen, gütigen Lächeln. Dieser Mann nahte ihm gänzlich ohne jene Unterthänigkeit, die seinem Stande wie seiner Person meist gezollt wurde, aber der Kardinal war bei weitem zu geistvoll, um sich nicht sofort in die Art des Künstlers zu finden, dem er eine gewisse Gleichstellung im Verkehr gerne gestattete.

„Wie Eure Eminenz sagten," nahm Tommaso jetzt das Wort, „so befaßt man sich mit dieser Art von Arbeiten heutzutage nur noch wenig, und die Kenntnis der Kunstgriffe, vermöge welcher die Vorfahren darinnen so Außerordentliches leisten konnten, ist in der That abhanden gekommen. Ich aber bin einigen derselben auf der Spur und habe mir schon längst gewünscht, einen Versuch zu machen. Ich will Euch ein Gefäß bilden von gleicher Größe und noch reicher als dieses mit den schönsten Ornamenten versehen."

Die Augen des Kardinals leuchteten. „Seht, da wollte ich Euch haben. Als in Rom bei einem Gastmahl, zu dem ich einige Freunde bewirtete, dieses Gefäß herumgezeigt wurde und die meisten beklagten, daß eine solche Arbeit heutzutage schwerlich noch entstände, da unterfing ich mich zu sagen, wir hätten in Florenz einen Mann, der das und noch mehr leisten könnte, und von welchem sie noch hören würden. Der Mann, den ich meinte, seid Ihr, Meister Tommaso."

„Ihr ehrt mich durch Euer Vertrauen, gnädiger Herr, und ich hoffe, dasselbe, wenn mir die Heiligen Gelingen gönnen, nicht zu täuschen. Oh," — er richtete sich zu seiner vollen Höhe auf und dehnte die breite Brust — „ich gedenke noch mancherlei fertig zu bringen."

Riario sah den reckenhaften jungen Meister lächelnd an, und ein Scherzwort entfuhr ihm, wie es zu jener Zeit, welche anders empfand als die unsrige, auch ein ehrbarerer Mann sich hätte erlauben dürfen. Dann besprachen beide das Werk, welches Tommaso für den Kardinal unternehmen sollte: ein Gefäß, dessen Bestimmung es sein würde, bei der reichsten Tafel

auf dem Kredenztische zu prangen, nicht aus Kupfer, sondern aus Silber getrieben und mit köstlichen Zierraten versehen. Tommaso versprach, sofort das Modell zu fertigen, zunächst aber dem Kardinal eine Zeichnung vorzulegen, die seine Idee veranschaulichte. „Ihr werdet demnach anfangs keine großen Auslagen haben?" fragte Riario.

„Keine als eine Rolle Papier und ein paar Hände voll Thon, Eure Eminenz," sagte Tommaso in seiner kecken Weise.

„Gleichviel, laßt Euch von meinem Hausmeister fünfzig Dukaten auszahlen. Hier!" — er trat an den Tisch und schrieb einige Worte auf ein Blatt Papier. „Geht, geht," — als jener zögerte; „Ihr seid dadurch nicht mehr gebunden, als durch Euern Handschlag von vorhin. Und wenn Ihr," fügte er mit seinem gewinnendsten Lächeln hinzu, „nur eine Stunde lang Euch mit dem Entwurf für mich in Gedanken beschäftigt, ihn in Eurem schöpferischen Geiste hin- und hergewendet habt, so dürft Ihr annehmen, daß Ihr schon nicht mehr in meiner Schuld seid für diese Kleinigkeit. Lebt einstweilen wohl, Messer Tommaso" — der Künstler hatte ein Anrecht auf diese Anrede, denn er entstammte einer ritterlichen Familie — „Ihr sollt mir und ich will Euch noch vieles schuldig werden, ehe wir miteinander zu Ende sind."

Mit diesen Worten schloß die erste Unterredung zwischen Tommaso Lupi und dem Kardinal Feo Riario. —

Am folgenden Tage verließ Tommaso seine Werkstatt etwa eine Stunde vor Ave Maria, das heißt vor Einbruch der Dunkelheit. Er wendete sich der Porta Santa Croce zu und trat kurz ehe dieselbe erreicht war seitwärts durch einen dunkeln Thorbogen in ein Labyrinth von Höfen und Durchgängen zwischen ärmlichen Häusern, die in unregelmäßiger, malerischer Weise durch Außentreppen, schwebende Galerieen und dergleichen untereinander zusammenhingen. Das Ganze war ehemals der Innenhof eines mächtigen Palastes gewesen, in dem sich nach dem Verfall des vornehmen Geschlechts der Besitzer all diese Schwalbennester angeklebt hatten.

Tommasos scharfer Blick flog an einer dunkeln Mauer, einem Teile des alten Palastes, in die Höhe. Hier befand sich etwa dreißig Fuß über dem Boden — man hätte vielleicht sagen können im ersten Stockwerk, doch sind diese Häuser in regelmäßige Stockwerke nicht eingeteilt — eine weite Oeffnung, durch eine anmutige Säule in zwei Bogen geschieden, und dahinter schien ein großer Raum zu liegen, der also solchergestalt zu einer Art von vorn offener Halle wurde. Auf der Brüstung standen ein paar alte Töpfe, aus denen Schlinggewächse wucherten, auch häusliches Geräte und ein Vogelbauer. Um den Schaft der reizend schlanken Säule hatte man das Ende einer Schnur befestigt, die ins Innere des Raumes führte und auf der Wäsche zum Trocknen hing, Anzeigen des ärmlichen Lebens, welches in die edeln Ruinen dieses einstigen Prachtbaues eingezogen war.

So scharf Tommaso Lupi auch hinaufschaute, er gewahrte niemanden, und nun erstieg er raschen Schrittes eine Treppe, die außen an dem Gebäude zu einer Oeffnung führte, welche augenscheinlich ehemals ein Fenster gewesen war, jetzt aber durch eine Holzthüre verschlossen wurde. Tommaso, als sei er gewöhnt, diese Thüre stets offen zu finden, wollte rasch hindurch und stutzte, als dieselbe seinem Griffe nicht wich. Er klopfte ungeduldig, horchte und klopfte wieder; nach einer Weile, die ihm endlos dünkte, kamen schlürfende Schritte näher und eine schrille Stimme rief das „Chi è?" mit dem die Florentiner noch heutigen Tages hinter ihren verschlossenen Thüren hervor jeden anrufen, welcher klopft oder ihren primitiven Klingelzug, das durch ein Loch in dem Thürflügel heraushängende Schnürchen, in Bewegung setzt.

„Amici!" ist die Antwort auf jene Frage, die Tommaso auch unwillkürlich gab, ehe er ärgerlich ausrief: „wer soll es denn sonst sein, als ich, Tommaso Lupi! wie lange wollt Ihr mich noch hier draußen stehen lassen?"

Eine runzelige Alte von außerordentlicher Häßlichkeit öffnete jetzt die Thüre. „Nun, Mutter Hekate," rief Tommaso halb scherzhaft, halb beunruhigt, „wo ist Gelsomina? und was ist geschehen, daß Ihr hinter verschlossenen Thüren sitzt, wie — Gott schütze uns — zur Pestzeit?"

Gelsomina sei in der Wohnung, sagte die alte Frau. Auf das, was sie sonst noch murmelte, zu achten, nahm sich Tommaso nicht die Zeit. Er drängte an ihr vorüber durch den fensterlosen Raum, in den die Thüre zunächst führte, und der mit allerlei Gerümpel angefüllt war. Eine andre Thüre bildete den Zugang zum Hauptraum der Wohnung, jenes

vorn offene, große Gemach. Ganz hinten in der Tiefe desselben hatte jemand gesessen, der sich jetzt beim Eintritt des jungen Mannes wie zögernd erhob, dann aber, als sich zeigte, wer der Ankömmling sei, ihm entgegenflog.

Es war ein jugendliches Mädchen, eine herrliche Gestalt, mit einem Köpfchen so schön wie nur irgend eines der Marmorstatuen der alten Göttinnen, welche man jetzt häufig in der Erde fand, und die Seine Heiligkeit in den Gemächern Ihres Palastes in Rom aufstellen ließ, worüber manche sich wunderten. Als sie vor dem jungen Manne stand, dessen Blicke ihr entgegenleuchteten, da zögerte sie einen Augenblick und dann warf sie sich an seine Brust.

Tommaso hob sie von ihren Füßen in die Höhe und hielt sie in seinen starken Armen, und es war, als könne er sie gar nicht wieder von sich lassen. Kein Wunder, denn auf diesen Augenblick hatte er seit Jahren gewartet! Tommaso hatte das Mädchen, das Enkelkind seiner alten Nachbarin Orsola Benincasa, aufwachsen sehen und sie seit sie zur Jungfrau herangeblüht war — vielleicht eher schon — leidenschaftlich geliebt. Seit einem Jahre, seit sie fünfzehn geworden war, warb er um sie in aller Ehrbarkeit, aber das schelmische Mädchen war ihm immer ausgewichen und hatte ihm, obgleich er allabendlich stundenlang neben ihrem Schemel saß, wenn sie spann, noch niemals eine Liebkosung erlaubt. Und heute?

„Meine süße Taube — und so willst du mich endlich lieb haben?“ rief der ehrliche Maso entzückt, und es kümmerte ihn nicht allzu sehr, als er keine wörtliche Erwiderung erhielt. Uebrigens wurde Gelsomina bald wieder die alte. „Orso mio“, „mein Bär“, nannte sie ihren gewaltigen Anbeter, und die beiden trieben sich wie Kinder in dem weiten Gemache umher. Dieses Gemach, in welchem Gelsomina groß geworden war, welches Küche, Wohn- und Schlafgelaß, die ganze Wohnung der kleinen Familie ausmachte, verdient wohl, daß wir es etwas näher beschreiben. Wer das heutige Klima von Florenz kennt, wird es kaum glaublich finden, daß der vorn ganz offene Raum, den hier seiner ganzen Länge nach nur eine niedrige Brüstung abschloß, den beiden Frauen im Winter wie im Sommer, Tag und Nacht zum Aufenthaltsorte dienen konnte. Und doch war dies so. Den größten Teil des Jahres hindurch mußte ein alter verschlissener Wollvorhang das Gemach gegen die Sonnenhitze des Tages — denn es war nach Süden gelegen — wie gegen die Kühle der Nacht schützen. Während der kalten Monate verschloß die Großmutter die Vorderseite so gut es ging mit alten Holzläden und Brettern, wie sie glücklicherweise in Menge in dem Vorraume der Wohnung, zu dem die Treppe von außen hinaufführte, aufgestapelt lagen. Dann blieb, um das Tageslicht hineinzulassen, nur ein einige Hände breiter Spalt, und der wurde mit der Dunkelheit zugestellt.

Das wenige Hausgerät, welches die Familie besaß und bedurfte, verlor sich fast in dem weiten, steingeplatteten Raume. Derselbe mochte zuzeiten des ursprünglichen Besitzers des Palazzos dem bewaffneten Gefolge des Barons zum Aufenhalt gedient haben; er konnte sich einer weiten Feuerstätte rühmen, an der wahrscheinlich diese Braven umherzulungern pflegten. In diesem gewaltigen Kamin hatte sich Dame Orsola aus vier Backsteinen den Herd für ihr Holzkohlenfeuerchen gebaut, und hier besorgte sie ihre ganze Küche. In der hintersten Ecke des Gemaches stand das eine Bett der Familie, gewaltig breit und wohl ausgestattet, zudem mit dem weißen Leinen und den spitzenbedeckten Zierdecken weit stattlicher ausgeputzt, als man es bei der augenscheinlichen Armut dieser Leute hätte erwarten sollen.

Nennen wir noch eine uralte hölzerne Truhe, welche das einzige bessere Gewand Gelsominas und ein buntgewirktes Tuch der Großmutter enthielt, und in der das gesponnene Garn aufbewahrt wurde, bis Gelsomina es zum Weber trug; ferner drei Kochtöpfe, einige Schemel und den Holzsessel der Alten, die Spindeln der beiden Frauen, den unvermeidlichen Scaldino oder Feuertopf und — das ehrwürdigste Stück des Hausrats — ein altes kleines Bild der allerseligsten Madonna und die ewige Lampe davor, beides über dem Bette, — so haben wir das Gemach beschrieben und den irdischen Besitz dieser genügsamen Familie aufgezählt, ohne wahrscheinlich etwas Wesentliches vergessen zu haben.

Das junge Mädchen wußte übrigens kaum, daß sie arm waren. Sie und die Großmutter hungerten ja nie, und daß sie sich an Festtagen putzen konnte, dafür sorgte der gute Maso. Daher war ihr meist eine fast übermütige Heiterkeit eigen. Maso in seiner Werkstatt

in einem der Nachbarhäuser war wie oft unter die Thüre getreten, wenn das Kind drüben mit heller, schriller Stimme sang, während sie von oben herab ihr kupfernes Wassergefäß an einem Seile, das über eine Rolle lief, zum Brunnen unten niederschnurren ließ, wie man es die Weiber und Mädchen in Florenz noch alle Tage thun sehen kann.

Heute nun wollte es Maso vorkommen, als fehle bei Gelsomina etwas von der gewöhnlichen sprühenden Lustigkeit. Er hätte sich das wohl sehr leicht und zu seinem Vorteil erklären können, aber vor lauter Glück wurde Tommaso nachdenklich. Die verschlossene Thüre von vorhin fiel ihm ein. „Ist etwas geschehen, was euch geängstigt hat?“ fragte er Gelsomina, zu deren Füßen er saß, und so plötzlich, daß er die jähe Röte noch gewahrte, die über das zarte Antlitz flog. Denn Gelsomina war keine von den tiefbrünetten Italienerinnen mit Feuerblicken. Ihr Gesichtchen von klassischer Lieblichkeit der Form glich im Ausdruck dem der Psyche; ihre Haut war zart und klar und ihr Haar hatte die herrliche toskanische Farbe, ein leichtes Goldbraun. Sie erschrak, aber sie faßte sich rasch. „Possen,“ rief sie; „wir haben die Thüre zugeschlossen, weil — weil —“

„Nun, weil?“

„Weil wir sehen wollten, was du für ein Gesicht dazu machen würdest, Orso mio.“

„Grausame, du hast mich quälen wollen?“

„Habe ich dich nicht dafür entschädigt?“ fragte sie zärtlich. Maso küßte sie, aber er blickte forschend und keineswegs ganz beruhigt nach der Alten hinüber. Auf dem runzeligen und gemeinhin mürrischen Angesicht der Frau Orsola irgend eine verräterische Bewegung zu lesen, wäre freilich schwer gewesen. Sie war meist schweigsam, und daß Gelsomina auch schweigen konnte, besonders wo es sich ihrer Meinung nach um die Seelenruhe Tommasos handelte, bewies sie heute.

„Du hast mich noch nicht einmal gefragt, warum ich dich gestern nicht besucht habe, mein Täubchen,“ sagte Maso jetzt vorwurfsvoll.

„Gestern? ja freilich,“ — Gelsomina hatte eine leichte Verlegenheit bekämpft — „ich habe dich noch nicht einmal ausgescholten, daß du mich warten gelassen.“

„Du und warten! als ob du an mich dächtest, wenn du mich nicht siehst.“ Dabei leuchteten seine Augen auf wie in Widerspruch mit den Worten, während er ihr neckend unter das Kinn griff. „Sieh hier!“

Er hielt einen Beutel in die Höhe, durch dessen Maschen das Gold schimmerte. Gelsomina griff wie ein Kind mit beiden Händen darnach. Als Tommaso jetzt den Inhalt des Beutels in die hohle Hand schüttete, kam auch die Alte herbei: „Heilige Madonna!“ rief sie erschrocken, „Maso, seid Ihr Straßenräuber geworden?“

Der Künstler lachte. „Ihr wißt noch gar nicht, Orsola, was für einen berühmten Mann Ihr zum Schwiegersohn bekommt. Dies Geld hat mir ein großer Herr gegeben, nur für das Versprechen, daß ich ein Kunstwerk für ihn anfertigen wolle.“

„Ein großer Herr!“ Ein rascher Blick ging zwischen den beiden Frauen hin und her.

„Ja, er ließ mich gestern in seinen Palast rufen. Ihr kennt den Mann gewiß. Der Kardinal Riario war es. Du hättest dort sein sollen, kleine Taube“ — da Gelsomina ziemlich anteilslos aussah — „und alle die Herrlichkeit betrachten. Und was ist seine Eminenz für ein Mann! welch ein Kenner! und wie klug, wie freigiebig! Man weiß, daß er eine Sammlung der schönsten Antiken besitzt. Eine zeigte er mir gestern, ein Werk aller Bewunderung wert.“

„Man erzählt sonst nicht allzuviel Gutes vom Kardinal Riario,“ sagte die alte Frau mit finstrem Gesicht. Maso lachte nur. „Was wollt Ihr? Daß er, der ein so vollkommenes Auge für die Gesetze unsrer Kunst hat, sich auch auf weibliche Schönheit versteht, wollen wir ihm verzeihen. Schöne Frauen werden sich wahrscheinlich nicht über ihn beklagen dürfen, daß er ihnen nicht willig Absolution erteile.“

Gelsomina hatte sich rasch von ihrem Verlobten losgemacht. „Du solltest nicht so reden, Maso!“ rief sie mit heißen Wangen. „Du bist kein großer Herr; was hat es not, daß du vornehme Verführer verteidigst?“

„Bravo!“ rief Maso. „So lieb' ich dich, meine Königin. Du hast recht, daß du mich auszankst, und ich will mich bessern. Wirst du mir aber auch einen Gefallen thun? Ein halbes Stündchen nur mir sitzen? Ich will Köpfchen zwischen den Arabesken des Gefäßes anbringen, das ich für den Kardinal zu fertigen versprochen. Dazu sollst du mir dein holdes Angesicht leihen, Schönste du.“

Gelsomina sah geschmeichelt, aber doch nicht

ganz willig aus. „Man wird mich doch nicht erkennen?“ fragte sie.

„Und wenn auch!“ rief er übermütig, und indem er sie zärtlich küßte: „Was für ein tugendhaftes Weib ich haben werde! Aber sei unbesorgt; du hast den, der dich zu schützen weiß. Man kennt mich in Florenz: wer dir zu nahe träte, und wäre es ein Kardinal, der sollte bald ein paar Zoll kaltes Eisen im Leibe spüren.“

Wieder jener rasche ängstliche Blick zwischen den beiden Frauen. Es war sogar, als lege Gelsomina einmal, flüchtig zur Großmutter gewendet, den Finger auf die Lippen. „Und wirst du,“ fragte sie ihren Verlobten, „diese Arbeit für den Kardinal hier in deiner alten Werkstatt ausführen können?“

„Wäre es dir lieber, Täubchen?“ fragte er dagegen. Seitdem Tommaso größere Werke in Erzguß unternommen, hatte er an dem Thore San Gallo einen geeigneten Raum gemietet und dort seinen Ofen aufgestellt. Notwendig mußte er dort einen großen Teil seiner Zeit zubringen, doch war die eigentliche Heimat seines Wirkens noch immer die alte Werkstatt hier im Cerco degli Albizzi, in nächster Nähe der Wohnung der Geliebten. Hier zeichnete und modellierte er, hier bewahrte er seine Mappen mit Entwürfen und wertvollen Skizzen auf.

„Ich dachte diesmal mein Thonmodell zu brennen,“ erklärte Tommaso jetzt. „Und da das Hinausschaffen desselben sehr beschwerlich sein würde, so habe ich schon heute den Thon dorthin bringen lassen und will das Modell gleich draußen anfertigen.“

„Dann werde ich dich also den ganzen Tag über nicht sehen!“ schmollte Gelsomina. „Du thust alles für deine Kunst und nichts für mich.“

Maso lachte über des Mädchens Eifersucht auf die „göttliche Kunst“, zu der ihr aller Grund vielleicht nicht abzusprechen war. „Zunächst mache ich drüben die Zeichnung,“ sagte er; „da lasse du dein holdes Angesicht nur recht oft von hier niederleuchten, daß sein Anblick mich stärke.“ Er zog sie in die Nähe der Bogenöffnung. „Du siehst ein wenig bleich aus, anima mia. Du kommst zu wenig ins Freie. Sollen wir nicht einen Spaziergang hinaus vor Porta Santa Croce machen? Die Großmutter kauft indessen die sparghetti“ — eine Art Nudeln — „zum Abendbrot ein, und bringt einen Fiasko Chianti-Wein mit, und wenn wir zurückkommen, speisen wir vergnügt wie die Könige.“

Für heute war Gelsomina nicht zu dem Spaziergang zu bewegen, da sie so, in ihrem alten Kleide, nicht unter die Leute gehen könne. Das sei nur für die Messe gut — die Messe, zu der das Mädchen gewissenhaft alle Morgen früh in die benachbarte kleine Kirche der Maria alla Campagna schlüpfte. Am nächsten Abend aber wolle sie bereit sein, um mit Tommaso hinauszugehen.

Am Tag darauf empfing sie den Freund denn auch in ihrem besten Putz. Man konnte kaum etwas Hübscheres sehen als Gelsomina in ihrem Festtagsanzug, mit dem zart gefärbten Schleierflor, der anmutig durch das Goldhaar geschlungen war, während seine Enden lang an ihrer schlanken Gestalt niederflossen. Maso sah sie bewundernd an, dann entfernte er vorsichtig die großen silbernen Ringe, die sie in den Ohren trug, und befestigte an ihrer Stelle ein paar Gehänge vom schönsten Goldfiligran, die er mitgebracht hatte. Gelsomina war überglücklich. Wie eine Taube ruckte sie das Köpfchen hin und her, um die Ohrgehänge ins beste Licht zu setzen, während Tommaso, der Künstler, den sie aufforderte, sein Geschenk an ihr zu bewundern, nur Augen dafür hatte, wie unvergleichlich ihr der Kopf auf dem herrlichen Halse saß.

Dann hing sie sich an seinen Arm und drängte ihn fröhlich hinaus. Sie schritten durch den Borgo la Croce dem Thore zu, von den Nachbarn gegrüßt und mit Verwunderung, von den Frauen auch wohl mit Neid betrachtet. Wären sie weniger in einander versunken gewesen, so hätten sie bemerkt, daß der Borgo leerer war, als sonst um diese Stunde, und daß einzelne mit gespannten Gesichtern an ihnen vorüber dem Thore zueilten, als ob es dort etwas zu sehen gäbe. Und noch hatten sie die Porta nicht erreicht, da wälzte sich ihnen aus einer Seitengasse ein dichter Menschenknäuel entgegen. Sie konnten ihren Weg nicht fortsetzen. „Was gibt es da?“ fragte Maso einen Bürgersmann, neben den er zu stehen gekommen war.

„O,“ sagte der Mann mit sonderbarem Gesicht, „nicht viel. Sie bringen eine Hexe ins Gefängnis, die dem Kämmerer des hochwürdigen Herrn Erzbischofs, demselben, der die schöne Frau hat, nach dem Leben getrachtet haben soll.“

Tommaso wandte sich ab, und da der widerliche Zug jetzt den Borgo betrat und der Weg in das Seitengäßchen frei wurde, so versuchte er es, Gelsomina mit sich dort hineinzuziehen. Denn Tommaso war zwar ein guter Christ, der das Hexenwesen, welches zu seiner Zeit in merkwürdiger Blüte stand, gebührend verabscheute; aber für die Verfolgten regte sich meist ein mitleidiges Gefühl in seiner männlichen Brust. So auch jetzt wieder, und da er doch nicht helfen konnte, mochte er auch gar nichts sehen, sich die heitere Laune nicht mit dem Anblick eines wahrscheinlich dem Tode verfallenen alten Weibes verderben.

Bei Gelsomina hingegen siegte die weibliche Neugierde über Furcht und Schauder. Sie zögerte und hielt auch ihren Verlobten zurück. Es gab gerade einen Aufenthalt in dem Zuge, da die Delinquentin sich vor einem an der Straßenecke angebrachten kleinen Heiligenschrein hatte auf die Kniee fallen lassen. Das mitlaufende Volk, welches sich ziemlich still verhielt und mehr verstört als gehässig gegen die Hexe aussah, wich hier etwas zurück, und plötzlich hörte man eine helle Stimme über die Menge hin: „Herr Gott, das ist ja die Gevatterin Batta von San Firenze.“

Alles wendete sich um, der Stelle zu, von woher die Worte gekommen waren. Gelsomina hatte sie gerufen. Das schöne Mädchen mit dem hellen Gesicht und dem bunten Putz war das Ziel aller Blicke, während ihre Augen noch immer voll Entsetzen an der alten Frau hingen.

Die Alte, der man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, wurde von einem der erzbischöflichen Trabanten an einem Strick geführt. Sie hatte sich mühsam wieder von den Knieen erhoben und schleppte sich weiter, grenzenlose Verzweiflung auf dem dunkeln Angesicht und in den stieren Blicken. Jetzt traf ihr Auge auf das Mädchen und haftete auf ihm, anscheinend ohne Wiedererkennen. Aber der glasige Blick voll Jammer hatte etwas Furchtbares: Maso fühlte, wie ein Schauder durch den Körper der Geliebten lief, und zog sie an sich: auch noch den linken Arm legte er schützend um sie, und so entfernte er sich mit ihr, während ein paar höhnische und feindselige Rufe hinter ihm her tönten. Der Goldschmuck und dazu die Jugend und Schönheit des Mädchens, das alles im Gegensatz zu der alten Jammergestalt der armen Sünderin, waren genug, um den aufgeregten Pöbel zu erbittern.

Sowie sie dem Trupp aus dem Gesichte waren, begehrte Gelsomina heftig nach Hause. Sie fürchtete, sie wußte selbst nicht was, und keine Trost- und Beruhigungsworte Masos wollten verfangen. Einige Tage lang blieb sie verschüchtert, und vergebens horchte Maso in seiner Werkstatt auf ihre helle Stimme von drüben; kaum daß sie ihm ein paarmal im Tage über den verstaubten Blättern ihrer Blumentöpfe das Gesichtchen mit einem schattenhaften Lächeln zeigte. Da packte er endlich sein Zeichengerät zusammen und kam herüber, stellte aus einem Holzladen einen Tisch her und richtete sich in der Wohnung der Frauen zum Arbeiten ein. Hier entstand der Entwurf zu dem silbernen Prachtbecken, welches noch heute die Bewunderung des Beschauers erregt.

Als die Zeichnung einigermaßen vollendet war, begab sich Maso, von einem Diener gefolgt, der die Mappe trug, in den Palast Riario.

Der Kardinal befand sich in dem Zimmer mit dem geheimen Ausgang, in welchem wir ihn zuerst angetroffen haben. Er ging hastig auf und ab; in einiger Entfernung an der Thüre stand sein vertrauter Diener Piero.

Seine Eminenz schien ungehalten zu sein. „Warum hast du selber die Sache nicht in die Hand genommen, Piero?“ fragte er. „Dieser Esel von einem Giannozzo wird sowenig jemals zu solchen Angelegenheiten zu gebrauchen sein, wie ein Heubaum als Zahnstocher!“

„Gnädiger Herr, man kennt mich allzugut als Eurer Eminenz Diener,“ wandte Piero ein. „Giannozzo hat alles ausgerichtet, was auszurichten war. Er hat uns die Nachricht gebracht, daß das Mädchen kaum noch die Wohnung verläßt, daß sie morgens nicht mehr zur Messe geht.“

„Die kleine Ketzerin!“ lachte der Kardinal.

„Wenn nur Eure Eminenz, da Sie selber die Jungfrau einmal angetroffen, Ihre Sache etwas mehr hätten fördern können,“ fuhr Piero fort.

Riario sah dem alten Schelm scharf in das Gesicht, in dem sich keine Miene verzog. „Man sollte dir für diese Insolenz die Ohren abschneiden, Freund Piero,“ sagte er. „Du weißt wohl, daß das tugendhafte Kind dem Kavalier, der sie neulich mit höflichen Worten

auf der Straße ansprach, alles Gehör verweigert hat. Wir haben ihr das gerne verziehen; sie hat uns deshalb nur desto besser gefallen. Wir wissen ohne dich, alter Fuchs, daß wir nicht mehr so jung sind wie vor zwanzig Jahren, und daß unsre Werbung um schöne Frauen andrer Unterstützung bedarf, als die unsrer zärtlichen Blicke." Er hatte mit der Hand die Gebärde des Geldzählens gemacht. „Und es ist noch sehr fraglich," fuhr er fort, „ob ein solcher Köder das reizende Fischchen fangen würde."

In diesem Augenblick wurde an die Thüre geklopft; Piero ging, um nachzusehen, und brachte die Meldung, daß Messer Tommaso Lupi draußen sei und mit einiger Ungeduld vorgelassen zu werden wünsche.

Riario zog die Stirne kraus; er befahl, daß man den Künstler hineinführen solle, empfing aber den Eintretenden kühl und etwas hochfahrend.

Tommaso machte wenig Worte und breitete seine Zeichnung auf dem Tische aus. Sobald der Kardinal einen Blick darauf geworfen hatte, erhellte sich seine Miene. Ueber das Blatt gebeugt, beide Hände auf den Tisch gestützt, stand er lange, dann wandte er sich plötzlich um und schloß den Künstler in die Arme. „Herrlich, unvergleichlich!" rief er dabei.

„Ich dachte, daß mein Entwurf vielleicht den Beifall Eurer Eminenz erringen würde," sagte Tommaso mit einem stolzen Lächeln. „Und ich versichere Eure Eminenz, das Werk selber soll, wenn mir die Heiligen Gesundheit schenken, noch zehnmal schöner werden, als die Zeichnung auch nur ahnen läßt."

„Still, still, Tommaso! Ihr versprecht zuviel!" rief Riario, aufs neue in entzücktes Anschauen des Blattes verloren.

„Nichts, als was ich zu halten gedenke," war Masos Entgegnung. Der Künstler hatte mehrere Zeichnungen entworfen. Auf der einen sah man das ganze Gefäß in der Größe, die es wirklich haben sollte. Seine Form schon war von außerordentlicher Schönheit und Anmut. Mit besondrer Liebe aber hatte der Künstler den reichen Zierat ausgearbeitet, der in halb erhobener Arbeit um die Rundung des Gefäßes herumlief. Um dieses köstliche Arabeskenwerk deutlicher zu zeigen, hatte Maso auf andern Blättern Teile desselben größer ausgeführt.

Als echter Kenner begann der Kardinal jetzt, sich in alle Einzelheiten der Zeichnung zu vertiefen. „Und diesen wundervollen Feinheiten sollte der Hammer gerecht werden können!" rief er ungläubig.

„Er kann es — in meiner Hand," versetzte Tommaso.

Nach einiger Zeit ließ sich bemerken, daß Riario bei einem der Blätter mit besondrer Aufmerksamkeit verweilte. Es enthielt die Zeichnungen von einem der Henkel des Gefäßes in vergrößertem Maßstabe; in der Mitte desselben war als Schluß der von beiden Seiten hier zusammenlaufenden Guirlandenzieraten ein weibliches Köpfchen angebracht, und die Sache war so gedacht, als ob die Kranzgewinde von den Schultern dieser Figur herniederglitten.

Das überaus reizende Angesicht dieses Köpfchens konnte, im Gegensatz zu andern derartigen Zierfiguren, welche meist von den Künstlern streng antik und typisch gehalten werden, einen individuellen Charakter nicht verleugnen.

„Ein reizender Kopf!" Seine Eminenz zog die feinen schwarzen Brauen in die Höhe und hielt das Blatt von sich ab, wie einer, der nicht ganz so scharf sieht, als er möchte. Er sah den Künstler immer noch nicht an, als er fortfuhr: „Auch eine Frucht Eurer Studien nach der Antike, Ser Tommaso?"

„Nein. Das ist ein moderner Studienkopf," erklärte Maso kurz.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Riario mit höflicher Beharrlichkeit. „Findet sich dies Köpfchen bei einem unsrer neuern Meister, auf einem Gemälde vielleicht?"

„Ich pflege keine Anleihen solcher Art zu machen, gnädiger Herr," entgegnete der Künstler stolz. „Ich selber fertigte einmal, bei irgend einer Gelegenheit, die Zeichnung nach der Natur."

„Wie! ein solches Nymphenantlitz existiert heuzutage? Gesteht, Tommaso, daß dabei Euer verklärender Künstlerblick das meiste gethan hat!"

Tommaso verbeugte sich nur, indem er es auf diese Weise dem Kardinal — vielleicht zu einiger Enttäuschung seiner Eminenz — überließ, bei seiner letzten Annahme zu bleiben.

„Wo es freilich etwas Hübsches gibt," fuhr Riario mit vertraulichem Lächeln fort, „da seid ihr Künstler privilegiert und seid, wenn ein andrer hinkommt, gewiß schon da gewesen. Und da alles ad majorem artis gloriam geschieht,

bleibe es fern von uns andern, euch zu tadeln. Euch insbesondre wünsche ich, daß gerade jetzt, da Ihr dieses herrliche Werk zu Eurem und, laßt mich hinzufügen, auch ein wenig zu meinem Ruhme unternehmen sollt, die schönsten Augen über Euch leuchten mögen. Ha, Euer Lächeln sagt mir, daß es dieses Wunsches nicht bedurft hätte. Nicht so, Tommaso?"

„Eure Eminenz wissen," entgegnete Maso mit Zurückhaltung, „daß Schweigen die Gottheit der Glücklichen ist."

Lachend lobte der Kardinal die Antwort. Dann wollte er aufs genaueste wissen, wie Tommaso nun zunächst bei der Arbeit zu Werke gehen, wann er beginnen werde. „Daß es Euch an nichts Nötigem fehle, Tommaso! ist Eure Werkstatt bequem gelegen, habt Ihr Handlanger genug?"

Er sei ganz nach Wunsch und Bequemlichkeit eingerichtet, versetzte der Meister, und außerdem durch die Freigebigkeit seiner Eminenz in den Stand gesetzt, für alles etwa noch Fehlende zu sorgen.

„Wenn Ihr mit dem Gelde zu Ende seid, laßt Euch von meinem Haushofmeister wieder ebensoviel auszahlen. Eure Anweisung auf meine Kasse ist eine laufende, so lange Ihr für mich arbeitet. Sagt mir doch, wo befindet sich Eure Werkstatt? falls ich einmal Zeit haben sollte, Euch zu besuchen."

„Ich werde das Thonmodell in meiner großen Werkstatt vor der Porta San Gallo anfertigen," gab Tommaso Auskunft, „aber ich möchte Eure Eminenz bitten, Ihren Besuch zu verschieben bis zu einem Zeitpunkt, den ich angeben werde. Ein halbfertiges Modell pflege ich nicht zu zeigen."

„Es soll geschehen, wie Ihr wünscht," sagte Riario gutmütig, „und ich werde meine Ungeduld zu zügeln haben. Vor der Porta San Gallo, sagt Ihr? Mich dünkt, es wäre an einem andern Orte gewesen, daß mein Diener Euch aufgesucht hat?"

Mit einem inneren Widerstreben, von dessen Ursache er sich selber nur schwer hätte Rechenschaft geben können, berichtete Tommaso von seiner andern Werkstatt im Cerco degli Albizzi. Das sei ein abgelegenes Quartier, meinte der Kardinal, in dem er, obwohl ein geborener Florentiner, sich wohl schwerlich zurecht finden würde, zudem er zufällig seit Jahren jenen Stadtteil nicht mehr betreten habe.

Mit fast noch größerem Behagen aneinander als das erstemal trennten sich die beiden Männer. Auf Riarios Bitte hatte Tommaso Lupi seine Zeichnungen dem Kardinal für einige Stunden gelassen. Nach Tommasos Abgang trat der Diener Piero aus dem Nebengemach, in welchem er alles, was vorgegangen war, hatte hören können.

„Nun, was sagst du zu Messer Tommaso Lupi?" fragte Riario lachend.

„Daß es der unverschämteste Patron ist, gnädiger Herr, den meine Augen seit langer Zeit erblickt haben," gab Piero ohne Zögern zurück.

„Meinst du? Mir gefällt der Bursche gerade. Er denkt nicht geringe von sich, da magst du recht haben; aber warum sollte er auch, da er wahrlich nichts Geringes ist."

„Dennoch scheint es mir, daß er sich mit Eurer Eminenz erstaunliche Freiheiten nimmt," sagte Piero.

Riario lachte nur. „Nehmen wir uns nicht vor ihm in acht und erweisen ihm den gebührenden Respekt, so ist er im stande und gibt uns die Antwort, mit welcher jener Teufel Benvenuto Cellini den Francesco del Riccio abfertigte: ‚Meinesgleichen geht vielleicht nur einer durch die Welt, und von Eurer Art durch jede Thüre ein paar Dutzend aus und ein.'"

„Ich dächte, das letztere könnte man zum Glück von seiner Eminenz, dem Kardinal Riario, wahrlich auch nicht sagen," bemerkte Piero.

„Unverschämter Gauner du!" Der Kardinal hob die Hand, wie um den frechen Doppelsinn der Worte sofort an dem Sprecher heimzusuchen; Piero war gewohnt, dann und wann die Rolle des dummdreisten Schalksnarren neben seinen vielen andern zu spielen.

„Nein, Messer Lupi wäre schon recht wie er ist," fuhr Riario fort, „wenn er mir nur sonst nicht ins Gehege kommt. Sieh hier," — er ließ den Diener an die Zeichnung, auf welcher das Köpfchen sich befand, herantreten — „bemerkst du nichts?"

„Nein, gnädiger Herr", sagte Piero nach einer Weile.

„Um so besser." Riario legte das Blatt sorgfältig in die Mappe. „Eins weiß ich aber gewiß: das alte Nest, dessen Thüre mir neulich die schönste Hand vor der Nase zuschlug, befand sich im Cerco degli Albizzi. Dort ist auch die Werkstatt Tommasos, und die Nachbar-

schaft kann uns, wenn wir nicht vorsichtig sind, fatal werden."

* * *

Tommaso hatte fleißig an seinem Modell gearbeitet, bis ihn die Dämmerung überraschte. Auch da hörte er ungern auf und schritt noch ein paarmal rückwärts und vorwärts vor dem Werke, auf und ab, um was er heute daran gethan hatte, mit prüfenden Blicken zu überschauen. Dann reinigte er sich und wechselte das Gewand; die Stunde des Ave Maria war längst vorüber, als er in den Cerco degli Albizzi eintrat und die Wohnung der Geliebten erreichte.

Gelsomina kam ihm nicht wie sonst an der ersten Thüre entgegengesprungen. Als er in das große Gemach trat, blieb alles still, und befremdet sah er sich in dem dämmernden leeren Raume um.

Aber nein, nicht leer. Dort an der Wand, am Fußende des Bettes, saß ja die Großmutter. Sie saß auf einem niedrigen Schemel, hatte die Kniee in die Höhe gezogen und die Hände darum gefaltet und starrte stumpfsinnig vor sich hin.

Tommaso trat rasch auf sie zu. „Wo ist Gelsomina?" fragte er. „Ich komme heute spät, ich weiß es. Beim Arbeiten habe ich mich versäumt, ohne es zu merken."

„Ihr würdet sie nicht gefunden haben, auch wenn Ihr früher gekommen wäret," sagte die alte Frau. „Sie haben sie schon heute Morgen mit fortgenommen."

„Mit fortgenommen? Wer hat sie mit fortgenommen?" fragte Maso mit rauher Stimme.

„Die Trabanten des Herrn Erzbischofs. Ein Dominikaner von Santa Maria Novella war bei ihnen. Sie ist der Sünde der Hexerei angeklagt und soll sich verantworten. Ja, was wird sie wohl antworten, wenn ihre Henker sie auf die Folter legen. *Meine* Augen werden sie nicht wieder sehen."

Ein Laut fast wie ein Röcheln drang aus Tommasos Kehle, und dann schlug der gewaltige Mann schwer, wie ein gefällter Stier, auf den Boden nieder. Wer ihn deshalb unmännlicher Schwäche zeihen wollte, der kannte und wußte die furchtbare Bedeutung nicht, welche jene Anklage in der damaligen Zeit hatte. Sie war deshalb besonders fürchterlich, weil es in fast allen Fällen unmöglich war, sie zu entkräften. Die Beweise, welche für die Schuld einer Person vorgebracht wurden, waren ihrer Natur nach weder durch Beteuerungen, noch durch Gegenbeweise zu widerlegen. Erstere galten von vornherein für verstocktes Leugnen, gegen welches meist sehr bald die Folter angewendet wurde; letztere, wenn man sie auf keine andre Weise nichtig machen konnte, wurden auf Rechnung teuflischer Hilfsleistungen gesetzt; denn dem bösen Feinde mußte ja daran gelegen sein, seine Verbündeten zu retten und die irdische Justiz auf Irrwege zu führen.

So war die Anklage der Hexerei nicht, was die Anklage eines andern Verbrechens: sie war fast immer schon ein durch die Verhängung aller ersinnlichen körperlichen und geistigen Qualen verschärftes Todesurteil.

Tommaso erhob sich endlich; die alte Frau war stumm und starr bei dem Ausbruche seiner Verzweiflung geblieben. Wie es schien, hatte sie seit der Wegführung ihrer Enkelin auf demselben Flecke gesessen und vor sich hingebrütet. Von den Nachbarn war keiner in ihre Nähe gekommen. Auch das gehörte zu den Furchtbarkeiten dieser Anklage, daß sie alle freundlichen Bande zwischen den Menschen zu lösen geeignet war, weil jeder, der Teilnahme für einen Betroffenen verriet, gewärtigen mußte, in das Verderben mit hineingezogen zu werden.

Die Dunkelheit war längst völlig hereingebrochen und die Alte stand endlich auf und zündete einen Docht der dreiarmigen Oellampe an. „Was sitzt Ihr noch hier?" sagte sie dann zu Tommaso, der sich auf einen Stuhl neben dem Kamin geworfen hatte. „Ich rate Euch, geht aus der Stadt, sonst greifen sie Euch auch noch, da Ihr der Liebste einer Hexe gewesen seid."

„Das glaub' ich nicht; denn ich habe immer wahrgenommen, daß sich die Inquisition nur an Hilflosen vergriffen hat. Was aber Gelsomina anlangt, so irren sie sich, wenn sie meinen, ungestraft Hand an sie legen zu dürfen"; — er murmelte die Worte zwischen den Zähnen hervor, noch immer wie von Schauern geschüttelt, — „sie ist unschuldig, dafür wollt' ich meine rechte Hand auf den Block legen . . . wie — oder sagt Ihr anders?"

Die Alte antwortete nicht gleich.

„Sprecht!" drängte Tommaso, eine wilde Angst in den Zügen.

„Wozu?" sagte sie endlich. „Ihr werdet

das Mädchen doch nicht retten. Es ist die Art der Männer, im Unglück treulos zu werden. Zweifelt nur an ihr, das ist der richtige Anfang. Wißt Ihr nicht, ob sie nicht in den Mainächten zum Hexensabbat fortgewesen ist, nun so weiß ich es auch nicht. Sie hat zwar Nacht für Nacht hier neben mir gelegen und geschlafen wie ein Kind, aber sie sagen ja, das sei auch Blendwerk des Teufels, daß der Leib scheinbar an seinem Ort bleibe, während er doch in Wirklichkeit weit durch die Lüfte geführt werde, was weiß ich, wohin. Nein, wer brennen soll, der brennt, deshalb laßt mich und geht Eurer Wege. Ich sitze hier, bis sie mich auch holen, und wenn ich übrig bleibe, so gönnt es mir die Madonna, damit ich noch meine paar armen Lebenstage für des Mädchens Seele verbeten kann, denn sie war ein gutes Kind."

Die Rede der alten Frau mit ihrem bittern Hohn gab ihrem Zuhörer seine ganze Mannheit wieder. Wenn Tommaso weit weniger über dem Wahnglauben seiner Zeit stand, als man bei seinem starken und kühnen Geiste hätte vermuten sollen, so mag die Erklärung hierfür einmal in der den sondernden Verstand bei ihm beherrschenden Einbildungskraft, anderseits in seinem leichtlebigen Künstlernaturell gefunden werden. Wäre er kein Künstler gewesen, dann hätte sein gerader Sinn und sein Gerechtigkeitsgefühl, verbunden mit dem Thatendrang in seiner Natur, ihn vielleicht zum Reformator gemacht. So war er gerade das Gegenteil geworden, ein guter Sohn der Kirche, der von der Grausamkeit, mit welcher sie ihre Justiz übte, die Augen weggewandt hatte, wie von allen Nachtseiten des Lebens. Jetzt aber sollte dieser bequeme Gleichmut ein furchtbares Ende finden.

Er stürzte fort ohne ein weiteres Wort; er dachte nicht einmal daran, der alten Frau den schnöden Verdacht, daß er die Geliebte feige im Stiche lasse, zu benehmen. Ohne Besinnen schlug er den Weg nach dem Palazzo Riario ein. Die Menschen unterwegs wichen ihm scheu aus oder blieben seitwärts stehen und sahen ihm nach. Einige lachten, denn er warf wie ein Verrückter die Arme umher, oder preßte die geballte Faust vor die Stirne und stöhnte. In seinem Gehirn brannte ein Gedanke: Gelsomina, das scheue Mädchen, durch die Gassen fortgeschleppt von Henkersknechten, welche die Hände frech an ihre holden Glieder legten — und ihm war zu Mute, als müsse er wahnsinnig werden.

Mit einer gewaltsamen Anstrengung faßte er sich zusammen, sobald er sein Ziel erreicht hatte; immerhin aber war sein Wesen, als er melden ließ, daß er seine Eminenz in einer Angelegenheit von dringender Wichtigkeit zu sprechen wünsche, auffallend genug, um der Dienerschaft Stoff zu witzelnden Bemerkungen zu geben. Piero, der alles hörte und sah, ließ davon bei dem Kardinal ein Wort fallen. Riario war eben im Begriff gewesen, sein geistliches Kleid gegen die „Mummerei" zu vertauschen, in der wir ihn schon einmal gesehen haben, als er von einem seiner geheimen Ausgänge zurückkehrte. Er hatte deshalb Befehl gegeben, den Künstler nicht vorzulassen, nahm aber gutmütig die Abweisung zurück, als er hörte, daß Maso aussähe, „wie einer, den der Blitz getroffen". Denn Riario nahm wirklichen Anteil an der Person des jungen Florentiners, und war überhaupt mehr zugänglicher und gefälliger, als hochfahrender Natur.

Tommaso wurde in das Gemach geführt, und nachdem der Kardinal einen Blick auf sein verstörtes Gesicht geworfen hatte, entfernte sein Wink die Diener aus dem Zimmer; die beiden Männer blieben allein.

„Nun, Tommaso, womit kann ich Euch dienen?" fragte Riario gütig.

„Gnädiger Herr, ich bin in der Hölle und Ihr könnt mich daraus befreien!" rief Tommaso, indem er mit einer flehentlichen Gebärde das priesterliche Kleid des andern faßte.

Wenige hastige Worte genügten, um dem Kardinal zu erklären, um was es sich handle, denn nur zu oft griffen diese entsetzlichen Beschuldigungen in das Leben harmloser Familien ein.

Anfangs schien seine Eminenz nicht geneigt, die Sache so ernst zu nehmen, wie der unglückliche Freund Gelsominas.

„Euer Liebchen eine Hexe? armer Tommaso!" sagte er mit seinem kurzen Lachen. „Die Weiber machen uns genug zu schaffen, auch wenn sie keine Hexen sind. Und Eurer wäre die Schöne überdrüssig geworden und hätte es dafür mit einem teuflischen Liebhaber versucht! (Aus einer solchen unnatürlichen Verbindung sollte ja das Verbrechen der Hexerei hauptsächlich bestehen.) Geht, geht, das ist nicht anzunehmen, mein guter Tommaso; der Geschmack wäre zu schlecht."

„Eure Eminenz, ich halte Gelsomina nicht

für schuldig," sagte Tommaso mit halberstickter Stimme. „Ich bitte Euch, verwendet Euch für sie!"

„Gewiß, gewiß. Muß es denn heute noch sein? Sie werden der Kleinen doch nicht gleich ans Leben gehen."

„O nein, denn sie muß ja erst verhört werden. Aber Eure Eminenz," — seine blassen Lippen verzerrten sich zu einem entsetzlichen Lächeln — „ich hätte dem Kinde auch gerne die Folter erspart."

„Guter Gott, Tommaso!" Der Kardinal fuhr herum, plötzlich ernst werdend. „Wo, sagt Ihr, hat man sie hingebracht?"

„Sie ist von den Dienern des Herrn Erzbischofs und einem Dominikaner von Santa Maria Novella fortgeführt worden. Ich weiß nicht, wohin. Doch glaube ich gehört zu haben, daß die Gefangenen der Inquisition im Palaste des Herrn Erzbischofs untergebracht werden."

„Ja, ja, seine fürstlichen Gnaden sind sehr eifrig in Sachen der Religion," sagte Riario mit kaum verhehltem Hohn. „Ich will mich sofort hinbegeben."

Tommaso warf sich auf die Kniee und beugte das stolze Haupt tief über die Linke des Kardinals.

„Wie heißt das Mädchen?"

„Gelsomina da Pierino."

„Und wo wohnen ihre Angehörigen?"

Tommaso beschrieb genau die Wohnung der Geliebten. Er hatte nicht acht darauf, daß bei seinen Worten plötzlich eine Flamme über das dunkle Angesicht Riarios schoß und dasselbe auf einen Augenblick noch dunkler färbte. Der Kardinal stand halb von ihm abgewendet, den feinen Kopf ein wenig geneigt, wie seine Art war: „Ich werde für Euch thun, was ich kann, guter Tommaso," sagte er jetzt, indem er sich umwendete und den durchdringenden Blick auf den jungen Künstler heftete.

Tommaso dankte noch einmal und empfahl sich rasch. Er ging nicht in seine Wohnung zurück und seine Lagerstätte sah ihn in jener Nacht nicht. Die Baddia (Benediktiner Abtei) in dem benachbarten Fiesole rühmte sich eines besonders gnadenreichen Bildes der allerseligsten Jungfrau. Dort, in eifrigem Gebete, auf den Steinfließen vor dem Bilde brachte Tommaso die Nacht zu, eine Vergünstigung, die der Bruder Sakristan dem augenscheinlich schwer gebeugten Manne mit einigem Kopfschütteln gewährte. Am Morgen, als die Stadtthore geöffnet wurden, kehrte er nach Florenz zurück.

Sehr frühe schon war er an den Pforten des Palastes Riario. Der Thürhüter wollte eben, auf sein dringendes Anhalten, ihn bei dem Herrn melden lassen, als Piero hinzutrat. „Wo denkst du hin, Jacopo?" schalt er den Thürsteher. „Weißt du nicht, daß unser gnädiger Herr um diese Zeit in seinem Oratorium die Horas liest und sich von niemanden stören läßt? Es thut mir leid um Euch, wenn Ihr eilig seid, Ser Tommaso, aber daran läßt sich nichts ändern; Ihr müßt Euch später herbemühen. Kommt in einer Stunde, in zweien; ich weiß, Ihr geltet etwas bei meinem Herrn, es könnte mich meinen Platz hier kosten, hätt' ich Euch ganz abgewiesen. Aber jetzt," — er zog die Schultern bis an die Ohren hinauf — „jetzt können wir nichts thun."

„Dir hat wahrlich der Böse die Zunge geölt," bemerkte Jacopo zu den letzten Worten des andern, während Tommaso sich schon wieder entfernte, schweigend, mit schwerem, unsichern Gange, gesenkten Hauptes und stieren Blickes.

Das „Oratorium", in welchem Kardinal Riario sich zu dieser Stunde befand, war ein Gemach in dem entlegenen Teile des weitläuftigen Palastes, der an das Gäßchen hinter dem Kloster stieß. Die Fenster waren mit dicht schließenden Holzläden und diese wieder mit starken eisernen Querstangen verwahrt, wie der gesehen haben würde, welcher die schweren Brokatbehänge der Wände in die Höhe gehoben hätte. So war das Zimmer auch jetzt, am Tage, künstlich erhellt, und zwar durch Wachskerzen, die in Bronzeleuchtern an den Wänden angebracht waren.

Weder Betpult noch Kruzifix war in dem Gemache zu sehen, noch irgend etwas, was an den geistlichen Stand erinnert hätte, wenn man die Person des Kardinals selber ausnimmt. Er stand mit gekreuzten Armen in der Mitte des Zimmers; einige Schritte weit von von ihm befand sich ein niedriges Ruhebett, und diesem hatte sich die Gestalt eines Weibes halb aufgerichtet, eines Weibes mit zerrauftem Haar, mit bläulich blassen Lippen und Augen, in deren erweiterten Pupillen ein unstäter Glanz, wie vom Wahnsinn flackerte.

Riario betrachtete sie schweigend. Erschütterte ihn die Verheerung, welche wenige Stunden hier angerichtet hatten? Suchte er in dem von Angst und Qual verzerrten Angesicht jene Züge von klassischer Schönheit

und zugleich von entzückender Anmut, über denen noch gestern der Schmelz unberührter Jugend gelegen hatte wie Morgenhauch und Thau über der eben erblühten zarten Rose?

Jetzt näherte er sich dem Ruhebette. Da fuhr sie völlig in die Höhe, verließ dasselbe und wich bis in die Ecke des Zimmers zurück, die ausgestreckten Hände vor sich haltend. Der Milde und Ruhe der vornehmen Eminenz gegenüber hatte diese Gebärde maßloser Furcht wirklich etwas vom Wahnsinn.

Als der Kardinal keine Miene machte, sie zu verfolgen, sank sie endlich langsam in die Kniee, noch immer so dicht wie möglich an die Wand des Zimmers gedrückt.

„Beruhigt Euch doch, Gelsomina!" sagte er jetzt, ohne sich von der Stelle zu rühren, und der leiseste Ton von Ungeduld klang bei den Worten durch. „Ihr seid hier einstweilen in Sicherheit. Und vielleicht gelingt es mir, zu erwirken, daß seine erzbischöflichen Gnaden aus besondrer Rücksicht auf Euch Eure Befragung und Ermahnung mir überläßt. Ich werde kein strenger Richter Eurer Verirrung sein, Gelsomina."

Das Mädchen hatte sich erhoben. Sie schob mit beiden Händen das schwere Haar aus der Stirne mit einer Gebärde rührender Hilflosigkeit, als strebe sie, zugleich von sich fort, aus ihrem Gedächtnis fortzudrängen, was wie ein blutiger Nebel ihren Sinn verwirrte und ihren Verstand zu umnachten drohte. „Sie haben mich aus unsrem Hause fortgeschleppt," sagte sie dann, und sie sprach leise, die Augen auf den Mann vor ihr geheftet, aber als ob sie ihn nicht sähe; „sie haben mich in einen schmählichen Kerker gestoßen und mir gesagt, daß ich eine verfluchte Hexe sei; ich selber wußte es nicht, — daß ich das Mal des Teufels an mir trage, und daß sie es schon finden wollten." Sie schauderte. „Auf feuchtem Stroh habe ich den ganzen Tag gelegen und habe versucht, meinen Kopf an den Steinwänden zu zerschmettern, aus Angst vor dem, was kommen sollte. Wäre es mir doch gelungen," — sie senkte die Stimme fast zum Flüstern, als wolle sie, was sie sagte, dem Ohr dessen entziehen, den sie doch fortwährend dabei mit irren Augen anstarrte — „wäre es mir doch gelungen, ehe Ihr mich hierher gebracht."

„Es soll Euch hier kein Leid widerfahren, Gelsomina," sagte Riario weich.

„Wer seid Ihr, daß Ihr dem Scheiterhaufen sein Opfer entziehen wollt?" fragte sie dagegen. „Ihr müßt ein großer Herr sein, ja, Ihr seid ein großer Herr, ich kenne Euch."

„Das ist wohl möglich, mein Kind." Riario erzwang ein leichtes Lächeln.

„Ich habe Euch gesehen," fuhr das Mädchen fort, „Ihr waret anders gekleidet, aber ich erkannte Euch wieder . . . und da wußte ich, daß ich verloren war."

„Du redest irre, Gelsomina." Riario sprach, als ob er sich zur Strenge zwingen müsse gegen dieses Phantasieren. „Wie willst du mich gesehen haben, wenn es nicht in dieser Tracht war, die ich nie verlasse?"

Sie sah ihn immer noch unverwandt an und seine Worte schienen keinerlei Eindruck auf sie zu machen. Plötzlich mußte ein Gedanke mit wahnsinniger Angst sie gepackt haben; sie warf sich nieder und wand sich vor ihm auf dem Boden. „Laßt mich nicht verbrennen," rief sie dabei mit gellender Stimme, „nicht verbrennen! Erdrosselt mich aus Barmherzigkeit, wenn Ihr — wenn — wenn —"

Ihre Zähne schlugen hörbar zusammen und sie barg das Gesicht auf dem Estrich, über dem ihr verwüstetes Haar in glanzlosen Strähnen lag. Riario war erschüttert. Er beugte sich tief zu ihr herab und versuchte, indem er sie mit sanfter Hand berührte, sie vom Boden in die Höhe zu richten. Da sie keinen Widerstand mehr leistete, hob er sie vollends auf; ihre Glieder waren eiskalt und sie zitterte heftig, wie von innern Schauern geschüttelt.

Wie man einem Kinde thut, strich er ihr sanft das Haar aus dem Antlitz, wobei er flüchtig bewundernd das schwere Gelock in ihrem Nacken auf der Hand wog. Dann führte er sie zu einem Sitze. „Vergiß jene Stunden der Angst, meine Tochter!" sagte er dabei. „Vertraue mir, du wirst leben, leben und glücklich sein!"

Wieder betrachtete er sie eine Weile schweigend. Sie war jetzt ruhig und schien in eine Art Apathie versunken, und so war sie zur Zeit gefeit gegen den heißen Blick, der langsam über ihre Gestalt hinglitt. „Ihr müßt Euch eine Zeitlang hier verborgen halten, Gelsomina," hob Riario endlich wieder an. „Es ist nötig Eurer Sicherheit wegen. Ich will Euch die Frau meines Hausverwalters schicken, daß sie Euch die Dienste leistet, deren Ihr bedürftig

seid. Ihr habt von den Speisen hier nichts berührt," er blickte flüchtig nach dem Tische hin, auf dem Brot, Früchte und Wein standen. „Brecht jetzt Euer langes Fasten und versucht dann zu ruhen!"

Er verließ sie, nachdem er noch auf der Schwelle gezögert hatte. Vergebens, sie hatte nicht noch einmal die langen Wimpern in die Höhe gehoben und durch keine Bewegung verraten, daß seine Worte an ihr Ohr gedrungen seien.

Indessen befand sich die ganze Zeit über wenige hundert Schritte von Gelsomina entfernt derjenige, welcher, wenn er Zeuge der Szene gewesen wäre, den Kardinal Feo Riario wahrscheinlich mit seinen Händen erwürgt haben würde.

Tommaso war eine Zeitlang ziellos in den Straßen umhergestrichen und hatte sich dann wieder an der Pforte des Palastes Riario gefunden, fast ohne zu merken, wie er dorthin gekommen war. Jetzt setzte er sich auf die steinerne Bank nieder, welche die ganze Front des Gebäudes entlang lief; Jacopo, der Pförtner, hatte sich zu ihm gesellt, und hier auf dem Platze, den oft geringes Gesindel, Tagediebe, ja selbst Bettler innehatten, saß der stolze Künstler und wartete, bis es seiner Eminenz gefallen würde, ihn vorzulassen.

Nach einer Weile trat Piero hinzu und beteuerte mit erhobenen Händen, daß er das nicht dulden könne. Messer Tommaso müsse eintreten, lange würde die Andachtsübung seiner Eminenz nicht mehr dauern. Dabei hatte er den Künstler in ein Gemach geführt, welches neben der hohen gewölbten Vorhalle lag, und geschäftig einen Fiasko Wein und einige Becher herbeigebracht.

In diesem Augenblick ertönte das Zeichen, welches den vertrauten Diener zu seinem Herrn rief. Piero ging und kehrte nach einigen Minuten zurück. „Wenn es Euch jetzt gefällig ist, Messer Tommaso," sagte er mit einer tiefen Verbeugung. Maso folgte ihm und stand gleich darauf vor dem Kardinal.

Angstvoll durchforschten seine Augen das Angesicht Riarios, bemüht, darauf zu lesen, ob er einer guten oder einer übeln Kunde sich zu versehen habe. Dasselbe trug einen undurchdringlichen Ausdruck. Seine Begrüßung Tommasos war gütig, aber um mehrere Schattierungen anders als sonst, wenn derselbe dem Künstler gegolten hatte und eine heitere Unterhaltung über die reizenden Gegenstände der Kunst eröffnen sollte.

Tommaso suchte nach Worten und sie versagten. „Sprecht, gnädiger Herr," stieß er endlich rauh heraus, „sprecht! bringt Ihr Leben oder Tod? Wird Gelsomina frei?"

„Hoffentlich, mein guter Tommaso, hoffentlich. Hört, was ich in Erfahrung gebracht habe! Ein altes Weib, zauberischer Kunst in hohem Grade verdächtig, hat bei ihrer peinlichen Befragung eingestanden, daß sie die unheiligen Zusammenkünfte und die schmähliche Sabbatfeier böser Geister besuche. Sie pflege dort unzählig viele andre anzutreffen, Weiber und Männer; unter denen, die sie das letzte Mal gesehen haben will, hat sie das junge Mädchen mit aller Bestimmtheit genannt."

Tommaso stand mit übergeschlagenen Armen, seine Blicke suchten den Boden. „Und das soll ein Beweis von Gelsominas Schuld sein?" sagte er endlich, das Haupt erhebend. „Ein aufs Geratewohl hingeworfener Name, den mit so vielen andern einem verzweifelten alten Weibe die Folter ausgepreßt hat? Hört mich, hört, welchem Zufall das Mädchen aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Schicksal verdankt!" Und er erzählte mit kurzen Worten jenes Begegnis mit der Unglücklichen im Borgo Santa Croce bei seinem neulichen Spaziergange mit Gelsomina. Zum größten Befremden des ehrlichen Sachwalters schien seiner Eminenz die einfache Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung nicht einzuleuchten, daß die unglückliche Alte, von den Schmerzen der Folter verwirrt und vielleicht einer Regung der Bosheit und des Neides folgend, den Namen des Mädchens genannt hatte, dessen strahlende Erscheinung ihr noch auf ihrem Leidenswege gleichsam wie zum Hohne in die Augen gefallen war. Die beiden hatten die Rollen getauscht; Maso sprach skeptisch und kühn, etwa wie ein vornehmer Prälat, Riario dagegen schien eine plötzliche Achtung vor den Einsichten der heiligen Inquisition überkommen zu haben.

Nur schwer konnte sich Tommaso in diese anscheinende Sinnesänderung der geschmeidigen Eminenz finden. Da er aber merken mußte, daß er nicht weiter kam, wandte er sich plötzlich nach der Thüre. „Nun, wohin so eilig?" rief Riario verwundert.

„Verzeiht, gnädiger Herr, aber ich sehe,

Ihr könnt mir nicht helfen, und ich habe keine Zeit zu verlieren."

„Und was wollt Ihr thun?"

Tommaso, der offenste der Menschen, war mißtrauisch geworden. „Besser, Ihr wißt davon nichts, Herr Kardinal," sagte er düster. „Eins nur will ich Euch anvertrauen: keine Thräne, die Gelsomina weint, wird ihren Peinigern geschenkt, und besteigt sie den Scheiterhaufen, so wird sich daran eine Fackel entzünden, welche viele Paläste in Asche legen soll."

Herr Riario murmelte etwas zwischen den Zähnen, was ziemlich ungeistlich und fast wie eine Verwünschung klang. Noch einmal hielt seine Stimme den Davoneilenden zurück. „Ihr seid ein Hitzkopf, Tommaso," sagte er, „und habt erst zur Hälfte gehört, was ich Euch zu sagen hatte. Ich war im stande, dem Herrn Erzbischof vor Jahren, zur Zeit seiner Wahl, Gefälligkeiten zu erweisen. Seine Gnaden sind nicht undankbar und erinnern sich daran, so oft ich wünsche. Es geschah dies auch gestern: Auf meine Bürgschaft hin ist das junge Mädchen aus dem Untersuchungskerker — einem Keller mit faulem Stroh, so viel ich weiß — entfernt worden; sie ist jetzt in ehrlicher Haft und mit allem Nötigen versorgt."

„Gott sei Dank! Aber wo ist sie? Laßt mich ihr Botschaft schicken, daß sie nicht vergessen ist."

„Sie ist nicht allzuweit von hier. Die Räume für derartige Gefangene der Inquisition befinden sich in einem Teile dieses Palastes."

„Gelsomina ist hier? im Hause des Kardinals Riario?" Tommaso sprach ganz langsam, mit eigentümlicher Betonung.

„Gelsomina, oder wie das Mädchen sich nennt, ist eine Gefangene der Inquisition," sagte der Kardinal kalt, „und als solche, wie ich schon bemerklich machte, und aus besondrer Rücksicht für die Fürsprache, die sie gehabt hat, hier untergebracht."

„Ich danke Eurer Eminenz für diese Fürsprache und für die Güte, das Amt des Kerkermeisters zu übernehmen," sagte Tommaso mit einer tiefen Verbeugung. Die Brauen des Kardinals zogen sich zusammen und aus den dunkeln Augen schoß ein böser Blick auf den vor ihm Stehenden, der es vermied, ihn anzusehen.

„Ihr vergrößert und — mißversteht den Dienst, den ich der Jungfrau geleistet habe, indem ich ihr zu menschlicherer Haft verhalf," sagte er finster. „Die Räume dieses Hauses, von denen ich sprach, haben zu diesem Zwecke auch schon andern gedient —"

„Seltsam, daß ich niemals davon hörte," warf Tommaso hin.

„Und die Unterbringung in denselben bietet — ich sage das, damit Ihr Euch nicht etwa zu voreiligen Hoffnungen hingebt, deren Zerstörung Euch doppelt schmerzlich sein würde — bietet noch keineswegs eine Bürgschaft für den glücklichen Ausgang des Prozesses der Gefangenen."

„Das glaube ich Euch aufs Wort, Herr Kardinal," lachte Tommaso rauh. „Und die erleuchtete Inquisition wird wohl nicht einmal so unrecht haben, wenn sie urteilt, daß wer aus diesem Hause wieder ans Tageslicht kommt, nicht viel mehr als einen Strick oder einen Holzstoß wert ist. Aber gestattet, daß ich mich jetzt empfehle. Eminenz werden beschäftigt sein, vielleicht in Sachen der Inquisition, und auch mir liegt mancherlei ob, was keinen Aufschub leidet. Ihr werdet von mir hören, gnädiger Herr."

Damit schritt er hinaus und Riario sah ihm mit schlimmem Lächeln nach. Tommaso war in der großen Halle des Erdgeschosses angekommen, als eine Hand sich auf seine Schulter legte und ihn zurückhielt. Piero stand neben ihm, zwinkerte ihm vertraulich zu und deutete über die Schultern zurück nach dem obern Geschosse. „Habt Ihr Worte mit ihm gehabt, Ser Tommaso? Na, er wird Euch nichts nachtragen, denn er hält große Stücke auf Euch. Ihr seid doch nicht eilig? Kommt, ich hatte uns vorhin einen Fiasko herbeigeholt, der sollte uns die Zeit des Wartens vertreiben helfen. Ein herrlicher Wein, und große Künstler wissen so etwas zu würdigen, wie man sagt. Werdet Ihr Euch herablassen, dem alten Piero Bescheid zu thun?"

Zur eignen Verwunderung des Schelms ließ sich Tommaso in das Gemach des Erdgeschosses hineinziehen, in welchem jener vorhin den Trunk zurechtgestellt hatte. Maso war wie ein Träumender; er blieb vor sich hinbrütend stehen, als ihn Piero losließ und nach einem Wandschrank ging, den er aufschloß und einen zierlichen Fiaschetto herausholte. „Das ist etwas für Kenner," sagte er dabei, mit der Zunge schnalzend, und goß zwei Gläser voll. Er reichte dem jungen Manne eins und ergriff das andre: „Euer Wohl, Messer Tommaso!"

Die ganze Zeit hatte Maso schweigend vor

sich hingestanden und endlich mechanisch die Finger um das Glas gelegt, welches ihm jener aufdrängte. Jetzt fuhr er plötzlich empor, glühte den andern an mit Augen wie ein Raubtier, und das Glas hoch in die Höhe hebend, schleuderte er es wütend gegen den Steinboden, daß es in tausend Stücken zerklirrte. „Verflucht der Tropfen, den ich in diesem Hause über die Lippen bringe!“ schrie er dabei, „und du, Kuppler, fahr' zur Hölle!“ — und dann stürmte er neben dem versteinert dastehenden Piero zur Thüre hinaus und fort auf die Gasse.

Der Lärm hatte den Pförtner Jacopo und andre von der Dienerschaft herbeigelockt. Neugierig kamen sie an die Thüre des Gemaches, in dem Piero noch stand; zwischen ihnen durch war ein kleiner Hund geschlüpft, herbeigezogen durch den Geruch der Flüssigkeit auf dem Estrich, die er eifrig beschnuberte. Es war ein häßlicher Köter, der dem Diener Piero angehörte, von allen im Hause wegen seiner wenig liebenswürdigen Eigenschaften scheel angesehen, von seinem Herrn dagegen mit besonderer Vorliebe gehegt. Auf den Hund fielen jetzt zufällig Pieros Blicke, da derselbe nach Hundeart den verschütteten Wein aufzulecken begann. Sofort stürzte der Alte mit ungewohnter Heftigkeit vorwärts, und fluchend versetzte er dem Tiere einen unbarmherzigen Fußtritt, der es zur Thüre hinaus in die Halle schleuderte, wo es sich winzelnd verkroch. Auch die übrigen Herbeigekommenen fanden sich draußen; Piero hatte ihnen ohne weiteres die Thüre ins Gesicht geworfen und man hörte, wie er sie von innen verschloß . . .

Vierundzwanzig Stunden lang hatte die alte Frau im Cerco degli Albizzi in ihrem dumpfen Jammer vor sich hin gesessen; niemand außer Maso hatte ihre Einsamkeit gestört. Sie hatte sich abends nicht niedergelegt, und die ganzen Stunden der Nacht hindurch den Rosenkranz murmelnd durch die Finger laufen lassen, und wenn sie ihre Stellung veränderte, so war es nur, um den alten steifen Nacken mühselig zum Bilde der Madonna hinzuwenden, welches seitwärts über dem Bette hing, wie um das Bild wieder einmal darauf aufmerksam zu machen, daß ihm alle ihre Gebete gälten.

Erst am zweiten Vormittage öffnete sich endlich die Thüre wieder, und Maso trat ein. „Ich komme, um Euch zu sagen, wo Gelsomina sich befindet,“ sagte er, ohne die Alte anzusehen. Sie dagegen betrachtete ihn mit einer Art von Verwunderung: selbst ihren blöden Augen konnte die große Veränderung nicht verborgen bleiben, welche seit gestern mit ihm vorgegangen war. „Ihr Leben ist in Sicherheit; sie dankt es mir“ — dabei drückte er, grimmig auflachend, die Faust gegen die Stirne. „O, sie wird mir vielleicht noch mancherlei zu danken haben.“

Die alte Frau fragte ihn, was er damit sagen wolle, und er fuhr fort: „Ihr erinnert Euch, daß ich von einem vornehmen Herrn erzählte, der ein Kunstwerk bei mir bestellt und sich dabei als einen großmütigen Mann gezeigt habe. Zu ihm ging ich, er sollte mir Gelsomina befreien helfen. Ich dachte, wenn sein mächtiger Einfluß ihren Freunden nur Gehör beim Erzbischof verschaffte, so müßte es so schwer nicht sein, den Wahnsinn jener Anklage darzuthun.“ Er ging im Zimmer auf und ab, zuweilen stehen bleibend, und sprach mehr zu sich selber, als zu der alten Frau. „Er war auch willig genug mir zu Liebe. Was ist ihm, der nichts fürchtet und nichts glaubt, ein Hexenprozeß? Nichts als eine Komödie.“

Damit schwieg er und schien seine Zuhörerin zu vergessen, bis sie ihn mit scharfer Ungeduld wieder befragte. Da fuhr er auf. „O, die Sache nahm ihren natürlichen Verlauf. Seine Eminenz sah das Mädchen und behielt sich nun selber die weitere Untersuchung des Falles vor. Er ließ Gelsomina in seinen Palast bringen, denn sie war auch gar zu schlecht logiert gewesen, auf feuchtem Stroh, so sagte er mir selber. Jetzt, das wett' ich mit Euch, hat sie ein seidenes Bett, denn der Kardinal Riario ist ein Mann, der es seinen Gästen bequem zu machen weiß.“

„Riario?“ Mit gellender Stimme hatte die Alte den Namen gerufen und war von ihrem Sitze in die Höhe gefahren. „Riario? sagtet Ihr so? Blödsinniger Thor! Der Kardinal Riario? Ihm habt Ihr das Mädchen in die Hände geliefert?“ Sie brach in ein wahnwitziges Gelächter aus, und dann folgte eine Flut von Verwünschungen, von wilden Klagen, die sich über den jungen Mann ergossen, mit einer Leidenschaft, von deren grotesk fürchterlichem Ausdruck bei dieser alten Frau Worte keinen Begriff geben können. Sie brach eben so plötzlich ab, wie sie angefangen hatte, um nun mit unheimlicher Hast durch das Gemach zu humpeln, dabei immer vor sich hin mur-

melnd: „Wenn es noch Zeit wäre!“ Sie suchte ihren Krückstock; nachdem sie ihn gefunden hatte, verließ sie, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, die Wohnung, ohne sich um Tommaso weiter zu bekümmern.

Dieser blieb betroffen zurück und suchte, was er eben erlebt hatte, sich zu enträtseln. Die Erklärung, welche sich endlich als die einzig wahrscheinliche ihm bieten wollte, war die, daß Riario schon früher auf Gelsomina aufmerksam geworden sein und die Ruhe der beiden Frauen gestört haben müsse. Der Gedanke ließ ihn mit den Zähnen knirschen und befestigte ihn, wenn es möglich war, noch in dem Plane, den er gefaßt hatte. Er eilte jetzt, denselben auszuführen.

Tommaso nahm unter den jungen Leuten seines Schlages, meist Künstlern und Kunsthandwerkern, eine hervorragende Stellung ein. Er war angesehen und allgemein beliebt, und oft schon war eine Art Führerschaft unter den andern ihm zugefallen. Besonders ordneten die übrigen sich ihm willig unter, wo es etwas zu wagen, einen kecken Streich gemeinsam auszuführen, der Obrigkeit oder pedantischen Zunftältesten ein Schnippchen zu schlagen galt. Auf diesen Einfluß, der ihm ungesucht geworden, gründete sich sein Plan; es blieb ihm noch fast der ganze Tag, um denselben vorzubereiten.

Zunächst eilte Maso zu seinem besten Freunde, dem jungen Goldschmied Sandro Vasarelli. Er teilte demselben das Nötigste von seinem Vorhaben mit, und nun wurden ein paar Buben aus Sandros Werkstatt zu den übrigen Freunden geschickt und diesen entboten, daß sie sich an diesem Tage eine halbe Stunde vor Ave Maria in der Werkstatt Tommaso Lupis vor der Porta San Gallo einfinden möchten.

Zur bestimmten Zeit waren etwa zehn junge Männer dort versammelt. „Nun, Maso, was ist's?“ rief der Buchdrucker Niccolo Niccolini lustig. „Wir sind ja ein stattliches Aufgebot, genug, um dir ein Nönnchen aus einem Kloster zu holen, wenn dein Sinn danach stünde. Ich wäre bereit dazu, nur muß das Jüngferchen hübsch sein, wie weiland unsres Fraters Lippo (des Malers Filippo Lippi) Schätzchen, die holde Francesca Buti!“

Laut und heftig waren die Drohworte aller gegen den Kardinal, als Maso erzählte, daß seine junge Braut sich im Palazzo Riario befinde. Wenn es den Eifrigsten nach gegangen wäre, so würde man sofort hingezogen und stürmend in den Palast eingedrungen sein, um der gefangenen Taube den Käfig zu öffnen. „Aber woher kennt Ihr den Aufenthaltsort der Jungfrau, Maso?“ fragte endlich einer, bedächtiger als die übrigen, „und wie ist der Kardinal ihrer habhaft geworden?“

„Er hält sie mit einem Anschein von Recht in Gewahrsam,“ sagte Tommaso düster. „Gelsomina ist mit der unsinnigen Anklage der Hexerei belastet; sie ist eine Gefangene der Inquisition.“

Die Wirkung dieser Worte war der eines lähmenden Zaubers zu vergleichen. Alle schwiegen; hier und da sahen sich zwei verlegen an oder wechselten vieldeutige Blicke. „Maso, mein armer Bruder,“ nahm endlich einer das Wort, „du bist ins Unglück geraten. Ziehe barfuß umher mit den Brüderschaften und opfere in den Kirchen. Was kannst du, was können wir gegen das geistliche Gericht thun?“

Es war den meisten anzusehen, daß sie derselben Meinung waren wie der Sprecher. Maso erzählte, in welchem unseligen Zufall, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, die Veranlassung zu der Verhaftung Gelsominas zu suchen sei. Alle hörten ihm teilnehmend zu; kopfschüttelnd, achselzuckend gaben sie zu erkennen, was sie von den Zuständen hielten, in welchen man lebte, und über welche ja unter einsichtigen Männern, unter Künstlern, deren Blicke geschärft zu sein pflegen, nur eine Stimme herrschen konnte.

„Wenn es nur dem Kardinal gälte, dem Schuft,“ rief einer und hob die geballte Rechte, „ich glaube, wir hätten die ganze Stadt für uns, wenn wir den Fuchs ein bißchen aus seinem Bau räucherten.“

„So aber,“ sagte derjenige, welcher vorhin den ersten Einwand gemacht hatte, „hetzen wir uns die Dominikaner auf den Hals, denen der Papst das Hexen- und Ketzeraufspüren freigegeben hat. Ihr alle wißt, was das heißen will. Nein, ich glaube, mit Gewalt ist hier nichts auszurichten.“

Maso hatte genug gehört. „Du hast recht, Domenico,“ rief er ungeduldig. „Geht, ich will meine Freunde nicht in Gefahr stürzen. Nein, nein, ich trage euch nichts nach . . . ich weiß, ich kann auf euch zählen in allem andern, außer in dieser Sache, an der mein Leben hängt.“ Die letzten Worte waren von einem bittern Lächeln begleitet. „In der That, ich

bedarf eurer nicht mehr; eure Bedenken waren gegründet; ich habe meinen Plan geändert. Du stehst zu mir, Sandro? Auch du, Bernhardone?" Er faßte nach der Hand, welche Bernhardone, der Maler, ein junger, stiller Mensch von gewaltiger Leibeslänge, ihm reichte. „Ich danke dir. Wir drei sind gerade genug, um dasjenige auszuführen, was ich beabsichtige. Und euch, Freunde, danke ich, daß ihr gekommen seid."

Die jungen Leute entfernten sich langsamer, als sie gekommen waren. Und wie es natürlich, weil zu ihrer eignen Rechtfertigung vor sich selber notwendig war, murrten sie unterwegs über den Tollkopf Tommaso, der so wenig Rücksicht für den Hals seiner Freunde hege, daß er sie um einer Liebschaft willen der Inquisition ans Messer zu liefern im stande wäre. Und was die Dirne betraf, so konnte man gar nicht wissen, ob ihr so unrecht geschehen. Ihre Großmutter, die alte Benincasa, war ein unheimliches Weib. Man machte einen Umweg und drei Kreuze, wenn man ihr früh morgens begegnete."

Der Anschlag Masos in seiner jetzigen Gestalt war von außerordentlicher Kühnheit, aber zugleich so einfach, daß Maso selber sich wunderte, nicht gleich darauf verfallen zu sein. Und derselbe gelang vollständig: sei es, daß die Umstände besonders günstig waren, oder daß die unbezähmbare Entschlossenheit des Anführers dem Schicksal den Erfolg abtrotzte.

Kurz nach dem Abendläuten trat Tommaso Lupi mit seinen zwei Gesellen, alle drei unbefangen und mit freiem Anstande, in das Portal des Palazzo Riario ein. Während Sandro Basarelli die Flügel der weit zurückgeschlagenen Thüre loshakte und ruhig schloß, war Maso auf den Pförtner Jacopo zugegangen, der ihm entgegentrat, und hatte mit Blitzesschnelle den ahnungslosen Mann an der Kehle gepackt und niedergeworfen. Er war geknebelt, ehe er einen Laut von sich gegeben hatte; Maso band ihn sorgfältig mit bereitgehaltenen Stricken und trug ihn dann in das kleine Pförtnergemach, wo er ihn niederlegte. „Es geschieht dir weiter kein Leid, Jacopo," sagte er dabei zu dem Manne, der ihm sonst Freundlichkeit erwiesen hatte. „Ich und meine Gefährten haben mit deinem Herrn zu reden und können dabei keine Störung brauchen."

Maso setzte dann in der Eingangshalle eine Glocke in Bewegung, durch welche die Dienerschaft herbeigerufen wurde. Und eines jeden der Leute wurden, wie sie einzeln herbeikamen, Tommaso und seine Gefährten mächtig, fesselten sie sorgfältig und brachten sie in den Gemächern des Erdgeschosses hinter Schloß und Riegel unter. Dann erstiegen sie die Treppen; es waren seit ihrem Eintritt in den Palast kaum zehn Minuten vergangen.

Im obern Geschoß trat ihnen Piero entgegen, den gewöhnlichen halb insolenten, halb unterwürfigen Ausdruck im Gesicht und in der Haltung. Sobald er aber die drei Männer schärfer angesehen hatte, stutzte er, ja es schien, als ob er sich mit dem Instinkte des Tieres zur Flucht wenden wollte.

Er war nicht rasch genug; mit einem tigerartigen Satze war Maso neben ihm und hatte ihn gepackt. „Du kommst mir gerade recht, Freund," sagte er dann kalt, indem Bernhardone dem Schelme die Hände auf dem Rücken fesselte. „Mit einem Knebel wollen wir ihn verschonen, Freunde, da außer dem einen, welchen wir zu besuchen kommen, im Hause niemand mehr ist, den er herbeischreien könnte."

Er zog seinen langen Dolch; man wußte von Maso, daß er die Waffe gut zu führen verstand.

„Bringe uns zu deinem Herrn!" befahl er dabei.

„Mein Herr ist jetzt für Fremde nicht zu sprechen," sagte Piero, mit einem Versuche unverschämten Trotzes.

„Haha, das ließ sich erwarten! Er ist beschäftigt in Sachen der Inquisition, nicht wahr? Vorwärts, zu ihm!" — so plötzlich war Masos höhnischer Ton in den eines zornigen Befehls umgeschlagen, daß der ergraute, freche Taugenichts zusammenfuhr — „oder bei Gott, ich stoße dich auf dieser Stelle nieder. Gegen das, was ich heute noch auf mich zu nehmen gedenke, wird dein Tod, du Schelm, leicht wie eine Flaumfeder auf meinem Gewissen liegen."

Piero schien trotzdem keine Lust zu haben, um jene Kleinigkeit das Gewissen des Messer Tommaso zu beschweren; er gab zu verstehen, daß er gehorchen wolle und schritt mit verstocktem Gesichte den drei Männern voran. Der Weg, den er führte, durch lange Korridore, Treppen hinauf und andre wieder hinab, schien den ihm Folgenden fast endlos, so daß endlich Basarelli stehen blieb. „Ich glaube, der Kerl

spielt falsch, Maso," sagte er; „wer weiß, wohin er uns bringt!"

Piero wandte sich halb um. „So rat' ich euch, zurückzubleiben," sagte er grob. „Mein Herr wird euch schwerlich für euren Besuch danken."

Maso winkte den Freunden zu, daß sie Geduld haben möchten; auch schien man jetzt am Ziele; vor einer dunklen Holzthüre blieb Piero stehen und sagte: „Ihr werdet gut thun, mich vorangehen zu lassen, damit ich euren — Besuch" — er schien ein andres Wort zu unterdrücken — „meinem Herrn melde."

Niemand antwortete ihm. An der Thüre war von außen keine Handhabe zu sehen. Mit Hilfe des Dolches, dessen Anblick ihm bei aller Wut und allem Trotz doch immer wieder die Zunge löste, wurde Piero bewogen, anzugeben, wo er den Schlüssel bei sich trage. Maso nahm ihm denselben vom Leibe ab und öffnete. Dann wandte er sich noch einmal zu den Gefährten um und empfahl ihnen, während sie hier draußen warteten, ein wachsames Auge auf Piero zu haben.

„Mit dem Burschen werd' ich wohl allein fertig," sagte der ehrliche Bernhardone. „Willst du den Sandro nicht lieber mit dir nehmen? besser ist besser."

„Nein, Bruder, ich muß seine Eminenz unter vier Augen sprechen," sagte Maso mit düstrem Lächeln, „und," indem er seine breite Brust dehnte, „ich glaube, ich bin Manns genug für ihn." Damit trat er durch die Thüre und schloß dieselbe hinter sich. Den Schlüssel hatte er mitgenommen, so daß es für die da draußen, wenn nicht von innen geöffnet wurde, keinen Einlaß in das Gemach gab.

Der Umstand fiel den beiden Gefährten Masos alsbald auf und zugleich gewahrten sie auf dem Gesicht Pieros ein höhnisches Lächeln. Sie wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses. „Ich mache Euch bemerklich, Freund," sagte Vasarelli bedächtig zu Piero, „daß wenn drinnen irgend eine Teufelei vor sich geht, wir uns hier an Euch halten werden."

„Viel Ehre," sagte Piero.

„Laß deshalb dein Grinsen," fuhr jener ohne auf die letzten Worte zu achten fort, „und bete lieber ein Paternoster, wenn du das in dem frommen Haushalte seiner Eminenz nicht verlernt hast. Sowie wir von drinnen einen Ton Masos hören, der uns nicht gefällt, so" — er machte eine sehr verständliche Bewegung mit seinem Dolchmesser.

Piero konnte so leicht niemanden das letzte Wort gönnen. „Thut, was ihr nicht lassen könnt," sagte er. „Ich werde dann wenigstens in guter Gesellschaft reisen." — —

Die alte Orsola Benincasa hatte sich an jenem Morgen, als sie ihre Wohnung verließ, sogleich nach dem Palazzo Riario, den sie wohl kannte, auf den Weg gemacht. Als sie in die Vorhalle trat, war der Pförtner Jacopo, welcher sonst dergleichen Gesindel gleich von der Schwelle fortwies, gerade nicht zur Hand. Die Alte, niemals ein erfreulicher Anblick mit ihrer mürrischen Häßlichkeit und ihrem armseligen Anzuge, sah jetzt, vom Nachtwachen erschöpft und aufgeregt, verwahrlost in ihrer Kleidung und mit unbedecktem, wirren grauen Haar, wahrhaft abschreckend aus. Einer von der herumlungernden Dienerschaft nach dem andern kam herbei und ließ seinen Witz an ihr aus, denn — als wenn der böse Hauch der Leichtfertigkeit und Lästerung, aus den Zimmern der geistvollen Eminenz dringend, alle Winkel des Palastes erfüllt habe — es gab in ganz Florenz keine loseren Mäuler, keine spottsüchtigeren Schelme, als den Haushalt des Kardinals Riario.

Das Verlangen der alten Frau, sofort zum Kardinal gebracht zu werden, welches sie mit immer steigender Angst, mit immer größerer Heftigkeit stellte, mußte stets von neuem zum Anlaß der frechsten Scherze dienen. Der Lärm und das Gelächter riefen Piero aus dem obern Stockwerk herbei. „Seht, Piero, das hübsche junge Schätzchen, was da zum Stelldichein gekommen ist!" rief ihm einer entgegen. „Ach schweig und laß ihn," sagte ein andrer leise; „seit dem Augenblick, wo sein häßlicher Köter verreckt ist, hat er die Zähne noch nicht wieder von einander gebracht."

In diesem Augenblick waren die Blicke der verzweifelten alten Frau auf Piero gefallen. Er hatte schon unwirsch den Arm erhoben zu der stummen Weisung, daß man Hand an sie legen solle. Da fühlte er ihre knöchernen Finger, Vogelklauen gleich, seine Schulter packen und hörte ihre heisere, erschöpfte Stimme an seinem Ohr: „Mensch, ich kenne dich; vor zwanzig Jahren schon liefest du für deinen Herrn des Teufels Botengänge." Sie raunte ihm noch etwas zu; da er wie versteinert stehen blieb, schüttelte sie ihn

heftig, ohne daß er, zum größten Befremden der gaffenden Zuschauer, sie abgewehrt hätte. „Verliere keine Zeit," hörte man ihr lautes, heiseres Flüstern; „ich schwöre dir zu, dein Herr erdrosselt dich, wenn du verschuldest, daß ich zu spät komme." Und Piero wendete sich um, winkte der armseligen Alten, und sie folgte ihm geradeswegs in das Gemach seines Herrn. Er gebrauchte nicht einmal die Rücksicht, sie anzumelden. Wahrscheinlich weidete sich der Schelm im Innersten an dem hochmütigen Befremden, mit dem Herr Feo Riario die Gestalt des bettelhaften Weibes vom Kopf bis zu den Füßen maß, wenn er sich vergegenwärtigte, wie bald dieser Ausdruck einem ganz andern weichen werde.

„Die Frau hat Eurer Eminenz etwas von Wichtigkeit mitzuteilen," sagte er nur auf die scharfe, ungeduldige Frage seines Herrn, und dann schlich er sich hinaus.

Es dauerte aber nicht lange, als das bekannte Glockenzeichen ihn wieder hineinrief. Der Kardinal schritt im Zimmer auf und ab in ruhiger Haltung, Piero aber, der seinen Herrn so gut kannte, bemerkte auf dem Antlitz desselben Spuren einer Erregung, die dort nur sehr selten wahrzunehmen waren. Die alte Frau saß in sich zusammengesunken in einem der prächtigen Sessel vor ihm. „Es war mein einziges Kind, Herr," sagte sie, „das einzige Kind, was ich je geboren habe. Sie war fromm und sanft, Ihr wißt es. Ihr kamet zu uns mit einer ehrbaren Miene, dunkel gekleidet, von der Keckheit eines vornehmen Herrn war nichts an Euch zu spüren. Ich hielt Euch für einen armen Schreiber; sie sagte: ‚Mutter, er ist ein gelehrter Mann, es ist erstaunlich, was er alles weiß ... und gewiß, er meint es ehrlich.' Es war leicht, sie zu betrügen, Herr, sie war fromm und einfältigen Sinnes — Gelsomina ist weit klüger — wie hätte sie ahnen sollen, daß Eure Kleidung Mummerei war, und daß Ihr ein Priester unsrer Kirche waret?"

„Ich war es damals noch nicht, bei Gott — ich hatte noch keine von den Weihen empfangen," sagte Riario.

„Damals noch kein Priester und ein Jahr später Kardinal?" sagte die alte Frau ungläubig.

Riario nickte bestätigend. „Als ich Eure Tochter kennen lernte, hätte ich mich noch vermählen können. Und beim Himmel" — es wurde der Großmut seiner Eminenz leicht, nach soviel Jahren der Betrogenen diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — „beim Himmel, das Mädchen hätte als Herrin keinem Palaste Schande gemacht. Kurze Zeit darauf erst trat der Wechsel in meinem Schicksal ein."

„So hätte sie einem Wahne ihr Leben geopfert!" Die alte Frau war drohend in die Höhe gefahren und ihre Stimme hallte rauh und rücksichtslos durch das vornehme Gemach. Aber sie sank wieder in sich zusammen; ihre Kraft war erschöpft, und das Gefühl langverjährter Unbill vermochte nicht, sie zu neuer Wut, zu neuen Flüchen zu reizen.

„Ihr habt mir noch nicht alles gesagt, Frau," mahnte der Kardinal endlich mit milder Stimme.

„Nun, als Ihr sie verlassen hattet, da saß sie und grämte sich und schämte sich und ging nicht mehr an das Tageslicht. Das Kind wurde geboren und kurze Zeit darauf erfuhren wir, wer Ihr eigentlich wäret. Da war es aus. Sie war nicht zu halten; sie ließ mich und das Würmchen im Elende und ging ins Kloster, um ihr noch übriges Leben wegen der schweren Sünde, die sie unwissentlich begangen hatte, der Sünde, einem Priester der Kirche angehört zu haben, zu verbeten.

„Wohin, sagtet Ihr?"

„Zu den Ursulinerinnen in Sesto. Seit zehn Jahren aber ist sie im Hause der heiligen Anna, in Rignano, etwa zehn Meilen jenseits der Porta Romana.

In diesem Augenblicke fiel der Blick des Kardinals auf Piero. „Nun, was stehst du noch?" herrschte er den Diener an. „Zwei Pferde, sage ich dir, sofort, an die hintere Pforte, und dann kommst du und hilfst mir, mich umkleiden!"

Seine Eminenz ordnete nun an, daß man die alte Frau mit Speise und Trank erquicken solle, wenn sie dessen bedürftig sei, sie aber bis zu seiner Rückkehr in einem abgelegenen Zimmer des Palastes, wohin er sie sofort bringen ließ, bewache. Sie nahm diese Haft mit mürrischer Gleichgültigkeit hin. „Er traut mir nicht," murmelte sie, unbekümmert um die Gegenwart des Dieners, der sie in das angewiesene Gemach brachte. „Er traut mir nicht, weil er selber ein Schelm ist."

Bald darauf zogen zwei Männer, einfach, aber gut beritten die lange, enge Via dei Serragli im Schritt hinab, ließen aber, sowie sie außerhalb der Porta Romana waren, ihre kräftigen Tiere in den schärfsten Trab verfallen.

Mit einbrechender Dämmerung ritten sie wieder durch die Porta ein; sie waren etwa fünf Stunden lang außerhalb der Stadt gewesen.

In seinem Palaste angekommen, machte sich der Kardinal nach kurzem Verweilen in seinen eignen Gemächern zu dem entlegenen Zimmer, welches Gelsomina beherbergte, auf den Weg, kaum zehn Minuten, ehe, von Piero geführt, ihm ihre Rächer auf dem Fuße folgten.

So geräuschlos wie möglich öffnete er und blieb dann in dem dunkeln Vorgemach stehen, durch dessen offene Thüre er fast das ganze innere Zimmer überblicken konnte.

Gelsomina saß wieder auf dem Ruhebett. Bei dem leisen Geräusch, welches der Eintretende nicht hatte vermeiden können, bohrten sich ihre großen, trockenen Augen in das Dunkel des Zimmers jenseits dem ihren: sie lauschte mit allen Sinnen. Da sie aber nichts mehr hörte und auch nichts sah, blieb sie ruhig. Riario, dergestalt unbemerkt, betrachtete sie unverwandt und mit einem sonderbaren Gesicht, in dem scharfe Beobachtung mit einer gewissen Weichheit des Ausdrucks sich verband.

Sie hatte einen Strang ihres Haares um die kleine Kehle gelegt, in die Schlinge aber, die sie solchergestalt gewunden, die linke Hand eingeschoben. Die Wahrheit zu sagen, hatte Gelsomina, da in dem ganzen Zimmer ein scharfes oder gefährliches Werkzeug oder was man als ein solches hätte gebrauchen können, sich nicht vorfand, auch nicht einmal an eine Glasscheibe zu gelangen war, den Versuch gemacht, sich mit ihrem eignen Haare zu erdrosseln, um alledem, was ihrem Wahne nach ihr drohte, zu entgehen; aber Kraft und Geschicklichkeit, vielleicht auch der Mut, hatten ihr versagt bei dem tödlichen Werke.

Jetzt saß sie da, halb besinnungslos; ihr Herz schien ihr ausgebrannt, ihr Kopf verwüstet. Dennoch war ihr Kraft geblieben für ein mächtiges Sehnen, und Maso war der Gegenstand desselben. Aber nicht Maso der Liebhaber ... mit der Lebenshoffnung schien auch die Liebe in ihr völlig ertötet: sie sehnte ihn nur herbei als den Starken, an dessen schützender Brust sie liegen konnte, während er ihr mit sicherer Hand, leicht und fast schmerzlos, den Dolch in die Brust senkte und sie so befreite. Denn sie dachte an nichts mehr als an den Tod und empfand nichts mehr als wahnsinnige Furcht vor den Qualen desjenigen, der ihr drohte. Jede Fähigkeit der Hoffnung schien das plötzliche Hereinbrechen ihres Jammergeschickes in ihr vernichtet zu haben.

Sie hatte mit der linken Hand die Schlinge um ihren Hals erweitert und tief Atem geschöpft. Riario sah ihr mit Befremden zu. Jetzt entfernte sie die Hand völlig und löste das Haar vom Halse, aber nur, um dasselbe fester wie zu einem Stricke zu drehen, den sie von neuem ein paarmal um den schmalen Hals legte. Wie spielend zog sie fester und fester, dann aber schien sie mit hastigem Finger die seltsamen Bande wieder lösen zu wollen. Dabei verwirrten sich die Enden des Haares ineinander; die Finger, welche daran arbeiteten, sie zu entknoten, zuckten krampfhaft. Ein furchtbares Licht fiel plötzlich in die Seele des Lauschenden. Er war im Nu neben ihr ... ihre Augen, schon voll Erstickungsangst, fielen auf ihn, da, mit unerhörtem Heldenmut, brachte sie die unsicher tastende Hand, welche ihr kaum noch gehorchte, an die entsetzliche Schlinge und krampfte die Finger hinein, jeden Versuch der Rettung ihm verwehrend.

Ein, zwei Augenblicke tödlicher Qual für den schuldbeladenen Mann, der sich verzweifelnd umsah, während der kalte Schweiß ihm in großen Tropfen auf die Stirne trat. Er hatte nichts, um die tödliche Schlinge zu durchschneiden; er wußte, daß kein dazu dienliches Instrument im Zimmer war. Hatte nicht seine grausame Fürsorge alles, was hier hätte helfen können, aus dem Bereich der Unglückseligen entfernen lassen!

Ein, zwei Augenblicke nur, dann fielen seine Blicke, die Augen, die aus ihren Höhlen treten zu wollen schienen, auf eine gewaltige dunkle Gestalt im Rahmen der Thüre. Mit einem seltsamen Ruf, einem Naturlaut der furchtbaren Angst und zugleich der Erleichterung stürzte sich Riario auf den Eingetretenen, dessen Erscheinung hier ihm rätselhaft, fast wie ein Wunder dünken mußte, und riß ihm den langen Dolch aus dem Gürtel. Mit diesem durchschnitt er sorgfältig und geschickt die letzte verhängnisvolle Windung des Haares am Halse der Unglücklichen und löste das übrige; seine Nerven waren erschüttert; er schauderte, als das Haar sich wie lebendig, wie eine Schlange, von dem weißen Halse losringelte.

Es war noch Zeit gewesen. Das arme Geschöpf lehnte halb bewußtlos auf dem Ruhe-

bett; ihre Augen öffneten und schlossen sich ein paarmal mechanisch, ohne zu sehen, aber der stockende Atem wurde bald regelmäßiger; sie kehrte langsam zum Bewußtsein ihres Daseins zurück.

Beide Männer hatten sie beobachtet, aber mit wie verschiedenen Gefühlen. Endlich wandte der Kardinal sich zu seinem Gegner, denn als solchen hatte er den jungen Mann sofort erkannt. Er war gerührt, voll Wärme, und bemühte sich nicht, die ungewohnte Verfassung vor dem andern zu verbergen. Tommaso dagegen zeigte ein eiskaltes Antlitz. Wohl hatte er die Todesgefahr begriffen, der Gelsomina eben entgangen war, aber sie rührte ihn kaum. Ihr Leben, das Leben überhaupt, hatte keinen Wert für ihn in diesen Augenblicken.

„Ich ahne, was Euch hierher führt, Tommaso," sagte endlich der Kardinal, mit geringerer Sicherheit, als ihm sonst eigen war. „Aber in welcher Absicht Ihr auch kommt, Euer Eintritt war gesegnet."

„Ich denke anders, gnädiger Herr," sagte Lupi mit eisigem Tone. „Ihr habt die Unglückliche dort zurückgehalten, als sie auf dem Wege war, einem Leben der Sünde und Schande zu entfliehen — mit eigner Kraft, armes Kind" — seine Stimme wurde weich gegen seinen Willen und sein Auge trüb, als es die geschlossenen Wimpern streifte, das holde Antlitz, das er für sich auf ewig verloren glaubte. „Ihr habt nicht wohl gethan. Denn für Euch, Herr Kardinal, wie für mich ist heute die Sonne zum letztenmal untergegangen. Da ich aber sie, die mein war, nicht zurückzulassen gedenke, muß ich sie voranschicken."

Der Kardinal hatte ihn ruhig zu Ende reden lassen und ihn aufmerksam angesehen. Es zuckte dabei um den feinen Mund und zuletzt gewann etwas wie Humor völlig die Oberhand auf seinem Angesicht. „Wie doch die Jugend," sagte er kopfschüttelnd, als jener geendet, „mit dem Sterben bei der Hand ist. Habt Ihr erst einmal meine Jahre, Tommaso, so werdet Ihr mit dem Leben andrer vielleicht nicht gerade, jedenfalls aber mit dem Euren sparsamer umzugehen geneigt sein."

Tommaso wollte aufbrausend entgegnen, aber er bezwang sich und zuckte nur schweigend die Achseln mit einer höchst beleidigenden Gebärde der Verachtung. Er brachte die Hand an den Degen, der ihm an der Seite hing. „Ihr habt keine Waffen, natürlich. Aber ich zweifle nicht, daß Ihr eine zu führen versteht. Draußen warten zwei meiner Freunde, sie können uns mit einer guten Klinge aushelfen. Kommt, Herr!" Sein Auge fiel wieder auf Gelsomina, die nicht mehr ohnmächtig zwar, aber mit seltsam matten Augen in den Kissen lehnte, und eine Vorstellung bemächtigte sich seiner, welche das heiße Blut des Italieners sieden machte. „Komm, Schurke! bei Gott, du lebst schon viele Stunden zu lange."

„Ja, kommt!" wenn jemals dem Kardinal Riario der Ausdruck von Hoheit zu Gebote gestanden hatte, so war es in diesem Augenblick; „kommt, ehe Euer Irrwahn und Eure Leidenschaft Euch noch mehr der Worte aussprechen lassen, wie sie ein Edelmann nur schwer vergessen kann." Und mit einer Ruhe, für welche Drohungen nicht zu existieren schienen, trat der Kardinal noch einmal an die Seite Gelsominas. Er sah sie prüfend an, wie ein Arzt, ja er legte ihr die Hand auf die Stirne, ohne daß Maso, zu seiner eignen Verwunderung, einen neuen Krampf der Eifersucht empfunden hätte. Dann nickte er zufrieden mit dem Kopf und forderte darauf, mit der verbindlichen Handbewegung des Hausherrn, seinen rauhen Gast auf, ihm in das Nebenzimmer voranzugehen.

Kein Kreuzen der Klingen wurde von dort aus gehört, wohl aber schallte Masos Stimme ein paarmal laut und höhnisch im Anfange der Unterredung, welche zwischen den beiden Männern erfolgte. Doch wurde er je länger je stiller und endlich schien nur der Kardinal zu reden, lange und ununterbrochen. Zusammen traten die beiden Männer wieder unter die Thüre zu Gelsominas Gemach. „So habe ich denn alles erkundet," schloß der Kardinal, „und in Richtigkeit gefunden, und wenn ich glaube und mich für zufriedengestellt erkläre, so" — sein Lächeln, fein wie in seinen besten Tagen, hatte sogar schon wieder einen Anflug der alten Frivolität — „so dächte ich, mein Sohn, du könntest es auch sein."

Tommaso antwortete nicht; er schritt auf das Ruhebett zu, auf welchem Gelsomina noch immer lag; seine Augen waren voll von Zärtlichkeit, von unendlichem Mitleid. Er scheute sich, in Gegenwart jenes Mannes dem Ausbruch seiner voll erwachten Liebe Raum zu geben: da aber der Kardinal, der solchen Zartsinn nicht er-

kannte, gutmütig teilnehmend stehen blieb, trat er endlich an die Geliebte heran und nahm sie in seine Arme, an sein Herz.

Es war schwer, ihr ganz verstörtes Gemüt wieder an die Wirklichkeit des Glückes zu gewöhnen; sie fing nicht eher an, ihre Rettung, ihre Freiheit zu begreifen, bis Tommaso sie bat, sich bereit zu machen, da er sie mit sich von hier fortnehmen werde.

„Wohin? nach Hause? in den Cerco degli Albizzi? zur Großmutter?“ fragte sie mit einer Stimme, in der Angst und Freude bebten.

„Ja, dorthin noch auf kurze Zeit,“ sagte er, tief zu ihr niedergebeugt, ganz leise, „bis ich dich als mein Weib in mein Haus führe.“

Seine Eminenz selber öffnete dem Paar die Thüre. Es zuckte über sein Gesicht, als er draußen die beiden Männer und mit ihnen seinen Diener Piero in einer nicht sehr würdigen Verfassung erblickte. Er neigte das Haupt gegen die jungen Leute mit großer Höflichkeit und einem sehr ironischen Lächeln und bat sie ebenso höflich, den Mann loszubinden, da er der Gesellschaft den Weg zu dem andern Ausgang des Palastes, den sie dem großen Portale wohl vorziehen würden, zeigen solle.

Seine Eminenz soll gelacht haben, als er hörte, wie die unhöflichen Gäste jener Abendstunde mit seiner Dienerschaft umgegangen waren; auch habe er befohlen, daß zur Strafe für ihre Unzuverlässigkeit die ganze Gesellschaft die Nacht hindurch in der Lage, in der sie sich befand, verbleibe. Da der Kardinal aber im ganzen ein gütiger Herr war, so darf man zweifeln, ob es bei der fatalen Anordnung geblieben ist.

* *
*

Die Untersuchung des geistlichen Gerichtes gegen Gelsomina wurde niedergeschlagen. Auf das dringende Verlangen Tommasos, dem er mit großer Vorliebe zugethan blieb, willigte Riario ein, daß das junge Mädchen und bald darauf die Gattin des Künstlers nichts erfuhr von jener sonderbaren Entdeckung, welche eigentlich ihrem Schicksal eine andere Wendung gegeben hatte. Gelsomina blieb des Glaubens, ihr heldenmütiger Versuch, sich durch den Tod seiner Macht zu entziehen, habe in dem Kardinal eine Sinnesänderung hervorgebracht und in ihm statt andrer Gefühle jene zärtliche väterliche Hochachtung geweckt, von der sie seitdem so viele Proben erhielt.

Denn die Freigebigkeit Riarios gegen das junge Paar kannte keine Grenzen, und es kostete den Gatten Gelsominas viele Mühe, die allzu auffälligen Beweise derselben abzulehnen. Riario wollte von seinen Bedenken nichts hören und lachte über seine Skrupel, oder er erinnerte ihn, wenn er den Ernst Masos sah, auch wohl daran, wie viel er an der Familie Benincasa gut zu machen habe. Wie hätte er es übrigens als ein Unrecht empfinden sollen, das höchst natürliche Gefühl, welches ihn jetzt antrieb, Gelsomina von seinen Reichtümern einen Anteil zu gönnen — in einer Zeit, wo Päpste öffentlich Fürstentümer an ihre Söhne und Töchter verschenkten.

Da man auf Masos Wunsch an den Schleier der Vergangenheit nicht rührte, so verbot es sich von selbst, daß Gelsomina ihre Mutter kennen lernte, welche so frühe schon das natürliche Band zwischen sich und dem jungen Wesen zerrissen hatte. „Sie verliert nichts dabei,“ sagte Riario vertraulich zu dem Gatten Gelsominas. „Ein gutes Geschöpf, aber eine kümmerliche Seele; eng, dumpf und befangen; das Kloster ist der richtige Ort für sie. Sie befindet sich sehr wohl darinnen und rechnet es sich hoch an, was sie mit Beten für uns andre arme Sünder fertig bringt. Sie hätte niemals der Tochter auch nur das Wasser gereicht.“

Die Großmutter erlebte noch gute Tage in dem schönen Hause, welches Maso für seine Familie erbaute und mit einigen herrlichen Erzeugnissen seiner Kunst schmückte. In der Via Guelfa ist es noch heutigestags zu sehen; seine eisernen Zierraten, die Fackelhalter vorn zu beiden Seiten des Portals — denn Maso baute wie ein großer Herr — das prächtige Gitterthor, ein Meisterwerk der Erzgießerei, dienen bis auf diese Stunde jungen Künstlern aus dem Norden zum Studium. Maso arbeitete viele Jahre in ungebrochenem Fleiße, und seine Vaterstadt und andre Städte Italiens haben jetzt in ihren Museen den meisten Werken seiner kunstreichen Hand zur Freude kommender Geschlechter einen sichern Platz angewiesen. Die Zierde einer solchen Sammlung in Florenz ist eine silberne Schale von getriebener Arbeit, von der einer der größten Kunstkenner seines Zeitalters, der Kardinal Feo Riario, für den sie angefertigt worden ist, gesagt haben soll, daß in diesem Werk der Künstler sich selber übertroffen habe.



Kolta Radja: Ansicht des Flusses bei Kampong Djawe.

Tropen-Vegetation.

Von

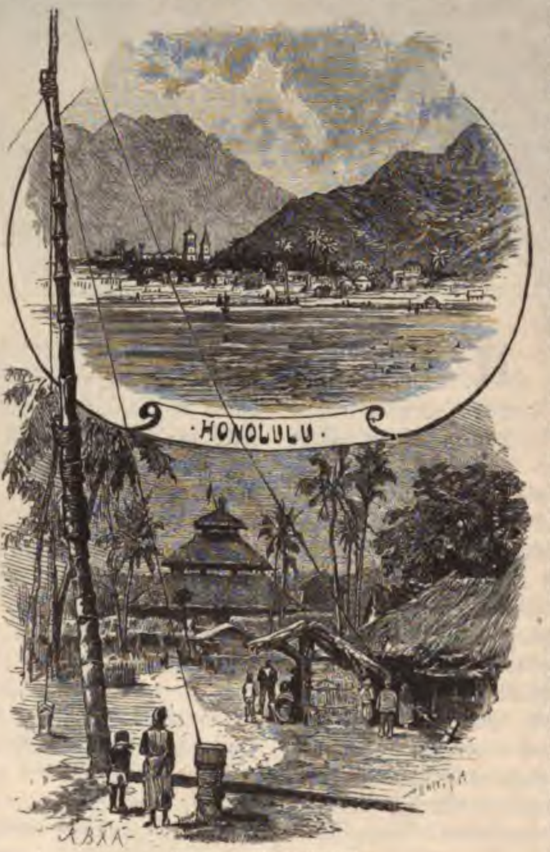
Hugo Zöller.

Wenn im folgenden vom Pflanzenwuchs der heißesten Zone unserer Erde die Rede sein soll, so möge der Leser nicht in dem Gedanken an botanische Namenlisten vor dieser kleinen Abhandlung zurückschrecken: was darin gegeben wird, soll mehr die künstlerische, als die botanische Seite der Sache beleuchten. Das Bild einer Landschaft hängt von Terrainbildung, Beleuchtung und Vegetation ab, unter diesen drei Faktoren aber spielt der letztere die bedeutendste Rolle. Und dann wird auch kein Künstler bestreiten, daß neben der Form des menschlichen Körpers einzelne Gestaltungen des Pflanzenreichs die höchste künstlerische Leistung der gesamten Natur darstellen. Mit diesen allgemeinen Begriffen gehen leider manche Täuschungen Hand in Hand, die sich wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht weiterschleppen. Wer würde sich nicht beim ersten Anblick der eintönigen, über alle Beschreibung häßlichen Hochebene Kastiliens aufs äußerste enttäuscht fühlen, wenn er seiner Jugendanschauungen gedenkt, jener Zeiten, als noch das „Kennst du das Land" seine Phantasie beherrschte? Aehnlich pflegt es den Lesern Cooperscher Indianer-Schilderungen zu ergehen, sobald sie einmal selbst nach Amerika kommen, ähnlich verhält es sich auch mit dem angeblich überwältigenden Zauber der Tropen. Seit Alexander v. Humboldt so meisterhaft die Urwälder des tropischen Brasiliens geschildert, haben minder begabte Nachfolger etwas allzustark in Tropenschwindel gearbeitet und vielfach das Bild erweckt, als ob in jenen gottbegnadeten Ländern ein einziger, endloser Urwald von zauberhafter Schönheit den jungfräulichen Boden bedecke. Diese landläufigen Ansichten sind richtig, insofern sie den Tropenwald an Ueppigkeit, sie sind falsch oder wenigstens ungenau, insofern sie ihn an Schönheit über unsre heimischen Wälder stellen. Das habe ich dutzendfach, hundertfach von Leuten, die ihr halbes Leben in tropischen Ländern zugebracht, aussprechen hören, das habe ich selbst während jener Wochen und Monate, die ich reitend, spazierend, unter dem Schatten der Bäume ruhend, inmitten tropischer Vegetation zugebracht, mehr als zur Genüge empfunden.

Von den Kontinenten der Erde erstreckt sich bloß Europa nicht in die heiße Zone, was aber die vier übrigen anbelangt, so habe ich einige der Südsee-Inseln, das tropische Nord-Australien, die hinter- und vorderindische Inselwelt, einzelne Punkte des kontinentalen Südasiens, sowie schließlich noch die sonnverbrannten Küsten Arabiens und Abessiniens, aus eigener Erfahrung kennen gelernt und auf diese Landstriche möchte ich die nachfolgende Schilderung beschränken, dabei dem Leser anheimstellend, sich von Brasilien und Westindien

ein möglicherweise etwas verschiedengestaltetes Bild zu entwerfen.

Das Inselreich Hawai war der erste Tropenboden, den ich betrat und vielleicht um dessentwillen dünkte mir der dortige Pflanzenwuchs über alle Beschreibung reich und üppig. Bei späteren Vergleichen mit andern Tropenländern erkannte ich jedoch, daß diese Ueppigkeit nur eine sehr verhältnismäßige war. An Palmen und Bananen längs der bewohnten Küste, an blütendurchwebtem Buschdickicht und undurchdringlichem Luftwurzelgewirr in den verlassenen, menschen- und tierarmen Ebenen, an vereinzelten Riesenbäumen auf schwer erreichbaren Berggehängen war allerdings kein Mangel, daneben aber fehlten auch nicht die kahlen Felsabstürze, der braungraue Boden, während doch auf Samoa, auf den Sunda-Inseln und Ceylon jedes, auch das kleinste Stückchen Erde von Buschwerk oder tiefgrünem Pflanzenteppich überdeckt zu sein pflegt. Große Schätze an edelstem, zur Luxustischlerei verwendbarem Hartholz sind noch im Innern vorhanden, zu weit jedoch abseits von den wenigen Straßen, als daß ihre Vernichtung schon für die nächste Zukunft zu befürchten wäre. Und andrerseits gestaltet sich das Innere vieler Südsee-Inseln immer mehr zur Wildnis. Früher, als es noch kriegerischer dort zuging, bauten die Eingebornen ihre Dörfer in den leichter zu verteidigenden Gebirgen, gegenwärtig ziehen sie sich mit der Einkehr friedlicher Verhältnisse nach der Küste hin und das Innere verödet. Fährt oder reitet man durch solch neuerstandene Wildnis, so nimmt sie sich als unentwirrbares, hundertfältig verschlungenes Buschwerk aus, beschaut man sie vom Gipfel eines Berges aus der Vogel-Perspektive, so erscheint sie als allerliebster, nur etwas vernachläßigter Park, aus dessen mannshohen Strauch-Bosketts einzelne höhere Gewächse anmutig hervorragen. Aus dem Gesagten wird man sich, so glaube ich, ein annähernd richtiges Bild der Vegetation von Hawai entwerfen können: Urwälder gibt's nicht, wohl aber stattlicher Palmen die Menge, auch einzelne uralte Bäume und vor allem eine Fülle pilzartig emporwuchernden Buschwerks.

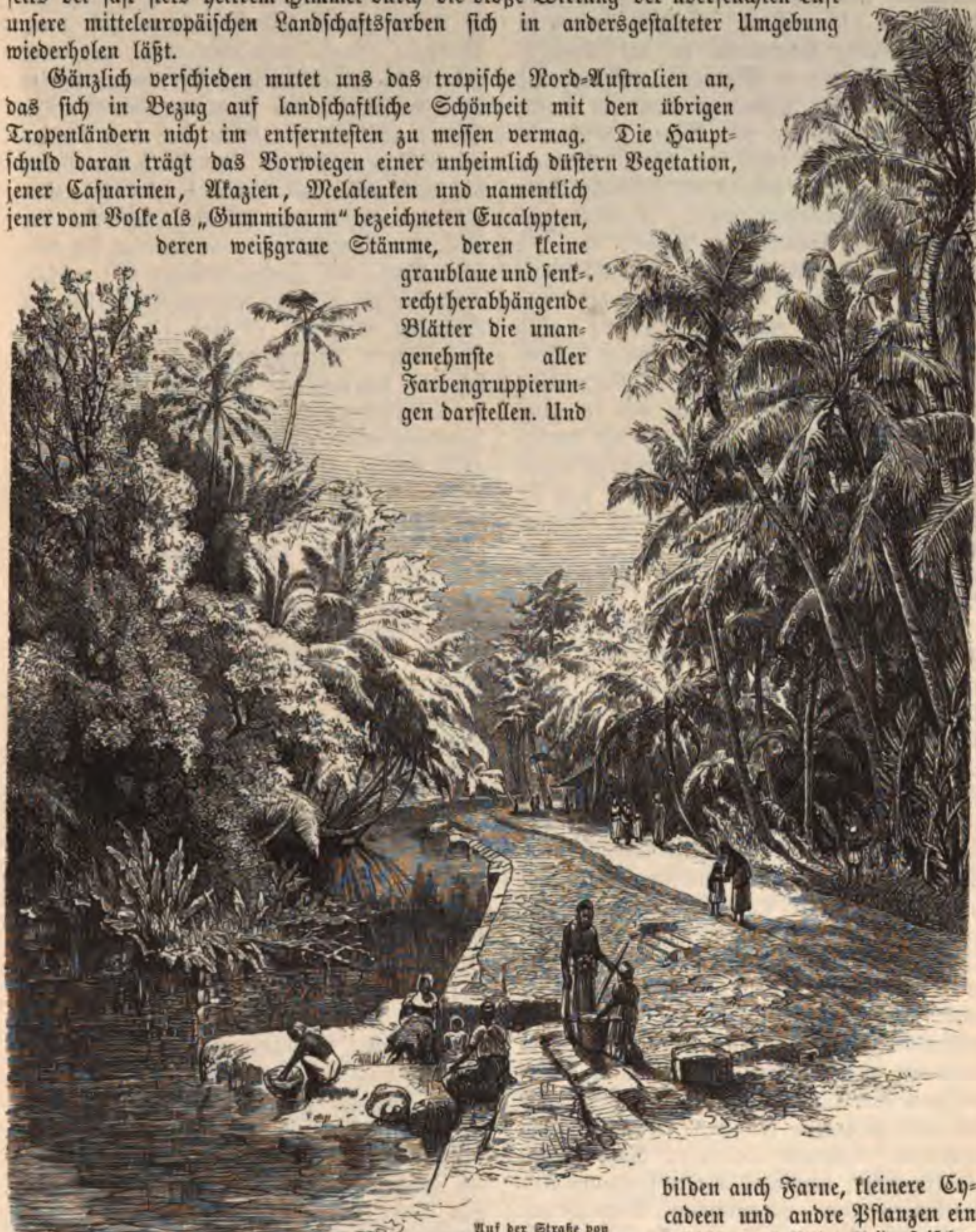


Indrapoera (Hauptquartier).

Aehnlich liegen die Verhältnisse auf Samoa, nur fehlt es, weil die Regenmenge beträchtlich größer und vielleicht auch, weil der Boden noch fruchtbarer ist, durchweg an kahlen Stellen. Der von Kokospalmen bestandene Kultursaum längs der Küste ist selten breiter als ein bis zwei Kilometer, alles übrige stellt sich auf den wenigst bevölkerten Inseln zwar nichts weniger denn als Urwald, wohl aber als ein schwer durchdringbares Gemisch von Busch- und Walddickicht dar. Ganz seltsam aber muten denjenigen, der noch soeben von den sonnverbrannten Gehängen Kaliforniens kommt, die Beleuchtung, die Farben an, die in Ems und Baden-Baden nur wenig verschieden sein mögen und durchaus nicht dem entsprechen, was der Uneingeweihte von heißen Ländern erwartet. Wer die scharfen und lebendigen Farben Italiens, wer die noch wechselvolleren und leidenschaftlicheren Aegyptens gesehen hat, der erwartet in

derselben Richtung von den Tropen das Unerhörte, er vergißt jedoch die Wirkung des regenbringenden Passats, der einesteils den denkbar üppigsten Pflanzenwuchs ermöglicht und anderseits bei fast stets heitrem Himmel durch die bloße Wirkung der überfeuchten Luft unsere mitteleuropäischen Landschaftsfarben sich in andersgestalteter Umgebung wiederholen läßt.

Gänzlich verschieden mutet uns das tropische Nord-Australien an, das sich in Bezug auf landschaftliche Schönheit mit den übrigen Tropenländern nicht im entferntesten zu messen vermag. Die Hauptschuld daran trägt das Vorwiegen einer unheimlich düstern Vegetation, jener Casuarinen, Akazien, Melaleuken und namentlich jener vom Volke als „Gummibaum“ bezeichneten Eucalypten, deren weißgraue Stämme, deren kleine graublaue und senkrecht herabhängende Blätter die unangenehmste aller Farbengruppierungen darstellen. Und bilden auch Farne, kleinere Cycadeen und andre Pflanzen ein saftiggrünes Bodenkleid, frischer und gesunder als man es im gemäßigten Australien findet, so fehlt dafür jener unbeschreibliche Blütenflor, wie er sich durch die Akklimatisierung europäischer Pflanzen in der Umgebung von Sydney und Melbourne entfaltet. Von Wald in unserm Sinne kann man



Auf der Straße von Colombo (Ceylon) ins Innere.

bei Australien allerdings sprechen, um so mehr, da jedes Unterholz fehlt und die oben erwähnten hellgrünen Gewächse bloß grasartig den Boden überwuchern. Vielfach bin ich in der Umgebung Cooktowns an der Nordostecke Australiens, in Gegenden, wo noch nie ein Eingeborner, geschweige denn ein Europäer an die Anlage von Wegen gedacht, in gestrecktem Galopp durch den Wald gesprengt, was doch in allen andern mir bekannten Tropenländern unmöglich wäre. Daraus geht ohne weitere Erläuterung hervor, daß die Bäume recht vereinzelt stehen; auch als Individuen aber sind sie nichts weniger denn imposant. Rechnet man die herrlichen, aber seltenen Farnthäler des subtropischen Australiens ab, aus denen die höchsten Baumriesen der Erde emporsteigen, so ist mir in ganz Australien niemals ein Baum und am wenigsten ein Gummibaum von majestätischem Aeußern zu Gesicht gekommen, sei es, daß die Eucalypten es überhaupt niemals dazu bringen, sei es, daß die bei der häufigen Dürre unausbleiblichen Waldbrände ein ehrwürdiges Alter nicht aufkommen lassen.

Die wunderbare, in ihrer Ueppigkeit und Fruchtbarkeit unübertroffene Inselwelt Ostasiens betreten wir zuerst auf Timor. Der Pflanzenwuchs dieses im Innern fast noch gar nicht bekannten Eilandes ist äußerlich, d. h. für den Nichtbotaniker von demjenigen Borneos und Sumatras kaum verschieden, trotzdem ja nach Wallaces Untersuchungen der ganze östliche Teil des Sunda-Archipels sowohl seiner Entstehung zufolge, wie anthropologisch und zoologisch noch zu Australien gehört. Auf meinen mehrfachen Ausflügen in die Hügel-Landschaften und Gebirgsthäler von Timor fand ich zum erstenmal, was man Urwald hätte nennen können; mächtige, anscheinend vielhundertjährige Bäume von riesenhaftem Umfange, die patriarchalisch gleich einem orientalischen Familienvater ein ganzes Heer sanft sich anschmiegender jüngeren Gewächse überschatteten. Schmale Reitwege, kaum breiter als Fußpfade, verbinden die basterbauten Ansiedelungen der papuanischen Eingebornen, neben und über jenen biegen sich die Brotfruchtbäume, Bambusträucher, die Arekapalmen, Aloen und dutzenderlei Bananenarten zu einem dichtgeschlossenen und niedrigen Laubengange zusammen, so daß man allenthalben hängen bleiben müßte, falls nicht auf all diesen ostasiatischen Inseln bloß ausdauernde Ponies als Reittiere im Gebrauch wären. Im Gegensatz zu Timor findet sich nirgendswo auf Java, Madura, Banka und ebensowenig auf jenen andern Sunda-Inseln, deren Kultivation bereits vorgeschritten ist, eine Spur von Urwald. Die Ebenen zwischen der Küste und dem Anstieg der Gebirge werden in einer Weise vom Ackerbau ausgenutzt, wie dies in den bevorzugtesten Teilen Europas nur auf kurze Strecken der Fall ist. Allenthalben zwar scheinen die endlosen Reis- und Zuckerrohrfelder mit anscheinend üppigen Wäldern untermischt zu sein, in Wahrheit aber sind es bloß die Wipfel der Kokosbäume, Arekapalmen und Bananen, die sich über den zahllosen Kampong oder Dörfern der Eingebornen zu schattigem Blätterdach zusammenschließen. Auch in den Gebirgen ist alles Kultur, samtgrüne Kaffeesträucher, oder ganz oben, wo nichts andres mehr gedeihen will, Fieberrindenbäume bedecken die Berggehänge, nirgendswo dagegen im Ardzoeno oder Gedeh-Gebirge, nirgendswo selbst an den Abhängen des Vulkans Semeru, der die höchste Bodenerhebung der Insel darstellt, habe ich Urwald oder auch nur Bäume von hohem Alter vorgefunden.

Anders auf der kleinen, fast senkrecht unter dem Aequator gelegenen Insel Singapore, die unter englischer Herrschaft das hervorragendste Handelszentrum Ostasiens geworden ist, anders auch auf der nur durch eine schmale Meerenge getrennten Halbinsel Malakka. Jene üppiger wuchernde, weniger von Menschenhand gebändigte Vegetation vermag man sich nicht vorzustellen, dichteren Naturwald als eine kleine Strecke landeinwärts von der Residenz des Maharadjah von Djohor habe ich niemals gesehen. Damit man sich jedoch von diesem hinterindischen Pflanzenwuchs kein allzu verlockendes Bild gestalte, möchte ich gleich hinzufügen, daß der gänzliche Mangel jedes auch des leisesten Wechsels der Jahreszeiten manche Pflanzenarten nicht aufkommen läßt, die noch auf Java in verschwenderischer Fülle gedeihen. Für ihren Reisbedarf sind die Malayen der näheren Umgebung von Singapore auf die Einfuhr angewiesen, da selbst jene tropische Sumpfpflanze nicht ganz des Wechsels entbehren kann. Vor allem aber hindert der Mangel aller Temperaturunterschiede die Ent-

faltung jedweder Blütenpracht, so daß derjenige, der über das erste Gefühl des Staunens hinausgelangt ist, den Eindruck gewinnt, als ob die Gewächse bloß sinnlos durcheinander wucherten. Etwas nordwärts in Malakka und Penang mildert sich diese Eigentümlichkeit schon ein wenig und Blumen in glühenden Farben, wenn auch weniger zahlreich als in subtropischen Ländern, beleben und vergeistigen das Bild jeder Landschaft. Um die Burg-, Festungs- und Kirchen-Trümmer von Malakka — die das Rom der europäischen Kolonisation in Indien darstellen — schlingt sich und rankt sich die beginnende Wildnis herum, die je weiter ins Innere hinein, desto vollkommener ihrem Namen entspricht. Bei einer zweitägigen Wagenfahrt zu den Grenzen der englisch-hinterindischen Provinz Wellesley, atmete ich einen nie gekannten berauschenden Blütenduft, empfing aber dabei die Keime einer Fiebererkrankung, die während der nachfolgenden Reise nach Atschin wochen- und monatelang meinem Körper aufs heftigste zusetzte. Und doch bot gerade Nord-Sumatra, wo ich mit vortrefflichen Empfehlungen versehen, als der erste Zivilist europäischen Blutes bis zu den äußersten Grenzen der holländischen Herrschaft vordrang, des Interessanten so viel, daß die vollste Frische des Körpers und Geistes am Platze gewesen wäre. Wo beim Beginn des Krieges die Reisfelder der Eingebornen sich ausgedehnt hatten, da sah ich zu Anfang 1880, also sieben Jahre später einen Wald, bei dem man in Deutschland, nach dem Umfang der Baumstämme zu urteilen, auf ein mindestens vierzig- bis fünfzigjähriges Alter geschlossen haben würde. „Unsere schwierigste Aufgabe war nicht etwa," so sagte mir General v. d. Heyden, „der Kampf gegen den Feind, sondern die Bewältigung einer übermächtigen Natur. Unsere Festungswerke und Militärposten müssen wir allmonatlich mindestens zweimal aus dem frischaufwuchernden Buschwerk herausschälen, was durchaus keine leichte Aufgabe ist und wo wir uns heute einen Weg gebahnt haben, da ist der Wald eine Woche später schon wieder unpassierbar." Ob einzelne Gegenden in Westindien, Zentral-Amerika oder Brasilien das Wundereiland Sumatra, das so groß ist wie Deutschland, an Macht und Ueppigkeit des Pflanzenwuchses übertreffen, vermag ich nicht anzugeben, jedenfalls behaupten die Niederländer, die doch in Bezug auf südasiatische Verhältnisse klassische Richter sind, daß Sumatra unerreicht dastehe, daß es mehr noch als Java das wahre Paradies der Erde darstelle.

Jedenfalls vermochte auch ich selbst auf Ceylon einen merklichen Abstand wahrzunehmen. Und dann kam ein Kontrast, wie vielleicht die Erde seinesgleichen nicht bietet. Nach jener smaragdgrünen Inselwelt die kahlen, sonnverbrannten, farbenglühenden Felsen der arabischen und abessinischen Küsten. Wie ärmlich doch nahmen sich die reichen Palmenthäler landeinwärts von Aden im Vergleich zu dem aus, was ich soeben von Pflanzenreichtum gesehen hatte; wie viel leidenschaftlicher aber war hier, wo kein Passatwind mehr die Luft mit Feuchtigkeit übersättigte, die Beleuchtung.

Und wollen wir zum Schlusse unsere Ansicht über Tropenvegetation und Tropenzauber zusammenfassen, so würde sie dahin lauten, daß, wenn man die fruchtbarsten, mit Laubwäldern bestandenen Teile unserer gemäßigten Zonen zum Vergleiche heranzieht, daß alsdann der tropische Pflanzenwuchs zwar grundverschieden in seinem Charakter, aber weder schöner noch weniger schön ist. Was ihm aus größerer und vielfach verschwenderischer Ueppigkeit zukommt, das gebricht auf der andern Seite an anscheinender Zweckmäßigkeit, an edlem Maßhalten und damit auch an Majestät. Ebenso sind die Tropenfrüchte im Vergleich zu den unsrigen üppiger, aber auch vielleicht, mit einziger Ausnahme der Ananas, materieller mehr zur Nahrung geeignet, es fehlt ihnen die, wenn man so sagen darf, poetische Natur unserer Kirsche und Weintraube. Beim ersten Anblick überwältigt die verschwenderische Fülle der Tropen-Vegetation, dann folgen Gewöhnung, Gleichgültigkeit und bei denen, die noch eine Erinnerung an ihre heimischen Buchenwälder bewahrt haben, Ermüdung. Die Tropenvegetation besitzt etwas von der unvernünftigen Pracht orientalischer Fürsten; der keusche Zauber des deutschen Frühlings liegt ihr ebenso fern, wie der Adel einer Venus von Milo den Gestaltungen asiatischer Künstler.

Flug und Gesang der Fische.

Von
Carus Sterne.

Die Meeresoberfläche, welche am Horizonte wie ein gerader Strich Himmel und Wasser scheidet, ist wirklich eine Scheidelinie, die zwei grundverschiedene, übereinander thronende Welten ganz wie der Boden der Mysterienbühne voneinander trennt, und zwar mit einem scharfen Grenzstriche trennt, den die Bewohner beider Weltreiche weder von unten noch von oben her dauernd überschreiten können. Nur an dieser Grenzlinie begegnen sich daher die Angehörigen der beiden Welten, die Unterthanen des lichten Zeus und des düstern Poseidon, und auch der Mensch mit seiner „dreifach erzbepanzerten Brust", wie Horaz ihn charakterisiert, mischt sich in diesen meist unfreundlichen Grenzverkehr der Bürger beider Reiche. Die große Mehrzahl der Bewohner des dichteren Elementes gelangt niemals in das dünnere und umgekehrt; auf beiden Seiten ist selbst der Versuch, ein kurzer Besuch, mit Tod und Verderben gleichbedeutend. Ganze große Abteilungen des Pflanzen- und Tierreichs sind gänzlich oder fast gänzlich auf die Wasserwelt beschränkt, so die niedersten Tiere und Pflanzen, die Infusorien und Algen, aber auch die Muscheln, Krebse und Fische sind es der Mehrzahl nach; ja ganze Klassen des Tierreichs sind sogar vollständig auf die salzige Flut des Meeres beschränkt, wie die formenreichen Klassen der Stachelhäuter und Pflanzentiere, von denen nur die letzteren einige ganz verschwindende Vertreter im Süßwasser besitzen.

Von dieser „andern" Welt, welche die Wasserfläche begrenzt, wissen wir nun nicht viel mehr, als wir mit dem Gesichtssinn darin beobachten können, für unsern Tastsinn, unser Ohr, unsere Nase bleibt dieses Reich ein verschlossener Schoß, ein Buch mit sieben Siegeln. Selbst in den klaren Tropenmeeren dringt der Blick nur bis zu mäßigen Tiefen, aber freilich berichtet er dennoch von Wundern ohne Zahl. Er erzählt uns von dichten, grünen und purpurfarbenen Tangwäldern, mit zarteren und zierlicheren Laubbildungen als sie in der trockenen Luft ausdauern und schweben könnten, von lebhaft farbigen Pilzen, — den Schwämmen — und wunderbar ätherischen Sternblumen — den Korallen —, die an steinharten Stielen daraus hervorschimmern, von prachtvoll schillernden, im übrigen aber glashellen Schmetterlingen — den Medusen —, die in den Gärten der Nereiden umhergaukeln. Nur mit den Augen des Geistes vermögen wir noch tiefer, bis zur ewigen Dämmerung des Meeresgrundes hinabzusteigen, wo in steter Ruhe auf schwanken Stielen märchenhafte Haarlilien blühen, und Schwärme selbstleuchtender Geschöpfchen sie in nie ruhendem Fackeltanz umschwärmen. Fremd und unerhört erscheint uns die ungeheure Artenzahl der im Meere pflanzenartig festgewachsenen Tiere, welche in unserer Oberwelt gar nicht ihresgleichen haben, sowie nicht minder die große Menge derer, welche träge auf Riffen und am Boden liegen, obwohl die Bewegungen im Wasser soviel müheloser sein müssen als in der Luft.

So groß aber auch die Zahl der Tiere sein mag, die im Reiche Neptuns, sei es festgewachsen oder nicht, träge an der Scholle kleben, oder höchstens an den Tangen- und Korallenklippen mühsam emporklettern, so steht doch einer viel größeren Mehrheit als in der Oberwelt jener weite Raum offen, den man als den Luftkreis dieser kristallenen Unterwelt bezeichnen könnte, der in der Jugend allen, auch den später festwachsenden Bewohnern, ohne Unterschied frei zugängliche Wasserhimmel des Neptunreiches. Während der offene Lufthimmel der Oberwelt nur den Vögeln und den Insekten und selbst diesen nicht einmal durchgängig zugänglich ist, den andern Tierklassen aber bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen (fliegende Fische, Frösche, Eidechsen und Säugetiere) durchweg unzugänglich bleibt, tummelt sich in dem ebenso pfadlosen aber dichteren Himmelselemente der Wasserwelt eine aus sämtlichen Tierklassen buntgemischte Gesellschaft herum, sogar einige Muscheln mischen sich in den Reigen, indem sie ihre schweren Kalkschalen wie leichte Schmetterlingsflügel gebrauchen, und leichtbeschwingt umher-

flattern. Aber als die eigentlichen Flieger in dem dichteren Elemente darf man doch weder die Medusen, noch die Kammmuscheln bezeichnen, sondern viel eher die ihrer Gestalt und Größe



Aehnlichkeit im Flug und Schwimmen (S. 556).

nach den Insekten vergleichbaren Flügelschnecken (Pteropoden) und die oft in ihren Bewegungen sehr vogelähnlichen Fische.

Seit uralten Zeiten hat man sich darin gefallen, Fische und Vögel, die nach dem mosaischen Berichte beide vom Wasser hervorgebracht sein sollten, miteinander zu vergleichen, um die natürliche Verwandtschaft und die gleiche Her-

kunft derselben in ihrer gesamten Gestalt und Lebensweise ausgeprägt zu finden. Die Kirchenväter Basilius der Große und der heilige Ambrosius machten in ihren Kommentarien über das Sechstagewerk darauf aufmerksam, daß die Fische in ihrem Elemente, wie die Vögel fliegen, und diese wiederum in dem ihrigen wie die Fische schwimmen; ja ein christlicher Poet des fünften Jahrhunderts, Claudius Marius Viktor, führte aus, daß Fische und Vögel eines Fleisches wären, denn die Vögel seien überhaupt nichts anderes als Fische, welche nach und nach gelernt hätten, statt in dem dichteren, im dünneren Elemente zu schwimmen. Diese dreizehnhundert Jahre später von dem französischen Konsul in Kairo De Maillet weiter ausgemalte Phantasie hatte ursprünglich bei den kirchlichen Schriftstellern, wenn nicht den Zweck, so doch den Erfolg gehabt, die Tafelfähigkeit eines solchen „befiederten Fisches" in den Fasten zu erweisen und fünf Jahrhunderte lang hat man sich bemüht, aus der Beobachtung zu zeigen, daß wenigstens die Jungen einer Vogelart (der Meergänse) ganz bestimmt aus ehemaligen Wassertieren entständen. Ich habe den an diese „entwickelungsgeschichtlichen Studien" gehefteten lustigen Streit anderwärts mit der gebührenden Ausführlichkeit geschildert: ernsthaft kommt heute die nähere „Verwandtschaft" der Fische mit den Vögeln nicht mehr in Frage, zumal durch die in der Neuzeit aufgefundenen Urvogelreste die längst aus anatomischen und entwickelungsgeschichtlichen Gründen vermutete nähere Verwandtschaft der Vögel mit den Reptilien zweifellos bestätigt wurde. Es kann sich also hier höchstens um die Frage handeln, ob thatsächlich einige Analogieen zwischen Wesen und Bewegungsart von Fischen und Vögeln vorhanden sind?

Beobachten wir einen im Wasser schwimmenden Fisch, was uns vor den Glasscheiben der Aquarien so bequem wie nur irgend möglich gemacht wird, so werden wir bald bemerken, daß bei den Fischen die hauptsächlichsten Bewegungs-Impulse von dem Schwanze und den schlängelnden Biegungen des Gesamtkörpers ausgehen, während die Flossen nur eine unterstützende Wirkung ausüben. In einer Abteilung der Stachelflosser, unter den sogenannten Panzerwangen, sind indessen bei zahlreichen Arten die Brustflossen außerordentlich entwickelt, und bei ihnen bietet die Erscheinung des schwimmenden Fisches wirklich eine große Aehnlichkeit mit der eines fliegenden Vogels, wie das vorstehende Bild, welches schwimmende Knurrhähne (Trigla hirundo) darstellt, deutlich zeigt.

Einige nahe Verwandte dieses weiter unten eingehender zu erwähnenden Fisches, deren Brustflossen noch ansehnlicher entwickelt sind, und von denen der Flughahn (Trigla volitans) des Mittelmeeres am bekanntesten ist, scheinen jene alte Phantasie vom Fischursprung der Vögel verwirklichen zu wollen, denn sie erheben sich in rauschenden Schwärmen mehrere Meter hoch über die Meeresoberfläche und schießen, mit ihren flügelartig weit ausgebreiteten, schön blau gefleckten Flossen ein prächtiges Schauspiel gewährend, mehrere hundert Fuß über den Wellen dahin, bevor sie wieder zu ihrem Elemente zurückkehren. Auf den weiten Ozeanen sind es die ihnen nicht näher verwandten, vielmehr zu den Weichflossern gehörigen „fliegenden Heringe" (Exocoetus-Arten, S. 558)), welche dem Reisenden in der Wasserwüste den hauptsächlichsten Zeitvertreib gewähren. Von dem ihr heimatliches Element durchfurchenden Kiele gestört, stieben sie bei geeignetem Wetter vor dem Schiffe nach beiden Seiten auseinander, aus dem Meere aufgescheuchten Scharen glanzgeflügelter Heringe vergleichbar. Auch einheimische Verfolger ihres Geschlechts, die Goldmakrelen oder Doraden, und außerdem Thunfische und Delphine jagen sie vor sich her in das fremde Element hinaus, wo als neue Feinde die Fregatt-Vögel und Albatrosse auf sie lauern, so daß die Treibjagd sowohl unter als über den Wellen sich fortsetzt.

Unzählige Reisende und Naturforscher haben dies Schauspiel beschrieben, und doch weiß man noch keineswegs mit völliger Sicherheit, ob die Fische bei diesem Fluge wirklich ihre „Flügel" auf und ab bewegen, wie einige Beobachter gesehen haben wollen, oder nicht. Die meisten Sachverständigen waren indessen längst der Ansicht, daß es sich hierbei um kein eigentliches Fliegen handle, daß sich die Flugfische vielmehr, wie auch andere Fische durch eine kräftige Schwanzbewegung in schräger Richtung aus dem Wasser schleudern und mit ausgebreiteten Brustflossen von der Luft tragen lassen. Auch die Untersuchungen, welche Professor Möbius in Kiel vor vier Jahren über die fliegenden Fische veröffentlicht hat, scheinen lediglich diese Ansicht zu bestätigen. Die Flossenmuskeln der fliegenden Heringe sind diesem Beobachter zufolge, im Vergleich zu den Flügelmuskeln eines Vogels,

viel zu schwach, um den Körper durch Flugbewegungen heben oder im Gleichgewichte halten zu können. Ihre Flugbahn hat die meiste Aehnlichkeit mit der eines gegen den Wind geworfenen Papierdrachen, und in der That fliegen sie fast nur bei windigem Wetter und meist gegen den Wind. Sie haben, um besser von der Luft getragen zu werden, auf der Unterseite der Brustflossen eigentümliche Windfänge ausgebildet, nämlich tiefe Rinnen zwischen den Flossenstrahlen, in denen die Luft sich gleichsam fängt, und aus dieser von Möbius erörterten Bildung erklären sich manche Eigentümlichkeiten ihrer Bahn, die man sich sonst nur als willkürliche Flugbewegungen zu deuten wußte. Sie schweben nämlich nicht in einem einfachen, flachen Bogen und in fast gleichbleibender Höhe über die bewegte Wasseroberfläche, sondern vielmehr in deutlichen Wellenlinien, indem sie sich über jeden Wellenberg erheben und dahinter wieder senken. Dieses Steigen und Fallen der Flugfische ist aber wahrscheinlich nur die Folge aufsteigender Luftströmungen vor den Wellenbergen, die in den Windfängen der Flossen wirken und dieselbe Ursache, ein an den Flanken der Schiffe senkrecht aufsteigender Luftstrom, wie man ihn auch an steilen, vom Winde angeblasenen Küsten beobachtet, trägt sie des Nachts, wenn sie mit dem Winde emporschießen, bis auf die Verdecke hoher Schiffe, wo sie zum besten Beweise, daß sie nicht wirklich fliegen können, kraftlos niederfallen und sterben. Die Wellenbahn der Flugfische ist also keine Flugbahn, sondern eine modifizierte Wurfbahn; auch ist es immerhin möglich, daß sie, am Wellenhaupte angelangt, sich durch einen Schlag mit dem Schwanze gegen das Wasser einen neuen Impuls erteilen: wenigstens vergleichen manche Beobachter ihren Flug der Prallbahn eines schräg gegen die Wasseroberfläche geworfenen, hüpfenden Scherben.

Einige Arten der fliegenden Fische, die, wie gesagt, zu ganz verschiedenen Familien gehören, sollen im Fluge eigentümliche Laute hören lassen, und wenn die Vögel des Meeres auch zwitscherten, würde uns das ja am Ende nicht wundern dürfen. Gibt es doch auch nesterbauende Fische, und beim Nesterbau singen bekanntlich die männlichen Vögel den Weibchen ihre schönsten Weisen vor. Was wissen wir überhaupt von den Offenbarungen, die uns das Ohr und die andern Sinne dort unten zuführen würden, wenn wir sie frei, wie das Auge in der Taucherglocke, im Wasser gebrauchen könnten. Eine Anzahl geisterartiger, wie aus Wasser oder farblosem Glase gebildeter, fast unsichtbarer Wesen aus allen Tierklassen: Würmer, Quallen, Krebse, Schnecken, Fische huscht um uns herum, neckt uns mit unsichtbaren Nesselfäden, und führt uns zu Gemüte, daß man hier noch anderer Sinne bedarf, als der Augen. Gewiß haben diese Wesen auch Geruchs- und Geschmacksempfindungen, von denen wir keine Ahnung haben, vielleicht gar einen elektrischen Sinn, denn elektrische Strömungen und Schläge spielen hier eine ganz andere Rolle als in der Luftwelt, wo es keine elektrischen Tiere gibt. Aber vor allem wollen wir uns daran erinnern, daß sich da unten eine Tonwelt entwickeln mag, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können.

Wir sind so gewöhnt, die Luft als das ausschließliche Reich der Töne anzusehen, daß die meisten Menschen kaum daran gedacht und am wenigsten sich ausgemalt haben, wie auch in dem dichteren Elemente die Tonempfindungen eine Rolle spielen mögen, wesentlich verschieden vielleicht von den unsrigen, aber darum nicht minder lebendig und belebend, wenn wir auch oben wenig davon vernehmen. Wenn wir beim Bade den Kopf unters Wasser tauchen, so hören wir jeden innerhalb des Wassers erzeugten Ton viel stärker, als wenn wir uns draußen befinden und die Versuche, welche Colladon und Sturm 1826 am Genfer See angestellt haben, zeigten, daß der Schall einer unter dem Wasser angeschlagenen Glocke, deren Klang man außerhalb des Wassers kaum bis zu einer Entfernung von tausend Schritt vernahm, am jenseitigen Ufer in einer Entfernung von zwei Meilen noch deutlich gehört werden konnte, wenn ein mit einer Membran überspanntes Hörrohr, dessen Mündung der Glocke zugewendet war, ins Wasser eingesenkt wurde. Sie fanden ferner, daß der Schall im Wasser mehr als viermal so schnell fortgepflanzt wird, als in der Luft, und daß er ein ziemlich verschiedenes, schärferes Timbre dabei annimmt, indem z. B. das Summen der Glocke gänzlich wegfiel. Mehrere Jahrzehnte später angestellte Versuche zeigten Colladon, daß man den Klang einer zehn Zentner schweren Kirchenglocke, wenn sie mit einem entsprechenden Klöppel unter Wasser angeschlagen wurde, in einer Entfernung von fünf Meilen unter Wasser so deutlich vernahm, daß er daraus schloß, man würde ihn unter



„Fliegende Heringe“ (S. 556).

Umständen auch zwölf Meilen weit hören. Wie man in neuester Zeit unter den Manuskripten Leonardo da Vincis gefunden hat, kannte dieser in allen schönen und nützlichen Künsten bewanderte Künstler bereits diese erhöhte Fortpflanzungsfähigkeit des Schalls im Wasser, und schlug vor, mittelst eines solchen Wasserhörrohrs von der Gestalt einer Tuba, die nächtliche Annäherung feindlicher Schiffe an die Häfen aus weiter Ferne zu belauschen. Ein solches Wasserhörrohr würde uns immerhin nur einen kleinen Bruchteil von den Gesprächen, Konzerten und sonstigen Lautäußerungen der Muscheln, Fische und andern Wassertiere belauschen lassen, denn man muß bedenken, daß hierbei nur ein kleiner Teil der den Wassertieren durch ihre gesamte Körperoberfläche zugeleiteten Schwingungen des dichteren Elementes aufgefangen und in das dünnere übergeleitet werden würde. Nichtsdestoweniger werden wir aus der bloßen Thatsache, daß das Wasser Tonschwingungen energischer übermittelt als die Luft, schon schließen können, daß die Wasserwelt eine tonreiche ist, so wenig wir auch bei dem erschwerten Uebergang der Töne aus dem Wasser in die Luft davon hören mögen, und damit im vollsten Einklange finden wir denn auch die meisten der überhaupt mit Sinnesorganen versehenen Wassertiere mit Gehörsteinchen ausgerüstet, die sie gewiß nicht besitzen würden, wenn in den kristallenen Wölbungen weder Schall noch Widerhall zu hören wäre.

Anderseits müßten wir aber auch schließen, daß Tiere, welche Gehörsorgane besitzen, ihrerseits schwerlich stumm sein können, denn die Schallempfindungen wecken überall Nachahmungen, und jede Ansprache reizt zur Antwort. Den umgekehrten Schluß hat zwar Lichtenberg gemacht und gesagt, es wäre sehr weise, daß die Fische stumm wären, denn da das Wasser den Schall so außerordentlich gut fortpflanze, würden sie ihr eigenes Wort nicht hören. Allein das Sprichwort: „stumm wie ein Fisch“ ist grundfalsch und wenn noch Linné die Fische stumm und taub nennt, so muß er vergessen haben, daß sich z. B. die Karpfen mit kleinen Klingeln zu ihren Futterplätzen rufen lassen, und dadurch ein sehr feines Gehör bekunden, da von den Tonwellen der Luft jedenfalls nur ein kleiner Anteil ins Wasser eindringt, der größere vielmehr von der Oberfläche abprallt. Uebrigens kannten schon die Alten eine Anzahl von Fischen, welche weit vernehmbare Laute ausstoßen, und der alte Tierkundige Aelian sagt: „Diejenigen, welche alle Fische zum Schweigen verdammen, und sie stumm nennen, sind über deren Natur sehr mangelhaft unterrichtet, denn einige von ihnen pfeifen, rasseln oder grunzen. Die Lyra, die Chromis und der Aper grunzen nach Aristoteles, der Schmied (Chalkeus oder Faber) pfeift und der Meerkuckuck (Coccyx) hat eine ähnliche Stimme, wie sein Namensvetter, der Vogel.“ Aristoteles sprach sich äußerst scharfsinnig

über diese ebenerwähnten Fische und die Erzeugungsweise ihrer Töne aus; von einer eigentlichen Stimme in unsrem Sinne könne man nicht reden, denn die Fische besäßen weder Lunge noch Luftröhre, noch Kehlkopf; sie erzeugten ihre Laute vielmehr teils, wie die Grillen durch Reibung rauher Organe, oder durch Rasseln und Rauschen (wie gewisse fliegende Fische) oder durch ausgestoßene Luft. Welche Fische Aristoteles im speziellen unter den obigen Namen verstanden hat, ist heute schwer mit einiger Sicherheit zu ermitteln, aber darüber ist kein Zweifel, daß die meisten derselben unter den nahe verwandten Familien der Panzerwangen (Cataphracti), Seehähne (Trigliae) und der Umberfische (Sciaenidae) zu suchen sind, deren Arten deshalb auch mehrfach die erwähnten Namen als Beinamen empfangen haben.



Trommler (S. 560).

Der bekannteste derselben ist der Knurrhahn der Nordsee und des atlantischen Meeres, den wir dem Leser im ersten Bilde vorführten und der teils seiner Töne, teils seiner flügelartigen Brustflossen wegen allerhand Vogelnamen bekam. Man nennt ihn Meer-Schwalbe, -Kuckuck, -Krähe und -Rabe (Trigla hirundo, cuculus, corvus und corax), weil er sowohl im Wasser als im Netze auf eine eigentümliche, den Fischern allerorten wohlbekannte Art knurrt oder grunzt. Aehnlich verhält sich sein mehrerwähnter Bruder, der Flughahn (Trigla volitans), den die Buben in Messina den Reisenden bringen, damit sie hören können, wie der Fisch unter jedesmaligem Aufsperren der Kiemendeckel laut knarrt, ein, wie es scheint, durch die Reibung der Gelenkflächen im Wasser wie in der Luft hervorgebrachter Ton. Bei dem Knurrhahn der Ostsee (Cottus scorpius), welcher ähnliche Töne hervorbringt, ist jedoch die Ursache der Tonerzeugung, wie wir sehen werden, eine ganz andere.

Viel lautere Töne von mannigfaltigerer Klangfarbe erzeugen jedoch die Umberfische oder Sciäniden, die meist die Gestalt großer Barsche oder Karpfen haben, und in Scharen daherziehen, welche sich den italienischen Fischern, wenn sie das Ohr auf den Bootsrand legen, durch ihr musikalisches Gebrüll aus Tiefen von zehn bis zwölf Metern verraten. Besonders ist hier der zwei Meter Länge erreichende Seeadler (Sciaena aquila) zu nennen, der sich zur Laichzeit in Scharen den Flußmündungen der italienischen Küste nähert und dann, wenn die Genossen Leib an Leib stehen, eine mächtig brausende, wenn auch eintönige Symphonie anstimmt, auf welche wahrscheinlich die Sirenensage der Alten zurückzuführen ist. Gerade an jener Uferstelle des Mittelmeeres, wo die Sirenen gehaust haben sollen, nämlich am Vorgebirge Scylla, haben sich früher häufig Seeadlerschwärme durch ihre Serenaden bemerkbar gemacht. Ich sage Serenaden, denn wie bei den

männlichen Vögeln und Fröschen handelt es sich in diesen Gesängen der Fische um Klänge der Liebe und um Locktöne, welche die Fischer an einigen Orten sogar nachzuahmen wissen, um einen guten Fang zu thun.

Die besten Musikanten unter den Umberfischen sind jedoch die vorstehend abgebildeten Trommler (Sciaena oder Pogonias chromis) und andere Arten, welche sich namentlich im Atlantischen und Indischen Ozean finden und deren aus hundert und mehr Fuß Tiefe emporschallende Musik oftmals von den Schiffern vernommen, und dem Klange der Orgel, des Akkordion, der Harmonika, oder auch einem Orchester von Bässen und Cello, am passendsten vielleicht der Musik von Maultrommeln verglichen wurde. Ehe die Ursache dieses in stillen Nächten aus der Tiefe schallenden Getrommels genauer bekannt war, erregte es den Schiffern nicht selten unheimliche Gefühle, und Alexander von Humboldt, der am Abend des 20. Februar 1803 in der Südsee ein solches Tönen, wie von siedendem Wasser vernahm, wußte nicht, wie er den Schrecken der Matrosen beschwichtigen sollte, und dachte an einen Ausbruch des fernen Cotopaxi, an verborgene Klippen, kurz an alles Mögliche, nur nicht daran, daß Fische die Ursache sein könnten. Unter den neueren Beobachtern verdient der Bericht eines Herrn Präger angeführt zu werden, der den Gesang der Fische 1860 an der Küste von Borneo vernahm. „Im April“ erzählt er, „lagen wir auf dem Pontianak, dem größten Flusse an der Westküste Borneos. Hier hörten wir zur Flutzeit deutlich Musik, bald höher, bald tiefer, bald ferner, bald näher. Es klingt aus der Tiefe herauf, wie Sirenengesang, bald wie volle Orgeltöne, bald wie leise Aeolsharfenklänge. Man hört es am deutlichsten, wenn man den Kopf ins Wasser taucht. Man unterscheidet leicht verschiedene, zusammenklingende Stimmen. Diese Musik wird, wie die Eingebornen erzählen und die sorgsamsten Untersuchungen bestätigen, von Fischen hervorgebracht.“ Ein ähnliches Ständchen der Fische belauschte der Schiffsleutnant John White an der Mündung des Flusses Donnaï in Nieder-Kochinchina, und es war wie tiefer Orgelklang, unter den sich das Geschrei des Ochsenfrosches mengt. Doch am meisten glich es einem Klange, den man in der Phantasie einer ungeheuern Maultrommel zuschreiben könnte. „Begierig die Ursache dieses Freikonzertes zu entdecken, trat ich,“ erzählt White, „in die Kajütte, und fand den Lärm, von dem ich mich bald überzeugte, daß er aus dem Schiffsboden kam, zu einem vollen und ununterbrochenen Chorus angewachsen.“ Der Dolmetscher, ein christlicher Kochinchinese, leitete die Töne von in der Ngabay einheimischen schollenähnlichen Fischen ab, die sich vermöge ihrer besonderen Mundbildung am Schiffsboden festsaugen sollten, was wahrscheinlich auf einer Verwechselung beruht. In dem Maße, wie man den Fluß hinauffuhr, verminderten sich die Töne und verschwanden zuletzt ganz. Man erkennt leicht, daß es sich auch in diesem Falle um liebegirrende Sänger handelte, die sich an der Flußmündung einfinden, um die Weibchen durch ihre sonore Musik zu erfreuen.

Wir kommen nunmehr zu der Frage, wie die Fische, da sie doch keine Lungen und keine Stimmritze besitzen, diese musikalischen Töne hervorbringen können, ein Problem, über welches zahlreiche Zoologen, besonders Johannes Müller, Dufossé, Landois, Moreau u. a. eingehende Untersuchungen angestellt haben. Es hat sich dabei herausgestellt, daß diese Töne durch so verschiedene Mittel hervorgebracht werden, daß sich in Wahrheit ein reichbesetztes Orchester der verschiedenartigsten Musikanten aus ihnen zusammenstellen läßt. Die am wenigsten ausdrucksvollen Töne werden durch Knirschen der Zähne z. B. vom Mondfisch (Orthagoriscus) oder durch Reibung der Schlundknochen, der Kiemendeckel und des Kopfes an den Schultern hervorgebracht, Geräusche, die besonders bei den obenerwähnten Panzerwangen in verschiedener Gestalt vorkommen. Mitunter werden aber auch diese Reibungsgeräusche musikalisch und gleichen dann dem Zirpen der Grillen und Heuschrecken. Eine der merkwürdigsten Einrichtungen dieser Art ist erst ganz vor kurzem durch den englischen Zoologen Haddon bei einem zum Welsgeschlechte gehörigen Fisch (Callomystax gagata) beobachtet worden. Der Tonapparat liegt hier in der an einer Stelle unweit des Kopfes gelenkigen Wirbelsäule und besteht aus einem hervorragenden Knochen, der auf beiden Seiten wie eine doppelte Feile fein geriefelt ist. Dieser Knochen bewegt sich zwischen zwei ebenfalls mit zahnartigen Einschnitten versehenen Knochenplatten und bringt bei jeder Beugung in dieser Gelenkstelle eine scharfe Stridulation hervor.

Die Pfeifer und Flötisten im Wasser-

orchester sind die bekannten Schlammpeitzger (Cobitis fossilis), die man hier und da, schon lange bevor die Zimmeraquarien aufkamen, in großen Gläsern als Wetterpropheten hielt. Sie lassen außer kollernden Tönen, die von größeren Massen ausgestoßener Luft herrühren, oft ziemlich hohe pfeifende Töne hören. Schon mehrere alte Schriftsteller, wie Athenäus, Pausanias, Clearchus u. a. haben von in arkadischen Flüssen heimischen Fischen erzählt, die wie die Drosseln pfeifen, und damit sehr wahrscheinlich unsere Schlammpeitzger gemeint. Diese Fische haben die Fähigkeit, ihren gesamten Darmkanal als Atmungsorgan arbeiten zu lassen und kommen daher von Zeit zu Zeit an die Oberfläche, um mit einemmal größere Mengen von Luft einzunehmen. Die gedachten Töne werden dabei sowohl durch das Einziehen als durch das Ausstoßen der Darmluft erzeugt, so daß also auch hierin keine eigentliche Analogie mit den Brusttönen der höheren Tiere vorliegt.

Eine solche Uebereinstimmung würde indessen bei verschiedenen Fischen aus den Familien der Karpfen, Welse und Aalfische vorliegen, die alle zu jener großen Abteilung gehören, deren Mitglieder durch einen offnen, aus der Schwimmblase in die Schlundröhre führenden Gang ausgezeichnet sind. Der französische Naturforscher Valenciennes glaubte sich überzeugt zu haben, daß gewisse Töne, welche Barben, Döbel, Karpfen und andere Süßwasserfische hören lassen, wenn man sie im Wasser beunruhigt, von Lufthauchen herzuleiten seien, die aus der Schwimmblase in die Schlundröhre ausgestoßen werden. Wenn das richtig ist, so haben wir darin eine Art angehender Brusttöne auch bei den Fischen, denn die Schwimmblase der Fische ist sozusagen der Embryo oder Keim der Lunge bei den höhern Wirbeltieren, wenn sie auch vorläufig nur im geringen Maße den Gasaustausch besorgt, da als eigentliche Atmungswerkzeuge die Kiemen dienen.

Bei den am meisten musikalischen Fischen aus den Familien der Triglen und Umberfische kann es sich jedenfalls nicht in ähnlicher Weise verhalten, denn hier ist die Schwimmblase gänzlich von Schlund- und Mundöffnung abgeschlossen. Daher wollte Dufossé mit andern Forschern bei ihnen die gespannte Schwimmblase auch nur als eine Art Resonanzboden gelten lassen, und meinte, das Tönen käme vom Vibrieren gewisser Muskeln, also von einer ganz eigenartigen Manier der Tonerzeugung im Tierreiche her. Moreau machte indessen darauf aufmerksam, daß fast alle als gute Musikanten bekannten Fischarten in ihrer mit allerlei Anhängseln und Nebenkammern versehenen Schwimmblase eine häutige Scheidewand besitzen, die wie ein Trommelfell quer durch das Innere aufgespannt ist, und eine mit starken Muskeln umspannte Abteilung derselben von einer muskelfreien abtrennt. Hieraus glaubt Moreau und mit ihm Pagenstecher darauf schließen zu dürfen, daß dieses mit einer Oeffnung versehene Trommelfell im Innern der Schwimmblase in Schwingungen versetzt werde, wenn der Fisch die Luft aus dem einen Teile der Schwimmblase in den andern eintreten läßt, etwa wie auch der Mensch bei vollkommen geschlossenen Luftausgängen innerlich den Kuckucksruf erzeugen kann, indem er die Luft aus der Mundhöhle in die Lunge und aus der Lunge in die Mundhöhle treten läßt. Durch diese Pressung und Verschiebung der Luft in der Schwimmblase wird natürlich auch das spezifische Gewicht des Fisches verändert, und sein Schwerpunkt verrückt, und daraus erklärt es sich, daß die Töne von lustigen Sprüngen im Wasser begleitet werden. Es sind die Tanzliedchen der Minnezeit. Dabei mag indessen die Muskelvibration in vielen Fällen dennoch mitsprechen, oder in gewissen Fällen die alleinige Tonquelle sein, wie z. B. bei dem von Landois untersuchten Knurrhahn der Ostsee (Cottus scorpius), der gar keine Schwimmblase besitzt, und bei welchem das Vibriren der Muskeln zweifellos wahrgenommen wurde.

Was uns demzufolge am meisten in Erstaunen setzen muß, ist nicht die Stärke und die Mannigfaltigkeit der verschiedenen, teilweise aus bedeutender Tiefe empor und bis in das Luftmeer fortgepflanzten Tonäußerungen der Fische, sondern vielmehr die Vielseitigkeit der Erzeugungsart, die noch viel größer ist, als in dieser kurzen Skizze angedeutet werden konnte. Während es sich bei den höheren Wirbeltieren fast immer um Brusttöne handelt, haben die Fische in ihrem stärker tönenden Elemente die verschiedensten Instrumente in Bewegung gesetzt, um ein volltöniges Orchester zu stande zu bringen. Da haben wir Pfeifer, Leiermänner, Orgelspieler, Trommler, Kuckucke, Knurrhähne, Schnarcher, Grunzer und Raßler, kurz alle Sorten von Virtuosen. Und immerhin werden

die hier im Fluge erwähnten lautbegabten Fische nur eine kleine Auswahl der wirklich stimmbegabten Fische darstellen, ja wir werden vielleicht annehmen dürfen, daß in dem günstigen Elemente sich mehr oder weniger alle Fische, wenn sie leidenschaftlich erregt sind, ihren Genossen durch freiwillig erzeugte Wasserschwingungen mitteilen können, nur mögen dieselben meist zu schwach sein, um aus dem Wasser in die Luft zu dringen und von uns gehört zu werden. Aber innerhalb der kristallenen Wölbungen und für die darin lebenden Tiere mag es da unten ein ewiges Singen und Klingen geben, und was dem Außenstehenden als schweigender Schoß erscheint, ist vielleicht eine niemals ruhende Flut von Tönen, eine ewige Symphonie.



Der Bienenstich. Von Arthur Langhammer.

Die Frankfurter Buchhändlermesse.

Von

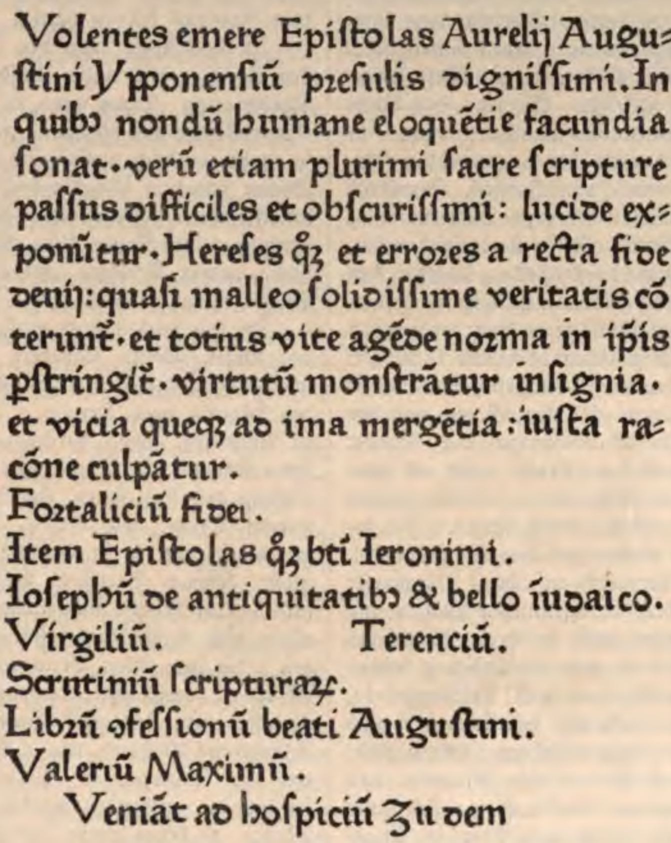
Friedrich Kapp.

Frankfurt am Main ist schon in alten Zeiten als einer der bedeutendsten deutschen Markt- und Meßplätze berühmt. Kaiser Friedrich II. nimmt es bereits 1240 unter seinen mächtigen Schutz; spätere Kaiser, wie Ludwig von Bayern, Karl IV. und Ruprecht, verleihen der Stadt zu den ihr früher eingeräumten Vorrechten neue und wertvolle Privilegien, und

selbst die Päpste Bonifazius IX. und Sixtus IV. erweisen den dortigen Messen ihre reiche Gunst, so daß diese gegen Ende des Mittelalters einen der wichtigsten internationalen Märkte Europas bildeten.

Zwei Umstände wirkten zusammen, um diese Bedeutung Frankfurts für den damaligen Großhandel zu befestigen und noch zu erhöhen. Einmal war es die günstige Lage der Stadt. Ziemlich im Mittelpunkte der damaligen zivilisirten Welt gelegen, ja fast gleichweit von Lübeck, Wien, Venedig, Lyon, Paris, Antwerpen und Amsterdam entfernt, knüpfte Frankfurt in erster Linie mittelst des Rheines, der im Mittelalter bedeutendsten Wasserstraße des Kontinents, ebenso leicht Verbindungen mit Straßburg und Basel und von da mit dem Süden an, als es über Köln rege Beziehungen mit dem Norden, Nordosten und Nordwesten unterhielt. Daran schloß sich der lebhafte Verkehr mit dem Binnenlande, namentlich den Hauptsitzen des deutschen Gewerbefleißes und kaufmännischer Unternehmungen, wie Ulm, Augsburg und Nürnberg, welche teils zu Wasser, teils zu Lande ihre Waren nach Frankfurt schafften. Zu den von der Natur gebotenen Vorzügen kam nun aber noch die Rührigkeit der Bürger, welche für die Vergrößerung und gleichzeitige Sicherheit ihres Handels keine Opfer scheuten und bei ihren Bündnissen mit den Nachbarn für den vollen Schutz der Messen zu sorgen wußten.

Nach diesem natürlichen Vereinigungspunkte zwischen Nord- und Süddeutschland sandten nun schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert Augsburg seine Zeuge, Ulm seine Leinwand, Nürnberg seine Kunsterzeugnisse, die übrigen deutschen und schweizer Städte aber Tücher, Teppiche, Gold- und Silbergeräte, süße italienische Weine und Oele. Vom Rhein kamen Wein und Tuch, Handschuhe und Hüte, die Seeund Hansestädte brachten Fische und Pferde, Hopfen, Metall- und Rauchwaren, Böhmen bot sein Glas, während Steiermark sein Eisen, Sachsen sein Silber, Thüringen Pech, Teer und Waid schickte.


Volentes emere Epistolas Aurelij Augu-
stini Ypponensiũ presulis dignissimi. In
quib9 nondũ humane eloquẽtie facundia
sonat. verũ etiam plurimi sacre scripture
passus difficiles et obscurissimi: lucide ex-
ponũtur. Hereses q̃z et errores a recta fide
deuij: quasi malleo solidissime veritatis cõ
terunt̃. et totius vite agẽde norma in ipis
pstringit̃. virtutũ monstrãtur insignia.
et vicia queq3 ad ima mergẽtia: iusta ra-
cõne culpãtur.
Fortaliciũ fidei.
Item Epistolas q̃z btī Ieronimi.
Iosephũ de antiquitatib9 & bello iudaico.
Virgiliũ. Terenciũ.
Scrutiniũ scripturaꝝ.
Librũ ɔfessionũ beati Augustini.
Valeriũ Maximũ.
Veniãt ad hospiciũ Zu dem

Nachbildung der ältesten deutschen Verlagsanzeige; Straßburg, 1471 (S. 564).

Während in der Folge die übrigen Binnenstädte fast ausnahmslos durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien und Amerikas verloren, zog Frankfurt aus beiden Ereignissen noch Gewinn, weil sie den Welthandel nach dem Westen Europas lenkten und namentlich mit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die großen Handelsplätze und Warenlager von Antwerpen und Amsterdam in immer lebhaftere und gewinnreichere Beziehungen zu der

Kaiserstadt am Main brachten. Schon die Schriftsteller des Mittelalters erschöpfen sich im Lobe ihrer Messen. Einer nennt sie das Haupt aller Jahrmärkte auf Erden, der andere den kleinen Inbegriff der Welt, der dritte das Kaufhaus der Deutschen, der vierte den berühmtesten Markt Europas.

Diesem blühenden Verkehr führte die seit 1462 sich ausbreitende Buchdruckerkunst gegen den Anfang des letzten Viertels des fünfzehnten Jahrhunderts einen neuen einträglichen und den für die Gesittung der Welt bedeutendsten Meßartikel zu. Es war der Buchhandel mit seinen Erzeugnissen, nicht nur von Deutschland und den angrenzenden Ländern, sondern auch von Italien, Frankreich und Spanien. Wann der erste Bücherumschlag auf der Frankfurter Messe stattgefunden hat, ist zahlenmäßig nicht festzustellen; dagegen geht aus den auf uns gekommenen Quellen hervor, daß er, wenn nicht schon gegen Ende der sechziger Jahre, jedenfalls zwischen 1470 und 1480 dort angefangen haben muß. Natürlich konnten sich bei den damaligen schlechten Wegen und den noch schlechteren Verbindungen die Drucker mit dem Vertrieb ihrer Artikel nicht auf ihren Wohnort allein beschränken, sondern mußten auch auswärts Absatz dafür suchen. So begegnen wir in ältester Zeit dem Hausierhandel. Die Drucker breiteten auf dem Jahrmarkte einer Stadt oder an öffentlichen Plätzen und den Kirchenthüren oder in ihrem Wirtshaus ihre Vorräthe aus und verkündigten solches in öffentlichen Anzeigen und Anschlagzetteln, deren einige uns noch aus den siebenziger und einer aus den achtziger Jahren erhalten sind: so von Johann Menke oder Mentelin aus Straßburg, Johann Bämler, Anton Sorg und dem Kloster St. Ulrich und Afra in Augsburg, Johann Regiomontan und Anton Koberger (1486) in Nürnberg. Während die einen Anzeigen in Groß-Folio als Mauerplakate dienten, waren die anderen in Oktav gedruckten Ankündigungen oder Subskriptionseinladungen zur Verteilung unter die Vorübergehenden oder an Liebhaber zum Einkleben in die Bucheinbände bestimmt. Die erste und wahrscheinlich älteste Anzeige ist nur neunzehn Zeilen in klein Oktav lang und kündigt sogar mit raisonnierender Inhaltsangabe Drucke von Mentelin in Straßburg an. Sie beginnt mit den Worten: „Volentes emere und schließt mit dem Satze: Veniant ad hospitium Zu dem...“ (S. 563) Die offen gelassene Stelle am Ende zeigt, daß der Buchführer von einem Orte zum andern zog und jedesmal bei seiner Ankunft den Namen seines Wirtshauses eintrug; die lateinische Sprache aber beweist, daß er vorzugsweise Gelehrte im Auge hatte. Der Rat von Nürnberg verbot 1513 fremden und einheimischen Buchführern, Bücher unter dem Rathaus feil zu halten.

In der Regel war der Drucker zugleich der Verleger und unter Umständen sogar der Sortimenter. Denn wenn er auch meist auf eigene Gefahr und Rechnung zu drucken pflegte, so mußte er doch vielfach für den Absatz seiner Bücher mit dem bücherkaufenden Publikum in unmittelbaren Verkehr treten oder zur teilweisen Deckung seiner Kosten seine Verlagsartikel mit denen andrer Verleger austauschen und deren Bücher mitzuverkaufen suchen.

In den reichen und großen Reichsstädten wie Basel, Köln, Nürnberg und Augsburg schied sich zuerst der Verleger im heutigen Sinne des Wortes vom Drucker. Anton Koberger in Nürnberg, Franz Birckmann in Köln, Johann Rynmann in Augsburg ließen schon vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an in andern Orten, wie Basel, Straßburg, Hagenau oder selbst in Venedig drucken. Der große Kölner Verleger Gottfried Hittorp (1512—1562) hatte nicht einmal eine Druckerei; allein diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Um nun ihren Verlagsartikeln größeren Absatz zu verschaffen, ergriffen die großen Drucker jener Zeit zwei Wege: sie errichteten Filialen im Ausland, wie z. B. Peter Schöffer und A. Koberger in Paris oder sie besuchten die größeren deutschen Märkte und Messen, an deren Spitze damals, wie wir gesehen haben, Frankfurt am Main stand. Anfangs mögen sie befreundeten dahin reisenden Kaufleuten Bücher zur Besorgung an Freunde in andern Städten mitgegeben haben, später mögen Bücher von der Meßstadt aus von Messereisenden verlangt worden sein; in kurzer Zeit aber muß, namentlich von den wichtigen rheinischen Städten Basel, Straßburg, Mainz und Köln aus der Meßbesuch der Drucker in Frankfurt ein regelmäßiger geworden sein, mit welchem die genannten wegen ihrer Lage nicht zu konkurrieren vermochten. Dazu kam, daß schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts

die Gelehrten dahin gingen, um Verbindungen anzuknüpfen oder Bekanntschaften zu machen, woran sich später der Abschluß von Verlagsverträgen schloß, daß Gelehrte und Sortimenter hier ihren Bedarf auswählten, ja daß selbst kleine Händler sich namentlich von der Reformation an auf der Messe einfanden, um wohlfeil die ihnen passend erscheinenden Artikel auszusuchen und mit andrer Ware hausierend durchs Land zu tragen.

Die älteste urkundlich beglaubigte Angabe, daß deutsche Drucker die Frankfurter Messe besuchten, reicht in den Anfang dieser Periode zurück. Nach den Baseler Gerichtsprotokollen von 1469—1483 nämlich zogen Johann Amerbach und Michael Wenßler — Basel war damals noch eine deutsche Stadt — 1478 dahin. Erst 1485 erscheint zuerst Peter Schöffer dort. Es läßt sich leicht voraussetzen, daß ein so thätiger, in nächster Nähe von Frankfurt wohnender Verleger, wie der Mainzer Schöffer, diese Stadt ebenso bald wie Paris in den Kreis seiner Unternehmungen gezogen hat; allein die Geschichte schweigt über diesen Punkt. Dergleichen Aufzeichnungen finden sich überhaupt nur gelegentlich; man hielt es offenbar kaum der Mühe wert, sie ausdrücklich zu erwähnen. Dagegen erfahren wir urkundlich, daß Schöffer 1479 Bürger in Frankfurt wurde, während er seine Druckerei in Mainz beibehielt. Welchen Grund hätte er wohl gehabt, sich unter die Bürger jener Stadt aufnehmen zu lassen, wenn ihn nicht wichtige Geschäftsinteressen bestimmt hätten? Im Juli 1485 mahnt Schöffer einen säumigen Schuldner, daß er ihm auf der nächsten Frankfurter Messe sein Guthaben zahlen solle. Im Jahre 1488 muß der buchhändlerische Verkehr dort schon ein sehr reger gewesen sein, da nach Ausweis des städtischen Rechnungsbuches „die Buchdrucker am Main“ zu den während der Fastenmesse gezahlten 248 Hellern Stand- und Marktgeld 19 Heller und 4 Schillinge beitrugen. Nun erhielt Frankfurt viel später, im Jahre 1530 nämlich, seinen ersten ständigen Drucker in der Person Christian Egenolphs; es können also nur fremde Drucker resp. Verleger gemeint sein, zumal einheimische doch ihre Offizinen in der Stadt halten und keine Buden mieten würden.

Ein sehr starker, wenn auch indirekter Beweis dafür, daß Frankfurt schon in den achtziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts ein lebhafter Büchermarkt war, liegt in einer Thatsache, welche ich den von J. J. Amiet ausgezogenen Baseler Kopialbüchern entlehne. 1489 nämlich unternahm der aus Straßburg gebürtige, aber nach Basel gezogene Drucker Michael Wenßler mit zwei anderen Baselern, Hans Wiler und Jakob von Kirchen, eine Geschäftsreise den Rhein hinunter nach Flandern und England. Sie hatten ihre für den Verkauf mitgenommenen Bücher in vier große Fässer und ein kleines Fäßchen verpackt. Vor ihrer Abreise erklärten sie auf ihren Bürgereid, daß diese zum Verkauf in jenen Ländern bestimmten Bücher ausschließlich ihr Eigentum seien und daß niemand anders Anteil oder Gemeinschaft daran habe. Der Rat stellte ihnen auf diese Erklärung hin am 17. November 1489 einen offenen Geleitsbrief aus und empfahl seine Bürger und ihre Habe jedermann zur besten Förderung aufs freundlichste. Wenn nun damals schon deutsche Drucker den Rhein hinunter und über seine Mündungen hinaus fuhren, um ihre Verlagsartikel zu verkaufen, so liegt der Schluß nahe, daß sie früher schon den viel näher gelegenen wichtigsten kontinentalen Meßplatz besucht hatten und jetzt durch die Ausdehnung ihrer Geschäfte über denselben hinaus noch größern Absatz zu finden hofften. Wo anders als in oder aus Frankfurt hätten sie damals genaue Kenntnis über den Bücherabsatz in Flandern oder in England gewinnen können?

Für das sechzehnte Jahrhundert fließen die Quellen über Frankfurt als buchhändlerischen Meßplatz schon viel reicher. Abgesehen von den gelegentlichen Mitteilungen der Humanisten, die mit dem dortigen Büchermarkte in lebhafter Verbindung stehen und von hier aus vielfach ihre litterarischen Hilfsmittel beziehen, so begegnen wir in der Geschichte der ältesten Schweizer Druckerei den ersten regelmäßigen Beziehungen zu Frankfurt. Aus Erasmus Briefen (923 und 924) wissen wir, daß der „Fürst aller Buchdrucker“, Johann Froben in Basel, zwischen 1522 und 1527 wenigstens zweimal auf die Frankfurter Buchhändlermesse gegangen ist. Christoph Froschauer, der berühmte Züricher Drucker, erwähnt die Frankfurter Messe zuerst 1522 und zuletzt 1551; er muß sie also wenigstens dreißig Jahre lang besucht haben. In seiner Ver-

antwortung wegen Uebertretung des Fastengebots entschuldigt er sich nämlich 1522 vor dem Züricher Rat damit, daß er unaufhörlich habe arbeiten müssen, um die Epistel St. Pauli für jene Messe fertig zu stellen. Am 18. September 1526 richtet er aus Frankfurt ein Schreiben an Zwingli, worin er diesem über den Verkauf seiner Schriften Nachrichten gibt und mit der Bemerkung schließt: „Verkouffens holb hab ich nit eine böse Meß gehapt, aber böse bezaling." Der bedeutende Kölner Verleger Franz Birckmann ist schon 1516 und später ein eifriger Besucher der Frankfurter Büchermesse. Von jetzt an genügt es, für Frankfurts Bedeutung als buchhändlerischen Mittelpunkt auf die zeitgenössische Litteratur, die Schriften der Reformatoren, den Briefwechsel Gelehrter, wie des Erasmus, Vadian und Zasius, oder auf buchhändlerische Aufzeichnungen, wie die Selbstbiographie Thomas Platters, [1]) zu verweisen.

Wie die Deutschen und die Schweizer, so beschickten auch schon frühe die Italiener, Franzosen, Belgier, Dänen, selbst Schweden und Polen die deutsche Buchhändlermesse in Frankfurt. Um hier nur die bedeutendsten hervorzuheben, so hatte sich in Italien Venedig schon um die Wende des Jahrhunderts zum Sitze des feinsten Geschmackes und der saubersten Ausführung bei Herstellung der Bücher, vor allem der alten Klassiker, erhoben. Auf den Schultern seiner deutschen Vorgänger, wie Radolt und Johann v. Speyer stehend, überflügelte Aldus Manutius bald seine Zeitgenossen. Die kostbaren Erzeugnisse seiner Presse wurden namentlich deshalb von den deutschen Humanisten besonders hoch geschätzt, weil sie in handlichem Format gedruckt waren und die ersten korrekten, kritisch durchgesehenen Ausgaben der Griechen und Römer selbst dem ärmeren Bücherkäufer zugänglich machten. Der bekannte Humanist Mutianus Rufus weinte vor Freude, als ihm einst ein Freund einen aldinischen Cicero und Lucretius schenkte. Die italienischen Buchhändler müssen früher mit Basel, Augsburg und Nürnberg in Verkehr gestanden haben, als mit Frankfurt. Justus de Albano in Venedig hatte schon anfangs der achtziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts eine Filiale in Regensburg und in Ulm. Nach Frankfurt werden die Venetianer ums Jahr 1500 gekommen sein, wenn auch verschiedene ihrer Verlagsartikel vielleicht einige Jahre früher dahin gedrungen sein mögen. Aldus Manutius war zwar nicht der erste große venetianische Verleger, aber noch 1501 muß er sich wegen Anknüpfung einer Geschäftsverbindung an Conrad Celtes wenden.

Im Jahre 1519 schreibt Conrad Brunner an Zwingli, daß die italienischen Buchhändler wie früher durch die Kriegsfurcht (1515) jetzt durch die Pest vom Besuche der Frankfurter Messen abgehalten seien. Wie bedeutend sich der Verkehr Venedigs dahin im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts gestaltete, beweist der Meßkatalog der Jahre 1569—1572 incl., welcher 88, resp. 40, 69 und 76 venetianische Verlagsartikel mit je 26, 25, 30 und 13 Firmen anführt. Dafür aber, daß die venetianischen Drucke mit jedem Jahre beliebter wurden, spricht die Thatsache, daß der Italiener Johann Baptist Ciolli 1587 eine Druckerei in Köln anlegte und hier druckte, was in Italien vergriffen oder seltener geworden war und was in Deutschland besonders verlangt wurde.

Auch die französischen und niederländischen Buchhändler aus Lyon, Paris, Antwerpen und später Amsterdam besuchten regelmäßig die Frankfurter Messe als den großen internationalen Büchermarkt. Ihre in der lateinischen, der damaligen Welt- und Gelehrtensprache gedruckten Werke fanden dort einen ebensoguten Absatz als in der Heimat, außerdem aber konnten sie in Frankfurt mit den Verlegern andrer Länder tauschen und Verbindungen mit Gelehrten anknüpfen oder unterhalten. Als Thomas Platter 1584 sein Geschäft aufgab, verkaufte er seine Frankfurter Lager teils an A. Vogel aus Wittenberg, teils an Jacob de Puys aus Paris, der, wie wir aus Tanners Briefwechsel mit Basilius Amerbach (1556) wissen, jährlich die Frankfurter Messe zu besuchen pflegte.

Vom ersten Jahrgange des Meßkatalogs (1564) an sind Lyon, Paris und Antwerpen in diesem regelmäßig mit einer ziemlich bedeutenden Anzahl von neuen Erscheinungen vertreten. Antwerpen oder vielmehr Antorp, wie es damals allgemein hieß, war von diesen drei Städten für Frankfurt buchhändlerisch die bedeutendste, wie denn seine sonstigen kaufmännischen und geistigen Beziehungen gerade

[1]) Die Selbstbiographie Th. Platters bildet den 18. Band der Kollektion Spemann. D. R.

zu jener Zeit, wo Philipp II. sein Schreckensregiment in den Niederlanden einzuführen begann, zu Frankfurt besonders lebhaft wurden. Der berühmte Drucker Chr. Plantin von Antwerpen war ein regelmäßiger Meßbesucher. Als gegen Ende des Jahrhunderts sich der holländische Buchdruck und Buchhandel zu einer ganz außerordentlichen Blüte emporschwang, folgten die Leydener und Amsterdamer dem von den Antwerpener Verlegern eingeschlagenen Wege und fanden sich regelmäßig zur Messe in Frankfurt ein. Leyden tritt zuerst 1574 auf, Haarlem und Franeker etwas später, Amsterdam aber nicht vor 1590.

Das Buchhändlerviertel lag im Süden der Stadt und stieß unmittelbar an den jetzigen Mainkai (damaligen Weinmarkt), von welchem aus die schweren, mit Büchern angefüllten Fässer bequem durch das Thor in die Straßen und die Häuser gerollt werden konnten. Sein Mittelpunkt war derjenige Teil der früher Kornmarkt, später aber Buchgasse genannten Straße, welche von der Leonhardskirche aus nördlich bis zum kleinen Kornmarkt lief. Indessen darf man diese Grenze nicht zu wörtlich nehmen. Während sie heutzutage nur von der genannten Kirche aus bis zum großen Kornmarkt bei der Einbiegung in die Paulsgasse läuft, erstreckte sie sich zur Zeit der buchhändlerischen Blüte Frankfurts in östlicher Richtung in die Mainzer Gasse zwischen Leonhards- und Fahrthor. Der Name Buchgasse kommt zuerst in den neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts vor und bürgerte sich nur allmählich ein. Eine Zeit lang lief er neben der alten Bezeichnung Mainzer Gasse her, so daß beide Namen willkürlich nebeneinander galten. Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts scheint die Straße übrigens auch allgemeinen Meßzwecken gedient zu haben. So findet sich in dem Hause Nr. 15 Buchgasse, Ecke der Schippengasse, noch heute ein großes Wandgemälde von einem Strauß aus Tunis, der, wie die Unterschrift meldet, 1577 zuerst in Frankfurt als große Naturmerkwürdigkeit bekannt und gezeigt wurde. Vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an bediente sich aber der Rat in seinen amtlichen Erlassen stets des Namens der Buchgasse. Thatsächlich bildete diese übrigens schon von den ersten Anfängen des buchhändlerischen Meßverkehrs an die Hauptniederlage der fremden Buchführer und Verleger. Hier hatten sie ihre Lager in alten festen Gebäuden, die noch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts (Kirchner, der diese Thatsache meldet, schrieb 1810) die seitdem verblichene Inschrift „Officina libraria" führten. Jahrein jahraus lag hier zur Ersparung der Fracht und sonstiger Spesen ein Teil der nach Frankfurt gebrachten Verlagsartikel. Am 17. November 1569 weigerte sich z. B. der Rat dem kaiserlichen Ansinnen gegenüber, Bürgschaft von den fremden Buchführern zu verlangen, weil diese „von einer Messe zur andern in ihren Buchläden und Gewölben Bücher für viele hundert Gulden zu hinterlassen pflegten." Die Wahl dieser Gegend war eine sehr verständige, da namentlich in der ersten Zeit die Büchersendungen fast ausschließlich zu Wasser ankamen und mit verhältnismäßig geringer Mühe aus- und eingeladen werden konnten. Später dehnten sich dann die Niederlagen weiter von hier aus. Die Versendung der Bücher in Fässern bildete damals die Regel. Froschauer bittet einmal um Entschuldigung, daß er wegen Mangels an Zeit Kisten genommen habe.

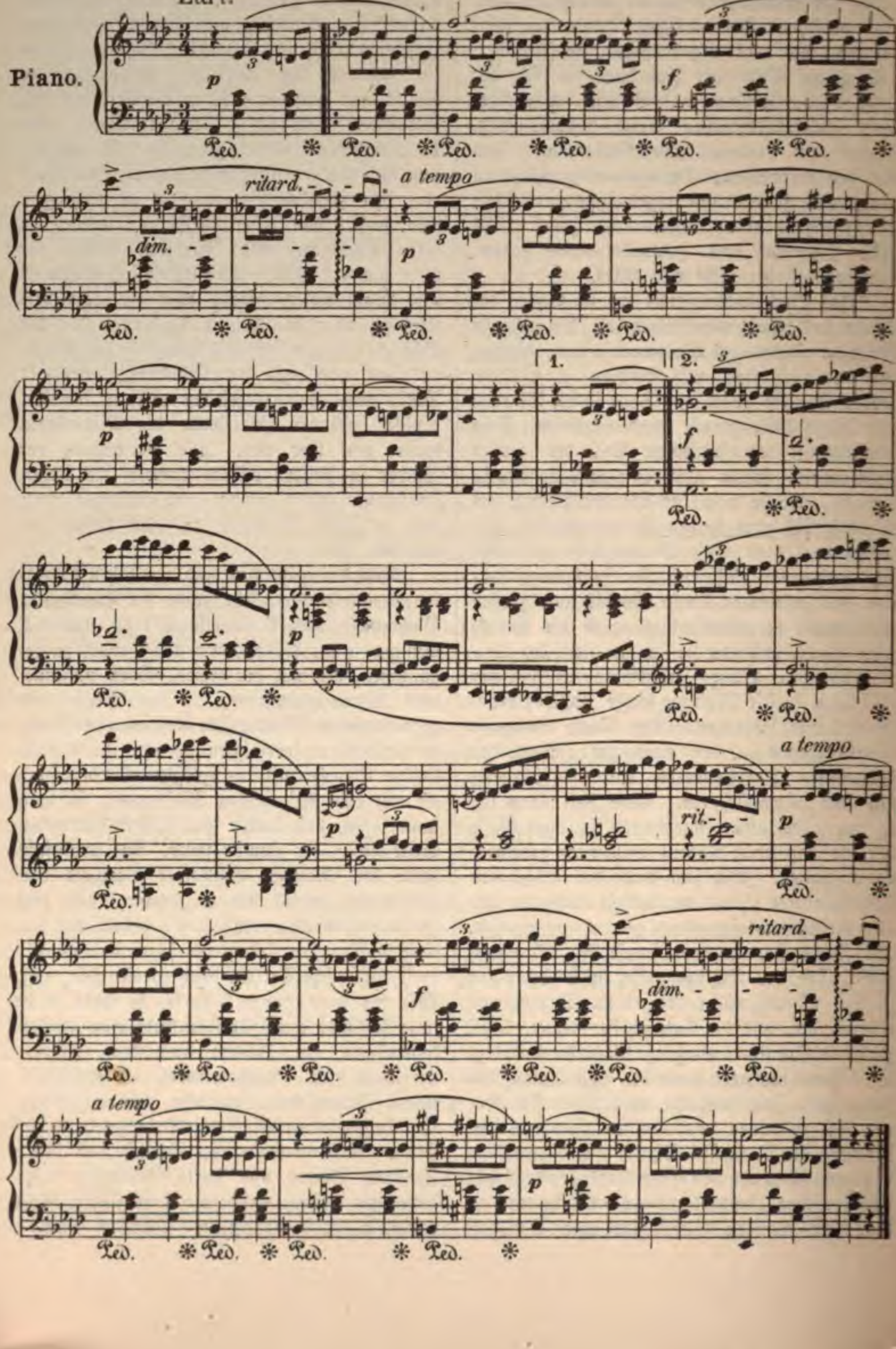
Auch die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten wandten schon sehr frühe der Frankfurter Büchermesse ihre Aufmerksamkeit zu, natürlich weniger in der Absicht, um den Handel zu begünstigen, als um der freien, ihnen unbequemen Meinungsäußerung in der Presse entgegenzuwirken. Vom ersten Auftreten der Buchdruckerkunst an verfolgten sie jede ihnen mißliebige Schrift mit der größten Strenge und oft mit dem kleinlichsten Mißtrauen; ja man kann sagen, daß hinter der ersten gedruckten Seite gleich der Zensor stand. Für Frankfurt hatte der Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg bereits am 4. Januar 1486 eine Zensurverordnung erlassen, ein schlagender Beweis dafür, wie bedeutend schon damals der buchhändlerische Verkehr dort gewesen sein muß. Wie für seine ganze Diözese, so setzte er in jener Urkunde auch für Frankfurt eine Zensurkommission ein, welche aus dem Pfarrer am Dom (St. Bartholomäus) als erzbischöflichem Pleban und zwei vom Rat der Stadt ihm beigegebenen besoldeten Rechtsgelehrten bestand. Exkommunikation, Verlust der beanstandeten Bücher und harte Geldstrafe sollte diejenigen treffen, welche der kurfürstlichen Verordnung zuwiderhandelten. (Schluß folgt.)

Unsere Hausmusik.

Walzer.

Friedrich Siebmann.

Zart.



Andor.

Roman von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Ich habe gehört, wie sehr Sie sich das Unglück, das meinen Onkel betraf, zu Herzen genommen haben. Von ihm selbst wurde mir aufgetragen, Sie zu grüßen und Ihnen zu sagen, wie wohl ihm Ihre Teilnahme thue. Es ist bei allem Mißgeschick, das uns treffen kann, ein erhebendes und tröstendes Gefühl, wenn wir in den Männern, die uns ihre Erfahrung und ihre Arbeitskraft leihen, so treue und mit unserm Schicksal so innig wie Familienglieder verbundene Freunde finden.

Adler hatte diesen Lobeserhebungen, sowie dem unverständlichen Stammeln des wie erdrückt dastehenden Verwalters nicht ohne ein höhnisches Lächeln zugehört und hielt es nun ebenfalls an der Zeit, mit der heuchlerischesten Miene und den geschmeidigsten Worten Versicherungen seiner Teilnahme und Ergebenheit vorzubringen, sowie seinen Schreck und seine Empörung zu schildern.

„Es hat mir keinen kleinen Kampf gekostet," beteuerte er zum Schlusse, „von der Expedition zurückzubleiben. Aber ich sagte mir gleich, daß ich drüben nicht viel nützen können würde und am Ende — man ist doch Geschäftsmann und wenn alles fortzog, mußte doch irgend jemand da sein, um acht zu geben, daß nicht am Ende eine ruchlose Hand auch hier Unheil stifte. Die Fruchtvorräte sind nicht einmal versichert."

„Auch die in Bukraház waren es nicht," sagte Andor mit trübem Kopfschütteln.

„O, wenn ich das gewußt hätte — nichts würde mich abgehalten haben!"

„Sie würden, wie Sie selbst bemerkten, ebensowenig als wir helfen haben können. Es ist ja übrigens selbstverständlich, lieber Herr Adler, und bedarf gar keiner Entschuldigung. Sie waren hier an Ihrem Platze und ich freue mich, daß dies Unglück nicht am Ende auf meinem Grund und Boden *Sie* getroffen hat.

„Immer Kavalier!" rief Adler bewundernd aus.

„Zudem brauchen wir ja Ihren Vorrat jetzt doch noch," fuhr Andor, ohne sich an die Schmeichelei zu kehren, gelassen fort. „Und ich will nur hoffen, daß er für Löke und Bukraház langt."

Geschäftig verneigte sich Adler und rieb seine kurzen dicken Hände.

„Sollte es nicht reichen, so kann ich mit mehr dienen, Herr Baron. Heute Mittag sind die zwei zurückgebliebenen Schiffe von oben nachgekommen. Ich kann sie gleich ausladen lassen. Es steht Ihnen alles zu Gebot. Ihre Unterschrift ist mir gut für noch mehr."

„Aber es ist mir doch, als hätten Sie gestern gesagt, Ihre Schiffe kämen *leer*." Ein Blick der Ueberraschung traf Adler. „Und nun — sind sie *gefüllt*."

„Ganz unerwartet, Herr Baron, ganz unerwartet, auf Ehre," beeilte sich Adler das leise aufkeimende Mißtrauen zu zerstreuen. „Ich war selbst überrascht. Meine

Geschäftsfreunde haben sich doch noch in letzter Stunde entschlossen und ich kann sagen, zum Glück und zu meiner großen Genugthuung, denn ich bin jetzt in der Lage, dem Herrn Baron ohne Gewissensskrupel aus der Verlegenheit helfen zu können. Wir haben auch alles vorbereitet, wie es gestern verabredet war, damit der Herr Baron nicht zu sehr in Anspruch genommen werden, — mit Rücksicht auf ihren leidenden Zustand."

„Nun," sagte Andor lächelnd, „wenn auch die Linke unterschreiben muß, die Rechte wird es doch anerkennen. Aber bitte, setzen Sie sogleich die Summe dazu, welche ich für die brave Frau des Schiffsführers bestimmt habe. Es thut mir leid, daß ich ihr nicht mehr danken konnte, sie soll aber sehen, daß ich den Dienst, den sie mir geleistet, nicht vergessen habe."

Ein wenig verlegen spielte Adler mit dem bereit gehaltenen Wechsel. Wer war jenes geheimnisvolle Schifferweib? — Eine leise Ahnung des wirklichen Sachverhalts hatte in ihm zu dämmern begonnen, als ihm mittags die eben angekommenen Schiffer mitteilten, die Frau Balog's habe sich entschlossen, noch länger bei ihren Verwandten zu bleiben, sie sollten das ihrem Gatten melden.

Dieser aber war nicht mehr zu finden gewesen.

Johann, der am Morgen von Andor ausgesendete Bote, war unverrichteter Sache zurückgekehrt. Die Stelle, wo das Schiff auf der Sandbank gelegen hatte, — war leer und weit und breit flußabwärts nichts von demselben zu sehen.

(Ende des ersten Buches.)

Zweites Buch.

I.

Auf der breiten Treppe, die von der Ankunftshalle des Wiener Südbahnhofes abwärts zum Ausgange führt, bewegte sich die geräuschvolle Menschenflut, die jedem anlangenden Zuge in scheinbarer Unversieglichkeit entströmt.

Inmitten der Ankömmlinge schritten auch zwei Männer hinab, die weniger Eile zu haben schienen als ihre gesprächige Umgebung und im Gegensatze zu derselben auch ziemlich einsilbig blieben.

Baron Andor hatte seine guten Gründe, weshalb er den ihn begleitenden Verwalter absichtlich ein wenig zurückhielt. Der ungewöhnlich schwüle Augustabend war noch hell genug, um jede Täuschung über die Erscheinung jenes eleganten Dandys, der einige Stufen weiter abwärts an der Seite zweier Damen hinschritt, unmöglich zu machen. Nur eines Blickes hatte es bedurft, um die große, etwas korpulente und nach der exzentrischesten Modelaune bekleidete Gestalt zu erkennen; doch selbst wenn Andor in diesem Momente Neigung dazu gehabt hätte, irgend jemand anzusprechen, würde ihn der Umstand zurückgehalten haben, daß Marquis de Savagna nicht allein, sondern in Gesellschaft zweier Begleiterinnen war, denen er in seiner eigentümlichen, mehr durch Formen als durch wirkliche Anstrengung oder Nutzbarmachung charakterisierten, bequemen Beflissenheit aus dem Wagen geholfen.

Langsam, um die, gleich Spaziergängern, welche von einem kleinen Ausfluge zurückkehren, in heiteren Gesprächen Dahinwandelnden nicht zu überholen, hatte Andor den Perron verlassen; erst am Fuße der Treppe beschleunigte er den Schritt, um möglichst ungesehen rasch hinter dem befreundeten Gefähr-

ten vorüber zu kommen, der an dem widerspenstigen Schlage eines Broughams beschäftigt war, durch dessen niedergelassenes Fenster er mit den eingestiegenen Damen noch das Gesprächsthema abschließen und Abschiedsworte wechseln mußte.

Ohne zur Seite zu sehen, war Andor durch das Gedränge sich stoßender, nach den Wägen hastender und durcheinander rufender Egoisten, zu denen sich mehr oder minder alle Welt auf der Reise verwandelt, bei einem Fiaker angelangt, wo er sich jedoch in Geduld fassen mußte, bis das Gepäck nachfolgte.

Indessen war der andre Wagen bereits davongerollt, ohne den Marquis jedoch, welcher nunmehr mit aller Sicherheit, wie wenn er alles, was hinter seinem Rücken geschehen, vollkommen deutlich wahrgenommen hätte, auf die noch immer Wartenden zugeschritten kam.

„Guten Abend, Baron Beledényi, Sie sehen, wir haben gute Polizei. Ihre Ankunft ist bereits avisiert und Sie müssen es sich gefallen lassen, sofort abgefaßt zu werden. Es freut mich sehr, Herr von Potyondi."

Andor mußte einen Händedruck tauschen, sein Verwalter bekam zwei herablassend dargereichte Finger. Jetzt erschien auch Andors Diener mit Mantel und Handtasche, während ein Gepäckträger die Koffer herbeischleppte. Auf des Marquis' im scherzhaften Tone gestellte Anfrage, ob es ihm gestattet sei, den hohen Staatsgefangenen zu eskortieren, traf Andor seine Anordnungen.

„Sie gehen doch ins Gasthaus," wendete er sich an Potyondi. „Wir trennen uns also hier, führen Sie die Angelegenheit, so weit es Ihnen rätlich erscheint: wir haben ja darüber schon gesprochen, und morgen um zehn Uhr erwarte ich Sie beide. Gute Nacht!"

Potyondi blieb mit einer Verbeugung zurück, seinen Platz im Wagen hatte der Marquis eingenommen, der eifrigst dagegen protestierte, zuerst an seiner Wohnung abgesetzt zu werden.

„Nichts da, lieber Freund," sagte er, „ich begleite Sie, wenn es sein muß, auch bis ans Ende der Welt, vorausgesetzt, daß dies nicht lange dauert und wir dort auf ein gutes Diner zählen dürfen; ich bin nämlich noch à jeune. Und Ihnen wird es kaum viel besser gehen. Sind Sie schon lange auf der Fahrt?"

„Ich komme zunächst von Graz," beantwortete Andor die Frage ein wenig ausweichend.

„Ah, aus der grünen Steiermark. Ich atme Hochgebirgsluft, wenn ich nur den Namen ausspreche. Sehen Sie, wie meine Brust sich weitet. Glücklicher, der an nichts gebunden, diese abscheulichen Glutmonate im kühlen Tannenschatten angenehm verträumen kann. Es gibt kein verlockenderes Bild für einen von uns Armen, die wir hier an dieses blendende, heiße, staubige Häusermeer gefesselt sind. Ein Tannenboskett, weiches Moos, um sich darauf hinzustrecken, der Schoß einer schönen Frau, um den Kopf darauf zu betten, eine zarte Hand, die uns einen eisbereiften Champagnerkelch darbietet und ein lachender Mund, der vorher daran nippt, ah, sagen Sie mir Baron, was es Angenehmeres geben kann und, ob das in dem Hochgefühle aufgewogen wird, an der Beseitigung oder auch an der Herbeiführung einiger kleinen blutigen Mißverständnisse zwischen den Staaten Europas mitgeholfen zu haben? Mögen sie sich immerhin die Köpfe einschlagen, wenn man uns nur ungestört läßt! Da haben Sie das ganze Geheimnis, warum wir Diplomaten im Sommer so friedliebend sind und der Welt Ruhe

gönnen. Das ist ja, was ihr die ‚Saure-Gurken-Zeit' nennt. Die dunkeln Punkte steigen immer nur am winterlichen Horizonte auf, wenn wir Diplomaten uns absolut nicht ausweichen können und in den Salons eng zusammengedrängt, uns unwillkürlich auf die Hühneraugen treten müssen. Besonders die Routs sind in dieser Beziehung gefährlich und wahre künstliche Brutanstalten für feindliche Noten und Kriegserklärungen. — Sie haben wohl Ihren Bruder besucht? Graf Ferry Bürck, meine ich, denn Graf Arthur ist, wie ich gehört habe, jetzt gerade in Norwegen. Will er sich nicht einer Nordpolexpedition oder dergleichen anschließen? Die Rekognoszierung einer nördlichen Durchfahrt, das ist es. Es war eine ganz kluge Idee, das afrikanische Projekt für Spitzbergen aufzugeben. Ich empfinde seit drei Monaten die lebhaftesten Sympathieen für Robben und Eisbären. — Aber ich glaube und weiß nichts von Ihnen. Wie geht es Ihnen? Was machen Sie? Seit den Pfingstrennen habe ich Sie nicht gesehen, und da waren Sie nur aufgetaucht, um sogleich wieder zu verschwinden. Recht haben Sie, wer wird im Sommer in Wien bleiben, wenn er nicht in eine Karyatide verliebt ist, die man nicht von der Stelle rücken kann? Das trifft doch bei Ihnen nicht zu. Was führt Sie jetzt schon hieher? Bis zu den Herbstrennen haben Sie ja noch eine lange Zeit."

„Ich werde dieselben kaum hier mitmachen," entgegnete Andor, der diesem in der ganzen Lebhaftigkeit der französischen Sprache geführten Geplauder ernst und ohne Unterbrechung zugehört hatte.

„Oho, haben Sie Verdrießlichkeiten mit Ihrem Stalle gehabt? Ist er momentan nicht in gehöriger Kondition? Da kommen Sie wohl, ihm wieder aufzuhelfen?"

„Im Gegenteile, ich beabsichtige ihn aufzugeben."

„Und das so ganz ohne Seufzer? Welche Seelengröße! Aber woher dieser plötzliche Entschluß?"

„Nun, plötzlich ist er eben nicht gekommen, ich hatte Zeit, mir ihn den ganzen Sommer zu überlegen. Auch bildet er nur einen Teil des Lebensplanes, den ich mir vorgezeichnet und hängt mit der Auflösung meines hiesigen Hausstandes zusammen."

Der Marquis öffnete verwundert seine Augen.

„Verstehe ich Sie recht? Sie verlassen Wien? — Aha!" rief er mit anscheinend beistimmendem Kopfnicken, das aber von einem leisen ironischen Lächeln begleitet war. „Auch eine Verlegung des Schwerpunktes. Man bricht hier das Zelt ab, um es jenseits wieder aufzuschlagen. Pest für Wien. Mannesstreben nach dem Jünglingstraume. Die politische Arena nach der des Genusses. Wechsel des Schauplatzes, — von der Rennbahn in die Arena. Pflichten gegen das Vaterland, das teure Vaterland, dem man Opfer bringen muß und zu dessen Leitung man sich darum entschließt. Darf ich bereits meine Glückwünsche darbringen?"

„Nichts von alledem," entgegnete Andor lächelnd, doch nicht heiter. „Ich glaube, daß mir der Ehrgeiz sowohl für eine politische wie für eine diplomatische Laufbahn mangelt, obwohl ich für die letztere schon durch meine Erziehung bestimmt war, die ich in der orientalischen Akademie beendete. Nein, lieber Freund, ich schließe aus einem ganz einfachen Grunde hier ab: weil es mir mehr zusagt, dies freiwillig heute als gezwungen morgen zu thun."

„Wer wollte Sie zwingen?"

„Die Verhältnisse." Andor schwieg

einen Moment, doch nahm er alsbald wieder das Wort. „Ich könnte Ihnen von Mißstimmung sprechen, eine Laune, Spleen vorgeben oder Sie mit andern Gründen abfertigen, aber ich sehe nicht ein, weshalb ich nicht bei der Wahrheit bleiben soll. Ich habe nie eine Ehre darin erblickt, für reicher zu gelten als ich bin, das dürfen wir füglich den Geldmenschen überlassen, deren Kredit ihr Alles ist, und mein Stolz kann unter dem Geständnisse nicht leiden, daß ich mich einschränken muß."

„Wer muß das nicht heutzutage? Es gehört sogar unbedingt zur Signatur des echten unverfälschten Kavaliertums und ist gewissermaßen der Gradmesser für die Reinheit des Blutes. Wer nicht angezweifelt werden will, muß heute ganz oder doch zum Teile ruiniert sein. Die erblindete Vergoldung, der verschossene Samt des Wappenmantels sind Zeugen seines ehrwürdigen Alters; das Gegenteil sieht immer nach neuer oder doch aufgefrischter Waare aus."

„Nun, solche Auffassung hätte ich wohl nicht zu befürchten," sagte Andor ruhig, doch nicht ohne stolzen Nachdruck, der seinem Begleiter nicht entging. „Auch lege ich zu wenig Gewicht auf die Meinung anderer, um mir derselben zulieb irgend eine Rolle, sei sie welche immer, vorzuschreiben. Glücklicherweise bin ich auch keineswegs ruiniert, wenngleich ich gewisse Maßregeln für notwendig halte, um es nicht zu werden. Aufrichtig gesagt, finde ich an solcher Wirklichkeit ebensowenig Geschmack, als an der Maskerade mit erblindetem Gold und verschossenem Samte."

„Da teilen sie ganz meinen Geschmack, bester Beledényi, denn nicht in meinem Namen habe ich zuvor gesprochen. Ich habe gar keine Pietät für das ehrwürdige Alter, mir ist die jüngste Ratte vom Ballett unbedingt lieber, als die älteste Herzogin, und ein neues Ameublement ziehe ich dem wurmstichigsten Alteichen vor. Der Auster, die ich schlürfe, wird auch die Nase des raffiniertesten Gourmands nicht ankennen, ob mein Schwiegerpapa, der sie bezahlt, schon vor oder erst nach der Sündflut geadelt wurde. Fürwahr, mein Bester, ich schätze es an Ihnen, daß Sie nicht gegen eine vernünftige Auffrischung des alten Blutes und der alten Wappenmäntel sind. Vielleicht haben Sie selbst eine solche im Auge?"

„Das wohl nicht," entgegnete Andor, diese scharfprüfende Frage, welche durch des Marquis' Blick noch mehr Eindringlichkeit erhielt, ein wenig kurz ablehnend, so daß es unentschieden blieb, ob er sich im allgemeinen oder bloß mit Rücksicht auf den besondern Fall verwahrte. Der Marquis hatte mit einiger Spannung die Antwort erwartet und schien von ihr befriedigt, meinte aber doch in Form einer nachträglichen Erklärung:

„Es wäre ja nur ein natürlicher Ausweg aus der Kalamität."

„Sie stellen sich dieselbe doch zu groß vor. Zu Gewaltmitteln brauche ich nicht Zuflucht zu nehmen."

„Ha ha! Gewaltmittel. Die Sprengung eines schwiegerväterlichen Feuerfesten und Einbruchsichern! Nicht übel!"

„Ich ziehe einen langsameren und zuverlässigen Vorgang vor."

„Das genre ennuyeux."

„Wenn Sie so wollen, ja", nahm Andor von diesem zweiten Einwurf Notiz. „Ersparnisse machen, das klingt allerdings langweilig genug, doch kommt es dabei doch noch auf die Umstände an. Im Grunde sind Spiel, Wettrennen und andere Sport doch nur Thorheiten, die man anfangs aus Vergnügen, später vielleicht aus einer Art

von Ehrgeiz, zuletzt nur noch aus Gewohnheit betreibt. Wohlan, ich bin so ziemlich bei der letzten Etappe angelangt. Gewohnheiten, das werden Sie mir zugeben, sind aber ebenfalls geeignet, allmählich langweilig zu werden. Da gibt es, der Gefahr zu entgehen, kaum ein besseres Mittel, als die Veränderung."

„Wenn der Wechsel beständig geworden, dann wird die Beständigkeit zur Abwechselung. Das wollen alle alternden Damen ihren Liebhabern glaubhaft machen, und im Grunde haben sie recht."

„So wären wir also so ziemlich in Uebereinstimmung. Doch wie gesagt, mir ist gar nicht darum zu thun, der Notwendigkeit ein Mäntelchen umzuhängen. Sie besteht eben. Allerlei Verluste haben sich summiert und die wiederholt schlechten Ernten den Ausschlag gegeben."

„Alle Welt schwärmt doch von der brillanten diesjährigen Ernte, spekuliert auf den Export und die Hausse der Eisenbahnen."

Der Ausbruch der Verwunderung rief bei Andor nur ein Achselzucken hervor.

„Sie sind vortrefflich unterrichtet," sagte er mit einem rasch ermattenden Anlauf zum Spotte. „Um so mißlicher solcher Ueberfluß, welcher die Preise drückt, für denjenigen, der an ihm nicht Teil hat. Wer ernten will, muß säen, und damit sind wir eben im Rückstande geblieben. Unser Vorrat an Sommerfrucht reichte nicht für Löke und Bukraház, das gab eine dünne Saat. Wie aber die Teilung unumgänglich wurde, das haben Sie ja selbst im Frühjahr miterlebt. Jenes Feuer hat eben die heurige Ernte verzehrt."

„Ach Gott, der Brand; woran Sie mich erinnern!"

Es kam aber fürs erste nicht zur Besprechung dieser Erinnerungen, da der Wagen anhielt.

Die Wohnung Andors befand sich in einer jener breiten stillen Gassen, welche, in unmittelbarer Nähe der innern Stadt und ihren belebten Verkehrsadern, sowie der parallel zu ihnen laufenden Ringstraße, doch völlig dem lärmenden Treiben der Großstadt entrückt scheinen. Er hatte hier eine ganze Zimmerreihe im hohen Erdgeschosse inne, die er wohl hauptsächlich des im selben Hause befindlichen Stalles wegen gemietet hatte, in welchem Wagen- und Reitpferde mit Ausschluß der für den Turf gehaltenen Renner untergebracht waren.

Die Ankommenden mußten ihren Eintritt noch eine Weile verzögern, da der Schlüssel erst aus dem Stalle herbeizuschaffen war, dieser sich aber selbst verschlossen fand. Wohl wurde der pflichtvergessene Reitknecht, der in vollem Sicherheitsgefühl die Abwesenheit seines Herrn sich zu nutze gemacht, mit Hilfe des Hausmeisters bald aus dem nächsten Bierhause herbeigeschafft, wohin er in Begleitung des Jockeys nur einen ganz kleinen Ausflug gemacht haben wollte, dennoch hatte der Zwischenfall genügt, Andor zu verstimmen. Er war gewohnt, Genauigkeit im Dienste mehr für seine Pferde, als für seine eigene Person zu fordern, und erkannte den schädlichen Einfluß seines langen Fernbleibens auf die aufsichtslos zurückgelassenen Leute.

„Nun, das wird auch ein Ende haben," sagte er beinahe mit Befriedigung, nachdem er die beiden Schuldigen nicht einmal eines Verweises würdig erachtet, zu dem mit ihm die Wohnung betretenden Marquis. „Ich werde mir keine Vorwürfe mehr zu machen haben, daß ich brave Bursche in eine Lage versetze, die sie mit naturgemäßer Folgerichtigkeit verderben muß."

„Als Resultat bleibt Ihnen somit noch eine moralische Genugthuung, und die wird Ihnen das Scheiden von diesen komfor-

tabeln Räumen, in denen wir so manche angenehme Stunde verlebt, leicht machen. Gehen Sie nur, ich will mich unterdessen in diese schönen Reminiszenzen zurückversenken. Es wird zu solchem Zwecke am besten sein, wenn ich mich hier dieser Photographie gegenüber aufpflanze. Ein ausgezeichnetes Bild der kleinen Meerkatze als Boccaccio. Erinnern Sie sich noch des köstlichen Abends nach der letzten Aufführung?"

„Wenn Sie ein Andenken an denselben wünschen, will ich es Ihnen mit Vergnügen überlassen."

Der Marquis lachte bei diesen mehr abstoßenden als gleichgültigen Worten sarkastisch auf.

„Wen meinen Sie, das Bild oder — das Mädchen?" scherzte er. „Was wird Ihr Entschluß da noch für Thränen hervorrufen! Lieber Freund, lieber Freund, die Auflösung Ihres — Hausstandes wird Ihnen noch viel zu schaffen machen, bis sie damit ganz in Ordnung kommen."

Den Schlußsatz hatte er Andor nur noch durch die Thüre nachgerufen. Lässig nahm Marquis de Savagna eine Prise des schönen goldgelben Latakia, der in einer Malachitschale auf dem schwarzen Marmorkamine lag, drehte sich eine Zigarrette und ließ sich in die roten Maroquinkissen des bequemen Lehnstuhls fallen, der vor einer kleinen Ebenholzstaffelei am Fenster stand.

Sein Blick heftete sich aber keineswegs auf die große von derselben getragenen Photographie, mit welcher er Andor geneckt, noch auf eines der schönen und kostbaren Einrichtungsstücke, welche das Gemach schmückten und zu einem ungemein behaglichen Zwischending von Salon und Arbeitszimmer machten, sondern auf den Teppich, dessen Arabesken in der sinkenden Dämmerung und unter den sich darüber hinringelnden Rauchwölkchen nach und nach zu verschwimmen begannen. Auch seine Gedanken mußten von jenen Träumen, denen er sich hingeben zu wollen behauptete, weit abgeschweift sein, denn als Andor, nachdem er Toilette gemacht, zum Ausgehen bereit, wieder erschien, knüpfte der Marquis keineswegs an seine letzten Worte an.

„Verkehren Sie öfter im Hause Adler?" fragte er aus dem Stegreif.

Andor blickte ihn verwundert an, ein Schatten glitt über seine Stirne.

„In letzter Zeit fast öfter als mir lieb ist," entgegnete er mit einem Scherz, der nicht besonders fröhlich klang. „Ich erwarte morgen wieder seinen Besuch. — Aber wollen wir uns nicht auf den Weg machen? das Bild wird Ihnen heute noch zugestellt werden; ich habe bereits Befehl gegeben."

Indem er noch einige Anordnungen traf, verließen beide die Wohnung. Auf der Straße, den Arm in den seines Begleiters schlingend, kam Marquis de Savagna wieder auf den bereits vorher in Anregung gebrachten Gegenstand zurück.

„Sie sagen, daß Sie Adler erwarten?"

„Ja, in einer Geschäftssache."

„Und er kommt zu Ihnen, nicht Sie zu ihm? dann ist das Geschäft also nicht delikater Natur."

Andors Verwunderung verwandelte sich in Heiterkeit.

„Mein lieber Savagna," rief er lachend. „Sie gehen ja mit dem Scharfsinne eines Detektiv vor. Was wollen Sie denn eigentlich aufspüren? Wittern Sie ein diplomatisches Geheimnis? Ich warne Sie vor dem Schicksale aller Schatzgräber, Ihre Mühe zu vergeuden, um schließlich — nichts zu finden."

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Marquis ein wenig verblüfft.

„Scherzhaft natürlich. Wenn Ihnen daran liegt, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß unser Geschäft eines jener gemeinen, uninteressanten und höchst widerwärtigen ist, die sich kurzweg in Zahlen ausdrücken lassen. Wünschen Sie diese vielleicht? sie stehen Ihnen ebenfalls zu Diensten.“

„Nicht doch, ich war nur der Meinung, die Angelegenheit stünde in irgend einem Zusammenhange mit — Fräulein Susanne.“

„Fräulein Susanne? Wer ist — Ach ja, richtig, heißt nicht Adlers Tochter so? Sie meinen doch diese?“

„Finden Sie die Kleine nicht reizend?“

„Ich kenne sie ja gar nicht.“

„Nicht? Merkwürdig!“

Der Ausruf verriet des Marquis' Ueberraschung. Sein scharf forschender Blick, wie die ganze Fragestellung waren gewissermaßen Kundgebungen ironischen Unglaubens an Andors Zerstreutheit und Gleichgültigkeit gewesen. Nun erwiesen sich dieselben dennoch als nicht fingiert, wie der Skeptizismus vorausgesetzt hatte.

„Warum finden Sie das merkwürdig? Muß ich denn alle Mädchen kennen, mit deren Vätern ich verkehre?“ fragte Andor belustigt.

„Mit Fräulein Susanne hat es aber wohl eine andere Bewandtnis,“ erwiderte der Marquis eifrig. „Sie sind ihr doch schon begegnet, Sie haben mit ihr gesprochen, Sie haben ihr einen Dienst erwiesen. Sie, Arthur und ich, wenn Sie wollen, gemeinsam. Wir stehen uns nicht mehr fremd gegenüber. Zudem gehört sie in das Gesamtbild jener interessanten beiden Abende in Bukraház. Der grelle Feuerschein wird so leicht in unserer Erinnerung nicht erlöschen.“

Andor war wieder ernst geworden.

„Leider,“ sagte er. „Ich würde viel darum geben, wenn es sich fortwischen ließe und liebe es eben nicht, daran zurück zu denken.“

„Das läßt sich begreifen, da ja der Verlust Sie mit getroffen. Für uns andere aber bleiben die Szenen jener Nacht von ganz wunderbarem und lebendigem Reize. Selbst das Grauenhafte dient dem Pikanten nur als Relief. Ich sehe immer den herabschwebenden Korb mit dem zärtlichen Pärchen vor mir. Ganz und gar ein Taubennest. Köstlich in der That, wie eine Geschichte von Boccaccio.“

„Die Sie nicht weiter erzählen werden, wenn Sie mich verpflichten wollen.“

„Damit würde ich ja einem meiner hübschesten Effekte entsagen, was denken Sie!“ lachte der Marquis, welcher die Bestimmtheit in Andors höflich gestelltem Ersuchen überhört hatte. „Ich habe immer auf einen ausgleichenden Abschluß in Form einer Vermählungsanzeige gewartet. Sagen Sie doch, was ist denn aus dem munteren Täubchen geworden? Ich hoffe die kleine Alteration ist überwunden und Fräulein Ilka tanzt wieder Csárdás, — ein Anblick zum Entzücken!“

„Sie würden anders sprechen, wenn Sie das arme Mädchen sehen könnten. Die ‚kleine Alteration‘ ist so nachhaltig, daß Ilka sich bis heute noch nicht völlig erholt hat und vom Arzte, der den heißen Atem unserer Flußniederung nicht für zuträglich hält, in die reinere Gebirgsluft, nach Gleichenberg geschickt wurde.“

„Ich erinnere mich jetzt — es war die Rede davon. O, ich verstehe!“ rief der Marquis kopfnickend. Mit dem Lächeln eines Fauns schloß er halb das linke Auge. „Derlei Fälle sind ja nicht so selten, wo den Patienten von ihren diskreten ärztlichen

Beratern ein Luftwechsel verordnet wird, bis das Andenken an den flinken Csárdás-tänzer glücklich beseitigt ist."

„Wenn sich das Mittel nur erfolgreich erweist," meinte Andor in Nachdenken versunken.

„Ja, Gleichenberg scheint mir in der That nicht ganz glücklich gewählt. Es gibt einsamere Orte und die verborgensten eignen sich am besten für die Entwickelung von Naturprozessen."

„Kein Wort weiter!" fiel Andor jetzt plötzlich seinem Begleiter in die Rede, dessen widerwärtiges Schmunzeln den von ernsten Gedanken Hingenommenen erst auf den wahren Sinn dieser zweideutigen Bemerkungen aufmerksam, zugleich aber auch sein Auge in mächtigen Zornesblitzen aufflammen machte. „Kein Wort, Herr Marquis! Sie fordern mich sonst zu einer Erwiderung heraus, zu der die Zunge nicht ausreichen würde."

Der Nachdruck war bedeutsam genug. Beide waren stehen geblieben und der Marquis ließ ein gedehntes „Oh!" hören, das wenig geeignet war, Andor zu beschwichtigen, seine Heftigkeit aber doch etwas mäßigte.

„Um der Freundschaft willen, die uns bisher verband," fuhr er fort, „will ich mich nicht damit begnügen, Ihnen Schweigen aufzuerlegen, sondern Ihnen auch noch eine Erklärung geben, die ich sonst jedermann gegenüber für überflüssig hielte. So hören Sie denn! Ich selbst habe Ilka nach Gleichenberg begleitet, in der Hoffnung, daß sie dort für ihre geschwächte Brust Genesung finde. Wie auf dieser Reise gedenke ich ihr aber immer und überall als treuer Freund und Beschützer zur Seite zu stehen. Wer ein Nervenfieber und eine als Nachwehen zurückgebliebene, gefahrdrohende Affektion der Atmungsorgane als ein passendes Objekt für Spöttelei ansieht, dem muß ich allerdings sein seltsames Vergnügen lassen; nimmer aber werde ich es dulden, daß die Freude an böswilliger Nachrede so weit gehe, die traurigen Krankheitssymptome zu entstellen und die Reinheit und Unschuld eines Mädchens zu verdächtigen, das eben in seiner edlen Jungfräulichkeit den sichersten Schutz gegen die Gefahr hatte, die in der Annäherung eines gewissenlosen und die Umstände frech benützenden Buben lag. Ilka steht mir seit ihrer Kindheit nahe, ich habe Sie wie meine Schwester betrachtet und jeder Zweifel trifft mich. Jede Verleumdung werde ich verfolgen. Dies möchte ich Sie zu berücksichtigen bitten."

„Mein Gott, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte," entgegnete der Marquis mit leichter Verbeugung. „Warum haben Sie nicht früher gesagt, daß Sie sich für die Dame interessieren? Sie können denken, daß ich mir dann nie erlaubt hätte, Sie auch nur durch die leiseste Anspielung zu verletzen. Die Freunde unsrer Freunde sind unsre Freunde und für die Damen unsrer Freunde werben wir uns selbst zu Rittern, das ist selbstverständlich. Ich reite mit jedem Gegner in die Schranken und breche so viel Lanzen als Sie wollen für diese Farben."

Kühl und ohne seine Stirne zu entrunzeln, nahm Andor diese Zusicherung entgegen. All die dem Marquis zu Gebote stehende Geschmeidigkeit vermochte die eingetretene Spannung nicht ganz zu beseitigen, und derselbe machte endlich seinem Erstaunen über diese ungewöhnliche Zurückhaltung in dem Ausrufe Luft:

„Hören Sie, mein lieber Beledényi, mit Ihnen ist eine große Veränderung vorgegangen! So habe ich Sie bisher ja noch gar nicht gekannt. Daß Sie einen Scherz

übelnehmen, kann in der augenblicklichen Verstimmung liegen, oder auch in dem Umstande, daß er wirklich schlecht war, daß Sie aber die versöhnlich ausgestreckte Hand zurückwiesen, deutet auf eine tiefe Erschütterung Ihres ganzen sonst so freimütigen Wesens hin. Sie waren zu lang auf dem Lande, die schwere Kost hat Ihr Blut verdickt, sie ist zu nahrhaft für Ihre Konstitution."

„Mag sein. Diese wird sich daran gewöhnen müssen."

„Wir wollen sie wieder ein wenig ins Gleichgewicht bringen. Was sagen Sie zu Sacher oder wollen wir ins Grand-Hôtel?"

„Es thut mir leid, Sie nicht begleiten zu können. Ich habe unterwegs gegessen."

„Was, Sie wollen mich plantieren?" rief der Marquis, seinen Begleiter, der sich zu verabschieden Miene machte, am Arme festhaltend. „Oh, das geht nicht so leicht. Haben Sie denn vergessen, daß ich Ihnen ankündigte, Sie befänden sich unter meiner Eskorte? Ich kann Sie durchaus nicht frei geben, und Sie werden sich gutwillig fügen, wenn ich Ihnen, dem so ritterlich Gesinnten, sage, daß ich den Befehl einer Dame befolge, indem ich Sie tot oder lebendig zu ihren Füßen abliefere."

„Einer Dame? Ich bin für derlei mysteriöse Winke kaum in empfänglicher Stimmung."

„Die brauchen Sie auch gar nicht. Oder befürchten Sie, daß ich Sie auf abschüssige Pfade führen will? O, ich habe Achtung vor der Solidität, wenn ich sie auch selbst nicht übe; es fällt mir nicht ein, an den Säulen der Tugend rütteln zu wollen. Ich habe die allegorische Bedeutung Ihres Geschenkes wohl erfaßt. Nein, nein, nichts von solchen Leichtfertigkeiten! Keine Erschütterung edler Grundsätze! Es handelt sich um eine Dame — eine wirkliche Dame. Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen; Sie würden es doch kaum erraten, von wem ich den Auftrag erhalten. — Von Susanne Adler."

„Aber ich sagte Ihnen bereits, daß ich das Fräulein nicht kenne," erklärte Andor, dessen Befremden die Kälte seines Verhaltens nicht verminderte.

„Ein wenig denn doch," warf der Marquis ein. „Von Bukraház und vielleicht auch von früher her."

„Nun ja, ich erinnere mich aus meiner Jugend eines kleinen Mädchens, das in Lőke umherlief, aber ich würde jetzt wohl Augen und Gedächtnis vergeblich anstrengen, dasselbe wieder zu erkennen."

„Um so schärfere Augen hat die schöne Susanne, und es sind wunderbare Augen, Augen, die man hier nicht alle Tage sieht, und die im nächsten Winter Furore und eine ganze Schar junger Männer verrückt machen werden; denken Sie an mich! Ja so, Sie wollen ja nicht Zeuge der Thorheiten unsrer nächsten Saison sein. — Was nun diese Augen betrifft, so haben dieselben Sie, mein Freund, sofort erkannt, als wir den Zug verließen, in welchem wir mit Ihnen von Baden an fuhren, und wohl auch nicht entschlüpfen lassen, denn von niemand anderm wurde mir mit solcher Sicherheit Ihr Wagen bezeichnet, als von Susanne. Sie hat mich auf Ihre Spur geschickt."

„Aber ich begreife nicht. — —"

„Muß man denn das, um einer schönen Dame Wunsch zu erfüllen? Ueberlassen wir dies ehrsam überlegenden Krämern und Nachtmützenfabrikanten."

„Sie vergessen immer wieder, Marquis — "

„Daß Sie sich geändert haben? Gut. Aber ich verstehe ihre Bedenklichkeiten nicht.

Was riskieren Sie denn? Ein Soldat muß im Feuer stehen können. Man will ja nur Ihre nähere Bekanntschaft machen, man bringt Ihnen die Opernvorstellung zum Opfer, es ist wahr, man hat die ursprüngliche Absicht, derentwegen man hereingefahren, aufgegeben, um sich Baron Belédenyi vorstellen zu lassen, aber natürlich einzig und allein in der Absicht, ihn um Nachrichten von der Freundin auszufragen, die man demnächst besuchen will."

„Ilka hat mir davon gesprochen. — Aber dann sind Sie ja vollkommen in der Lage, die Neugierde in dieser Richtung nunmehr zu befriedigen."

„In dieser allerdings — aber doch nicht in jeder. Es ist sehr fraglich, ob ein Ersatzmann willkommen ist."

Der abweisende Ausdruck in Andors Gesicht war wiedergekehrt, ein leises Zucken der Oberlippe verriet seine steigende Ungeduld. Scharf und kalt gab er seine Entscheidung:

„Ich kann wirklich über diesen Abend nicht verfügen. Ich will in den Klub, dort werde ich wenigstens den Sekretär finden, er wird mir an die Hand gehen und Auskunft geben können, betreffs der Veräußerung meines Rennstalls. Sie entschuldigen mich wohl bei Fräulein Adler. Vielleicht ist es mir in den nächsten Tagen möglich, meine Aufwartung zu machen. Auf Wiedersehen!"

Andor hatte den Hut gezogen und ließ deutlich erkennen, daß er nicht willens war, das Gespräch weiter fortzusetzen und auch Savagna ließ die Verabschiedung gelten und machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten. Das feine boshafte Lächeln, mit dem er ihm nachblickte, schien zu sagen:

„Geh' nur hin, du bist stolz auf deine Kraft, und meinst, mir sei darum zu thun, deinen Widerspruch zu besiegen. Thor! die größte diplomatische Kunst ist, — ihn hervorzurufen." —

Von diesem triumphierenden Spott war in seiner Miene nichts mehr zu lesen, als er nach einem behaglichen Diner, dem er anderthalb Stündchen gewidmet, bei seiner Auftraggeberin zur Berichterstattung über den Ablauf seiner Mission erschien.

Der Plan einer Uebersiedlung nach Wien, welchen Adler in einer Anwandlung von Rachegefühl und Stolz seiner Tochter verraten, hatte sich verwirklicht. Der unternehmende und im Glück rasch emporsteigende Geschäftsmann hatte, wenn auch eben nicht ein Palais, so doch ein stattliches Haus angekauft, dessen Bel-Etage er selbst bezog. Die Wohnung war prunkvoll eingerichtet und zum Empfange größerer Gesellschaften für den kommenden Winter vorbereitet worden, denn Adler wußte sehr gut die günstige Wechselwirkung von Haus und Geschäften zu würdigen, von denen jenes durch seine bisherigen Verbindungen gefüllt und diese eben dadurch wieder erweitert werden sollten. Um den Arbeitern jedoch Raum zu lassen und schon vom Beginne an sich unter die Herrschaft der Mode zu stellen, hatte er es vorgezogen, für seine Tochter vorläufig einen Sommeraufenthalt zu wählen. Das nahe Baden erschien ganz geeignet dafür, dem neuaufgehenden Stern einen gewissen voranstrahlenden Glanz zu verleihen; doch so leicht erreichbar Susanne für den Vater dort auch war, hatte er doch die Notwendigkeit erkannt, ihr eine Stellvertreterin beizugesellen, die späterhin zugleich die Stelle der Hausfrau in würdiger Weise zu übernehmen hatte. Es war ihm auch gelungen — eine Folge seiner weitgreifenden Verbindungen — eine verhältnismäßig glückliche Wahl zu treffen, da Frau von Patka — eine Dame von Adel und Witwe eines Majors — sich nicht nur zur stillschweigenden Bestätigung eines leicht-

hin angedeuteten Verwandtschaftsverhältnisses herbeiließ, sondern auch als geübte Pianistin, deren einstige vielversprechende Konzerte noch nicht ganz vergessen waren, für Susanne zur Gefährtin am Notenpulte bestens willkommen war.

In ihrer Gesellschaft hatte Susanne diesen Abend den kleinen Ausflug nach der Stadt unternommen, nicht so sehr, um Papa eine Ueberraschung zu bereiten, als vielmehr um sich von ihm vor der Reise nach Gleichenberg zu beurlauben und bei dieser Gelegenheit „Die Afrikanerin" zu hören. Die junge Künstlerin zog eine Vorstellung in der erst kürzlich wieder eröffneten Oper allen Toiletteparaden in den erleuchteten Alleen des Kurparkes vor. Solche musikalische Feste waren ihr Zeit ihres Institutslebens wenige geworden, selbst das letzte Jahr in Paris hatte sich in dieser Beziehung nicht viel günstiger gestaltet, und so wogte noch die volle unbefriedigte Sehnsucht in ihrer kunstbegeisterten Seele.

Dennoch hatte sie heute leichten Herzens dem erhofften Genusse entsagt. Ein unbeschreibliches Gefühl der Freude ließ sie bei Andors Anblick den Zweck ihrer Reise nicht gerade vergessen, aber als unendlich bedeutungslos beiseite setzen. Für den Abend hatte sich eine viel wertvollere Verwendung gefunden.

Wie freute sie sich auf den Moment des Wiedersehens, auf diese eigentliche erste Begegnung, in die sich das frühere Aneinandervorüberstreifen auflösen sollte. Alles Denkbare ging ihr durch den frischen Mädchensinn, der über alle Bedenklichkeiten und Hindernisse so rasch und glücklich hinweghüpft, wie die jungen Füßchen über die Unebenheiten des Weges und dann doch wieder vor einer Blume, vor einer Wolke in bange Träume versinken kann. Jetzt schoß ihr eine kleine Neckerei durch den Kopf und sie fühlte nach der kleinen Goldscheibe mit dem hervorragenden Halbmond und dem Schwert aus Rubinen, die an einem feinen Kettchen ihres Armbandes hing; im nächsten Augenblick war eben durch diese Berührung eine Szene aus der Vergangenheit heraufgezaubert: Jene Nacht des Brandes auf der Raab, die jetzt im Mondlicht und jetzt im Fackelschein glitzernden Wellen, das unter den Pferdehufen dröhnende Schiff und jetzt ein Blitzschlag — die kleine Hand drückt sich auf die Brust, in der das Herz wieder wie damals aufzuckte, als das Stürzende verschwindet. Noch gibt es mehr des Schrecks und Grausens, wenn die bleichen verzerrten Züge Görbedáns aus dem Schatten auftauchen. Wo mag der arme Verblendete, der mitleidswürdige Verbrecher jetzt weilen, den sie damals verborgen gehalten, geheimnisvoll den Fluß hinuntergebracht und dann noch in einer letzten flüchtigen Zusammenkunft mit so reichlichen Mitteln ausgestattet, als ihrer Hand für den Augenblick zugänglich waren? Hatte sie mit dieser That die Gesetze verletzt? Es mochte so sein. Ihrem Gefühle aber hatte sie mit dieser Rettung genug gethan, ob auch ihr Vater die Erzählung des Krüppels hinterher für Uebertreibung und Verleumdung erklärte.

Doch was wollten solche Bilder jetzt in diesem Momente? Sie mochten in einsamer Stunde aus dem Nebel aufsteigen und kahle Räume bevölkern, hier hatten sie keinen Platz. Eine frohe Hast hatte sich Susannens bemächtigt und zauberte ein Lächeln auf ihre Lippen, indem sie überall scherzhaften Anlaß fand, sogar in den Mängeln des kleinen an den Salon anstoßenden Gemachs, das sie notdürftig in aller Eile frei und benutzbar machen ließ, in den Unzukömmlichkeiten, die sich aus der unvollständig eingerichteten Haushaltung ergaben, selbst in dem bedenklichen Kopfschütteln ihrer Gesellschafterin, welche

hinter dem summenden Theekessel in der Sofaecke ihre Betrachtungen über das seltsam aufgeregte Wesen ihres Schützlings anstellte. Schon die plötzlich abspringende Laune von der Oper zu einem Gesellschaftsabend im kleinsten Kreise war bei allem „Improvisationstalente“, das sie in der kurzen Zeit ihrer neuen Stellung bereits an Susanne zu bewundern Gelegenheit gehabt, ein wenig befremdlich; nun häuften sich aber von Minute zu Minute die Zeichen einer ungewöhnlichen Stimmung, in der Susanne mehr kindliche Mädchenhaftigkeit zu gewinnen schien, als Frau von Patka in ihr zu entdecken bisher für möglich gehalten hatte.

„Ach, Sie sehen ja so feierlich und entsagungsvoll aus,“ scherzte der neckende Mund, als ob sie da ein wohlabgezirkeltes Maß von Blättern des Manzanillobaumes in die Kanne schütteten. Seien Sie doch nicht ungehalten, daß Ihnen ‚die Afrikanerin‘ entgangen. Wir holen sie ein andermal noch ein, die schwarze Hoheit. Heute lassen wir Vasco de Gama, den ungalanten Seefahrer, seine Reise um Afrika allein machen und bleiben hübsch daheim.“

So in harmloser Heiterkeit plaudernd und dann wieder von namenloser Unruhe bald hier bald dorthin getrieben, erwartete Susanne die Ankunft ihrer Gäste, die sich ihr unverantwortlich hinauszuziehen schien, und als sich endlich die Thüre öffnete, eilte sie dem Marquis leuchtenden Auges entgegen, das vergeblich nach seinem Begleiter suchte.

Sie sah nichts Arges darin, daß sie mit diesem ungewöhnlichen Verhalten ihr Herz verriet. Froh wollte sie begrüßen, sonnig entgegenkommen, unbekümmert, welche Glossen andere daran knüpfen würden. So kurz die Frist auch war, seit sie in die Welt getreten, oder sich vielmehr derselben nur genaht, hatte sie doch schon erkennen gelernt, wie wertvoll ihre Gunstbezeugungen waren. Hier nun wollte sie mit denselben nicht geizen, sie nicht berechnend verteilen; zu herb in ihrem Wesen überhaupt für die gewöhnlichen Kunstbegriffe der Koketterie, die ihr verächtlich erschienen, gefiel sie sich in der unverhüllten Kundgebung ihrer Empfindungen, und so verlangte sie vor allem, sich diesem einen Manne gegenüber, für den sie nicht nur die warme kindliche Dankbarkeit bisher treu bewahrt, dem sie sich auch durch die Vorgänge der letzten Zeit in wunderlicher, ihre Phantasie lebhaft beschäftigender Weise neuerdings genähert fühlte, mit voller Klarheit und freien Gemütes zu äußern, damit von allem Anfang an kein Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit sein Urteil über sie beeinträchtige.

Jene Scheu und Schüchternheit, die selbst in ihrer Uebertreibung an zarten jungen Mädchen oft so anmutig erscheint, kannte sie nicht; ihr war dieselbe nur ein Beweis von Unselbständigkeit, Schwäche, wo nicht gar von beschränktem Geistesleben. Groß in ihren Anlagen, war sie nicht nur im Denken, auch im Wollen kraftvoll, obgleich nicht immer klar, denn dies ist erst das Geschenk der Erfahrung, die Errungenschaft reiferen Alters, und Susanne war noch so jung mit ihren siebzehn Jahren. Ihr wäre es wie ein thörichtes und zweckloses Beginnen vorgekommen, ihre Freude zu verhehlen, ihren Wunsch zu verleugnen; sie hatte daher auch nicht einen Augenblick gezaudert, den Marquis mit der Bitte an Andor abzuschicken, derselbe möge ihr freundlich eine Stunde zum Opfer bringen. Was lag denn Anstößiges darin, daß sie den Mann persönlich kennen lernen wollte, dem sie noch nicht einmal Dank gesagt und der ihr Nachricht von dem Befinden ihrer Freundin bringen sollte, aus deren spärlichen und zurückhaltenden Briefen sich dasselbe mit

Sicherheit nicht feststellen ließ? Das war ja alles so unverfänglich und selbstverständlich.

Und nun kam der Marquis allein. Derjenige, an welchen ein so einfaches und natürliches Ansinnen gestellt worden, hatte sich demselben entzogen. Das war nicht freundlich, nicht galant. Die Ritterlichkeit hätte selbst einer Unbekannten gegenüber nicht so außer acht gelassen werden sollen. Doch freilich — es waren vielleicht wichtige Angelegenheiten, die den Vortritt hatten und ihn abhielten, der Einladung zu folgen.

Marquis de Savagna befliß sich, diese im stillen vorgebrachte Entschuldigung baldmöglichst zu zerstören.

„Sie werden mir vielleicht den Vorwurf machen, mein Fräulein," sagte er beteuernd, „ich sei zu lässig gewesen in der mir anvertrauten außerordentlichen Mission; aber ich kann Ihnen schwören, daß ich mein möglichstes that und von dem alleräußersten nur in der Ueberzeugung abstand, Sie würden mir für einen abgehauenen Kopf doch wenig Dank wissen. Einen lebendigen Mann aber gegen seinen Willen zu binden und auf meinen Schultern hierher zu tragen, wage ich unter einer Gesetzgebung nicht, welche die Beschränkung persönlicher Freiheit sehr streng bestraft. Wir sind beide nicht mehr im Zeitalter der lettres de cachets. Ich hätte ihm einen gegönnt! Einige Monate Bastille wären, meines Erachtens, die gelindeste Pönitenz, die einem Barbaren auferlegt werden müßte, der sich gegen eine Entführung zu schönen Damen wie gegen das Hautabziehen sträubt."

„Ach, Marquis, welche Vergleiche!" tadelte Frau v. Patka mit sanftem Kopfschütteln, dem ein nur halb unterdrücktes Lächeln hinter Susannens Rücken auch die letzte einschüchternde Wirksamkeit benahm und dann setzte sie milde rechtfertigend hinzu: „Baron Belebényi wird eben von der Reise ermüdet sein, sich auch vielleicht nicht ganz wohl fühlen."

„Aber keineswegs," fiel Savagna mit erheuchelter Entrüstung ein, „wenn er das wäre! Er hat mit mir seine Wohnung verlassen, in dem Augenblicke jedoch, wo ich mich seiner bemächtigen wollte, ist er mir entschlüpft. Und wohin ging er? In den Klub — vorläufig wenigstens. Er ist also nicht scheu vor Gesellschaft, vielleicht selbst nicht vor Damengesellschaft."

„Wir erlassen Ihnen den Kommentar, die Thatsache genügt vollkommen," fiel Susanne, die bisher kein Wort geäußert, rasch und in scheinbar kaltem Tone ein, der freilich zu der tiefen Röte im Widerspruche stand, die ihre Wangen und Stirne bedeckte.

Dem verwöhnten Kinde war die Erfüllung eines Wunsches versagt worden, und der Sonnenschein war erloschen.

„Sie haben ganz recht, mein Fräulein, die Thatsache genügt. Und wenn Sie wüßten, wie sehr ich ihm zugeredet, wie lebhaft ich ihm Ihre Sehnsucht geschildert, und die Enttäuschung, die Sie empfinden werden —"

Abermals fiel ihm Susanne ins Wort, diesmal aber viel schärfer und mit deutlich kundgegebenem Unmute.

„Das war weit mehr, als wozu Sie befugt waren, Marquis. Ich glaube, Sie hätten sich auch hier auf die einfache Thatsache beschränken sollen. Ich wünschte Baron Belebényi meinen Dank auszusprechen und um Ilkas Befinden zu befragen. Diese werde ich selber sehen und mit dem Danke — hat es keine Eile."

„Mein Gott, ich dachte nur in Ihrem Sinne zu handeln!"

„Den Sie mir unterschoben. Ich gestatte Ihnen nicht, meine Worte nach Ihrem Belieben auszubeuten, und in meine Ge-

danken und Gefühle habe ich Ihnen meines Wissens keinen Einblick gewährt."

„Zu meinem tiefsten Bedauern. Ich bin unglücklich, daß ich durch das Mißlingen meiner Mission Ihren Unwillen erregt habe."

„Sie irren auch diesmal, Marquis. Nicht durch das **Mißlingen**; dies ist im Gegenteil eine ganz glückliche Fügung, die uns den Abend wieder für den ursprünglichen Zweck freigibt." Einen Blick auf die Uhr werfend, die in Form einer kleinen Kristallkugel die goldene Kette um ihre schlanke Taille schloß, wendete sie sich zu Frau v. Patka. „Wir haben eben noch Zeit für den letzten Akt und können, wenn wir uns ein wenig beeilen, noch zu dem einleitenden Violin-Unisono zurecht kommen. Um dieses war mir ja allein zu thun."

„Dann erlauben Sie mir vielleicht, daß ich Sie begleite," bat Savagna.

Mit einem kühlen Kopfnicken zurücktretend, entließ Susanne ihn, wie eine Souveränin ihren Unterthan verabschiedet.

„Wir werden Papa bitten; es ist ohnedem noch einiges zu besprechen. Ueber einen vierten Platz haben wir nicht zu verfügen. Zudem haben wir ja das Vergnügen Ihrer Gesellschaft heute nachmittags genossen und — uns kaum noch etwas zu sagen."

„O doch, darin irren diesmal Sie, mein Fräulein," entgegnete er mit leichtem Pathos. „Aber ich sehe, ich bin in Ungnade gefallen. In der Verbannung vermag ich nicht zu leben, wie die Dichter sagen und habe doch zum Sterben keine Lust. Sie werden mich zurückrufen müssen, um keinen Justizmord auf dem Gewissen zu haben."

Er schied mit tiefer Verbeugung, aber die Miene drolliger Zerknirschung ging schon unter der Thüre in jenes selbstzufriedene schlaue Lächeln über, das bereits Andor bei der Trennung zuvor gefolgt war. Es schwebte noch immer um Savagnas Lippen, als er im Korridor das zierliche Stöckchen dem Bedienten abnahm.

Langsam legte er diesem die Hand auf die Schulter und sah ihn fest an, bis der arme Mensch in Verlegenheit geriet.

„Sagen Sie mir, Jacques," fragte er feierlich, „wissen Sie zufällig, was das heißt: ‚Divide et impera?‘"

„Nein, Herr Marquis," stotterte der Inquirent.

„Hm! Ihre Erziehung ist bedauerlich vernachlässigt worden, Jacques. Das heißt gut deutsch: ‚Ich liebe den Stolz; deshalb müssen Sie mir aber doch Feuer für meine Zigarrette geben, mein Freund.‘"

Während sich der junge Mensch noch durch die übertriebenste Dienstfertigkeit von dem ungerechtfertigten Vorwurf des Stolzes zu reinigen bemüht war, kam plötzlich Potyondi um die Ecke des Korridors.

Seine Bestürzung, als er den Marquis erblickte, war unverkennbar, er hielt sogar seinen Schritt an und schien einen Moment unschlüssig, ob er nicht wieder umkehren solle, doch war es zu spät dazu. Der Marquis hatte ihn bereits ersehen.

„Auch da, Herr v. Potyondi?" rief ihn derselbe an. „Ich wähnte Sie bereits im Bette und nun ertappe ich Sie hier auf heimlichen Wegen."

„Auf heimlichen? o bitte, Herr Marquis, — durchaus keine heimlichen. Ich hatte eine Unterredung mit Herrn Adler — Geschäftsangelegenheiten. Ueber Tags findet man so wenig Zeit."

„Das sagt Ihr Herr Sohn auch," warf Savagna, der sich an des andern sichtlicher, stotternder Verlegenheit weidete, lachend hin. Kommen Sie, kommen Sie! Wir gehen ein Stück Wegs zusammen und Sie erzählen mir von ihm, von seiner hübschen Csárdástänzerin und von jener famosen Luftreise im Korb — ohne Ballon. Ich bin neu-

gierig zu hören, wie sich die Dinge entwickelt haben, seit jener Niederfahrt!

II.

Als am andern Morgen Adler den Klingelknopf an Andors Wohnung drückte und vom öffnenden Diener den Bescheid erhielt, der Baron werde bald zurückkehren und habe Befehl gegeben, die Herren möchten unterdes nur im Salon warten, da zog er mit einer Miene der Unzufriedenheit und des Zweifels die an Schwere der dicken Goldkette entsprechende Uhr, als ob er erst einen Entschluß zu fassen habe und sein: „Schon fünf Minuten nach elf!“ klang fast wie Louis XIV. majestätisch ungnädiges: „Ich hätte beinahe warten müssen.“

Das war nicht mehr der antichambrierende und sich nicht nur um die Gunst seiner Klienten, sondern auch deren Diener werbende kleine Mann. Er schien in dem halben Jahre körperlich selbst gewachsen. Sein Embonpoint, das er früher in bescheidener Gemütsruhe getragen, ward nun zum stattlichen Ausdruck seiner Würde und der zuversichtlich zurückgeworfene Kopf ließ den Halbmond auf seinem Scheitel nur noch gnädig auf die hinter ihm Herschreitenden leuchten. Lange genug war Adler der nomadisierende Geschäftsmann, der rastlose Agent und unterthänige Diener gewesen, jetzt war er mit dem ersten Schritt in das „Palais Adler“ auch in eine neue Phase getreten. Er gehörte zu den Verwaltungsräten, Bankdirektoren, Börsengrößen, die eines Tages plötzlich da sind, ohne daß jemand eigentlich weiß, woher sie gekommen. Sie gehen auf wie noch unbenannte Sterne. Sie sind da und schimmern; sie erlöschen mitunter auch ebenso plötzlich, und achselzuckend erklärt dann die getäuschte Astronomie, es sei nur eine Sternschnuppe gewesen. Vielleicht aber müssen sie auch als bleibend registriert werden.

Zu den letztern zählte sich wohl Adler, der selbstgemachte Mann, der angehende Konsul, das phantasiereiche Finanzgenie, wie ihn seine Freunde nannten, welche er als Aehrenleser in seiner Gesellschaft duldete, wo er volle Garben schnitt, die sie ihm einheimsen helfen mußten.

Es war wohl einer dieser stillen Gesellschafter, die zur Firma Adler u. Komp. gehörten, welcher ihn jetzt im Vorzimmer mit bescheidenem, ja fast demütigem Gruße antrat. Der große Mann hatte für den kleinen nicht das leiseste Kopfnicken, und nur einen verächtlichen Blick, der die groteske Erscheinung in den schlechtgemachten abgetragenen Kleidern gewissermaßen auf den Pfennig abzuschätzen schien. Das wegwerfende: „So, sind Sie schon da, Mandl?“ klang eben auch nicht ermunternd; dennoch wurde es von dem ältlichen Manne wie der zugeworfene Brocken vom hungrigen Köter gierig verschlungen.

Mit zur Seite gelegtem Kopf und gebeugtem Nacken trat er vor, indem er den haarlosen Seidenhut in der ungewaschenen Hand zur Wiederholung des Grußes schwenkte, bis ihn Adler mit zwei gabelförmig vorgestreckten Fingern von sich abhielt.

„Kommen Sie mir nicht zu nahe; ich könnte Oelflecken kriegen,“ sagte er barsch, und das wurde keineswegs als Beleidigung aufgenommen, sondern als Witz belacht und erwidert.

„Ist keine Gefahr. Ich geb' nix ab; wär' mir leid drum.“

Der Ton schien Adler nicht zu mißfallen, es leuchtete sogar ein huldvolles Lächeln aus seinen Augen, an dem sich jedoch die Lippen nicht beteiligten, das wäre der Herablassung zu viel gewesen. Doch mochte auch die fingierte Angst vor Berührung nicht so groß

und unüberwindlich sein, denn er trat mit dem andern in die Fensternische und ließ sich von demselben wohl eine Minute lang eifrig ins Ohr zischeln, wozu er nur leise nickte und ein- oder zweimal die Finger der Linken, wie um Zahlen anzudeuten, emporhob. Dann brach er das Gespräch kurz ab und trat, den Gefährten im Vorzimmer zurücklassend, in den Salon, wo er Potyondi bereits wartend fand.

Derselbe saß wie geknickt in einem der Lehnstühle und blickte bei Adlers Eintritt kaum empor; erst auf dessen Begrüßung erhob er sich langsam.

„Sie sehen ja drein, als wären Sie ausgepfändet worden. Finden Sie ein Haar in der Suppe?“ redete ihn Adler in seiner Weise scherzend an.

Der Verwalter schüttelte den Kopf, warf einen Blick nach der Thüre, die indes wieder geschlossen worden war und sagte dann mit gedämpfter Stimme:

„Ich habe mir's nochmals reiflich überlegt, Herr Adler, und ich meine, wir suchen etwas andres. Es geht nicht.“

„Wie heißt, es geht nicht?“ rief der andre, mit dem Ausdruck unangenehmster Ueberraschung einen Schritt zurücktretend. „Es geht sogar sehr gut; glatt wie geschmiert ist alles schon zum Klappen fertig.“

„Es ist doch eine Unmöglichkeit. Ich kann nicht dabei mithelfen.“

„Empfinden Sie vielleicht Gewissensbisse? Wäre was Neues.“

Potyondi beachtete das mit solch besondrem Nachdrucke hervorgehobene „Sie“ nicht und gab überhaupt keine Antwort auf die höhnische Frage; er sagte nur mit dem Ausdrucke schwerer Besorgnis:

„Ich könnte am Ende meine Stelle verlieren.“

„Sind Sie denn derselben im andern Falle so sicher?“

„Ich genieße das Vertrauen des Herrn Barons, das wissen Sie wohl.“

„Gerade so lange, bis Sie es verloren haben. Man braucht ihm nur die Augen zu öffnen.“

„Das werden Sie nicht thun?“ fuhr Potyondi halb trotzig, halb scheu und ängstlich auf. „Sie hätten soviel davon zu befürchten als ich und können mich nicht bloßstellen, wo es sich um Kompaniegeschäfte handelt.“

„Will ich es denn?“ sagte Adler ganz versöhnlich. „Verstehen wir uns nur, wie wir uns noch immer verstanden haben, ich verlange es nicht besser. Sehen Sie, lieber Freund, wenn man so lange Hand in Hand miteinander gegangen ist, kann man nicht mir nichts dir nichts auf einmal loslassen. Sie dürfen jetzt nicht sagen: ‚Hüten Sie sich vor dem Adler, der meint's schlecht!‘ wo Sie bis heute meine Vorschläge immer gutgeheißen haben.“

„Leider that ich das! Lachen Sie meinetwegen, wenn Sie wollen; aber ich habe es schon genug bereut, daß ich Ihnen von allem Anfang an so widerstandslos folgte. Immer vom kleinern zum größern ging es weiter. Als aber das Furchtbarste geschah und der unselige Brand das Wohnhaus meines Freundes und Gönners verzehrte und beinahe mein Sohn ein Opfer wurde, da habe ich mir zugeschworen, es solle ein Ende nehmen.“

„Hab' ich doch nicht gewußt, daß Sie ein so weiches, menschenfreundliches Herz haben. Hätte Sie trösten können, zu sehen, daß Herr v. Rainald sich ein neues Haus baut für sein altes und Ihr Herr Sohn Schulden macht und Geld braucht, mehr als zuvor. So haben Sie doch den Beweis, daß er lebt.“

Potyondi senkte den Kopf; der beißende Spott, dem er nichts entgegenzusetzen

hatte, erhöhte nur seinen Trotz. Fast feindselig stellte er sich wider seinen bisherigen Genossen.

„Mit Ihren Witzen werden Sie mich nicht zu etwas bestimmen, was ich entschlossen bin nicht zu thun.“



Der erste Schnee. Von C. Kronberger.

„So.“ Adler sprach das Wörtchen eigentümlich trocken.

„Ja, ich bin entschlossen. Sind denn etwa Ihre Bedingungen so verlockend, daß man denselben nicht widerstehen könnte? Nicht einmal das. Sie glauben mir mit einer Pfeife Tabak den Mund zu stopfen, im selben Moment, wo Sie mir höhnisch ins

Gedächtnis rufen, daß mein Sohn Schulden macht und Geld braucht. Sie bürden mir Lasten auf, die mich erdrücken, und indes Ihnen das Geld in die Taschen fließt, soll ich für Sie um den gemeinen Taglohn arbeiten."



Kloster Stams.

„So — so!"

„Aber Sie irren sich. Diesmal stehe ich nicht zu Diensten und mögen Sie noch so viel bieten.

„Seien Sie ruhig, ich biete Ihnen gar nichts," entgegnete Adler mit tückischer Gelassenheit, wobei er nur die Mundwinkel sarkastisch herabzog. „Gar nichts, verstehen

Sie, Herr v. Potyondi? und Sie werden doch ja sagen zu allem, was ich in Vorschlag bringe. Lassen Sie mich ausreden, sonst wird's zu spät: Sie machen einen dummen Streich und ich muß dann sagen: ‚Thut mir leid, Herr Baron, aber Sie werden sich doch nichts einreden lassen von einem Manne, der seinen Sohn schickt, den Brandlegern die Speicher aufzusperren?"

Potyondi fuhr wie vom Blitz getroffen zusammen; sofort aber richtete er sich wieder auf, heftete sein glühendes Auge auf Adler, und wie zum Angriff sich rüstend rief er: „Beweisen Sie mir das!"

„Mit Vergnügen, wenn Sie wünschen. Görbedán ist auf meinem Schiff entkommen und wird im Notfall zu finden sein, um zu bestätigen, was ich von ihm weiß. — Aber vielleicht wünschen Sie es nicht."

Als Adler nach jener Schreckensnacht wieder mit seiner Tochter zusammengetroffen war, da hatten ihm die Mitteilungen und Fragen derselben wohl auch eine schwere halbe Stunde bereitet, doch hätte er aus ganz anderem Stoffe gemacht sein müssen, um sich so überrumpeln und zu einem Geständnisse bringen zu lassen. Seine Darstellung wußte alles in ein ihm günstigeres Licht zu setzen und schließlich zog er als kluger Rechenmeister aus der ihm anfänglich so fatal erscheinenden Angelegenheit noch einen ganz hübschen Vorteil. Es war die Reservekarte, die er eben jetzt ausgespielt.

Er hütete sich aber wohl, für den Moment weiter zu gehen; nur eine kurze Sekunde betrachtete er sich vergnügt sein Gegenüber, wie einen jener in der Gabel gefangenen indischen Amokläufer, deren Wut unschädlich gemacht ist, dann klopfte er dem kreidebleich Gewordenen wieder vertraulich auf die Schulter und sagte mit verändertem Tone:

„Was machen Sie mir für Geschichten, lieber Freund? Wir brauchen einer den andern wie zwei Knaben, die Schlüsseldrehen spielen. Läßt einer los, sitzen beide auf dem Boden. Ich bin gepolstert, mir thut's gewiß weniger weh. Aber ich meine es gut mit Ihnen und gönne Ihnen auch nichts Böses. Ich denke, wir verstehen uns."

Im Vollgefühle seines Sieges und festbegründeter Sicherheit ließ sich Adler in einen Fauteuil sinken und erteilte Potyondi, dessen Widerstand vollkommen gebrochen war, noch einige Instruktionen, wie wenn er hier Herr der Wohnung und der andere sein Diener wäre.

Ton und Haltung änderten sich allerdings beim Eintritt Andors vollständig; dennoch war er auch hier nicht mehr derselbe Adler, wie er noch vor einem halben Jahre in Löke dessen Besitzer gegenüberstand. Eine merkbare Nüance von Vertraulichkeit in seinem übrigens noch äußerst höflichen Verhalten hob den Verkehr beinahe in das Niveau gesellschaftlicher Gleichstellung.

Andor entschuldigte sich artig, doch verriet sich unwillkürlich, selbst in der hastigen Art, wie er die Handschuhe abstreifte und auf den Tisch warf, die Ungeduld, in Dingen gestört zu sein, die ihm momentan mehr am Herzen lagen als diese Konferenz, die ihn nach Hause gerufen. Er hatte die Absicht gehabt, eine ärztliche Berühmtheit über gewisse Symptome zu befragen, welche ihn an Ilka beunruhigten und die er von dem behandelnden Arzte nicht in genügender Weise erklärt, vielleicht sogar in ihrem Zusammenhange nicht mit dem wünschenswerten Scharfblick erkannt glaubte.

„Diesen Herrn Spezialisten ist man nur Numer," sagte er, den Anwesenden mit einem Handwink Plätze anweisend, indes er sich selbst, mit dem Rücken gegen seinen Schreibtisch, niederließ. „Die meine war noch nicht an der Reihe, aber ich wollte

nicht länger auf mich warten lassen. Können wir die Sache rasch erledigen? Ich muß aufrichtig gestehen, daß es mich drängt, sie zum Abschlusse zu bringen und endlich Ruhe zu haben."

Adler räusperte sich, er neigte sich auf seinem Sitze und seine Stimme hatte etwas Verbindliches und sanft Teilnehmendes.

„Vor allem, Herr Baron, möchte ich noch einmal die Versicherung aussprechen," begann er, „daß ich unendlich bedaure, Ihnen diese Belästigung nicht ersparen zu können. Ich hätte so gerne alles gethan, um die Störung hintanzuhalten, war aber nicht im stande, eine abermalige Prolongation zu erwirken."

„Das wäre wohl nicht so schwer gewesen, wenn die Bank den Wechsel nicht weiter begab, wie ich erwartete," warf Andor ein. „Doch lassen wir das. Ich kann natürlich keine besondern Rücksichten in Geschäftssachen erwarten. In dieser Art könnte es aber auch so wie so nicht weiter gehen; die Hoffnungen auf die Ernte haben uns abermals im Stiche gelassen. Ich war nicht in der Lage, den ersten Termin einzuhalten, bin es ebensowenig diesmal beim bevorstehenden zweiten und würde es beim dritten und vierten auch nicht sein, indes die Summe immer mehr anwüchse. Das ist eine rollende Lawine und auch ohne Ihre Mahnung, deren wohlgemeinte Absicht ich übrigens anerkenne, würde ich mich entschlossen haben, auf irgend eine Weise Einhalt zu thun. Sie schlagen die Umlegung der Schuld auf eine Hypothek vor."

„Es ist meiner Ueberzeugung nach der einzig praktische Weg. Durch die Konsolidierung gewinnen Sie mäßige Verzinsung und Zeit zur Amortisierung, die Sie in keinerlei Weise bedrückt."

„Das ist auch meine Ansicht," gab Andor seinen Beifall. „Nur schade, daß wir nicht gleich von Anfang dieses Mittel wählten."

„Es war ja doch Hoffnung vorhanden, daß sich alles noch begleichen ließe. Ich war gewiß von den besten Intentionen geleitet."

„Ach, ich wollte Ihnen ja keinen Vorwurf machen. Ich stimme Ihnen auch jetzt vollkommen zu und erwarte von Ihrer erprobten Dienstfertigkeit, daß sie uns auch weiter bei der Aufnahme des Kapitals an die Hand gehen. Wird es schwer zu beschaffen sein?"

„Müßte ich im allgemeinen antworten," erwiderte Adler, sich wohlgefällig in seinem Fauteuil wiegend, „so hieße es: ‚Hm, sehr schwer.' Auf Wucherzinsen sehr leicht, auf die gewöhnlichen gar nicht, weil jedermann aus seinem Gelde mehr herausschlagen kann, selbst bei ganz sichern Papieren, und besonders bei solchen Summen. Ja, für niedere Beträge finden sich genug kleine Kapitalisten, die solche Anlage vorziehen, nicht aber für achtzigtausend Gulden. Wer die hat, sucht sich in der Regel ein anderes Geschäft."

„Aber die Boden-Kreditbanken?"

(Fortsetzung folgt.)

Neues über Maria Stuart.

Von

W. Oncken.

Die Zeit ist gekommen, da auch die Laien Einblick verlangen in die Werkstatt der geschichtlichen Forschung und wenn sie wählen müssen, auf einfache Wahrheit mehr Wert legen als auf sogenannte „historische Kunst". Die treuherzige Freude an spannender Erzählung, blendender Charakteristik und pathetischer Rhetorik macht mehr und mehr der Freude am Lernen Platz, welche die Mühe nicht scheut, dem Forscher auf die Wege der Kritik zu folgen. Der Zweifel an ungeprüfter Ueberlieferung, das Bedürfnis, erst Gründe zu hören, Beweise

zu sehen, bevor das Urteil gefällt wird, ist nicht mehr im Alleinbesitz der Zunft und innerhalb wie außerhalb derselben ist in erfreulichem Wachstum die Fähigkeit begriffen, allen Vorurteilen Schweigen zu gebieten, bis sich herausstellt, wie die Dinge eigentlich zugegangen sind. Kein Problem der gesamten neueren Geschichte hat nun unter den Vorurteilen des Parteigeistes schwerer gelitten, als dasjenige, das durch den Namen Maria Stuart bezeichnet ist und das seinerseits wieder eine ganze Kette von Einzelproblemen in sich faßt. Was über einen entscheidenden Teil dieser Einzelprobleme durch neuerdings angestellte Untersuchungen ermittelt worden ist, in Kürze kennen zu lernen, wird Lesern und Leserinnen dieser Zeitschrift sicherlich nicht unwillkommen sein.

Wenn heutzutage von neuen Quellenforschungen auf dem Gebiet der Geschichte die Rede ist, so raten neun Zehnteile aller Leser auf Entdeckung bisher verborgener Urkundenschätze, auf Erschließung irgend eines bisher unzugänglich gewesenen Archivs und es ist noch gar nicht lange her, daß selbst die Fachmänner jedes historische Buch mit Mißtrauen in die Hand nahmen, auf dessen Titel nicht stand „nach bisher unbekannten Quellen". Ein solcher Fall liegt hier nicht vor. Das Quellenmaterial, welches von dem Sturz der schottischen Königin und dem Anfang ihrer Gefangenschaft in England handelt, liegt seit sehr langer Zeit, zum Teil seit zwei- ja dreihundert Jahren gedruckt vor, allerdings nicht lückenlos vollständig, allerdings zerstreut in einer Menge von nicht leicht zu beschaffenden Einzelwerken; aber nicht der Mangel an Material hat hier wie in so vielen andern Fällen die Forschung gehemmt, sondern die Art wie es benutzt oder vielmehr nicht benutzt worden ist unter dem Einfluß eines Parteigeistes, der anklagte und verteidigte, aber nicht prüfte und nicht untersuchte.

Bekanntlich ist eine für die Beurteilung der unglücklichen Königin sehr wichtige Frage die, ob gewisse Briefe, die sie an Graf Bothwell geschrieben haben soll, echt sind oder nicht. Die Ankläger erklären sie für echt, die Verteidiger erklären sie für unecht, beide treten mit der größten Bestimmtheit auf und noch hat kein Teil den andern bisher zu schlagen oder zu überzeugen vermocht.

Wo und wie ist nun die Entscheidung zu suchen?

Sicherlich nicht in den Briefen selbst, die zu so entgegengesetzter Auffassung geführt haben, sondern außerhalb derselben in den Thatsachen, auf welche sie sich beziehen, und in den Urkunden, die von jenen unabhängig sind. Gelingt es von den thatsächlichen Hergängen aus unzweifelhaft echtem Urkundenmaterial ein vollständiges Bild zu gewinnen, ein Bild, das sich selbst erklärt und nirgends erhebliche Lücken oder Fragen übrig läßt, dann, aber nicht eher, ist auch ein Standpunkt gewonnen, von dem aus über die Frage der Echtheit jener Briefe entschieden werden kann. Diesen Weg, der in Deutschland bisher noch gar nicht, im Ausland wenigstens nicht in dieser Weise eingeschlagen worden ist, hat der Verfasser der neuesten Arbeit über Maria Stuart[1]) beschritten und mit einer Folgestrenge festgehalten, die auch den Gegnern seiner Ergebnisse mindestens als ein Verdienst um die Methode in Behandlung dieser Frage erscheinen wird. Auf dem bisherigen Wege war man eben keinen Schritt vom Platz gekommen. Noch heute steht wie vor dreihundert Jahren Behauptung gegen Behauptung, Leugnung gegen Leugnung und aus dieser Sackgasse gibt es keinen Ausweg, so lange sich keine überzeugende Antwort findet auf die Frage: Ist das, was jene Briefe voraussetzen, wahr oder nicht wahr, geschehen oder nicht geschehen? Im ersteren Fall ist ihre Echtheit noch keineswegs erwiesen, aber sie ist wenigstens möglich, im letzteren ist sie unmöglich.

Von den Ergebnissen, welche auf diesem neuen Wege gewonnen worden sind, seien hier die wichtigsten mitgeteilt.

Genau ein Jahr, bevor Maria Stuart nach Schottland kam, hatte hier die gründlichste Umwälzung stattgefunden, von der dies unruhige Land jemals berührt worden war. Der größte Teil des schottischen Adels war dem Calvinismus des Reformators John Knox beigetreten und hatte — darin waren die katholischen Lords nicht zurückgeblieben — der schottischen Kirche so ziemlich ihren gesamten weltlichen Besitz entrissen. Das Parlament vom August 1560 hatte dann die Alleinherrschaft der neuen Lehre zum Beschluß erhoben, Maria Stuart aber diese Beschlüsse niemals anerkannt.

---

[1]) Maria Stuart, Darley, Bothwell. Von Dr. Ernst Bekker. Mit einem Vorwort von W. Oncken, Gießen, Ricker'sche Buchhandlung 1881. (Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte I.)

Als sie am 19. August 1561 in Edinburg eintraf, fand sie, die fanatische Katholikin, als wirklichen Landesherrn einen mit dem protestantischen Klerus engverbundenen Adel vor, der nur eine Wahl hatte, entweder diese katholische Königin derart zu beherrschen, daß ihr abweichendes Bekenntnis unschädlich ward oder sich auf eine Gegenreformation gefaßt zu machen, die ihn seiner ganzen Machtstellung, insbesondere aller Kirchengüter wieder beraubte und dies war der Punkt, in dem er unerbittlich war. Die Kirchenzucht überließ er den Predigern, um die Pflicht, Pfarrer zu bezahlen, Schulen und Universitäten zu errichten, kümmerte er sich nicht; in der Frage der Sicherheit seines Besitzes aber kannte er schlechterdings gar keine Rücksicht. Der Umstand, daß für diesen an sich wilden, fried- und gesetzlosen Adel Herrschaft, Eigentum, Existenz ein und dasselbe war, mußte jeden Kampf, zu dem er sich um dieser Güter willen genötigt glaubte, zu einem ganz ausnahmsweise leidenschaftlichen gestalten, in dem der Zweck jedes Mittel heiligte. Ein Anlaß zu solchem Kampf lag nicht vor, so lange Maria Stuart sich von ihrem Halbbruder, James Stuart, seit 1562 Graf Murray, leiten ließ, denn dieser war das Haupt des protestantischen Adels und ein Politiker, der eine unergründliche Verschlagenheit mit einer außerordentlichen Kraft des Entschlusses und der That verband. Aus diesem Grunde sind die ersten vier Jahre ihrer Regierung ohne jedes Zerwürfnis mit dem protestantischen Schottland verlaufen. Das änderte sich, als sie sich im schroffsten Widerspruch mit allen Plänen Murrays und Elisabeths mit dem Katholiken Henry Darley verheiratete (Juli 1565). Da eröffnete ihr eigener Bruder, Graf Murray, die Kette der Empörungen des protestantischen Adels gegen die katholische Königin, die von nun an kein Ende mehr nehmen sollten, bis Maria Stuart entthront und in der Gefangenschaft der Königin Elisabeth war. Der Kampf, der sich nun erhob, war ein Kampf um Sein und Nichtsein zwischen Protestantismus und Katholizismus. Protestantische Lords ermordeten vor den Augen der Königin den Katholiken David Riccio, der, wie wir urkundlich wissen, im Einvernehmen mit der Königin, mit dem Papst und mit Philipp II. die Vernichtung der Ketzer und der Ketzerei betrieb; das geschah am 9. März 1566, in den Tagen, da im Parlament der Antrag auf Wiederherstellung des Katholizismus und auf Einziehung der Güter der Rebellen von 1565 beschlossen werden sollte. Darley selbst aber, der mit in jener Verschwörung gegen den Italiener gewesen war und darauf seine Genossen verraten hatte, fiel in der Schreckensnacht des 9. Februar 1567 einer Mordverschwörung zum Opfer, welche fast den gesamten protestantischen Adel des Landes umfaßte, an deren Spitze Graf Bothwell und sämtliche Minister der Königin standen, eine erst jetzt nachgewiesene Thatsache, die leicht erklärlich macht, daß die Mörder nachher nicht zu entdecken waren und Bothwell von seinen eigenen Mitschuldigen freigesprochen wurde. An dieser Mordverschwörung ist Maria Stuart vollständig unbeteiligt gewesen; hätte sie sich ihres elenden Gatten, mit dem sie sich übrigens rasch versöhnt hatte, entledigen wollen, so konnte sie ihn ins Ausland gehen lassen, wie er aus Angst vor der Rache der Mörder Riccios selbst beabsichtigte, das aber hat sie verhindert; sie konnte sich von ihm scheiden lassen, wie ihre Minister ihr vorschlugen, auch das hat sie abgelehnt; statt dieser so einfachen und vorwurfsfreien Wege ihn loszuwerden, ganz ohne Not das Mittel einer Pulverexplosion wählen, wäre hiernach nicht bloß ein unnatürlicher Frevel, sondern eine ungeheuerliche Dummheit gewesen. Von einem Liebesverhältnis aber zwischen ihr und Bothwell vor der Ermordung ihres Gatten findet sich aus der Zeit, in der es begonnen haben und bekannt geworden sein müßte, in der Fülle von Nachrichten, die wir über sie und ihren Hof besitzen, nicht die leiseste Spur. Der entschiedene Widerstand Marias gegen jederlei Trennung von Darley schließt eine solche Annahme als eine unmögliche aus, nicht minder wird sie ausgeschlossen durch die Art, wie die Heirat mit Bothwell zustandekam. Daß die allerdings mit vielem Wiederstreben gegebene Einwilligung in diese Ehe der verhängnisvollste Schritt war, den Maria Stuart nach all ihren Unbesonnenheiten nur begehen konnte, das wird auch ihr eifrigster Verteidiger nicht mehr leugnen wollen, aber ebenso unzweifelhaft ist heute auch dies, daß im offiziellen Schottland selbst ihr zur Zeit des Ereignisses kein Mensch daraus einen Vorwurf gemacht hat, noch machen konnte. Denn die Urkunde liegt vor, in welcher zehn Grafen, sechs Bischöfe und sechs der mächtigsten

Lords — lauter Glieder der Verschwörung gegen Darley — am 19. April 1567 im Namen der öffentlichen Wohlfahrt forderten, daß die Königin sobald als möglich wieder heirate, den protestantischen Grafen Bothwell als den geeignetsten Gatten bezeichneten und für die Verteidigung dieser Heirat gegen jeden Feind Gut und Blut zu opfern versprachen. Mit dieser Urkunde in der Hand hat Bothwell am 20. April der Königin seinen ersten Antrag gethan und nachdem sie ihn abgewiesen, der gewaltsam Entführten durch dringenden Hinweis auf den Wunsch des Landes schließlich das Jawort entrissen; von Bothwell in Dunbar förmlich gefangen gehalten, unterschrieb sie am 14. Mai den Heiratsvertrag, den ihre Minister, sowie ein großer Teil der Spitzen des Adels wie des Klerus mitunterzeichneten; am 15. fand die Hochzeit statt und schon 14 Tage nach dem Beginn einer, wie wir urkundlich wissen, namenlos unglücklichen Ehe stand ein Teil eben der Lords, welche die Heirat im Namen des Vaterlandes gefordert hatten, gegen die Neuvermählten in Waffen auf. Ihre angebliche Absicht war, die Königin aus der unwürdigen Gefangenschaft zu befreien, in der sie von Bothwell widerrechtlich gehalten werde und sodann die Ermordung des Königs zu rächen. Aber nach der Kapitulation von Carberry Hill (15. Juni) ließen sie den Königsmörder Bothwell, dessen Mitschuldige sie ja waren, absichtlich entschlüpfen und die Königin, die sie befreien zu wollen vorgegeben, warfen sie unter offenem Bruch der Kapitulation in den Kerker, wo sie wie eine Verbrecherin festgehalten ward; ihr Bruder Murray ward zum Regenten ernannt, um im Namen des 13 Monate alten Prinzen Jakob die Verwaltung zu führen und noch ehe das Jahr 1567 zu Ende ging, hatten die Beschlüsse einer Kirchenversammlung und eines Parlaments die Alleinherrschaft des Calvinismus in Staat und Kirche auf denselben Grundlagen wiederhergestellt, welche das Augustparlament von 1560 gelegt und deren Anerkennung Maria Stuart jahrelang verweigert, schließlich nur widerwillig zugestanden hatte. Der Zweck aller Empörungen war erreicht; das Zwischenspiel einer katholischen Regierung inmitten eines fast ganz protestantischen Landes war ausgelöscht, der Sieg des Protestantismus für immer entschieden. An dieser Sachlage änderte das Entkommen Marias aus Lochleven (2. Mai 1568) nichts mehr. Allerdings fand zu ihren Gunsten eine sehr ansehnliche Erhebung von schottischen Edelleuten statt und die Thatsache, daß unter den 9 Grafen, 8 Bischöfen und 18 Lords, die am 8. Mai zu Hamilton einen „Bond" unterzeichneten, um Murray zu stürzen und die rechtmäßige Königin wieder aufzurichten, die Mehrzahl aus Protestanten bestand, beweist, daß selbst die natürlichen Gegner der katholischen Königin an Verbrechen, durch die sie sich nicht bloß des Throns unwürdig, sondern überhaupt unmöglich gemacht hätte, nicht geglaubt haben können. Die Waffen der Anhänger Marias erlagen denen des Regenten (Gefecht bei Langside 13. Mai) und endgültig entschied Maria Stuart ihr Schicksal, als sie in unbegreiflicher Verkennung ihrer Lage und der Lage ihrer Nachbarin, statt nach Frankreich oder Spanien, nach England entfloh, wo sie, zunächst lebenslängliche Gefangenschaft und schließlich ein schrecklicher Tod erwartete. Vom ersten Tage ihres Aufenthalts in England an bestand zwischen der protestantischen Regierung in Edinburg und der protestantischen Regierung in London ein durch die gemeinsame Lage begründetes Komplott, eine Wiederherstellung der katholischen Königin, die in England selbst von allen Katholiken für die rechtmäßige Königin der ganzen Insel gehalten ward, um jeden Preis und durch jedes Mittel zu hindern. Eines dieser Mittel war die Verbreitung von Briefen, welche der Welt glauben machen sollten, daß sie entehrende Verbrechen begangen, mit Bothwell ehebrecherische Buhlschaft unterhalten und mit ihm die Ermordung Darleys verabredet habe. Mit den überzeugendsten inneren und äußeren Gründen ist jetzt nachgewiesen, daß der einzige Brief, der, wenn er echt wäre, etwas beweisen würde, nämlich der lange Glasgowbrief, eine ganz plumpe Fälschung ist, deren allmähliche Entstehung, deren Quelle und Verfertiger noch jetzt mit ziemlicher Sicherheit bestimmt werden kann. Gegen die Echtheit des gesamten handschriftlichen Anklagematerials fallen, von allem übrigen abgesehen, zwei Thatsachen entscheidend in die Wagschale, erstens, der uns genau bekannte Gebrauch, den der Ankläger Murray davon macht und zweitens der Eindruck, den die gegen Maria Stuart durchaus parteiische Richterin Elisabeth davon empfangen hat. Murray hat seine angeblichen Schuldbeweise, die, wenn sie als echt, beziehungs-

weise als beweiskräftig hätten veröffentlicht werden können, Maria Stuart moralisch vernichtet haben würden, nicht nur niemals veröffentlicht, er hat sie nicht einmal einer ehrlichen Prüfung auszusetzen gewagt; er hat sie im tiefsten Geheimnis den englischen Bevollmächtigten auf den Konferenzen von York und Westminster mitgeteilt und das, mit Zulassung von Elisabeth und Cecil, so eingerichtet, daß die Bevollmächtigten Marias von dem Vorgelegten nicht eine Zeile zu sehen bekamen, von der Thatsache der Vorlegung selbst nur mittelbar Kenntnis erhielten. Die Königin Elisabeth aber hat, nachdem diese Beweise, auf die sie selbst so gern eine Verurteilung gegründet hätte, nur ihr, ihrem Minister und ihren Bevollmächtigten vorgelegen hatten, am 10. Januar 1569 amtlich durch Cecil erklären lassen: es sei gegen die Königin Maria Stuart nichts Genügendes vorgezeigt worden, woraus die Königin von England irgend eine üble Meinung von ihrer guten Schwester schöpfen müßte.

Die Druckschriften nun, welche seit 1571 gegen die gefangene Königin in lateinischer, englischer und französischer Sprache erschienen und durch die zum erstenmal Uebersetzungen dieser Briefe bekannt geworden sind, stammen, wie augenscheinlich dargethan wird, alle aus einer Quelle, der „Enthüllung" des George Buchanan und sind durch Cecil veranlaßt worden, um die Gefangenhaltung der Königin vor der Welt zu rechtfertigen, ohne daß diese selbst sich dagegen verteidigen konnte und ohne daß man erfuhr, woher diese Pfeile eigentlich kamen.

Eine unbefangene Beurteilung all dieser Dinge führt zu dem Ergebnis: Auf Maria Stuart lastete während ihrer kurzen Regierung in Schottland dasselbe tragische Verhängnis wie nachher während der langen Gefangenschaft in England, ihm entsprang ihre Entthronung dort, ihre Hinrichtung hier. Sie war in religiösen Dingen so duldsam nicht, wie ihr neuester schottischer Verteidiger J. Hosack glaubt; sie war als Katholikin so fanatisch, wie nur irgend John Knox als Calvinist und ihrer wiederholt brieflich ausgesprochenen Absicht, Schottland wieder katholisch zu machen, fehlte es nur an der Macht, keineswegs an dem Willen. Seit ihrer Verheiratung mit Darley, ihrem Eintritt in die Liga der katholischen Mächte, deren Agent der nichts weniger als harmlose Sänger Riccio war, bildete ihre Regierung eine Gefahr für den Protestantismus in Schottland wie in England, und die auffallenden Mißgriffe, zu denen sie jugendliche Unbesonnenheit und gänzlicher Mangel an objektiver Ueberlegung so oft verleitete, verminderte diese Gefahr durchaus nicht. In den Augen der Gefährdeten war seitdem so ziemlich alles, was sie that, eine einzige Kette von politischen Verbrechen, und sich gegen diese zu schützen schien schlechterdings gar nichts unerlaubt; aber gemeine Verbrechen, wie sie ihr nachher ohne jeden Erweis, ohne jede gerichtliche Untersuchung, ja unter absichtlicher Vereitelung jeder Möglichkeit persönlicher Verantwortung vorgeworfen wurden, hat sie nicht begangen und insbesondere an der Ermordung ihres zweiten Gatten, an dem sie bis zur Verblendung gehangen hat, trägt sie nicht die mindeste Schuld: das hat ihr Graf Bothwell, der es genau wissen konnte, wie längst bekannt, noch auf dem Sterbebette ausdrücklich bezeugt.

Die Werften der Reichs-Kriegsmarine.

Von

Bernh. Wagener.

Unter dem Worte „Werften" versteht man, obgleich es nur Einrichtungen bezeichnet, welche der Schiffahrt dienen, dennoch verschiedene Dinge. Sie sind im eigentlichen Sinne Anlagen, auf denen Schiffe gebaut und repariert werden, nämlich der ganze Komplex an Land, Hellingen, Docks, Werkstätten und Arbeitsplätzen, dasselbe ungefähr, was man auf anderen Gebieten der Technik eine Fabrik oder vergrößernd ein Etablissement nennt. Unter Werften versteht man auch brückenartige Bauten, die vom Ufer in das Wasser hineinragen und zum Befrachten und Entlöschen von Schiffen bestimmt sind. Aber seine weiteste Ausdehnung findet dieser Begriff in unsrer Kriegsmarine, in welcher die Werften Einrichtungen von großartigem Umfange sind und mit dem gemeinsamen Zwecke, für die Kriegstüchtigkeit der Flotte zu sorgen, die verschiedenartigsten Einzelheiten in sich vereinigen.

Wir haben gegenwärtig und soweit man in die Zukunft unsrer Flottenentwickelung hineinzublicken vermag, für lange Zeit drei Werf-

ten, von denen diejenige in Danzig aus den Anfängen der preußischen Kriegsflotte herstammt und von den beiden Epigonen in Kiel und in Wilhelmshaven nach Umfang und Bedeutung weit überholt ist. Die Danziger Werft gehört darum nicht zu den überwundenen Dingen; in den letzten Jahren sind bedeutende Kosten auf erweiternde Einrichtungen derselben verwendet worden und ihre Bedeutung wird, so lange für gewisse Zwecke noch hölzerne Schiffe gebaut und unterhalten werden, in der bequemen Lage dieser Küstenstadt zur Weichsel, der großen Verkehrsader für Bauhölzer, liegen.

Die Werft in Kiel verdankt ihre Entstehung dem Feldzuge des Jahres **1864**; die Regierung begnügte sich damals zunächst damit, auf der Westseite des Hafens, nicht weit von der Stadt, Terrain anzukaufen und mit Anlagen zu versehen, welche den Charakter des Provisoriums schon deshalb nicht verleugnen konnten, weil von allen Tiefbauten, wie Docks, Hellinge, Ausrüstungsbassins und dergleichen abgesehen wurde. Erst als der Krieg des



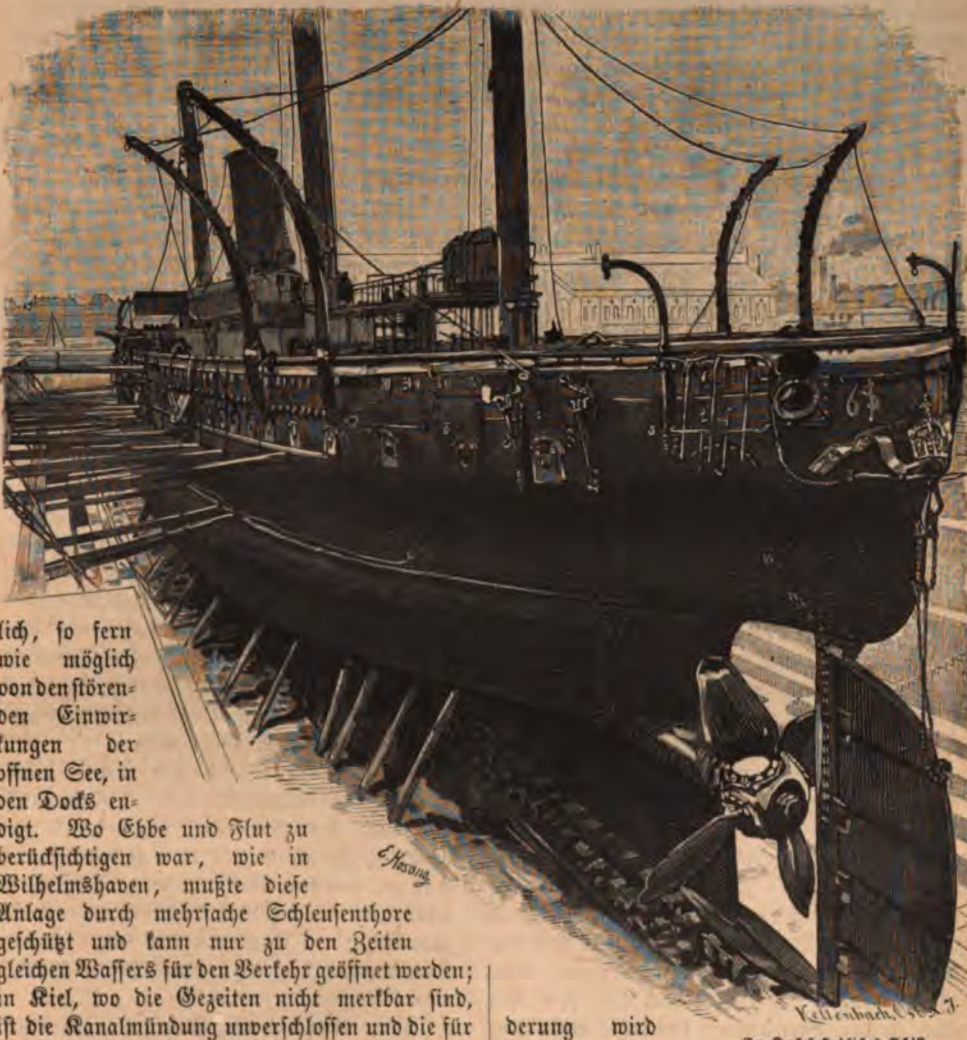
Bau eines Trockendocks.

Jahres 1866 über den Besitz des Holsteiner Landes entschieden hatte, begann man auf dem gegenüberliegenden Hafenufer mit großartigen Tiefbauten, um welche sich im Laufe der folgenden Jahre eine neue Kriegswerft entwickelte, bis vor wenig mehr als zwei Jahren die alte aufgegeben werden konnte. Die Geschichte der Wilhelmshavener Werft endlich datiert aus dem Kriegsjahre 1870 und ist von der Geschichte des Jahdehafens wohl zu trennen; denn mehr als zwanzig Jahre schon hatten jene merkwürdigen Kämpfe gegen die Gewalten der Springfluten gewährt und dann gehörte noch der Zwang, den der plötzlich hereinbrechende Krieg auferlegte, dazu, um die ersten Anfänge einer Werft zu schaffen.

Heute kann man, wenn man es mit Kleinigkeiten nicht genau nimmt und davon absieht, daß alles Menschenwerk dem Wechsel und dem Streben nach Verbesserung unterworfen ist, annehmen, daß die drei Kriegswerften unsrer Marine vollendet und auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit sind, und ein Unterschied in allgemeinen, großen Zügen läßt sich zwischen ihnen darin suchen, das sich Wilhelmshaven durchaus auf den Bau eiserner, gepanzerter Schiffe beschränkt, daß in Kiel Holz und Eisen, wenn auch zum stets wachsenden Nachteil des ersteren, sich vermischt, und daß in Danzig nur noch der Bau und die Reparatur von Holzschiffen kultiviert wird. Die Werften in Wilhelmshaven und Kiel stehen in Bezug auf Ausdehnung der Anlage ungefähr auf gleicher Stufe und beiden liegt ein gemeinsamer Plan zu Grunde.

Um ein topographisches Bild in allgemei-

nen Umrissen zu geben, muß man vom Wasser beginnen. An beiden Stellen, in der Nordsee wie in der Ostsee, haben wir ein großes Hafengewässer, dort den Jahdebusen, hier die Kieler Föhrde. Wir erwähnen die Danziger Anlage nur nebenbei, weil sie nichts aufzuweisen hat, was sich bei den andern beiden Werften nicht in größerm Maßstabe wiederholte. Von irgend einem Punkte dieser Seehäfen, da wo das tiefe Fahrwasser nahe an das Ufer tritt, ist landeinwärts ein Kanal gegraben, der sich zu mehreren großen Bassins erweitert und endlich, so fern wie möglich von den störenden Einwirkungen der offnen See, in den Docks endigt. Wo Ebbe und Flut zu berücksichtigen war, wie in Wilhelmshaven, mußte diese Anlage durch mehrfache Schleusenthore geschützt und kann nur zu den Zeiten gleichen Wassers für den Verkehr geöffnet werden; in Kiel, wo die Gezeiten nicht merkbar sind, ist die Kanalmündung unverschlossen und die für den Bau neuer Schiffe bestimmten Hellinge, welche in Wilhelmshaven in der fernsten inneren Ecke ihren Platz neben den Docks finden, konnte man hier, nur durch Pontonthore geschlossen, an die offne Küste legen.



Im Dock befindliches Schiff.

Diese Wasserbauten bilden gewissermaßen das Skelett, um welches sich alles, was zur Werft gehört, gruppiert. Eine Wanderung wird uns Gelegenheit bieten, das Hervorragende oder Eigenartige einer Reichsmarinewerft, gleichgültig welcher, kennen zu lernen.

Das ganze Terrain mit allen seinen Tief- und Hochbauten ist von einer Mauer umgeben, in der die Einlaßthore sparsam angebracht und noch sparsamer geöffnet sind. Es ist ein

Durchlaß für Eisenbahntrains notwendig, ein andrer als Zugang der Fuhrwerke, welche Güter bringen oder abholen, eine Wasserstraße führt gleichfalls in das Innere, aber der gesamte Personenverkehr, der sich auf viele Tausende von Köpfen täglich erstreckt, ist auf einen einzigen Eingang angewiesen, welcher durch das Hauptverwaltungsgebäude gebildet und von einem Portier, von einer militärischen Wache und außerdem von einem wirklichen Berliner Schutzmann überwacht wird. In die Räume der Verwaltungen zu gelangen, bietet keine Schwierigkeiten, denn der vielköpfige Organismus, durch den die Werft regiert wird, bedarf des unaufhörlichen Verkehrs mit dem Publikum; aber wenn man den Hof des Verwaltungsgebäudes passiert hat, ist man durch allerlei Vorrichtungen von dem eigentlichen Werftterrain abgeschnitten, und es bedarf zum Passieren derselben nicht nur einer Legitimation, sondern man wird auch für den Weg, den man vor sich hat, der liebevollen Aufsicht eines Wachtpostens überantwortet, der nicht von unsrer Seite weicht und uns darüber belehrt, was auf der Werft gut und was böse ist.

Der Weg führt zunächst an Magazingebäuden der denkbar größten Ausdehnung vorüber. Das eine birgt die unermeßlichen Vorräte an Materialien in sich, welche entweder in den Werkstätten verarbeitet, oder den Kriegsschiffen zum Verbrauch mitgegeben werden. An dieser Stelle herrscht eine unausgesetzte Thätigkeit; zahlreiche Arbeiterkolonnen und Fuhrwerke aller Art, von der auf Schienen laufenden Draisine bis zum primitivsten Karren, sind dabei thätig, die heterogensten Dinge herbeizuschaffen, welche in den Räumen des Magazins verschwinden, oder, beladen mit Metallen in allen Formen, Fässern, Ballen, sich über das weite Terrain zu zerstreuen. Ein andres benachbartes Magazin ist angefüllt mit für den Gebrauch fertigen Inventarien, und wenn es der Raum gestattet, findet sich hier eine auch in der Verwaltung getrennte Abteilung, welche das höchst wertvolle Material an nautischen Instrumenten, der Hauptsache nach Kompasse, Barometer und Fernrohre, außerdem Seekarten aller Art enthält. Wenn man die Räume betritt, in denen die Kompasse in vielen Hunderten von Stücken untergebracht sind, überrascht auf den ersten Blick die Thatsache, daß die zahlreichen Regale nicht die Wände entlang, sondern allen Begriffen von räumlicher Oekonomie zum Trotz in schrägen Linien quer durch die Zimmer aufgestellt sind: und in jedem einzelnen bilden die Instrumente selbst zwar parallele Reihen, aber man hat mit großem Scharfsinn ein Leistensystem angebracht, welches wiederum die Kompasse zwingt, in ihren Fächern widersinnig schräg und mit einer ganz unnatürlichen schiefen Neigung zu stehen. Der Kundige begreift bald, daß diese Maßregeln dazu dienen, um die Instrumente zu dem magnetischen Meridian des Ortes in eine bestimmte Beziehung zu bringen, welche die Kraft der Magnetnadel erhält.

Haben wir diese Gebäude hinter uns, so öffnet sich der erste freie Blick auf den Kriegshafen, den wir an seiner innersten Seite, den Trockendocks, erreichen. Ein Dock in unserm Sinne ist ein ausgemauerter Tiefbau, der bis auf die Sohle des Hafenbassins niederreicht, ein langgestrecktes Viereck mit terrassenförmig, aber sehr steil niederführenden Seitenmauern, an der einen schmalen Seite mit dem Hafen zusammenhängend, aber hier durch ein Pontonthor verschließbar. Wenn man sich vorstellt, daß dieses Thor von seiner Stelle entfernt ist, so wird im Dock das Wasser genau im Niveau des Hafens stehen und jedes Schiff kann ungehindert einfahren. Ist dies geschehen, schwimmt das Schiff in dem kleinen Bassin des Docks, so wird der Verschluß durch das Pontonthor hergestellt und ein Dampfapparat beginnt das Dock leer zu pumpen, wozu beiläufig eine Zeit von vier Stunden gehört. Mit dem Sinken des Niveaus sinkt auch das Schiff, bis der Kiel auf die Stapelklötze am Boden aufstößt und nun, um das Schiff vor einer seitlichen Neigung, schließlich vor dem Kentern zu bewahren, müssen Balken zum Abstützen verwendet werden. Wenn das Dock leer ist, steht das Schiff im Gleichgewichte darin und jede Arbeit unter der Wasserlinie kann vorgenommen werden.

Vor den Docks dehnt sich ein inneres Bassin des Kriegshafens aus, und auch diese Stelle bietet jederzeit ein Bild emsiger Thätigkeit. Längs der Brüstungen dieses Gewässers reiht sich Schiff an Schiff; teils sind es solche, die abgetakelt daliegen und für eine spätere Indienststellung ausgebessert werden, denn ein Kriegsschiff, an dem nicht zu reparieren oder umzubauen wäre, ist noch nicht konstruirt wor-

den; teils sind es Neubauten, welche bereits vom Stapel liefen und hier vollendet werden, indem sie sich mit Panzerplatten bekleiden, eine Maschine erhalten oder den innern Ausbau erfahren. Jedes Schiff, das wir hier passieren, ist eine Baustelle, alle sind von Menschen belebt und alle Geräusche, welche die Arbeit der Hände, der Werkzeuge, der Maschinen verursacht, tönen aus den graugemalten Bäuchen heraus.

Wenn man bei dieser Wanderung die Augen von dem belebten Bilde dieses innern Hafens loszureißen vermag, fällt der Blick auf eine Reihe andrer Bauten, welche das Ufer säumen. Ein hoher Schornstein bei einem Hause gehört zu dem Schöpfwerke der Docks, das wir schon erwähnten. Daran reiht sich ein Kolossalbau, dessen Inneres uns nichts als eine unzählige Menge von Booten in allen Größen zeigt, in Etagen übereinander gelagert. Man sieht sie mit Hilfe gigantischer Fahrstühle wandern, man sieht sie in Flaschenzügen aufsteigen bis in die Höhe des eisernen Dachbalkenwerkes: überall beweist die Thätigkeit vieler Menschenhände, daß hier ein niemals rastendes Uhrwerk läuft. In einem Nebengebäude sind die Invaliden dieser Fahrzeuge in Behandlung; wieder einige Schritte weiter stoßen wir auf ein Magazin, das angefüllt ist mit Rundhölzern aller Klassen, von der kolossalen Marsstenge durch alle Formate der Masten, Spieren, Raaen, Stengen, Bootsmasten hindurch, alles in wohlgeordneten Gruppen, schiffsweise gestapelt. In die Magazine für Boote und Rundhölzer führen aus dem Hafenbassin Wasserrinnen hinein, welche zu schiefen Ebenen aufsteigen, um den Transport dieser schweren Gegenstände von und zu Wasser zu erleichtern. Beim Weiterwandern passieren wir Holzdächer, unter denen in unbearbeiteten Stämmen das wertvolle Material für den Mastenbau lagert. Wieder ein Stück Weges weiter dehnt sich ein Werkstattsbau, in der untern Etage der Raum der Takler, der von einem ewigen Theergeruch und von Massen von Tauwerk aller Arten erfüllt ist und alles das produziert, was am fertigen Schiffe als stehendes und laufendes Gut die größte Gedächtnisqual des angehenden Seemannes bildet; darüber die Segelmacherwerkstatt, und der erste Blick hinein gibt erst einen Begriff davon, welche kostbaren, schweren Stoffe als fertige Segel dem Sturme zum leichten Spiele dienen, welche ungeheuren Flächen es sind, die sich in so schönen Kurven im Winde blähen.

Hier sind wir bei der Stelle angelangt, wo der innere Hafen mit dem äußeren, dem Ausrüstungshafen, durch einen kurzen Verbindungskanal zusammenhängt, und hier ist zu Zeiten, wenn im Frühjahre die Indienststellungen sich überstürzen oder wenn die Schiffe im Herbste ihr Winterlager aufsuchen, der Tummelplatz des wirklichen Seemannes. Eine lange Reihe magazinartiger Gebäude säumt diesen äußern Teil des Kriegshafens. Es sind die Schiffskammern, meistens je zwei unter einem Dache zusammengebaut, jede mit dem Namen ihres Schiffes weithin sichtbar versehen und angefüllt mit den fertigen Inventarienstücken, die an Bord eines Schiffes in unzähliger Menge gebraucht werden. Wenn ein Schiff in Dienst gestellt wird, übernimmt das Kommando die Schlüssel dieses Magazins und räumt es in wenigen Tagen aus; bei der Rückkehr von der Reise erfolgt die Rückgabe des Inventars in ähnlicher Weise, und es bleibt Aufgabe der Werft, es für eine künftige Indienststellung wieder gebrauchsfähig herzurichten.

Hier können wir uns mit einem Rundblicke über das Ausrüstungsbassin begnügen; die Schiffskammermagazine reihen sich gleichförmig aneinander, ganz weit draußen an dem Kanale, der zum freien Wasser führt, liegen unter einer andern Reihe von Schuppenbauten und wenn es not thut, auch im Freien, unermeßliche Vorräte an vaterländischer, westfälischer Steinkohle, welche ausschließlich von der Kriegsmarine konsumiert wird; diesseits werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf ein Maschinenhaus, in welchem Anker und Ketten eine Zerreißbarkeitsprobe auszuhalten haben, dann passieren wir die Brücke zwischen dem innern und äußern Hafen und haben, wenn wir den kolossalen Artillerie-Magazinen mit ihren Vorräten an Schiffsgeschützen und allem, was dazu gehört, Beachtung geschenkt haben, und dem Riesenkrahne zum Heben der schwersten Masten respektvoll aus dem Wege gegangen sind, die Masse der Werkstätten vor uns.

Wer jemals große Fabriketablissements besucht hat, wird sich eine Vorstellung von der Maschinenbauwerkstatt einer Werft machen können mit dem Getöse der Arbeitsmaschinen, dem Gewirr der rastlosen Treibriemen und den ohrzerreißenden Lauten, welche die Be-



Hafenbassin.

arbeitung der Metalle verursacht; aber nur selten wird einem anderswo der Genuß zu teil, sich in einer Kesselschmiedewerkstatt die Ohren taub hämmern zu lassen, das Stöhnen der Gebläse, die Glut zahlreicher Schmiedefeuer und auf Schritt und Tritt das Funkensprühen des gehämmerten Eisens um sich zu haben. Wenn wir die Werkstätten für die Bearbeitung der Panzerplatten und der Kesselbleche betreten, kommt man gegen den Lärmen von vorher in das Reich majestätischer Stille, aber überwältigend ist der Eindruck, zu sehen, wie die ungeheuren Maschinen von den Platten fast lautlos Spähne abhobeln, Löcher hineinbohren, wie jede Art der Bearbeitung dieser gleichfalls von der vaterländischen Industrie der Dillinger Hüttenwerke hergestellten Wunder der Eisenguß- und Schmiedekunst sich vor unsern Augen vollzieht, bis zur Biegung derselben in willkürliche Kurven.

Es versteht sich von selbst, daß es der Werft nicht an einer großen Tischlerwerkstatt fehlt, daß ein Heer von Malern überall da sein Wesen treibt, wo die Kunst das Handwerksmäßige verschönern soll, daß es an andrer Stelle eine Werkstatt gibt, in der die Feilstriche der Schlosser ihre Laute angenehm vermischen mit dem Getöse der Handschmiede, daß an einer dritten Stelle Dampfsägen kreischen, um Baumstämme zu zerschneiden.

Aber die wichtigste Arbeitsstätte von allen sind doch die Hellinge, auf die wir zuletzt einen Blick werfen, geneigte Ebenen, die sanft zum Wasser verlaufen, auf denen die Schiffe entstehen, von dem ersten Stapelklotz an bis zu dem feierlichen Tage, wo sie unter tausendstimmigem Hochrufen der Zuschauer zum erstenmal in die Flut tauchen.

Es ließe sich von den großartigen Etablissements der Werften noch mancherlei erzählen; aber auch schon nach dieser Betrachtung wird der Eindruck zurückbleiben, daß die Werften wesentlich an der maritimen Wehrhaftigkeit unsres Vaterlandes mitarbeiten.

Zum hundertjährigen Bühnenjubiläum von Schillers „Räubern“.

Von

Joseph Kürschner.

Es war im Jahre 1775, als ein ungenannter Verfasser im ersten Stück von Haugs schwäbischem Magazin einen Beitrag „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ mitteilte, von dem er sagte: „Hier ist ein Geschichtgen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen, wenn er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland, sondern auf teutschem Grund und Boden eröfnet.“ Die Begebenheit des „Geschichtgens“ führt dem Leser zwei Brüder vor, Söhne eines Edelmanns, von denen Wilhelm ein Heuchler, streng gegen sich und andere, Karl voll jugendlichen Leichtsinns, verschwenderisch, doch im Besitz eines trefflichen, empfindsamen Herzens ist. Ein unglückliches Duell nötigt Karl, die Akademie, auf der er mit seinem

Bruder studiert, zu verlassen, er folgt den preußischen Fahnen in die Schlacht und als er verwundet darnieder liegt, kommt ihn die Reue an über sein bisheriges Leben und in den zärtlichsten Briefen erbittet er sich des Vaters Verzeihung. Doch Wilhelm unterdrückt diese Schreiben und in harter Arbeit sucht Karl seinen Schmerz zu besiegen. Er wird Arbeiter in einem dem väterlichen Schlosse nahen Dorf, erwirbt sich allgemeine Liebe und rettet unerkannt seinen Vater aus den Händen von Mordgesellen. Einer derselben verkündet dem Grafen, daß sie von Wilhelm gedungen seien, der durch den Mordanschlag früher in den Besitz des väterlichen Vermögens zu kommen hoffte. In diesem schweren Augenblick erfährt der Graf, daß sein verloren geglaubter Sohn sein Retter ist, der nun selbst für den Bruder um Gnade bittet.

Das Genie, das eine Komödie aus diesem „Geschichtgen" zu machen bestimmt war, sollte kein Geringerer sein, als Friedrich Schiller, der sich zur Erscheinungszeit der tragischen Begebenheit auf Herzog Karl Eugens von Württemberg berühmter Karlsschule befand. Der Freund des zukünftigen Nationaldichters: Hoven, der ebenfalls die Karlsschule besuchte, machte ihn auf die Erzählung als eines vortrefflichen Vorwurfs zu einem Drama aufmerksam und bereits 1777 begab sich der jugendliche Schiller an die Arbeit. Die Umstände und Verhältnisse, in denen er lebte, gestatteten ihm kein ruhiges Schaffen, bruchstückweise entstanden „Die Räuber", die wie ein Feuerbrand in die Litteratur der Zeit und in die Zeit selbst hineinfahren sollten. Viele Szenen wurden während der Nacht, im Krankensaale geschrieben, in dem allein den Jünglingen länger Licht zu brennen gestattet war und wenn der Herzog eine Visitation abhielt, versteckte der Dichter rasch die Blätter seines Manuskripts unter einem medizinischen Buch, als ob er die schlaflosen Nächte seinem Studium widme. Den Freunden und Kommilitonen Schillers blieb sein werdendes Werk nicht unbekannt, alle stimmten ihm zu, denn in allen lebte jener mächtige Freiheitsdrang, der in den Räubern zu so beredtem Ausdruck gelangt. Auch von kritischem Einfluß waren sie auf das Drama und wie sich wohl Schiller von ihnen einzelne Stellen vorlesen ließ, um die Wirkung zu erproben, so berücksichtigte er auch ihre Einwände und hat manches in Folge ihrer Kritik gestrichen.



Jugendbildnis Schillers.

Was der Stoff mit sich brachte und was das Eigentum Schillers in seiner Dichtung ist, wird jeder, der „Die Räuber" kennt, und wer kennte sie nicht? aus der Erzählung ersehen, deren Inhalt eingangs aus dem schwäbischen Magazin hierher gesetzt wurde. Die Fülle der Ideen, die auflodernde Leidenschaft, die gigantische Kraft, die sich in der Dichtung ausspricht, die Tiefblicke, die sie in die menschliche Seele thun läßt, der tief sittliche Kern: das hat ausschließlich der Dichter seinem Stoffe gegeben. Der Druck, der in der Karlsschule auf ihm lastete, erzeugte den Trieb nach Freiheit, den nachmals die Räuber in so vielen Gemütern erweckt und gekräftigt haben. Die Kosinskys, die Freiheit und höheres Recht suchten, tauchten nach Erscheinen der „Räuber" gar vielerorten auf!

Die Umgebung Schillers war nicht nur im geistigen Sinne von Einfluß auf sein Drama, auch in Aeußerlichkeiten wurde sie in dem Werke verewigt. So sind die Namen Moor und Schweizer solche von Zöglingen und selbst Spiegelbergs Plan, ins gelobte Land zu ziehen, ist bei einem Karlsschüler entstanden. Bei der Gelegenheit mag bemerkt sein, daß auch der Pastor Moser seinen Namen nach einem würdigen Geistlichen trägt, der dem Dichter in seiner Jugendzeit bekannt wurde.

Ist so die Entstehungsgeschichte der „Räuber" mit der Geschichte des Aufenthaltes Schillers in der Karlsschule eng verbunden, so wurde sie

hier auch zuerst in einem weiteren Kreis als dem der befreundeten Kommilitonen bekannt. Das heißt nur in einem Bruchstück und unter der fremden Flagge eines englischen Titels: „Life of Moor. Tragedy by Krake“ citierte Schiller in seiner Dissertation „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ sein eigenes Werk und bringt die Szene zwischen Franz Moor und Daniel als Beleg einer Ansicht bei.

Jene Probeschrift gehörte mit zu den Prüfungsarbeiten, nach deren Erledigung Schiller am 14. Dezember 1780 aus der Akademie entlassen wurde und eine Stellung als Medikus ohne Portepee beim Grenadier-Regiment des Generals Augé in Stuttgart erhielt. Die Stellung war für seinen hochfliegenden Geist langweilig genug, doch schaffte sich Schiller durch Geselligkeit und litterarische Thätigkeit tröstende Anregung. Am meisten gewährte ihm diese die Bearbeitung der „Räuber“, an deren endlicher Gestaltung auch jetzt wieder die Freunde förderſamen Anteil nahmen. Namentlich Petersen bewies ein lebhaftes Interesse und auf diesen Genossen setzte Schiller auch seine ganze Hoffnung, daß er die Drucklegung des Werkes vermitteln werde. Er schreibt darüber u. a. an den Freund: „Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld . . . der zweite Grund ist, wie leicht zu begreifen, das Urteil der Welt . . . und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amte, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudieren und nutzen kann und wenn ich etwas dürfte schreiben, so ist es in diesem Fache. Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor der Physiologie und Medizin zu werden, eher hinderlich sein, darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.“ Dieser letzte Satz zeigt recht klar, von wie tiefer Bedeutung die „Räuber“ für das Leben des Dichters wurden. Während es jetzt noch sein Wille war, Professor der Medizin zu werden, poetische Schriften „wegzuräumen“, stand ihm nach dem Erfolg seines dramatischen Erstlingswerkes das wahre Ziel seines Lebens klar vor Augen.



Horch, horch! Sein Sohn ist in seinen Träumen.
Die Räuber II. Act 2. Sc.



Er ist maus todt, — mich sicht er nicht wider.
V. A. 1. Sc.

Petersens Schritte, einen Verleger für die „Räuber“ zu finden, waren erfolglos und Schiller mußte sich daher entschließen, das Stück auf eigene Kosten herauszugeben. Da aber der Drucker keinen Kredit gewähren wollte, war er genötigt, auch noch das Geld zu borgen. Noch während der Drucklegung wurde vielerlei an

dem Stück geändert, die ursprüngliche Vorrede verworfen und durch eine gemilderte ersetzt.

Der Eindruck, den das Drama gleich bei seinem Erscheinen machte, war ein außerordentlicher und verschaffte dem rasch bekannt gewordenen, obgleich auf dem Stücke nicht genannten Dichter u. a. auch die Freundschaft Streichers, der in der Folge so regen Anteil an den Geschicken des jungen Heros nahm. Wieland schrieb an Schiller: „er hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen"; die Erfurtische Gelehrte Zeitung brachte eine überaus anerkennende Kritik, in der gesagt wurde: „Haben wir je einen teutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser." Begeistert heißt es im „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben": „Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritte schon Karawanen — von Theaterschriftstellern hinter sich schleudert." Knigge lobt in der Nikolai'schen Allg. deutsch. Bibliothek die meisterhafte Charakteristik. Schubart rühmt: „Außer Schiller wüßte ich kaum Einen jungen deutschen Mann, dem heilige Geniusfunken aus der Seele wie Lohe vom Opferaltar aufsteigen."

Inzwischen bereitete sich auch die theatralische Aufführung der „Räuber" vor. Schiller hatte bereits die Aushängebogen seines Werkes an den Hofkammerrat Schwan nach Mannheim geschickt und dieser wieder hatte sie Heribert von Dalberg, dem verdienten Intendanten des dortigen Hof- und Nationaltheaters, vorgelegt. Der einsichtige Bühnenlenker gab dem Dichter seine Bereitwilligkeit zu erkennen, das Stück nach der nötigen Umarbeitung aufzuführen und als diese Anfangs Oktober 1781 endlich vollzogen, auch der Disput über die Zeit der Handlung zwischen Dichter und Dramatiker dahin entschieden worden war, daß das Trauerspiel in der Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts spielen solle, wurde die erste Aufführung auf den 10. Januar 1782 festgesetzt. Thatsächlich fand sie jedoch erst am 13. Januar statt, da Schiller nicht früher nach Mannheim kommen konnte, was ohnehin hinter dem Rücken seiner Vorgesetzten geschehen mußte. Fast hätte er auch diesmal den rechten Zeitpunkt versäumt, da er sich auf der Reise in Schwetzingen über Gebühr aufhielt. Der Theaterzettel, für den Schiller auf Dalbergs Wunsch noch ein kurzes Avertissement abgefaßt hatte, lautete wie folgt:

Sonntag den 13. Januar 1782
wird
auf der hiesigen National-Bühne
aufgeführet

Die Räuber

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen:

Person		Darsteller
Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchhöfer.
Karl,	seine Söhne	Herr Böck.
Franz,		Herr Iffland.
Amalie, seine Nichte		Mad. Toscani.
Spiegelberg,	Libertiner, nachher Banditen,	Herr Böschel.
Schweizer,		Herr Beil.
Grimm,		Herr Rennschüb.
Schufterle,		Herr Frank.
Roller,		Herr Toscani.
Razmann,		Herr Herter.
Kosinsky,		Herr Beck.
Hermann, Bastard eines Edelmanns		Herr Meyer.
Eine Magistratsperson		Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener		Herr Backhaus.
Ein Bedienter		Herr Epp.
Räuber. Volk.		

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutschland stiftete.

Wegen Länge des Stückes wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

Der
Verfasser an das Publikum.

Die Räuber — das Gemählde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, gros und majestätisch im Unglück und durch Unglück gebessert, zurückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher — entlarvt und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzuschwacher, nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalie die Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldung des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende

der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschickes zum Erstaunen auflösen könne.



Aus der ganzen Umgegend war das Publikum herbeigeströmt, der denkwürdigen Aufführung beizuwohnen. Die ersten drei Akte ließen ziemlich ruhig, um so hinreißender wirkten die letzten. Böck, obgleich sein Aeußeres nicht ganz zum Karl stimmte, war vortrefflich, Beil ein unübertroffener Schweizer, auch die andern leisteten ihr Bestes, alle aber übertraf Iffland, dem Schiller in seiner anonymen Beurteilung der „Räuber“ im Wirtembergischen Repertorium prophezeite: „Deutschland wird in diesem jungen Manne noch einen Meister finden.“ Daß sich diese Prophezeiung erfüllte, erzählt die Theatergeschichte auf ihren glänzendsten Blättern. Iffland, der Schiller später noch mehrmals nahe trat, hat während seines gesamten Wirkens den Franz Moor als eine seiner Lieblingsrollen betrachtet und ist gerade als Darsteller dieser Partie ganz außerordentlich gefeiert worden. So mag es gestattet sein, neben den Chodowieckischen Stichen nach Szenen aus den „Räubern“, auch Ifflands Franz im Bilde vorzuführen, das freilich 25 Jahre nach der ersten Aufführung angefertigt wurde. Dagegen zeigt uns Ifflands Porträt den Mimen um die Zeit, in welche die erste Aufführung der „Räuber“ fällt.



Iffland als Franz Moor (1. Akt, 1. Szene.)
„Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit auflegen?“



Iffland als Franz Moor (5. Akt, 1. Szene).
„Wer schleicht hinter mir –“

Die Kritik über die Aufführung war fast ausnahmslos eine dem Stücke günstige. Noch im selben Jahre wurde das Trauerspiel in Hamburg und Leipzig gegeben und am letzten Ort verboten, weil der Magistrat glaubte, einen bedeutenden Diebstahl, der gerade um diese Zeit in Leipzig vorkam, dem Schillerschen Stücke zur Last legen zu müssen. Auch mag hier angeführt sein, daß das Drama in Bayern einem Knaben den Vorsatz eingab, mit andern Schülern eine Räuberbande zu bilden, daß Plümicke in Berlin, Thomas in Stralsund das Stück in unverantwortlicher Weise „bearbeiteten“, eine Frau von Wallenrodt in eher noch unverantwortlicherer Weise unter dem Titel „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim alten Turm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur, als Seitenstück zu Rinaldo Rinaldini“ (1801) es fortsetzte, und sowohl eine englische wie eine französische Uebertragung davon veranstaltet wurde. Außer in Leipzig wurde das Stück auch anderweit verboten und die Zeitschrift „Eudämonie“ entblödete sich nicht, 1795 Schiller seiner Jugendarbeit wegen als verkappten Jakobiner zu bezeichnen. Da muß es wohl als besonderes Zeichen von Vorurteilsfreiheit gelten, daß 3 Jahre später in Koburg das Stück von Gymnasiasten aufgeführt wurde.

Schiller wohnte außer der ersten noch einer weitern Aufführung seines Stückes bei, die im Mai 1782 stattfand. Diesmal wurde sein heimlicher Ausflug entdeckt und zog ihm den Groll des Herzogs zu, der ohnehin nicht erfreut war über die dramatische Thätigkeit des einstigen Karlsschülers. Dieser Groll steigerte sich zum Haß, als der Fürst von den Protesten erfuhr, die einige Schriftsteller zu Gunsten des von Spiegelberg als „Athen der heutigen Gauner“ bezeichneten Graubündnerlandes veröffentlicht hatten, und fand in dem Befehl seinen Ausdruck: Schiller solle niemals mehr Komödien und sonst was schreiben, sondern allein bei der Medizin bleiben. Bitten um Zurücknahme des harten Gebots blieben unerhört und so gab es für den vorwärts drängenden Dichter keinen andern Ausweg als die Flucht . . .

Am 17. September 1782 Abends 10 Uhr rollte durch das Eßlinger Thor in Stuttgart ein Reisewagen, dessen Insassen dem wachhabenden Unteroffizier als Doktor Ritter und Doktor Wolf bezeichnet wurden – es waren Schiller und Streicher.

Mein erster Frack.

Von

Alphonse Daudet.

Autorisierte Uebersetzung von **Stephan Born.**

Wie bin ich zu diesem Frack gekommen? Wer war der Schneider aus vorweltlichen Zeiten, jener unverhoffte Monsieur Dimanche, der sich auf phantastische Versprechungen hin zu dem großen Entschluß erkühnte, mir eines schönen Morgens den herrlichen Frack zu bringen, blitzneu und künstlerisch eingehüllt in ein Stück grünen Lüstrins? Niemand anders als mein Bruder war augenscheinlich der Machiavell dieses Ereignisses gewesen. Von dem redlichen Schneider ist mir nichts im Gedächtnis geblieben, — so viel Schneider haben seitdem meine Lebensbahn gekreuzt! — nichts als die nebulose Erinnerung an eine gedankenvolle Stirn und einen gewaltigen Schnurrbart. Der Frack aber steht noch in seiner ganzen Glorie vor meinen Augen. Sein Bild haftet mir im Gedächtnis, als wäre es in unvergängliches Erz gegraben. O der Kragen, liebe Freunde, und die Aufschläge! die Schöße namentlich, sich graziös verjüngend wie das Mundstück einer Klarinette. Mein Frack hatte gleichzeitig etwas von der glaubensstarken Anmut der Restaurationszeit und der spartanischen Strenge des ersten Kaiserreichs. Mir war's, als ich ihn anzog, als ob ich mich mit dem doktrinären Gewande des illustren Benjamin Konstant bekleidete.

Mein vielerfahrener Bruder hatte gesagt: „Du mußt einen Frack haben, wenn du in der Welt fortkommen willst!“ Und der gute Junge setzte, was meine Zukunft betrifft, seine schönsten Hoffnungen auf dieses Kleidungsstück.

Im übrigen waren die ersten Ehren meines Fracks Augustine Brohan zugedacht. Die Umstände, unter denen dieses geschah, sind würdig, auf die Nachwelt gebracht zu werden.

Mein Band Gedichte hatte eben in jungfräulich-rosigem Umschlag den ersten Schritt in die Welt gethan. Einige Journale hatten von meinen Reimen gesprochen, im „Officiel“ höchstselber war mein Name zu lesen. Ich war jetzt ein Dichter nicht bloß im stillen Kämmerlein, sondern gedruckt, ausgegeben, strahlend an den Schaufenstern der Buchhändler. Ich wunderte mich wirklich, daß sich die Thüren

nicht aufthaten, wenn ich durch die Straßen wandelte; ich fühlte, weiß Gott, auf meiner Stirn den sanften Druck eines Lorbeerkranzes von ausgeschnittenen Zeitungsartikeln.

Eines Tages machte man mir den Vorschlag, mich zu den Soireen von Augustine Brohan einladen zu lassen. — Wer? — Man . . . Man, natürlich! Ihr seht ihn vor euch, den unsterblichen Quidam. Es ist immer der gewisse jemand, der aller Welt ähnlich sieht, der liebenswürdige, von der Vorsehung dazu ausersehene Jüngling, der, ohne etwas durch sich selbst zu gelten, ohne irgendwo recht gekannt zu sein, überall hinkommt, euch überall einführt, ein Freund von heute, ein Freund auf eine Stunde, dessen Name niemand weiß, ein wesentlich Pariser Typus.

Daß ich annahm, brauche ich wohl kaum zu sagen. Von Augustine Brohan eine Einladung zu erhalten, von Augustine, der berühmten Schauspielerin, von Augustine, die wie Molière lacht mit weißen Zähnen, zugleich wie Musset lächelt, so modern poetisch!! denn wenn sie die Soubretten im Théâtre français spielte, so hatte doch Musset bei ihr seine Komödie „Louison“ geschrieben! genug, von Augustine Brohan eingeladen zu werden, deren Grazie ganz Paris entzückte, deren witzige Einfälle von ganz Paris weitergetragen wurden, und die schon an ihrem Hute die freilich noch nicht in Tinte getauchte, doch die mit feinem Messer geschnittene Feder aus dem Flügel des damals so beliebten blauen Wundervogels trug, die Feder, welche „Susannens Briefe“ unterzeichnen sollte!

„Glückspilz!“ rief mein Bruder mir zu und half mir in meinen verheißungsreichen Frack, „jetzt gehst du auf gebahnten Wegen.“ Es hatte eben neun Uhr geschlagen; ich ging.

Augustine Brohan bewohnte damals in der Rue Lord Byron, weit draußen in den Champs Elysées, eines jener kleinen Hotels, von denen mit Phantasie begabte arme Teufel in der Provinz nach jedem Roman, den sie gelesen, mit besonderer Vorliebe träumen. Ein Gitter, ein kleiner Garten, ein Perron von vier Stufen unter einem Zeltdach, Blumenstöcke auf der Treppe und dann sogleich der Salon, ein Salon mit grünen Möbeln und sehr heller Beleuchtung; darauf war ich natürlich gefaßt . . . Aber nur Geduld! Die Rue Lord Byron ist nicht im Quartier latin und wir sind noch lange nicht am Ziel.

O wie weit, wie an der Welt Ende schien mir die Straße mit ihrem durch vornehme Geburt und hohes Genie doppelt geadelten Namen, während ich eiligen Schrittes, mit glühender Stirn und kalten Füßen den zwei Stunden langen Weg durch dunkle Alleen bei zitternden Gasflammen dahinwandelte. Der Winter ging zu Ende, aber der Himmel hatte in seiner Schadenfreude Paris noch einmal mit einer leichten Schicht Schnee weiß bestreut, der unter den Sohlen knirschte, dabei aber verteufelt kalt war. Ja der Frost peitschte mir seine eisigen Nadeln durch den neuen Frack bis ins innerste Herz.

Wie wär's, wenn ich einen Fiaker nähme? . . Aber ich hatte nicht viel Geld im Beutel und das wenige, was ich hatte, wollte ich für den Heimweg sparen. Zu Fuß hingehen, das machte mir weiter nichts; mein Trachten war darauf gerichtet, im Wagen heimzufahren gleich einem Lucien de Rubenpré oder einem Rastignac, und zwar womöglich zu zweien — man kann nicht wissen; auf alle Fälle von süßen Träumen, von eleganten Schatten umwoben, deren schöne, aus seidenschillernden Miedern zu Tage tretende Schultern im Rauch meiner Zigarre, im matten Scheine der aufgezogenen Scheiben sich zart vor mir abzeichneten . . . Aber wo Teufel bleibt denn die verflixte Rue Lord Byron? Sie kann doch nicht mehr weit sein! Seit zwei Stunden bin ich jetzt unterwegs. Ich könnte freilich die Vorübergehenden, könnte einen Stadtsergeanten fragen. Aber was würden sie denken — ein Dichter, der die Rue Lord Byron nicht kennt? Bei dem Nebel ist es zu allem Unglück selbst unter der Gaslaterne unmöglich, die Namen auf den blauen Schildern zu entziffern. Gut — ein lichtstrahlendes Hotel, im Hofe Lakaien, der Vorplatz voll seltener Pflanzen. Da ist es vielleicht. Ach nein! das Hotel nebenan ist auch erleuchtet, und da wieder eins, und dort eins! Was ist zu thun? Wie sich aufklären? . . . Ein Wagen rollt vorüber, er ist leer. Ei was, es bleibt nichts anderes übrig; ich werde zu Fuß heimkehren.

„Kutscher, pst!“

Der Kutscher hält an.

„Kutscher, Rue Lord Byron 1.“

Der Kutscher sieht mich an wie einen Verrückten.

„Verstehen sie nicht? 1, Rue Lord Byron, und etwas rasch!“

„Ja, Herr, ja!“

Der Kutscher zieht die Zügel an, setzt sein Pferd in Trab und fährt so bis ans Ende der Straße, kommt wieder zurück, hält an derselben Stelle, wo ich ihn genommen, und mit seinem Peitschenstock auf ein Gitter weisend, sagt er ganz verrucht: „Da ist es!“ Und das Ungeheuer lachte noch. Ich aber hatte vierzig Sous zu zahlen. Ich hatte vorhin schon vor dem Hotel von Augustine Brohan gestanden, seit einer Stunde war ich immer um die Rue Lord Byron herumgegangen. O die Pariser Kutscher sind fürchterliche Schelme.

Wie ich den Perron hinaufging, wie ich eintrat, wie ich mich vorstellte, ich weiß es nicht. Ein Diener stieß meinen Namen hervor. Dieser übrigens nur so hingestotterte Name machte gar keinen Eindruck auf die Versammlung. Ich erinnere mich bloß der Stimme einer Dame, die einen jungen Menschen im Frack sah und deren Lippen die Worte entschlüpften: „Desto besser, ein Tänzer mehr!“ Es schien an einem Vis-a-vis zu fehlen, um die Quadrille zu standezubringen.

Welch ein Eintritt in die Welt für einen großen Lyriker!

Vernichtet, gedemütigt, verbarg ich mich in der Menge. Es wäre mir unmöglich, von meines Nichts durchbohrendem Gefühle hier eine Schilderung zu geben. Uebrigens hat Balzac im Père Goriot die hochmütige Schüchternheit, die schreckhafte Empfindlichkeit des stets seine Fühlhörner einziehenden, armen Jünglings wunderbar genug beschrieben, der zum erstenmal in seinem Leben seinen schlecht beschuhten Fuß in einen Salon setzt.

Nach einem Augenblick ein andres Abenteuer: Mein sonderbarer Frack, meine langen Haare, mein finsterer, unzufriedener Blick erregten Neugier. Man zischelte in meiner Nähe: „Wer ist nur das? Sehen Sie sich doch den an . . .“ Man lachte. Endlich sagte jemand: „Es ist der walachische Fürst!“ — „Der walachische Fürst? . . . Ah, freilich, ja wohl!“

Es scheint, daß man an jenem Abend einen walachischen Fürsten erwartete. Ich war nun klassifiziert, man ließ mich in Ruhe. Immerhin, es macht niemand sich eine Vorstellung davon, wie schwer an jenem Abend die usurpierte Krone mir auf der Stirn lastete. Erst ein Tänzer, dann ein walachischer Fürst! die Leute sahen also wirklich meine Leier nicht!

Zum Glück für mich brachte eine plötzlich auftretende Neuigkeit, die sich ungemein rasch von Mund zu Munde verbreitete, den kleinen Tänzer wie den Fürsten aus der Walachei mit einemmal in Vergessenheit. Unter dem weiblichen Schauspielpersonal war damals das Heiraten stark in Mode, und gerade an den Mittwochabenden bei Augustine Brohan, wo sich die obersten Spitzen des offiziellen Journalismus, der Bankwelt und des hohen kaiserlichen Beamtentums versammelten, wurden die meisten dieser romanhaften Ehen eingefädelt. Mademoiselle Fix, die feine Schauspielerin mit den langen hebräischen Augenwimpern, Mademoiselle Fix war im Begriff, einen großen Finanzmann zu heiraten, um ein Jahr darauf im Kindbett zu sterben; die Figeac, katholisch und leidenschaftlich gleich einer Spanierin, träumte schon von einem soliden Ehebund und ihren Magasins du printemps, die sie wie ein Schiff, das zum erstenmal in See stechen soll, vom Erzbischof von Paris in vollem Ornat mit Inful und Krummstab feierlichst wollte einsegnen lassen; Emilie Dubois, die blonde Emilie sogar, obgleich ihre zarte Schönheit sie zur Rolle des ewigen Backfischs nötigte, sie hatte unter dem schützenden Shawl ihrer Frau Mutter Visionen von Myrtenkränzen. Was aber Madeleine Brohan betraf, die schöne und majestätische Schwester Augustinens, sie trug sich nicht mit ehelichen Gedanken, sondern war eben im Begriff sich zu entehelichen und Mario Uchard die Muße und das Material zu seiner fünfaktigen „Fiammina“ zu geben.

In dieser mit ehebündlerischer Elektrizität geladenen Gesellschaft gab es natürlich keine geringe Explosion, als hier plötzlich das Gerücht sich verbreitete: „Gustav Fould hat sich mit Valerie verheiratet!“ Gustav Fould, der Sohn des Ministers, Valerie, die reizende Schauspielerin!

Das sind jetzt freilich abgethane Sachen. Nach einer Flucht über den Kanal, nach dem Aufenthalt in England, Briefe an die Zeitungen, Broschüren, ein Krieg à la Mirabeau gegen einen Vater, der ebenso unerbittlich war wie der „Ami des hommes“; nach einem der romanhaftesten Romane, der schließlich in eine ganz prosaische Ehescheidung auslief, schrieb Gustav Fould, dem Beispiele Mario Uchards folgend, die „Comtesse Romani“ und brachte mit des jüngeren Dumas Beistand sein ehe-

liches Mißgeschick aufs Theater. Mademoiselle Valerie aber vergaß ihren Namen Madame Fould, um unter dem Pseudonym Gustav Haller einen Roman „Vertu“ mit einem schönen Bild auf himmelblauem Umschlage herauszugeben. Große Leidenschaften, die sich in den kühlen Wellen der Litteratur beruhigen sollten!

An jenem Abend nun herrschte ungeheure Aufregung im grünen Salon Augustinens. Die Männer, die Offiziellen namentlich, schüttelten ihre unbehaarten Häupter, verzogen ihren Mund zu einem halbrunden O, um sich entrüstet zuzuraunen: „Das ist schlimm! . . . sehr schlimm!“ Man hörte die Worte: „Wohin soll das führen? . . . kein Respekt mehr! . . . der Kaiser sollte einschreiten! . . . Geheiligte Rechte! . . . Väterliche Autorität!“ – Die Damen freilich nahmen offen und fröhlich Partie für das Liebespaar, das nach London entflohen war. „Ei was, wenn sie sich gefallen? . . . Und warum will der Vater nicht seine Einwilligung geben? . . . Er ist Minister, und was ist dabei? . . . Seit der Revolution gibt es Gott sei Dank keine Bastille und kein Fort l'Evêque mehr!“ Und dazu denke man sich, daß alle Gäste gleichzeitig sprachen, während über dem bunten Stimmengewirr das fröhliche Gelächter der beiden Schwestern flatterte, der imposanten und schon stolzen Madeleine, der kleinen, fetten und nur um so lustigeren Augustine mit ihren bis an die Stirn sich vorwagenden Augen, den hübschen, erstaunten, hellen Augen.

Endlich legte sich die Aufregung und die Quadrillen begannen. Ich tanzte, ich mußte wohl; ich tanzte sogar ziemlich schlecht für einen Fürsten aus der Walachei. Nach beendigter Quadrille blieb ich unbeweglich in einer Ecke, in Zaum gehalten durch meine Kurzsichtigkeit, nicht kühn genug, um mein Lorgnon aufzusetzen, allzusehr Poet, um eine Brille zu tragen und voller Angst, bei der geringsten Bewegung mit dem Knie gegen eine Möbelkante zu stoßen oder mit der Nase den Busen einer Dame zu berühren.

Bald regte sich der Hunger, der Durst in mir; aber nicht um ein Königreich hätte ich es gewagt, mich unter allen Leuten ans Büffett zu begeben. Ich lauerte auf den Augenblick, wo es vielleicht leer würde. Während dessen mischte ich mich in die Gruppe der Politiker. Ich machte ein gar ernstes Gesicht und that, als verachtete ich die Herrlichkeiten im kleinen Salon, aus welchem mit dem gedämpften Lachen glücklicher Menschen das Geräusch der kleinen Löffelchen in den Porzellantassen, der zarte Duft dampfenden Thees, spanischer Weine und verführerischer Vanilletorten zu mir drang. Während man tanzte, nahm ich nun meinen ganzen Mut zusammen, und da stehe ich wirklich ganz allein. Dieses Büffet . . . mir schwindelte bei diesem Anblick! Niemals, niemals in meinen babylonischsten Dichterträumen hätte ich mir so etwas gedacht. Unter strahlenden Kerzen erhob sich eine kristallene Pyramide von Gläsern und Flaschen, weiß, blendend, funkelnd und schimmernd wie frischgefallener Schnee in der Sonne. Ich ergreife ein Glas, es war so zart wie eine Blume; ich nehme mich wohl in acht, ja nicht den Fuß zwischen meinen Fingern zu zerdrücken. Was soll ich mir nun einschenken? Mut, lieber Junge, es sieht es ja niemand. Ich erreiche tastend, ohne Wahl, eine Flasche. Das ist gewiß Kirschwasser, man möchte es flüssigen Diamant nennen. Also nehmen wir ein Gläschen Kirsch, ich habe den Parfüm so gern, ich träume stets von Waldesduft bei dem etwas bittern, etwas rauhen Parfüm. Und so gieße ich mir wie ein wahrer Feinschmecker Tropfen auf Tropfen von der klaren Flüssigkeit ins Glas. Ich erhebe es, ich neige mich mit den Lippen ihm zu. O Schrecken! Reines Wasser.

Hatte ich ein Gesicht geschnitten? Plötzlich erschallt ein zweistimmiges Gelächter: ich erkenne einen schwarzen Frack, ein rosa Kleid, die ich in der Ecke nicht gesehen, wo sie bis dahin sich aufgehalten. Ich will das Glas wieder hinstellen, aber ich bin verwirrt, meine Hand zittert, mein Aermel hakt sich irgendwo ein. Ein Glas fällt, zwei, drei Gläser fallen. Ich drehe mich um, da mischen sich gar noch meine Frackschöße drein und die weiße Pyramide poltert zur Erde mit Blitz und Donner, zerschellt in zahllose Splitter wie ein Eisberg, der vom borealischen Gletscher sich losreißt und herniederbricht ins erschreckte Meer.

Die Dame des Hauses eilt auf den ungeheuren Krach herbei. Zu meinem Glück ist sie ebenso kurzsichtig wie der Fürst aus der Walachei, und diesem gelingt es, sich von dem Büffett zu entfernen, ohne von ihr gesehen zu werden. Aber was half mir das? Mein Abend war nun einmal verdorben. Die Vernichtung von soviel Gläschen, Gläsern und Flaschen lastete

auf mir wie ein Verbrechen. Mein einziger Gedanke ist jetzt: fort von hier. Aber Mama Dubois, der vollendete Typus einer Theatermutter, hängt sich mir, von meinem Fürstentitel geblendet, an den Arm; sie will nicht, daß ich gehe, ohne vorher mit ihrer Tochter getanzt zu haben. Ich stammle einige Entschuldigungen hervor, ich entfliehe, ich bin schon auf der Schwelle des Salons, da hält mich ein hochgewachsener Alter mit einem feinen Lächeln zurück. Ein interessanter Kopf, halb Bischof, halb Diplomat. Es ist Doktor Ricord, mit dem ich vorhin einige Worte gewechselt hatte; er hält mich wie alle übrigen für einen Walachen.

„Aber, Fürst, da Sie im Hotel du Sénat wohnen, und wir die nächsten Nachbarn sind, so warten Sie doch auf mich, ich habe einen Platz für Sie im warmen Wagen."

Ich habe große Lust, sein Anerbieten anzunehmen; aber ich bin ohne Ueberzieher gekommen. Was würde Ricord von einem unbepelzten walachischen Fürsten denken, der in seinem leichten Frack vor Frost klappernd in Gesellschaft geht? Fort also, so rasch wie möglich! Lieber zu Fuß durch Schnee und Nebel als seine Armut sich anmerken lassen. Kurzsichtig wie immer und verwirrter als je, erreiche ich die Thüre und gelange hinaus, nicht ohne mich vorher in den schweren Damastportieren zu verwickeln. — „Nehmen der Herr nicht Ihren Ueberzieher?" ruft mir ein Diener zu. Ich aber stürze fort und renne, renne.

So befinde ich mich denn um zwei Uhr morgens fern von meiner Wohnung auf offener Straße, verhungert und erfroren, mit zehn Sous in der Tasche. Zehn Sous hatte der Kutscher mir noch gelassen. Plötzlich fühlte ich mich von meinem leeren Magen inspiriert; wie eine Erleuchtung kam es über mich. Ich dachte an die Hallen. Der Bummler Vallès hatte mir oft von den Hallen gesprochen und von einem gewissen Gaidras, der die ganze Nacht offen halte und bei dem man für sehr wenig Geld eine herrliche Krautsuppe haben könne. Also gehen wir zu den Hallen, ich werde nach Gaidras fragen, dort wie ein Nachtschwärmer, wie ein Vagabund zu essen verlangen. O wo war mein Stolz mit einemmal hingeraten? Der Wind freilich blies mir durch Mark und Bein, mein Magen knurrte. — „Ein Königreich für ein Pferd!" hatte König Richard gerufen. Ich aber sage im Weiterrennen: „Ein Fürstentum, ein walachisches Fürstentum für eine gute Suppe an einem warmen Orte!"

Es war ein höhlenähnlicher, elend erleuchteter Raum, jene Wirtschaft Gaidras, die sich tief unter die Pfeiler der alten Hallen hinzog. Wie oft seither haben wir da in Gesellschaft von später großen Männern, die Ellbogen auf dem Tisch, die Thonpfeife rauchend, und über Politik und Litteratur schwatzend, ganze Nächte dort zugebracht. Das erste Mal aber, ich gestehe es offen, wich ich unwillkürlich zurück beim Anblick der schwarzen Mauern, des Tabaksqualms, der Leute an den Tischen, die, den Rücken an die Wand gelehnt, wie die Heiden schnarchten, oder wie Hunde ihre Suppe auflappten, und dazu dort die Don Juans aus der Straßengosse, dort die ungeheuren weißen Filzhüte der herkulischen Packträger der Halle, und die gesunde, anständige Blouse des Gemüsegärtners neben dem schmierigen und zerlumpten Rock des verkommenen Nachtschwärmers aus den entlegensten Stadtteilen draußen am Festungsgürtel.

Ich trat indessen ein, und ich muß es sagen: mein schwarzer Frack fand sogleich einen Kameraden.

Die schwarzen Fracks ohne Ueberzieher im Winter, die nach Mitternacht hungrig vor einer Krautsuppe für drei Sous sitzen, sind gar nicht so selten in Paris. Sie war übrigens delikat, diese Krautsuppe; sie duftete wie ein ganzer Garten und dampfte wie ein Krater. Ich ließ mir zwei Portionen geben, obgleich die von unzweifelhaft sehr begründetem Mißtrauen herrührende Sitte, Gabeln und Löffel an der Tischplatte festzuketten, mich ein wenig genierte; — ja, ich ließ mir zwei Portionen geben, ich bezahlte, und mit gestärktem Herzen machte ich mich wieder auf den Weg nach dem lateinischen Viertel.

Wer sieht nicht im Geiste meine Heimkehr, die Heimkehr des Poeten, der mit aufgeschlagenem Rockkragen durch die Rue de Tournon trabt! Vor seinen schlaftrunkenen Augen tanzen noch die Schatten einer Soiree der eleganten Welt, wunderlich durchkreuzt von den hungrigen Gestalten bei Papa Gaidras. Jetzt kratzt er sich am Prallstein vor dem Hotel du Sénat den Schnee von den Lackstiefeln, während ihm gegenüber die strahlenden Laternen eines Koupee die Front eines alten Hotels erleuchten, und der Kutscher des Doktor Ricord sich das Thor

öffnen läßt. Aus solchen Kontrasten besteht das Leben in Paris.

„Eine verlorene Soiree!“ sagte am folgenden Morgen mein Bruder. „Sie haben dich für einen walachischen Fürsten gehalten und von deinem Band Gedichte war nicht die Rede. Aber deshalb brauchen wir nicht zu verzweifeln. Das machen wir alles bei der Verdauungsvisite wieder gut.“

„Die Verdauung eines Schlucks Wasser; ich glaube, du verhöhnst mich noch.“

Es vergingen drei Monate, ehe ich mich zu diesem Besuche entschloß. Eines Tages aber machte ich mich auf den Weg. Außer den offiziellen Mittwochs-Abendgesellschaften gab Augustine Brohan noch am Sonntag vertrauliche Matineen.

Eine Matinee, welche diesen Namen mit Ehren verdienen will, darf in Paris nicht vor drei und sogar vier Uhr nachmittags beginnen. Naiv wie ich war, hielt ich mich natürlich an das Wort Matinee. Ich erschien also Schlag ein Uhr und glaubte viel zu spät zu kommen.

„Aber wie früh du kommst!“ sagte mir ein blonder, fünf- bis sechsjähriger Knabe in Samtjacke mit gestickten Höschen, der in dem mit Frühlingsgrün sich überziehenden Garten auf einem mechanischen Pferde umhertrabte. Der Knabe imponierte mir. Ich grüßte die blonden Haare, das Pferd, den Samt, die Stickereien, und zu schüchtern, um wieder umzukehren, betrat ich das Haus. Madame vollendete eben ihre Toilette und ich mußte eine halbe Stunde ganz allein warten. Endlich erscheint Madame, zwinkert mit den Augen, erkennt ihren Fürsten aus der Walachei und um irgend etwas zu sagen, beginnt sie:

„Sie sind nicht auf der Rennbahn, Durchlaucht?“

Auf der Rennbahn ich, der ich nie in meinem Leben ein Rennen oder nur einen Jockei gesehen!

Schließlich schämte ich mich der ganzen Geschichte, mein Selbstbewußtsein erwachte, eine Blutwelle stieg mir plötzlich vom Herzen ins Gehirn, die helle Sonne, der Frühlingsduft, der aus dem Garten durch das offene Fenster hereindrang, die Abwesenheit alles feierlichen Zeremoniells, die kleine, heiter lächelnde Frau, tausend Dinge machten mir Mut, ich that mein Herz auf, ich sagte alles, alles auf einmal, daß ich weder ein Walache noch ein Fürst bin, sondern ein simpler Poet, ich verschwieg nicht das Abenteuer mit dem Kutscher und das mit dem Gläschen Kirsch, mein Abendessen in den Hallen, meine trübselige Heimkehr, meine Armut, meine Kurzsichtigkeit, meine Hoffnungen, und dies alles gewürzt mit schönstem provençalischen Accent.

Augustine Brohan lachte wie toll. Plötzlich erklingt eine Glocke.

„Gut, meine Kürassiere,“ sagte sie.

„Was für Kürassiere?“

„Zwei Kürassiere, die mir aus dem Lager von Chalons zugeschickt worden und die, wie es scheint, ganz erstaunliche Anlagen zum Komödienspielen haben.“

Ich wollte mich entfernen.

„Nicht doch,“ sagte sie, „bleiben Sie nur; wir werden das Lustspiel ‚die Eselsmilch‘ probieren. Sie sollen der einflußreiche Kritiker sein. Da, setzen Sie sich zu mir auf diesen Divan.“

Zwei Kolosse traten ein, schüchtern, in ihre Uniform gepreßt, puterrot (einer von ihnen, glaube ich, war der Komiker Baron, den ich später in den Variétés wieder erkannt habe); man rückte eine spanische Wand zurecht, ich nehme meinen Platz ein und die Probe beginnt.

„Sie spielen wirklich nicht schlecht, Herr Kritiker,“ flüsterte mir Augustine Brohan zu; „aber die Stiefel! . . . riechen sie die Stiefel!“

Diese Vertraulichkeit mit der geistreichsten Schauspielerin von Paris versetzte mich in den siebenten Himmel. Ich bog mich vor- und rückwärts auf meinem Divan, betrachtete kopfschüttelnd die beiden Künstler, lächelte mit kritischem Verständnis . . . mein Frack krachte vor Wonne!

Noch heute erscheint mir das Geringste dieser Details als etwas höchst Wichtiges. Und nun dennoch die optische Täuschung: Es hatte der Kritiker Sarcey die komische Geschichte meines Debüts in der guten Gesellschaft weiter erzählt. Er erzählte sie eines Tages Augustine Brohan wieder. Was geschieht? Die undankbare Augustine — die ich, beiläufig gesagt, seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen — sie schwört, und das in gutem Glauben, daß sie von mir nichts als meine Bücher kenne.

Sie hatte alles vergessen, aber auch alles, was so viel Raum in meinem Leben eingenommen: die zerbrochenen Gläser, den Fürsten aus der Walachei, die Theaterprobe, die „Eselsmilch“, und die Stiefel der Kürassiere!

Februar.

Der Sammler.

Inhalt:

Gedenktage im Februar.

1\. 1801 gest. Chodowiecki, deut. Kupferst.
2\. 1700 geb. J. C. Gottsched, deut. Gelehrt.
3\. 1846 gest. Jos. Weigl, deut. Kompon.
4\. 1698 geb. P. Metastasio, ital. Dichter.
5\. 1679 Friede zu Nymwegen.
6\. 1806 Seeschlacht bei St. Domingo.
7\. 1775 geb. J. D. Gries, deut. Uebers.
8\. 1820 Stift. d. astron. Society London.
9\. 1801 Friede zu Luneville.
10\. 1837 gest. A. S. W. Puschkin, russ. Dicht.
11\. 1791 geb. T. Visconti, röm. Architekt.
12\. 1713 Karl XII. bei Warniza gefangen.
13\. 1845 gest. H. Steffens, deut. Physiker.
14\. 1536 Friede zu Hamburg.
15\. 1598 Edikt von Nantes.
16\. 1497 geb. Ph. Melanchthon, deutscher Reformator.
17\. 1827 gest. H. Pestalozzi, Pädagoge.
18\. 1784 geb. N. Paganini, ital. Violin.
19\. 1858 Napoleons Sicherheitsgesetz.
20\. 1810 gest. And. Hofer, deut. Patriot.
21\. 1809 Saragossa wird erstürmt.
22\.–24. 1848 Franz. Februar-Revolution.
25\. 1634 gest. Wallenstein, Feldherr.
26\. 1834 gest. Senefelder, deut. Lithogr.
27\. 1814 Schlacht bei Bar-sur-Aube.
28\. 1815 gest. Pr. v. Coburg, östr. Feldmrsch.
29\. 1792 geb. G. Rossini, ital. Komponist.

F. Thiersch. 81.

Unser Hausgarten.

Von

G. A. Fintelmann.

Februar.

Wie die Saat, so die Ernte.

Anders als im vorigen Monat ist die Wirkung der Sonne im Februar. Ihren Strahlen gelingt es, die gefrorene Erdoberfläche im Laufe des Tages aufzutauen und immer wieder die Arbeit des nächtlichen Frostes zu zerstören, bis gegen Ende des Monats hin oft auch schon der Untergrund so locker ist, daß Erdarbeiten, Graben und Pflanzungen ausgeführt werden können, daß die ersten Frühlingsboten, die Schneeglöckchen, schon ihre weißen Blüten, von grünen Kelchen umhüllt zeigen, und andere frühzeitige Blumen ihre Keime hervordrängen. Sie locken zum Durchstreifen des Gartens, zu Spaziergängen heraus, die um so größere Annehmlichkeiten bieten, wenn bei der Ausführung der Anlage ein besonderer Teil in der Nähe des Hauses zu einem Wintergarten eingerichtet ist, der etwas höher gelegene trockene Wege enthält, die durch Gruppen immergrüner Gehölze führen. Die vielen, unsern Winter ohne Decke ertragenden Nadelhölzer, ferner Mahonien, Ginster, Buxus, Ligustrum, Stechpalmen bieten reiches Material zur Hervorbringung angenehmer Gruppierungen auf einem Platz, der der Sonne zugänglich, aber vor rauhen Winden geschützt ist, und der an hellen Tagen der langen Winterzeit besonders gern aufgesucht wird.



Fig. 13. Bertolonia.

Die Vorbereitungen auf die Zeit der Aussaat, des Ausgangspunktes der erwarteten Ernte, müssen getroffen werden. Wer an selbstgezogenen Blumen Freude haben will, wem das im eigenen Garten gewonnene Gemüse am besten mundet, der sollte sich jetzt guten Samen verschaffen von all den Arten, die dem Bedürfnis entsprechend wünschenswert sind, oder selbst geerntete Sämereien in bezug auf ihre Keimfähigkeit durch Aussaat kleinerer Portionen in Blumentöpfe prüfen. Guter Samen, die erste Bedingung guter Früchte, wird am besten aus einer zuverlässigen Handlung bezogen. Wem es an Zeit oder an Erfahrung mangelt, eine richtige Auswahl zu treffen, der findet in den Gemüsesamen-Sortimenten, wie sie in den Preisverzeichnissen der größeren Handelsgärtnereien angeboten werden, Zusammenstellungen, die einen sichern Erfolg ermöglichen. Je nach der Größe der Gärten richtet sich mit der Menge des erforderlichen Samens der Preis für das Sortiment. In ähnlicher Weise sind auch Blumensämereien zu Sortimenten zusammengestellt. Unter den beliebten Florblumen gibt es eine ganze Reihe solcher, die zu ihrer vollständigen Entwickelung nur einer Aussaat ins freie Land bedürfen, wie Astern, Levkoien, Phlox, Rittersporn, Petunien, Trichterwinden, Nelken, Reseda, Löwenmaul.

Wer mit ordnender Ueberlegung seine Aussaaten vornehmen will, kommt durch frühzeitige Beschaffung des Samens am leichtesten zum Ziel. Diese Vorbereitungen für die Zukunft finden zu einer Zeit statt, in der die Zimmer immer mehr mit getriebenen Blumen geschmückt werden. Außer Hyazinthen kommen Tulpen, Narzissen, Tazetten, Schneeglöckchen, Scilla und von Sträuchern Spiraea prunifolia fl. pl., Deutzia gracilis, Spiraea Reevesii, Hortensien und andere, von Rosen, deren kräftige Triebe auf 2—3 Augen zurückgeschnitten werden, Sorten wie Jules Margottin, Triomphe de l'Exposition, Louise Odier, Mrs. Bosanquet zum Antreiben. Wollen Hyazinthen und Tulpen ihre Stiele nicht lang genug hervorstrecken, so bedeckt man sie in der ersten Zeit mit Papierhüllen oder umgekehrten Blumentöpfen.

Ein eifriger Blumenfreund wird gewiß auch gern versuchen, Maiblumen im Zimmer zu treiben. Sie erfordern vom Beginne des Treibens an eine gleichmäßige Temperatur von 20—25° R. und können daher nur an den wärmsten Stellen des Treibraumes aufgestellt werden. Im Zimmer bietet die Oberfläche des Kachelofens einen geeigneten Platz. Man stellt hier die Töpfe in eine Kiste ohne Boden, hüllt sie an den Seiten und oben mit feucht gehaltenem Moos ein und reguliert durch Schließen der obern Oeffnung des Kastens die Temperatur, durch reichliches Gießen die Feuchtigkeit. Ist der Ofen sehr warm, so werden die Töpfe erst noch auf untergelegte Ziegelsteine gestellt. Sobald die Knospen

durch das Moos dringen, wird dieses entfernt. Nach dem Entfalten der ersten Blume gewöhnt man die Pflanzen an das Licht und stellt sie auf das Fensterbrett eines temperierten Zimmers. Zum Treiben müssen blühbare Keime, die an einer festen, dicken Knospe erkennbar sind, benützt werden. Man schneidet sie auf 8—10 cm Länge und pflanzt etwa 10 Stück derselben dicht zusammen in einem verhältnismäßig kleinen Topf, der mit beliebiger Erde gefüllt werden kann, da die Keime nach dem Herausnehmen und während des Treibens keine neuen Wurzeln machen.

Die Fenster des blumengeschmückten Zimmers stehen jetzt in schönster Pracht und bilden einen angenehmen Kontrast mit den grünen Blättern der Blattpflanzengruppen. Will man die schönen buntblättrigen Pflanzen der Tropen, die zierlichsten und empfindlichsten Bewohner der Warmhäuser im Zimmer kultivieren, so bietet sich hierzu in der Aufstellung von Terrarien die Möglichkeit. Die dichtgeschlossene Glashülle, welche den zur Aufnahme der Pflanzen bestimmten Blechkasten überdeckt, gewährt die Grundbedingung für die erfolgreiche Kultur: eine feuchte, warme Luft. Hat die hineingebrachte, grobstückige Erde eine gute Drainage aus Steinen und Holzkohle, werden die Scheiben täglich einmal von innen und außen gereinigt, und bei dieser Gelegenheit die gelben Blätter entfernt und die Pflanzen überspritzt, so kann man sich lange Zeit hindurch an einer hübschen Vegetation erfreuen. Die aus Lykopodium gebildete Rasenfläche bedeckt die Wurzeln der Aroideen und Farne, der in prächtigen Farben glänzenden Gymnostachium Verschaffeltii, der Bertolonia (Fig. 13), Sonerilla, Eranthemum, die teils unten ausgepflanzt sind, teils aus den Spalten eines Tuffsteinfelsens hervorwachsen. Viel häufiger als die nicht immer mit dem Arrangement eines Zimmers passenden größern Terrarien können ähnlich konstruierte Ampeln (Fig. 14) zu demselben Zweck dienen.



Fig. 14. Terrarium in Ampelform.

Auch im Freien sind mancherlei Arbeiten schon vorzunehmen. Die Temperatur des Februar hat einen bemerkbaren Einfluß auf die Vegetation, deren inneres Leben sich zu rühren beginnt, denn schon der 20. Januar

Fabian und Sebastian
Läßt den Saft in die Bäume gahn.

Die Obstbäume und Fruchtsträucher werden geschnitten, alte Hochstämme von den sich kreuzenden Aesten und den Wasserreisern befreit und bei dieser Gelegenheit die „großen" und die „kleinen" Raupennester gesammelt und zerstört. Sie sind leicht an den auf den kahlen Zweigen haftenden Blättern zu erkennen und rühren von dem Goldafter und dem Baumweißling her. Die jungen Raupen leiden niemals durch Kälte, und die des Goldafters sind so haarig, daß sie auch nicht von den Vögeln gefressen werden. Sind die Nester nicht zerstört, so fressen die größer werdenden Raupen Knospen, Blüten und Blätter bis auf den Blattstiel. Nur in der ersten Zeit ihres Wachstums, im April, bleiben die Raupen noch des Morgens an den sonnigen Seiten der Astgabeln in Haufen zusammen und können auch dann noch durch Zerdrücken getötet werden.

In den Anlagen werden die trockenen Zweige entfernt und die Gehölze, soweit es nötig, geschnitten, niemals aber die knospenenthaltenden Zweige des Flieders, der Prunus und Mandelarten, der Spiräen berührt, man wolle denn auf die Blumen für den kommenden Sommer verzichten. Die gedeckten Sträucher werden bei gutem Wetter gelüftet, Buxbaumeinfassungen und Epheukanten an sonnigen Stellen durch daraufgelegtes Tannenreisig vor dem ihnen jetzt gefährlichen Einfluß des Lichtes geschützt. Bei trockenem Wetter kann gegraben werden, und sollte man mit den Spargelbeeten beginnen. Zu Ende des Monats können Erbsen und Petersilie versuchsweise auf trockenem Lande ausgesäet werden.

Trachten der Zeit.

Wintermoden.

Von Ida Barber.

Wenn man auch unseren Damen gar oft den Vorwurf macht, daß sie sich zu viel mit Putz und Novitäten beschäftigen, dürfen wir doch die Mode als einen wichtigen Faktor im merkantilen und industriellen Leben nicht in dem Maße streng verurteilen, wie es unsere Herren Moralisten und Sittenrichter gern erwirken möchten. Die Wintermode insbesondere entspricht mehr dem wirklich Praktischen, sie hält sich an ganz bestimmte Bedürfnisse, liefert uns gute, zweckentsprechende Pelzmäntel,

warme, wollreiche Stoffe, kleidsame Formen, deren Wert uns schon mit dem ewigen Wechsel aussöhnen kann.

Die Kleider werden wieder faltenreicher getragen, man hat sich endlich entschlossen, die engen, gebundenen, jede freie Bewegung hemmenden Röcke, die Lunge und Leber einschnürenden Panzertaillen, die prall anliegenden Aermel, die jede Muskel zu Tage treten ließen, aufzugeben.

Wir sehen die neuen Weiberroben im genre bouffant gearbeitet, die Röcke in Falten der Taille angereiht, diese teils rund mit einem Gurt abgeschlossen, teils im englischen Schnitt. Für Gesellschaftsroben sind mit doppeltem Passepoil abgeschlossene Schneppentaillen, die die Hüfte wenig markieren, sehr beliebt. Kostüme à la Maria Antoinette gelten namentlich für ältere Damen als haute nouveauté. Der Rock ist in Puffen gearbeitet, hinten stark gebauscht, die Taille mit einem Spitzenfichu gedeckt. Jüngere Damen tragen zumeist hoch plissierte Kleider mit shawlartig geschlungenem Drapee, das reich mit Fransen, Federgarnierungen oder Passementerie gedeckt ist. — Die Garnituren sind reicher, als in der Herbstsaison. Sehr effektvoll erscheinen die neuen Pelzbesätze, die den wirklichen Pelz täuschend imitieren, wennschon sie nur aus dicht aneinander gereihten Federn gefertigt sind. Die armen Vögel! So sehr auch unsere Humanisten gegen das Opfern derselben eifern, der Mode fallen sie doch zum Opfer!



Fig. 1. Mantelfaçon (S. 613).

Fig. 2. Mantelfaçon (S. 613).

Man trägt Federhüte, Köpfe, die ganz aus Marabouts gefertigt sind, große Fradiavolo-Formen, deren Rand mit dicht gesetzten Federwischen gedeckt ist — ja einzelne Damen gehen sogar so weit, statt des bei Gelegenheiten an der Brust zu befestigenden Blumenstraußes eine Vogelleiche zu tragen. In gleichem Maße extrem und unschön erscheint uns die Mode der ledernen Taillen. Letztere wurden im Herbst von Damen der englischen Aristokratie zu Jagden getragen; sie mögen für die jüngeren, die, der Windsbraut gleich, hoch zu Roß dahineilen, recht hübsch sein, als Haus-, wie als Gesellschaftstoilette sind sie indes wenig kleidsam. — Sonderbar wie das Leder in dieser Saison zu allen möglichen Konfektionen verwendet wird! — Da sehen wir Lederhüte, Lederschlipse, Ledermanschetten, Lederbordüren, mit denen die schweren Peluchekleider garniert werden, — fast glaube ich, daß auch die schönste, vielgerühmte Mode denn doch gar zu ledern werden dürfte, wenn es in dieser Weise so fortgeht. — An sonstigen effektreichen Woll- und Seidenstoffen sehen wir übrigens keinen Mangel. Da die großblumigen gold- und silberdurchwirkten Brokatstoffe, die verschiedenen glatten, geblumten und satinierten Moirees, die echten chinesischen Stoffe, die Satins royales, Crêpes, die glatten und gepreßten Samte, bei denen sich die prachtvollsten Samtblumen von farbigem Atlasgrunde abheben — und nun erst das Heer jener einfachen, praktischen Zwecken dienenden Wollstoffe, der Cheviots, Tuche, Diagonales, Lamas ꝛc.! Zumeist beliebt sind heuer Mischungen von glänzenden Moiree- oder abgetönten Peluchestoffen mit Kaschmir, Tuch oder Diagonale. Recht apart erscheint ein neuer Stoff, halb Woll-, halb Samtgewebe, Foxhall genannt, der die elegantesten Winterroben liefert. Der gestreifte Moiree, ein Gewebe, bei dem hoch en relief gearbeitete Atlasstreifen mit je einem

Moiree- oder Samtstreifen abwechseln, ist von höchster Eleganz. Dieser sehr wertvolle Stoff ist entweder einfarbig oder in verschiedenen Farbenstellungen zu haben. Man sieht silbergrau mit bordeauxrot,



Fig. 4. Kinderkostüm (S. 614).

pfauenblau mit vieil-or, russischgrün mit Creme und auch nur deux-tons, hell und dunkel von einer Farbe neben einander. — Allerdings sind diese schweren Stoffe schwer zu verarbeiten; sie eignen sich vorzüglich zu dem jetzt so beliebten Watteau-Genre, weil dieses absolut keine Garnierung erfordert, die sich ja auch für dieses kostbare Material schwer auswählen ließe. — Die Seidenindustrie hat mit diesem Erzeugnis wieder einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht, ihr neuestes und schönstes Resultat sind aber die Moirées chinois, die allerdings auch an ältere Stoffe erinnern, sie jedoch weit übertreffen. — Der Grund des Moirees ist in den hellsten, feinsten Farben gehalten, silbergrau, mattblau, wassergrün, hellgelb und davon heben sich in den leuchtendsten Farben schillernd große, bunte Blumenboukets ab, die unter den verschieden auffallenden Lichtstrahlen in den leuchtendsten Reflexen spielen. Mitten hindurch ziehen sich dann die glänzenden Wasserstreifen, so daß das ganze Material in der That nach jeder Richtung hin als vollkommen bezeichnet werden muß.

Zu Mänteln verwendet man echte Matlassés, Peluches, auch einfachen Satin, der dann durchweg mit Soutache (à la Hongrois) verschlungen wird. Seidene Mäntel ganz mit spanischen Spitzen gedeckt, werden von der Aristokratie viel getragen, allgemeiner in Aufnahme sind jedoch die großen halbanliegenden mit Pelz verbrämten Mäntel. Sie werden entweder mit ombriertem Peluche, gestepptem Atlasfutter oder mit Pelz gefüttert.

Auffallend ist es, daß die edlen Pelzsorten, Marder, Zobel, Nerz jetzt fast ganz durch die dunkleren wie Astrachan, Seeotter, Skunks, Biber, Kastor verdrängt sind. Astrachan gilt als das Allerneueste, eleganter vielleicht ist das echte Kamschatka-Seeotter-Fell, dessen Wert durch die mehr oder minder stark hervorleuchtenden weißen Kronenspitzen bedingt wird. — Castor doré und Biber argenté werden mehr zu Kleiderbesätzen verwendet, Chinchillas zu farbigem Samt, zu eleganten Entrees und selbst zu — Ballroben.

Unser Modebild (Fig. 1) zeigt uns einen langen in Form Iphigenie gefertigten Samtmantel, der mit Moiree garniert, mit Seeotter verbrämt ist. Die anliegende Form, hinten in breiter Quetschfalte auslaufend, ist eine der beliebtesten der Saison.



Fig. 3. Englisches Kinderkostüm (S. 614).

Für junge Mädchen gelten die russischen Kostüme, weit, faltenreich, mit Pelz verbrämt und mit breitem Pelzkragen gedeckt, als Neuestes. Figur 2 zeigt uns



+ 10 Grad Réaumur.

einen solchen aus dunkelblauem Tuch gefertigten Anzug, dessen Taille blusenartig gearbeitet ist; der Achselkragen ist aus Skunks gefertigt, der Rock mit gleichartigen Pelzstreifen verbrämt.

In Figur 3 sehen wir die jetzt sehr beliebten englischen Kinderkostüme illustriert. Vorn ein Plastron von farbiger Seide, Echarpe von dunklem Samt mit langer Franse.

Figur 4 zeigt uns ein aus weißem Tuch gefertigtes Faltenröckchen mit languettiertem Besatz und breiter türkischer Bordüre.

Für Kinder-Konfektionen gilt eigentlich keine feststehende Mode. Immerhin dürfen wir es als einen Fortschritt betrachten, daß man jetzt von der Manie abgekommen ist, die Kleinen im Winter halbnackt mit kurzen, ausgeschnittenen Kleidchen gehen zu lassen. Die neuen Formen sind hoch, blusenartig mit langen Aermeln und entsprechenden Rocklängen. Greift diese Mode durch, so dürften die unseligen Kinder-Korsetts gar bald auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden; — wahrlich, keine sorgsame, nach vernünftigen Prinzipien erziehende Mutter wird deshalb mit der Mode hadern.



— 0 Grad Réaumur.

Küche und Haus.

Februar.

Jahreszeit des Eßbaren.

Ziemlich derselbe Fleischmarkt wie im vorigen Monat, wozu noch Spanferkel und Lämmer kommen; doch nimmt das Wildpret an Stückzahl ab. Die Zeit für Hasen ist vorüber, ebenso für das Federwild, soweit es nicht zu den Sumpf- und Wasservögeln gehört. Zu den im Januar genannten Fischen treten von der zweiten Hälfte des Februar der Klein-, Weser- und Elblachs; auch Forellen kommen wieder an die Reihe, doch stehen sie erst zu Ende des Aprils auf ihrer Höhe. Hechte sind jetzt bis Ende Mai nicht zu empfehlen. Von frischen Gemüsen gibt es Spinat, Rapünzchen und Lattich, auch frische Champignons aus dem Mistbeete. Der Blumenkohl geht aus. Von trockenen Gemüsen führen wir Makkaroni und den reifen türkischen Weizen (Mais, Kukuruz) an, über deren Bereitungsweise unten einige Vorschriften folgen.

Festküche.

Die vierzigtägige Fastenzeit, welche gewöhnlich im Februar zu beginnen pflegt, hat ebenfalls verschiedene Speisenbräuche aufzuweisen. Die Enthaltung vom Fleischgenuß steht in katholischen Ländern obenan und die Strenge geht darin so weit, daß in südlichen Gegenden Baumöl die Butter vertritt. Der fromme Russe nimmt für die gleiche Zeit auch noch von Milch und Eiern Abschied. In manchen deutschen Landschaften sind Fische und Habergrütze, in andern Knödel (Klöße) und Heringe geheiligte Fastenspeisen. Das am weitesten verbreitete und allbeliebte Fastengebäck sind, zum Unterschied von den jahraus jahrein gebackenen Sorten, die ohne Butterzusatz bereiteten Brezeln, welche in den meisten Gegenden zu dieser Zeit verkauft werden. Es ist ein altdeutsches Gebäck in Form eines Ringes, dessen Enden da, wo der Ring schließt, übereinandergelegt und an der gegenüberliegenden Seite befestigt sind. Diese Ring- und Kreisform hat zu verschiedenen Auslegungen Anlaß gegeben. Während die einen in dieser seltsamen Brotgestalt noch die Zauberbänder der germanischen weisen Frauen zu sehen vermeinen, erblicken andere in den sich kreuzenden Teilen eine Anleitung zum christlichen Gebet, weil sie zwei verschlungene Hände zu erblicken glauben. Eine dritte Meinung hält die Brezel — das Zeichen des Kreuzes in einem Kreis — für das Sinnbild der über den Erdkreis herrschenden, christlichen Religion.

Vorschriften.

Makkaroni.

Echte und frische Makkaroni bedürfen in Neapel nur einige Minuten zum Sieden, während



— 10 Grad Réaumur.

sie in dem trockenen Zustande, wie man sie bei uns bekommt, 15 bis 20 Minuten brauchen. Keinesfalls dürfen sie zu weich gekocht werden, und der richtige Grad ist erreicht, sobald eine mit Zähnen zerrissene Nudel nicht mehr kracht. Man läßt nun die Masse in einem Haarsieb abtropfen, übergießt sie in einem Kasserol mit entfetteter Bouillon, fügt Salz und Pfeffer hinzu und läßt sie darin ausquellen. Ist die Bouillon eingesogen, so schwenkt man die Makkaroni in frischer Butter, mischt Parmesankäse darunter oder überstreut sie damit und gibt sie recht heiß zu Tische. Rauchfleisch oder Schinken sind eine passende Fleischzulage.



— 20 Grad Réaumur.

Polenta.

Maismehl, das man in siedendes Wasser stürzt, bildet mit demselben einen nahrhaften festen Brei, bei dem jedoch der leichten Verdaulichkeit halber mit einem reichlichen Fettzusatz nicht gespart werden darf. Vorzüglich schmeckt die Polenta, wenn man sie mit einem Faden (weil sie von einem Messer den Geschmack annehmen würde) in Scheiben schneidet, dann abwechselnd mit frischer Butter, Salz und feingewiegten Trüffeln oder geriebenem Parmesankäse in einen Kuchen zusammengefügt und mit zerlassener Butter bestrichen, im Ofen mit einer leichten Kruste abbacken läßt.

Speisezettel für Februar.

1) Legierte Suppe mit Griesschnitten. Kabeljau mit brauner Butter und Kartoffeln. Gebratenes Spanferkel mit Salat und Essigpflaumen. Schneebälle.

2) Suppe Julienne. Gebackene Kalbsfüße mit Madeirasauce. Linsenpüree mit Gänsebrust. Frikandeau vom Hirsch mit gebratenen Kartoffeln, Salat und Birnen.

3) Suppe von Ochsenschwänzen. Bleie in Biersauce mit Kartoffeln. Entenbraten mit Maronen, Salat und Prünellen. Mandel-Creme.

4) Suppe mit Fadennudeln. Rindfleisch mit Champignonsauce und Kartoffeln. Backobst und Klöße mit Schinken. Lammbraten mit Salat und Melonen.

5) Suppe mit Sellerie-Püree. Gebackene Schollen. Rumpsteaks mit Meerrettig, gebratenen Kartoffeln und Krautsalat. Wiener Milchrahmstrudel.

6) Suppe mit Eiergraupen. Polnisches Szraszy mit Kartoffeln, Teltower Rüben mit geräuchertem Lachs. Schnepfen mit Salat und Preißelbeeren.

7) Legierte Reissuppe. Pastete von Aal. Wirsingkohl mit gebratenen Kalbsnieren. Sauerbraten mit Kartoffeln, Salat und Apfelkompott.

8) Suppe mit Leberklößchen. Hammelkarree mit grünen Bohnen. Hasenbraten mit Salat und gebratenen Kartoffeln. Schlagsahne mit Pumpernickel.

9) Suppe mit Sago. Barsch mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Grünkohl mit Kastanien und Saucischen. Kalbsbraten mit Salat und Katharinenpflaumen.

10) Kartoffelsuppe. Zander mit Butter und Kartoffeln. Boeuf à la mode mit Makkaroni und Gurken. Omelette mit Marmelade.

11) Suppe mit Fischklößchen. Rouladen von Rindfleisch mit Kartoffeln und Senfgurken. Rosenkohl mit Rauchfleisch. Gebratener Frischling mit Salat und Apfelsinenkompott.

12) Suppe mit Polenta. Weiße Rüben mit Hecht. Hammelskeule mit Kartoffeln, Salat und sauere Kirschen. Punsch-Auflauf.

13) Suppe mit Eierkäse. Bratwurst in Rotwein und Kartoffeln. Maronen-Püree mit Schinken. Gebratene Hühner mit Salat und Melonenkompott.

14) Suppe mit Wurzel-Püree. Schellfisch mit Butter und Kartoffeln. Gefüllter Wirsingkohl. Lammbraten mit Salat und Prünellen.

15) Suppe mit Markklößchen. Geschmorte Kalbsleber mit Kartoffel-Püree. Rinderbraten mit Krautsalat und Katharinenpflaumen. Charlotte von Aepfeln.

16) Bohnensuppe. Karpfen blau mit Kartoffeln und Butter. Schwarzwurzeln mit gebackenem Kalbshirn. Schweinskarree mit Salat und Preißelbeeren.

17) Weinsuppe. Reis mit Hammelfleisch (Pillau). Gebratene Ente mit gerösteten Kartoffeln, Salat und Quittenkompott. Spritzkuchen mit Vanillesauce.

18) Suppe mit Graupen. Barsch mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Teltower Rüben mit Schinken. Kalbsfrikandeau mit Salat und Backobst.

19) Französische Suppe. Gänseklein mit Semmel-

klößen. Roastbeef mit Kartoffeln und Salat. Nudelpudding.

20) Suppe mit geschnittenem Eierkuchen. Forellen blau, mit Butter und Kartoffeln. Sauerkraut, Erbsen-Püree und Pökelfleisch. Gänsebraten mit Salat und Kirschen.

21) Flaumsuppe. Rinderbrust mit Sardellensauce, Kartoffeln und Gurken. Bayrisches Kraut mit Rauchfleisch. Rehbraten mit Salat und Melonenkompott.

22) Suppe mit verlorenen Eiern. Kabeljau mit Butter und Kartoffeln. Glasierter Kalbsrücken mit Makkaroni und Salat. Zitronen-Auflauf mit Weinsauce.

23) Fischsuppe. Forcierte Rinderzunge mit Kapernsauce. Rotkohl mit Bratwurst. Spanferkel mit gebackenen Kartoffelnudeln, Salat und Apfelkompott.

24) Suppe mit Reis. Hecht blau mit Meerrettig, Butter und Kartoffeln. Mohrrüben und russische Erbsen mit Schinken. Rinderfilet mit Salat und Apfelsinenkompott.

25) Suppe mit Wurzel-Püree. Hasenpfeffer. Grünkohl mit Sauciscchen. Gebratene Hühner mit Salat und Birnenkompott.

26) Suppe mit Kartoffelklößchen. Karpfen mit Rotweinsauce und Kartoffeln. Kalbssteaks-Salat und Prünellen. Aprikosen-Brötchen mit Weinschaumsauce.

27) Grünkohlsuppe mit Maronen. Rinderbrust mit Morchelnsauce, Kartoffeln und Pfeffergurken. Weiße Rüben mit Hecht. Wildbraten mit Salat und Preißelbeeren.

28) Suppen à la reine. Gebratener Aal mit Remouladensauce. Backobst, Klöße und Schinken. Boeuf à la mode mit gebratenen Kartoffeln, Salat und Essigpflaumen.

Neue Bücher.

Die Erbschaft des Blutes. Roman in drei Büchern. Von Rudolf Gottschall. Breslau 1882. Ed. Trewendt. 3 Bände.

Es gibt einzelne Menschen von geradezu fabelhafter Produktionskraft. Zu ihnen gehört Gottschall, der auf den verschiedensten Gebieten litterarisch produziert und was die Hauptsache ist: mit Geschmack und Talent produziert. Sein neuester Roman liefert dafür einen interessanten Beweis. Der Grundgedanke dieses neuesten Werkes ist: daß die Menschen unter dem Banne der Eigenschaften ihrer Vorfahren stehen, daß sie aber mit eigener Kraftanstrengung und bei günstigen Verhältnissen diesen Bann zu durchbrechen vermögen. An zwei sich hassenden Adelsgeschlechtern wird diese Idee mit feiner psychologischer Ausarbeitung der handelnden Personen erläutert, inmitten einer reichgegliederten, ebenso spannenden wie verwickelten Handlung, die mit großer Konsequenz durchgeführt ist. Die Szene der Handlung ist größtenteils das liebliche Thüringen, im zweiten Band das Paris der Kommune. Von dieser entwirft Gottschall unter Benutzung der thatsächlichen Ereignisse ein ungemein farbiges und lebendiges Bild, das durch den Kontrast mit den stillen Thälern des Berglandes um so schärfer hervortritt. In ähnlicher Weise wirkt der Verfasser durch Kontraste bei den auftretenden Personen, in deren Charakterisierung man durch eine Fülle von aus feinster Beobachtung hervorgegangenen Zügen erfreut wird. Selbst den litterarisch-kritischen Anschauungen des Verfassers begegnet man auf diesen Blättern und auch sonst sind eine Fülle allgemeiner Bemerkungen eingeflochten, in denen wir den geistvollen, seine Zeit mit ruhigem Blicke betrachtenden Mann erkennen. Wer an der modernen erzählenden Litteratur Anteil nimmt, darf nicht an Gottschalls Werk vorübergehen, das allen Denen warm empfohlen sei, die nicht einzig Unterhaltung und Spannung in einem Roman suchen, sondern auch die Behandlung allgemein menschlicher Fragen darin erwarten.

Pythia-Kalender. Politisch-sozial-artistische Wetterprophezeiungen für das gemeine Jahr 1882. Herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis. Berlin. Freund u. Jeckel.

Jedenfalls ist dieses Büchlein einer der amüsantesten und originellsten Kalender, den man sich denken kann. Mit überraschender Ausdauer hat der als Humorist längst überall beliebte Verfasser für jeden Tag des Jahres 1882 eine scherzhafte Prophezeiung erfunden, die in scharfer und schlagender Weise allgemein interessierende Verhältnisse berührt. Weniger der Humor als die Satire leuchtet aus den meist knappen Sätzen hervor, und auch da, wo man nicht auf dem Standpunkte des Autors steht, wird man nicht umhin können, seinem ausgeprägt satirischen Talent Anerkennung zu zollen.

Unsere Künstler.

Ueber den Schöpfer der prächtigen neugriechischen Typen, N. Gysis, wurde bereits im 3. Heft Einiges gesagt, worauf heute verwiesen sein mag. Dagegen erlauben wir uns dem freundlichen Leser vier der andern zu diesem Hefte beisteuernden Künstler vorzuführen. Da ist zuerst der Genremaler Karl Karger, ein Oestreicher, 1848 in Wien geboren, dann in der Akademie daselbst gebildet und bereits 1867 mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Bis 1871 arbeitete er in Engerths Atelier und nahm an den Malereien für das neue Opernhaus teil. Ganz vortrefflich sind seine, das moderne Volksleben schildernden Genrebilder. Ebenfalls als Genremaler hat sich Karl Kronberger hervorgethan, wie Karger ein Oesterreicher, geboren 7. März 1841 in Freistadt. Er war ursprünglich Dekorationsmaler, wandte sich aber 1859 unter Dyks Leitung in München der Kunstmalerei zu, in der er auch Anschütz' und Hiltenspergers Unterricht genoß. Seine zum großen Teil humoristischen Bilder zeichnen sich durch geistreiche Durchführung aus. Was den Schöpfer unseres Vollbildes Ludwig Hans Fischer anbelangt, so hat dieser namentlich als Stecher und Radierer Vortreffliches geleistet. Geboren 2. März 1848 zu Salzburg, wandte er sich bald der Malerei zu, und genoß sowohl Jacobis Unterricht im Kupferstich, wie den Ungers im Radieren; die Malerei lehrte ihn der Landschaftsmaler Lichtenfels. Der in München lebende Maler Arthur Langhammer ist eine junge vielversprechende Kraft, von der wir noch verschiedene Proben unsern Lesern vorzuführen gedenken.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Schach-Aufgabe Nr. 4

von

Johannes Obermann in Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Weiß am Zuge setzt in drei Zügen matt.

Geographische Aufgabe.

Man suche drei Schlachtfelder und zwar ein französisches, ein deutsches und ein österreichisches auf der Karte, welche mit einander verbunden eine gerade Linie bilden. Das deutsche Schlachtfeld datirt vom Feldzuge 1866. (G. Lucke.)

Auflösungen zu Heft 4.

Schlüssel zum Schlüsselrätsel.



Erstes Silbenrätsel: 1) Wladislaw; 2) Egge; 3) Illimani; 4) Hochkirch; 5) Navarin; 6) Alhambra; 7) Cognac, 8) Heinrich; 9) Tarent; 10) Emilie; 11) Norwegen. Die Anfangslaute ergeben: Weihnachten, die Endbuchstaben: Weihnachten. — **Zweites Silbenrätsel:** 1) Cumberland; 2) Helene; 3) Reichenau; 4) Institut; 5) Salamis; 6) Tehuantepec; 7) Andernach; 8) Brennnessel; 9) Elba; 10) Nelson; 11) David. Die Anfangsbuchstaben ergeben: Christabend, die Endbuchstaben: Deutschland. — **Rebus:** Findet der heilige Christ eine Brücke, so bricht er sie, findet er keine, so macht er eine. — **Charaden:** 1) Christbaum; 2) Neujahr; 3) Christkind. — **Rösselsprung:**

Sieh die Wolke, die mit Blitz und Knall spielt,
Sieh den Mond, mit dem der Himmel Ball spielt,
Sieh den Fels, der bis ans Firmament reicht,
Wie er liebend mit dem Widerhall spielt,
Sieh den Strom, der rauschend sich am Fels bricht,
Wenn er mit der vollen Woge Schwall spielt,
Sieh den Schmetterling, der längs des Stroms fleucht
Und mit Hyazinthen überall spielt;
Spiele du nur mit und sei ein Kind nur,
Schöne Spiele sind es, die das All spielt!

(Ghasel von Platen.)

Rebus.



Magisches Buchstabenquadrat.

o	o	o	t
a	r	r	d
a	r	r	d
e	s	s	e

Richtig zusammengestellt, ergeben diese Buchstaben, von rechts nach links, wie von oben nach unten gelesen:

1) Einen deutschen Fluß; 2) einen Frauennamen; 3) einen griechischen Gott; 4) die Sehnsucht eines Müden. (v. U.)

Buchstabenrätsel.

Wohlauf, und suche 12345,
Und wirst du hoch im kalten Meer es finden,
So findest du auch viel 21453
Und einen drunter, den viel Töne künden.

Doch weiter, such dieselbe südwärts nun!
So wird dir 31542 begegnen,
Doch ach, schon lange 34215,
Denn Zeit und Wein bezwangen den Verwegnen!

Rösselsprung.

höch-	zen	er-	die	schmerz	le	wan-	her
den-	fort	und	und	dern	schwebt	ganz	schnel-
zie-	ste	schmer-	ster	wol-	dern	hö-	rig
nach	höch-	hen	nie-	ver-	nied-	ke	die
trau-	die	fur-	mel	be-	ken	ge-	je
zer	him-	sie	nur	hen	schwebt	sto	wol-
ste-	er	un-	er	nur	ger	doch	wig
ferm	dau-	hen	bleibt	an	e-	die	län-

Wind und Dampf um die Wette.

Amerika ist nun einmal in technischen Dingen das Land der Wunder und wenn auch jetzt in Europa mehr als eine technische Großthat geleistet wurde und geleistet wird, die Leute von drüben überm Ozean wissen uns immer mit Neuem zu überraschen. Besondere Pflege läßt man dort dem Eissport angedeihen. der sich bei uns fast ausschließlich auf das Schlittschuhlaufen beschränkt, wenn man auch da und dort Eisschiffe in Anwendung brachte, die auf Stahlschienen laufend vom Wind über weite Eisflächen getrieben wurden. Eine höchst originelle Eisyacht, von der unsere Illustration ein Bild gibt, kommt auf dem Hudson zur Anwendung und erfreut sich einer so bedeutenden Bewegungsfähigkeit, daß sie mit dem dampfgetriebenen Eisenbahnzuge kühnlich in die Schranken treten darf. Das Gefährt hat wenig Aehnlichkeit mit einem Schiff, nur die Segel deuten auf eine Verwandtschaft. Das Hauptstück, die Basis des Ganzen gleicht am ehesten dem Gestell eines Kinderdrachen, zwei Leinensegel, durch



Eisyacht auf dem Hudson.

deren Stellung zugleich die Richtung bestimmt wird, sorgen für die Fortbewegung. Das Gestell ruht beim Fahren auf kurzen, kufenartigen Eisen, von denen eins am Hintertheil, zwei an den Enden des langen Querbalkens angebracht sind und ermöglicht in dieser Lage die Fortbewegung zahlreicher Personen, die teils auf dem Gestelle selbst sich verteilen, teils auf besonderen Vehikeln, welche an ihnen befestigt werden, Platz finden. Ist die Yacht, wie die Abbildung zeigt, nur gering besetzt und gilt es Kurven zu beschreiben, so hebt sie sich vorn, nimmt eine seitlich geneigte Stellung an und fährt nur noch auf zwei Kufen.

Kloster Stams.

Die malerisch gelegene Eistercienser Abtei Stams von der auf Seite 587 dieses Heftes eine gelungene Abbildung gegeben wird, liegt in dem Dorf Stams im Bezirk Imst (in Tirol im Oberinnthal). Sie wurde bereits 1271 von Konradins Mutter Elisabeth begründet und ist sowohl durch reiche Sammlungen, wie durch die Gruft der tirolischen Fürsten bemerkenswert.

Der gestirnte Himmel im Monat Februar.

Mitte Februar steht um zehn Uhr Abends das Sternbild der Zwillinge hoch im Süden, während sich der Orion im Südwesten dem Horizonte zuneigt. Am südöstlichen Himmel ist das Sternbild der Wasserschlange sichtbar, von dem jedoch nur ein heller, einsamer Stern Alfard auffällt. Man findet ihn leicht wenn man in Gedanken von Kastor und Pollux in den Zwillingen über die Krippe im Krebs eine Linie zieht. Im Osten tauchen tief am Horizont schon ein paar Sterne mit der Constellation der Jungfrau auf, und im NO. steht sehr tief der helle Stern Arktur im Sternbilde des Bootes. Rechts vom Orion neigt sich das Sternbild des Eridanus zum Untergang.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Ueber Schulkrankheiten.

Von

J. Uffelmann.

Es hat lange gedauert, bis die Erkenntnis, daß die Schuljugend von zahlreichen Gefahren ernster Art bedroht sei und besonderer Schutzmaßnahmen bedürfe, allgemein sich Bahn brach. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts kümmerte man sich ungemein wenig um die gesundheitliche Lage der Schulkinder; und doch hatte kurz vorher eine treffliche Abhandlung des großen Hygienikers J. P. Frank zahlreiche arge Uebelstände aufgedeckt, die Beseitigung derselben für dringend notwendig erklärt. Auch die Hinweise anderer blieben fast ohne allen Einfluß, und erst der ernste Mahnruf Lorinsers, den er 1836 in seinem Aufsatze: „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" erließ, rüttelte die Geister auf. Seitdem begann ein reges Leben auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und praktischen Schulgesundheitspflege; Aerzte und Schulmänner beteiligten sich mit gleichem Wetteifer an der Bearbeitung des wichtigen Feldes und schufen ein so belangreiches Material, daß nunmehr eine wirksame Reform angebahnt werden konnte.

Das Fundament der ganzen Schulgesundheitspflege bildet die Lehre von den Krankheiten der Schulkinder. Denn, nur wenn man weiß, welche Gesundheitsstörungen sie erleiden, und welches die Ursachen derselben sind, kann man mit rationellen Schutzmaßregeln vorgehen.

Ein solches Kapitel in dieser Zeitschrift zu besprechen, dürfte aber sehr wohl am Platze sein, da die Familie und das Haus, wie wir alsbald sehen werden, nicht bloß einen bedeutsamen Anteil am Entstehen der sog. Schulkrankheiten hat, sondern auch unendlich viel zur Verhütung derselben beizutragen vermag.

Daß der Schulbesuch die physische Entwickelung der Jugend nicht gerade günstig beeinflussen werde, ergibt sich jedem aus einfacher Betrachtung der einschlagenden Verhältnisse.

Das Kind, welches vorher nur dem Spiele lebte, sich zwanglos bewegte, in frischer Luft stundenlang sich tummeln konnte, muß mit dem Eintritt in die Schule der Ungebundenheit entsagen, täglich mehrere Stunden hintereinander in engem Raume stillsitzen. Eine solche Aenderung der Lebensweise wird notwendig auf die Gesundheit des Kindes und dessen Entwickelung eine Rückwirkung üben, die in nicht günstigem Sinne sich geltend machen muß, wenn nicht rechtzeitig eine Korrektur stattfindet. Diese Erwägung drängt sich um so mehr auf, als wir wissen, daß mit den Jahren die Zeitdauer des Stillsitzens zunimmt, da nicht bloß die Zahl der Schulstunden sich mehrt, sondern auch häusliche Arbeiten in wachsendem Umfange angefertigt werden müssen, und als ferner feststeht, daß die Kinder in den Schulräumen weniger gute Luft haben, auch beim Sitzen weniger ausgiebig atmen, als zur Gesundheit notwendig ist.

Es lehrt aber auch die Erfahrung, daß thatsächlich die Schulkinder an zahlreichen Störungen der Gesundheit leiden. Ich rechne dahin zunächst die Kurzsichtigkeit, die in so erschreckender Weise überhand genommen hat, ferner die seitliche Verkrümmung der Wirbelsäule, Ernährungsstörungen, wie Magenkatarrh, Blutarmut, Bleichsucht, Muskelschwäche, sodann Kopfschmerzen und Nasenbluten, hochgradige Nervosität, wie sie besonders charakteristisch in dem sog. Schulfieber zu Tage tritt. Auch das Auftreten von Brustkatarrhen, von chronischen Lungenaffektionen, sowie von Kropf, und selbst Geistesstörungen hat man mit der Schule in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Sicher ist endlich, daß die Schuljugend in besonderem Maße übertragbaren Krankheiten ausgesetzt und ungemein oft der vornehmste Vermittler derselben ist.

Es wird sich nun darum handeln, diese Behauptungen näher zu begründen, auch zu

erörtern, welchen Anteil die Schule am Entstehen dieser Krankheiten hat, und welche anderweitigen ursächlichen Momente etwa mitwirken.

1. Die Kurzsichtigkeit. Schon die alltägliche Beobachtung lehrt uns, daß unter der Jugend, zum mindesten der höheren Schulen, sehr viele Kurzsichtige sich finden. Die genauere wissenschaftliche Untersuchung aber hat gezeigt, wie erschreckend groß die Zahl derselben und wie dringend nötig eine Abhilfe ist. Im ganzen sind jetzt mehr als 40,000 Schulkinder von zuverlässigen Augenärzten auf Kurzsichtigkeit untersucht worden, so von Prof. Cohn, dem das Verdienst der ersten Anregung gebührt, von Pflüger, von v. Reuß, von Hoffmann, von Kotelmann und vielen andern. Das Gesamtergebnis war folgendes:

	auf 100
in Dorfschulen finden sich Kurzsichtige	= 1
in städtischen Elementarschulen	= 5—11
in höheren Töchterschulen	= 10—24
in Realschulen	= 20—40
in Gymnasien	= 30—55

Bemerkenswert ist dabei, daß die Zahl der Kurzsichtigen von Klasse zu Klasse zunimmt. So fand Cohn unter den Gymnasiasten

	auf 100
in der Sexta Kurzsichtige	= 12
in der Quinta „	= 18
in der Quarta „	= 23
in der Tertia „	= 31
in der Sekunda „	= 41
in der Prima „	= 55

Diese stetige Zunahme ist auch von andern Forschern konstatiert worden. Sie beweist mit jenen zuerst erwähnten Ziffern unwiderleglich den ursächlichen Zusammenhang der Kurzsichtigkeit mit dem Schulbesuche, und dies um so sicherer, als es feststeht, daß das Auge des Kindes in dem vorschulpflichtigen Alter nicht kurzsichtig, sondern normalsichtig ist.

Wie entsteht nun aber das fragliche Leiden? Um dies verständlich zu machen, schicke ich voraus, daß ein kurzsichtiges Auge von vorn nach hinten zu lang ist. Wie bei der Camera obscura Deutlichkeit des Bildes nur bei richtiger Einstellung möglich ist, so kann auf der empfindenden Haut unseres Auges nur dann ein scharfes Bild der Sehobjekte sich abzeichnen, wenn die Entfernung der genannten Haut von den brechenden Medien des Auges, speziell von der Linse, keine zu große und zu geringe ist. Beim Kurzsichtigen ist sie zu groß, die Achse des Auges ist zu lang, und deshalb entstehen nur von nahen Gegenständen deutliche, von ferneren undeutliche Bilder. Diese Verlängerung der Augenachse bildet sich besonders durch anhaltendes Sehen in der Nähe; dabei zieht sich nämlich ein im Auge selbst liegender Muskel, der sog. Akkommodationsmuskel, zusammen und übt, indem er dies thut, einen vermehrten Druck auf die inneren Teile des Auges aus. Alsdann gibt nach, was nachgeben kann; nachgiebig ist aber besonders eine Stelle am hinteren Umfange des Augapfels, gerade die Stelle des deutlichsten Sehens. Wird sie zu oft und anhaltend zum Nachgeben gezwungen, so buchtet sie sich nach hinten aus und bedingt damit jene Verlängerung des Auges, mit welcher eine Rückwärtsverlegung der empfindenden Haut desselben verbunden ist. Die Ausbuchtung findet natürlich um so eher statt, je nachgiebiger die betreffende Partie ist. Diese wird aber entschieden nachgiebiger, wenn sie aus irgend welchem Grunde blutreicher ist als gewöhnlich, denn der Blutreichtum macht sie weicher.

Es frägt sich nun, weshalb der eben besprochene krankhafte Zustand des Auges so leicht bei Schulkindern sich einstellt. Von größtem Belange ist zunächst die mangelhafte Beleuchtung der Unterrichtszimmer. Denn bei derselben muß der Schüler das Auge dem Buche mehr nähern, er muß jenes für die Nähe einstellen; und das ist ja, wenn es anhaltend geschieht, das Schädliche. Ein andrer Grund der Kurzsichtigkeit ist die Benutzung von Schulbüchern mit kleinem oder undeutlichem, mattem Drucke, wie sie leider so ungemein zahlreich in Gebrauch sind. In solchem Falle muß ebenfalls das Auge dem Buche allzusehr genähert werden. Selbst das Schreiben auf Schiefertafeln kann die Entstehung der Kurzsichtigkeit befördern, weil die Zeichen auf jenen Tafeln wenig deutlich sind und den Schüler zu schärferem Zuschauen in der Nähe veranlassen.

Von größtem Einflusse ist aber auch die Haltung des Schulkindes. Sobald dasselbe sich vornüber beugt, den Kopf senkt, staut sich das Blut in allen Venen (Blutadern) des Kopfes, so auch des Auges. Infolgedessen stellt sich, auch am hintern Umfange des letzteren, an der vorhin besprochenen Partie, ver-

mehrter Blutreichtum ein, der eine Erweichung und Ausbuchtung derselben befördert. So erklärt sich, weshalb die Kinder in Schulen mit schlechten Schulbänken, die eine fehlerhafte Haltung begünstigen, in größerer Zahl kurzsichtig werden. Auch anhaltende Anstrengung des Auges an sich, wie sie in der Schule statt hat, ist ein schädliches Moment; denn sie ruft leicht nervöse Ueberreizung und in weiterer Folge vermehrte Blutzufuhr zum Auge hervor.

Hieraus folgt allerdings noch keineswegs, daß die Schule allein die Kurzsichtigkeit verschuldet. Sicherlich hat auch das **Haus** einen großen Anteil an der Entstehung des Leidens, was in der Regel völlig übersehen wird. Sind dunkle Schulräume so nachteilig, so gilt dies in gleicher Weise von dunkeln Arbeitszimmern. Und wie häufig trifft man diese an! Mit großer Vorliebe pflegen ferner die Kinder ihre Schularbeiten im Dämmerlichte anzufertigen; eine Thatsache, die jedem bekannt ist und die unmöglich ohne schädlichen Einfluß auf die Augen sein kann. Wir sehen weiterhin eine große Zahl der Kinder zu Hause an völlig ungeeigneten Tischen, auf dem Fensterbrett, an Kommoden schreiben und dies, wie nicht anders zu erwarten, in jener fehlerhaften Haltung, die vorhin als so nachteilig gekennzeichnet wurde.

Es darf endlich nicht unberücksichtigt bleiben, daß gerade unter den Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten die üble Gewohnheit eingerissen ist, mehrere Stunden täglich zu Hause mit Lesen zuzubringen, anstatt ins Freie zu gehen. Das in der Schule angestrengte Auge wird dann auch noch im Hause angestrengt und hat, was von so großer Bedeutung, fast gar keine Gelegenheit mehr, sich **für die Ferne** einzurichten. Kein Wunder, wenn es kurzsichtig wird.

Wir wollen also ja festhalten, daß auch das Haus zu einem nicht geringen Anteil das fragliche Leiden verschuldet. Bedarf es doch der vollen Erkenntnis dieser Thatsache, wenn der großen Gefahr wirksam vorgebeugt werden soll.

2. **Die seitliche Verkrümmung der Wirbelsäule**, die **Skoliosis**, dem Laien bekannt unter dem Namen: **hohe Schulter**. Auch dies Leiden entsteht ganz vorzugsweise im schulpflichtigen Alter, während es vor demselben ungemein selten ist, und findet sich weit häufiger bei Mädchen als bei Knaben. Man rechnet, daß mehr als 80 von 100 mit seitlicher Verkrümmung Behafteten dem weiblichen Geschlechte angehören. Unter **Eulenburgs** 300 Patienten waren 261 Mädchen und nur 39 Knaben; unter 515 Gymnasiasten, die **Kotelmann** untersuchte, fand er nur 6 an der fraglichen Krankheit leidende. Die letztere entsteht nun im wesentlichen durch fehlerhafte Haltung, sowie durch ungleichmäßigen Gebrauch der rechts- und linksseitigen Rücken- und Schultermuskeln.

Diese beiden Momente wirken aber in der Schule ein und ganz besonders beim **Schreiben**.



Seitliche Verkrümmung der Wirbelsäule.

Während des letzteren nehmen die bei weitem meisten Kinder, wenn sie nicht richtig unterwiesen und überwacht werden, eine Haltung ein, welche aufs Haar der Haltung der Kinder im **Anfangsstadium** der seitlichen Verkrümmung gleichkommt. Sie legen sich mit dem Oberkörper nach vorn, mit der Brust an die Tischplatte, heben die rechte Schulter nach aufwärts und nach vorn, schieben dann das Schreibheft schräg nach links hinüber und folgen ihm nunmehr mit dem Oberkörper nach, indem sie die rechte Seite desselben an den Tisch andrücken, die linke von ihm abziehen. Jetzt ist schon die Wirbelsäule nicht mehr gerade, sondern sie beschreibt bereits einen Bogen, der nach rechts gewölbt ist. Am schärfsten tritt dies alles hervor, wenn das Kind an einem zu **hohen** Tische schreibt; denn dann

hebt es die rechte Schulter noch um ein sehr Erhebliches mehr und bringt den linken Arm so vollständig von der Tischplatte herunter, daß es dieselbe nur noch eben mit der linken Hand berührt. Ein Kind in solcher Schreibhaltung zeigt eine Rückgratskrümmung genau wie bei voll entwickelter Skoliosis.

Dies alles spricht in überzeugender Weise dafür, daß die Entstehung des fraglichen Leidens thatsächlich auf die Schule zurückzuführen ist und speziell auf die Schreibstunden. Liegt es doch nahe genug, anzunehmen, daß die tägliche Wiederholung der fehlerhaften Biegung des Rückgrats, wie sie bei unrichtiger Schreibhaltung beobachtet wird, schließlich die dauernde Verkrümmung zur Folge haben muß. Dazu kommt nun aber noch ein anderes Argument. Es ist nämlich die Skoliosis fast immer eine rechtsseitige, oder, um die Sprache des Laien beizubehalten, fast immer ist, wenn eine Ungleichmäßigkeit der Schultern hervortritt, die rechte die hohe. Dies läßt sich einfach und ungezwungen nur dann erklären, wenn man einen ursächlichen Zusammenhang der Schreibhaltung mit der Verkrümmung annimmt.

Die fehlerhafte Schreibhaltung muß zum großen Teil auf Rechnung der schlechten Konstruktion der Schulbänke, aber auch auf Rechnung mangelhafter Unterweisung und Ueberwachung der Kinder beim Schreiben gesetzt werden. Einen nicht geringen Anteil hat jedenfalls die deutsche Schrägschrift, die den Kindern ein Schreiben in gesundheitgemäßer Haltung nahezu unmöglich macht.

Daß außer den Schreibstunden auch die Handarbeitsstunden nachteilig einwirken können, ergibt sich aus dem vorhin Gesagten von selbst; denn in ihnen wird anhaltend die Muskulatur einer Seite des Rumpfes mehr gebraucht, als die der andern, und oft eine Haltung angenommen, welche der fehlerhaften Schreibhaltung sehr nahe kommt.

Uebrigens wäre es ganz verkehrt, wenn man auch bezüglich der seitlichen Verkrümmung lediglich die Schule anschuldigen wollte. Denn die nämlichen Momente, die in der letzteren wirken, wirken vielfach auch im Hause. Es ist schon vorhin erwähnt, daß zahlreiche Kinder ihre häuslichen Arbeiten an dem Fensterbrett anfertigen, dessen geringe Breite sie sofort veranlaßt, sich schräg zu setzen und das Schreibheft schräg zu legen. Gleiches beobachten wir, wenn sie an ungeeigneten Mobilien, z. B. an runden Tischen, auf den Platten von Kommoden schreiben. Bedenkt man dabei, daß die betreffenden Arbeiten, z. B. Aufsätze, oft eine sehr geraume Zeit in Anspruch nehmen, so wird man nicht umhin können, auch dem Hause einen Anteil an der Schuld zuzumessen, wenn Skoliosis sich einstellt.

Man könnte die Frage aufwerfen, weshalb Mädchen in so viel größerer Zahl an ihr leiden, als Knaben. Der Grund liegt zweifellos darin, daß jene weniger kräftige Muskeln, ein weniger widerstandsfähiges Rückgrat besitzen, und die nachteilige Wirkung der Schreibhaltung u. s. w. weniger durch Muskelübungen, durch Turnen, Schwimmen ausgleichen, als die Knaben.

3. Ernährungsstörungen. Daß Schulkinder während des Schulbesuchs an Gewicht ab- oder doch nicht in normaler Weise zunehmen, während der Ferien dagegen rasch zunehmen, ist eine Thatsache, die so häufig konstatiert wird, daß eine nähere Begründung unterbleiben kann. Auch werden zahlreiche Eltern mit mir übereinstimmen, daß oft Kinder, die vor dem Eintritt in die Schule frisch und blühend aussahen, einen gesunden Appetit zeigten, bald nach dem Eintritt in dieselbe blasser wurden, die frühere Munterkeit verloren, an Eßlust einbüßten, in den Ferien aber sich wieder erholten. In solchen Fällen den Einfluß der Schule zu leugnen, würde thöricht sein. Es ist das vielstündige Stillsitzen der Kinder, der Aufenthalt in unreiner Schulstubenluft die Ursache jener häufigen Erscheinung. Zur richtigen Blutbildung bedarf es der ausgiebigen Zufuhr von Sauerstoff und der ebenso ausgiebigen Ableitung von Kohlensäure; beides kann aber nicht stattfinden, wenn das Kind, wie dies beim langen Sitzen unvermeidlich ist, nicht tief genug atmet, und wenn die Luft, in der es sich befindet, unrein, kohlensäurereich ist. Auch der Nachlaß des Appetites muß oft auf die Behinderung normaler Blutbildung zurückgeführt werden. Bei manchem ist er freilich auch die Folge eines Magenkatarrhes. Dieser findet sich bei Schulkindern nicht selten und entsteht vorzugsweise dann, wenn das betreffende Kind, von Unruhe ergriffen, zum Essen sich nicht die gehörige Zeit läßt, das Mahl zu rasch beendet, die Bissen zu hastig hinunterschluckt, weil es glaubt, daß die Zeit zur Schule drängt.

In nicht wenigen Fällen wird man aber auch für das Entstehen der Ernährungsstörungen Momente auffinden, welche mit der Schule gar nichts zu thun haben. Ich rechne dahin wiederum das Stubenhocken vieler Schulkinder, das zu lang und besonders zu spät sich ausdehnende Lesen derselben, den Mangel an Muskelübung, welche letztere in so besonderem Maße die Blutbildung fördert, und fehlerhafte, bezw. unzureichende Ernährung. Was diese anbelangt, so mache ich darauf aufmerksam, daß Mädchen gemeiniglich vom zehnten, Knaben vom elften Jahre an ein stärkeres Nahrungsbedürfnis haben, welches mit der alsdann rascher erfolgenden Gewichtszunahme zusammenhängt und demnach völlig physiologisch ist. Die Nahrung muß reichlicher, insbesondere aber mehr eiweißhaltig sein, als vorher, weil jene Gewichtszunahme in hervorragendem Maße die eiweißreichen Muskeln betrifft. Wird dies nicht berücksichtigt, wird den Kindern in jener Periode nicht das genügende Quantum an nahrhafter Kost, speziell an Fleisch, Milch und Eiern gereicht, so darf man sich nicht wundern, wenn Bläſſe, Blutarmut, Muskelschwäche sich einstellen. Frische Luft, Muskelübung und ausreichende Ernährung sind fundamentale Bedürfnisse für jeden Menschen, ganz besonders aber für das Schulkind; das soll nie außer acht gelassen werden.

4. Nervosität, nervöse Reizbarkeit. Daß Erscheinungen von Nervosität bei unserer Schuljugend ungemein häufig anzutreffen sind, drängt jedem sich auf, der mit ihr verkehrt. Die betreffenden Kinder sind leicht erregt; die unbedeutendste Veranlassung ruft stürmische Affekte hervor, und die Stimmung ist nicht die gleichmäßig heitere der Jugend, sondern eine wechselnde, oft launische. Den vornehmsten Ausdruck findet die Nervosität in dem sog. Schulfieber, jener andauernden Unruhe und Aufregung, die den von ihr befallenen Kindern Appetit, Schlaf, Lust zum Spiele raubt und ihnen nur noch den einen Gedanken an ihre Schule und ihre Schularbeiten läßt. Dieser böse Zustand kann völliges geistiges Erlahmen, oder schwere Erkrankungen des Gehirns zur Folge haben. Als häufige Ursache desselben und der Nervosität der Schulkinder überhaupt muß man zu frühe Anstrengung des Geistes ansehen. Thörichte Eitelkeit treibt viele Eltern, ihre Kinder schon geraume Zeit vor dem sechsten Jahre in die Schule zu schicken. Ein derartiges Vorgehen bestraft sich in der Regel sehr schwer. Auch bei durchaus normaler körperlicher und geistiger Entwickelung darf das Kind erfahrungsgemäß nicht vor vollendetem sechsten Lebensjahre in den Unterricht eintreten. Geschieht dies dennoch, so wird ungemein leicht das noch stark wachsende und deshalb sehr empfindliche zentrale Nervensystem überreizt. Dasselbe erkrankt dann in der soeben beschriebenen bedenklichen Weise. Damit hängt es auch zusammen, daß die allzufrüh angespannten Kinder nur ganz ausnahmsweise die anfänglichen Hoffnungen der Lehrer und Eltern in Bezug auf Fortschritte und Leistungen erfüllen. Ihr Gehirn wurde eben durch die vorzeitige Anstrengung in der normalen Entwickelung behindert. So sehen wir solche Schüler die erste Zeit gut, vielleicht sehr gut vorwärts kommen, dann aber stillstehen und schließlich hinter dem Durchschnitt entschieden zurückbleiben, während es andererseits sehr häufig beobachtet wird, daß Kinder, die erst mit dem vollendeten siebenten Jahre der Schule zugeführt wurden, ihre Altersgenossen, die bereits früher eintraten, binnen verhältnismäßig kurzer Zeit einholen, oft überholen und frischer als sie das Endziel erreichen.

Gleich großen Nachteil, wie zu frühe, ruft übermäßige und besonders mit Ueberhetzung verbundene Anstrengung des Schulkindes hervor. Jedes Organ des Menschen erkrankt, wenn es zu stark und zu anhaltend arbeitet; so soll auch die Thätigkeit des Gehirns jederzeit, ganz speziell während seiner Entwickelung, eine maßvolle, mit ausgiebiger Erholung abwechselnde sein. Nun wird dem Kinde seitens der Eltern ungemein oft ein zu hohes Schulziel gesteckt, der Ehrgeiz desselben allzustark angespornt. Fortwährend getrieben und gehetzt, vielleicht ein Muster exorbitanten Fleißes, bricht es aus Mangel an Erholung in der Regel schon früh zusammen, um bleibend zu erlahmen, geistig völlig schlaff zu werden. Die Eltern können nach dieser Richtung hin nicht vorsichtig genug sein! In noch viel höherem Maße als sie muß jedoch die Schule, jedenfalls das Gymnasium, die Realschule, die höhere Töchterschule, der Ueberbürdung der ihr überwiesenen Jugend und vielfach selbst der Ueber-

hetzung derselben angeschuldigt werden. Daß diese Anschuldigung keine ungerechte ist, wird selbst von namhaften Schulmännern offen zugestanden. Es sind nicht bloß die Schulziele erweitert, die Unterrichtsfächer vermehrt worden, sondern es findet auch eine zu starke Anspannung des Schulkindes durch häusliche Aufgaben statt, während gleichzeitig das ruhige Durcharbeiten der Pensa vielfach vermißt, dagegen ein fortwährendes Treiben und Jagen beobachtet wird, welches allerdings nicht die Schuld der Lehrer, sondern die natürliche Folge jener Erweiterung der Schulziele ist. Aus allem diesem erklärt sich auch, weshalb jetzt Nachhilfe und Privatstunden so ungemein oft notwendig werden. Die Schulmänner schuldigen freilich meist die Eltern und die Kinder an, indem sie sagen, daß erstere es an genügender Ueberwachung des häuslichen Arbeitens fehlen lassen, daß ihre Vergnügungssucht die Kinder anstecke, daß letztere durch Teilnahme an Festen, an Vereinigungen, durch Besuch des Theaters u. s. w. ihre geistige Schnellkraft und das Interesse an den Schulaufgaben verlieren, die Zeit zu den häuslichen Arbeiten nicht gehörig einteilen und deshalb über ein Uebermaß derselben klagen. Sicherlich liegt manches Wahre in dieser Anklage; dieselbe trifft jedoch unendlich viele brave und fleißige Kinder mit Unrecht. Es findet thatsächlich eine Ueberbürdung, zum mindesten der Mittelbegabten, statt, nach denen doch der Zuschnitt zu machen ist. Zu vielerlei wird gelehrt und gefordert, zu wenig wird berücksichtigt, daß die Schule nicht in erster Linie die Aufstapelung von Kenntnissen, sondern die formale Bildung des Geistes, die Schulung regelrechter Denkthätigkeit fördern soll.

Endlich darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß eine sehr häufige Ursache der Nervosität der Schuljugend die Vernachlässigung körperlicher Uebung ist. Letztere erweist sich als das beste Gegengewicht gegen Anstrengung des Gehirns, gewährt dem letzteren die wirksamste Erholung und Entlastung. Die Muskelübung ist deshalb nach der Denkübung so wohlthuend, daß sie geradezu als Bedürfnis angesehen werden muß, der Mangel an Muskelübung aber ist so nachteilig, weil er eine mangelhafte Entlastung des zentralen Nervensystems bedingt. Gesunde Entwickelung des letzteren dürfte ohne Leibesübungen geradezu unmöglich sein.

Es ist oben erwähnt worden, daß man auch die Entstehung von Geistesstörung auf die Schule zurückgeführt hat. Ich glaube jedoch, daß diese Anklage etwas zu weit geht. In der ganzen Kindheit sind Geisteskrankheiten ungemein selten; etwas häufiger zeigen sie sich allerdings um die Zeit der Pubertätsentwickelung und gleich nach derselben. Man hat nun behauptet, daß Ueberbürdung der Schuljugend, zu starke Anstrengung des Geistes, für sich die Veranlassung jener Krankheiten sein könne und oftmals thatsächlich gewesen sei; insbesondere ist dies neuerdings durch den Irrenarzt Dr. Hasse geschehen, der zur Bekräftigung seiner Anklage mehrere Fälle vorführte.

Eine gleich darauf seitens des preußischen Kultusministers angestellte Nachforschung ergab aber, daß andere Irrenärzte eine gleiche Erfahrung nicht gemacht haben. Denn von 16 Irrenanstaltsvorständen antworteten 14 mit einem bestimmten Nein auf die Frage, ob sie beobachtet hätten, daß Geistesstörung von Schulkindern durch Ueberbürdung herbeigeführt sei, und auch die beiden andern, welche die Möglichkeit des ursächlichen Zusammenhangs zugaben, konnten Beweisfälle nicht mitteilen. Neuerdings hat allerdings Snell Beobachtungen publiziert, welche diejenigen Hasses bestätigen. Das bis jetzt vorliegende Material gestattet nun zwar bei vorurteilsfreier Betrachtung nur den Schluß, daß Geistesstörungen bei Schülern und Schülerinnen relativ nicht häufig und fast immer im wesentlichen auf erbliche Belastung zurückzuführen sind. Aber wir ersehen doch aus den betreffenden Mitteilungen, daß starke und anhaltende Anstrengung des Geistes zweifellos bei vorhandener erblicher Anlage die Entstehung einer Geisteskrankheit befördern kann. Die Fälle Hasses mahnen jedenfalls, mit dem wissenschaftlichen Unterrichte in allerbehutsamster Weise vorzugehen, insbesondere aber jedes Drängen und Anspornen sorgsam zu meiden bei den Schulkindern, die aus Familien stammen, in welchen Geisteskrankheit vorkam.

5. Kopfschmerz und Nasenbluten. Daß Schulkinder in großer Zahl an häufig wiederkehrendem Kopfschmerz und Nasenbluten leiden, ist eine feststehende Thatsache. Nach den Untersuchungen Kotelmanns litten von

575 Schülern des Hamburger Johanneums 143 an Kopfschmerz und 80 an Nasenbluten, von Guillaumes 731 Schulkindern 296 an Kopfschmerz (und zwar vorwiegend Mädchen), 155 an Nasenbluten. Die Ursache beider Krankheitserscheinungen scheint wesentlich die nämliche zu sein, nämlich Blutüberfüllung in den Adern des Kopfes bezw. der Nasenschleimhaut. Eine Blutüberfüllung aber kann zustandekommen, wenn die Zirkulation in den Adern behindert ist, so bei anhaltend starkem Vornüberneigen und Bücken des Kopfes, aber auch dann, wenn den betreffenden Teilen durch angestrengte Thätigkeit des Geistes mehr Blut zufließt. Geschieht letzteres, so wird auch die Nasenschleimhaut davon betroffen, weil ihre Schlagadern aus einem Aste der zum Gehirn führenden Schlagader entspringen.

Doch gibt es auch noch andere Ursachen. Sicher ist, daß Kopfschmerz durch zu hohe Temperatur der Schulstuben, durch strahlende Wärme der Oefen, durch Unreinheit der Schulstubenluft entstehen kann, und daß habituelles Nasenbluten oft durch Bleichsucht, oder durch andere mit der Konstitution des Kindes zusammenhängende Umstände bedingt ist.

6. Chronische Krankheiten der Atmungsorgane. Auch diese Krankheiten sind, wenn sie bei Schulkindern auftreten, vielfach mit der Schule in ursächlichen Zusammenhang gebracht worden. Und es ist nicht zu leugnen, daß von vornherein manches für die Richtigkeit dieser Annahme spricht. Die Luft in den Unterrichtszimmern ist meistens unrein, besonders reich an Staub. Die immer wiederholte Einatmung einer solchen Luft erweist sich aber unter andern Verhältnissen den Atmungsorganen entschieden nachteilig und vermag chronische Entzündungen derselben, selbst Schwindsucht hervorzurufen. Es ist also nicht unmöglich, daß auch die Schulstubenluft in dieser Weise schädlich wirkt.

Die Angabe Hoffmanns, daß in Würzburg während eines Jahres von den Verstorbenen der schulpflichtigen Altersklasse (6—14 Jahr) 46,3%, also fast die Hälfte, an Tuberkulose und den ihr verwandten Krankheiten zu Grunde gegangen war, spricht gleichfalls zu Gunsten dieser Anschauung. Jedenfalls aber liegt in der Einatmung unreiner Schulstubenluft eine Gefahr für die Kinder, welche infolge erblicher Anlagen oder gewisser überstandener Leiden weniger widerstandsfähige Brustorgane besitzen, und für solche, welche, nachdem sie stundenlang unreine Schulstubenluft atmeten, die daraus erwachsende Schädigung nicht durch fleißige Bewegung im Freien wieder auszugleichen sich bestreben. Indem wir eine derartige Gefahr anerkennen, wollen wir selbstverständlich keineswegs aussprechen, daß nicht noch zahlreiche andre Ursachen des Entstehens von chronischen Brustkrankheiten unter der Jugend existieren, welche mit der Schule gar nichts zu thun haben.

7. Der Kropf. Es ist von einzelnen behauptet worden, daß durch den Schulbesuch auch Kropf, d. h. Anschwellung der Schilddrüse, sich entwickeln könne, und daß das anhaltende Sitzen die Veranlassung sei. Die bis jetzt vorliegenden Data sind aber als beweiskräftig nicht anzusehen; ich stehe deshalb von einer näheren Erörterung ab.

8. Ansteckende Krankheiten. Daß die Schule die Vermittlerin zahlreicher ansteckenden Krankheiten ist, hat die Nachforschung über die Ausbreitung derselben längst festgestellt. Vornehmlich sind es Masern, Scharlach, Rachenbräune, Keuchhusten und Mumps. Die Uebertragung erfolgt in der Regel dadurch, daß erkrankte oder rekonvaleszente, aber zu früh der Schule wieder überwiesene Kinder mit gesunden in Berührung kommen. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß leichte, kaum als solche erkannte Krankheiten, z. B. leicht verlaufende Masern- und Diphtheritisfälle, sehr schwere zur Folge haben können, daß manche Patienten, z. B. Scharlachkranke, noch sehr geraume Zeit nach Ablauf der eigentlichen Krankheit ansteckend sind, daß aber auch völlig gesunde Kinder aus einem Hause, in welchem eine ansteckende Krankheit herrscht, die letztere verschleppen können. Um nach allen diesen Richtungen hin ausreichenden Schutz zu bringen, bedarf es nicht bloß strenger Verordnungen und scharfer Ueberwachung, sondern auch der thätigen Mithilfe der Lehrer, wie der Eltern. Insbesondere sollen die letzteren stets bedenken, daß sie ihre Interessen denen der Allgemeinheit unterzuordnen haben, und daß es entschieden verwerflich sein würde, wenn sie das Vorhandensein einer etwa leicht verlaufenden Krankheit verheimlichen wollten, nur um ihre Kinder nicht die Schule versäumen zu lassen.

Außer den eben erwähnten Krankheiten werden oftmals auch die granulöse Augenentzündung, sowie ansteckende Hauterkrankungen, z. B. Grind, Ringwurm, Krätze, durch die Schule verbreitet. Dieselbe kann sogar unter Umständen den Anlaß zur Uebertragung von Typhus und Ruhr geben.

Es dürfte damit der Beweis erbracht sein, daß in der That die Schuljugend von zahlreichen ernsten Gefahren bedroht wird. Soll letzteren wirksam vorgebeugt werden, so muß man die Ursachen im Auge behalten, aus denen sie erwachsen. Nun haben wir gesehen, daß die Gesundheitsstörungen der Schulkinder zum Teil der Schule, sei es den Einrichtungen derselben, sei es dem Unterrichte, zum Teil aber auch der Familie, dem Hause zuzuschreiben sind. Dies letztere ahnen die wenigsten Eltern. Darum aber muß es ihnen gesagt und immer aufs neue vorgehalten werden, daß die Maßnahme der öffentlichen Gesundheitspflege zu gunsten der Schulkinder niemals die private Fürsorge, die Ueberwachung und das thätige Mitwirken der Eltern überflüssig machen.



Schießübung. Von Ernst Bosch.

Aus der See.

Von

Julius von der Traun.

I.

Seit der Zeit sind an die zweihundert Jahre verflossen. Lübeck hatte damals schon aufgehört, die Königin der Hansa zu sein; nicht mehr sendete es seine Orlogschiffe unter vielerprobten Seehelden durchs wilde Meer gegen feindliche Königreiche, doch der alte Seemannsstolz lebte noch immer in seinen Kaufherren und Schiffern, sein Handel war noch groß, seine Schiffe lagen in den Häfen von Südfrankreich, Spanien, Italien, der Levante — Afrika kannte seine Flagge. Nicht wenige seiner Kaufleute verstanden ihr Schiff persönlich gegen Wind und Wellen, gegen die Galeonen kreuzender Korsaren, in den Scheren der norwegischen Küste und durch die schwimmenden Eismassen Grönlands zu führen.

In ihren vorgerückteren Jahren zogen es diese Herren allerdings vor, im Travehafen und in den Straßen Lübecks zu bleiben, höchstens signalisierten Schiffen bis zur Herrenfähre oder bis Travemünde entgegen zu fahren, um die Heimkehrenden und ihre — meistens schon „schwimmend“ verkaufte — Fracht zu bewillkommnen. Doch wie der Jäger, wenn er auch nicht mehr auf brausendem Pferde hinter dem Hirsch her zu sprengen vermag, noch immer des Waldhorns drängenden Ruf mit Freuden vernimmt, so war auch der alten Lübecker Herren liebstes Gespräch von Seeluft und -Gefahr. Was immer Tapferes da draußen in See geschah, das beschäftigte ihr Denken, erhob oder erschütterte ihr Herz, und die Schiffer, die spät im Jahre aus der See heimkehrten, waren ihnen im uralten Schifferhause die liebsten Trinkgenossen an den immer länger werdenden Winterabenden.

Dieses Schifferhaus steht heute noch, unverändert wie damals, auf dem luftigen Platze, welcher der Kaufberg heißt, auf dem auch die schöne alte Jakobikirche und das noch ältere Bürgerspital zum heiligen Geiste mit seinen fünf spitzen Türmen, seinen gotischen Fenstern und seiner Reihe von rauschenden Ulmen steht. Diese Ulmen stellen ihr Rauschen selten ein, denn auf dem Kaufberge weht beständig ein frischer Wind, der rasch wechselnd bald aus der breiten oder der Königsstraße, bald aus den beiden Burgstraßen, bald wieder aus der Engels- und der Fischergrube herausbläst und den Frauen und Mädchen, welche der Weg über den Platz führt, oft lästig genug fällt. Jemehr er aber draußen durch die Turmlöcher der Jakobikirche, in den Fenstern der hohen Giebel und über die braunen Ziegeldächer der Bürgerhäuser pfeift und hinbraust, desto gemütlicher sitzen die Patrone und Kapitäne in der getäfelten Trinkstube ihres Schifferhauses. Wenn dann die achteckigen Fensterscheiben klirren und der Luftzug, der irgendwo durch den Bleirand einer schlecht eingefügten Tafel seinen Eingang gefunden hat, in den bunten Bändern wühlt, die von den auf Blech gemalten Bildern und Schiffsmodellen, den alten Kompaniezeichen, niederhängen, welche an der Decke droben befestigt sind; dann erinnern sich die alten und jungen Seeleute am Tische an die hohe See, an flatternde Wimpel, an die prallen Segel, an die bei gutem Winde hörbar die leise wimmernde Luft durchschneidenden Stengen und Spieren.

Vor zweihundert Jahren saßen dort in der Winterszeit die werten Zecher an jedem Samstagabende beisammen und tranken zur Erinnerung an ihre Südlandfahrten spanischen oder portugiesischen Wein. Dazu war die Ordnung gesetzt, daß immer einer, wie ihn die Reihe traf, irgend ein Abenteuer oder sonst ein Erlebnis zu erzählen hatte, das ihm auf den damals noch häufigen Fahrten hanseatischer Schiffer nach Bordeaux oder Bayonne, nach Lissabon oder Kadix, segelnd oder im Hafen liegend, begegnet war.

Es war ein Sonnabend nahe vor Weihnachten in den achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts. Am schweren, geschnitzten Eichentische saß obenan Herr Hinrik Blomendal, der

reiche Wein- und Getreidehändler, rechts und links an den Langseiten des Tisches saßen Jasper Rist, Geert Attendorn, Wolf Sprekelsen, Martin Roever, Erik Holst, eigentlich ein Hamburger, der erst vor ein paar Jahren herübergeheiratet hatte, neben ihm sein Schwiegervater Jan Smidt, von dem man sagte, daß er in seinen jüngeren Mannesjahren von herzgewinnender Wohlgestalt und reich an Glück bei schönen Frauen gewesen, Jan Perseval und noch mancher andere, den unsere Gegenwart nicht mehr kennt, dessen Unterschrift aber in jenen Tagen für jede Summe gut war.

Da hob Herr Blomendal sein hohes Spitzglas, gefüllt mit Alicante, in dem der Schein der Tafellichter sich in purpurroten Strahlen brach und feurig widerspiegelte, gönnte sich einen tüchtigen Zug, und nachdem er das schwere, reichgeschliffene Trinkgeschirre behutsam wieder vor sich hingestellt hatte, sprach er: „Erik Holst, an dir ist heute die Reihe zu erzählen. Ich meine, du wirst die Woche über dich an deine Pflicht erinnert und das, womit du uns zu ergötzen gewillt bist, gar wohl überdacht haben."

Statt jeder Versicherung, daß er nicht unvorbereitet ans Werk gehe, begann Erik Holst mit der vollen Ruhe eines redegewandten Mannes, welcher vom Werte seines Vortrages und vom Anteile seiner Hörer im voraus überzeugt ist, seine Erzählung vom

Kapitän Carpfanger,

dessen Heldenmut, Treue und letzter Fahrt:

„Der Kapitän Carpfanger, wie ihr wohl alle wißt, begleitete zu Schutz und Schirm bald die Fahrzeuge der Hamburgschen Wallfischfänger in die nördlichen Meere, bald und noch öfter die dortigen Kauffahrteischiffe in die französischen, spanischen und portugiesischen Häfen. Das Orlogschiff, das er lange und mit großem Ruhme führte, hieß: „Der Kaiser Leopold", denn die Republik Hamburg war immer gut kaiserlich gesinnt und gab dem Reichsoberhaupte gerne jede übliche Ehre. Auf diesem Schiffe hatte Carpfanger neun Fahrten gethan bis hinab nach Kadix, wo sich die Hamburgsche Flotille zur Heimfahrt zu sammeln pflegte; ja er mußte sogar einmal, um feindlichen Kapern zu entgehen, seinen ganzen schutzbefohlenen Konvoi nach Afrika in den Hafen von Tanger führen, von wo er ihn aber dennoch glücklich und ungefährdet im Spätherbste in die heimatlichen Gewässer der Elbe zurückbrachte. Seine Fahrten waren reich an Schwierigkeiten, ob aber die Elemente oder die Gewalt der Menschen solche bereiteten, immer überwand er beide durch seine nautischen Kenntnisse, seine Ueberlegung und seinen kaltblütigen Heldensinn.

Als seine glänzendste Heldenthat ist die von ihm bewerkstelligte Rettung der aus Amerika kommenden königlich spanischen Silberflotte zu verzeichnen. Carpfanger war mit seinen Schiffen erst am vorigen Tage aus der Bai von Kadix ausgelaufen, als er auf hoher See die Silberflotte im Kampfe mit maurischen Korsaren traf. Das Treffen, wie Carpfangers kundiges Auge schon von ferne erkannte, hatte sich zu Ungunsten der Spanier gewendet; ihre Fregatten feuerten und wendeten schlecht, ein paar reiche Galeonen waren schon in der Gewalt der Seewölfe, als er auf seinem „Kaiser Leopold" heranfuhr, durch einige volle Lagen seiner Breitseiten die Korsaren ins Wanken brachte, die genommenen Galeonen der spanischen Krone zurückgewann und endlich das überraschte Raubgesindel in die Flucht jagte. Damals pries man in allen Häfen und zuletzt auch im königlichen Madrid unsern Seehelden; Carpfanger wurde nach Hofe beschieden, König Karl II. sprach ihm seinen Dank aus, umarmte ihn und hing ihm an schwerer Kette eine große goldene Denkmünze um den Hals. Damals war viel Ehre für Carpfanger vorhanden, am wenigsten leider in Hamburg selbst, wo weniger von seinem verdienten Ruhme, als von unverdienten Bemängelungen und Bekrittlungen seiner Gebarung als Konvoiführer die Rede war, und nur seine starke Redlichkeit überwand zuletzt die Neider, Verleumder und Störer, welche in jedem großen Gemeinwesen als rechte Räuber gegen den guten Namen ihrer besten Mitbürger kreuzen.

Schon im Jahre 1674 hatte der erste Bürgermeister der Admiralität Carpfanger nach geschehener Vereidigung den Admiralstab übergeben, und mit dem silbernen Degen umgürtet. Das Kommando war ihm somit verliehen, jedoch den versprochenen Titel und die gebührenden Bezüge hielten Senat und Admiralität zurück. Unser Held ist auch zu beiden in seinem Leben nicht gekommen. Bei seiner Installation hatte er geschworen: „Ich will auch bei der meiner Admiralschaft und Defension anvertrauten Flotte mannhaft stehen und eher Gut und Blut, Leib und Leben opfern, als sie oder mein Schiff verlassen." Wie der Verlauf meiner

Erzählung zeigen wird, hat er dieses eidliche Versprechen nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse früher halten müssen, als der Hamburgsche Staat sich seiner Versprechen gegen ihn zu erinnern entschloß.

Es ist zu traurig mit anzusehen, wie das Beste immer ohne Lohn und meist gegen Undank, das Schlimmste aber immer bei Glanz, Gewinn und äußerer Ehre seiner verdammenswerten Vollbringer geschieht. Das Unheil sucht stets mit Vorliebe die Guten auf, und so traf es auch mit seinen schwersten Schlägen unsern Carpfanger.

Der besaß eine vortreffliche Ehegattin, eine liebliche Tochter und einen herrlichen Sohn, den er auf seinen letzten Fahrten mit sich führte, um ihn zum tüchtigen Seemanne auszubilden. Aber die Tochter war im Beginne ihrer jungfräulichen Blüte gestorben, ein Jahr nach ihrem Tode stürzte der Schmerz auch ihre Mutter ins Grab. Carpfangers stilles Heim war zerstört, und ihm war nichts geblieben, als Berend, sein einziger Sohn, die freie See und die Ehre seiner Pflicht.

In dieser Lage begann er seine zehnte Fahrt; das Ziel derselben war Lissabon, dann die spanischen Häfen. Das Schiff, auf dem er fuhr und von dem aus er die ihm anvertraute Flotille kommandierte, war diesmal nicht sein bisheriges, der „Kaiser Leopold", sondern das „Wappen von Hamburg", denn der „Kaiser Leopold" lag höchst reparaturbedürftig auf dem Werft; mein in Gott ruhender Vater Berend Holst, der bisher das „Wappen von Hamburg" geführt hatte, war wegen eines Schaden-Betrages von mehr als 20,000 Mark, welchen die Republik Hamburg von ihm in ränkevoller Weise beanspruchte, in Prozeß und darum vom Kommando suspendiert. Die Sache wurde später in Güte beglichen, ich aber schiffte mich als Subalternoffizier auf dem „Wappen von Hamburg" ein.

Vor der Abreise bat Carpfanger Gott den Allmächtigen „ihn mit den gewünschten Winden zu favorisieren", obwohl er sonst zu sagen pflegte, seine Gebete haben ihm weder am Krankenbette seiner Frau und seiner Tochter, weder gegen seine Feinde und Neider, noch auch gegen Wind und Wogen je genützt. Er klagte oft die Elemente, zumal Erde, Luft und Wasser an, daß sie ihm nie freundlich gewesen, auch gäbe es noch ein fünftes Element, nämlich Neid und Dummheit der Menschen, und dieses sei unbändig wie das Feuer, das ganze Städte frißt.

Die Erde, das ist das feste Land, habe mit Schmerz und Sorgen seine Gesundheit untergraben, ihm sei nur mehr wohl auf hoher See; die Luft wehe ihm als konträrer Wind auf allen seinen Zügen entgegen, mit ihr verbinde sich das Wasser und türme seine feindseligsten Wogen wider ihn auf; daß aber zuletzt das „ungetreue" Meer sich auch mit dem vierten Elemente, dem Feuer verbinden und ihm den schrecklichen Untergang bereiten werde, das hat er in seiner treuen Seemannsseele nie geahnt.

Es gibt nun einmal Menschen, denen es an der Wiege gesungen ist, daß alles, was sie vollbringen, denen, für die sie es unternommen haben, zum Heile gelingt, auf sie selber aber auch nicht ein Abglanz des Glückes fällt. Haben sie der Gemeinschaft genützt, für welche sie Wort, Amt und That führen, so trifft sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Verlust oder sonst ein Unheil, das nur ihrer Person fühlbar ist und alle jene, denen sie eben Glück erschaffen haben, weiter nichts angeht. In verschlossener, von den andern nur eine kurze Zeitlang und höchstens äußerlich geteilter Trauer, gehen sie wieder und wie zum Troste, der ihnen geblieben, an ihr früheres sorgenvolles Amt; mit verstärkter Treue, mit verdoppeltem Eifer kehren sie zur Bethätigung ihrer früheren Tugend zurück, um zuletzt, wenn das Mißgeschick nicht Schlimmeres mehr wider sie vermag, an dieser Tugend selbst zu sterben, wie dieses dem Kapitän Carpfanger auf seinem Schiffe „das Wappen von Hamburg", am 10. Oktober 1683 in der Bai von Kadix wirklich widerfahren ist.

Die sämtlichen Hamburger Kauffahrer, deren Reise Carpfanger zu führen und zu schützen hatte, waren bereits in der wundervollen Bai versammelt, die zwischen Rota, Porta de Santa Maria, dem Kanal von Trocadero, dem alten Schlosse Puntales und dem auf seinen braunen Felsen hochthronenden Kadix im Sonnenscheine seine goldnen Wogen wälzt. Wir waren bereit, beim ersten Tagesgrauen auszulaufen, erst an der Insel Wight zur kurzen Rast anzulegen und sonach in Hamburgs Hafen Anker zu werfen. Zur Vorfeier der Heimkunft war die bereits vollständig eingeschiffte Mannschaft auf allen Verdecken der Flotille lustig und guter Dinge. Carpfanger saß in der Kajütte

seines Admiralschiffes mit einigen alten Freunden aus Kadix, seinem Sohne Berend und uns Offizieren an der Tafel, um bei Speise und Trank, wie das see- und landüblich ist, und mit guten Wünschen sich zu „letzen". Es war acht Uhr abends, der Himmel war sternenhell, das Abendläuten von den Türmen war bereits verklungen, aus den Fenstern der hochgelegenen Stadt schimmerten die Lichter heraus auf das stille Meer. Weit drinnen im Hafen leuchteten die Laternen der eng gedrängten Schiffe, wir aber lagen segelfertig schon weit heraußen in der Bai. Eben klangen die Gläser, gefüllt mit dem besten Tintillo von Rota, ein lustiges Valet und auf ein hoffnungsicheres „Wiedersehen", als plötzlich auf Deck ein lärmendes Getümmel sich erhob, ein vielstimmiger Aufschrei, dem rasch ein ängstliches Schweigen folgte. Wir standen atemlos, — da stieß des Hochbootsmanns Junge die Kajüttenthüre auf, kreidebleich und mit vor Schreck halb erstickter Stimme rief er die furchtbaren Worte herein: „Es brennt in der Helle!" Ihr wißt die Helle ist ein Raum unter dem Vorderteile des Schiffes, wo der Vorrat an geteerten Tauen aufbewahrt wird. Ein Schiffsbrand in See!! Wir ließen die Gläser aus der Hand fallen und stoben auseinander. Jeder auf seinen Posten. Was kümmerten uns die Gäste, in der Gefahr kennt der Seemann nur eine Pflicht, nur einen Freund: sein Schiff. Die ganze Mannschaft, Matrosen und Soldaten war in Arbeit, aber die Glut fraß immer weiter in den Eingeweiden des riesigen Schiffes. Der Kapitän ließ als Notsignale einige Kanonen abfeuern, aber da die Flamme noch nirgends ausbrannte, so verstanden die fremden Schiffe den Ruf nicht und es kam keine Hilfe. Alsbald wurde ein Boot ausgesetzt und unser Leutnant Hinrik Stradtmann um nachbarlichen Beistand entsendet. Aber die Ruder gingen langsam über den langen Weg. Als endlich Boote kamen, wagte sich niemand mehr zu uns an Bord, denn man sah durch die Lucken, wie das Feuer im Innern wehte und lohte; die Herangeruderten fürchteten bei der wachsenden Glut das Losgehen der geladenen Kanonen, die Explosion der Pulverkammer und deren schreckliche Folgen. In der That war das Feuer schon in die nächste Nähe des Pulvers vorgedrungen, Kapitän Carpfanger ließ dasselbe mit Wasser übergießen, um die drohende Gefahr zu ersäufen — diese Verrichtung war die letzte entschlossene That der Besatzung. Schon fingen Matrosen und Soldaten an, in die große Schaluppe zu springen; diejenigen welche noch bei der Arbeit aushielten, waren halb erstickt vom Rauch; versengt von der furchtbaren Glut tappten sie bald im Finstern, bald geblendet von der Tageshelle des Brandes in unsicherer Anstrengung erfolglos nach Eimer und Pumpe, bis immer mehr Entmutigte den Weg über Bord suchten und nur den energischen Anstrengungen des Kapitäns und des Leutnants gelang es, ein kleines Häuflein bei der Arbeit festzuhalten. Obwohl nur mehr ein fingerdickes Brett das Feuer von der Pulverkammer trennte, glaubte Carpfanger doch noch immer an Rettung seines Schiffes: er gedachte seines auf der Admiralität zu Hamburg geschworenen Eides: „eher Leib und Leben zu opfern, als sein Schiff zu verlassen". So verwechselte er, wie das schon manchem noch Größeren widerfahren ist, zu seinem eigensten Unglücke seinen Willen und seinen Wunsch mit der Wirklichkeit. Wir Offiziere hatten aber mit Recht jede Hoffnung aufgegeben, wir beschworen ihn, das Schiff zu verlassen, all unser Flehen war fruchtlos. Da stürzte sein Sohn zu Carpfangers Füßen: „Vater, Vater!" rief er, „so erbarme dich doch deines Sohnes. Früh ging ich mit dir hinter dem Sarge meiner geliebten, einzigen Schwester, nur allzubald darnach wankte ich mit dir bis an den Rand des Grabes, in dem jetzt seit Jahren meine teure Mutter schläft. Soll ich nun sehen wie im ungleichen Kampfe dich das tückische Feuer und das ungetreue Meer verschlingt, dich mein Alles, mein Alles auf Erden! Komm und rette dich." Damit umschlang der Jüngling laut weinend die Kniee seines Vaters. Der aber trocknete seine Augen und antwortete mit fester Stimme: „In Gottes Namen habe ich geschworen, in Gottes Namen bleibe ich meinem Eide getreu. Ich erwarte Gottes heilige Hilfe und seine unendliche Barmherzigkeit auf dem Platze, auf den er mich gestellt hat." Hierauf küßte er die Stirne seines ohnmächtig in sich zusammenbrechenden Sohnes, reichte uns andern Offizieren seine Hände, die wir mit Thränen und Küssen bedeckten, befahl uns sein „Kind" in Sicherheit zu bringen und verschwand in seine Kabine, die er von innen verriegelte.

Wir trugen den jungen Carpfanger in das Boot. Das Schiff war menschenleer, als wir es

verließen, nur der treueste aller Kapitäne war allein darauf und erwartete — Gottes Barmherzigkeit.

Wir hatten bereits unter den Mauern von Kadix, auf dem Platze vor den Zollhäusern, dem nächsten Punkte der unserm brennenden Schiffe gegenüber lag, gelandet, erst dort gelang es uns den jungen Berend durch herbeigeholtes Kraftwasser aus seiner Betäubung zu erwecken. Wir Offiziere berieten, wie die durch den noch immer draußen leuchtenden Schiffsbrand gestörte Abfahrt der Flotille nach der Insel Wight nach kurzem Aufschub dennoch ins Werk zu setzen und die sichere Heimkehr nach Hamburg zu vollbringen sei. Berend nahm aber an unserer Verhandlung keinen Anteil; wir merkten, er hörte nicht ein Wort von dem, was wir sprachen und sein Haupt sank, wie das eines Schlafenden, immer tiefer auf seine Brust herab. Plötzlich fuhr er wie aus einem schweren Traume empor und rief: „Wo ist mein Vater?!!“ Zugleich sprang er vom Boden auf und erblickte draußen das glühende, qualmende Schiff. Das volle Bewußtsein seiner trostlosen Lage durchzuckte ihn sichtbar, und ehe wir es hindern konnten, lief er an den Uferrand hinab, sprang in ein dort liegendes kleines Boot, ergriff die Ruder — ich aber war ihm schnell gefolgt. Da er auf meinen Zuruf nicht achtete, schwang ich mich mit einem weiten Satze ihm nach, faßte das andere Ruderpaar und so flogen wir über den nächtlichen Meeresspiegel hinaus, in gerader Linie auf das brennende Schiff zu. Als wir im Bereiche des Strahlenkegels, den das Feuer auf die Wellen warf, angelangt waren, stellte Berend das Rudern ein, ich folgte seinem Beispiele und wir spähten mit geschärftem Auge und bebendem Herzen in die wabernde Glut. Bald beleuchtete die Flamme die Schiffswand, bald wieder entzogen Qualm und Rauch uns jeden Anblick. Jetzt stand wieder alles in Tageshelle und wir erblickten Carpfanger, der am Kajüttenfenster stand. Das war das magere, längliche Antlitz, die schlichten gerade gescheitelten Haare um die hohe Stirne herabfallend, das war der ernste wohlwollende Blick, der kleine Bart, welcher seine Oberlippe schmückte. Seine gestickte weiße Halskrause fiel wie sonst in einer zierlichen Schleife nieder; über seinem faltigen Wams von schwarzem Samte hing die goldene Ehrenkette mit der Denkmünze des Königs Karl II. An gestickter Schärpe trug er den silbernen Admiralsdegen, so stand er geschmückt und entschlossen — zu sterben. Die Hände hielt er gefaltet an Mund und Kinn gedrückt.

Wir erwogen, ob wir durch ein Zeichen seine Aufmerksamkeit auf uns lenken sollten, doch wir bedachten, ob unser Wiedersehen nicht seine letzte Stunde erschweren würde. Dazu schien es noch, daß er unser Bemühen nicht gewahr werden würde, die Welt schien vor ihm versunken zu sein. Sein Gesicht wurde immer blässer, er blickte wie verklärt, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung; nur einmal leuchtete noch ein freundliches Licht aus seinen Augen, wie eine Erinnerung an die verlorenen Lieben. Hoffnungsreich und unverzagt stand er als ein gläubiger Held, wir blickten mit ihm zum Himmel empor und — ich weiß — wir sprachen mit ihm die Gebete seiner Seele. Es webte und zitterte in den feurigen Wolken oben, wir meinten jetzt müsse die rettende Hand des Allmächtigen niedergreifen und Heldenmut und Mannestreue lohnen.

So kam es aber nicht. Denn das im Innern des Schiffskörpers wütende Feuer brannte beim Fockmast durch und lief mit gespenstiger Schnelle im Tauwerk hin übers ganze Verdeck und bis in die Spitzen aller Masten. Die Granaten in der Kugelkammer begannen zu bersten, das genäßte Pulver in den Gängen sprühte wie ein prächtiges Kunstfeuer in weiten Funkenbogen in die Nacht hinein. Es mochte drei Stunden nach Mitternacht gewesen sein, da gingen, von der Glut entzündet, alle Kanonen auf dem Schiffe los; ein Geschütz nach dem andern donnerte seinen Scheidegruß über die Meeresfläche hin — so salutierte das sterbende Schiff zum letztenmale seinem Admiral. Wenige Minuten darauf fing es an, sich auf die Seite zu legen, die Flamme drang in die Pulverkammer, mit einem furchtbaren Knalle flog das Vorderdeck in die Luft, die Masten stürzten, die Planken brachen und das „Wappen von Hamburg“ sank mit dem besten Seemann der Hansa majestätisch in das Flutengrab.

Im Osten graute der junge Tag und eine frische Brise, die nach dem vorgenommenen Laufe der Dinge unsere Segel zur fröhlichen Heimkehr hätte schwellen sollen, rollte das grüne Flutenbahrtuch über das versunkene Schiff.

Berend lag weinend am Boden des Bootes; ich ruderte ihn wortlos zu den Zollhäusern zurück.

Um zehn Uhr des anderen Morgens

trieb[1]) ein Körper auf des englischen Schiffers William Thomsens Bootstau. Man sah nach: es war Kapitän Carpfangers Leiche, die erste von den nach und nach aufgefischten Leichen der verunglückten 22 Soldaten und 42 Bootsleute. Gerettet wurden 28 Soldaten und 128 von der übrigen Bemannung, darunter Carpfangers Sohn und ich der Erzähler.

Des alten Carpfangers Leiche wurde in Kapitän Thomsens Schaluppe ans Land gefahren, in geschmücktem Sarge von 12 Kapitänen, gefolgt von allem, was gut und edel im Hafen lag oder zu Kadix wohnte, auf den Friedhof der Fremden beim alten Uferschlosse Puntales getragen und ruhm- und segenreich ins Grab versenkt.

Ich aber habe euch seine Geschichte vortragen zu müssen geglaubt, weil es mir bei der schnellen Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, darunter auch des Mutes und der Treue, lobenswert erscheint, diejenigen als Muster aufzustellen, welche, sei es in Glück oder Unglück, in Stürmen oder in Frieden treu bleiben bis in den Tod!"

Als Erik Holst geendet hatte, schwiegen seine Zuhörer noch eine gute Weile, dann ergriffen sie auf Herrn Hinrik Blomendals Wink die Gläser, während dieser zum Erzähler gewendet sprach: „Ich danke dir für mich und im Namen aller für dein sinnreiches Erzählen. Wir grüßen dich mit den Gläsern und leeren dieselben auf das Andenken des Kapitäns Carpfangers, des getreuesten Seemannes."

Dann leerte jeder bei feierlicher Stille sein Glas bis auf die Nagelprobe; es war ein rechter Toten- und Ehrentrunk, wie ihn nur die edle Innigkeit deutscher Männer zu thun vermag.

II.

Als am ersten Sonnabende nach Erik Holst's Erzählung die seekundigen Herren wieder im Schifferhause an der langen Eichentafel saßen, war draußen eine schöne mondhelle Winternacht. Kein Hauch der Luft hob ein Stäubchen vom Boden des stillen Platzes, keine Fensterscheibe klirrte, keines der bunten Seidenbänder bewegte sich an den alten Schiffsmodellen droben, keine Wolke zog am Monde vorüber, ungestört lag sein klarer Silberschein auf den beschneiten Dächern und Türmen der Stadt, kein Ast bewegte sich an den Ulmen vor der Spitalkirche drüben — es war Windstille — vollkommene Windstille, wie sie den Schiffer in See zur Verzweiflung bringt. Auch die Herren am Tische waren in Schweigen versunken, behaglich blickten sie in die märchenhafte Pracht hinaus, die leuchtend niederfloß und in den metallenen Turmknöpfen und auf den bunten Dachziegeln der Jakobikirche ihr funkelndes Farbenspiel trieb.

„Fürwahr!" unterbrach endlich Herr Hinrik Blomendal, der wieder am oberen Ende des Tisches seinen Platz und Vorsitz hielt, „bei so schönem Himmelslichte sollen wir uns heute nicht wieder von den Feindseligkeiten der Elemente, sondern dem unterhalten, was junge und alte Herzen immerdar erfrischt: von schönen Frauen."

„So sei es! von schönen Frauen!" wiederholten die Umsitzenden, die einen laut und feurig: das waren die Jungvermählten, an denen noch das Herz der erwählten Angetrauten jugendfrisch, unbesorgt und zweifellos hing; die andern sprachen es jedoch gar leise nach, als fürchteten sie durchs Fenster oder durch die Wand gehört zu werden: das waren die Ehemänner in mittlerem Alter, die von der Frau Liebsten gehalten waren in strenger und sparsamer Zucht.

„An dir, Jan Smidt," rief jetzt Herr Blomendal, „ist heute die Reihe zu erzählen. Du hast in deinen jungen Tagen lange Fahrten gethan, bist seit geraumen Jahren ein ehrsamer Witwer, brauchst nicht zu fürchten, daß eine scharfe Ehehälfte dir grollt wegen deines genossenen Glückes, somit plaudere frisch heraus von der Gunst verschwiegener Stunden, wie sie auf deinen Fahrten der kleine Gott dir geschenkt hat."

„Nur heraus mit der Farbe, laß immerhin deine fremden Vögel, die du einst eingefangen hast, noch einmal fliegen!" rief Wolf Sprekelsen.

„Ganz recht!" riefen lachend die andern, „Erzähle nur, du weißt genug."

„Ihr habt ganz recht," erwiderte mit einem tiefen Seufzer Jan Smidt, „ich weiß genug! Wenn ich jüngerer Tage gedenke, so neigt sich manches schöne Frauenhaupt, wie aus den Wolken auf mich nieder. Schöne Augen grüßen heiter, Purpurlippen lächeln, Perlenzähne blinken und ich höre ein seelenvergnügtes, silbernes Lachen. Aber die schönste Frau, welche ich ge-

———

[1]) Wie Dr. Otto Beneke, der vortreffliche schriftgewandte Hamburger Staatsarchivarius, erzählt.

sehen, traf ich nicht auf dem festen Lande, sie schwamm in der offenen See. Es war ein grausamer Kampf, der alte Kampf der Dummheit mit der Schönheit! sie rang ihre schneeweißen Arme, kraftlos legte sie das erblassende Haupt zurück auf die rollenden Wogen, ihr kaltes Sterbekissen, laut aufschluchzend hob sich ihre Brust, mit ihren rabenschwarzen Haaren verhüllte sie ihr von Thränen übergossenes Angesicht — noch einen Blick — dann fuhr sie hilflos in die Tiefe. Hohle Furcht, roher Zorn! dummer Schifferglaube! Ihr habt recht! Ich weiß genug. Verlangt nicht mehr noch zu hören."

„Erzähle nur, erzähle", schallt es nun von allen Seiten. „Wir wollen es wissen," sprach Martin Röver, „und wenn's auch anders klingt, als wir es anfangs meinten. Wir fühlen es alle, das was du weißt, ist nichts Geringes."

„Thue deine Pflicht, wie die andern alle vor dir gethan haben," ließ Herr Blomendal sich vernehmen. Da lehnte sich Jan Smidt in seinen Stuhl zurück und begann:

„Das Schiff, das ich damals führte, war in Holland gebaut und hieß Medemblik, das klingt wie Mädchenblick. Welch ein Zusammentreffen! Ich hatte im Hafen von Bayonne Korkholz, Glasbouteillen und Schinken geladen, Ware, für welche in Spanien immer guter Markt zu finden ist. Das Ziel meiner Fahrt war Lissabon und Kadix, um Wein von Oporto und Xeres zu laden. Ich war abends aus dem Hafen gesegelt, doch mußte ich weit draußen in der Bai den Anker werfen, denn plötzlich war vollkommene Windstille eingetreten, und versagte jede Fahrt. Thatlos lagen wir im schönsten Mondenscheine; alle, die nicht Wacht hatten, schliefen, der Steuermann saß nickend unterm Steuerruder, ich aber aber ging am Steuerbord auf und nieder. Von Zeit zu Zeit stand ich stille und lugte in alle Richtungen des Horizontes, denn die so enorme Windstille war mir verdächtig, nicht selten geht eine solche dem Sturme voran. Der Mond ging unter, der Morgen brach an, die Sonne stieg herauf — noch immer dieselbe trostlose glatte See. Plötzlich kräuselte eine leichte Brise die trägen Wellen, wir setzten alle Segel bei, lichteten die Anker, fröhliche Bewegung fuhr in Schiff und Mannschaft, kräftiger hob sich der Wind, geradeaus steuerten wir nach Westen, immer weiter weg vom festen Lande, um vom Ende der spanischen Nordküste uns auf die gerade Linie nach Lissabon zu wenden. Wir berechneten schon die Dauer unserer sich immer mehr beschleunigenden Fahrt, als auf einmal hinter uns ein schweres Gewitter heraufzog; Blitz und Donner, der Sturm brach los. Unter allen Schrecken der See schleuderte er uns aus unserm zu früh bejubelten Kurse, ich wußte nicht mehr, auf welcher Höhe mein altes Schiff herumgeworfen wurde. Gottergeben arbeiteten wir gegen die Kräfte der Elemente, die unser spotteten — mit einemmale verflogen die Winde, zerrannen die hohen Sturmeswogen zu leichthin flutenden Wellen, besonnen und freundlich wehte die vorige Brise von neuem und nach dem untrüglichen Zeugnisse des Kompasses fuhren wir wieder sicher nach Süden hin. Nun galt es zu bestimmen, wo wir uns befanden? Es war drei Uhr nachmittags, und wir hatten nur noch eine vorspringende Landmasse zu umfahren, hinter welcher die Bucht von St. Jean de Luz sich ausdehnt. Die Sonne brannte mit boshafter Hitze nieder, wir waren während des Sturmes der Küste näher gekommen, als wir gedacht hatten und uns lieb war. Durch unsere Fernröhre sahen wir die bunt gestreiften Schirmdächer, welche während des Sturmes eingezogen waren, wieder über die Balkone der Ufervillen spannen, hin und wieder sprang ein müde gebrannter Fischerjunge vom Strande in das kühle Flutenbad. Meine Bootsleute waren in fröhlicher Aufregung über den günstigen Umschlag des Wetters, auch hatte ich ihnen, als Stärkung nach der schweren Arbeit im Sturme, Bayonner Schweinefleisch reichen lassen und reichlich Rum. Das junge Schiffsvolk war bis zum Uebermute aufgeräumt und die alten Matrosen an Bord — waren nicht klüger, als an allen andern Tagen. Das Schiff brauchte keinerlei Hilfe, es lief von selber; die Mannschaft stand am Geländer, erfreute sich an der schnellen Rückwärtsflucht des Kielwassers und an den heiteren Spielen der Delphine, welche in dem vollen Frohsinn ihres sorgenlosen Tierlebens aus dem Meere emporsprangen. Da merkten wir mitten aus dem Fisch- und Wellengewimmel das nackte Oberteil einer schönen Frauengestalt emporragen, so hoch wie das nur bei den vortrefflichsten Schwimmern vorkommt. Immer näher kam das Meerwunder. Blauschwarz über ihre weißen Schultern floß ihr langes offenes Haar, mit dessen Spitzen die

grünen Wellen spielten, Stirne, Augen, Nase, Wangen, Mund, Hals und Arme — alles war von größter Schönheit, so schön als es sonst nur bei schönsten Menschenkindern gesehen wird. Meine Leute standen wie bezaubert, ins Anschauen verloren. Da schwamm das Wunder ganz an die Schiffswand heran und versuchte mit ihren rosenfarbigen Fingern sich an den Planken zu halten. Sie rief dringend und ängstlich, dann wieder sanfte und schmeichelnde Worte in einer fremden Sprache, die keiner an Bord verstand. Doch ihr Blick und der Ton ihrer Stimme hatte bald die Herzen meiner jungen Leute gerührt; Einer von ihnen beeilte sich schon, die Strickleiter hinabzulassen, als der alte Oberbootsmann hinzusprang: „Unsinnige," rief er, „was thut ihr! Soll die Meerjungfer auf Deck, das Seegespenst, das in ihrer Liebesnot auf Seelenraub ausschwimmt. Den von euch, den sie erreicht, wird sie umarmen, zu Tode drücken und mit seiner Leiche in den Wellen verschwinden. Jungens, auf zur Wehre!" Damit ergriff er eine Stange und schlug die Angeklammerte auf die Hände, daß sie mit einem Aufschrei, der ganz wie ein Menschenschrei klang, in die Flut zurückstürzte. „Greift zu," rief der Alte, keiner aber griff zu. Sie standen alle wie gebannt und konnten das Auge nicht wenden von der wunderbaren Gestalt. Diese hatte sich von neuem an der Schiffswand emporgerafft, wieder traf sie des Oberbootsmanns Stangenhieb und schleuderte sie von neuem ins Meer. Ermattet, mit blutenden Händen, schwamm sie an unserer Brigg hinab, und faßte ein vom Boote ins Wasser hängendes Tau, mit schwacher Kraft sich heraufzuarbeiten. „Um Gotteswillen, Kapitän," schrie der Alte, „laßt das Ungetüm nicht ins Schiff, sonst gehört dasselbe dem Satan!" Da sprang ich ins Boot hinab, hieb mit meinem Schiffsmesser das Tau entzwei, dort wo die Fremde es mit der Linken festhielt, ich hatte ihre Finger verwundet, bittend streckte sie ihre blutenden Hände gegen mich; sie legte ihr Haupt zurück auf ihr Sterbekissen: die wallenden Wogen — laut aufschluchzend hob sich ihre Brust, mit ihren rabenschwarzen Haaren verhüllte sie ihr leichenblasses, thränenfeuchtes Gesicht — da schwanden ihre letzten Kräfte, verzweiflungsvoll und doch noch flehend traf mich der Blick ihrer dunklen, blauen Augen — dann fuhr sie lautlos zu Grunde.

Mit rohem Geschrei begrüßten meine alten Seeleute ihr Versinken, als ob sie einen Hai gut getroffen hätten mit der Harpune; die Jungen schwiegen noch immer und gingen kopfschüttelnd zu ihrer Arbeit oder in die Kajütte hinab.

„Also," sagte des Oberbootsmanns Junge, „das war eine Meerjungfer?"

„Freilich! ein gar gefährliches Gespenst," versetzte der Alte.

„Die Meerjungfern," versetzte der Junge, „haben aber von der Hüfte abwärts einen Schuppenleib, dann einen Fischschwanz, so habe ich immer gelesen, diesmal aber nichts dergleichen gesehen."

„Weil ihr nur immer in die Larve gafftet. Eitel Teufelswerk."

„Habt Ihr den Schuppenleib gesehen?" fragte der Junge wieder.

„Ich weiß, was ich weiß!" knurrte der Alte. „Nun plaudere nicht länger und mach dich ins Takelwerk hinauf, dort hast du dein Geschäft."

Der Junge befolgte den Befehl.

Ich aber hatte das Gespräch mit angehört und des Jungen Zweifel schlugen Wurzel in meinem Gewissen. Auch ich hatte weder Schuppen noch Flossen gesehen an dem Leibe der schönen Frau. Auf das Geschrei des Oberbootsmannes, auf das Zeugnis seines blinden Aberglaubens, auf das Drängen seines Hasses gegen das unbegriffene Schöne hin, hatte ich das rettende Tau und ihre schönen Hände zerhauen. In stillen Seelenqualen schritt ich auf dem Verdecke auf und nieder. Und doch sagte ich zu mir selber, woher sollte das Weib gekommen sein, wenn es nicht ein Seewunder, — das so schöne Gespenst, gewesen wäre?

Während ich so schweren Gedanken nachhing, hatten wir die vorspringende Landmasse umfahren und vor uns lag die offene Bucht, in deren Hintergrunde St. Jean de Luz sich erhebt, die lustige Hafenstadt.

Nahe am Ufer war, wir konnten das mit freiem Auge sehen, ein Badezelt aufgeschlagen, dasselbe zeigte mannigfache Risse und Schäden, wohl vom letzten Sturme, welcher auch uns so übel mitgespielt hatte. Es waren noch Leute dort versammelt, junge Mädchen, ihre Tamburine lagen am Boden hingeworfen, als hätten sie vor kurzem ihre Tänze unterbrochen. Sie drängten sich, als wollten sie helfen oder trösten, um eine alte Frau, die weinend am

Boden saß; ein junger Mann stand tief gebeugt an ihrer Seite. Am Ufer selbst liefen Männer und Weiber, bald rangen sie die Hände, bald lugten sie scharf in die See, als ob sie draußen Verlornes suchten. Da erblickten sie mein Schiff, wehten mit den Tüchern und gaben alle Zeichen, als sollten wir ein Boot aussetzen und ihnen suchen helfen. In diesem Augenblicke war mir mit einem fürchterlichen Schlage alles klar. Der jähe Sturm; die Schöne war zu weit vom Ufer weggeschwommen, als die Wogen sie faßten und hinaustrugen ins Verderben. Und ich —! —!

Vom Strande wehten immer noch die Notsignale — ich wußte genug! Ich ließ alle Segel beisetzen — ich sah noch, wie jener junge Mann ins Meer sprang, — glaubte er mein fliehendes Schiff nachschwimmend zu erreichen? Schuldbelastet, mit bösem Gewissen fuhr ich vorüber und in die hohe See. Ich weiß nicht, was aus jenem Jünglinge — das Meerwunder war vielleicht seine Braut — geworden; ich weiß nicht wie viele Leben ich seit jenem Tage auf meinem Gewissen habe!" Dann drückte Jan Smidt die Hände auf seine Augen und stöhnte: „Ich hab' es ja gesagt, ich weiß genug! Jener Tag blieb mir aber nicht geschenkt. Den verzweiflungsvoll flehenden Blick der dunkelblauen Augen hatte ich noch einmal zu ertragen, als vor Jahren meine junge Tochter in meinen Armen starb."

An diesem Abende ward in der Herrenstube des Schifferhauses zu Lübeck eine zweite Geschichte nicht erzählt. Die Herren trennten sich diesmal lange vor Mitternacht und gingen schweigend heim in ihre Häuser.



Römische Triumphbogen.

Von

F. Eyssenhardt.

Die beiden Triumphbogen, welche umstehende Abbildungen zeigen, bezeichnen gewissermaßen die beiden äußersten Punkte in der Entwickelung dieser merkwürdigen Bauwerke. Das edelste Beispiel des ursprünglichen, einthorigen Typus ist der Bogen des Titus, der in seinen einfachen Verhältnissen und echt künstlerischen Gliederung auf das stärkste mit dem zwar immer noch grandiosen, aber überladenen und noch dazu in seinen plastischen Zuthaten mit dem Raube vom Trajansbogen ausgestatteten dreithorigen Bogen des Kaisers Konstantin kontrastiert.

Es gibt viele Dinge, an die wir uns so gewöhnt haben, daß wir die Frage nach ihrer eigentlichen Bedeutung entweder gar nicht aufstellen, oder sie nur durch ein altgewöhntes Schlagwort, teils bewußt, teils unbewußt, beantworten. Hierzu gehören eben auch jene Bauten, die heutzutage bei festlichen Einzügen eine so große Rolle spielen und von der Kunst mit allen denkbaren Mitteln ausgeschmückt werden, um dann, wenn der Festjubel vorbei ist, wieder zu verschwinden, falls sie nicht etwa zur Erinnerung an ein besonders tief empfundenes Ereignis in dauerhafterem Materiale für die Nachwelt erneuert werden.

Daß diese Triumphbogen aus der Nachahmung altrömischer Sitte entstanden sind, ist bekannt, daß sie ein Thor bilden, durch welches derjenige, welcher gefeiert werden soll, hindurchzieht, liegt ebenso auf der Hand — aber damit, daß man sie mit einem Thore vergleicht, kommt man ihrem eigentlichen Wesen und Ursprung noch nicht näher, denn es ist klar, daß ein jedes Thor doch einmal zu etwas den Zugang gebildet haben muß, und diese Frage ist durch jenen Vergleich noch nicht beantwortet.

Man könnte glauben, die Triumphbogen seien eine Nachahmung der Stadtthore: aber einmal kann hierzu nur die Anschauung moderner, frei stehender Stadtthore die Analogie hergeben. Bei unseren, großenteils nicht mehr von Mauern eingeschlossenen, Städten kann ein von beiden Seiten durch keine anderen Baulichkeiten eingeschlossenes Thor sehr wohl die Form eines Triumphbogens haben: niemand aber wird z. B. die Porta San Lorenzo, die ganz aus dem Altertum stammt, oder die Porta San Paolo in Rom, deren Innenbau wenigstens der aurelianischen Zeit zugeschrieben wird, mit einem Triumphbogen zu vergleichen geneigt sein. Daß freilich, als sich der architektonische Gedanke der Triumphbogen ausgebildet hatte, Thore in dieser Form gebaut wurden, thut nichts zur Sache, und erklärt ihren Ursprung nicht.

Ferner wäre es unerklärlich, warum man in Rom die siegreichen Feldherrn durch eine Nachahmung der Stadtthore hätte ziehen lassen, zumal da die, allerdings vielfach auf den Bogen angebrachten Statuen von Göttern, oder ähnlicher künstlerischer Schmuck nicht notwendigerweise auf einem solchen Durchgangsthore stehen mußten, sondern ebensowohl auf Säulen oder Basen angebracht werden konnten.

Die ganze Sache hängt aufs engste mit der Frage nach dem inneren Ausbau des alten Rom zusammen. Rom war eine Stadt, die weder mit einer modernen Gründung, noch mit einer römischen Kolonie verglichen werden kann. Wenn Augustus z. B. im Gebiete der Tauriner jene Stadt gründete, die noch heute, in dem scheinbar ganz modernen Turin, die von ihm festgesetzten, regelmäßigen Straßenzüge zeigt, so erklärt sich dies daher, daß hier keine altbestehenden, baulichen Verhältnisse entgegenstanden, sondern die Stadt gewissermaßen aus einem Gusse entstehen konnte. Ganz anders in Rom. Unter ganz eigentümlichen Verhältnissen entstanden, langsam, im Laufe vieler Jahrhunderte, gewachsen, und auf einem völlig unregelmäßigen Terrain erbaut, zeigte die Stadt einen Charakter, von dem man sich schwer eine Vorstellung machen kann.

Wir haben Spuren davon, daß eine be-

sondere Art des Häuserbaus in Rom üblich war, in welchem eine Anzahl von Gebäuden zu einem Komplex zusammengehörten, die nur durch außerordentlich schmale Verkehrswege voneinander getrennt waren, untereinander gemeinsame Wände hatten, und großenteils nur von einer Seite zugänglich waren, also die Bequemlichkeit durchgehenden Verkehrs nicht gewährten. Man sieht, daß damit nichts in einer europäischen Stadt zu vergleichen ist, wo ungehinderter Wagenverkehr durch jeden Stadtteil hindurch geradezu eine unerläßliche Bedingung städtischer Bebauung geworden ist. Das einzige, was sich mit jener römischen Sitte vergleichen läßt, ist etwa ein Hamburger Gang: diese Gänge sind im Laufe der Zeiten immer mehr verschwunden, teils hat sie der große Brand im Jahre 1842 vernichtet, teils sind sie der Bauspekulation zum Opfer gefallen. Aber ihr Wesen ist dasselbe wie ein römischer vicus: Wagen können in ihnen nicht fahren, sie bestehen meistens aus zwei, durch einen ganz schmalen Gang (daher ihr Name) getrennte Reihen von Häusern, die gemeinsame Wände haben, es gibt meistens nur einen Zugang, im Hintergrunde findet vielfach — aber durchaus nicht immer — eine, manchmal sehr unvollkommene, Verbindung mit einem andern Baukomplexe statt, an Raumausnutzung und Luft- und Lichtbeschränkung endlich ist in diesen alten, aus dem Raummangel einer Festung erklärlichen Bauten, Unglaubliches geleistet.

Während der gemeine Mann in Rom in in einem derartigen Häusergewirr wohnte, unterschieden sich natürlich die Wohnhäuser der Reichen und Angesehenen sehr wesentlich von ihnen. Diese palastähnlichen Bauten bildeten selbständige, architektonische Einheiten, und lagen natürlich großenteils in anderen Stadtteilen. Für sie gab es vor allem auch die Möglichkeit des Zugangs zu Wagen. Freilich darf man niemals an den Wagenverkehr einer modernen Stadt denken. Einmal waren auch die — wahrscheinlich wenig zahlreichen — wirklichen Straßen in Rom nach unseren Be-



Der Triumphbogen des Titus.

griffen sehr eng, vor allem aber wurden sie stets durch die in den vici eingeferchte und auf die Straßen herausströmende Menschenmenge so in Anspruch genommen, daß von wirklichem Fahren, wie wir es gewohnt sind, keine Rede sein konnte. Wenn nämlich mehrfach die polizeiliche Vorschrift eingeschärft wird, daß Wagen nur bei Nacht fahren durften, so bezieht sich dies auf Last- und ähnliche Fuhrwerke. Was sonst an Wagen in der Stadt wirklich fuhr, beschränkte sich auf gewisse, feierliche Handlungen, zu denen der Wagen als etwas den Menschen über das Gewöhnliche

erhebende, man kann sagen in ritueller Beziehung, gehörte. So ist denn auch schwerlich jemals davon die Rede, daß jemand in anderer Weise fährt. Als der Diktator Cäsar sich in seine letzte Senatssitzung begab, war er bekanntlich unwohl, und hatte also, abgesehen von seiner hohen Stellung, auch deswegen alle Veranlassung, in möglichst bequemer Weise sich transportieren zu lassen: aber Sueton und Plutarch sagen ausdrücklich, daß er getragen wurde. Als dem Kaiser Claudius in Ostia hinterbracht worden war, daß seine Gemahlin Messalina sich in Rom öffentlich mit dem Konsul Silius vermählt habe und er, um die Schuldigen zu bestrafen, nach Rom eilte, wollte die Kaiserin den Anklägern zuvorkommen, und bestieg vor der Porta Ostiensis in der Eile einen Wagen, auf dem Unrat aus den kaiserlichen Gärten weggeschafft wurde, bis zum Thore aber ging sie zu Fuß, offenbar weil sie so schneller fortkam, als wenn sie sich hätte in einer Sänfte tragen lassen; in entsprechender



Der Triumphbogen des Konstantin.

Lage in unseren Verhältnissen hätte sie einen Wagen benutzt. Die Römer haben eben das von ihnen für die Verbindung unter den einzelnen Städten hergestellte großartige Straßennetz nicht auf die Städte selbst ausgedehnt, sondern die alten Zustände in denselben belassen, weil die Durchlegung großer Fahrstraßen ohne eine völlige Umwälzung aller baulichen Verhältnisse nicht möglich war. Aehnliches gibt es außerdem auch heute noch, obgleich keine Städte mehr vorhanden sind, die nach antiker Art gebaut sind, denn Pompeji ist ja völlig modern (im römischen Sinne) umgebaut worden. Aber wie soll man sich zum Beispiel in Taceno, einem kleinen Bergnest im Val Pioverna, oberhalb von Bellano am Comer See, Wagenverkehr denken? Der einzige Wagen (abgesehen von Lastfuhrwerk), welcher hereinkommt, ist die Diligence, und diese fährt im langsamsten Schritt durch die engen und unebenen Straßen. In die alte aragonesische Stadt Jaca dagegen fährt auch der Postwagen nicht herein, sondern hält vor dem Stadtthore, und überläßt es seinen Passagieren, zu Fuße hineinzugehen.

Es ist an sich wahrscheinlich, und wir haben Spuren von Nachrichten darüber, daß die vici in alter Zeit verschließbar gewesen sind, und also Thore gehabt haben. Daraus



Dorfeingang. Von Otto Strützel.

erklärt sich die Menge von Thoren, wie wir sagen würden, oder Bogen (arcus), wie die Römer sagten, welche es in Rom gab. Da doch Thore irgendwohin führen müssen, so werden diese zahlreichen Bauten erst dann verständlich, wenn man sie eben als die einstigen Zugänge zu den vici auffaßt, welche auch in späteren Zeiten erhalten blieben, als sie längst aufgehört hatten, ihrem eigentlichen Zwecke zu dienen.

Nur so sind auch erst die Triumphbogen und ihr Ursprung zu begreifen. Niemand hat je behauptet, daß sie etwas anderes waren als jene, sonst in Rom so überaus häufigen Bogen. Sie unterschieden sich von ihnen eben nur dadurch, daß sie auf dem Straßenzuge lagen, welchen der siegreiche Feldherr an dem höchsten Festtage seines Lebens und in seiner Vaterstadt in langsamer Feierlichkeit durchfuhr. Denn auch diese Straße war nichts als ein schmaler, nur zur Not und nur langsam fahrbarer Weg, wie man aufs deutlichste aus demjenigen Teile derselben sieht, welcher noch erhalten ist, da nämlich, wo vom Triumphbogen des Septimius Severus der Anstieg zum Kapitol beginnt.

Auf diesem Triumphalwege wurden also hölzerne, nach dem festlichen Tage wieder zum Abbruch bestimmte Bauten errichtet, welche der Feldherr durchfahren mußte, und die ein Abbild jener Thore waren, welche die einzelnen Teile der Stadt abgeschlossen hatten, so daß der Sieger gewissermaßen durch ein Kompendium seiner Vaterstadt hindurchzog: ein, wie so vieles im römischen Leben, grotesker, aber zugleich großartiger Gedanke. Erst spät kam man dann dazu, diese Augenblicksbauten in Stein auszuführen. Nur auf diesem historischen Wege aber sind sie überhaupt zu verstehen: architektonische Gedanken fallen nicht vom Himmel, sondern entwickeln sich organisch mit anderen historischen Mächten aus dem ganzen geschichtlichen Leben eines Volkes, und die Römer, die ja angeblich gar nichts eigenes auf künstlerischem Gebiete erfunden haben, werden wohl gerechten Anspruch darauf erheben können, für die Etappen auf ihrer Siegesstraße zur Weltherrschaft den bleibenden architektonischen Ausdruck gefunden zu haben.

Die künstlerischen Motive im japanischen Kunstgewerbe.

Von

O. von Schorn.

Den japanischen Künstler zeichnet ein liebevolles Eingehen in die wunderbaren Offenbarungen der Natur vor allem aus. Eine weitere charakteristische Erscheinung ist sein Sinn für humoristische, selbst groteske Darstellungen. Neben der hervorragenden Begabung, Gegenstände der belebten Natur in naturalistischer Weise aufzufassen und wiederzugeben, besitzt der Japaner ein bedeutendes Talent für das Verständnis geometrischer Formen und die Anwendung derselben für ornamentale Zwecke. In der ganzen japanischen Ornamentationsweise gibt sich durchweg bei der genauesten Kenntnis konstruktiver Verwendung der geraden und der gebogenen Linie doch der Hang für phantastische Unregelmäßigkeit, welchem der Künstler überall freien Lauf läßt, zu erkennen. Ist dem Japaner in hohem Grade die Fähigkeit eigen, aus der Natur genommene Gegenstände in Zeichnung und Malerei künstlerisch zu verwenden, so ist die Art der Verwendung und Darstellung doch stets eine dekorative, und der Umstand, daß die japanische Kunst eine durchaus dekorative ist, muß unser Urteil über den künstlerischen Wert ihrer Hervorbringungen bestimmen.

In der Art des japanischen Künstlers, Porträts, Landschaften u. a. wiederzugeben, besteht keine Uebereinstimmung mit den Gesetzen, welche wir künstlerisch für unumgänglich notwendig halten.

Jedem, der sich mit japanischer Kunst beschäftigt, muß es sofort auffallen, daß ihr schwächster Teil die Darstellung des menschlichen Körpers ist. Die Figuren sind alle konventionell gehalten, sie scheinen unter dem Drucke der traditionellen Form, welche das

japanische Leben so sehr beherrscht, entstanden zu sein, und vieles mögen auch die ehemaligen schweren Rüstungen und die unkleidsame Tracht, welche heute noch besteht, zur konventionellen Steifheit der Figuren mit beigetragen haben.

Daß der japanische Künstler aber fähig ist, die menschliche Physiognomie ausdrucksvoll darzustellen, beweisen u. a. die prachtvollen Elfenbeinschnitzereien, welche zu uns herüberkommen. Auch die Vertrautheit des Japaners mit der Anatomie des menschlichen Körpers ist hinlänglich bewiesen. In der internationalen Ausstellung des Jahres 1873 war ein 9 Zoll hohes elfenbeinernes Skelett ausgestellt, an welchem jeder Teil des menschlichen Körpers mit der größten Genauigkeit und Naturtreue ausgeführt war. Dieses schöne kleine Werk muß die Frucht großen Fleißes und eingehenden Studiums gewesen sein. Trotzdem aber ist das Studium der Anatomie bei den Japanern nicht fruchtbringend in die Kunst übergegangen. In ihrer Kunst ist es hauptsächlich das Ausdrucksvolle, was uns mächtig anzieht und mehr unsere Phantasie als unser künstlerisches Auge befriedigt. Deshalb sind wir bei der Betrachtung der aus freier Hand ausgeführten Zeichnungen von der Einfachheit der Darstellung und der dabei doch drastischen Wirkung der Situation überrascht.



Fig. 1. Enten im Flug.



Fig. 2. Mume (Pflaumenblüte).

Den besten Darstellungen menschlicher Figuren und Physiognomien begegnet man auf den hinter den buddhistischen Altären aufgehängten Malereien. Diese Arbeiten erinnern im Charakter ihrer Erscheinung an die in unseren mittelalterlichen Manuskripten enthaltenen Miniaturen, sie sind in streng religiösem Stile gehalten, mit größter Sorgfalt in allen Einzelheiten und mit lebhaften Farben und reicher Vergoldung ausgeführt. Einen wesentlich anderen Charakter zeigen die Figuren, denen wir auf den keramischen Erzeugnissen, hauptsächlich auf dem modernen Hizenporzellan, begegnen. Diese stellen meist Krieger in ihren schwerfälligen und überladenen, jede freie Bewegung hemmenden Rüstungen, oder Hofleute in ihren steifen zeremoniellen Kleidern dar, welche in ihrer übertriebenen Pracht den Eindruck von Theaterkostümen hervorrufen (Fig. 7).



Fig. 3. Kaga-Platte.

In der Darstellung des Buddha ist von den Japanern das Vollendetste nicht durch die Malerei, sondern durch die Skulptur erreicht worden. Das schönste Standbild desselben, welches als der vollendetste Ausdruck orientalischer Kunst gelten kann, befindet sich im Tempel Kama-Koura, hat 60 Fuß in der Höhe und zeigt den Religions-

stifter auf der Lotos-Pflanze sitzend. Der Ausdruck der Kolossal-Statue vereinigt ernste Größe und Majestät mit außerordentlicher Milde und Einfachheit. Der berühmte Reformator erscheint von der Glückseligkeit seiner Lehre des „Nirwana“, der Verachtung aller irdischen Dinge, erfüllt und der Künstler hat es meisterhaft verstanden, dieses vollständige Aufgehen der Seele in einer Idee in der Physiognomie des Kolosses wiederzugeben. Wogenartige Draperien umgeben seine enormen Glieder, eine aus Fischschuppen gebildete Kopfbedeckung krönt sein Haupt. Die zahlreich vorhandenen Darstellungen des Buddha sind fast alle Nachbildungen dieser Kolossalfigur und tragen als solche sämtlich den Ausdruck der inneren Ruhe und des seligen Sichverlierens in die Freuden einer überirdischen Welt.

Jener Einfachheit in der Zeichnung, welche für die japanische Kunst charakteristisch ist, begegnen wir auch in den Darstellungen aus dem Bereiche der Tierwelt, doch genügt dieselbe stets, um das Bezeichnende der momentanen Situation vollkommen zum Ausdruck zu bringen.



Fig. 4.
Kiku-Pflanze.

Ein großer Meister ist der Japaner in der Darstellung der Vögel, welche ein hauptsächliches Verzierungsmittel für seine keramischen Erzeugnisse bilden (Fig. 1 u. 8).

Gegenstände aus dem Pflanzenreiche gelangen meist nur in einzelnen Teilen, wie Zweigen, Blüten, Ranken, zur künstlerischen Verwendung (Fig. 2, 3, 10, 11, 12, 15). Es sind japanische Bücher vorhanden, welche Pflanzen in jeder Phase ihres Entstehens, Blühens und Verwelkens, bei Sonnen- und Mondlicht, bei Sturm, Regen und Schnee, darstellen. Alle derartigen Studien zeigen eine Freiheit der Behandlung und eine Gewalt des Ausdrucks, die sie auf eine hohe künstlerische Stufe stellen.

Im Landschaftlichen liebt es der Japaner, in einfacher Zeichnung einzelne Stimmungen durch besondere charakteristische Merkmale zu bezeichnen. So erscheint der Wind durch leicht bewegte Grashalme, durch nach einer Richtung hin sich beugende Zweige, durch einen, vergeblich nach einer Richtung hin sich abmühenden Vogel angedeutet (Fig. 14); der Regen wird durch senkrecht fallende Linien (Fig. 13), der Frühling durch leichte Lichter, welche auf eine junge und frische Vegetation fallen, bezeichnet. Einen besonders beliebten Gegenstand der Darstellung durch Zeichnung und Malerei bildet der Fusiyama, der heilige Berg, welcher von allen Japanern aufs Höchste verehrt wird.

In seinen frei erfundenen landschaftlichen Bildern behandelt der Japaner mit Vorliebe felsige Abhänge, Schluchten, pittoreske und wilde Szenerien.

Bekanntlich hat bei allen Völkern die Mythologie einen mächtigen Impuls zu künstlerischem Schaffen gegeben, und auch bei den Japanern tritt ihr Einfluß auf dasselbe unverkennbar hervor. Es sind verschiedene Arten, gewissermaßen einzelne Systeme mythologischer Darstellungen, denen wir in der japanischen Kunst begegnen. Einmal werden Götter, Heilige und Helden in einzelnen Figuren vorgeführt, dann sehen wir sie im Vereine mit Sterblichen, oft in den verschiedensten Beschäftigungen wiedergegeben, wobei ihnen nicht selten sagenhafte und mythische Tiere als Attribute beigefügt sind.

Andere Darstellungen rein dogmatischer

Natur haben die Freuden und Qualen jenseits des Grabes für begangene gute und böse Handlungen zum Gegenstande, oder zeigen die



Fig. 5. Bambus-Staude.



Fig. 6. Landschaftsmotiv mit Fichten.

Erschaffung der Welt, welche gewöhnlich in sechs Abteilungen vorgeführt wird. Unter denjenigen Gottheiten, welche aus Porzellan, glasiertem Stein u. a. angefertigt, in den Häusern zum Zweck der Verehrung aufgestellt werden, nimmt der des langen Lebens, „Shion-Rô“, auch Giogogin genannt, welcher als alter Mann mit weißem Barte erscheint, den ersten Rang ein. Ihm folgt Daikoku, der Gott des Reichen, ein untersetzter Mann in wohlwollender Haltung, wie ein Daimio aus der alten Schule gekleidet, und neben ihm Yebis, der Gott der täglichen Nahrung, welcher als der in Ungnade gefallene Bruder des Sonnengottes gilt.

Er ist zugleich der Schutzpatron der Fischer, eine Art Neptun nach japanischer Anschauung, und wird deshalb auf einem Felsen sitzend, eine Angelrute in der einen, den berühmten Fisch Tai in der andern Hand haltend, gebildet. Hoteï, der Hausgott der Zufriedenheit, lebt als Wandersmann ohne festes Heim, ist besonders von den Kindern geliebt und setzt sich zu ihnen, um ihnen seine Geschichten zu erzählen. Er erscheint als untersetzter Mann mit dickem Bauche und unbedecktem Haupte, in der Regel einen Sack, eine Lampe und einen Fächer in der Hand haltend. Bisweilen sieht man ihn auf einem Büffel reitend, auch wohl auf einem Sacke sitzend und mit einem Kinde spielend. Hoteï ist der Gott der Zufriedenheit in Armut und Dürftigkeit, ein japanischer Diogenes und vor allem der Liebling des Volkes.

Auf ihn folgt Tossi-Tokû, der ehrwürdige, hochgelehrte Doktor, ein ernster und liebenswürdiger alter Mann, in einen weiten Schlafrock mit langen Aermeln gekleidet und von einem Reh gefolgt. In der Hand hält er einen Fächer und einen langen Stab, an welchem seine Manuskripte befestigt sind. Seine hohe Gelehrsamkeit ist durch die stark entwickelte obere Partie des Kopfes, seine großen Augen und Ohren angedeutet. Er ist ein ewiger Wanderer, welcher überall die Schätze seiner Weisheit austeilt.

Die merkwürdigste Hausgöttin ist die Benzai-ten-go oder Benten, die Göttin der Schönheit, Gesundheit und edler, wahrer Liebe. Sie hat nicht die Bedeutung der griechischen Venus, der Repräsentantin der sinnlichen Liebe und körperlichen Schönheit, sondern erscheint vielmehr als die der vollendeten Weiblichkeit und als das erhabene Sinnbild der mütterlichen Liebe.



Fig. 7. Japanische Hofdame (Fayence-Figur).

Gewöhnlich wird sie sitzend, in einer nachdenklichen Haltung vorgeführt. Ihre Finger streifen leise die Saiten eines Instrumentes, welches sie selbst erfunden hat. Da sie zugleich als die Personifikation des Meeres, einer für den Japaner unerschöpflichen Quelle des Wohlstandes und Gedeihens gilt, wird sie am Ufer sitzend dargestellt. Sie entlockt den Saiten entzückende Melodieen, zu welchen das Rauschen der Wogen die Begleitung bildet.

Sobald sie ohne Instrument erscheint, hält sie in der einen Hand einen Schlüssel, in der andern die unschätzbare Perle, ist reich mit



Fig. 8. Vogel- und Pflanzen-Motiv.

einem kostbaren Mantel bekleidet und trägt auf dem Haupte ein Diadem.

Der letzte der japanischen Hausgötter ist der Bis-ja-mon, der Gott des Ruhmes. Er ist der Gott des Mannes und die Personifikation aller ritterlichen Tugenden. Als der Schutzpatron der Prinzen und Ritter findet er sich selten in den Hütten der Bauern, wo hauptsächlich der schlichte Hoteï verehrt wird. Bis-ja-mon ist kein populärer Gott, denn er ist das Symbol des Krieges, welcher dem Handelsmann und dem Bauern wenig Segen bringt. Er ist aber auch zugleich der Patron der Priesterklasse, die ihm, um dem Adel zu schmeicheln, besonders huldigt. Gewöhnlich wird er als Krieger in reicher Rüstung, eine Lanze mit einem Fähnchen in der Hand haltend, gebildet. Bisweilen trägt er auch auf der Hand eine Pagode oder das Modell eines Tempels, durch welches seine priesterliche Bedeutung angedeutet werden soll.

Von den übrigen Göttern sind endlich die des Windes, des Donners und des Krieges hervorzuheben. Der **Windgott** ist als ein groteskes Monstrum, mit einem aufgeblähten Sacke auf den Schultern dem Sturme entgegen arbeitend, dargestellt. Der **Donnergott**, halb Tier, halb Mann, sitzt hinter dunklen Wolken, umgeben von einem Kreis von Trommeln, auf welchen er abwechselnd Wirbel schlägt. Der **Kriegsgott** endlich wird als eine Figur mit drei Köpfen und zahlreichen Armen, welche verschiedene Waffen (Bogen, Schwert und Speer) emporhalten, gedacht und erscheint meistens auf einem Bären oder Pferde durch die Luft reitend.

In der Verzierungsweise, welche uns an den kunstgewerblichen Erzeugnissen der Japaner entgegentritt, zeigt sich zunächst als das Grundprinzip ihrer ganzen Entwickelung und Behandlungsweise die größte Freiheit, Ungebundenheit und Willkür in der Anwendung und Zusammenstellung geometrischer Formen, eine Willkür, welche den der Ornamentik der europäischen Völker beinahe durchweg zu Grunde liegenden Gesetzen der Symmetrie vollständig widerspricht, daneben aber ein Naturalismus in der Behandlung der zur Verwendung kommenden Pflanzen- und Tierformen, welcher sich uns als das Resultat des eingehendsten und liebevollsten Studiums aller Erscheinungen der Natur zum Zwecke freier künstlerischer Verwertung zu erkennen gibt.

Eine der gebräuchlichsten Arten der japanischen Verzierungsweise besteht darin, die verschiedenartigsten Muster auf einem Gegenstande vereinigt durch Trennungslinien zu einem bis-



Fig. 9. Fische und Schildkröte.

weilen regelmäßigen, meist aber möglichst unregelmäßigen geometrischen Ganzen zusammenzustellen. Auch richtet der Japaner das auf einem

Gegenstand aufzutragende Muster nicht nach den Verhältnissen desselben ein, sondern läßt von demselben willkürlich weg und fügt ihm hinzu, wie es ihm eben paßt. Was aber die Muster selbst betrifft, so erscheinen dieselben ebenso mannigfaltig und reich, als edel in den einzelnen Formen und der Komposition (Fig. 3, 10 u. 11).

Ein anderes Verfahren besteht darin, ein bestimmtes Ornament willkürlich zu zerreißen und mit den auf diese Weise entstandenen einzelnen kleinen Teilen größere Flächen zu dekorieren. Hiedurch bleiben bisweilen größere Stellen der Fläche leer, bisweilen werden dieselben auch durch reiche Blumen- und Pflanzenverzierungen, welche die Einförmigkeit des Musters glücklich unterbrechen, ausgefüllt.



Fig. 10. Satsuma-Vase.

Daß indessen der Japaner schon in frühester Zeit den Sinn für geometrische Formen besessen, geht aus seiner Heraldik hervor, deren Abzeichen wir, oft alleinstehend, oft in Verbindung mit anderen geometrischen Verzierungen auf Möbeln, auf Geweben, auf Tapeten u. a. begegnen. Hier erscheinen sie als Zeichnungen von größter Strenge und Reinheit der Linien, welche nicht selten an griechische Ornamente, oft auch an ägyptische Ornamentmotive erinnern.



Fig. 11. Kioto-Vase.

Am eigentümlichsten in ihrer Art zeigt sich die japanische Verzierungsweise da, wo ausschließlich Blumen-, Laub- und Rankenwerk zur Dekoration verwendet werden, denn hier dokumentiert sich vor allem eine rastlose Phantasie, welche immer neue Zusammenstellungen findet, sowie der Hang zur Anwendung möglichst glänzender und effektvoller Farben. Auch hier sucht der Japaner so viel als möglich Wiederholungen zu vermeiden und ist unerschöpflich in der Erfindung immer neuer Unregelmäßigkeiten (Fig. 3 u. 10).

Eine wunderbar reiche, auf vulkanischem Boden üppig gedeihende Vegetation, eine großartige, von Berg- und Hügelland durchzogene, an der Meeresküste hingestreckte Landschaft mußte im Japaner schon frühzeitig den Sinn und die Schwärmerei für die Schönheiten der Natur erwecken.

Um aus dem Pflanzenreiche die hauptsächlichsten, zu künstlerischer Verwendung kommenden Einzelheiten hervorzuheben, seien das Chrysanthemum, die Päonie, die Iris und die Lilie genannt.

Ein häufig wiederkehrendes Motiv ist das einer Schlingpflanze, Fudse genannt, welche eine große Höhe erreicht und sich durch ihre lang herunterhängenden Zweige mit ihren prachtvollen Blüten zur künstlerischen Verwendung besonders eignet.



Fig. 12. Satsuma-Vase.

Ein wichtigeres Element noch als die Blumen bilden für die Ornamentation die Bäume, besonders weil sie in Japan bei allen zeremoniellen Handlungen eine hervorragende Rolle spielen. Die vornehmste aller Baumarten ist der Kiri-mon, von Siebold Paulownia

imperialis genannt, eine Art von Bignonia, deren Blätter, mit drei Blütenstengeln verbunden, das Wappen des großen japanischen Helden Taikosama bilden. Auch die Kaiser haben den Kiri in ihr Wappenschild aufgenommen. Er hat Aehnlichkeit mit unserer Roßkastanie. Er wird meist naturalistisch dargestellt, für heraldische Zwecke aber in stilisierter Auffassung verwendet.

Außer diesem begegnen wir am häufigsten dem Pflaumenbaum, dessen schöne Blüten, da er im Februar blüht, als Symbol des Frühlings gelten und zum Schmücken der Altäre benutzt werden. Er gilt als ein heiliger Baum und findet sich gewöhnlich in der Nähe der Tempel. — Fast die gleichen Ehren genießt die, ebenfalls zu Verzierungszwecken vielfach verwendete Fichte, welche als Symbol des langen Lebens gilt und deshalb vor dem Palast des Kaisers gepflanzt wird. Mit Schnee bedeckt erscheint sie als Symbol des glücklichen Alters. Außerordentlich reizend ist ihre Verwendung für reliefartige Verzierung auf Lack- und Bronzearbeiten, namentlich in Verbindung mit Adlern, welche sich auf ihren Zweigen wiegen. Endlich ist noch die Bambusstaude zu erwähnen, deren schwankende Stengel und langgestreckte Blätter die reizendsten Motive bieten.

Im Bereiche der Tiere ist es zunächst die Vogelwelt, welche, namentlich für die Porzellanmalerei, vielfache Verwendung findet. Der Pfau und der Fasan, von denen der letztere in Japan die Größe des ersteren beinahe erreicht, bieten durch ihr herrliches Gefieder für die Malerei einen besonderen Reiz zur Darstellung.

Unter den Säugetieren, in denen der Japaner kein dankbares Dekorationsobjekt erblickt, finden nur wenige eine dekorative Verwendung. Als Ausnahmen hievon sind zu betrachten das Pferd, welches sich, in sehr freier künstlerischer Behandlung auf den in den Tempeln hängenden Votivtafeln findet, verschiedene wilde Tiere, wie der Fuchs und der Dachs, denen man die Fähigkeit zuschreibt, sich in jede menschliche Gestalt zu verwandeln, vor allem aber der Affe, welcher vielfach in grotesken und humoristisch gehaltenen Darstellungen, in Elfenbeinschnitzerei und auf Poterien vorkommt. Namentlich zeigt hier der Japaner eine große Geschicklichkeit im Hervorheben der Eigenschaften, welche den Affen dem Menschen ähnlich machen. Der Elefant erscheint ausschließlich als ein Emblem des Buddha und ist der indischen Kunst entlehnt.



Fig. 13. Regen.

Fig. 14. Wind.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem Volke, welches dem Meere so nahe wohnt, und in dem Glauben lebt, daß die große japanische Nation von einfachen Fischern abstamme, der Fisch eine besondere Rolle spielt (Fig. 9). An den Fisch knüpfen sich denn auch allerhand Gebräuche, wie z. B. der, jedem Geschenke einen gedörrten Fisch beizufügen, und so ist es auch der Fisch, der neben dem Vogel ein wichtiges Dekorationsmittel bildet.

Jeder Besucher der letzten Pariser Weltausstellung wird sich mit Vergnügen des kleinen Aquariums erinnern, welches auf dem Trocadero-Hügel eingerichtet, u. a. auch die mannigfaltigsten Arten japanischer Fische enthielt, in denen man die leibhaftigen Vorbilder jener, bisher von uns für grotesk gehaltenen Fischverzierungen an japanischen Vasen, Bronzen u. dergl. wieder fand. Neben ihren wunderbaren Formen ist es auch die Mannigfaltigkeit und der hohe Glanz in der Färbung ihrer Schuppen, welche den Künstler zur Nachbildung besonders reizen müssen. Eine der eigentümlichsten Erscheinungen ist der Teufelsfisch, welchem wir namentlich auf Elfenbeinschnitzereien häufig begegnen.

Auch Frösche, Eidechsen, Krebse, Schlangen und allerhand Schaltiere kommen neben den

Fischen auf Lederarbeiten, Lackarbeiten, Elfenbeinschnitzereien und Metallarbeiten vielfach zur Verwendung.

Außer den lebenden Tieren spielen aber auch die mythischen Tiergestalten, welche zum großen Teile der japanischen Mythologie angehören, in der Verzierungskunst eine wichtige Rolle. Unter diesen erscheint am häufigsten der Drache, welcher schon in den frühesten Zeiten von China aus in die japanische Kunst übertragen wurde. Sein Körper ist schlangenartig, mit unzähligen Schuppen bedeckt, und seinem Kopf ist ein möglichst gräßlicher Ausdruck verliehen. Nach seiner monströsen Bildung sollte man in ihm das Sinnbild des Bösen vermuten, während er nach japanischer Auffassung als das Bild der List und der Stärke angesehen wird. Die Japaner sehen zu diesem Ungeheuer, welches in allen wichtigen Vorkommnissen ihrer Kaiser und Helden auftritt, mit einer gewissen Verehrung empor. Die kaiserlichen Gewänder, die Waffen, die Möbel und Teppiche im Palaste tragen das Bild des Drachen, welcher hier eine große Perle in der einen Klaue hält. Die japanische Mythologie enthält, ebenso wie die chinesische, eine Menge von Erzählungen, in welchen der Drache zu Wasser und in der Luft die ungeheuerlichsten Dinge ausführt. Im Meere erscheint er häufig als der Bewahrer großer Kostbarkeiten, in der Luft als der Ueberwältiger anderer fabelhafter Untiere. Zur Verzierung finden wir ihn am häufigsten an Kupfergefäßen (Vasen, Räuchergefäßen u. dergl.), welche mit Email geschmückt sind, verwendet. Auf neueren Arbeiten begegnet man ihm seltener, als auf denen aus älterer Zeit.

Ein anderes wichtiges Tier in der japanischen Mythologie ist der Kirin, mit dem Kopfe und der Brust des Drachen, dessen Körper und Füße aber dem Hirsch und dessen Schweif dem Löwen entlehnt ist. Als Attribute werden ihm Flammen beigegeben, welche an der Verbindung der Füße mit dem Oberkörper erscheinen. Der Kirin gilt als ein übernatürliches Tier, welches in der Geburtsstunde eines besonders edlen Menschen und unter eigentümlichen Konstellationen der Sterne entstanden sein soll. Sein Lauf ist so flüchtig, daß sein Fuß weder ein Blatt berührt, noch ein Insekt zertritt. Sein Bild wird, wo es angebracht ist, als Glück verheißend angesehen.

Neben ihm erscheint bisweilen der sagenhafte Vogel Ho-ho, ein ebenfalls häufig auftretendes Fabeltier der Japaner. Man glaubt, daß er unsichtbar in den höchsten Luftregionen weile und nur zur Erde niedersteige, wenn ein Held, ein großer Philosoph oder ein Gesetzgeber geboren wird. Oft zeigt er sich als eine fliegende Federmasse ohne bestimmte Gestalt, bisweilen ist er auch vollkommen naturalistisch dargestellt und nur sein langer, in phantastischer Weise gebildeter Schweif erinnert an seine mythische Bestimmung.

Soweit wir die japanische Verzierungsweise kunstgewerblicher Arbeiten verfolgen, zeigt sich, daß dieselbe keineswegs als das Ergebnis einer gedankenlosen Willkür sich darstellt, sondern daß in ihr vielmehr den meisten, ja selbst den einfachsten, der Pflanzen- und Tierwelt entnommenen Motiven eine bestimmte Idee oder eine höhere symbolische Bedeutung zu Grunde liegt. Durch diese Erkenntnis aber und das mit ihr verbundene Verständnis dessen, was in den meisten Fällen als Willkür und Zerfall erscheint, muß sich für uns das Interesse und die Freude an der durch Zeichnung und Farbe an sich schon so anziehenden Ausschmückung der Erzeugnisse japanischer Kunstindustrie noch wesentlich erhöhen.



Fig 15. Schlingpflanze.

Elenjagd in Nordamerika.

Von

Hermann Vogt.

Dreimal in kurzen gleichmäßigen Pausen tönte der heisere Schrei des Käuzchens aus jener Waldecke zu mir herüber. Der Indianer Sebatis gab das verabredete Zeichen; er hatte die Fährte des Elens wieder gefunden, und ich eilte, geräuschlos an seine Seite zu kommen.



Corvus canadensis (S. 648).

Sebatis ist ein Sprößling des berühmten Stammes der Mohawk. Er hat indessen die Streitaxt längst unter den Wurzeln der seinen Wigwam in Pleasantpoint beschattenden Eiche begraben und lebt in Ruhe und Frieden mit den Passa-maquoddys in deren Reservation bei Eastport im Staate Maine. Die Jagd bildet die einzige Beschäftigung dieser zahmen Indianer, und wie alle Rothäute ist Sebatis ein gewaltiger Waidmann, der in den Geheimnissen des Landes wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen versteht, der die Namen und die Gewohnheiten jeglichen Wildes kennt und zur Ueberlistung desselben mit den scharfen Sinnen jene eigentümliche Schlauheit verbindet, die einem angebornen Instinkte entspringen mag, aber durch Erziehung und stete Uebung zu höchster Leistung entwickelt wird. Denn wie man nicht selten jungen indianischen Burschen, deren Alter acht bis zehn Jahre nicht überschreitet, mitten im Walde, meilenweit vom elterlichen Wigwam entfernt, mit ihren kleinen Bogen und den scharf gespitzten Pfeilen „auf dem Kriegspfade“ gegen Hasen und Krähen begegnet, so weiß der rote Mann aus einer Menge unbedeutender Anzeichen, die dem geübtesten europäischen Jäger vollständig entgehen, aus einzelnen abgebrochenen Zweigen, aus der Bewegung der Oberfläche eines Wassertümpels, aus einer halbverwischten Fußspur auf dem elastischen Moose seine Schlüsse zu ziehen, auf Grund deren er mit nie irrender Sicherheit das flüchtige Wild verfolgt und in den meisten Fällen als Jagdbeute heimzubringen weiß.

Dem weißen Manne ist deshalb die Begleitung eines Indianers auf der Jagd in der großartigen pfadlosen Einsamkeit des amerikanischen Waldes von hohem Nutzen und bei der tagelangen Streife nach dem mächtigen Elen fast unentbehrlich, denn mit unermüdlicher Geschicklichkeit schafft dieser abends mit Hilfe seiner Axt den nötigen Vorrat von trockenem Holz für die Nacht herbei, errichtet die kleine Hütte aus geschälter Baumrinde, versteht selbst im Regen und Schneesturm ein hellloderndes Feuer gegen die manchmal recht empfindliche Nachtkälte zu entzünden und zu unterhalten und weiß auch zur Mittagsrast immer den Trunk aus frischer Quelle zu entdecken.

So folgte auch ich seit dem gestrigen Tage in Gesellschaft des geschickten Sebatis und seines Bruders Swarsin, der einiges Lagergerät trug, den Doppelspuren von zwei Stück Elenwild, deren eine einem besonders starken Hirsche anzugehören schien.

Neben diesem letzteren Umstande bewogen mich nur die mir von früher her bekannte Erfahrung und Sicherheit meines Führers und seine Zuversicht zur Ausdauer, denn trotz angestrengter Wanderung über große Windbrüche, die das Elen mit den verhältnismäßig sehr hohen Läufen leicht und rasch überwindet, über Bäche, bergiges Geröll und ausgedehnte Sumpfflächen schienen wir uns dem scheuen und flüchtigen Wilde, das noch manchen Kilometer Vor-

sprung haben mochte und unaufhaltsam zu wandern schien, gar nicht zu nähern.

Am gestrigen Lagerfeuer hatte der sonst so schweigsame Indianer seine haarsträubenden Jagdabenteuer mit einem Ernste und einer Würde zum besten gegeben, die das Ungeheuerlichste zuweilen glaubhaft erscheinen lassen konnten und in der abergläubischen Weise seiner Nation sicheren Jagderfolg für heute in Aussicht gestellt. Dennoch neigte sich die Oktobersonne bereits wieder dem Untergange zu, ohne daß ein solcher näher gerückt schien.

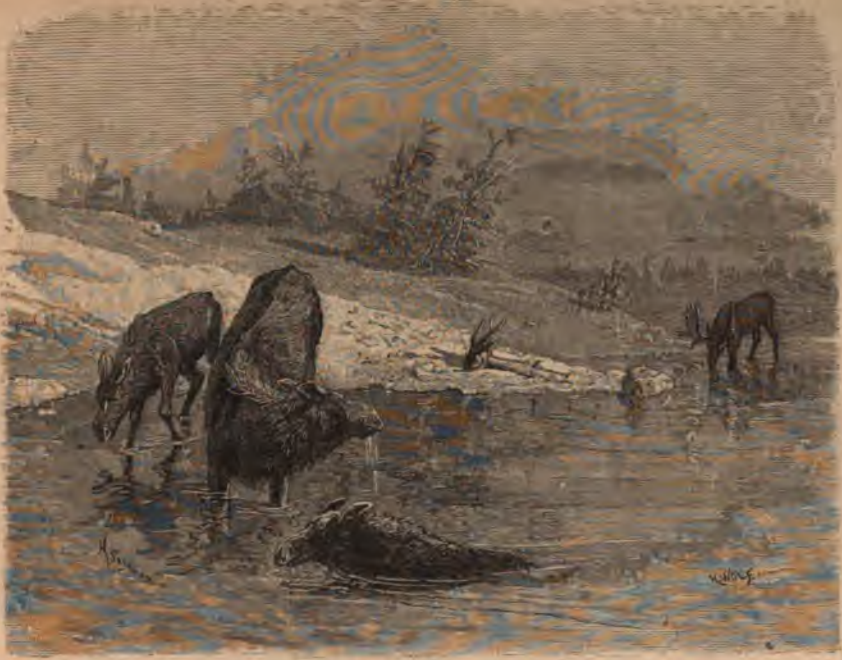
Nach abermaligem Durchsetzen einer weiten Morastfläche, wie sie das Elen namentlich während der Sommerhitze gern zu längerem Aufenthalte zu wählen und sich darin vor den Verfolgungen der quälenden Elenfliege und anderer bremsenartigen Insekten derartig einzuwühlen liebt, daß nur die Spitzen des Geweihs und die Nase zum Atemholen aus der



Elen, einen jungen Baum niederdrückend.

Oberfläche hervorragen, hatten wir uns getrennt, um einzeln den Austritt der Fährte auf festem Boden aufzusuchen.

Sebatis war der Glückliche. Er hatte den Platz gefunden, wo nach der frisch abgeschälten Rinde und den niedergebogenen und abgebrochenen jungen Stämmen zu urteilen, auf die das Elen sich rittlings mit der ganzen Wucht des schweren Körpers setzt, um zu den höher gelegenen Knospen und zarten Schößlingen, seiner Lieblingsnahrung, zu gelangen (s. o. Abb.), unser Wild noch vor ganz kurzer Zeit sich geäst haben mußte. Mit äußerster Vorsicht, um das scheue Wild nicht wieder aufzujagen, pürschten wir, die Büchse schußbereit im Arm, auf der sich jetzt deutlich abhebenden Fährte weiter. Schwärme jenes krähenartigen Vogels (S. 647), von der Wissenschaft als Corvus canadensis bezeichnet, in der Jägersprache Whiskey-jack und von den Rothäuten in ihrer Zunge ump-kaun-sis genannt, welche dem Elen zu folgen pflegen, ihn von der Plage der Insekten befreien und deshalb so dreist werden, daß sie nicht nur auf dem Rücken der Tiere niedersitzen, sondern furchtlos auch dem lagernden Jäger sich nähern, um die abfallenden Brocken seines Mahles zu erhaschen, kündeten uns die Nähe des mit solcher Beharrlichkeit verfolgten Wildes an, und dort auf jener Lichtung entdeckten wir auch bald das alte Tier, in voller Ruhe und Sicherheit sich äsend. Aber vom Hirsche keine Spur; der hatte argwöhnisch wahrscheinlich



Elen-Familie.

seinen eigenen, versteckter gelegenen Lagerplatz gefunden.

Mein Jagdgenosse versuchte nun, immer unter dem Winde, durch das dichte Unterholz auf Händen und Füßen vorsichtig vorwärts kriechend, das weibliche Wild bis auf Schußweite anzuschleichen, und bald verkündete mir der scharfe Knall der nie fehlenden Büchse den Erfolg. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Geschicklichkeit verstehen die Indianer das erlegte Wild „abzuledern", und mit dem besten Wildbret zum schmackhaften Abendbraten versehen, suchten und fanden wir bald einen geschützten und passenden Lagerplatz, um nach den Anstrengungen des Tages einigermaßen auszuruhen, und abends den Hirsch, dessen riesige Fährte sich in der Nähe scharf ausgeprägt fand, zu „locken". Diese Art der Jagd wird in den Monaten September und Oktober während der Brunftzeit betrieben, und die Indianer, die mit ihrer modulationsfähigen Stimme die Stimmen der Tiere des Waldes überhaupt meisterhaft nachahmen, verstehen mittelst einer aus Baumrinde selbst gefertigten



Auf der Elenjagd.

trompetenartigen Pfeife den Ruf des alten Tieres so täuschend wiederzugeben, um selbst den argwöhnischen Hirsch zu überlisten. Nur zu leicht erwacht aber dessen Mißtrauen und er pflegt dann ohne Antwort lautlos nach weit entfernten Orten hinüberzuwechseln und so die Schlauheit des geprellten Jägers zu überbieten.



Indianer, den Elen-Ruf nachahmend.

Mit eintretender Abenddämmerung, die wie der frühe Morgen hierzu sich eignet, waren unsere Vorbereitungen beendet, und als der aufgehende Mond den hochstämmigen Wald und den Teich, an dessen Ufer wir Posto gefaßt hatten, mit seinem ungewissen Lichte übergoß, erschreckte mich fast der klagende Lockruf der Elenkuh dicht neben mir in seiner vollkommenen Naturwahrheit. Bald antwortete das schmetternde, durchdringende Gebrüll des Hirsches zuerst aus ziemlicher Entfernung, dann sich langsam nähernd, wobei das vorsichtige Wild im weiten Kreisbogen ausholte, um uns den Wind abzugewinnen. Auch nicht das geringste Geräusch brechender Zweige oder rollender Steine war zu vernehmen, denn das Elen ist trotz seiner anscheinenden Schwerfälligkeit nicht allein sehr rasch, sondern versteht auch in seinem Argwohn sich vollständig lautlos fortzubewegen, und schon fürchtete ich einen Mißerfolg, als mich der markerschütternde herrische Schrei aus nächster Nähe unter dem Schatten der Bäume in guter Schußweite die dunkle Masse des Wildes erkennen ließ. Ich zielte so gut ich vermochte, und nachdem der Rauch sich verzogen, fanden wir einen Kapitalhirsch durch glücklichen Blattschuß niedergestreckt. 6′ 5″ im Widerrist hoch, 4′ 5″ lang und etwa 1200 Pfund schwer, war er von jener glänzend schwarzen Farbe, die das Wild im besten Alter kennzeichnet und erst in späteren Jahren dem schmutzigen Graubraun weicht. Der 2′ 5″ große Kopf mit den fußlangen Ohren, der der Erscheinung des Elenwildes vorzugsweise den Eindruck des Schwerfälligen gibt, trug ein mächtiges Geweih, welches ein Gewicht von 45 Pfund erreichte und dessen äußerste Spitzen 4′ 3″ von einander abstanden.

Wenn diese Zahlen nach Größe und Ge-

wicht auch vielleicht nicht jene fabelhaften Tiere erreichen, von denen unsere Großväter erzählten, welche zu Zeiten der ersten Ansiedelungen die Urwälder bevölkerten und dem Settler in den östlichen Staaten der Union und Kanadas mit ihrem Wildbret den Hauptbestandteil seiner Nahrung, mit der Decke Schuhwerk und Kleidung lieferten, so durfte ich doch mit Recht auf meine Jagdbeute, als auf eins der stärksten Exemplare der Jetztzeit, stolz sein.

Mit der fortschreitenden Kultur, mit Lichtung und Ausrottung der Wälder in der ursprünglichen Heimat des Elentieres scheint nämlich nicht allein das Wild in seiner Mächtigkeit zu degenerieren, sondern der Bestand desselben hat der Zahl nach erheblich abgenommen und ganze Gegenden sind auf dem Zuge nordwärts und westwärts verlassen. Jetzt kommt es hauptsächlich noch in den Staaten Maine, Vermont, Neu-Hampshire, an den Ufern der fünf großen Seen und in den kanadischen Provinzen Neu-Brunswic und Nova-Scotia vor, welche Gegenden ihm durch die große Zahl kleiner Seen und morastiger Waldparzellen besonders zuzusagen scheinen.

Jahrelang ist man gewohnt gewesen, allem Weidmannsbrauche zum Trotz das edle Wild während des tiefen winterlichen Schnees, der seine Beweglichkeit hindert, einzukreisen und ähnlich dem Büffel oder dem Rindvieh auf den weiten Prärien des Westens, nur der Häute wegen, zu Hunderten zu erschlagen. Wenn dem im Interesse der Jägerei in den letzten Jahren auch durch gesetzliche Bestimmungen Einhalt gethan wurde, so ist der Wildstand durch diese Schlächtereien doch natürlich sehr zurückgegangen und das Wild hat einen besonders scheuen und argwöhnischen Charakter angenommen. Wo früher starke Rudel den Wald durchstreiften, findet man jetzt nur noch einzeln stehende Tiere, die nur im Winter zu gemeinsamem Schutze gegen den Angriff der Wölfe und andern Raubzeuges sich in kleine Rudel, die sog. mooseyards, vereinigen. Diese Rudel wählen einen gegen Wind und Wetter möglichst geschützten Standort, dessen Nähe an jungen Bäumen mit wohlschmeckender Rinde genügende Nahrung während des Winters zu bieten verspricht, und setzen sich meist aus Hirsch, altem Tier und dem Satze zweier Jahre zusammen. Dieser erfolgt anfangs Mai und besteht in zwei bis



Feuerjagd auf Elen (S. 652).

drei Kälbern, welche sich durch die weißgesprenkelte hellbraune Färbung kennzeichnen und erst im dritten Jahre die dunklere Farbe des jagdbaren Hirsches annehmen. So besteht ein Yard durchschnittlich aus 6—8 Stück Wild, während die ältesten Hirsche, die eine Lebensdauer bis zu 20 Jahren erreichen, auch im Winter einsam zu leben pflegen.

Im Januar wirft der Hirsch das Geweih ab, das erst im August vollständig ersetzt in neuer Pracht ihn schmückt. In der folgenden Brunftzeit versteht er von dieser Waffe seinen Rivalen gegenüber ausgiebigen Gebrauch zu machen. Die Wälder ertönen dann nachts von dem Gebrülle und Gestampfe kämpfender Hirsche, deren Geweihe nicht selten sich derartig unlösbar ineinander verwickeln, daß beide Tiere elend darüber zu Grunde gehen.



Elenrudel.

Kurz vor Beginn der Brunft und während derselben fällt die Hauptjagdzeit. Der Hirsch ist feist und gut im Wildbret und trägt glattes, festanliegendes Haar, so daß Braten wie Decke eine gleich verlockende Beute bilden. Auch dem Jäger brennt für die Anstrengungen des Tages in dieser Jahreszeit die Sonne nicht mehr zu heiß, während der späte Indianersommer ihm die Wohlthat einer lauen Nacht für ein notwendiges Lager unter freiem Himmel gewährt.

Hat sich das Wild nicht anschleichen lassen und will auch dem lockenden Rufe der Rindenpfeife nicht folgen, so nimmt man seine Zuflucht zur Jagd bei Fackelschein. Nachdem der Standort des Elen noch im Laufe des Tages „festgemacht“ ist, wird an freier Stelle ein hochloderndes helles Feuer entzündet, dessen Scheine sich das Tier langsam aber stetig nähert, von unwiderstehlicher Anziehungskraft getrieben, Vorsicht und Argwohn vergessend, um so die sichere Beute des verborgenen Jägers zu werden.

Befindet sich der Lagerplatz des Hirsches für die Nacht in der Nähe eines jener häufigen Sumpfteiche, so pürscht man ihn wohl mit dem Kanoe an (S. 651), in dessen Stern eine helle

Fackel geschwungen wird. Regungslos erwartet das Tier die Annäherung; aber diese Jagd ist mit verhältnismäßiger Gefahr verbunden, denn der Schuß in dunkler Nacht aus schwankendem Kahne ist unsicher und der verwundete Elenhirsch, sonst scheu und furchtsam, nimmt, wenn gestellt, selbst den Menschen an, wirft sich nicht selten mit gewaltigem Sprunge gegen das Kanoe und tritt gleich dem wütenden Stiere das umgestürzte Boot und seine Insassen unter die Hufe, mit dem breiten Schaufelgeweih den Boden schlagend und aufrührend.

Wenn mit dem Abnehmen des Wildstandes die Jagd auf das Elen auch mühevoller und anstrengender geworden sein mag, so erhöhen diese Schwierigkeiten doch anderseits gerade ihren Reiz, und dem kühnen und eifrigen Jäger schwebt stets als einer der höchsten weidmännischen Genüsse vor Augen „die glückliche Pürsche auf diesen König des amerikanischen Waldes“.

Das ewig Wahre.

Von

König Oskar II. von Schweden und Norwegen.

Deutsch von Emil Jonas.

Sahst du empor von Ostens Purpursaum
In Majestät des Tages Herold schweben
Auf Strahlenbahnen durch den Weltenraum;
Sahst du von seinem Flammenblick das Leben
Erwachen und die lächelnde Natur
Voll frischen Dankes, daß die Nacht verflossen
Und Frühlingskeime aus dem Eise sprossen,
Den Blick erhöh'n zum leuchtenden Azur?

Wenn auf dem Haupt des Felsens schmilzt der Schnee,
Wenn jede Pflanze neuen Trieb gewonnen,
Der Lilie Blumenhaupt sich hebt am See,
Und reifend sich die gold'nen Früchte sonnen;
Dann preist des Menschen Seele ihr Geschick,
Und seine Wangen netzen Freudenthränen; —
Doch ach, was ist der Erde Frühlingssehnen?
In Wolkennacht ein kurzer Sonnenblick!

Es gibt ein schön'res Licht, ein edles Sein,
Das nie vergeht und niemals kann verglühen,
Das alle Nacht erhellt mit Gnadenschein
Und uns als Stern der Hoffnung soll erglühen:
Das ist die „Wahrheit“, dieser Erde fern;
Doch wer sich ihrer Leitung mag vertrauen,
Der darf zu ihr als bester Freundin schauen,
Und ihr gelobet sich der Weise gern.

Zu deuten suche nur ihr Bilderwort,
Und flieh' das Irrlicht, das dich in der Wüste
Verlocken möcht', wo ohne Vaterhort
Schon mancher schwer den Schritt vom Wege büßte.
Wie mühevoll des Meisters Pfad auch war,
Wie arm an Freude, Ehr' und jedem Lohne,
Um deine Stirne doch die Lorbeerkrone,
Sie trägt meist Rosenblüten wunderbar.

Und selig dann, wie in der heil'gen Nacht,
Sieht seinen Leitstern über sich, den klaren,
Der Wand'rer, der sein Tagwerk treu vollbracht,
Und liebend diente nur dem ewig Wahren!
Dann über Betlehem auch wird es hell,
Es eint der Riß sich und die Schleier fallen,
Und aus des Tempels Tiefe hörst du schallen:
„Sieh, treuer Wand'rer, hier der Wahrheit Quell.“

Der Blutmeister.

Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Krieg

von

Ludovika Hesekiel.

I.

Schwarze, regenschwere Wolken schoben sich langsam am Himmel dahin, glutrote Flammen und dunkle Rauchsäulen züngelten zu ihnen empor, hier und da fiel ein Schuß oder ein Trompetensignal tönte durch die Nacht. Die Kaiserlichen hatten sich der Stadt Altenburg bemächtigt, deren Herr, Herzog Johann Philipp zu Sachsen, es noch mit dem Schwedenkönig hielt, obgleich sein kurfürstlicher Vetter in Dresden bereits an ein Bündnis mit dem Waldstein dachte, den der Kaiser gegen Gustav Adolf aufgeboten hatte.

Sonst verfuhren die Sieger nicht hart mit der Stadt, und es war ein Glück für dieselbe, daß sie nicht Zeit hatten, sich lange darin aufzuhalten, denn es kam Befehl, unverzüglich weiter, dem Schweden entgegenzurücken. So zogen sie also ab, die sich die Truppen des deutschen Kaisers nannten und in deutschen Landen hausten wie in denen fremder Feinde; war freilich auch viel verlaufenes Gesindel darunter, das überhaupt kein Vaterland hatte, und die Anführer waren auch aus aller Herren Länder zusammengeweht. Lieb' und Treu' schienen verklungene Sagen, nur der grimme Soldateneid hielt die Krieger bei der Fahne, und der liebe Gott, der doch sonst nach dem Sprichwort keinen Deutschen verläßt, schien sein Deutschland ganz vergessen zu haben. Das mochte auch der alte Mann denken, der sinnend in einem hübschen, aus Ziegeln erbauten Hause saß, welches mitten in dem Forste stand, der sich zwischen Altenburg und Windischleuba hinzog. Das Haus war die Wohnung des herzoglich sächsischen Wildmeisters Matthäus Schilder, der es mit seiner einzigen Tochter Bertha, einem siebzehnjährigen Mägdlein, und seinen Jägern bewohnte. Der jüngste Jäger, der blonde Konrad, galt für Berthas künftigen Gatten, und der Wildmeister widersprach wenigstens nicht, wenn vor seinen Ohren die Rede davon war. Er sprach überhaupt nicht viel und sah immer ernst drein; sein Haar war silberweiß und seine Haltung gebeugt, obgleich er noch nicht alt war. Der Herzog schätzte ihn über die Maßen als einen treuen Diener, und wenn er auch sein Amt mit Strenge verwaltete, die Jäger hingen doch an ihm, denn auf Wald und Wild verstand er sich, wie auf noch manches andere, wovon man aber nicht laut sprach, sondern nur beim Spinnrocken flüsterte.

Es sah sauber und freundlich aus in der Stube des Wildmeisters; freilich waren die Wände nur mit Kalk beworfen, aber der Fußboden bestand aus hölzernen Dielen, die so blank gescheuert waren, daß sie keinen Fleck zeigten; der feine weiße Sand war in zierlichen Mustern darüber gestreut; beim Anblick dieser blitzblanken Stube hätte man nicht an Krieg und Kriegsgeschrei gedacht, das doch auch bis hierher gedrungen war; aber Jungfer Bertha, die eine echte Sächsin war, hatte der heulenden Magd gedroht, ihr den Wassereimer über den Kopf zu gießen, wenn sie nicht ruhig weiter scheuere. Das sollte doch niemand Wildmeisters Bertha nachsagen, daß sie einen Tag ihre Stube nicht habe scheuern lassen, nicht einmal die Kaiserlichen, wenn sie wirklich kamen. Der braune Eichenholztisch, vor dem jetzt ihr Vater saß, seinen hochlehnigen Stuhl, die Schemel, den kupfernen Leuchter, der auf dem Tisch stand, den grünen Kachelofen, die Teller und Löffel auf dem Gesims, die Bibel im Fenster, das hatte sie selber alles gesäubert und stand jetzt hochaufatmend vor dem alten Mann, der sie voll Stolz betrachtete. Grund hatte er dazu; ihr grünes Wollenkleid, am Saume mit einem dunkleren Streifen derselben Farbe besetzt, trug sie noch von der Arbeit her aufgeschürzt, und so kräftig ihre hohe Ge-

stalt auch sonst war, der Lederschuh und der grüne Strumpf mit den roten Zwickeln zeigten einen zierlichen Fuß. Das Kleid ging hoch zum Halse hinauf, wo es in einer weißen Krause endete, die Aermel waren kurz und zeigten die schönen vollen Arme; ein dunkelrotes Band schlang sich durch das blonde Haar, das in zwei Zöpfe geflochten war, die bei jeder Bewegung des raschen feurigen Mädchens auf ihrem Rücken zu tanzen schienen. Ihre blauen Augen funkelten wie Edelsteine und in ihren Wangen zeigten sich, wenn sie lachte, was sie sehr oft that, zwei reizende Grübchen. Sie sah ihrem Vater gar nicht ähnlich, denn dessen Gestalt war schlank und fein, seine Gesichtsfarbe bräunlich, die Augen dunkel, der Ausdruck seiner Züge ernst und still. Er trug ein dunkelgrünes Wams, dunkle Beinkleider und Schuhe, eine flache Mütze auf dem weißen Haar und in Anbetracht der unruhigen Zeiten den Hirschfänger sogar in der Stube an der Seite; auch lehnte ein geladenes Gewehr neben seinem Stuhl.

„Bist nun wohl rechtschaffen müde von allem Hantieren, mein Kind,“ redete er die Tochter an.

Sie fuhr sich mit der weißen Schürze über das heiße Gesicht. „War nicht so arg, Vater; jetzt hol' ich dir einen Trunk Bier, und nicht wahr, ich kann den Mannsen da draußen auch eine Kanne bringen.“

Sie meinte die Jäger ihres Vaters, die Wache halten mußten, damit nicht etwa Versprengte von den Kaiserlichen einen Angriff auf das einsame Haus versuchten; auch die Hunde waren sämtlich losgekoppelt und bildeten ein gar nicht zu verachtendes Verteidigungskorps.

„Bring' ihnen eine Kanne und vergiß mir ja den Konrad nicht,“ neckte der Wildmeister seine Tochter. Er sah immer noch trauriger drein als sonst, wenn er scherzte, als koste es ihm schwere Ueberwindung.

Bertha lachte hell auf und ging lachend davon. Der Wildmeister trat ans Fenster; er öffnete eine der kleinen, in Blei gefaßten Scheiben und horchte hinaus, scharf spähend, mit Auge und Ohr zugleich, wie es nur der Jäger versteht.

„Sie kommen nicht,“ murmelte er, „wir können morgen wie gewöhnlich an unsere Arbeit gehen. Ich will die Lade auch wieder wegschließen.“

Der Wildmeister holte aus einem verborgenen Fache hinter dem Kachelofen eine hölzerne Truhe mit sauberen Eisenbeschlägen vor, die er dorthin gestellt hatte, um sie bei einem Angriff der Kaiserlichen deren raubgierigen Augen zu entziehen. Ehe er sie in den kleinen, nicht eben sehr sicheren Schrank unter dem Fenster setzte, in dem sie gewöhnlich ihren Platz hatte, hob er sie auf den Tisch und öffnete das kunstreiche Schloß, als müsse er sich überzeugen, daß ihr Inhalt unberührt sei. Sie enthielt an Wertsachen nur den wenigen Schmuck seiner Tochter und ein paar Gnadenmünzen, die er nach großen Jagden von seinem herzoglichen Herrn und dessen fürstlichen Gästen erhalten hatte. Sonst lagen nur Briefe darin, meist solche des Herzogs, die sich auf Jagd und Forst bezogen, gnädige und ungnädige. Da war bei einer Koppeljagd ein Hirsch tot gefunden und ausgeliefert worden, hatte aber die rechte Stange verloren, und der Herzog schrieb deshalb sehr zornig: „Wildtmeister, schaffe die Stange, oder die Sonne soll dich nicht bescheinen zwischen hier und Johannis, Haferkorn sage, er soll einen Stumpen Schilling haben, warumb er so unfleißig, der Donner und der Teufel soll euch rühren und führen, Wornach du dich eigentlich zu achten, Datum ut in litteris. Johann Philipp.“ Grimmig klangen die Worte und die großen steifen Buchstaben paßten zu den Worten, sie mußten aber nicht so schlimm gemeint sein, denn der Wildmeister sah sie fast freundlich an, war's doch die Hand seines geliebten Herrn, welche sie geschrieben, und die persönliche Treue zwischen Herrn und Diener war wenigstens noch nicht ganz ausgestorben im deutschen Lande. Langsam legte er die Briefe wieder übereinander, plötzlich zuckte er zusammen, seine Hand hatte an ein Blatt Papier gerührt, das offenbar den Flammen entrissen worden war, denn es war angesengt, von Rauch geschwärzt, so daß die Buchstaben, die darauf standen, kaum noch zu entziffern waren; aber der alte Mann, der jetzt stöhnend das Haupt in beiden Händen barg, der wußte sie auswendig. Ein Windstoß fuhr um das Haus, wie sie im Herbst nicht selten sind, es krachte und knackte in den Bäumen draußen, es rüttelte an Fenstern und Thüren, und der alte Mann bebte, als ginge ein Sturm auch durch seine Seele. Lange genug war's her,

fünfzehn Jahre und drüber, damals hatte er ein junges, schönes Weib; er war selbst ein schmucker Gesell und sie liebten einander, wie sich alle Eheleute lieben sollten. Dann war der fremde Jägerbursch in seine Dienste getreten mit der wunderbaren Singstimme, von der selbst die Frau Herzogin so viel Rühmens machte, und mit der Singstimme hatte er seines Weibes Herz verführt, daß es sich ihm ab und dem Fremden zuwandte. Weit vom Rheine her war er gekommen, und sie sagten, er sei ein verkleideter Prinz, weil er so artige Manieren und ein so feines Aeußere hatte; vielleicht hatte Frau Ida das auch geglaubt und die Eitelkeit hatte vollendet, was die schöne Singstimme begonnen. Der Jäger verschwand mit des Wildmeisters Weib; sie ließ ihn allein mit seinem Kinde, und wenn er ihr hätte verzeihen können, daß sie ihm die Treue gebrochen, er konnte ihr nicht vergeben, daß sie ihr Kind verlassen hatte. Lange Jahre hatte er nichts von ihr vernommen, dann war das Blatt gekommen, das da vor ihm lag, und das ihn zu ihr rufen sollte, die sterbend in einer Köhlerhütte am Wege lag. Er hatte den Ruf überhört und war nicht zu ihr gegangen; das Blatt hatte er in die Flammen seines Ofens geschleudert, desselben großen grünen Kachelofens, der ein stummer Zeuge seines Glückes ehedem und dann seines Schmerzes, seiner Einsamkeit gewesen war. Am andern Morgen aber hatte ihm Bertha das halbverbrannte Blatt auf den Eichentisch gelegt und ahnungslos dazu gesprochen: „Das habt Ihr wohl aus Versehen ins Feuer geworfen, Vater," denn man hatte damals noch großen Respekt vor Geschriebenem. Wie eine Mahnung war's dem alten Manne gewesen und nun hatte er sich doch aufgemacht, aber er war zu spät gekommen; sie war tot, und am Wege hatte man sie eingescharrt; der Wildmeister merkte sich den Platz unter den drei Buchen und wanderte manchmal dahin, Bertha ahnte es nicht, daß ihre Mutter dort begraben lag. Sie hatte immer nur gehört, diese sei vor langen Jahren auf einer Reise zu den Ihrigen im Meißnischen verstorben. Wer sollte sie anders berichten? Sie kam selten aus dem Walde heraus, und drinnen in Altenburg dachten die wenigsten noch an die schöne Wildmeistersfrau. Daß der Matthäus Schilder immer so ernst drein sah und so früh weißes Haar bekommen hatte, war kein Wunder; das kam von der unheimlichen Gabe her, die er von den Vätern ererbt hatte, und die, wenn sie auch andern nur Segen brachte, doch meist mit Unheil zusammenhing. Die Schilders konnten seit uralten Zeiten das Blut besprechen; unter der Berührung ihrer Hand schloß sich jede Wunde; darum hießen sie die Blutmeister von Altenburg, und Matthäus war der letzte. Nicht nur auf den Dörfern, auch in der Haupt- und Residenzstadt Altenburg, ja sogar in der herzoglichen Familie wurde oft der Fall in Erwägung gezogen, ob Konrad Haferkorn, wenn er die letzte Schilder freie, auch den Blutsegen erben werde. Die einen sagten: „nein, die geheimnisvolle Gabe hänge mit den Schilders zusammen," die andern: „sie gehöre zur Wildmeisterei, und wenn Konrad Haferkorn die bekomme, dann müsse er auch Blutmeister werden." Zur Stunde schien sich Konrad Haferkorn noch nicht viel darum zu grämen, denn eben trat er über die Schwelle, groß und blond und blauäugig, fröhlich und gesund wie seine Bertha, die, lustig mit den Deckeln der geleerten Bierkannen klappernd, hinter ihm drein kam.

„Wir können die Wache einstellen, Meister," sagte er, „es rührt sich nichts im Wald, als der Sturm."

„Dann trag' das Essen auf, Kind," befahl der Alte und that einen schrillen Pfiff auf einer kleinen Pfeife, die ihm am Halse hing. Die Truhe hatte er gleich bei Konrads Eintritt zugeklappt und trug sie jetzt in das Schränkchen, während seine Jäger eintraten. In einer mächtigen irdenen Schüssel trug Bertha die dampfende, scharf gewürzte Wildsuppe auf, dann holte sie ein mächtiges Brot und es gegen die volle Brust stemmend, schnitt sie nicht eben kleine Stücke davon ab. Mit glänzenden Augen sah ihr Konrad zu und machte ihr neben sich Platz, ja er nahm wirklich einen Arm vom Tisch, während die andern mit beiden darauf lagen, aber nur um ihn um den Nacken seines Mädchens zu legen. Im Takt fuhren die hölzernen Löffel in die Schüssel, nur der Wildmeister hatte einen von Horn, und tiefes Schweigen herrschte an dem großen Eichentisch, an dessen unterem Ende auch die alte Magd saß, nachdem der Wildmeister das Tischgebet gesprochen hatte. Als die Suppe gegessen war, trug Bertha kleine

harte Käse auf, so hart, daß sie unter den Messern der Männer zersprangen und unter lautem Gelächter derselben mehr als einmal über den Tisch kollerten. Das waren die „Messerspringer“, der Hauptbestandteil jeder Mahlzeit. Die wackeren Waldsöhne waren noch lange nicht fertig mit ihrem sehr verspäteten Abendbrot, als die Hunde, die sie aus Vorsorge draußen gelassen hatten, wütend anschlugen; zugleich hörte man Hufschlag und Stimmengewirr. Die Jäger sprangen auf, die Magd schrie schon wieder Zeter, der Wildmeister und Bertha erhoben sich ruhiger, Konrad eilte hinaus, kam aber bald wieder zurück, nachdem er die Hunde beruhigt hatte, gefolgt von einem ältlichen, kräftigen Manne in der Kleidung der herzoglichen Diener.

„Anton, was führt dich hierher,“ rief der Wildmeister erstaunt, der in dem Ankömmling des Herzogs Büchsenspanner erkannte.

„Herzoglicher Befehl, Wildmeister,“ entgegnete der, „du sollst gleich aufs Schloß kommen; es liegen ein paar vornehme Herren blutend und die Aerzte wissen sich keinen Rat; habe dir ein Pferd aus dem Marstall bringen müssen.“

„Ich komme,“ entgegnete der Wildmeister.

Niemand fragte, ob der Weg auch sicher sei, der Herzog hatte befohlen, der Diener kam.

Während der Wildmeister sich zurecht machte, holte Bertha dem Büchsenspanner eine Kanne Bier und der erzählte zum Dank von der Belagerung, so daß die Jäger Mund und Nase aufsperrten. „Ich hab' die Herrschaften auf deinen Vater gebracht,“ erzählte er dem Mädchen, „und der Herzog schickte mich auch gleich ab, obgleich der Herr Hofprediger fuchsteufelswild war und die ganze Geschichte katholischen Unsinn und sträflichen Aberglauben nannte.“

„Die Wildmeister von Altenburg sind evangelisch, seit Dr. Martin Luther, der große Gottesmann, zum erstenmale in der Brüderkirche predigte,“ entgegnete Bertha stolz.

„Dein Vater wird's ja dem gestrengen Herrn zeigen, daß er nicht umsonst der Blutmeister heißt,“ antwortete Anton lachend.

Das Mädchen schauderte. „Was hast du denn?“ fragte der Büchsenspanner erstaunt, „du bist doch sonst nicht so zimperlich, fürchtest dich nicht, mit den vielen Mannsen allein zu bleiben, und schauderst vor dem Wort Blut!“

„Die Mannsen thun mir nichts,“ rief das Mädchen, „die alten Kerle wissen, daß ich ihres Herrn Tochter bin, und der Konrad meint's ehrlich, aber ich hab' mich immer gefürchtet, wenn sie den Vater den Blutmeister geheißen und das Blut still stand auf seinen Willen; laßt aber den Vater nicht von solcher Thorheit wissen.“

Anton nickte; das Frauenvolk war eben immer wunderlich. Da kam auch schon der Wildmeister, Bertha und Konrad begleiteten die Männer vor das Haus. Das Mädchen leuchtete mit einer Kienfackel und liebkoste die riesigen Jagdhunde ihres Vaters dazu, die an ihr hinaufsprangen. Eine Weile noch blieb sie so stehen, bis sie den Hufschlag der Pferde nicht mehr hören konnte, dann ging sie ins Haus zurück, verwahrte Thüren und Fenster, und setzte sich mit der alten Magd ruhig wie immer an ihren Spinnrocken, unbekümmert um den Sturm, der draußen weiter tobte.

II.

Rasch trugen die feurigen Rosse die Reiter durch den Wald, über die Landstraße gen Altenburg; einsam und still war's nicht auf ihrem Pfad, denn Scharen von Bauern kamen ihnen entgegen, die vor den Kaiserlichen in die Stadt geflüchtet waren, obgleich sie ihnen da gerade in die Arme liefen und nun nach deren Abzug auf ihre Dörfer zurückkehrten. Verstört genug sahen sie aus und voll Besorgnis um das, was sie daheim finden oder besser nicht wiederfinden würden; grimmig hatten die Männer die kleinen Hütlein in die Stirne gedrückt und die harten Thaler, die ihren Röcken sonst als Knöpfe dienten, herabgerissen und im Hosensack versteckt; verstört und grimmig sahen sie drein, die Abkommen der alten Sorben-Wenden, die noch heute ihre alte Sprache und Tracht nicht ganz aufgegeben haben, aber nicht etwa geknickt und gedemütigt, sie stampften einher in ihren Pluderhosen und hohen Stiefeln, als hätten sie den herrlichsten Sieg erfochten. Und die Mädchen und Frauen gar, in ihren unbeschreiblich kurzen Röcken und mit den von der Kappe flatternden Bändern, die konnten gar nicht anders als steif und stolz aussehen, das machte der Papplatz, den sie vor der Brust trugen und sie zu einer Haltung zwang, als hätten sie, wie der Volksmund

sagt, eine Elle verschluckt. Der Altenburger Bauer hat immer etwas Groteskes, doppelt wunderlich sehen diese Gestalten aus in der wechselnden Beleuchtung der Laternen, der brennenden Kienspäne, die sie bei sich führten. Wie die wilde Jagd tobten die Reiter an ihnen vorbei, und manches schrie auf vor Furcht, doch die Männer sagten beruhigend: „Der Blutmeister und der Anton aus dem Schloß!“ Ja, die Erscheinung des Blutmeisters, vor dem selbst gut lutherische Christen sich sonst kreuzigten um seiner unheimlichen Gabe willen — nicht nur Bertha hatte Furcht davor — gab heute ein Gefühl von Sicherheit. Der Sturm hatte nachgelassen und gerade als die Reiter durch das Burgthor waren, ging der Mond auf, mit seinem weißen Licht die alte Burg der Pleißner Grafen, die über der Stadt sich erhebt, liebend umfangend. Da flimmerten die Giebel und Türmchen, schimmerten die Fenster der Kapelle, so daß es fast tageshell war, als sie den Schloßberg hinanritten. Ueberall wimmelte es von Menschen, aber in ehrfürchtiger Scheu wich alles dem Blutmeister aus. So kamen sie durch das innere Hauptthor und hielten vor dem Mantelturm, der sogenannten Flasche, die mit ihren umliegenden Gebäuden noch aus dem zehnten Jahrhundert stammt. Hier warfen sie sich von den Rossen, und Schilder, der im Schlosse wohl Bescheid wußte, suchte sich allein seinen Weg durch Diener, Edelleute, Soldaten, die alle durcheinander drängten und riefen. So gelang es ihm endlich, vor den Herzog zu kommen; der nicht mehr junge Herr war schwarz gekleidet; er hatte ein ernstes, edles Gesicht, aber das Feuer seiner blauen Augen wies darauf hin, daß er auch zornig aufbrausen könne. Er war im Gespräch mit einem seiner Geistlichen, einem hohen, ernsten Manne, in dessen Antlitz sich Strenge und Milde eigentümlich paarten.

Der Herzog reichte seinem Wildmeister die Hand zum Kuß und deutete ihm kurz an, sich zu den Verwundeten zu begeben, die in verschiedenen Zimmern des Schlosses untergebracht waren.

„Seht nicht so finster drein, gnädigster Herr,“ mahnte der Hofprediger, „Gott hat es gut gemeint mit Eurer lieben Stadt Altenburg, seht her.“

Er stieß das Fenster auf und zeigte hinab auf die Stadt, die vom Mondlicht übergossen so friedlich dalag wie nur je, mit all ihren schlanken und stolzen Türmen, ihrem stattlichen Markt, ihrem glitzernden Teich, überragt von den Kronen herrlicher Bäume, ein Juwel des Sachsenlandes. Der Herzog nickte und folgte dem Wildmeister, der schon einen der langen Gänge hinabgeschritten war. Der Hofprediger schloß sich dem Fürsten an, den er zwar ehrerbietig, aber doch mit fast jugendlicher Eile vorwärts zu drängen strebte.

„Was habt Ihr nur, Hochwürden?“ fragte Johann Philipp endlich lächelnd.

„Vergebung, Durchlaucht,“ bat der Hofprediger, „aber ich möchte den Wildmeister doch beobachten, was er mit den Verwundeten vornimmt; wer weiß, was dahinter steckt!“

„Narrheiten,“ brauste der Herzog auf, und der Hofprediger war sich gar nicht im Zweifel, wem dieses Wort galt, aber er drängte weiter.

„So lauft hinter ihm her,“ rief der Herzog, „aber hütet Euch, Hochwürden, daß Ihr nicht ganz gewaltig ablauft, denn es ist mit dem Schilder nicht gut Kirschen essen, am wenigsten, wenn er als Blutmeister kommt.“

Der geistliche Herr warf den Kopf stolz zurück; er fürchtete sich nicht einmal vor dem Teufel, geschweige vor einem menschlichen Wesen, hätte es auch übernatürliche Kräfte besessen, von denen man ja noch nicht wissen konnte, wo sie herstammten. Er ging rasch hinter dem Wildmeister drein und hatte diesen bald eingeholt; vergeblich wartete er auf einen Gruß; der alte Mann schien ihn gar nicht zu sehen, obgleich seine Augen weit offen standen. Die Hände hatte er auf der Brust gefaltet und seine Lippen sprachen leise Worte vor sich hin.

„Vergönnt mir ein Wort, Herr Wildmeister,“ sprach der Geistliche, den es wie ein Gefühl von Ehrfurcht überkam; Schilder gab keine Antwort, sondern flüsterte weiter und jetzt vernahm der Hofprediger deutlich die Worte des Vaterunsers. Ein Stück seines Mißtrauens schwand. Ganz verwerflich konnte ein Werk nicht sein, zu dem sich jemand mit solcher Inbrunst betend vorbereitete. Aber war nicht der Teufel ein Lügner von Anfang an, konnte nicht auch das Vaterunser mißbraucht werden! Es war eine seltsame Zeit; hier sah sie Aberglauben in jeder frommen Sitte, dort in jeder unerklärlichen Naturgabe Einwirkungen des Teufels; war's ein Wunder,

wenn auch in den hellsten Köpfen sich die Begriffe zuweilen trübten. Der Hofprediger hatte einen hellen Kopf und ein weites Herz, aber er war ein Kind seiner Zeit. So schritt er schweigend, aber in seinem Innern leise mitbetend, neben dem Wildmeister her, bis sie endlich in die Säle traten, in die man die Verwundeten gebettet hatte, kaiserliche und sächsische durcheinander; wer hatte in der Eile Freund und Feind unterscheiden können? Hier empfing sie eine hohe ernste Frauengestalt im langen schwarzen Kleide und einer weißen, goldgesäumten Spitzenhaube auf dem schönen Haupte; das war die Herzogin Elisabeth, eine Tochter des uralt edlen Hauses Braunschweig, die mit ihren Hoffrauenzimmern sich der Verwundeten liebreich angenommen hatte. Sie verneigte sich vor dem Hofprediger und reichte dem Wildmeister die Hand zum Kuß, der jetzt wieder sein gewöhnliches Aussehen hatte.

„Kommt schnell her, Schilder," rief da eine schrille Stimme, „das junge Menschlein hier verblutet sich unter meinen Fingern." Der kleine spindeldürre Herr im rostfarbenen Rocke, dem die schrille Stimme gehörte, war der Leibmedikus des Herzogs, und das Menschlein ein blutjunger Reiteroffizier, dem sie Wams und Hemd aufgerissen hatten, um die Wunde, die er in der Brust hatte, zu untersuchen; langsam trat der Wildmeister an das Lager des von Blut Ueberströmten, der Hofprediger und der Leibmedikus hielten sich dicht hinter ihm, der erstere lauernd, der letztere nur aufmerksam, er war ein alter Freund des Wildmeisters, den er oft im Scherz seinen Kollegen nannte. Leise und langsam legte der Wildmeister die Schwurfinger auf die blutende Wunde. „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, Amen!" sprach er mit feierlicher Stimme und das Blut hörte auf zu fließen. Der Leibmedikus nickte befriedigt und schickte sich zum Verband an, der Hofprediger faßte erstaunt die Hand des Blutmeisters: „Verzeiht, Wildmeister, ich that Euch Unrecht; Ihr nahmet keinen Hokuspokus vor, legtet keinen Brief auf die Wunde, hauchtet den Kranken nicht an und murmeltet nicht sinnlose Worte, wie ich es oft gesehen und gehört; daß Ihr in Gottes Namen thatet, was Ihr thatet, vermag ich nur zu loben, denn sein heiliger Name bringet keinen Schaden, und so muß ich denn anerkennen, daß Euch von Gott eine sonderbare geheimnisvolle Gabe gegeben ist, gleichwie den Königen von Frankreich das Vermögen, den Kropf zu heilen, was uns ebensowenig zu erklären ist, wie Eure Begabung. Brauchet sie fürder zu Gottes Ehre!"

Der Wildmeister verneigte sich stumm; der Leibmedikus schnitt ein Gesicht; er wich den Predigten des geistlichen Herrn schon Sonntags aus, wenn er irgend konnte, ohne bei seinem gnädigsten Herzog allzusehr anzustoßen; bei seinen Kranken hatte er ihn noch weniger gern, aber er durfte ihn nicht wegschicken, da die Frau Herzogin ihn nicht entließ und obenein ein Sterbender seinen Beistand begehrte.

Der Wildmeister blieb ruhig stehen und sah dem Leibmedikus zu; sein Antlitz war noch ernster als sonst. Er stand selbst nicht ohne Scheu der ihm innewohnenden Gabe gegenüber und ließ sich auch nur im äußersten Notfalle herbei, sie auszuüben; niemand durfte ihm dafür danken, niemand ihn belohnen wollen, dann konnte der Blutmeister furchtbar jähzornig werden. Indessen redete der Leibmedikus so auf ihn ein, bis er sich entschloß, noch einmal seine Kunst zu prüfen an dem zerschossenen Arme eines Fähnrichs, der seine Fahne nicht eher losgelassen hatte, als bis ihm eben dieser Arm zerschmettert worden war, und auch dann hatte er sie noch nicht hergegeben, sondern sie mit den Zähnen gepackt, bis sie ihm einer seines Fähnleins abnahm und in Sicherheit brachte. Auch hier bewährte sich des Blutmeisters Gabe, und des Leibmedikus schmales Gesicht strahlte ordentlich; ja es gelang ihm, Schilder zu einem dritten Versuch zu überreden, obgleich sich dieser recht widerwillig dabei anstellte. Aber die Herzogin selbst winkte ihm und zögernd trat er an das Lager des Verwundeten, um gleich darauf mit einem lauten Schrei zurückzufahren. Es war ein feindlicher Offizier mit einem schönen, stolzen Antlitz, das freilich auch alle Spuren wüster Leidenschaften trug; andere hatten erzählt, er sei eigentlich armer Leute Kind, habe verschiedene Handwerke getrieben, bis er endlich zum Degen gegriffen und mit demselben sein Glück gemacht habe, wie so mancher in jenen Tagen.

„Nun, Schilder," sagte der Leibmedikus, „wollt Ihr Eure Hand nicht auf die Wunde legen?"

„Nimmermehr," rief der Alte, sich steil aufrichtend, „dem rette ich das Leben nicht!"

„Bist du von Sinnen, Mann," herrschte ihn der Herzog an, der auch hereingetreten war.

„Es ist mein Todfeind, Durchlaucht!" stöhnte der Blutmeister.

„Liebet eure Feinde, segnet die, so euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen," mahnte ernst der Hofprediger.

„Ihr wißt nicht alles, Herr," sprach der alte Mann, „jedem andern versagte ich's nicht, den kann ich nicht retten!"

„Gott hat Euch nicht bloß für Eure Freunde mit einer gesegneten Gabe ausgerüstet," sprach der Geistliche weiter, „überlaßt die Rache dem Herrn, auf daß er sich nicht an Euch räche!"

„Ich kann nicht," wiederholte der Wildmeister leise, dann hob er seine großen ehrlichen Jägeraugen auf zum Herzog, als könne ihn der am besten verstehen. An ein verendend Wild erinnerten diese Augen, und leise kam es über seine Lippen: „Es ist meines Weibes Verführer!"

Todesstille herrschte im Saal, selbst der Hofprediger wagte im ersten Augenblick keine Entgegnung, und als sie sich erholten von dem Eindruck der wenigen Worte, da hatte der Blutmeister still den Saal verlassen.

Der Hofprediger wollte reden, der Herzog aber sagte ernst: „Hochwürden, es mag nicht christlich sein, was der Wildmeister gethan, aber menschlich war's, bei Gott, ich glaube, ich hätte ebenso gehandelt."

Der Geistliche erwiderte nichts, er kniete neben dem Verwundeten nieder und betete für ihn; aber vergebens, eine halbe Stunde später gab er seinen Geist auf und der Leibmedikus meinte, er sei ohnehin verloren gewesen, selbst wenn das Blut gestillt worden wäre; der Hofprediger aber dachte dennoch mit leisem Grauen des Blutmeisters und betete lange für dessen starre, unversöhnliche Seele.

III.

War der Wildmeister auf dem Wege von seinem Walde zum Schlosse rasch geritten, so sprengte er ihn jetzt wie ein Rasender zurück; verwundert hatten ihn die Leute des Herzogs aufsitzen sehen, der alte Schilder schwankte doch sonst nicht so hin und her; des Herzogs Sekretarius aber, der auch unter dem Gesinde stand und in seinem roten Rock lebhaft an einen Scharfrichter erinnerte, erklärte, den Finger an die Nase legend, sehr weise: „Es ist durch das Blutstillen eine Kraft von dem Wildmeister ausgegangen, die fehlte ihm nun, darum ist er schwach."

Und doch schien der Mann nichts weniger als schwach, der sein Pferd so fest im Zügel hielt, der so sicher im Sattel saß; freilich war er barhaupt und sein weißes Haar flog im Winde, aber er merkte nichts von der Morgenkühle. Er fühlte nur, wie ihm das Herz in der Brust hämmerte und er sah nur eine blutrote Wolke vor sich. Oft hatte er in langen einsamen Jahren davon geträumt, wie er seinem Todfeind gegenübertreten, sich mit ihm im Kampfe messen wollte; der Sieg mußte ja sein werden und der Elende blutend zu seinen Füßen liegen. Ganz so war's nicht gekommen, er war nicht durch seine Hand gefallen, aber er hatte die Hand auch nicht ausgestreckt, ihm zu helfen. Was war es denn, was in seinem Innern unaufhörlich schrie: „Mörder, Mörder!" Warum war ihm zu Mute, als habe er Blut vergossen, er, der bestimmt war, es zu stillen! So hatte es in seinem Herzen gewühlt, als er das Blatt mit dem flehenden Angstschrei seines Weibes verbrannte, als er sie ohne Vergebung sterben ließ. „Die Rache ist mein," klang es vor seinen Ohren, und immer wilder jagte er dahin.

Nun sah er sein stilles Forsthaus, schon hörte er seine Hunde anschlagen, was war das? Sie schlugen nicht an, sie heulten laut, da war ein Unglück geschehen. Der Wildmeister warf sich vom Pferd, heulend umsprangen ihn die Hunde, sie packten ihn am Gewand und zerrten ihn in die Stube. Hilf Himmel, wie sah es da aus, der alte Kachelofen zerschlagen, der Tisch umgestürzt, mitten im Zimmer lag ausgeleert seine Truhe, ihr Inhalt rund herum. Sein Fuß stieß an einen menschlichen Körper, über die Leiche eines toten kaiserlichen Soldaten hinweg mußte er in seine Stube treten, dort kniete Konrad Haferkorn am Boden und hielt Berthas Haupt im Arme; die langen blonden Zöpfe waren von Blut getränkt, das langsam aus einer kleinen Wunde an der Schläfe niedertropfte und das der Jäger vergebens zu stillen suchte. Niemand brauchte dem armen Vater zu sagen, was geschehen war, die heulende Magd, die Hunde, die bleichen

und zum Teil auch blutigen Gesichter seiner Jäger sagten ihm alles. Ein versprengter Trupp kaiserlicher Saldaten hatte sich auf das einsame Forsthaus geworfen in dem Augenblick, da seine Bewohner vor aller Gefahr sicher zu sein glaubten. Heftig war der Kampf gewesen, aber obgleich man den Räubern ihre Beute wieder abgejagt und sie mit Zurücklassung von etlichen Toten vertrieben hatte, so war doch der Sieg ein teuer erkaufter. Schon von anfang an hatte Berthas frische Schönheit die Augen der Soldaten auf sich gezogen, mannhaft hatte Konrad sein Mädchen verteidigt, aber von der Kugel, die ihm gegolten, tödlich getroffen, war sie vor ihm zusammengebrochen.

„Gott sei Dank, daß Ihr kommt," sprach der unglückliche junge Mann, „o helft jetzt Eurem Kinde, wie Ihr so vielen geholfen."

Und ohne ein Wort zu sprechen, nach einem stummen Aufblick zum Himmel, der jetzt die Stelle des Gebets vertrat, kniete der Blutmeister neben seinem Kinde nieder. Leise und langsam legte er die Schwurfinger auf die Wunde, leise und langsam sprach er: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Starr ruhten seine Augen auf den langsam herniederrieselnden Blutstropfen und eiskalt rann es durch sein Gebein, es wurden ihrer nicht weniger, im Gegenteil rascher und dichter schienen sie zu fließen.

„Erbarme sich Gott," stöhnte Konrad, „sie stirbt!"

Fester drückte der alte Mann die Finger auf die Wunde, mit hohler Stimme rief er die Dreieinigkeit noch einmal an, aber das Blut stand nicht. Entsetzt starrten die Jäger auf diese ungewöhnliche Erscheinung, die alte Magd bekreuzte sich, mit seinen weißen Haaren, mit ihren blonden Zöpfen suchte der unglückliche Vater die Wunde der Tochter zu verstopfen, alles vergebens, unaufhaltsam rann der Strom des Lebens dahin. Da war die Blutwolke wieder vor seinen Augen und vor seinen Ohren brauste es: „Die Rache ist mein!" Der Rächer war gekommen über den Unversöhnlichen; er hatte dem Feinde nicht geholfen mit dem anvertrauten Pfunde, nun wurde es ihm genommen, da er's für sein Kind brauchte. Der Blutmeister konnte seiner eignen Tochter nicht helfen.

„Das ist Gottesgericht," sagte er schaudernd, und die Hände emporhebend, bekannte er laut, was er gethan, seine Härte gegen sein Weib und ihren Geliebten. Die Jäger hörten ihn schweigend an, dann reichten sie dem reuigen Manne ebenso schweigend ihre Hände. Sie wollten nicht richten, wo Gott schon gerichtet hatte. Sogar Konrad Haferkorn sagte kein Wort, er dachte nur daran, wie sich Bertha immer vor dem Blutbesprechen gefürchtet hatte und nun war es ihr doch noch verhängnisvoll geworden. Sie öffnete die Augen nicht wieder zum Leben, aber nur mit Mühe ließen sich der Vater und der Bräutigam der Toten davon überzeugen, daß sie vor einer Leiche knieten.

* * *

Die Bewohner von Altenburg haben sich manchmal gewundert, wohin der Herr Hofprediger so oft ging und ritt; sie dachten nicht daran, daß die Besuche des vornehmen geistlichen Herrn dem alten Wildmeister Schilder gelten könnten, der nach wie vor mit seinen Jägern, Konrad Haferkorn immer unter ihnen, in seinem Walde hauste. Der einst so viel genannte Blutmeister war vollständig vergessen, seit seine Hand nicht mehr zu heilen vermochte; der Leibmedikus fragte vollends nicht mehr nach ihm. Der Herzog blieb ihm ein gnädiger Gönner, so lange er lebte, und sein Nachfolger ließ ihn ruhig in seinem Amte, das er sogar im Falle seines Ablebens dem getreuen Konrad Haferkorn zusicherte. Nur der Hofprediger vergaß des alten Wildmeisters nicht; er ging dieser armen, schwer gebeugten Seele förmlich nach und sie erschloß sich ihm nach langem Ringen rückhaltlos. Der harte alte Mann wurde mild und weich und starb einen friedlichen Tod in den Armen des Hofpredigers und Konrad Haferkorns, nachdem er noch die zweite Einnahme von Altenburg und den Tod seines Herzogs überlebt hatte.

Nach dem Abscheiden des ehemaligen Blutmeisters nahm Konrad Haferkorn ein Weib, und bald schallten helle Kinderstimmen durch das dunkle Haus. Dann wurde es Frieden in deutschen Landen, man vergaß Jammer und Elend, und mit der Erinnerung an den großen Krieg verschwand auch die Erinnerung an den Blutmeister, der es an sich erfahren hatte, daß er in Wahrheit heißt: „Die Rache ist mein, spricht der Herr!"

Durch Generationen hin aber vererbte sich auf der Wildmeisterei eine alte hölzerne Truhe mit sauber gearbeiteten Eisenbeschlägen; die Briefe und die Münzen, die einst darin gewesen waren, gingen im Laufe der Zeiten verloren; das alte, halbverbrannte Blatt, das den Augen der Kaiserlichen damals entgangen war und das sich am Boden der Truhe wiedergefunden hatte, das hatte man dem Blutmeister mit ins Grab geben müssen und sein letztes Wort war der Name seines Weibes gewesen.

Requiescat in pace!

An das Herz.

Von

E. Paulus.

Was willst du zagen, wunderbares Herz,
Noch keine Kraft hat deine Kraft bezwungen,
Und immer wieder hat dein Lied geklungen,
Wie sturmbewegt der Glocke stolzes Erz.

Wohl ist der Grundton deines Lieds der Schmerz,
Doch durch der Erde tiefste Dämmerungen
Hast du zum Frieden dich hindurchgerungen,
Und blickst nun gläubig hoffend himmelwärts.

Halt aus, daß dir das Leben nicht die Glut,
Die reine Glut von deiner Liebe töte,
Von deiner Liebe, welche nimmer ruht.

Im Kampf und Schmachten nach der Morgenröte
Des ewigen Geists, von dem ein blasser Funken
Auch auf mein irdisch Angesicht gesunken.

Die Frankfurter Buchhändlermesse.

Von

Friedrich Kapp.

(Schluß.)

Abgesehen von einigen untergeordneten Fällen zeigte sich die verderbliche Wirksamkeit dieser Kommission 1510 in der berühmten litterarischen Fehde Reuchlins gegen den bekehrten Juden Johann Pfefferkorn aus Köln, die, weit über ihre ursprünglichen Grenzen hinausgehend, sich bald zu einem scharfen Waffengange zwischen den deutschen Humanisten und Dunkelmännern zuspitzte. Für unseren Zweck kommt natürlich nur seine buchhändlerische Seite in Betracht. Reuchlin also hatte am 6. November 1510 dem Kaiser auf dessen Verlangen ein Gutachten darüber erstattet, daß die jüdischen Bücher, entgegen dem Antrage Pfefferkorns, welche Schmähungen gegen die christliche Religion enthielten, nicht zu verbrennen seien. Dieses Gutachten beantwortete Pfefferkorn in einer Schmähschrift: „Der Handspiegel (speculum manuale), welche er auf der Frankfurter Ostermesse 1511 selbst umhertrug, verkaufte und durch sein Weib im offenen Grempelkram jedermann feilbot, auch verschickte und verschenkte.“ Gegen das Pfefferkornsche Machwerk gab Reuchlin für die Herbstmesse 1511 eine Flugschrift, „der Augenspiegel (speculum oculare)“ bei Thomas Anshelm in Tübingen heraus, welche die Kölner Theologen ihrem Professor A. v. Tungern zur Prüfung darüber überwiesen, ob etwas Ketzerisches darin zu entdecken sei. Die Kölner verlangten, daß der Augenspiegel auf der Frankfurter Messe nicht mehr feilgeboten werden dürfe. Statt diesem Ansinnen nachzukommen, machte Reuchlin 1512 eine deutsche Uebersetzung davon und ließ sie auf der Ostermesse verbreiten. Die Dunkelmänner wußten aber den Kaiser Maximilian für sich zu gewinnen und erwirkten am 7. Oktober 1512 bei einem Besuche, den er der Stadt Köln machte, ein Verbot von ihm, in welchem er u. a. auch dem Bürgermeister und Rat der Stadt Frankfurt befahl, innerhalb ihres Gebietes die Feilhaltung keiner der von Reuchlin zu Gunsten der Juden veröffentlichten Schriften zu gestatten, sondern sie sofort mit Beschlag zu belegen. Papst Leo X. schlug übrigens die ganze Sache im Jahre 1516 nieder.

Der Frankfurter Pleban Peter Meyer, welcher in diesem Streite eine keineswegs beneidenswerte Rolle gespielt hatte und welcher von Ulrich von Hutten als der unverschämteste und ungelehrteste Pfaffe bezeichnet wird, war von 1510—1524 Dompfarrer und trat überall als Bücherkommissar des Kurfürsten von Mainz auf. Einige Jahre nach der Reuchlinschen litterarischen Fehde schreibt er ohne Jahr und Datum (vermutlich um 1518) an den Frankfurter Rat: „Es ist ein Buch-

füerer — heißt mit namen Thomas Anshelmi oder antzel von Hagenaw[1]) der veil hodt ynn her Brünnen Hauß bey sant Lienhart (St. Leonhard) welger vbertretthen hadt das mandat vnseres g. H. von Meintz famoses libelles veilgehabt, den gib ich ewren Ersamen und vorsichtigen weisheit an, welt den selbigenn mit leib vnd gut alhie verhafften oder wie ihr wyße handlen bis zu erkenntenes der sach vff das ir vnd ich bey vnserem g. H. nit werden gespüret als verachter vnseres g. H. vnd seiner (1517 erlassenen) mandat." Der Erzbischof Albrecht von Brandenburg bezieht sich in seinem Erlaß an Bürgermeister und Rat vom 10. April 1519 auf sein Verbot des Vertriebes von allerlei Famoslibell und Schmähbüchlein, welches den Zuwiderhandelnden mit hundert Reichsgulden straft, und fährt dann fort: „Wan nun zu Frankfurt In und außerhalb der meß die gröst handtirung mit solichen buchlin beschicht, so heben mir verfügt, derselbigen vnser Mandat der wir auch hiebey eins zuschicken, dasselbs allenthalben anzuschlagen Vnd dem pfarher zu sant Bertholomeß by euch die Exekution soliches vnsers Mandats bevelen, gnediglich benelsend Ihr wollet Im uff sein ansuchen zu handthabung vnd Execution desselben brauchen vnd beholffen sein. Daran thut Ir vns zusampt der gillichkeit Sonder gnedigs gefallen gnediglich zu erkennen." Zuletzt forderte Kurfürst Albrecht 1526 den Rat auf, die lutherischen Bücher zu verbieten. Dieser erklärte aber, er habe das Verbot erneuert, allein es helfe nichts. „Sie sind (die Bücher) hie bevor uff mancherley weis in die messen procht und ehe man's wohl ist innen worden, verkaufft." Bei diesem Bescheid behielt es denn auch sein Bewenden.

Als der Nürnberger Rat am 27. März 1527 die Flugschrift von Hans Sachs „Fal des babstums" (Fall des Papsttums), weil den gemeinen Mann aufregend, verboten hatte, schrieb er denen von Frankfurt, „Achtung in dieser Meß durch die ihren auff solches püchlein haben zu lassen, und wie sie der fail finden, sollen sie solche auf aines (Nürnberger) Raths Costen auffkauffen lassen und abthuen." Der Frankfurter Rat schrieb die Sache einfach ad acta und that nichts darin, denn er konnte es bei der Stimmung seiner Bürger nicht wagen.

Von jetzt an verschwinden auch alle Spuren einer geistlichen Bücherzensur und einer angemaßten Einmischung des Mainzer Erzbischofs in die Buchhändlermesse. Deutschland und mit ihm Frankfurt tritt in das Zeitalter der Reformation ein. Die römischen Donner verhallen ungehört, und die päpstlichen Blitze zünden nicht mehr. Schon in der Mitte der zwanziger Jahre treibt die politische und kirchliche Bewegung ihre mächtigen Wellen. Damals achtete man bereits der Befehle des Mainzer Erzbischofs so wenig wie der päpstlichen Bullen, wenn die Reformation endgültig auch erst im Jahre 1533 anerkannt wurde. Kurfürst Albrecht, welchem es viel mehr um heiteren Lebensgenuß als um streitige Glaubensartikel zu thun war, dabei ein Mann von humaner Gesinnung, gab der Bewegung bald nach und gewährte gegen Bezahlung seiner Schulden seinen Diözesanen freie Religionsübung. Gleich nach seinem Tode (1545) legten der schmalkaldische Krieg und die Eroberung der Stadt ihren Handel auf einige Jahre lahm, die feindlichen Parteien aber standen sich mit viel schärferen Waffen als einigen mißliebigen Schriften gegenüber.

Ueber das innere Getriebe des buchhändlerischen Meßverkehrs sind für die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nur zerstreute Thatsachen und vereinzelte Notizen vorhanden, welche erst in seiner zweiten Hälfte zahlreicher werden und bestimmter lauten. Es liegt in der Natur jedes gesunden Werdens, daß es sich auf der Grundlage bereits bestehender Satzungen und Gebräuche entwickelt. So lehnten sich denn auch die Verleger und Buchführer als die später Gekommenen an die bewährten Geschäftsusancen der schon vor ihnen nach Frankfurt gezogenen Kaufleute an. Seit den ältesten Zeiten gewährten diese Kredit und rechneten von Messe zu Messe ab. Um aus zahlreichen Beispielen nur ein paar herauszugreifen, so kaufte 1446 Ott Ruland, ein reicher Handelsherr aus Ulm, in der Woche nach Mittfasten Waren, welche er auf der Frankfurter Herbstmesse zu zahlen sich verpflichtete, oder er machte eine Bestellung von fünfzig Stück Arras gen

[1]) Es ist hier der Verleger Reuchlins gemeint, Thomas Anshelm, gebürtig aus der Stadt Baden, von 1500—1511 in Pforzheim thätig, zwischen 1511 und 1516 Drucker in Tübingen, in welch letztgenanntem Jahre er nach Hagenau im Elsaß übersiedelte. Er war ein Freund Melanchthons und ein ebenso tüchtiger Drucker als thätiger Buchhändler, der regelmäßig die Frankfurter Messen besuchte.

Frankfurt auf sein Wagnis, und was sie in der Herbstmesse gelten würden, das sollte er zahlen in der Fastenmesse. Wie der oben angeführte Brief des Christoph Froschauer an Zwingli aus dem Jahre 1522 beweist, hatte der Zürcher Verleger von der vorigen Messe her große Ausstände einzuziehen, vermochte aber bei den schlechten Zeiten nur wenige einzukassieren. Einen weiteren urkundlichen Beweis für die Abrechnung von Messe zu Messe liefert das im Mai 1881 von Rudolf Wackernagel veröffentlichte *Rechnungsbuch der Froben und Episcopius*, Buchdrucker und Buchhändler zu Basel. 1557 bis 1564. Episcopius, der Schwiegersohn von Johann Froben, betrieb von 1528 bis 1531 gemeinschaftlich mit seinem Schwager Hieronymus Froben und Johann Herwagen, dem zweiten Manne seiner Schwiegermutter, von 1532 an aber mit Hieronymus Froben allein, da Herwagen ausgetreten war, in Basel eine Druckerei im Hause „Zum Lufft" und blieb bis zu seinem 1563 erfolgten Tode mit jenem Schwager associiert. Das Rechnungsbuch fällt also in die letzten Lebensjahre des Episcopius und trägt auf der zweiten Seite folgende Ueberschrift: „Beschribung der Schuldnerenn so in gemeind sindt schuldig wordenn umb Buocher die sey zu Franckfort in septembri 1557 von uns gnummenn hant undt in der fastmeß 1558 zalenn sollenn von welcher sum ist Nicolai Episcopii s. der achtest theyll." Darunter werden links die Namen der Schuldner jedes Jahres mit den betreffenden Beträgen angeführt, rechts aber die geleisteten Zahlungen gebucht — wie „debit nobis in Martio Franckforti 1558" oder „Heruff hat zahlt der 1559" — und dann die Rechnung unter den Teilhabern selbst ausgeglichen. Dadurch gewinnt man zugleich einen Einblick in die Art des buchhändlerischen Betriebs während der Mitte des 16. Jahrhunderts, in die Preise von Papier, Satz und Druck, die Höhe der Löhne für Setzer, Drucker und sonstige Gehilfen, sowie Lager-, Zollgebühren und Trinkgelder.

NOVORVM LIBRORVM, QVOS NVNDINAE autumnales, Francoforti anno 1564. celebratæ, venales exhibuerunt,

CATALOGVS.

Ad exterorum Bibliopolarum, omniumq; rei Literariæ Studiosorum gratiam & vsum coëmpti, & venales expositi:

AVGVSTAE,

IN OFFICINA LIBRARIA Georgÿ Vvilleri, ciuis & Bibliopolæ Augustani.

Inserti sunt his nonnulli, ÿdemq; perpauci vetustioris editionis libri, ob raram eorum & insignem vtilitatem commendabiles, & iam multoties à doctis viris expetiti.

ANNO A SALVTIFERO VIRginis partu, M. D. LXIIII.

Titel des ersten Verlagskataloges von 1564 (S. 665).

Ebenso früh, ja schon mit dem ersten Ursprung der Buchhändlermesse scheint auch die Bewilligung von Partiepreisen bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren eines bestimmten Buches stattgefunden zu haben. Ob die Italiener diese Vergünstigung eingeführt haben, ist nicht recht klar; indessen erwähnt Aldus Manutius den Gegenstand zuerst in einem Briefe, welchen er am 14. Dezember

1502 an Reuchlin richtete. Der berühmte Venetianer vermag sich die Mitteilung, daß der deutsche Gelehrte zu Hause die Aldinischen Ausgaben billiger kaufe, als in Venedig, nur dadurch zu erklären, daß sein Haus auf Kredit und in großen Partien billiger verkaufe, um dadurch den Sortimenter in den Stand zu setzen, einen gewissen Gewinn zu erzielen. Auch eine Stelle in Froschauers Brief an Badian vom 1. September 1540 deutet die Einräumung eines Partiepreises an, indem es dort heißt: „Gib sy, die 's wiederum verkaufen 16 für 1 fl."

Seit die große kirchliche und politische Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts Deutschland zur Führerin des geistigen Fortschritts und auch zur Beherrscherin des europäischen Büchermarktes gemacht hatte, befestigte sich Frankfurt immer mehr in seiner tonangebenden Stellung für den deutschen und außerdeutschen Buchhandel. Dieser erzeugte denn auch naturgemäß aus sich heraus die durch den Gang der Entwickelung bedingten und zur Wahrnehmung seiner Interessen erforderlichen Mittel. Dahin gehört in erster Linie der Meßkatalog, der den Verkehr zwischen Verleger und Buchhändler vermittelte und auch das Geschäft mit dem bücherkaufenden Publikum wesentlich erleichterte. Georg Willer aus Augsburg gab 1564 bei Bassaeus in Frankfurt den ersten wissenschaftlich geordneten Bücherkatalog (S. 664) heraus und ermöglichte es dadurch nicht allein den Gelehrten und dem bücherliebenden Publikum Bibliotheken anzulegen, sondern auch den Buchführern (Sortimentern) gut ausgewählte Lager zu halten. Der Frankfurter Katalog erschien regelmäßig bis 1749. Der Rat überzeugte sich sehr bald von der Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Unternehmens und verfügte, daß die Titel aller zur Messe erschienenen Bücher mit den Namen der Verfasser und Verleger noch vor Beginn der Messe in der Kanzlei abgeliefert werden müßten. Da es in der Folge nicht immer regelmäßig geschah, so wurde dieser Befehl oft wiederholt und durch die Drohung verschärft, daß die Läden der Widerspenstigen gerichtlich versiegelt werden sollten. Leipzig eiferte zwar schon 1594 dem von Willer gegebenen Beispiele nach; es vermochte aber nicht, sich an Bedeutung mit dem damaligen Frankfurt zu messen und erst seit 1749, als es seine Nebenbuhlerin bereits überflügelt hatte, konnte es die Meßkataloge bis auf unsere Tage erfolgreich fortsetzen. Es ist das nicht dankbar genug anzuerkennende Verdienst des Dr. G. Schwetschke, daß er zuerst in seinem Codex nundinarius auf die Bedeutung dieses großen Fortschritts aufmerksam gemacht und uns den reichen Inhalt der Meßkataloge vor die Augen geführt hat. Wir haben es hier natürlich nur mit Frankfurt zu thun, dessen Kataloge Schwetschke bis 1749 ausschließlich auszieht, während er bis 1846 einschließlich den wesentlichen Inhalt des Leipziger, aber unter dem Titel des Frankfurt-Leipziger Kataloges bringt. Diese Kataloge bilden vom ersten Jahre an eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung für das geistige Leben Deutschlands und Europas. Wir erfahren aus ihnen mit aktenmäßiger Gewißheit die Namen der Verleger und Verlagsorte, sowie den Charakter der von ihnen veröffentlichten Bücher und können uns jetzt erst, seit diese Zahlen von Schwetschke übersichtlich geordnet vorliegen, ein richtiges Bild von den litterarischen Erscheinungen des damaligen Europa und Deutschlands machen. Wir lernen hier den Anteil kennen, welchen die verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse an der wissenschaftlichen Produktion hatten, den Kampf zwischen der deutschen und lateinischen Sprache um die Führerschaft auf litterarischem Gebiete, das Verhältnis des Anteils des Nordens und Südens am litterarischen Schaffen, den Einfluß der kirchlichen und politischen Geschicke unseres Vaterlandes auf seine geistige Thätigkeit. Nach dem genannten Kodex weisen die Meßkataloge von 1564—1600 an Büchern, welche auf die Frankfurter Messen gebracht sind, 21941, großenteils in Deutschland veröffentlichte Nummern auf, davon in lateinischer Sprache 14478 in deutscher 6618, in französischer 457, in italienischer 351 und in spanischer 37. Die geringste Zahl von Büchern — 225 — erschien 1566: die größte 1600 mit 1059 Werken. Im Jahre 1564 traten nur zwölf deutsche Verlagsorte auf, nämlich Zürich, Basel, Straßburg, Mainz, Köln, Leipzig, Wittenberg, Magdeburg, Nürnberg, Augsburgs, Heidelberg, Tübingen und Ingolstadt. Am stärksten ist die Theologie vertreten, dann kommt die Geschichte, darauf die Jurisprudenz, endlich aber die Medizin. Neben dem Meßkatalog kommen schon frühe die nur auf einer Seite bedruckten Verlagsplakate vor. Es ist ein solches Plakat von Nikolaus Bassaeus aus dem Jahre 1587

erhalten, welches die Titel der bei ihm zu kaufenden Bücher nach den Wissenschaften geordnet enthielt und auch viele in anderem Verlage erschienenen Werke ankündigt, so daß also Bassaeus zugleich als Verleger und Kommissionär thätig war. Da der Willersche Katalog erst gegen Ende der Messe erschien, so waren derartige Privatanzeigen den fremden Buchhändlern natürlich sehr willkommen. In der Buchgasse verkehrten mehr als früher auch die Gelehrten, welche die Messe besuchten, sei es, um den Verlegern als Korrektoren und als eine Art litterarischer Berater zur Seite zu stehen, oder um mit ihnen zu verhandeln, sei es, um neue Beziehungen anzuknüpfen oder sich nach den neuesten litterarischen Erscheinungen umzusehen. Als Maximilian im Jahre 1562 in Frankfurt zum deutschen König gekrönt wurde, trafen im Gefolge des Kaisers Ferdinand u. a. auch damals namhafte Gelehrte dort ein, wie Seld, Zasius, Agricola, Praetorius, Johannes Sturm, Johann Lauterbach, Michael Peuter u. a., deren Wohnung bei den Buchführern zu erfragen war. Aus dem Briefwechsel Goldasts geht hervor, daß er und andere süddeutsche Gelehrte sich während der Frankfurter Buchhändlermesse oft dort trafen und miteinander abrechneten oder auch Verträge abschlossen und ihre Werke austauschten.

Unter den im Herbst 1569 und im Frühjahr 1570 noch auf der Messe weilenden fremden Buchhändlern, welche zur Vorlage ihrer Privilegien vor den Rat beschieden wurden, waren Basel, Straßburg, Köln und Nürnberg am stärksten vertreten. Von erstgenannter Stadt werden Balth. Hahn, Petrus Perna, Joh. Herwagen, Hieronymus Froben, Eusebius Episcopius, Polycarpus und Hieronymus Gemusaeus und Heinrich Petri angeführt, von Straßburg erschienen Josias und Theodorius Rihel; von Köln: Gervinus Calenius für sich und die Erben Quentel, Maternus Colinus, Theodor Graminaeus, Johann Birckmann und der Kartenverleger Hans Gossel; von Nürnberg: Johann von Bergs Erben, Dietrich Gerlach und Hans Woldran Burger, Kartendrucker, von Wittenberg: Samuel Seelfisch, von Augsburg: Jsaac Keller für Georg Willer, von Heidelberg: Mathias Harnisch und von Mainz Martin Behem. Von Antorf werden Christoph Plantinus und Cornelius Caimox namhaft gemacht. Dieser letztere, Bürger in Nürnberg, seine Brüder Hubert und Heinrich Caimox, Bürger zu Speyer, und Hans Gossel von Köln zeigten bei ihrer Vernehmung am 18. März 1570 u. a. an, „das Sy nur ain cosmographische Mappam, So Sy Vniversalem descriptionem totius mundi nennen, Und den 1. Augusti jüngst zu Teyssburg (Duisburg) und Cöln under Kays. Mt 14 und der Kön. Mt in Hispanien Privilegio vf 10 Jar mit nachzutrucken, getruckt, So Sy von Gerarden Mercatore Mappentruckher zu Teyssburg, erkauft hatten.“

Der berühmte Pariser und spätere Genfer Gelehrte und Buchhändler Heinrich Stephanus, (Henry Estienne, 1528—1598) war seit 1572 ein ziemlich regelmäßiger Besucher der Frankfurter Messen. Sie gehörten so sehr in seine geschäftlichen Berechnungen, daß er noch 1571, im Jahre vor dem Erscheinen seines Thesaurus linguae graecae an Crato schrieb: das Werk werde nicht vor der nächsten Frankfurter Messe herauskommen. Er verherrlichte den Frankfurter Meßverkehr auch in einer kleinen, 1574 erschienenen Schrift: „Francofordiense emporium s. Francofordienses nundinae“ und schildert darin die günstige Lage der Stadt für den Meßverkehr, das liebenswürdige Entgegenkommen der Frankfurter, die Annehmlichkeit des dortigen Aufenthalts, die Unparteilichkeit der Gerichte und den großartigen Verkehr der aus aller Herren Länder hier zusammenströmenden Fremden. Gibt er auch mehr allgemeine Gesichtspunkte als Thatsachen, so macht er doch den Eindruck eines zwar begeisterten, aber immerhin wahren Berichterstatters, dessen Angaben auch anderweitig bestätigt werden. Aus der poetischen Sprache des Stephanus in die nüchterne Prosa des täglichen Lebens übersetzt, erfahren wir also, daß die Schriftsteller, Dichter und Gelehrten zur Zeit der Messen mit den Buchhändlern und Buchdruckern nach Frankfurt strömten und sich namentlich in dem der Litteratur bestimmten Stadtteil — der Buchgasse — zusammenfanden. „Daher kommt es“ — lassen wir jetzt Stephanus selbst das Wort ergreifen — „daß man auf dieser litterarischen Messe über Dinge unterrichtet wird, über die man sonst auf allen Bibliotheken vergeblich Nachrichten sucht. Jeder vernimmt das lebendige Wort der vielen Lehrer von den verschiedensten Universitäten, man hört sie mitunter in den Läden der Buchhändler ebenso ernsthaft philosophieren, wie früher Sokrates und Plato mit ihren Schülern inmitten des

Lyceums. Aber nicht nur Philosophen entsenden die berühmten Universitäten von Wien, Wittenberg, Leipzig, Heidelberg, Straßburg und unter den ausländischen Löwen Padua, Oxfort und Cambridge hierher nach Frankfurt, sondern auch Dichter, Redner, Geschichtsschreiber, Mathematiker und solche, welche in allen diesen Disziplinen bewandert sind und, wie die Griechen sich ausdrücken, die Encyklopädie zu ihrem Studium gemacht hatten. Die Italiener haben daher ganz Unrecht, wenn sie sagen, die Deutschen hätten ihren Verstand in den Fingern, als wenn sie sich nur im Handwerk und in den mechanischen Künsten auszeichneten. Wahrlich, sie mögen doch einmal die Frankfurter Messe besuchen! Beim ersten Eintritt in das Bücherviertel werden sie einsehen, daß das Sprichwort lügt und diesem Volke großes Unrecht thut. Auch übertrifft diese Messe der Musen die des Merkur nicht allein durch Würde und Ansehen, sondern, was noch merkwürdiger ist, sie macht ihr auch durch die Menge des Gebotenen gewissermaßen den Rang streitig. Denn die litterarischen Arbeiten der Deutschen kommen an Zahl ihren anderen Arbeiten beinahe gleich, an denen die Italiener den Geist der Hände bewundern, und ebenso können es die Studierenden der Zahl nach mit den Kaufleuten aufnehmen."

Die Blüte der Frankfurter Büchermesse erhielt sich während des ganzen sechzehnten und des größten Teils des siebzehnten Jahrhunderts. Indessen wurden schon in den Jahren 1569 und 1579 die ersten Maßregeln ergriffen, welche in ihrer weiteren Entwickelung den stolzen Bau allmählich untergruben und zuletzt zu Fall brachten. Die kaiserliche, von den Jesuiten geleitete Hauspolitik wagte sich anfangs nur schüchtern und versuchsweise vor, erhob sich aber bald zu kühneren Anläufen und ging schließlich zu brutalen Eingriffen in die Rechte der Stadt erfolgreich über. Den Ausgangspunkt unter Maximilian II. bildete eine untergeordnete Form- und Geldfrage, der Nachweis der kaiserlichen Privilegien nämlich für diejenigen Bücher, welche solche für sich anführten, und die regelmäßige Ablieferung der für die erteilten Privilegien schuldigen Freiexemplare. Die Beschwerde des Kaisers über „allerhandt untaugliche verbottene sektische Schriften und Bücher", die von Frankfurt aus verbreitet werden, läuft anfangs nur gelegentlich mit ein. Der Uebergang findet unter Rudolf II. und Mathias statt und schlägt der Freiheit des Handels, sowie dem ganzen wissenschaftlichen Leben Deutschlands die tiefsten Wunden. Der Schluß unter den Ferdinanden und Leopold endlich gipfelt in der kleinlichsten Verfolgung, Unterdrückung jedes freien Gedankens und der Lahmlegung des großartigen Meßverkehrs, kurz in dem vollständigen Siege der Hofburg. Für unsere Aufgabe kommen natürlich nur Maximilian und Rudolf in Betracht.

Die erste kaiserliche Einmischung erfolgte wie gesagt, am 1. August 1569. „Dieweil viele Bücher," sagt Maximilian in seinem Schreiben an den Rat, „sich der kaiserlichen Privilegien rühmen und doch keine haben; die aber, so sie haben, die Gebühr mit Ueberschickung etlicher Exemplare der Reichs-Hofkanzlei entrichten, so soll der Rat Kommission haben, durch s e i n e Beamten und auf s e i n e Kosten Buchläden und Gewölbe besuchen zu lassen, über die Bücher, so bey fünf Jahren hero gedruckt worden, zu inquirieren, die Bücher gegen die Privilegien zu konferieren und resp. nomine Caesareo zu konfiszieren, auch von denen privilegierten so viel Exemplaria zu erheben, auf wie viel Jahre das Privilegium gestellt sein würde, und solches alle meß zu kontinuieren." Der Senat führte diesen Auftrag in der Herbstmesse 1569 und im Frühjahr 1570 aus, ließ sich von den Buchhändlern ihre Privilegien vorlegen oder deren Nachweis für die nächste Messe versprechen und erstattete am 17. November 1569 seinen Bericht an den Kaiser, der ihn am 1. März 1570, für den Eifer der Stadt dankend, annahm, den frühern Befehl aber dahin beschränkte, daß er in Zukunft nur für die neuen während des letzten Jahres erschienenen Bücher gelten solle. Maximilian ließ es bei diesen Maßregeln bis zu seinem Tode bewenden. Der Rat würde vielleicht für alle Zukunft Ruhe gehabt haben, wenn er nicht am Schlusse seines Schreibens vom 17. November 1569 in politischer Kurzsichtigkeit dem Kaiser eine verfängliche und in der Folge verhängnisvolle Herausforderung gestellt hätte. Er erklärte nämlich, der ihm gewordene Antrag koste zu viel Zeit und noch mehr Arbeitskräfte, weshalb er bitte, von der Prüfung der Bücher-Privilegien und dem Besuche der Buchhändler-Gewölbe entbunden zu werden. Der Kaiser möge nicht allein seinen Rat Jakob

Ochseln von Schlettstadt, der zur Herbstmesse 1569 sonderlich anher verordnet worden, sondern auch etliche seiner gelehrten Räte nach Frankfurt schicken, mit gnädigstem Befehl, nach Befindung dieses Handels nützliche Ordnung, wie es hiefür mit vielgedachten Buchdruckern und Buchhändlern gehalten werden solle, zu geben, wobei er Senatus dann mögliche Assistenz leisten wolle.

Der neue Kaiser Rudolf II. saß kaum drei Jahre auf dem Thron, als er mit viel größerer Energie denn sein Vater einen Feldzug gegen die Frankfurter Büchermesse eröffnete. Als Kind von einer eifrig katholischen Mutter und später am Hofe seines Vetters Philipp II. erzogen, beschränkt und bigott, kannte dieser Fürst nur ein Ziel, die gründliche Ausrottung des Protestantismus und zugleich der ständischen Freiheiten, deren Träger sein lutherisch gewordener Adel war, kurz die unbedingte Unschädlichmachung und Unterwerfung aller Widersacher des katholischen Glaubens. Rom und Madrid bestimmten sein politisches Denken, die Jesuiten und ihre Schulen sein politisches Thun. Die ersten Jahre seiner Regierung waren vollständig von den Vorarbeiten für die Gegenreformation in seinen Erblanden in Anspruch genommen. Als er seine Aufmerksamkeit dem Reiche zuzuwenden anfing, streckten 1579 seine Ratgeber mit ganz richtiger Witterung ihre Hände nach Frankfurt aus, dessen Buchhändlermesse ihnen mit Recht als der gefährlichste Sitz der Ketzerei erschien. Der kaiserliche Befehl, welcher ausdrücklich an die Verfügungen Maximilian von 1569 und 1570 anknüpfte und aus Prag 23. März 1579 datiert ist, ließ keinen Zweifel mehr darüber zu, worauf es abgesehen war: er ging in erster Linie auf Unterdrückung namentlich der protestantischen Litteratur los. „Alle Gewölbe und Läden — hieß es in dem Schreiben an den Rat — seien mit unnützen verführerischen Büchern, Schmähschriften, Gedichten und „Mallwerckhs“ angefüllt, wodurch viele Leute verwirrt, verführt und verbittert würden, weshalb zeitiges Einsehen mehr als je von Nöten sei. Aus diesem Grunde habe er, der Kaiser, seinem Kammer-Fiskal-Prokurator, dem Dr. Johann Vest befohlen, sich mit diesem Schreiben nach Frankfurt zu verfügen und mit des Bürgermeisters und Senats Rat und Beistand die zuvor schon angestellte Inquisition der Druckereien und Buchläden in die Hand zu nehmen und fortzusetzen. „Ir wollet also vnserm kaiserlichen Fiskal in solcher ihm anbefohlenen Verrichtung nit allein alle guete Anweisung Hilff und Beförderung erzaigen, Sondern auch Im ein Person oder zwo aus Eurem Mittel zu ordnen, Und denselben auferlegen, mit und sambt Jme alles dasjhenig, was ob angezogene weilland unsers Vatters schrieben und unser bemelten Fiskal gegebener beneldh ausweißen, nochmals bestes Vleiß fürzunemen und zu handlen.“ Der Rat kam dem Befehl ohne jede Widerrede nach. Der Kaiser sprach ihm ein Jahr später, 9. März 1580 seine volle Zufriedenheit mit der dem Vest geleisteten Hilfe aus und ermahnte ihn, sich auch in Zukunft seiner Allerhöchsten Zufriedenheit würdig zu zeigen. Zugleich ernannte er zur bessern Unterdrückung der Famosschriften und Schmähgedichte den Domdechanten zu St. Bartholomäus, Johann Steinmetz zum zweiten Bücher-Kommissar. Dies sind die ersten Anfänge der Bücher-Kommission.

Der Rat erntete jetzt, was er vor zehn Jahren in frevelhaftem Leichtsinn gesäet hatte, und Rudolf II. nahm nur an, was seinem Vater freiwillig angeboten worden war. Von Friedrich III. an hatten die Kaiser zwar die Preßgesetzgebung als ihr Hoheitsrecht betrachtet, allein die Ausübung einzelner Preßbestimmungen, wie der Zensur, den Landesbehörden überlassen. Auch jetzt maßte sich der Kaiser die Zensur der einzelnen in Frankfurt erscheinenden Schriften nicht allein an, sondern unterdrückte fortan auch durch seine Kommissare am Hauptsitz des deutschen Buchhandels die gesamte ihm nicht genehme Litteratur. Frankfurt war nicht mehr Herr im eigenen Hause; sondern hatte fremdem Willen zu gehorchen, und der Politik der Hofburg war der Punkt gegeben, an welchem sie ihre Hebel ansetzen konnte, um ihre romanischen und antideutschen Ziele zu erreichen. Anfangs wurde der Rat noch geschont; allein jeder neue Bücher-Komissar trat anmaßender und herrschsüchtiger auf. Und doch wäre es so schwer nicht gewesen, mit dem Hofe in Wien und Prag fertig zu werden. Es handelte sich um eine Angelegenheit, welche die protestantischen Stände in ihren wohlerworbenen Rechten beeinträchtigte und welche auch später der Kurfürst von Sachsen siegreich gegen den Kaiser ausfocht. Wenn man aber nicht den Mut hatte, prinzipiell für eine gerechte Sache einzutreten, so hätte eine dilatorische Politik, noch

dazu, wenn sie von einem ab und zu erneuerten Geldgeschenk unterstützt worden wäre, vollständig ausgereicht, die kaiserliche Einmischung los zu werden. Als Maximilian 1567 mit Entziehung der Meßprivilegien gedroht hatte, weil eine durch die Grumbachschen Händel hervorgerufene, in ihrem innern Gehalte ganz unbedeutende Schmähschrift „Die Nachtigall" seinen besondern Zorn erregt hatte, wußte der Rat die Gnade des Kaisers dadurch zu gewinnen, daß er ihm eine Summe von 30,000 Goldgulden lieh. Als sich 1570 der drohende Schlag ankündigte, wähnte der Rat schon genug Opfer gebracht zu haben und sich durch Preisgebung seiner politischen Rechte retten zu können. Es war ein in sich verknöcherter, lediglich seinen kleinen persönlichen Interessen lebender Stadtadel, roh gegen seine Mitbürger und feig gegen die Mächtigen, dessen ganze Politik im Ausweichen vor oder im Unterkriechen bei den Stärkern bestand; ein schwächliches Patriziat, welches, wie bei dem Fettmilchschen Aufstand (1612—1616), dem ersten energischen Ansturm wich und nach endlichem, durch Hilfe Dritter errungenem Siege mit grausamem Rachedurst gegen die unterliegenden Feinde wütete.

Natürlich ist es unter diesen Umständen auch kein Trost, daß das Uebel sich nur langsam entwickelte. Erst als mit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die feindlichen Gegensätze zwischen Katholizismus und Protestantismus sich immer schärfer zuspitzten, machte sich die Bücherkommission in ihrer ganzen Gehässigkeit und Verderblichkeit geltend. Wann Steinmetz zurückgetreten ist, läßt sich aus den Akten nicht ermitteln. Vest substituierte sich erst 1596 wegen Krankheit den Dr. Valentin Leucht, Nachfolger von Steinmetz an der Domkirche, und den Wertheimschen Rat Johann Baptist Eysen. Jedenfalls sind während des sechzehnten Jahrhunderts keine ernsten Verwicklungen vorgekommen, denn sonst würden die vollständig vorhandenen städtischen Akten davon berichten. Aber gleich nach der Einnahme von Donauwörth (1607), als die einander bekämpfenden religiösen Parteien wieder mit den Waffen in der Hand aufeinander gestoßen waren, fühlte der Frankfurter Buchhandel ganz empfindlich den Sieg der kaiserlich päpstlichen Politik. Dieselbe Erscheinung zeigte sich auch im dreißigjährigen Kriege und später, sobald nur die Hofburg einen kleinen Erfolg zu verzeichnen hatte. Die Parteilichkeit, mit welcher die Bücherkommissare gegen die protestantische Presse vorgingen, die Roheit, mit welcher sie ohne Zuziehung der städtischen Obrigkeit und in Begleitung von bewaffneten Söldnern in die Läden einbrachen und die Bücher durchschnüffelten, machten es selbst dem Rate der Stadt klar, wie mutwillig seine Vorgänger ihre Rechte verschleudert hatten; aber jetzt kam diese Einsicht leider viel zu spät.

Frankfurt hatte fast ein halbes Jahrhundert lang ohne fremde Einmischung seine Preß- und buchhändlerischen Meßangelegenheiten selbst besorgt. Zwischen der auf päpstliche Bullen gestützten kurfürstlichen und der vom Kaiser eingeführten Preßpolizei fehlt jeder innere Zusammenhang. Rudolph II. knüpfte aber mit sehr kluger Berechnung teilweise an die äußere Form der ersten Einrichtung an, so daß man leicht versucht sein konnte, die Bücherkommission für eine Fortsetzung der vom Erzbischof Berthold eingesetzten Behörde zu halten. Diese vielfach irrig vorausgesetzte Kontinuität des Amtes wird am besten durch die Thatsache widerlegt, daß die Reformation mit der Herrschaft des Katholizismus in Frankfurt vollständig aufgeräumt hatte. Dem Kaiser war aber schon der protestantischen Stände wegen sehr daran gelegen, die Welt das Gegenteil glauben zu machen. Das gelang ihm um so besser, als die geschichtlichen Thatsachen im Gedächtnis verwischt waren und als in den Köpfen der Zeitgenossen nur noch vage Vorstellungen von dem wirklichen Hergange der Dinge lebten.

Doch wie dem auch sein möge, die Frankfurter Buchhändlermesse stand im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wo wir von ihr Abschied nehmen, noch in vollster Blüte und erwies sich auch in der Folge als so gesund, daß selbst die Stürme des dreißigjährigen Krieges ihren in sich festen und lebensvollen Organismus nicht ganz zu zerstören vermochten. Damals freilich konnte man die Verderblichkeit jener Behörde noch nicht ahnen, und später auch schrieb man den täglich mehr zu Tage tretenden Verfall lediglich äußeren und unbedeutenden Ursachen zu. Heutzutage, beim Rückblick auf eine mehrhundertjährige Vergangenheit, ist es nicht schwer zu erkennen, daß die Bücherkommission den Todeskeim in die Messe hineingetragen hat. „Legt's zu dem Uebrigen!" wofür das deutsche Volk sich bei den Jesuiten bedanken mag.

Auf dem Ladoga-See.

Von

Friedrich Meyer-Waldeck.

Die Schiffsglocke läutete zum drittenmale. „Fertig?“ rief der Kapitän im blauen Kaftan von der Kommandobrücke. „Fertig!“ antwortete ein halbes Dutzend Matrosen. Die Taue schwappten ins Wasser und wurden beigeholt, die Schaufelräder schlugen ihren langsamen Takt und der kleine Flußdampfer bog in das mittlere Fahrwasser der Newa ein. Stromaufwärts ging die Reise — unser nächstes Ziel, das sechzig Werst von St. Petersburg gelegene Schlüsselburg — und dann weiter der Ladoga-See mit seinen berühmten Klöstern Konéwez und Waláam.

Es war in der Morgenfrühe. Von den goldenen Kuppeln der Kirchen riefen die Glocken zur Messe, aber die nordische Sommersonne stand schon hoch am Himmel und schoß ihre glühenden Pfeile auf das Leinendach des Schiffszeltes. Unsere kleine Reisegesellschaft war in der heitersten Stimmung; hatten wir doch einige Tage der Ruhe vom schweren eintönigen Berufsleben, eine Erfrischung für den Geist, eine Erquickung für den Körper vor uns.

Immer höher hob sich das blitzende Dach der Isaakskathedrale in die Lüfte, immer deutlicher zeichnete sich der goldene Pfeil des Festungsturmes vom blauen Himmel ab. Unzählige große und kleine Boote kreuzten die Wasserstraße auf dem herrlichen breiten Fluß, gegen dessen reißende Strömung unser Dampfer sich langsam vorwärts kämpfte.

Man hatte sich freudig begrüßt, Plätze auf dem Deck erobert, das Gepäck untergebracht. Das Auge erquickte sich an dem malerischen Wandelbilde der bunten Ufer.

Jetzt zog Groß-Ochta vorüber, der dreizehnte Stadtteil St. Petersburgs, wo einst die kleine schwedische Festung Nyenschanz den Ausfluß der Newa beherrschte, bis sie der Kapitän der russischen Bombardiere, Zar Peter, am 1. Mai 1703 eroberte und damit den eigentlichen Grundstein St. Petersburgs legte.

Dort ragen die Prachtbauten der Alexander-Manufaktur, hier das schön gelegene Dorf Múrsinka; jetzt fahren wir Groß-Rybázk vorüber, nun ist Ischóra in Sicht, wo der Held Alexander Newski die Schwertritter und Schweden schlug.

Ein neues Bild auf der linken Seite. Anmutig gruppieren sich stattliche, helle Bauernhäuser, von eigentümlicher Bauart um eine große Kirche mit hohem spitzen Glockenturm. Am Ufer der Newa ein Stück Deutschland! Es ist die große, von Katharina II. gegründete Kolonie Ssarátowka. Deutsche Häuser, eine deutsche protestantische Kirche, deutsche Bauern am Ufer, in den Gärten deutsche Bauernmädchen — es ist als ob die Luft der Heimat über den blauen Strom herüberwehte.

Jetzt krümmt sich die Newa, eine sonnengoldige Riesenschlange, in starkem Bogen, die glitzernde Tóssna ergießt ihre klaren Wellchen in den gewaltigen Strom, die Ufer sind hoch,



Das Kloster Waláam.
Wirtschaftsgebäude. — Haus zur Aufnahme vornehmer Pilger.



Das Haus der Werkstätten. Unterhalb: der Keller (S. 675).

steil und schroff abfallend, das Bett wird enger, hohe Felsblöcke durchkreuzen es und strecken ihre rotbraunen Häupter aus der bläulichen Flut; die Wellen schäumen und brausen in wirbelnden Katarakten auf — ein herrliches Fleckchen Erde! Wellen, Felsen und Bäume sehen den vorübergleitenden Freund der Natur fragend an, ob es ihn nicht locke zu längerem Weilen. Und es zog eine Frau von hohem Geist und feinem Gefühl für das Schöne hierher, keine geringere als Katharina II. Ein Lustschloß sollte hier erstehen, das an Größe und Pracht kaum seinesgleichen gefunden hätte. Schon erhoben sich Bogen und Säulen, Treppen und Thore; aus der Wildnis bildeten sich Parks und Gärten — da starb die große Kaiserin; der Prachtbau wurde nicht fortgeführt und zerfiel in Trümmer — das sind die Ruinen von Pélla.

Nicht weit davon, auf einer Insel am linken Ufer, abermals Reste geschwundenen Glanzes — das verfallene Schloß Ostrówski, einst der Sommeraufenthalt des mächtigen Potémkin (sprich: Patjómkin), Fürsten von Taurien.

Von den düsteren Denkmälern der Vergangenheit schweift das Auge wieder nach rechts, wo uns blühendes, frisch pulsierendes Leben entgegenlacht. Herrliche Villen mit reichem Pflanzenwuchs und buntschimmerndem Blumenflor schmücken die Ufer, hohe Terrassen, breite Treppen, weite Portale ziehen vorüber, da gellt der schrillende Ton der Schiffsglocke in das still versunkene Schauen hinein — Schlüsselburg ist in Sicht.

Das unbedeutende Städtchen liegt unmittelbar am Ausfluß der Newa aus dem Ladoga-See. Interessanter und wichtiger ist die Festung, die ihre bemerkenswerte öffentliche Geschichte hat und eine noch anziehendere geheime, die in den Chroniken nicht aufbewahrt ist. Das Werk liegt mitten in den Fluten des Sees und nur zu Schiffe sind die Zugänge erreichbar. Von den Russen erbaut, dann von den Schweden genommen, wurde die Feste am 11. Oktober 1702 von Peter dem Großen wieder erobert, der die Beschießung eigenhändig leitete, und dessen preobrashénskische und ssemènowsche Garde die von ihm gelegte Bresche erstürmte. Links von der Stadt erhebt sich ein hoher Sandhügel, der preobraschénskische Berg — dort ruhen die gefallenen Russen und Schweden friedlich beieinander. Die Festung hat jetzt ein stilles, ruhiges, etwas melancholisches Antlitz. Ihre kriegerische Bedeutung hat sie längst eingebüßt; die Gewölbe dienen seit lange zum Gefängnis.

Der größere, für den See bestimmte Dampfer, die Zariza, erwartet uns und nimmt uns auf. Mit einigem Lärm und Wirrwarr findet die Uebersiedelung statt. Noch hat sich das Gewühl der durcheinander schwirrenden Deck- und Kajütenpassagiere nicht gelegt, da dampft unser Fahrzeug schon hinaus in den See. Eine frische Brise beginnt zu wehen und erquickt die brennende Stirn. Der glatte Spiegel des weiten Binnenmeers hebt sich in kleinen, im Sonnenschein glitzernden Wellchen, von leichten Schaumspitzen gekrönt. Der Dampfer schaukelt leicht und sein Bug durchschneidet kräftig die gekräuselten Wogen.

Das ist keine Fahrt wie auf einem der smaragdenen Schweizer-Seen — es ist das Meer, das gewaltige uferlose Meer, das sich ringsum ausbreitet, alles Wechsel und Bewegung, keine Grenze, kein fester Punkt, auf dem das Auge ruhen könnte. Der Ladoga ist aber auch der größte See Europas; dreihundert Kilometer lang, zweihundert breit, deckt er einen Flächenraum wie etwa das Königreich Sachsen. Siebzig Zuflüsse speisen dies ungeheure Wasserbecken, dem die Newa in 820 Faden Breite entströmt, einst der bewegliche Schauplatz blutiger Kämpfe der Normannen, Nowgoroder, Schweden und Finnen.

Wasser ringsum. Das Auge hat sich müde gesehen an dem Spiele der Wellen und des Kielschaums; man läßt die Schiffsgesellschaft Revue passieren. Nur wenige Reisende wollen über den See in das benachbarte Finnland. Die meisten sind Wallfahrer nach den Klöstern des Ladoga; Wallfahrer aus Sündenbewußtsein, Wallfahrer aus Frömmigkeit, Wallfahrer aus Wissensdurst und Neugier, Wallfahrer von allen möglichen Gesellschaftsschichten, Völkern und Religionen. Dort ruht auf untergelegtem reichen Polster der greise General M. neben seiner bildschönen 18jährigen Tochter. Es ist der reiche Kammerherr, Graf W., ein Mann in den besten Jahren, mit seiner in der Fülle der Gesundheit und Jugend strahlenden Gattin, umgeben von einigen jungen Herren der Gesellschaftscreme. Auch Uniformen fehlen nicht darunter. Ein anziehendes Häuflein hat sich in der Nähe des Steuerruders placiert. Fremdartige Kleider von militärischem Schnitt, hohe schwarze Fellmützen, braune Gesichter, blitzende Glutaugen, dunkle

Vollbärte — es ist der persische Gesandte am russischen Hofe, Achmed Mirza Khan, mit seinem Gefolge; ein junger russischer Offizier dient ihnen als Führer und Dragoman. Am Bugspriet haben wir uns zusammengefunden — eine kleine Schar guter protestantischer Deutscher, der Mehrzahl nach Professoren der St. Petersburger Universität. Dazwischen allerlei russische Kaufleute, in blauen Tuchkaftans, mit dicken Frauen in schwarzen seidenen Roben, Krämer, Fischer, Bauern; Mönche, die von einer Sendung in ihre Klöster zurückkehren und von denen ein junger, kaum fünfundzwanzigjähriger, wie es scheint, in der sündigen Welt seinen gewaltigen Durst in verbotenen, die Sinne umnebelnden Getränken gelöscht hat. Dazu noch allerlei fahrende Leute, die sich überall einfinden, wo man nicht zu arbeiten braucht, und ein Stück gutes Brot umsonst gereicht wird.

Der Wind bläst immer stärker. Das Zeltdach hindert den Gang des Schiffes; es wird abgenommen und die glühenden Sonnenstrahlen sengen unbarmherzig die schutzlosen Häupter der Reisenden. Die schaukelnde Bewegung des Fahrzeugs wird stärker, auf den kurzen Wellen immer empfindlicher. Hier und dort erblickt man bereits ein jammervolles Antlitz, das sich trostlos in die Kajüte zurückzieht. Ein neues Leiden wird offenbar. Der kurze Schornstein des Dampfers säet glühende Kohlenstückchen auf das Deck, und bald erhalten Sonnenschirme und Kleider das Aussehen unregelmäßig gewebten Tülls. Die einen ergeben sich ins Unvermeidliche, die andern suchen Schutz unter Deck.

Dichter Nebel hebt sich am westlichen Horizont, eine glutrote Scheibe sinkt die Sonne in die durchscheinende Wand hinab. Es wird Nacht, nordische Sommernacht; ohne Sonne, aber ohne Dunkel. Eine fahle Dämmerung lagert über dem See; es wetterleuchtet; in der Ferne rollt dumpfgrollender Donner. Hochauf schäumen im heftigen Winde die Wellen — eine stille Verzweiflung hat sich der Gesellschaft bemächtigt. Alles ist stumm und hat sich zerstreut. Das Deck ist besäet von eingehüllten lagernden Gestalten, auf den Divans des Salons ist kein Finger breit frei, nur wenige haben die stickluftigen engen Kojen aufgesucht. Beruhigend senkt sich der Bringer süßesten Trostes, der Schlummer, auf die müden Augen der meisten herab.

So bleibt es von der Mehrzahl unbemerkt, daß wir allmählich in ruhiges Wasser gelangen, daß das Schiff sich eben und sanft bewegt — bis plötzlich Pfeife und Glocke ihr mißlautendes Duett beginnen, und der Ruf ertönt: „Insel Konéwez (S. 675), wir erwarten hier vor Anker den Anbruch des Tages.“

Und das war eine sehr weise Maßregel. Denn der Nebel hatte sich wie ein dichtes Tuch über die Wasserfläche gelegt und man sah keine sechs Schritte weit. Den Passagieren wurde freigestellt, sich ans Ufer rudern zu lassen, um auf wenige Stunden die Gastfreundschaft der Mönche von Konéwez in Anspruch zu nehmen. Einige machten davon Gebrauch. Ich gehörte zu den Zurückbleibenden. Auf der harten Schiffsbank schlief's sich gut genug. Die Fortsetzung des unterbrochenen Schlummers ließ nicht auf sich warten und ich erwachte erst, als die Anker gelichtet waren und das Schiff in hellem Sonnenschein auf spiegelblankem See sich von neuem in Bewegung befand.

Nachmittag war's, da zeigten sich in der Ferne dunkle unregelmäßige Massen. Allmählich lösten sie sich deutlicher vom Horizont ab. Endlich traten, wie aus lichtem Nebelschleier, ungeheure schroffe Felsen hervor, mit dunklem Walde bewachsen; genau dieselbe Bildung wie die Skären an der Süd- und Westküste Finnlands. Der See wird zum Kanal zwischen riesigen Felskolossen. Im langsamen Takt biegt das Schiff in das Thor zwischen zwei himmelanstrebenden, mauersteilen Inseln. So geht es weiter, immer zwischen den kirchturmhohen Granitufern wechselnder Eilande, oben am Himmelssaume gekrönt von dem grünen Laub uralter Baumgiganten. Eine neue Felseninsel schiebt sich vor. Auf dem höchsten Vorsprung in den blauen Aether hinein ragt in wunderbar ergreifender Schönheit eine Kapelle; neben ihr eine schmucklose Hütte, die Behausung eines Einsiedlers, des einzigen Bewohners dieses abgelegenen Eilands.

Das Fahrwasser wird immer schmaler. Von beiden Seiten drängen die Granitmassen näher; hoch oben über uns ragen die Mauern und Türme des Klosters Waláam, und wie beim Anblick Jerusalems das Heer der Kreuzfahrer auf die Knie sank, so beugen sich jetzt die rechtgläubigen Pilger unseres Schiffes, machen das Zeichen des Kreuzes und grüßen mit frommen Gruße die heilige Stätte.

Wir biegen jetzt um eine Felsenwand; das Ufer senkt sich zum See hinab, wir sind am Ziele. An der Landungsbrücke empfängt uns

mit freundlichem Willkomm eine Schar stattlicher Mönche und dienender Brüder. Das Gepäck wird ans Land gebracht; jede Sondergruppe der Pilger und Reisenden erhält einen Mönch zum Führer und Begleiter, und im langen Zuge bewegen sich die Wallfahrer aus dem Volke die hohe Granittreppe hinauf zu den Gebäuden des Klosters.

Inzwischen lichtet die „Zariza" von neuem die Anker und steuert ihrem letzten Ziele entgegen, dem Städtchen Sserdoból, um uns von dort am dritten Tage wieder abzuholen und heimzuführen.

Die Pilger aus der besseren Gesellschaft: die Perser, die Herren vom Hofe, die Offiziere mit ihren Damen, die Beamten und Professoren werden bedeutet, sich zunächst in die für sie bereiteten Wohnungen zu begeben, um sich von der Anstrengung der Reise zu erholen. Wir folgen der Leitung der freundlichen Mönche, die uns in ein vortrefflich gebautes, stilvolles, steinernes Palais führen, das zur Aufnahme vornehmer Wallfahrer bestimmt ist. Hier erhält jede Person für sich eine geräumige, einfach aber geschmackvoll ausgestattete, freundliche Zelle, mit bequemen Bett, Tisch, Stühlen, Waschgerät; — alles, was der Anspruchslose auf Reisen braucht, ist vorhanden, nur kein Spiegel.

Nun wird unser irdisch Teil innerlich und äußerlich erquickt und gestärkt, und dabei mit den Vätern des Klosters Unterhaltung gepflogen.

Das Gebiet des Klosters Waláam ist ein Archipelagus von gegen vierzig größeren und kleineren Inseln, sämtlich aus dem See steil emporragende Granitfelsen. Die Hauptinsel, auf welcher sich das eigentliche Kloster mit seinen Kirchen, Gast- und Wirtschaftsgebäuden befindet, hat gegen dreißig Kilometer im Umfange. Das große Klostergebäude ist ziemlich neuen Datums, es wurde 1784 erbaut. Alle Wallfahrer werden hier unentgeltlich beherbergt und bewirtet; der allgemeinen Klosterkasse ein Geschenk zu machen, ist zwar nicht verwehrt, wird aber nicht erwartet. Im Laufe des Jahres werden drei- bis viertausend Pilger auf das Gastfreundlichste aufgenommen, von denen etwa der dritte Teil ganz mittellos ist und mit Geschenken entlassen wird. Gegen fünfzigtausend Pfund Brot gibt man den Wallfahrern mit auf den Heimweg. Die jährlichen Ausgaben des Klosters betragen gegen 75,000 Rubel, die hauptsächlich durch milde Gaben gedeckt werden, denn der Gewinn aus Ackerbau, Fischfang, Heuernte und dergl. bringt kaum die Hälfte ein. Alle zum Lebensbedarf notwendigen Handwerke sind auf der Insel vertreten, werden aber nur von den Mönchen selbst ausgeübt. Ebenso versehen diese alle übrigen Arbeiten der Landwirtschaft, Gärtnerei, des Fischfangs und Haushalts ohne Ausnahme, und unterliegen dabei in Bezug auf Fasten und Gebet der strengsten klösterlichen Disziplin. Der russische Mönch leichter Observanz fastet immer, er ernährt sich nur von Fischen und Vegetabilien, sein Getränk ist Quaß, Thee oder Wasser; der Mönch der strengen Regel genießt auch keine Fische und trinkt nur Wasser. Außer wallfahrenden Frauen und Mädchen, die vorübergehend zum Büßen und Beten hier weilen, wohnt auf sämtlichen Inseln kein Weib. Der russische Pope, d. i. der Weltgeistliche, ist meist wenig gebildet, nicht selten roh, eigennützig und dem Trunke ergeben; der russische Mönch dagegen die liebenswürdigste Persönlichkeit von der Welt, und die höhere Klostergeistlichkeit zeichnet sich häufig durch treffliche Gelehrsamkeit und gründliche Bildung aus.

Nachdem wir uns an Speise und Trank gesättigt und namentlich an dem vorzüglichen, alten Klosterquaß erquickt, begaben wir uns die hohe Treppe hinauf in das Hauptgebäude, um dem Abt des Klosters unseren Besuch abzustatten. Damáskin, ein kräftiger Greis mit schneeigem Haar und Bart, von einnehmender Gesichtsbildung, ließ den Mann von Geist und Gelehrsamkeit erkennen. Sein ganzes Wesen atmete natürliche Würde und liebevolle Duldung. Er begrüßte uns mit herzgewinnender Freundlichkeit in seinem Gastzimmer. Wir mußten Platz nehmen; Thee wurde gereicht und das Gespräch wandte sich bald von Petersburg auf das Inselkloster und seine Verhältnisse. Doch der Abend brach herein, wir wollten uns noch etwas umsehen und verabschiedeten uns bald. Wir waren im Aufbrechen, als Vater Damáskin die Frage hinwarf: „Seid Ihr rechtgläubig, meine Kinder?" — „Wir sind Protestanten, hochwürdiger Vater," war die Antwort. „Nun," sagte der Abt, und ein reizendes Lächeln verklärte sein gutes Gesicht, „wir sind ja allzumal Sünder," und segnend entließ er uns.

Wir begaben uns jetzt zum Gottesdienst, der in einer der sechs Kirchen des Klosters



Das Kloster Walaam:
Das Klostergebäude, Kirche und Wohnungen der Mönche.



„Schkit" des heil. Nikolaus des Wunderthäters (S. 675).

für die Wallfahrer abgehalten wurde. Es war die Hauptkirche, in der sich die Gebeine der beiden Klosterheiligen Ssergéi und Gérman befinden. Eine Menge von Betenden lag auf den Stufen des prachtvollen Grabmals. Aus dem Gotteshaus traten wir auf die Terrasse des Klosters, und ein Anblick von unbeschreiblicher Schönheit bot sich dem naturdurstigen Auge dar. Zu unsern Füßen im Abendgold schimmernd der glänzende See, eingeengt in riesige Granitbecken und Kanäle, die zahllosen wildbewachsenen Inseln mit hellfarbigen Laubbäumen und dunklem Nadelholz, durchsäet mit Kirchen, Kapellen und den Hütten der Anachoreten. Langkielige Boote kreuzend von Eiland zu Eiland. Scharen wilden Geflügels fliegend und schwimmend dazwischen, — ein wunderbares Paradies der Ruhe und des Friedens — unter dem 62. Grad nördlicher Breite. Den Rückweg nahmen wir durch den Klostergarten voll herrlicher Blumen und köstlicher Früchte. Vater Grigóri, der Klostergärtner, empfing uns — ein steinalter Mönch mit langem weißen Haar. Der Frieden der Seele stand in deutlicher Schrift auf dem gebräunten Antlitz des Greises, dessen Leben ruhig dahinfloß zwischen frommem Gebet und dem Umgang mit der ewig jungen Natur. Er pflückte uns herrliche Beeren, wie sie nur der hohe Norden zu erzeugen vermag, und geleitete uns auf den Weg zur freundlichen Herberge. Bald umfing uns ein tiefer, erquickender Schlaf.

Kaum hatte der helle Sonnenschein uns vom Lager gelockt, so erschien auch schon Vater Feoktíst, unser erster Führer und Adjutant, mit vortrefflichem Thee und lockerem Weißbrot. Zucker und Butter lieferte unsere Reiseküche, und so war unser Frühmahl wohlbestellt. Dann ging's auf die Wanderung durch Kirchen, Wohnungen und Wirtschaftsgebäude. Ueberall die größte Ordnung, die peinlichste Sauberkeit. Mehr als die eintönige Pracht der Tempel, als das Denkmal zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers Alexander I., als die Schatzkammer mit ihren edelsteinbesäten Priesterornaten, Meßbüchern und Altargefäßen, mehr noch als die Bibliothek, die viele seltene Kirchenbücher, aber keine Handschriften enthält — zog mich das Haus der Werkstätten an, in dessen weiten Räumen alle Handwerke von den frommen Vätern getrieben werden, welche zur Befriedigung der bescheidenen Lebensbedürfnisse unserer gastfreundlichen Mönche dienen. Während die Mühle und Brotbäckerei sich neben der Küche im Hauptgebäude befinden, ist hier die Tischlerei, Schuhmacherwerkstatt, Weberei, das

Atelier der Klosterschneider, die Schmiede, die Schlosserei und eine Menge anderer Gewerbe in einem wahren Prachtgebäude, und seinen, acht Stockwerke übereinander bildenden, in Felsen gehauenen, gewölbten Kellern einquartiert (S. 670).

Nun ging's zum Ufer hinab. Ein Langboot mit sechs rudernden Mönchen erwartete uns. Vater Feoktíst setzte sich ans Steuer, wir stiegen ein, unter dem Taktschlag der Riemen wirbelten funkelnde Diamanten in die Luft und hinein ging's in die wunderbare Zauberwelt der Felseninseln. Das Wasser glatt wie ein Spiegel und durchsichtig klar. Ein Felskoloß nach dem andern, jeder Vorsprung mit goldgrünem Laub, mit blauschwarzen Tannen geschmückt, schiebt sich vor und scheint den Kanal zu schließen, bis sich zur Seite eine neue Bucht öffnet, die uns weiter führt. Bei jeder Wendung des Bootes ein neues Bild. Neben uns schwimmen ruhig wilde Enten, unbekannt mit der Tücke der Menschen; über unsern Häuptern zieht eine Schar von Kranichen. Jetzt wird die Gegend wilder und dunkler; die Felsen höher; ein Wildbach rauscht von der Wand herab, zwischen den Bäumen schimmert die Wohnung eines Anachoreten. Jetzt stand sie verwaist und harrte auf einen neuen Insassen. Der asketische Mönch, der dort sieben Jahre einsam und schweigend zugebracht hatte, war gestorben.



Kloster auf der Insel Konówez (S. 672).

Das Boot nähert sich einer kleinen, lieblichen Insel. Auf der Höhe ragt das griechische Kreuz. Unter dunkeln Bäumen schimmert das Dach einer Kirche, nicht weit davon ein stattliches Haus. Wir landen. Es ist der „Schkit" des heiligen Nikolai des Wunderthäters (S. 674), dem unser Besuch gilt.

Unter Schkit — das Wort stammt vielleicht aus dem Altnordischen und hängt mit „scheiden" zusammen — versteht man eine gesonderte Abteilung des Klosters, deren Mönche freiwillig eine strengere Observanz übernehmen. Sie schweigen, leben nur von Vegetabilien und Wasser, und ihre Kirche ist zu keiner Stunde des Tags oder der Nacht ohne eine bestimmte Anzahl Betender, bei welchem frommen Dienst sie sich stündlich ablösen. Unser Besuch beschränkte sich selbstverständlich auf stummes Schauen. Das Wohnhaus enthält helle, reinliche Zellen und ein größeres Zimmer für den Abt, der sich zuweilen auf einige Zeit in den Schkit zurückzieht. Solcher Niederlassungen strenger Observanz hat Waláam vier. Außer dem von uns besichtigten Schkit des heil. Nikolái, der eine Werst (Kilometer) vom Hauptkloster entfernt ist, den bedeutend größeren Aller Heiligen auf zwei Werst Entfernung, den Schkit des Alexander Sswérski, sieben Werst vom Kloster, und endlich den Johannes des Täufers, vier Werst von der Hauptinsel gelegen.

Ueber Felsgeröll und durch Fichtenwald gelangten wir zum Ufer, und Vater Feoktíst steuerte uns auf einer andern herrlichen Wasserstraße, zwischen andern Inselgruppen hindurch zum Kloster zurück. Ringsum neue Bilder,

neue Reize dieser wunderbaren, jungfräulichen Natur. Auf den Inseln Waláams tönt kein Schuß, kein Jäger darf dem Wilde Fallen stellen. Das Kloster gestattet keine Jagd in seinem Bereich, kein warmblütiges Tier darf getötet werden. Am Ufer der Felseneilande grast ruhig und sicher das riesige Elen, spielt die Häsin unbesorgt mit ihren Jungen und der Fuchs sieht bedächtig auf die vorüberfahrenden Mönche herab. Im Winter kommen zuweilen aus Finnlands Urwäldern Wölfe und Bären über das Eis. Da hören dann wohl die Väter im Walde das dumpfe Geheul, das heisere Bellen, und der kluge Fuchs sucht Schutz und Nahrung bei den betenden Menschen.

Mit gleichmäßigem Ruderschlage durchkreuzten wir den wundersamen Archipel und landeten wieder auf der Hauptinsel. Es war Mittagszeit. Wir folgten der Einladung des Vater Abt und nahmen Teil am gemeinschaftlichen Mahl der Mönche und Pilger. Unser treuer Führer geleitete uns durch die gewölbten Gänge des Klostergebäudes in das Refektorium. Ein großer, hochgewölbter, weißgetünchter Raum in der Form eines langgezogenen Rechtecks; sein einziger Schmuck einige Heiligenbilder. Drei gedeckte Tafeln, in der Längenausdehnung aufgestellt und parallel laufend, füllen den größten Teil des Saales. Der mittlere Tisch ist etwas kürzer als die beiden andern. An seinem Kopfende steht eine Art Katheder. Er ist für die vornehmen Gäste bestimmt, der rechts vom Katheder für die Mönche, der links für die Pilger aus dem Volke. Fast alle Plätze sind schon besetzt. Mit Ausnahme des persischen Gesandten findet sich beinahe unsere ganze bessere Gesellschaft vom Bord der „Zaríza" an der mittleren Tafel zusammen. Die Unterhaltung beschränkt sich, soweit nötig und möglich, auf Blicke und Zeichen. Während des Mahles im Refektorium darf nur eine einzige Person sprechen; der Mönch, der jetzt das Katheder einnimmt und mit lauter Stimme erst ein Gebet, dann Psalmen liest, in welchem frommen Geschäfte er sich während der Dauer des Mahles keinen Augenblick unterbricht. Die Tafeln sind mit glänzendweißem Linnen gedeckt. Vor jedem Platze befinden sich einige Teller übereinander geschichtet, ein Messer und ein Löffel; Gabeln werden als unnützer Luxus betrachtet und finden sich nur auf der mittleren Tafel. Auf der rechten Seite des Gedecks liegt ein schönes großes Weißbrot, auf der linken eine mehr als faustgroße Fischpastete (Piróg); hinter dem Teller steht ein Becher aus Metall. In der Mitte der Tafel, zwischen großen mit Quaß gefüllten Krügen sind die Bestandteile der kalten russischen Fischsuppe (Batwínja) wohlgeordnet; mehrere Arten gesalzene Fische, Lauch, Kräuter, Gurken, Essig, den Quaß nicht zu vergessen. Ein einzelner Glockenschlag ertönt — das Zeichen zum Anfang des Mahls. Der Psalmenleser beginnt sein Gebet, alles lauscht still und andächtig. Er spricht das Amen, jedermann bekreuzigt sich, die Psalmen und die Mahlzeit werden in Angriff genommen. Man bereitet sich seine Batwínja nach Gewohnheit und Geschmack, und läßt sich den trefflichen Piróg dazu munden. Die kräftige Stimme des psalmenlesenden Mönchs übertönt das leise Geräusch der Löffel und Messer. Genau fünfzehn Minuten sind vergangen, da tönt abermals ein einziger Glockenschlag. Eine Seitenthüre öffnet sich, eine lange Reihe dienender Brüder, einer hinter dem andern, tritt ruhigen, gemessenen Schrittes ein, und in wenigen Augenblicken haben sie die Tafeln abgeräumt und mit den Speisen des zweiten Ganges besetzt. Derselbe besteht aus den köstlichsten Fischen, gekocht, gebraten, geschmort, warm, kalt, kurz in der mannigfaltigsten Art der Zubereitung mit allerlei Gemüse und Salat. Abermals nach einer Viertelstunde wiederholt sich das Glockenzeichen mit der Erscheinung der dienenden Brüder. Es wird abgeräumt; ein Dankgebet gesprochen, alles verneigt sich und schlägt das Kreuz; das Mahl ist vorüber.

Wir schlenderten unserer Wohnung zu, um nach den Anstrengungen des Vormittags die Mittagsglut in Ruhe zu verbringen. Da kreuzte unsern Pfad ein ziemlich verwittert aussehender Mönch und redete uns an: „Gnädige Herren, Ihr seid aus Petersburg, wollt Ihr einem armen Mann einen Liebesdienst erweisen?" — „Recht gern!" — „Sucht mein Weib auf und meine Kinder; bringt ihnen einen Gruß und sagt, daß ich lebe und gesund bin!" — „Ihr seid Mönch und habt Weib und Kinder?" — „Ich bin kein Mönch; ich bin Pope, von der geistlichen Obrigkeit zur Strafe auf sechs Jahre ins Kloster geschickt." — „Auf sechs Jahre! das ist hart — und weshalb, mein Vater?" — „Wegen Trunksucht," er-

widerte der Bedauernswürdige; eine Thräne rollte über das magere Antlitz; er nannte uns die Wohnung seines verlassenen Weibes und ging.

Der Nachmittag war drückend heiß. Wir saßen in einer unserer Zellen beieinander, rauchten und erquickten uns an dem vortrefflichen kühlen Quaß, den uns Vater Feoktist aus dem Klosterkeller geholt. Wir lobten das köstliche Getränk. „Hat unser Quaß Ihren Beifall — meinte der ehrwürdige Vater — so sollen Sie auch von unserem ältesten Besten kosten, den wir nur bei ganz besonderen Gelegenheiten unseren lieben Gästen vorsetzen." Und er brachte einen neuen Riesenkrug, dessen Inhalt in der That alles übertraf, was wir von diesem Nationalgetränk kennen gelernt. Wir hätten unsern freundlichen Mentor so gern unserseits bewirtet, aber alles was Reiseküche und Keller enthielt, war für ihn verbotene Frucht. Endlich ließ er sich überreden. Das Fenster wurde verhängt, die Thüre geschlossen und Vater Feoktist schlürfte mit unendlichem Behagen ein Glas alten Portwein, dem er nicht ungern ein zweites, ja sogar ein drittes folgen ließ. — Ich habe Sorge getragen, daß diese schnöde Denunziation dem würdigen Freunde keine Unannehmlichkeiten verursacht — Feoktist ist nicht sein wirklicher Name.

Als wir uns zu neuen Exkursionen auf den Weg machen wollten, erfüllte ein feiner Bratengeruch die gewölbten Gänge des gastlichen Hauses. Wir äußerten gegen Vater Feoktist unser Erstaunen über diese fremdartige Erscheinung, und er führte uns durch einige Korridors zum Urquell des Aromas. Es war eine große, prachtvolle, helle Küche mit drei oder vier Herden. An dem einen stand ein weißgekleideter weltlicher Koch, eifrig beschäftigt. „Wenn wir unsern Gästen nur Fastenspeise vorsetzen können — erklärte unser Vertrauensmann — wollen wir ihnen wenigstens Gelegenheit bieten, wenn sie es wünschen, nach ihrer Gewohnheit zu leben. Wer sich also die nötigen Vorräte und Dienerschaft mitbringt, kann hier nach Herzenslust kochen und braten lassen, wie es ihm gefällt!" Es war der Koch des Grafen W., welcher für die Gesellschaft seines Gebieters das Diner bereitete.

Am andern Morgen in der Frühe mahnte die Schiffsglocke der „Zarіza" zum Abschied. Wir besuchten den ehrwürdigen Abt, um für die Gastfreundsch[illegible] zu danken. Unser Entzücken über das herrliche Inselkloster machte ihm die größte Freude, und er forderte uns zu baldiger Wiederholung der Pilgerfahrt auf. Der Sitte gemäß verneigten wir uns tief und wollten ihm, wie die übrigen, die Hand küssen. Er ließ das nicht zu, legte jedem die Hände segnend aufs Haupt und küßte uns auf die Stirne. Von ganzem Herzen dankbaren Abschied nahmen wir von Vater Feoktist, der uns mit Bildern der heiligen Ssergéi und Gérman beschenkte.

Am Ufer begrüßten sich sämtliche Passagiere des Schiffes, wie alte Freunde, die sich lange nicht gesehen. Im Kloster war jede Gruppe ihren eigenen Weg gegangen. Der Abt mit sämtlichen Mönchen begleitete uns zum Landungsplatz. Ganz besonderes Wohlgefallen schien er am persischen Gesandten zu haben, den er fast nicht von der Hand ließ. Zum zweitenmal tönte die Glocke — es mußte geschieden sein. „Lebe wohl, Gesandter!" — „Lebe wohl, Abt!" — Der Vertreter der schiitischen Moslemin und der Igumen der orthodoxen griechischen Kirche lagen sich in den Armen und tauschten Küsse der Liebe und Freundschaft.

Unter der Segenspendung des Vaters Damáskin löste sich der Dampfer vom Ufer und rauschte an den Felsen vorüber. In wehmütigem Entzücken blickten wir zum letztenmal an den steilen Granitwänden hinauf. Da stand oben auf der Terrasse der ehrwürdige Abt mit seinem Gefolge und winkte nochmals Segen und Abschiedsgruß über das Schiff und die es heimtrug. Entblößten Hauptes dankten wir und fuhren von dannen. Sehnsüchtig wandte sich das Auge zurück nach der wunderbaren Insel; noch einen Gruß hinauf in das Waldesdunkel zur Wohnung des Eremiten — der Felsen mit der leuchtenden Kapelle verschwand, der Ton des Glöckchens verhallte — Waláam war den Blicken entschwunden.

In Konéwez langten wir im hellsten Sonnenschein an. Auf der weniger großen und pittoresken Insel, in dem kleineren Kloster dieselben Erscheinungen des friedlichen russischen Mönchslebens wie in Waláam. Der größere Teil der Reisegesellschaft verlor sich auf dem Eiland zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten. Wir empfanden nicht das Bedürfnis, die Eindrücke Waláams abgeschwächt zu wiederholen, und nahmen ein erquickendes Bad

in den klaren Fluten des Sees, während sich Achmed Mirza Chan auf dem Ufer niedergelassen hatte und uns mit sichtbarem Wohlgefallen beobachtete.

Nach kurzer Frist nahm uns die „Zarīza“ wieder auf. Ein frischer Ostwind begann zu wehen und das Schiff tanzte munter an seiner Ankerkette. Die Passagiere, welche die Insel besichtigt, kamen zurück. Alles war an Bord, wir lichteten die Anker und setzten Segel, den günstigen Wind zu benutzen. Da tauchte zwischen den Schaumkronen der Wellen ein kleines Boot auf. Mönche ruderten. Im Boot erhob sich eine schwarze Gestalt, im scharfen Luftzug flatterten die weiten Gewänder; es war der Abt Filógi des Klosters Konéwez, der gekommen war, den Pilgern eine glückliche Reise zu wünschen. Aufrechtstehend im kleinen auf den Wogen hüpfenden Kahne breitete er segnend seine Hände aus — sein Gebet verhallte im Winde, der uns nach Westen trieb — zurück zur nordischen Zarenstadt.

Sternhaufen und Nebelflecken.

Von

W. Valentiner.

Unter den zahllosen Objekten, welche der gestirnte Himmel in seiner Mannigfaltigkeit unserm Auge offenbart, gehören zweifellos die Sternhaufen und Nebelflecke zu den interessantesten. Dem bloßen Auge sind freilich nur wenige derselben erkennbar, wenn wir nicht jenen breiten Gürtel, der in unregelmäßiger Form und sehr verschiedenen Lichtabstufungen den ganzen Himmel zu umgeben scheint, die sogenannte Milchstraße, als einen Nebelfleck riesiger Ausdehnung ansehen wollen. In der That ist es nicht unmöglich, daß dieselbe von andern Sternen aus gesehen nur zu den schwachen Objekten dieser Klasse gerechnet werden muß; unser Sonnensystem bildet einen undenkbar kleinen Teil dieses ungeheueren Systems und würde in jenem Falle nicht als einzelner Lichtpunkt erkennbar sein, geschweige, daß es möglich wäre, von der Existenz der die Sonne umkreisenden Planeten eine Ahnung zu erfassen.

Nun, wenn wir von dieser Milchstraße absehen, so sind am nördlichen Himmel als Sternhaufen die Coma Berenices, die Plejaden, die Hyaden dem unbewaffneten Auge auffallend. Diese Anhäufungen bilden die äußerste Grenze des Zerstreuten, womit freilich nicht gesagt ist, daß nicht noch weiter auseinander liegende Sterne sich in Zukunft als zusammengehörig erweisen werden, was nur durch die feinsten Messungen nach langen, langen Zeitperioden konstatiert werden kann. Nur sind jene dem äußeren Anschein nach bereits als ein System bildend anzusehen und zeigen als solches ihre Glieder in der zerstreutesten Gestalt. Außer diesen grob zerstreuten Haufen erkennt das bloße Auge noch eine geringe Anzahl nebeliger Flecken, welche auch zum Teil schon im Altertum bei Ptolemäus Erwähnung finden. So ist im Sternbilde des Krebs, dann im Perseus ein solcher Fleck zu sehen, den Ptolemäus als wolkigen Stern bezeichnet. Wendet man auf diese Objekte ein schwach vergrößerndes Fernrohr an, so löst sich der Nebelschein in eine ungeheure Zahl sehr feiner unregelmäßig gelagerter Lichtpunkte auf und es sind diese Nebelflecken jenen vorhergenannten ähnlich, nur ist die Zerstreutheit der einzelnen Glieder eine viel geringere als dort und ihr Licht fließt daher für das bloße Auge in den matten Schimmer zusammen. Einige andere in diese Klasse gehörige Objekte sind wohl einem scharfen Auge noch erkennbar, indessen doch nicht so auffallend, daß sie schon den Astronomen des Altertums bekannt wurden. Im Anfang des 17. Jahrhunderts entdeckte S. Marius im Sternbilde der Andromeda einen Nebelfleck, der auch nachher noch von verschiedenen Beobachtern unabhängig gesehen und zuerst für einen schwachen Kometen gehalten wurde. Im Gegensatz zu den bis dahin bekannten Nebelflecken änderte dieser auch unter Anwendung von Fernröhren seine nebelige Gestalt nicht, wenngleich — wie ja natürlich — die ganze Form eine andere wurde, als wie sie dem bloßen Auge erschien. Je stärker und vollkommener auch die optischen Hilfsmittel wurden — es gelang nicht, jenen Nebel in eine Anhäufung getrennter Lichtpunkte zu zerlegen und es schien daher hiermit eine neue Gattung von Objekten am Himmel gefunden worden zu sein. Als Cysatus und später Huyghens den berühmten Nebelfleck im Orion auffanden, verhielt es sich mit diesem



Wilddiebe. Von Hugo Kauffmann.

Objekt ganz ähnlich — man erkannte wohl mit zunehmender Lichtstärke des Fernrohrs eine immer größere Anzahl von Fixsternen in demselben, aber die nebeligen auffallenden Formen blieben dieselben. Die Umrisse dieses Nebelfleckes, die Abstufungen von Licht und Schatten, waren übrigens hier wieder ganz anders als beim Andromedanebel. Die größte Zerrissenheit machte sich bemerkbar, inmitten der hellsten Nebelmaterie die tiefste Dunkelheit, so daß Huyghens glaubte, man sähe durch Oeffnungen im Himmelsgewölbe in die dahinter liegenden lichten Räume. Diese beiden Nebelflecken, zunächst die einzigen, welche Nebel blieben, so gut auch die Fernröhren, die man zu ihrer Beobachtung anwandte, waren, ließen schon ahnen, welche Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in der Klasse dieser Körper existierte und daß doch nur das Fernrohr in der Erforschung derselben vorwärts bringen könne.

Indessen verging auch noch nach der Erfindung der Fernröhre lange Zeit, ehe sich die Astronomen der Beobachtung der Nebelflecken zuwandten. Halley erwähnt 1714 auch nur sechs Objekte, von denen zwei schon früher bekannt waren; der dritte war im Schützen 1665 von Ihle, der vierte von Halley im Centauren 1677, der fünfte von Kirch im Antinous 1681, endlich der sechste von Halley 1714 im Herkules entdeckt worden. Weitere Fortschritte machten unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete, wenigstens quantitativ durch Lacaille, welcher bekanntlich den südlichen Himmel beobachtete und dabei zweiundvierzig Nebel auffand. Lacaille hielt bereits eine Klassifizierung für nötig und teilte jene zweiundvierzig Objekte in drei Klassen. Zur ersten rechnete er alle diejenigen, welche absolut kein sternartiges Ansehen zeigten und die er mit kleinen Teilen der Milchstraße verglich. In die zweite Klasse rechnete Lacaille die Objekte, die nur als Nebel erschienen, sich aber leicht in Sternhäufungen auflösen ließen; zur dritten Klasse gehören endlich diejenigen Sterne, welche mit einer nebeligen Substanz umgeben sind; hierbei nahm er an, daß die Körper der ersten und dritten Klasse im allgemeinen identische Beschaffenheit hatten, und daß nur zufällig ein Stern in der Mitte stände.

Nach Lacaille ist Messier zu nennen, der ein ziemlich ausgedehntes Verzeichniß von Nebelflecken und Sternhaufen anlegte. Messier war ein sehr eifriger Kometenjäger und bei der Durchmusterung des Himmels nach diesen fremdartigen Körpern fand er nicht selten Objekte, die den Kometen ähnlich waren und sich von ihnen nur dadurch unterscheiden ließen, daß sie ihren Ort am Himmel nicht veränderten. Ebenso mußte er bei einer solchen Durchforschung des Himmels mit dem Fernrohre eine nicht geringe Zahl auffälliger, dicht gedrängter Sternhaufen entdecken. Alle diese notierte er auf und es entstand so ein für die damalige Zeit immerhin ziemlich bedeutendes Verzeichniß von Sternhaufen und Nebelflecken. Rechnet man indessen alle bis zum Jahre 1784 in diese Klasse gehörigen bekannten Objekte zusammen, so beläuft sich ihre Zahl doch kaum auf 150. Da begann W. Herschel mit seinen umfassenden Arbeiten auf diesem Gebiete und zwar mit solchem Erfolg, daß von der großen Zahl der bis jetzt beobachteten Nebel- und Sternhaufen etwa $^{8}/_{10}$ von ihm und seinem Sohn — der mit gleichem Eifer auf diesem Gebiete thätig war — entdeckt worden sind. Von den circa 6000 Objekten, die wir jetzt kennen, waren am nördlichen Himmel in den Jahren 1786, 1789 und 1802 vom älteren Herschel 2500 gefunden und als später der jüngere Herschel sich längere Zeit am Kap der guten Hoffnung aufhielt und mit ähnlicher Konsequenz den südlichen Himmel durchmusterte, wie es sein Vater am nördlichen gethan hatte, fügte dieser noch eine gleiche Zahl hinzu.

Von besonderem Interesse sind dabei jene Nebelanhäufungen geworden, welche unter dem Namen der Magelhaenschen oder Kapwolken bekannt sind. Dieselben sind als lichte Wolken mit bloßem Auge sichtbar und befinden sich in der Nähe des Südpols. In der größeren Kapwolke, welche beiläufig gesagt 40 Quadratgrade bedeckt, zählte J. Herschel unter Anwendung seines 20füßigen Teleskops außer 600 helleren Sternen fast 300 Nebelflecken, in der kleineren Kapwolke, die 10 Quadratgrade bedeckt, 200 Sterne und 40 Nebelflecken. Wir haben darnach am Himmel nicht allein Sternhaufen, sondern selbst Nebelhaufen, und ähnlich, wie unter den Fixsternen die Zahl der Doppel- und mehrfachen Sterne nicht gering ist, so finden sich auch eine ziemliche Anzahl Doppel- und dreifache Nebel, welche vermutlich zu einem System gehören. Wenn man nämlich aus der Zahl der bekannten Nebel berechnet, wie groß im Durchschnitt die Zahl

der Nebel auf einem bestimmten Teil des Himmelsgewölbes ist, so ergibt sich, daß auf je 7 Quadratgrade erst ein Nebelfleck kommt. Nun kennt man aber circa 150 Doppelnebel, 25 dreifache und 10 vierfache, deren relative Distanz nur wenige Bogenminuten beträgt und es ist hier, wie auch bei den Kapwolken, die Anhäufung kaum als eine zufällige anzusehen.

Diese unregelmäßige Verteilung im einzelnen ist nicht die einzige, die wir bei den Nebelflecken bemerken. Bereits W. Herschel trug alle Nebelflecken, die er auffand, ihrer Lage nach in Sternkarten ein und erhielt dadurch eine deutliche Anschauung über die Art der Verteilung derselben über den ganzen Himmel. Es scheint übrigens dies das erste Beispiel der Anwendung der nachmals so oft benutzten graphischen Methode zu sein. Es fand sich nun, daß bei weitem die größere Zahl der Nebelflecken in den Gegenden des Himmels lag, welche von der Milchstraße am weitesten entfernt sind, also in der Nähe der Pole der Milchstraße. Die Anhäufung der Nebelflecken verfolgt daher die entgegengesetzte Regel als die der Fixsterne, die am gedrängtesten gerade in der Milchstraße stehen. W. Herschel teilte die Gesamtheit der Nebelflecken in 8 Klassen, welche auch bis jetzt noch die übliche Einteilung geblieben ist. In die I. Klasse rechnete er die hellen Nebel (im ganzen damals 288 Objekte), in die II. Klasse schwache Nebel (im ganzen 909), in die III. Klasse sehr schwache Nebel (im ganzen 984), in die IV. Klasse planetarische Nebel, Nebelsterne und Sternnebel (im ganzen 79), in die V. Klasse sehr große, oft über mehrere Quadratgrade ausgebreitete Nebelstellen mit auslaufenden Zweigen und Armen (im ganzen 52). Die Klassen VI—VIII enthalten die verschiedenen Arten der Sternhaufen und zwar gehören in die VI. die besonders sternreichen Flecken am Himmel (im ganzen 42), in die VII. die dichtgedrängten meist kreisrunden Sternhaufen (im ganzen 67), in die VIII. die grobzerstreuten Haufen von unregelmäßiger Form (im ganzen 88).

Diese Art der Einteilung hat den Nachteil, daß die Einreihung einer gewissen Willkür unterworfen und ferner sehr von der Anwendung der optischen Hilfsmittel abhängig ist. Wir sahen schon, daß nebelige Stellen am Himmel, die das bloße Auge erkennt, sich zum Teil selbst durch schwache Fernröhren in einzelne Sterne auflösen lassen, ähnlich werden viele Gebilde, die ein schwaches Fernrohr als Nebel zeigte, in stärkeren als Sternhaufen erscheinen. Herschel machte diese Erfahrung schon selbst, als er auf dieselben Objekte, die er im 7füßigen Teleskope nicht auflösen konnte, das 20füßige anwandte, wodurch bei vielen die Auflösung gelang. Es geht hieraus hervor, daß Objekte aus einer der ersten 5 Klassen in die letzten übergehen können. Ferner ist die Abstufung der I., II., III. Klasse der verschiedenen Ansicht des Beobachters anheimgegeben. Immerhin hat aber diese Einteilung wieder den Vorteil, daß sie von der individuellen Ansicht des Beobachters über die physische Beschaffenheit der Nebelflecken unabhängig ist und bei der Schwierigkeit einer unzweideutigen Einordnung einerseits, bei der Notwendigkeit anderseits, eine Klassifizierung einzuführen, hat sich die Herschelsche, wie gesagt, bis jetzt erhalten. Und wenn auch die 3 ersten Klassen nur als Abstufungen bezeichnet werden können, so wird doch der Beobachter mit ganz anderen Erwartungen ans Fernrohr treten, wenn es gilt, einen Nebel als einen solchen III. Klasse zu beobachten. Was nun die IV. Klasse, die planetarischen Nebel, anbetrifft, so sind diese deutlich ausgezeichnet und nicht mit anderen Klassen zu verwechseln. Dieselben sind oft in schwachen Fernröhren von gewöhnlichen Fixsternen nicht zu unterscheiden, nehmen dagegen bei stärkerer Vergrößerung das Ansehen matt erleuchteter aber scharf begrenzter Planetenscheiben an. Mehrfach ist die Helligkeit nicht in allen Teilen gleichförmig, es kommen Fälle vor, in denen die Nebel als Ringe erscheinen, ebenso auch wo scheinbar hellleuchtende Fixsterne mit kreisförmigen nebeligen Atmosphären, die sich allmählich verlieren, umgeben sind (Sternnebel), dann wieder Fälle, wo um Fixsterne ein Nebel von besonderer Gestalt ausgebreitet ist (Sternnebel); manchmal befinden sich 2 Sterne im Nebel, der selbst eine elliptische Form hat und wo dann die Sterne wie die Brennpunkte in einer Ellipse liegen. Kurz, es herrscht in jeder Klasse eine unglaubliche Mannigfaltigkeit im einzelnen, die mit Zunahme der optischen Hilfsmittel nur noch größer wird. Nicht minder groß ist auch die Verschiedenheit in den Sternhaufen; von der unregelmäßigsten Gruppierung bis zur Kugelform, von mehr gleichförmiger Helligkeit der Einzelglieder bis zu den Uebergängen

von hellen zu den schwächsten Sternen, kommen Beispiele in allen Abstufungen vor. So variiert auch der Sternreichtum, während in manchen zerstreuten Gruppen die Zahl etliche hundert nicht übersteigt, schätzt Herschel in einigen der sternreichsten Haufen die Zahl der Sterne auf 10,000. Natürlich spielt hier wieder die optische Kraft des Fernrohrs eine sehr bedeutende Rolle. In den Plejaden z. B. erkennt ein bloßes Auge leicht 6 Sterne, ein besseres 10 und ein sehr gutes einige wenige mehr. Benutzt man einen 5zölligen sogenannten Kometensucher, so werden etwa 150—160 Sterne in unseren Klimaten sichtbar, mit einem 12zölligen Refraktor wächst die Zahl auf über 600 und was hierin die Riesenfernröhre der Neuzeit, die 20—30zölligen, leisten, entzieht sich noch der Erfahrung. Hier blicken wir denn freilich in Sternsysteme, die unserer kühnsten Vorstellung spotten und es ist begreiflich, daß auch unsere Kenntnisse bei der kurzen Zeit, die vom ersten Beginn eingehender Untersuchungen bis jetzt zerflossen ist, noch nicht weit gediehen sein können. Bei den Sternhaufen hat zuerst Bessel den Anfang gemacht, die Lage der einzelnen Glieder gegeneinander auszumessen und zwar bestimmte er die genaue Lage von 53 Sternen in den Plejaden. Es kann nämlich nur dann, wenn nach längerer Zwischenzeit diese Messungen wiederholt werden und wenn sich dann Unterschiede in den gegenseitigen Lagen zeigen, welche die zulässigen und unvermeidlichen Beobachtungsfehler übersteigen, auf vorgegangene Veränderungen geschlossen werden und erst durch weiter fortgesetzte Beobachtungen wird sich mit der Zeit die Art der Bewegnung der einzelnen Glieder erkennen lassen. So scharf nun auch diese Sternörter sich bestimmen lassen und auch im vorliegenden Falle ermittelt worden sind, so hat doch eine Wiederholung der Besselschen Arbeit nach einer Zwischenzeit von circa 40 Jahren noch nicht zu einem unzweifelhaften Resultate der Veränderung geführt, vielmehr wird eine weitere wenigstens gleiche Zeitperiode verfließen und dann eine nochmalige Ausmessung stattfinden müssen, bevor sich sagen läßt, daß in den Plejaden Ortsveränderungen gemeinsamer Art vor sich gegangen sind — es wird eines noch nicht zu bestimmenden Zeitraumes bedürfen, ehe hier die Art der Bewegung erkennbar wird. In neuerer Zeit hat man auch verschiedene andere Gruppen mit möglichster Sorgfalt ausgemessen, diese Arbeiten können natürlich nur als Grundlagen für die Untersuchungen späterer Geschlechter angesehen werden und keiner der Astronomen, welche sich dieser mühevollen Arbeit hingeben, kann erwarten, ein Resultat d. h. die Konstatierung vor sich gegangener Bewegungen in seinem Leben abzuleiten.

Wenn nun schon bei den Beobachtungen der Sternhaufen, wo sich jeder Stern mit großer Sicherheit seiner Lage nach ermitteln läßt, keine Veränderungen in der Ortsangabe nachgewiesen werden konnten, so ist dies noch viel weniger bei den Nebelflecken zu erwarten. Die ganze, mehr oder minder verschwommene Erscheinung bietet der sicheren Ortsbestimmung die größte Schwierigkeit und die sogenannten persönlichen Fehler — die verschiedenartige Auffassung des Lichtzentrums oder des Zentrums überhaupt — spielen bei der Beobachtung der Nebelflecken mehr als in anderen Fällen eine hervorragende Rolle. Hier ist also die Unsicherheit der Beobachtungen viel größer, als bei den Sternen und da von vornherein anzunehmen ist, daß die Nebelflecken sich im allgemeinen in noch größeren Entfernungen von uns befinden als die auflösbaren Sternhaufen, so wird bei sonst gleich großer Bewegung die Zwischenzeit zwischen den zu vergleichenden Beobachtungen noch größer sein müssen, ehe man Resultate über die Bewegung wird ableiten können. Es haben sich auch in den zahlreichen Untersuchungen über die Ortsbestimmungen der Nebelflecken, welche nach den beiden Herschel namentlich von D'Arrest, Marth, L. Rosse, Schulz, Schönfeld, Vogel u. a. angestellt wurden, bis jetzt nur in einzelnen Fällen schwache Andeutungen einer Bewegung erkennen lassen.

Man hat bei den Nebelflecken in anderer Weise über Veränderungen Aufschluß zu erhalten versucht, indem man Zeichnungen derselben entwarf. Es ist naheliegend, daß man schon beim Anblick der merkwürdigen Gebilde geneigt sein wird, das Gesehene durch Zeichnung möglichst getreu wiederzugeben und so sind in der That aus früherer Zeit Abbildungen entstanden, die natürlicherweise entsprechend den jetzigen optischen Hilfsmitteln als mehr oder minder mangelhaft anzusehen sind. Indessen wird man doch vermuten dürfen, daß die besonders hervortretenden Konturen auch nach schwächeren Fernröhren richtig wiedergegeben sind und namentlich wird man geneigt sein,

anzunehmen, daß die Lage gewisser auffallender Sterngruppen zu der Nebelmasse ein Kriterium für Untersuchungen stattgehabter Veränderungen bietet. So ist besonders ein zuerst von W. Herschel beobachteter Nebelfleck neuerdings Gegenstand eingehender Prüfung geworden. Dieses Objekt ist von beiden Herschel, von Lassell, Holden u. a. gezeichnet worden und man möchte wohl geneigt sein, die Ansicht Holdens zu teilen, daß hier eine Veränderung der Lage des Nebels zu einem ungefähr in der Mitte stehenden Doppelstern stattgefunden hat, namentlich wenn man J. Herschel und die späteren Daten vergleicht. Aber da wiederum J. Herschel ausdrücklich hervorhebt, daß seine Zeichnung sehr flüchtig und ganz ungenügend sei, so wird man auch hier noch vorsichtig sein müssen. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Schwierigkeiten einzugehen, welche der Zeichner optischer Objekte zu bekämpfen hat und welche die Mahnung zur Vorsicht aus den Abbildungen auf wirkliche Veränderungen zu schließen, begründen; es mag die Anführung der Thatsache genügen, daß oft genug die Zeichnungen, welche von verschiedenen Astronomen ausgeführt sind, so stark voneinander abweichen, daß es der näheren Angabe bedarf, um denselben Gegenstand erkennen zu lassen. Schwerlich werden wir auch auf diesem Wege in absehbarer Zeit zu endgültigen Resultaten gelangen. Wenn sonach weder Ortsveränderungen durch Messung, noch Gestaltsveränderungen durch Zeichnung konstatiert werden können, so hat man doch mit fast zweifelloser Sicherheit eine sehr rätselhafte Veränderung anderer Art an einigen Nebelflecken bemerkt, nämlich die der Lichtab- und -zunahme, ähnlich wie sie bei den sogenannten veränderlichen Sternen längst über allem Zweifel beobachtet ist. Schon früher hat man mehrfach gemeint, Nebelflecken aufleuchten oder verschwinden zu sehen, indessen hat sich meistens die Sache später als irrtümlich oder doch zweifelhaft herausgestellt. Erst in neuerer Zeit ist es mit Sicherheit konstatiert, daß es nicht einmal Nebel gibt, die schwächer und schwächer werden, bis sie ganz verschwinden, sondern selbst solche, die in noch nicht der Zeit nach genau bestimmten Perioden abwechselnd heller und schwächer werden. Freilich ist man auch hier zu großer Vorsicht vor raschen Schlüssen gemahnt, denn es hat sich die merkwürdige Thatsache herausgestellt, daß man in schwächeren Fernröhren oft deutlicher einen Nebelfleck erkennt, als in stärkeren und daß keineswegs die Unsichtbarkeit eines Nebels im großen Refraktor, wenn er früher im kleinen deutlich zu sehen war, als Beweis für die Lichtabnahme gelten kann; die Ursache liegt ohne Zweifel in der stärkeren Vergrößerung des ersten Refraktors, wodurch die Lichtmenge so auseinander gezogen wird, daß sie nicht mehr genügenden Eindruck auf das Auge hervorbringt.

Fragen wir endlich, was haben uns die Beobachtungen über die physische Beschaffenheit der Nebel gelehrt. Auch hier ist es wenig Zuverlässiges. Wie erwähnt, hatte Herschel bei Anwendung stärkerer Teleskope Nebelflecken in Sterne aufgelöst, die im schwächeren eben nur als Nebelmasse erscheinen. Er war daher zuerst der Meinung, daß alle Nebel doch nichts anderes als Sternanhäufungen seien, und daß ein Teil derselben zur Auflösbarkeit nur noch stärkerer Mittel harre. Die Entdeckung der planetarischen Nebel, sowie die längere Beschäftigung mit diesen Objekten führte ihn dagegen zur Annahme eines wirklichen Nebelstoffs, aus dem sich durch successive Verdichtung die Fixsterne bildeten.

Lange Zeit hat man doch mehr der Ansicht gehuldigt, daß alle Nebelflecken aus dichtgedrängten Sternen beständen und dieselbe befestigte sich mehr und mehr, als in der That mit Lord Rosses Riesenteleskop Nebel auflösbar wurden, die selbst Herschel als ganz unauflösbar bezeichnet hatte. Der erste Eindruck, den der Beobachter eines Nebelflecks erhält, wird im allgemeinen freilich der sein, daß man es hier mit einer zerstreuten, sehr feinen Materie zu thun hat, und doch darf man sich hier von solchem ersten Eindruck nicht leiten lassen, derselbe wird, wie gesagt, unter Anwendung stärkerer Fernröhren häufig bald berichtigt werden. Wie weit aber diese Auflösbarkeit gehen wird, läßt sich durch den Augenschein nicht angeben und wir würden mit gleichem Rechte die allgemeine Auflösbarkeit behaupten können, wie das Gegenteil, wenn uns nur das Ansehen durch das Fernrohr leiten könnte. Die neueste Zeit hat aber als weiteres Hilfsmittel die spektralanalytische Beobachtungsmethode eingeführt und diese hat für die Nebelhypothese gewichtige Gründe gebracht. Es gelang nämlich dem Engländer Huggins von



Der Armen letzte Zufluchtsstätte.

mehreren Nebeln Spektra zu erhalten, die nicht, wie bei den Fixsternen, auf feurigflüssige Lichtquelle wiesen, sondern die aus einzelnen hellen Linien bestanden und daher auf leuchtendes Gas zurückführten. Andere Nebel gaben dagegen wieder kontinuierliche Spektra, so daß bald zwei Klassen zu unterscheiden waren. Wenn man nun die verschiedenen Spektra mit den L. Rosseschen Resultaten über die Auflösbarkeit verglich, so fand sich, daß die Linienspektra nur von solchen Objekten herrührten, die L. Rosse als unauflöslich bezeichnet hatte, während alle von ihm aufgelösten und ein Teil der nicht aufgelösten ein kontinuierliches Spektrum lieferten. Bis jetzt ist freilich im Vergleich zu der Gesamtzahl der bekannten Flecke die Zahl der spektroskopisch untersuchten sehr gering, weil ihre Lichtschwäche der Methode Schwierigkeit in den Weg stellte, immerhin ist aber doch der Prozentsatz ein beträchtlicher, so daß an einem Zusammenhang der Auflösbarkeit und der Art des Spektrums nicht wohl gezweifelt werden darf. Es wird freilich auch hier noch langer fortgesetzter Beobachtungen bedürfen, ehe wir aus dem Reiche der Hypothese in das Gebiet der unumstößlichen Sicherheit gelangen und ehe wir erwarten dürfen, eine Erklärung für die Vorgänge in jenen entfernten wunderbaren Welten geben zu können. Die vorurteilsfreie Beobachtung, die Registrierung zweifelloser Thatsachen, ist das, was die jetzige Astronomie wird geben müssen, eine spätere wird erst die Frucht der ausgestreuten Saat ernten.

Andor.

Roman von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Bei denen braucht es Vormerkungen und Abschätzungen und hunderterlei Scherereien. Darüber vergeht Zeit. Der Wechsel müßte neuerdings prolongiert werden und dazu hat eben der Besitzer keine Lust."

„So könnten ja vielleicht Sie ihn zurückkaufen."

„Wir brauchen Geld, Herr Baron, sonst hätten wir ihn ja gar nicht begeben. Ein Wechsel mit Ihrem Namen ist freilich so gut wie bar, aber was macht man mit einer so großen Ziffer? Eine Produktenbank operiert mit hundert und hundert Lieferanten, kleinen Oekonomen und dergl. Leuten. Da heißt es immer bei Kasse sein, kleine Beträge flüssig haben. Was aber die andern Institute betrifft, bei denen ich interessiert bin, so ist mein Einfluß leider noch nicht groß genug."

„Sie geben mir schlechte Aussichten."

„Das thue ich nicht. Ich habe nur gesprochen von der *allgemeinen* Lage. Zum Glück sind wir in einer *besondern*, und ich freue mich, daß ich Ihnen meine Bereitwilligkeit und meinen Eifer beweisen kann. Ich habe soviel als möglich gearbeitet, damit ich Ihnen gleich ein befriedigendes Resultat vorlegen kann. Wohl war es nicht ganz ohne Schwierigkeiten, aber sie sind, Gott sei Dank, beseitigt. Das Kapital steht zur Verfügung."

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen, Adler. Also ist alles in Ordnung, alles abgeschlossen?"

„Wir bedürfen nur noch Ihre Gutheißung, Herr Baron."

„Aber da ist ja gar keine Frage?"

„Ich habe immerhin geglaubt, sie erst einholen zu müssen, ich hätte zu eigenmächtig gehandelt und es in dem Wunsche, die Dinge in Ordnung zu bringen, mit einigen Bedenken nicht genau genug genommen."

„Es sind Bedenken dabei?"

„Unbedeutende, meines Erachtens, ich kann aber nicht wissen, ob Sie sich nicht dennoch an denselben stoßen."

„So lassen Sie hören!"

„Zuerst erscheint mir die Summe zu hoch, die als Vermittelungsgebühr beansprucht wird. Zehntausend Gulden ist viel Geld."

Andor nickte herb lächelnd.

„Opfer müssen gebracht werden. Ist das alles?"

„Auch die Interessen sind nicht gerade billig zu nennen, die ausbedungen werden. Acht Prozent."

„Acht Prozent? Das ist allerdings viel. Ich glaube, daß man sich nach so namhafter Provision auch mit weniger begnügen könnte."

„Ich habe mir schon alle mögliche Mühe gegeben, die Ansprüche herabzustimmen, aber es ist mir bisher nicht gelungen. Doch habe ich so meine Fühlung in derartigen Angelegenheiten und glaube, daß sich vielleicht noch etwas machen läßt, wenn die volle Sicherheit geboten wird. Unser Mann will sich nämlich nicht mit der dritten Stelle zufrieden geben."

„Ja, damit ist ja alles wieder über den Haufen gestoßen.“

Adler lächelte schlau und beschwichtigend, indem er die Hand erhob, um anzudeuten, man dürfe die Flinte nicht so rasch ins Korn werfen.

„Lassen Sie mich machen, Herr Baron!“ sagte er. „Auf Löke stehen drei Posten.“

„Nicht doch, nur zwei. Die erste Hypothek wurde schon zu meiner Mutter Zeit zurückbezahlt, wie Ihnen Potyondi sagen kann, der ja auch die Quittung haben muß. Ist es so?“

Der Verwalter verbeugte sich bejahend.

„Weiß, weiß!“ sagte Adler nickend. „Das ist ja eben der glückliche Ausweg. Gerade diese Hypothek geben Sie weiter. Der Mann hat dann die erste Sicherheit und wird in andern Dingen mit sich reden lassen.“

„Aber ist denn das möglich?“

„Man sieht, daß sich die Herren Kavaliere wenig mit Geldangelegenheiten befassen, das heißt in den Details, denn sonst sind Ihnen dieselben eben nicht fremd,“ scherzte Adler, fuhr dann aber erklärend fort: „Die Hypothek ist zurückgezahlt und das ist durch die Quittung bestätigt; soviel ist richtig, aber sie ist nicht gelöscht worden, und das — ist für uns die Hauptsache. Es bedarf also weiter nichts, als daß eine Zession des früheren Gläubigers ausgestellt werde, auf den neuen lautend. Es ist dann, wie wenn sie einfach weiter verkauft worden wäre.“

„Was Sie mir da raten, befremdet mich. Es scheint mir nicht ganz in der Ordnung. Dadurch kommen ja die Inhaber der nächsten beiden Posten in Nachteil.“

„Wie so in Nachteil? Schätzen Sie denn selbst Löke niedriger als alle drei Posten zusammen?“

„O nein, im Gegenteil.“

„Nun also; die Deckung ist da. Wo ist der faktische Nachteil? Nirgends. Und der imaginäre? Haben sie etwa nicht gewußt, auf welche Sicherheit sie leihen, zur Zeit wo sie das Geld hergaben? Seither ist der Grund und Boden noch gestiegen im Werte. Reden Sie doch, Herr v. Potyondi, glauben Sie, daß jemand hierbei einen Verlust erleidet?“

Der Verwalter sah rechts und links auf den Boden, endlich mußte er sich aber doch entschließen, der Aufforderung des in seiner Beweisführung lebhafter gewordenen Geschäftsmannes zu folgen.

„Ein faktischer Verlust ist nicht anzunehmen,“ sagte er. „Die Sicherheit der Gläubiger ist dieselbe wie früher. Sie haben nicht die erste verlangt, sondern mit der zweiten und dritten vorlieb genommen. Wir können moralisch nicht verpflichtet sein, Ihnen eine bessere zu gewähren.“

„Das sag' ich auch,“ fiel Adler lebhaft ein. „Was ich kaufe, das habe ich. Und was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Es kann keiner nachweisen, daß er schon besser gestanden und wieder auf seinen alten Fleck zurückgerückt worden. Uebrigens ist das eine Spitzfindigkeit, die Ihrem Charakter alle Ehre macht, Herr Baron, nur glaube ich, Sie dürfen ganz ruhig sein, wo Ihnen ein gewiegter Jurist, wie Herr v. Potyondi, sein Gutachten selbst abgegeben.“

„Dann begreife ich aber nicht, wie Sie es doch als ein Hindernis, uns an eine Bank zu wenden, anführen konnten.“

Adler wiegte den Kopf auf den Schultern hin und her, als säße er in einem schwankenden Boote auf wogender See.

„Das ist eben ein ganz andres Verhältnis,“ sagte er und fing mit der Hand eine nicht vorhandene Fliege in der Luft. „Was wir mit einem Privatmanne unter

der Hand abmachen, wird bei einer Bank an die große Glocke geschlagen. Das macht Lärm, Leute die gar nichts darum zu wissen brauchen, bekümmern sich um die Sache, es werden Reklamationen erhoben, Anstände gemacht, zuletzt scheitert das Geschäft ganz, nachdem es sich eine Ewigkeit hinausgezogen."

„Also ist es doch rechtlich nicht in Ordnung —"

„Wollen Sie mich nur verstehen, Herr Baron, man kann uns gesetzlich gar nicht zu —"

Doch Adlers Versuch, die Sache von ihrer harmlosesten Seite darzustellen, scheiterte an dem alles Unehrenhafte streng abstoßenden Charakter des jungen Mannes. Fast heftig aufspringend, wehrte Andor weiterer Ueberredung.

„Nein, ich will davon nichts wissen," unterbrach er ihn. „Suchen Sie etwas andres. Man soll mir nicht nachsagen, daß ich wissentlich irgend jemand geschädigt habe. Suchen Sie etwas andres!"

Adler war ebenfalls aufgestanden, er hatte dabei gleichzeitig nach seinem Hute gelangt; sein Achselzucken war eine beredte Antwort, erst auf die zweite Aufforderung sprach er, und zwar im Tone eines Mannes, der keine Zeit zu zwecklosen Gesprächen übrig hat und mit einer Angelegenheit, in der man seinen guten Rat verschmäht, nichts mehr zu schaffen haben will:

„Es thut mir leid, Herr Baron, daß mein Vorschlag Ihren Beifall nicht fand. Sie werden verzeihen, wenn ich mich empfehle, aber es ist gleich Börsenstunde —"

„Sie werden doch jetzt nicht gehen wollen?"

„Was nütz' ich hier?"

„So lassen Sie uns doch noch einen Moment beratschlagen."

„Und wenn wir hundert Jahre beisammen sitzen, weiß ich nichts andres zu sagen, als was ich schon gesagt habe. Ich kann unterdessen was Gescheiteres thun. Wissen Sie was, Herr Baron? Nehmen Sie die Sache selbst in die Hand, mich geht sie ja doch eigentlich nichts an, ich will auch gar nicht beteiligt sein. Es hätte mich gefreut, Ihnen dienen zu können, unserer alten Beziehungen wegen. Den Mann habe ich Ihnen geschafft, Sie können nun mit ihm direkt unterhandeln, vielleicht thut er Ihnen persönlich einen Gefallen."

Er war zur Thüre getreten und rief hinaus:

„Herr Mandl kommen Sie einmal her! der Herr Baron wünscht mit Ihnen zu sprechen."

Inzwischen war Andor unwillig hin und her gegangen. Er hatte selbst auf die an Adler ungewohnte brüske Redeweise, die so sehr von dessen ehemaliger unterwürfigen Art abstach, nicht geachtet. Seine Gedanken konzentrierten sich alle auf die Zumutung, die sein Rechtsgefühl entschieden zurückwies und die ihm denn doch den einzigen bequemen und raschen Ausweg darbot. Beim Anblicke des Eintretenden blieb er betroffen stehen.

Mit solchen Erscheinungen war er bisher noch nicht in Berührung gekommen. Und mit diesem Menschen sollte er verkehren?

„Es ist mir eine große Ehre, den Herrn Baron von Beledényi persönlich kennen zu lernen und mit ihm in Verbindung zu treten," lautete die Ansprache, welche Andor leise zurückbeben machte, als ob von ihm erwartet werde, daß er seine feine aristokratische Hand in die schmutzigen Klauen lege, die jetzt so fest den abgegriffenen Hutrand umklammerten.

„Sie werden doch noch einige Augen-

blicke für mich übrig haben, lieber Adler," ließ Andor sich zu einer förmlichen Bitte herab, die ihm durch ein instinktives Grauen vor einer persönlichen Annäherung dieser charakteristischen, aber wohl nur für einen Maler interessanten Figur abgerungen wurde. „Ich glaube, daß eine Verständigung, wenn sie überhaupt möglich ist, am ehesten durch Ihre Vermittelung herbeigeführt werden dürfte."

„Wenn Sie durchaus wollen, aber ich habe wirklich nicht viel Zeit, Sie werden mir erlauben, daß ich es so kurz als möglich mache." Adler stellte seinen Hut wieder ab, schob die Hände in die Taschen seiner Beinkleider und lehnte sich an die Ecke des Schreibtisches, als wolle er schon durch seine ganze Haltung andeuten, daß er hier nur den unbeteiligten Dolmetsch spiele. So wandte er sich an den erwartungsvoll bald auf ihn, bald auf den Baron Blickenden. „Na, Mandl, wie ist es; wollen Sie mit sich reden lassen oder nicht?"

„Ich bitte, Herr Baron, ich habe gewiß und wahrhaftig die billigsten Bedingungen gemacht, Sie können fragen, wen Sie wollen."

„Der Herr Baron meint dies aber nicht," schnitt Adler barsch die Beteuerungen ab. „Er findet den Vorabzug zu groß, die Prozente unverschämt und gibt Ihnen nur die dritte Hypothek."

„Gott der Gerechte, das soll heißen ein Geschäft!"

Adler kehrte sich jedoch nicht an Mandls Lachen und seltsame Gebärden.

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?" fragte er, wie man jemand eine Pistole auf die Brust setzt, und der andere krümmte sich auch ebenso wie ein derartig Bedrohter.

„So lassen Sie einem doch kommen zu Atem!" ächzte er. „Ich weiß gewiß, der Herr Baron meint es nicht so wie Sie sagen. Sehen Sie, Herr Baron, es ist schwer in der jetzigen Zeit zu machen ein ordentliches Geschäft und Sie werden mir nicht mißgönnen meinen ehrlichen Verdienst. Wenn ich soll schaffen das Geld, hab' ich auch genug Mühe und Sorge dabei."

„Das kennen wir schon. Wenn Sie das Geld nicht hätten, würden Sie es mir nicht angeboten haben."

„Nu ja, wenn ich es hab' angeboten, so hab' ich gemeint, der Herr Adler sollen es nehmen selbst ins Geschäft, daß ich keine Sorg' mehr davor hab. Haben Sie gesagt: Mandl geben Sie das Geld dem Herrn Baron von Velednyi, dort liegt es sicher, haben Sie gesagt, da haben Sie die Sorg' los."

„Sicher sind Sie ja aber auch in der dritten Hypothek, das Gut vermag noch einmal so viel zu ertragen. Ich kenn' es und Sie dürfen sich auf mich verlassen."

„Gott soll mich strafen, es geht nicht, Herr Adler! Es sind Waisengelder und ich wäre ein schlechter Vormund, wenn ich die armen Kinder aussetzen würde einer Gefahr. Ich glaub' Ihnen ja aufs Wort, aber es geht doch nicht."

„Schön, so werden wir uns anderswo umsehen. Adieu, Mandl!"

Das war kurz und entschieden, wiewohl scheinbar ganz gleichgültig gesagt. Der Geldmäkler schüttelte den Kopf, machte auch Miene zu gehen, kehrte jedoch schon nach dem ersten Schritte zurück.

„Hören Sie mich, Herr Baron," sagte er mit anscheinend schwererkämpftem Entschluß. „Ich weiß, wenn ich geh, wird der Herr Adler mir es fühlen lassen, daß ich ihm nicht bin zu Willen gewesen. Er ist ein gar gewaltiger Mann und es ist besser ihn zum Freund zu haben, als zum Feind. Aus Achtung für ihn und weil ich ihn kenn' schon so lang, will ich thun, was ich

kann. Den kleinen Profit, was ich mir dabei verdien', werden Sie mir nicht wollen schmälern, Herr Baron, Sie sind ein großmütiger Kavalier, aber ich will ausbedingen nur die landesüblichen sechs Prozent Interessen, daß Sie sollen sehen, daß ich bin ein billiger Mann und kein Wucherer. Sie können lang herumgehen hier in Wien und suchen, ob Sie finden ein so wohlfeiles Kapital. Es ist rein geschenkt."

„So sind wir ja schon auf dem besten Wege. Bravo, Mandl! Dritte Hypothek also?"

Der Mäkler machte eine Gebärde des Entsetzens.

„Wie heißt! Wenn ich nachgeb', so ist das, daß Sie auch nachgeben. Gehen wir beide ein Stück Wegs, werden wir zusammenkommen in der Mitte."

„Daraus kann nichts werden, schlagen Sie sich das Verlangen nur aus dem Kopf."

„Ist mir leid darum."

Mandl zuckte die Achseln, daß sein Kopf fast zwischen ihnen verschwand, sprach aber nichts weiter, sondern machte seine Verbeugungen und schritt der Thüre zu, ohne diesmal wieder umzukehren. Als er sie schon vollends hinter sich zuzuziehen im Begriffe stand, rief Adler ihn noch einmal an.

„Mandl, warten Sie noch einen Moment draußen! Ich nehme Sie mit zur Börse."

Die ganze Zeit über hatte Andor so wenig als sein Verwalter ein Wort gesprochen. Widerwillen, Unruhe, Ungewißheit mengten sich in ihm zu einem Gefühle tiefen Unbehagens.

„Sie hätten dem Mann vielleicht weniger schroff begegnen sollen," sagte er mit leisem Tadel zu Adler.

„Ich bitte Sie, Herr Baron," entgegnete dieser lebhaft. „Das ist die einzige Art, wie man mit diesen Schandjuden umgehen kann. Meinen Sie, daß solch ein Kerl etwas für Zartgefühl gibt? Dafür kauft er sich nichts. Den Daumen muß man ihnen aufs Auge setzen; glauben Sie mir, Herr Baron, dann kriegt man sie windelweich."

„Der Erfolg spricht aber nicht ganz für diese Theorie," meinte Andor.

„Hat er nicht nachgelassen?"

„Ja, aber nicht in der Hauptsache."

„Die ist ihm eben auch die Hauptsache," entgegnete Adler achselzuckend. „Ich begreife nicht warum, mir wäre es gleich. Wer kann aber dafür, wenn diese Leute mißtrauisch sind? Es haben eben schon viele Schaden gelitten bei den reichsten und größten Magnaten. Man kann es ihnen gar nicht übel nehmen, wenn sie vorsichtig sind. Was denkt sich so ein gemeiner Jud, wenn er sieht, daß sie sich auf eine so einfache Bedingung einzugehen weigern? Er witterte gleich eine Falle, und denkt: Halt, man will mich um mein Geld bringen!" Da Andor eine Bewegung des Unwillens machte, kam Adler rasch jedem Worte zuvor. „Er weiß ja nicht, mit welch gewissenhaftem Schuldner er zu thun hat. Die Mehrzahl nimmt es leider nicht sehr genau, das werden Sie selbst gestehen, Herr Baron."

„Ich kann nur versichern, daß mein ganzes Bestreben dahin gehen wird, meine Gläubiger sobald als möglich zu befriedigen und Löke von jeder Last frei zu machen. Ich hätte früher daran denken und dem Beispiele meiner Mutter folgen sollen."

Ein bitteres Gefühl der Reue hatte sich in den letzten Worten Luft gemacht. Adler hielt Andor bei demselben fest.

„Wenn das Ihre Absicht ist, Herr Baron, sagte er scheinbar verwundert, „begreife ich um so weniger, daß Sie sich

solche Skrupeln wegen der Zession machen. Es hindert Sie ja niemand daran, mit der Rückzahlung bei dem letzten Posten zu beginnen. Doch wie Sie wollen, Sie können sich nach Belieben entscheiden. In einem hat Mandl jedenfalls recht; billiger bekommen Sie das Geld nicht mehr."

Von neuem langte Adler nach seinem Hute. Er sah, daß sein Argument, die Rückzahlung betreffend, Eindruck auf Andor gemacht hatte und war zu schlau, um denselben durch ein weiteres Wort zu stören. Durch eine Pression war das Ziel nicht zu erreichen.

Die Erwägungen drängten sich Andor von selbst auf und unentschlossen schritt er einigemale das Gemach ab, bis er endlich vor seinem Verwalter stehen blieb.

„Potyondi!" sagte er. „Sie sprechen gar nichts. Warum äußern Sie sich nicht?"

„Ich bin nicht gefragt worden und es kommt ja auch nicht auf meine Meinung an."

„Ich will sie aber hören und fordere Sie auf, nun auf Ihr Gewissen zu sagen, was Sie über den Fall denken."

Potyondi zögerte einen Moment, dann sagte er langsam:

„Man kann ihn von verschiedenen Seiten ansehen — vom rechtlichen Standpunkte —"

Hier stockte er plötzlich. Adler hatte, als ob er sich nun um gar nichts mehr bekümmere, ganz familiär eine Zigarre vom Tische genommen und eben in diesem Augenblicke strich er ein Zündhölzchen an, sie in Brand zu setzen. Bei dem Aufflammen desselben zuckte Potyondi in allen Gliedern. Er hatte die bedeutungsvolle Mahnung wohl verstanden, die in dem kleinen Zwischenfalle lag, welchen Andor nicht einmal bemerkte.

„Nun, vom rechtlichen Standpunkte?" drängte dieser, „das will ich ja wissen. Wie ist da die Auffassung einer solchen Zession?"

Der Verwalter sprach nun fließender.

„Sie erscheint mir unanfechtbar. Ich habe schon bemerkt, daß sie gewissermaßen nur ein Weiterverkauf der Hypothek ist. Man ignoriert bloß die Rückzahlung und die Zwischenzeit, während welcher Sie selbst Ihr eigener Gläubiger waren. Es hätte dies ja auch ein andrer sein können. Das ist so logisch, daß in den Gesetzen mancher Länder das Recht einer solchen Weiterbegebung getilgter Hypotheken sogar begründet ist."

Noch eine Sekunde sah Andor schwankend vor sich hin, dann verriet seine Frage bereits, wohin sein Entschluß neige.

„Aber wird es nicht schwer sein, diese Zession zu erhalten? Ich kenne nicht einmal jenen Gläubiger —"

„Das lassen Sie sich keine Sorge sein, Herr Baron," fiel jetzt Adler plötzlich wieder mit lebhaftem Diensteifer ein, dem sogar die Zigarre zum Opfer fiel. Sie hatte ja ihren Dienst gethan. „Da wir die Sache vorbereiten sollten, haben wir darin natürlich schon Schritte gethan. Der alte Sommerauer lebt glücklicherweise noch und ist auch ganz bereit, nur will er dabei auch sein Profitchen machen. Er verlangt unverschämterweise für seine Unterschrift fünftausend Gulden. Er wird zufrieden sein, wenn ihm Mandl dreitausend gibt. Die setzt dieser zu der ganzen Summe. Machen Sie rund hunderttausend, denn eine Kleinigkeit werden Sie doch bar brauchen. Achtzigtausend kommen auf die Hypothek, für den Rest geben Sie Mandl das Mobiliar von Löke, Equipage 2c. zum Unterpfand. Denn etwas wird er in der Hand haben wollen."

„Auch das noch?" sagte Andor mit verächtlichem Lächeln

„Es wird Ihnen wohl nicht taugen, einen neuen Wechsel auszustellen und da Sie das Pfand doch nicht verfallen lassen — “

Andor unterbrach Adlers Ausführungen.

„Gut, ordnen Sie alles, wie Sie glauben. Ich gebe Ihnen Vollmacht, Potyondi, zum Abschluß. Ich möchte diese leidige Angelegenheit endgültig geregelt haben und — nichts mehr von ihr hören.“

Man sah ihm an, welch tiefer Ekel ihn erfaßt hatte und wie sehr ihn darnach verlangte, in eine andere Atmosphäre zu kommen.

„Recht haben Sie, Herr Baron!“ Man kann nichts Besseres thun, als mit einem entschlossenen Strich all diese widerwärtigen Geschichten und das ganze Judenpack von sich abstreifen.“

Es war ein seltsamer Blick, der den Spender dieses in seinem Munde fast grotesk komisch klingenden Beifalls streifte. Ohne ein Wort zu erwidern, wendete sich Andor jedoch ab. Handschuhe und Hut ergreifend, sah er auf die Pendeluhr und mehr wie ein Selbstgespräch, als wie eine Entschuldigung seines beinahe unvermittelten Aufbruchs klang es, als er halblaut sagte:

„Es wird hoffentlich noch Zeit sein, den im ärztlichen Vorzimmer für mich Platz haltenden Kommissionär abzulösen.“

„Ein bißchen ungeniert, der Herr Baron,“ äußerte Adler, dessen Auge in Tücke und Frohlocken zugleich sprühte, als Andor das Zimmer so ohne weiteres verlassen hatte. „Na wir wollen ja sehen wie lange der Hochmut vorhält! — darf ich Ihnen vielleicht ein wenig — Feuer anbieten, Herr von Potyondi?“

III.

Der Abendschein einer milden Septembersonne zog langsam Schritt für Schritt gegen den östlichen Abhang des schönen Klausnerthales empor, weilte, während das Gleichenberger Schloß auf seinem bewaldeten Felsen schon ganz im Schatten lag, noch in den Straßen und Gärten des hübschen kleinen Kurortes und vergoldete auch den Windfahnenknauf eines zierlichen Lusthäuschens, das einem größern, mit einzelnen Obstbäumen bepflanzten Wiesenplan, welcher sich hinter einer der mehr vereinzelt gegen Süden gelegenen Villen ausdehnte, gewissermaßen zum Abschluß diente. Bis hieher führte nämlich der schmale Kiesweg, der vom Hause in gerader Linie durch den saftigen Rasen lief und sich nur noch zu einem kleinen Platz um den alten weitästigen Birnbaum erweiterte, in dessen Schatten eine einfache Schaukel hing, und niedliche Tische und Stühlchen für kleine Leute standen, die hier ihre Kinderstube ins Grüne verlegt hatten.

Jenseits der Hecke aber, an welche sich das Häuschen lehnte, senkte sich der Boden ziemlich jäh in eine seichte Mulde, über deren Gebüsche hinweg man einen freien Ausblick durch das Thal und auf die noch herrlich grünen Buchenwaldungen an den Hängen derselben genoß.

Es war so still ringsum, kaum ein leises Vogelzwitschern hin und wieder zu vernehmen. Die Kinder, welche sonst wohl den Platz belebten, hatten einen Spaziergang unternommen und nichts störte die tiefe Ruhe, der sich die einsame Träumerin in der leichtgebauten Hütte hingab. Man hätte meinen können, sie schlafe, wie sie so in der Ecke lehnte, die von einer sorglichen Hand bequem wie im Großvaterstuhl mit Kissen ausgefüttert war; regungslos lagen die gefalteten Hände im Schoße und nur wer die offenen Lider und die großen braunen Augensterne sah, die sich auf die kleinen Wölkchen richteten und deren lang-

sames Hinschiffen am blauen Himmel verfolgten, konnte wissen, daß jede Vorsicht, den sanften wohlthuenden Schlummer, der hier eingekehrt schien, nicht zu verscheuchen, vom Ueberflusse war.

Nicht so der aus der Richtung vom Hause her kam. Schon das leise Knirschen des Kieses unter den Schritten, die sich lautlos über den Rasen genähert hatten, genügte, die Aufmerksamkeit der so ganz in traumhaftes Schauen Verlorenen zu erregen.

„Ach, das ist Andor!“ rief sie aus und wendete sich zugleich herum.

„Ja, da bin ich, liebe Ilka, und du errätst mich im Schlafe?“

„O, ich habe nicht geschlafen und das Erraten ist nicht schwer. Du hattest ja geschrieben, daß du heute oder morgen kommen würdest; die Mutter hätte schon von weitem gescholten, daß ich so unthätig dasitze und die Mitbewohner der Villa sind nicht zu Hause, das kleine Gretchen kommt sonst wohl auch zuweilen so als Ueberfall geschlichen.“

Andor hatte unterdes Ilka's Hände gefaßt und sein forschend auf sie gerichteter Blick verlor immer mehr von der tiefen innigen Besorgnis, die sich in demselben ausgesprochen. Es war für ihn auch aller Grund vorhanden, sich von dem Aussehen Ilka's befriedigt zu fühlen. Sie hatte sich, wiewohl nicht sofort, doch so ziemlich lebhaft von ihrem Sitze erhoben, ihr Auge leuchtete froh auf, ihre Wangen, die zwar nicht mehr jene Fülle und samtartige Weiche von früher hatten, zeigten ein zartes Rot, die Lippen erschienen frisch, die überaus schlank gewordene Gestalt sogar hatte wieder etwas von ihrer einstigen Kraft und Elastizität zurückgewonnen und nichts erinnerte mehr an die bedenklichen Symptome, auf welche ihm der zu Rate gezogene Arzt besonders acht zu haben mahnte, nicht einmal jenes erschreckende Erbleichen und der an der Halsader so deutlich sichtbar gewesene heftige Herzschlag, die sich bei jeder Ueberraschung, selbst bei dem kleinsten unerwarteten Ereignisse seit der Erkrankung bei ihr eingestellt, waren diesmal eingetreten. So hatte sich die Hoffnung auf die Wirksamkeit dieses Badeaufenthaltes denn doch erfüllt. Das schleichende Siechtum, böser als das schwere Fieber, dessen Hinterlassenschaft es war, schien sich nun endlich doch heben zu wollen.

Andor fühlte sich glücklich von dem Ergebnis der stummen Prüfung. Vierzehn Tage waren es her, seit er Ilka hier zurückgelassen. Sie waren ihm in Widerwärtigkeiten und Verdruß aller Art langsam genug vergangen. Von einem Tage zum andern durch Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit von dieser und jener Seite hingehalten, hatte er aus den spärlichen und kurzen Briefen Ilka's keine rechte Beruhigung zu schöpfen vermocht; nun fand er aber die Veränderung doch so in die Augen springend, daß vor der Zuversichtlichkeit, die ihn plötzlich erfüllte, jeder Hauch einer trüben Stimmung schwand.

„Ich bin so froh, wieder hier zu sein,“ sagte er herzlich, „so froh, dich wieder wohler zu finden! Du fühlst dich auch kräftiger, nicht wahr und trinkst regelmäßig deine Konstantinsquelle, trotz alles Widerwillens? Nun siehst du doch, wie gut sie dir bekommt.“

„Alles thue ich, und ich werde nun gewiß auch bald ganz gesund werden.“ Nur ein leiser Hauch von Wehmut verriet sich in dem Lächeln, das diese Worte begleitete. Hatte Ilka wie in alter Zeit einen brüderlichen Kuß zur Begrüßung erwartet? Fast war es, als ob ihr Antlitz mit einer kaum merkbaren Bewegung demselben entgegen-

käme und erst als er ausblieb, sich wieder entfernte. Sie errötete und ließ sich langsam auf ihre Bankecke sinken. „Ich muß ja auch," fuhr sie mit einem liebenswürdigen Versuch zum Scherze fort, „die Mutter zankt und Zsuzsi lacht mich sonst aus, der Doktor mahnt mich und du machst dir Kummer, du guter Andor. Da wäre ich ja eine undankbare Kreatur, wenn ich mich nicht herzhaft zusammennehmen wollte."

Das war es nun freilich nicht, was Andor zu hören wünschte. Wenn auch von ihm selbst zuweilen der Nachdruck darauf gelegt worden, daß sie ihren Willen zu Hilfe rufen müsse, so war dies nicht gegen ihre körperliche Krankheit, sondern nur gegen das Vertiefen ihrer Gedanken in die Vergangenheit, gegen die Verdüsterung ihres Gemütes gemeint, der sie sich widerstandslos hingab. Als wäre dem Mädchen nach der Katastrophe beim Brande wie durch eine innere Erleuchtung alles, was in Bezug zu ihrem Liebesverhältnisse stand, plötzlich klar geworden, so seltsam und unerwartet nahm die aus den Fieberdelirien Erwachte die Thatsachen hin, die man ihr möglichst schonend mitteilte. Sie fragte nicht nach Jenö, sie nahm die Nachricht von seiner Abreise wie etwas Selbstverständliches auf; sie klagte mit keinem Worte über die Lieblosigkeit des Mannes, der sie so ohne alle Schonung bloßgestellt und dann gleichgültig verlassen hatte, während der Tod sie beinahe schon in den Armen hielt; sie gab keine Ungeduld zu erkennen, daß auch nicht einmal ein Brief von ihm kam, der eine Vertröstung, eine Entschuldigung, oder auch nur eine Abbitte brachte. Selbst als sie durch einen Zufall entdeckte, in welch rücksichtsloser Weise er ein Schreiben ihres Oheims beantwortet und dabei jedes Ansinnen, sein Vergehen wieder gut zu machen, mit der trotzigen Erwiderung abgewiesen hatte, einer Reparation d'honneur bedürfe es nur, wo die Ehre verletzt wäre, und dies sei hier nicht der Fall, im Gegenteile ihm nur der Beweis geworden, daß er in Wahrheit gar nicht geliebt sei, — selbst da hatte Ilka kein Zeichen der Ueberraschung oder Erbitterung, sondern nur Thränen — sanft aber unstillbar fließende Thränen.

Und so war es geblieben all die Monate her. Die tiefbekümmerten Angehörigen, welche anfänglich alles Mögliche thun zu müssen glaubten, um dieselben zu stillen, hatten sich allmählich überzeugt, daß ihre Mittel nur dazu beitrügen, den Schmerz immer wieder von neuem in dem zuckenden Herzen aufzuwühlen und es dann mit einem systematischen Vermeiden jeglicher Erinnerung an die Vorfälle versucht, über welche genaue Aufklärung von dem kranken Kinde zu verlangen, ihnen eine natürliche Delikatesse des Herzens untersagte. Die Genesung war eine so langsam fortschreitende, daß sie eben nur dem Uebergange von einer akuten in eine chronische Krankheit gleichkam und sich die sorgsamste Schonung von selbst gebot. Doch auch dies vorsichtige Ausweichen, dies Vorübergleiten voll ängstlicher Scheu an jedem Gegenstande, der an die abgebrochenen Beziehungen nur im entferntesten gemahnen konnte, führte zu keinem günstigeren Ergebnisse. Stumm und ergeben trug die arme Dulderin die Erinnerung untilgbar in der Seele, Scham und Kränkung zehrten an ihr und aus ihren ermattenden Augen quoll im stillen die unversiegbare bittere Flut.

In einer andern Brust hätte sich der Schmerz vielleicht zu Haß verkehrt und das Blut, in einem raschern Umlauf, durch diese Metamorphose Heilung gefunden, dies sanfte Kinderherz trug wehrlos das Gift in sich

herum, das sein Gefäß Faser um Faser zerstörte.

Und nun, da Andor bei ihrem Anblicke Hoffnung schöpfte, that ihm das indirekte Versprechen, das Ilka gab, nur weh. Vergessen wünschte er ihr, ein Ueberwinden der Erinnerung, nicht deren äußerer Kundgebung. Die Rolle, zu der sie sich der Freunde wegen zwang, brachte keine Erleichterung, sondern mochte sie insgeheim nur noch schwerer drücken. Doch mußte er sich damit zufrieden geben, da ja die Rücksicht, welche sich alle mit ihr Verkehrenden auferlegten, jegliche Erörterung eben verbot. Sie hätte schließlich doch wieder auf die Ursache zurückführen müssen, die man ja ihrem Gedächtnisse gewissermaßen leise zu entfremden suchte.

Auch jetzt ließ er sich, wie stets in den traulichen Gesprächen, zu denen er im Laufe dieser, zumeist in Löke verbrachten Monate fast täglich Zeit zu finden wußte, angelegen sein, sie davon abzuziehen. Anregenden Gegenstand boten ja seine jüngsten Entschlüsse, Abmachungen, Pläne und Erfahrungen, für die sich Ilka nicht nur scheinbar interessierte, und er ging absichtlich mehr in Einzelheiten ein, nur um dies Interesse rege zu erhalten und sie so zu beschäftigen.

Die Art und Weise seiner Mitteilungen war ganz die eines treuen liebevollen Bruders, der gewohnt ist, alle seine Gedanken mit der Schwester auszutauschen und von ihr Rat und Billigung für seine Entwürfe zu erwarten. Er erzählte ihr von den Schwierigkeiten, die er mit dem Verkauf seines Stalles gehabt und die ihn sogar auf mehrere Tage nach Böhmen geführt hatten, von der Ordnung der finanziellen Angelegenheit, eingehender noch von den Einschränkungen, die er beabsichtigte und der neuen Lebensweise, die er sich vorschrieb, und wenn Ilka zweifelnd zu bedenken gab, ob er denn auch für ein solch ereignisloses ländliches Stillleben geschaffen sei und Neigung für landwirtschaftliche Thätigkeit empfinde, war er eifrig bemüht, solche Einwürfe zu bekämpfen und schon aus der Leichtigkeit, mit der ihm Beweise in Fülle zu Gebote standen, ergab sich deutlich genug, wie oft er in sich selbst bereits dieselben Fragen durchgesprochen haben mochte. Es klang beinahe, als ob er seine eignen Einwendungen zu widerlegen strebe, wenn er von ernsteren Arbeiten sprach, zu denen er nun Muße gewinnen werde, zu Studien in Fächern, die ihn von jeher interessiert, von der Hebung der Wirtschaft und der Einwirkung eines Musterbetriebs auf die zurückgebliebene bäuerliche Bevölkerung und es fehlte sogar nicht an natürlicher Wärme bei der poesievollen Schilderung der Idylle, als er die ansprechenden Sitten des geliebten Heimatlandes, seine eigentümliche Schönheit und das Wohlbehagen der gewohnten Häuslichkeit mit in das freundliche Zukunftsbild einbezog.

Er hatte dabei die Veränderung nicht beachtet, die mit seiner Zuhörerin vorging. Wie unter dem herbstlichen Nebelschleier, der sich über die Landschaft senkt, war auch von ihrer Stirne der Sonnenglanz gewichen, wehmütiger Ernst lagerte auf dem Antlitz, dessen Farbe erblich und schmachtend hing das Auge wieder an dem blauen Himmel und den leise ziehenden Wölkchen.

Erst als Andor mit melodisch gedämpfter Stimme zwei Strophen aus einem das ungarische Tiefland verherrlichenden Gedichte Petöfi's citiert hatte, wurde er durch einen kaum hörbaren Laut, auf diese Umwandlung aufmerksam.

„Bei der Schenke steht ein Birkenwäldchen
Im melonenreichen Steppensande.

Dort erbaut sein Nest das scheue Birkhuhn,
Ungestört vom Lärm der Kinderbande
— — — — — — — — —
Und vom dunklen Röhricht nah'n in Haufen
Wilde Gänse, wenn der Abend düstert,
Heben sich erschrocken in die Lüfte,
Wenn des Windes Hauch im Schilfe flüstert."

Es klang wie ein tiefer Seufzer, der in nicht zu bewältigendem Aufschluchzen erstickt. Andor sah erschrocken auf.

„Was ist dir?" sagte er, sich bestürzt vorbeugend.

„O nichts," erwiderte sie mit einem Lächeln, das ihn mehr rührte, als es ein Thränenstrom gethan hätte. „Nichts! Ich meinte nur Löke zu sehen."

„Du hast Heimweh," sagte er und faßte teilnehmend ihre Hand mit der seinen, wie man wohl einem weinenden Kinde thut. „Aber ist es denn hier nicht auch schön? Du mußt nicht immer nach dem Himmel blicken; sieh dir dies sanfte Thal, die Berge an."

„Sie erdrücken mich und machen mir so bange, dort oben ist man frei, man sieht über sie hinweg."

„Das sollst du auch. Wir wollen schon morgen einen Ausflug auf den Kogel versuchen. Da siehst du dann weit, weit nach Ungarn hinein."

„Bis nach Hause?" fragte sie wie ein kleines Mädchen, das sich ein Märchen verwirklichen will. „Ich sehne mich so dahin."

„Du bist doch erst so kurze Zeit hier, liebe Ilka. Und du siehst selbst, wie gut dir der Aufenthalt hier thut. Mußt auch ein wenig Geduld haben." Er verstummte in seinen tröstenden Zureden. Wen mahnte er hier, Geduld zu haben? Wer hatte sie wohl mehr gezeigt, als dies sanftmütige Wesen? — So rückte er denn noch näher an sie heran und ihre Hand streichelnd, begann er in andrer Weise und im Tone tief heraufquellender Heiterkeit: „Wir gehen auch bald und alle miteinander, das soll ein ganz neues Leben werden, in dem wir uns traulich einrichten und um die Welt draußen nicht bekümmern. Da werden wir wohl viel beisammen sein; du mußt wieder Bewegung machen lernen, mit mir spazieren gehen, oder wenn du lieber willst, fahren. Ich will dich reiten lehren und abends mit dir lesen. Du kennst noch so wenig von unsern herrlichen Dichtern. Ihre Gesänge werden dich nicht nur aufseufzen machen, sondern begeistern in stolzer Freude an dem Reichtum, den unser schönes Vaterland auch in der Welt der Phantasie und Poesie besitzt. Und all diese Schätze sollen auch dein werden!"

Ilka hatte ihm milde lächelnd zugehört.

„Du denkst nur an mich, du bist so gut!" sagte sie dankbar und voll Innigkeit. „Zsuzsi hat recht; es gibt keinen edlern Menschen als dich, Andor."

Verwundert blickte er auf.

„Was weiß sie von mir? Wir sind ja einander so gut wie fremd."

„O, sie kennt dich genau. Alle deine guten Eigenschaften weiß sie hervorzuheben, und es sind das ja fast alle, die überhaupt existieren. Ich will dir nicht schmeicheln, ich spreche auch überhaupt nicht von mir, sondern von meiner Freundin. Glaube mir, du hast keine wärmere Lobrednerin."

„Eine wärmere sogar als dich? Da will ich mich wirklich heute noch bei ihr bedanken."

Ilka ging jedoch auf die scherzhafte Weise nicht ein. Kopfschüttelnd erwiderte sie:

„Das mußt du wohl verschieben, denn du wirst sie heute nicht sehen, und auch morgen nicht."

„So hält sie sich verborgen und will erst übermorgen erscheinen. Gut, wir war-

ten und wollen keine Ungeduld verraten, das wird sie um so schneller aus ihrem Versteck ziehen, das sie interessant machen soll."

„Du thust ihr Unrecht, Andor. Sie ist abgereist, so sehr ich sie bat, mir noch Gesellschaft zu leisten. Und sie selbst wäre vielleicht gern noch geblieben, aber sie ging — deinetwegen."

„Ich sollte sie verjagt haben? Welch ein Widerspruch."

„Nicht doch! Sie fühlt Bewunderung für dich, aber sie ist auch ein stolzes Mädchen. Ich möchte ihr nicht etwa einen Vorwurf daraus machen, denn sie hat ein Recht es zu sein. Christus hat uns Demut auferlegt, aber es mag schwer sein, sie zu üben, wenn man von der Natur in so reichem Maße ausgestattet ist. Ich habe ja überhaupt kein Urteil über die Gedankenwelt und das geistige Leben eines so seltnen, begabten Wesens."

„Du bescheidnes Kind, willst du mich auf diese Bekanntschaft neugierig machen?"

„Nein, ich will nur erklären, wie natürlich das ist, was du spöttisch einen Widerspruch nennst. Zsuzsi ist nur zu feinfühlend, um sich aufzudrängen und zieht sich zurück, wo ihr Stolz verletzt wird."

„Das habe doch nicht ich gethan?"

„Sie behauptet, daß du ihr deutlich zu erkennen gegeben, du wünschest mit ihr nicht zu verkehren. Es war ein freundliches Entgegenkommen ihrerseits, als sie dich um Nachrichten über mich ersuchen ließ. Du hast es unverkennbar zurückgewiesen."

Ueber dem milden Eifer in Ilka's Worten hatte Andor die muntere Unbefangenheit eingebüßt. Der scherzhaften Aufnahme folgte das Bewußtsein, daß sein Verhalten doch nicht so ganz tadelfrei gewesen. Die Freundin Ilka's war ja doch keine völlig Fremde, deren Annäherungsversuch Mißtrauen und Abwehr verdiente. Und dennoch war sie bei ihm solcher begegnet. Er fühlte das Bedürfnis, sich zu entschuldigen.

„Du lieber Himmel," sagte er, „ich war verstimmt, — hatte keine Zeit. Wenn du wüßtest, was alles auf mich eindrang, du würdest mir keinen Vorwurf machen."

„Das thu' ich ja auch nicht, wie käme ich dazu? Ich habe dir nur gesagt, wie sie es aufnahm. Als dein Brief deine Rückkehr ankündigte, ließ sie sich nicht mehr zurückhalten, dir, wie sie sagte, aus dem Wege zu gehen und das Terrain freizugeben."

„Nun, ich verspreche dir, mein Versehen wieder gut zu machen. Die empfindliche Dame wird mir verzeihen, wenn sie mich reumütig sieht. Willst du es auch thun?"

Bescheiden neigte Ilka das Köpfchen.

„Du verspottest mich," sagte sie wehmütig und sanft.

„Gewiß nicht! Bin ich nicht Schuld, daß du um den Umgang mit deiner Freundin kommst, die deinem Herzen so nahe steht? Ich bringe dich darum."

„Wie viel aber gibst du mir dafür," entgegnete sie bewegt auf diese eifrig vorgebrachte Selbstanklage. „Ich habe dir so viel zu danken, Andor. So weit ich zurückdenke, warst du mir ein treuer liebevoller Freund, und der Gedanke, du könntest dich von mir wenden —"

Sie sprach nicht aus. Thränen standen ihr in den Augen, die mit unbeschreiblichem Ausdrucke des Zutrauens und doch wieder der Angst und Scheu zu ihm aufsahen. Es lag etwas so Rührendes in diesem bittenden Blicke und eine solch engelgleiche Lieblichkeit in jedem Zuge dieses schmächtig gewordenen Gesichtchens, daß Andors Gefühle zu schwellen begannen und

sich sein ganzes Herz dem holden Kinde öffnete.

„Du träumst von Unmöglichkeiten, — erwache!“ suchte er die trübe Stimmung Ilka's hinwegzulächeln. Sie aber vollendete den Gedanken.

„Das Bangen liegt wie eine Bleilast auf meiner Brust. Siehst du, Andor, sterben ist leicht, viel leichter, als sich in der Erinnerung derjenigen, denen man leben möchte, gestorben wissen.“

„O Ilka, du sollst nicht an so Häßliches denken!“ unterbrach sie Andor abermals, ohne sie jedoch von dem Gegenstande ablenken zu können.“

„Der Tod ist nicht häßlich und ich muß oft an ihn denken, aber ich will gerne leben, so lang es Gott gefällt. Nur wenn — wenn es anders wird, so möchte ich wenigstens die eine Hoffnung behalten, daß du nie — nie von mir Schlimmes denkst. Du sollst glauben, daß ich nicht verdiene, verachtet zu werden, daß ich deiner Güte nicht unwert bin. O nicht wahr, du traust mir nichts Böses zu? Sag es mir, damit es mir ein Trost ist, wenn wir scheiden.“

„Was sprichst du?“ sagte Andor, in tiefer Bewegung ihre Hand von neuem ergreifend, indem er sich über sie beugte. „Was soll uns scheiden? Warum soll es nicht immer so bleiben? warum nicht noch besser werden? Ich sollte von dir Böses denken, ich dich verlassen! Nein, mein süßes Mädchen, solchen Befürchtungen darfst du nicht nachhängen. Sie sind es, die dich krank machen. Wir bleiben Hand in Hand und durchs ganze Leben wollen wir zusammengehen. Sei gewiß, daß ich dich fest halte und dich treulich führen will. Glaube auch du an mich und vertraue mir! Du weißt nicht, wie sehr ich dich liebe!“

Es sprach eine Zärtlichkeit aus seinen Worten, die sie wie Sonnenschein erwärmte und einen Abglanz der Verklärung über ihre abgehärmten Züge breitete, der ihnen eine fast überirdische Schönheit verlieh. Langsam und ohne ein Wort zu sprechen, führte sie seine Hand an ihre Lippen, ehe er ihre Absicht noch erriet und hindern konnte.

„Komm nun hinein ins Haus,“ bat sie dann, „die Mutter sorgt sich sonst wieder um mich.“

Sie erhob sich und nahm seinen Arm. Jetzt im Gehen trat die Müdigkeit in jeder Bewegung mehr hervor, auch der Anschein gesteigerter Lebhaftigkeit, welche die Freude des Wiedersehens hervorgerufen, war verschwunden, der graue Schleier vollends herabgesunken, durch den nur die an den Wangen aufblühenden Rosen des Fiebers unheimlich leuchteten.

In der Erregung, die sich Andors bemächtigt hatte, betrachtete er das alles nicht so genau. Was sich in ihm gestaltete, rang nach Ausdruck und doch fand sich so schwer das Wort dazu. Wie sollte es sich einkleiden, um nicht zu verletzen, statt wohl zu thun?

Den stumm Dahinschreitenden kam vom Hause her die Mutter entgegen. Sie schalt von ferne schon, wie Ilka es vorausgesehen. Die große hagere Frau, welche Sorge und Kummer in einem beengten, kleinbürgerlichen Leben, das sie mit dem kargen Beamtengehalte ihres Gatten doch zu würdevoller Repräsentanz ausstatten sollte, weit über ihre Jahre hinaus gealtert hatten, kannte eben keine andere Art, ihre Besorgnis zu erkennen zu geben, als Schelten. Da war kein zärtliches Wort, keine Liebkosung, kein Seufzer der Bekümmernis, — ohne Uebergang kam darauf nur noch der Ausdruck der Verzweiflung — das Weinen.

„Noch so spät im Freien!“ zankte sie, „die Sonne ist ja schon längst untergegangen. Weißt du nicht, daß der Doktor dir ver-

boten hat, in der Abendluft im Freien zu bleiben! Ach, Herr Baron, immer hat man seine Not! Es ist nur gut, daß Sie zurückgekommen sind, da können sie ihr doch den Kopf zurechtsetzen. Ob sie mir nur einmal folgt! Sie muß sich mehr Bewegung machen, sie soll etwas thun, etwas lesen, oder eine Arbeit in die Hand nehmen, es ist eine Sünde, wenn man den lieben Gottestag so verträumt wie eine vornehme Dame. Ja, wenn sie daran noch Freude hätte: an dem, was hier vorgeht, was es Schönes zu schauen gibt — die vielen Leute, die kostbaren Toiletten, wie zum Beispiel ihre Frau Schwägerin, die gnädige Frau Gräfin sich trägt, da kann man doch etwas lernen und es nachmachen zu Hause, oder die herrliche Natur hier, es ist ja eine wahre Pracht. Aber da sieht sie nur immer dort hinauf auf das Stückchen blauen Himmel oder in die Wolken und hat auch nicht einen Blick für die schönen grünen Buchenwälder, die dem Auge doch so wohl thun."

„Sie werden bald gelb werden," sagte Ilka leise und über ihr Antlitz glitt ein Lächeln so matt wie der ersterbende Sonnenstrahl, der noch um den Gipfel des Hochstraden zitterte.

„Sehen Sie, so macht sie es immer!" stöhnte ihre Mutter, während sie selbst ins Haus trat, aus dem ihr Stimmen fröhlicher Kinder, von denen sie im Nu umringt war, entgegentönten. Die anscheinend so rauhe Frau setzte sich auf eine weggestellte Gießkanne und weinte bitterlich in die vors Gesicht gehaltene Schürze, daß Andor Mühe hatte, sie zu beruhigen.

„Aber wie können Sie denn das Wort so schwer aufnehmen?" sprach er ihr in leichtem Tone zu, der ihm selber nicht von Herzen kam, denn auch ihn hatte bei der ahnungsvollen Andeutung ein seltsames Weh ergriffen. „Einer Bemerkung, die so nahe liegt, muß man keinen Doppelsinn unterschieben. Es ist, wie ich glaube, gar keine Ursache zu Befürchtungen vorhanden. Ich finde, daß Ilka sich in der Zeit meiner Abwesenheit ganz unverkennbar erholt hat. Sie sieht besser aus, scheint kräftiger und nimmt wieder weit größeren Anteil am Leben."

„Ja, und auch das Fieber hat abgenommen," fiel die arme Mutter, die sich so gerne trösten ließ, lebhaft ein; „der Arzt sagt, auch die Temperatur. Sie weint nicht mehr die halben Nächte hindurch; wenn sie sich nur mit etwas beschäftigen und nicht immer ihren Gedanken nachhängen wollte. Das hat Fräulein Zsuzsi auch immer gesagt, nur waren wir verschiedener Ansicht, ich meinte arbeiten, sie plaudern. Es ist merkwürdig, was sie ihr alles erzählt und sonst angegeben hat. Das war wie Quecksilber den ganzen Tag; im Anfang hat sie ein paarmal auch musiziert, das hat aber gar nicht gut gethan und dann konnte Ilka bitten, soviel sie wollte, die Violine blieb im Kasten, auch zu den Konzerten durfte ich Ilka nicht mehr führen. Die Musik spiele das Leben aus ihr heraus, meinte Fräulein Zsuzsi. Von der Krankheit haben sie gar nicht gesprochen und wenn Frau von Patka davon anfing, konnte die kleine Person ihr einen Blick zuwerfen, als ob sie sie erdolchen wollte. Nichts als Lustbarkeit und Schelmerei; wenn ich schelten hätte sollen, mußte ich selber lachen, ein närrisches Ding. Man möchte glauben, daß wo so gar kein Ernst, auch kein Herz da sei, und doch hat sie Ilka so lieb und ist so seelengut gegen sie. Der Doktor meinte gar, das sei besser als Medizin."

„Nun, vielleicht gelingt es uns, Fräulein Adler wieder hierher zu bringen," äußerte Andor, der sich nach dieser Schilderung ein ganz eignes Bild von diesem hüpfenden, lachenden, gedankenlos in den

Tag hineinschwatzenden und sich auf die Empfindliche hinausspielenden Backfischchen gebildet hatte. „Ich glaube selbst, daß solch einem Kreisel zuzusehen, ehe es langweilig wird, ansteckend wirken muß. Es kann eine Weile amüsieren und zerstreuen, und das ist bei unsrer Kranken viel wert. Jedenfalls war der Erfolg günstig. Wir haben allen Grund zur Hoffnung und was die Freundschaft und Heiterkeit angebahnt, das ist vielleicht der Zärtlichkeit und Liebe vollends zum Glück zu führen vergönnt. Seien Sie nur getrost, es wird alles noch gut werden!“

Damit verabschiedete sich Andor von der wieder Mut fassenden alten Frau, die er im Grübeln über den rätselhaften Sinn seiner unklaren Andeutungen zurückließ, nachdem er vorher versprochen, womöglich noch am selben Abende auf ein Stündchen wiederzukehren.

Vorher hatte er jedoch ein andres Versprechen einzulösen, das er seinem Bruder gegeben. Graf Ferry Bürck, der Majoratsherr von Gösenstein, war vor einigen Tagen mit seiner jungen Frau im Bade eingetroffen, dem er eine gewisse nachbarschaftliche Anhänglichkeit zollte. Er war hier beinahe wie zu Hause und seiner Gattin gefiel es, über den im raschen Aufschwung begriffenen Kurort eine Art von Patronatsrecht auszuüben, das sie nur noch mit einigen in Gleichenberg selbst oder dessen Umgebung ansässigen Familien teilte.

Fast unmittelbar nach seiner Ankunft war Andor auf seinen Bruder gestoßen und hatte in der Eile, die Begrüßung abzukürzen und sobald als möglich Ilka wieder zu sehen, den Besuch eines Konzertes zugesagt, das ein Virtuose unter dem Protektorat der Gräfin für diesen Abend annonciert hatte.

Andor wollte sich nur einen Moment dort zeigen und einige Worte mit seinen Bekannten wechseln. Er konnte voraussetzen, daß seiner Erwähnung gethan werden würde und sein Fehlen, wo man einmal von seiner Anwesenheit wußte, befremdend aufgenommen werden mußte. Zu sehr noch Sklave der gesellschaftlichen Verhältnisse, um sich ihnen entziehen zu können, gedachte er doch fast mit geheimer Freude der kommenden Tage, wo es ihm gegönnt sein würde, das volle Privilegium des ungekannten und vergessenen Landjunkers in Anspruch zu nehmen. Heute aber hatte er noch Rücksichten zu üben.

Er traf seinen Bruder bereits auf dem Wege nach dem Kurhause; diesmal war aber auch seine Schwägerin in dessen Begleitung, die jedoch in lebhafter Konversation mit einer andern Dame begriffen, nur mit sehr kühlem Lächeln Andor willkommen hieß, für den die vom Fächer in Anspruch genommene Hand nur zur Not den Zeigefinger frei hatte. Die Eleganz ihrer Toilette, von der Ilka's Mutter gesprochen, vermochte die fehlende Grazie der großen, steil aufrecht getragenen Gestalt nicht zu ersetzen. Es war etwas Starres und Herrisches in ihrem ganzen Auftreten, das sich sogar noch in der steifen Abgemessenheit ihres Gatten äußerte, der wie ein von ihr geregelter Automat vielleicht stehen geblieben wäre, wenn sie ihn eines Tages aufzuziehen vergessen hätte.

Arthur, dem Ferry einigermaßen glich, nur daß er nichts von dessen Beweglichkeit und gutmütiger Lebhaftigkeit besaß, sprach von dem Paare nie anders als von den „beiden Pappeln mit dem Rosenkranze“, wodurch er auch noch auf eine andere gemeinsame Eigenschaft desselben anspielte. Viel größer war auch die Sympathie nicht, welche den Grafen mit Andor verband; obwohl in den Kinderjahren miteinander erzogen, waren sie in späterer Zeit selten mehr zusammengekommen und seit dem Tode der Mutter hatten sich vollends ihre Begegnungen auf das jeweilige Zu-

sammentreffen in den geselligen Kreisen der Residenz oder allenfalls auf Jagden beschränkt. Es war keine eigentliche Verstimmung, nur eben nicht der rechte brüderliche Zusammenhalt vorhanden und das lockere Familienband war wenig geeignet, die mangelnde Sympathie zu ersetzen. In den Charakteren fand sich auch nicht einmal die leichte Aehnlichkeit der äußeren Erscheinung wieder.

„Wir müssen von Glück sagen," ließ sich die Gräfin mit einer ganz merkbar herauszuhörenden Empfindlichkeit vernehmen, „daß wir eben hier sind; unser Herr Schwager hätte sich sonst sicher auch diesmal den Umweg über Gösenstein gereuen lassen. Oder waren vielleicht andere Ursachen vorhanden, einem Zusammentreffen auszuweichen? Wer sich sein Inkognito bewahren will, darf sich nicht die kostspielige Laune eines Extraposthorns erlauben."

„Warum sollte ich sie mir nicht gönnen? Es wird vielleicht für lange das letztemal sein."

Der Humor dieser Erwiderung verriet schon durch seinen bitteren Beigeschmack, wie wenig natürlich er Andor war. Daß sich seine Schwägerin mit Vorliebe um all die kleinen Neuigkeiten des Städtchens kümmerte und ebenso genauen Bescheid über alles und jedes wußte, wie sich die neugierige kleine Welt mit allem, was sie betraf, befaßte, war ihm bekannt und es konnte ihn daher nicht wunder nehmen, daß ihr das Ereignis seiner Ankunft mit Extrapost schon bekannt war, ebensowenig als daß ihr bei allem, was nicht mit ihrer Toilette zusammenhing, scharf ausgesprochener Sparsamkeitssinn daran Anstoß nahm; dennoch mißfiel ihm dieser kaum versteckte Tadel.

Während die beiden Damen ihren Weg fortsetzten und er mit seinem Bruder in zweiter Reihe folgte, warf er nur gleichsam zur Erklärung jener Worte hin, er werde sich ja nun überhaupt bedeutend einschränken müssen. Die Aeußerung darauf klang nicht sonderlich teilnahmsvoll.

„Ah, — in der That — ich hatte schon lange gedacht —"

Näheres über diesen Gedanken gab der Graf nicht von sich; seine Pedanterie hielt sich selbst dem Bruder gegenüber in zu strengen Grenzen. Dieser ergänzte ihn dafür.

„Daß es bergab gehen werde. Nun ja, einem alles so genau auszirkelnden Rechenkünstler wie du durfte das freilich nicht entgehen, aber dann wäre es freundlich von dir gewesen, mich auch zu warnen, denn daß du dich selbst als Sperre in das rollende Rad hängen solltest, kann ich füglich nicht verlangen."

„Ich mische mich nicht gerne in fremde Angelegenheiten."

„Das ist sehr lobenswert von dir und das sagte ich mir auch vor vierzehn Tagen, als ich hier durchkam. Ich kenne deine Gewohnheit und wollte dich derselben nicht untreu machen, sonst hätte ich nicht unterlassen, in Gösenstein vorzusprechen. Ich hatte Eile, eine drängende Angelegenheit zu ordnen und schwankte wirklich einen Augenblick, ob ich dich nicht ins Vertrauen ziehen solle. Was hättest du gesagt, wenn ich angefahren käme, an dein brüderliches Herz zu appellieren?"

Dem nicht besonders durchdringenden Verstande des Grafen entging der bei aller Ironie doch nicht eben bösgemeinte Scherz, den sich Andor mit ihm erlaubte. Mit steifer Verlegenheit suchte er sein Erschrecken zu verbergen.

„Ich hoffe, daß dies nicht deine Absicht ist," brachte er stotternd vor, „denn siehst du — es thäte mir sehr leid — ich kann dich versichern, es fiele mir sehr schwer — und doch müßte ich dir eine abschlägige Antwort geben. Beim besten Willen wäre es mir nicht möglich —"

„Von den Schätzen, die du in den Gewölben von Gösenstein, wie die Sage vermeldet, aufstapelst, eines der gewichtigen Goldsäckchen zu entbehren."

„Ach, du glaubst doch nicht daran? Was die Leute nicht alles sagen! Man muß zufrieden sein, wenn man selbst einen Notpfennig besitzt."

„Sei nur ruhig, ich will dich nicht verleiten, denselben anzutasten," spottete Andor mit leisem Auflachen. „Die Prüfung wäre zu hart, das sehe ich ein, und deshalb suchte ich mir auf andere Weise zu helfen und fuhr — nach Wien, statt nach Gösenstein."

Der Graf erholte sich von seiner Angst, empfand nun aber auch das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, was er denn nach seiner Ansicht mit den triftigsten Gründen that.

„Es wäre auch viel natürlicher gewesen, wenn du dich nach Beledvár an Rápolt gewendet hättest."

Andors Züge verfinsterten sich.

„Ich bin auch dort vorüber gefahren," sagte er herb.

„Am Ende bist du doch ein Beledényi," fuhr sein Bruder fort. „Es hat jeder genug für seine Familie zu sorgen. Du hast dazu noch einen besonderen Vorteil genossen und den ganzen Besitz der Mutter geerbt, so daß Arthur ganz und gar auf mich angewiesen ist. Man muß nur billig sein. Es ist ohnehin horrent, was Arthur mit seinen Reisen und Exzentrizitäten für Geld verbraucht. Ich werde ihm erklären müssen —"

„Sprecht Ihr nicht von Arthur?" fiel hier seine Frau, sich ein wenig umwendend, ein.

Andor sah wohl, daß sie mit feinem Ohr, trotz des Gesprächs mit ihrer Begleiterin, auch alles gehört und jetzt nur, taktvoller als ihr Gatte, dessen Auslassungen abschneiden wollte; er war aber von der Kälte und dem nackten Egoismus, denen er hier begegnete, zu sehr abgestoßen, um den Vorwand nicht gelten zu lassen, der, wie er meinte, nur über den peinlichen Gegenstand hinweghelfen sollte. Er bejahte daher die Frage seiner Schwägerin und sprach einiges über die beneidenswerten Erfahrungen, die der junge Weltfahrer jetzt im hohen Norden sammle.

„Bist du so gewiß," sagte sie spitz, „daß nicht vielmehr er dich beneiden würde, um die Rolle, die ihm gewiß seiner Meinung nach — als Lebensretter — vor dir zukommen würde und die einigermaßen auch die Extrapost erklärlich macht. Wir dürfen uns wohl kaum schmeicheln, daß die Ungeduld, die sich durch solche Eile verraten, uns gilt."

Die Welt war doch recht enge. So war denn das kleine Löke nicht weit genug entfernt von diesem Alpenthale, um den Klatsch hinter sich zu lassen. Die Schallwellen hatten ihn weiter getragen durch die Lüfte, die Lichtstrahlen selbst hatten ihn geleitet und hier fing ihn ein wohlkonstruierter photophonischer Apparat wieder auf, um ihn unsterblich zu machen.

Andor hatte sich nicht getäuscht, wenn er annahm, daß das Gerücht hier schon geschäftig gewesen; die Bemerkung, welche die Begleiterin der Gräfin machte, bewies es ihm.

„Ach, das ist wohl die interessante Geschichte, die Oberleutnant v. Potyondi so hübsch zu erzählen weiß?"

„Ich glaube, daß er gut daran thäte, die Rolle, die er selbst dabei gespielt, zu verschweigen," sagte Andor hart.

Seine Schwägerin hörte nicht auf ihn.

„Wie, Sie empfangen diesen Menschen noch?" sagte sie vorwurfsvoll zu der Dame an ihrer Seite. Ich glaube, daß wir der immer mehr in Entartung versinkenden Welt das Beispiel der Strenge schulden. Hieher wenigstens soll die zweifelhafte Gesellschaft

nicht bringen, solange wir sie noch ferne halten können. Ich habe mich auch sehr gewundert, daß mein Herr Schwager gerade diesen Ort auswählte, um gewissermaßen uns ins Angesicht ein Verhältnis zu affichieren, das man sonst — doch eher zu verheimlichen pflegt."

Das Blut war Andor bei diesem dreistgezielten Ausfalle in den Kopf gestiegen, und es wurde ihm nicht leicht, sich zu bemeistern, zumal ihn seines Bruders hölzern steifes Nicken zu einer Wendung von dem seine Sicherheit mißbrauchenden Weibe zu dem verantwortlichen Manne herausforderte. Er hielt das Wort des Zorns jedoch zurück.

„Ich habe keinen Grund dazu, mich einer solchen Auffassung anzuschließen," sagte er nun. „Verheimlicht wird nur, was das Auge der Welt zu scheuen hat; das hat mein Thun nicht."

„Das soll doch wohl nicht heißen, daß uns — eine Verschwägerung droht?"

Die Gräfin schien ins Endlose zu wachsen und zu einem riesigen Eiszapfen zu erstarren. Fest hielt Andor ihren Blick aus, und mit energischem Nachdruck sagte er:

„Ich würde sie für eine Ehre halten."

„Ach!" Es war ein langer Laut der Verwunderung, den die Gräfin ausstieß. Im nächsten Moment aber folgte ein höhnisches: „Wir gratulieren!" und ohne weiter ein Wort abzuwarten, rauschte sie um ihre eigene Achse und von dannen.

Verblüfft wiederholte ihr Gatte dies: „Wir gratulieren!" und wußte nicht recht, ob er dabei, wie üblich, auch die Hand schütteln oder seiner Frau folgen solle.

Andor riß ihn aus der Verlegenheit; er nickte dem Bruder zu und schlug die dem Kurhaus entgegengesetzte Richtung ein.

Ins Konzert ging er nicht, aber auch nach der Villa kehrte er diesen Abend nicht mehr zurück.

IV.

Tiefe Verstimmung hatte sich Andors bemächtigt und sie war auch am Morgen nicht ganz gewichen, als die Sonne, schon warm gelaufen, über den Bergrücken, den sie bereits erklommen, heiter hereinlugte in den weiten Kessel mit seinen über die grünen Hügel verstreuten umbuschten Villen, Wohnhäusern und Hotelpalästen, zwischen denen die tauigen Rasenplätze, wie mit Diamantenstaub besät, in wunderbarer Farbenpracht funkelten und blitzten.
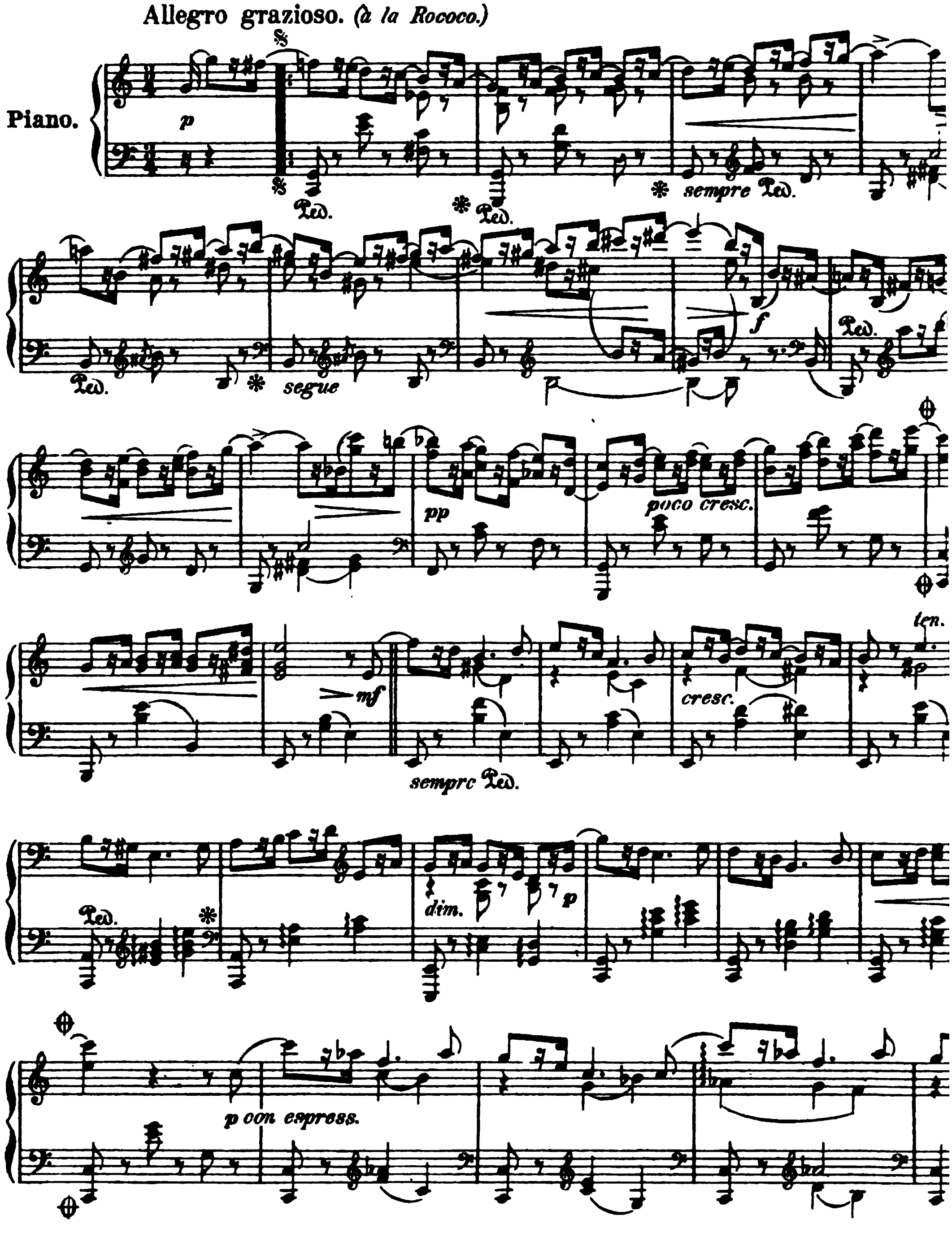
Den berühmtern Sängern des Waldes hatte der nahende Herbst die kleine Brust schon mit Melancholie umsponnen und die Lust an ihren Liedern geraubt, Drossel und Staaren waren weiter hinabgezogen ins Weinland, zu der Winzer Verdruß als fröhlich einfallende Zechgenossen, aber Fink und Sperling ließen ihre Stimmen nur um so lauter erschallen, als sie sich allein Meister des Platzes wußten.

„Nicht anders wie diese engherzigen Leute," dachte Andor, die Promenade hinabschreitend, „die hier und in der ganzen Welt dominieren, weil der Edle, Große vor der Berührung mit der Menge zurückscheut und wenn er gegeben hat, was in ihm wuchs und Leben erhielt, freiwillig das Feld räumt, während das zwitschernde und sein gellendes einstrophiges Lied endlos wiederholende Volk die maßgebende allgemeine Meinung feststellt und vertritt. Der Klatsch erfreut die Gemeinheit, weil er sie durch Herabziehung der Umgebung erhebt, der Gemeinplatz erfreut die Gewöhnlichkeit, weil er ihr verständlich ist und das Ungewöhnliche verhöhnt und verwirft, darum sind sie die anerkannten Herrscher, — wie Spatz und Fink."

Manche Stunde der Nacht hatte er schlaflos verbracht, ehe sich seine aufgeregten Empfindungen nur einigermaßen besänftigen wollten und seine drängenden Gedanken zu

Unsere ...
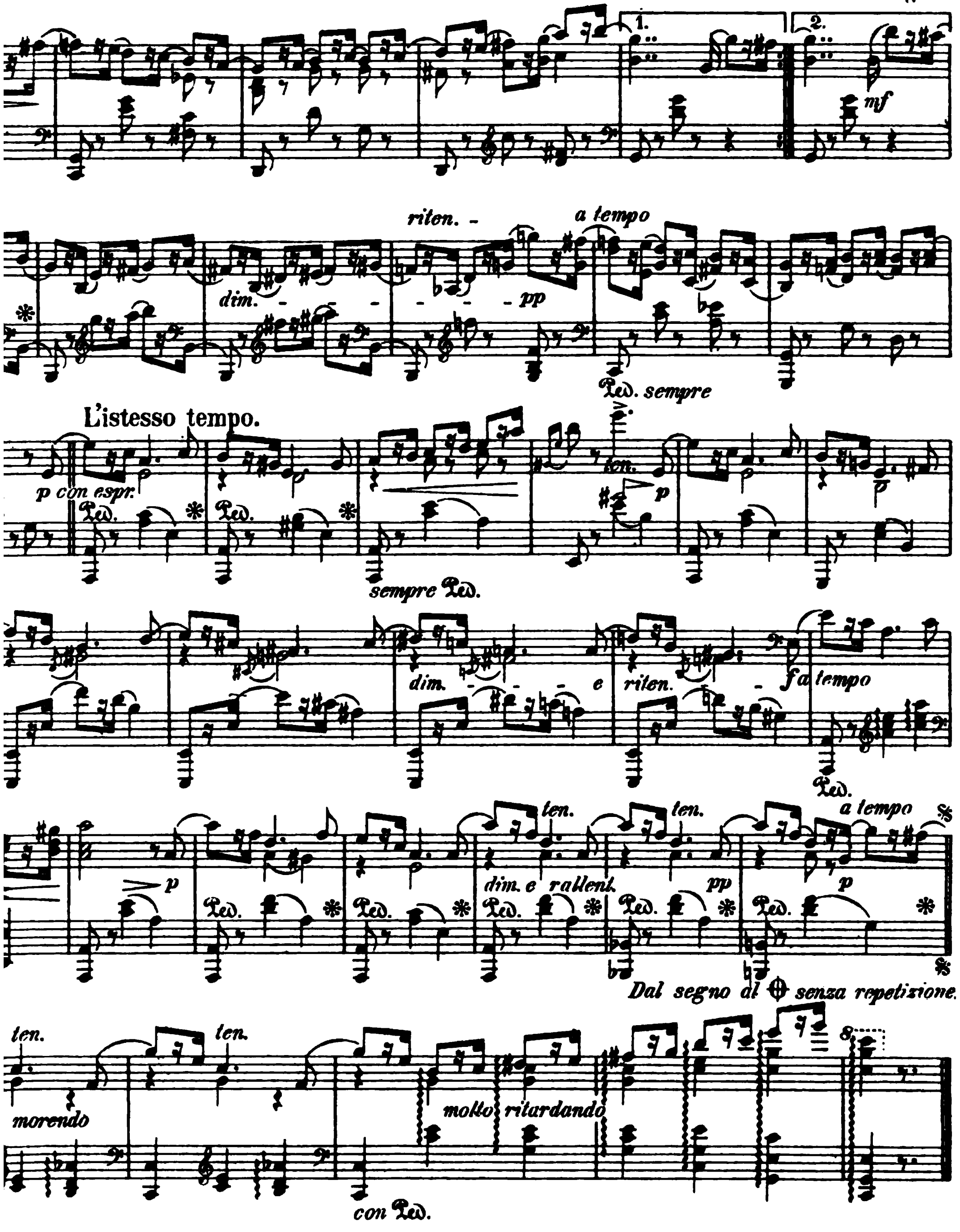
Klavierstück von ...



…usmusik.

…ius Röntgen.

Julius Röntgen.



einem Vorsatze klärten, der sich immer mehr in seinem Willen befestigte. Er hatte es ja jetzt erfahren, daß die Verleumdung überall hindrang, sollte er ihr immer wieder entgegentreten müssen, und eben durch diesen Ritterdienst der Bosheit und schadenfrohen Nachrede nur wieder neue Nahrung geben? Savagna, seine Schwägerin, — sie waren nicht die einzigen: Flüstern, Kichern, Naserümpfen, Verdammungsurteile verfolgten das arme Opfer wohl von allen Seiten. War es nicht genug, daß dies schwache, hilflose Wesen so schwer litt? Konnte nicht einmal der Anblick dieser zerstörten Blüte, dieser untergrabenen Gesundheit das Mitleid in solchen grausamen Herzen rege machen? Und wäre sie eine Sünderin gewesen, sie würde Erbarmen verdient haben, und die Unschuld und Seelenreinheit fand es nicht bei diesen Menschen, von denen mancher weit Schwereres auf dem Gewissen haben mochte, als das arme, hintergangene und schmachvoll verlassene Kind.

Oh der Feigheit dieser Welt!

Er wollte nicht teil haben an derselben, ja es reizte ihn, ihr seine volle Verachtung zu zeigen und dies kleinliche, gedankenlose, böswillige Klatschbasentum zu beschämen.

Nicht vergeblich sollte man ihm seinen Namen, seine Familie ins Gedächtnis gerufen haben. Ja, er war ein Beledényi, ein Sprößling aus dem edlen Geschlechte, das zu den ersten seiner Nation gehörte. Stolz auf diese, wie auch auf seine Abstammung, wollte er jenen, die ihm dieselbe vorgehalten, darthun, wie er eine solche Appellation auffaßte, welche freilich nur die brüderliche Solidarität zu lösen und ihn achselzuckend auf seine Selbständigkeit anzuweisen beabsichtigte. Es sollte so sein! Er nahm die Unabhängigkeit für sich selbst in Anspruch. Wer sich von ihm lossagte, der begab sich auch freiwillig der Berücksichtigung seiner Anschauungen und Wünsche, die er sonst vielleicht vorauszusetzen berechtigt wäre. Frei von dieser Fessel durfte Andor, seinem Drange folgend, die mächtigen Mittel, die ihm durch seine Geburt geworden, zum Schutze des Mädchens verwenden, das diese kleindenkenden und herzlosen Menschen auf den bloßen Anschein zu verurteilen und aus den ehrenwerten Kreisen der Gesellschaft auszuschließen bereit waren.

Ob sie es auch wagen würden, wenn er mit seinem Namen für die Mißhandelte eintrat?

Und warum sollte er dies nicht thun, wenn sie nur selbst diesen Schutz annehmen wollte? Wer stand ihm näher auf Erden als Ilka, der er seit Jahren in Herzlichkeit zugethan war? Gegen wen fühlte er die gleiche Neigung? Einzig noch seiner Schwester Viktorine hatte er ein ebenso inniges Gedenken gewahrt, doch das verblaßte, seit der Mutter Tod das frühere Zusamenleben aufgelöst, beinahe im selben Verhältnisse als eine häufigere Begegnung ihm Ilka seither näher gebracht. Und wie war diese ihm erst in dem täglichen Beisammensein, in der Besorgnis um ihre Gesundheit, ihr Leben, in dem fortwährenden Suchen nach Mitteln, die ihr wohlthun, und Gegenständen, die sie zerstreuen und aufheitern sollten, ans Herz gewachsen.

Was war dies Gefühl unendlichen Erbarmens und Wohlwollens denn schließlich anders als die Liebe? Niemals noch hatte er eine so reine, innige, uneigennützige Hingebung an ein anderes Wesen empfunden. Er war gewiß, daß er glücklich sein würde in dem Bewußtsein, Ilka glücklich gemacht zu haben.

Und war das so undenkbar? Sollte es dem Atem der Liebe nicht gelingen, die düstere Glut, welche dies arme, irregeleitete Herz zu zerstören drohte, auszulöschen und

dafür einen Funken anzufachen, der einem neuen Leben zur Leuchte des Glücks werden konnte?

Die freudige Gehobenheit, mit der er zuerst diesen Gedanken begrüßt, hatte dann allerdings nicht vorgehalten. Dünnen Schleiern gleich senkten leise Zweifel sich wieder herab und dämpften die lichtvolle Klarheit in seinem Innern; so hatte er sich beklommenen Gemütes auf den Weg zum Brunnenhause gemacht, wo er Ilka um diese frühe Stunde zu treffen erwartete.

Er suchte noch um einen entschuldigenden Vorwand für sein gestriges Ausbleiben, als er, zufällig den zu Boden gerichteten Blick hebend, zwei Frauengestalten eilig dem waldigen Hügel zustreben sah, der sich hier auf der Promenade erhebt. Sie waren wie auf der Flucht und er traute seinen Augen kaum, als er Ilka und deren Mutter erkannte, die er zur Zeit noch bei der Quelle vermutete. Sollte er sich verspätet haben; aber was bedeutete überhaupt diese Hast, die an dem kranken Mädchen fast unnatürlich schien?

Er war noch zu weit entfernt, sie anzurufen, auch vermochte er ihnen sonst kein Zeichen zu geben; doch beschleunigte er seine eigenen Schritte, um ihnen zu folgen. Sie waren aber, noch ehe er sie erreichte, seinen Blicken entschwunden.

Auf einer Bank im Schatten der Bäume fand er die Mutter, atemlos von dem raschen Gange. Sie war kaum im stande zu sprechen, aber ihr Unmut gab sich schon in den Gebärden kund.

„Da oben betet sie wieder vor der Mutter Gottes,“ antwortete sie grollend auf seine Frage nach Ilka. „In dem feuchten Walde. Sie wird sich noch ganz verderben.“

„Sie betet?“ wiederholte Andor wie eine Mahnung an sich selbst, die Andacht nicht zu stören. Dann aber schüttelte er mißbilligend den Kopf. „Warum lassen Sie es zu, wenn Sie die Schädlichkeit des Aufenthalts unter den Bäumen so früh am Morgen einsehen, obendrein nach solch erhitzender Bewegung?“

„Als ob ich gefragt würde! Da stürmt sie fort und wenn ich nicht mitkomme, so geht sie allein. Ich habe gut mahnen, das wird gar nicht beachtet. Und soll ich sie etwa mit Gewalt zurückhalten? Wenn dann hernach etwas geschieht, wenn sie ohnmächtig wird, so war dann ich die Schuld daran. Jemand muß doch bei ihr sein und sie stützen.“

„Stützen? Sie sind ja aber beinahe gelaufen. Das hätten Sie doch vermeiden sollen.“

„Ich sage es ja, nun trage ich die Schuld. Was meinen Sie, wer den andern gezogen hat? Es ist so merkwürdig mit ihrer Krankheit, — das einemal ist sie so matt wie eine Fliege und hat nicht die Kraft, sich vom Bett aufs Sopha zu schleppen, und dann fährt sie wieder mit mir im Sturmwind davon. Ich sage ihr: Du wirst dich erhitzen, du wirst wieder husten! Auf nichts hört sie und reißt mich mit, daß ich den Atem verliere und Seitenstechen bekomme. Wenn man asthmatisch ist, geschieht das leicht genug.“

„Ich begreife nicht. Das ist ja sonst gar nicht Ilka's Weise. Ist etwas vorgefallen, was sie aufgeregt hat?“

„Aufgeregt? Du mein Gott! Wenn man sich von allem gleich aufregen läßt, so kann man freilich nicht gesund werden. Die Frau Gräfin Bürck hätte allerdings ein wenig herablassender sein können, aber große Damen haben es nun einmal so.“

Andor bemühte sich nicht, den Mangel aller Logik in der ersten Bemerkung nachzuweisen; betroffen über die Andeutung,

fragte er nach den näheren Umständen dessen, was Ilka zugestoßen.

„Es ist ja eigentlich nicht der Rede wert," begann die Mutter die Erzählung. „Nur ein so einfältiges Mädel, das mit seinen Ideen immer hoch hinaus will, kann sich an solcher Kleinigkeit stoßen. Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihrer Frau Schwägerin einen Vorwurf daraus machen möchte. Sie ist eine stolze Frau und hat ja auch alles Recht dazu, aber sonst grüßt sie immer alle Leute so freundlich. Heute muß ihr etwas Verdruß gemacht haben oder sie ist nicht ganz wohl, man hat es ihr gleich angesehen und wir sprachen gerade darüber — ich und die Frau Steuereinnehmer Neumayer, eine recht liebe Frau, mit der ich alle Tage im Brunnenhause, gleich beim Eingang auf der Bank rechts unterm Baldachin sitze, sie hebt mir schon den Platz auf, wenn sie früher kommt. Ja also, wo bin ich denn nur? — Ich wollte sagen, daß wir uns also gerade über die Frau Gräfin unterhielten und ganz überrascht auffahen, als wir ihre Stimme hörten. ‚Wie unangenehm, ich habe meinen Becher vergessen,' sagte sie, oder etwas dergleichen. Sie trinkt nämlich Emma-Brunnen. Die jungen Frauen heutzutage sind alle mehr oder weniger mit ihrer Gesundheit nicht ganz in Ordnung, und man weiß ja noch nicht, wie es mit der Nachkommenschaft steht."

„Sie wollten mir aber von Ilka erzählen," drängte Andor ungeduldig.

„Bei der bin ich ja eben. Ich muß doch alles der Reihe nach sagen. Wie Ilka die Frau Gräfin hört — sie sind nicht weit von einander gestanden —, nimmt sie in ihrer Dienstfertigkeit ihr eigenes Glas, geht zur Emmaquelle, spült und füllt es dort und bietet es der Frau Gräfin an. Da hätten Sie die aber sehen sollen! Ich glaube nicht, daß sich der Primas so stolz aufrichten würde, wenn ihm mein Bruder, der arme Landpfarrer, die Duzfreundschaft antragen wollte. Sie hat keinen Finger gehoben und das Glas gar nicht angesehen, das arme Mädel dafür aber, als ob es ein Staatsverbrechen begangen hätte oder aussätzig wäre, mit einem unbeschreiblichen Blick, und dann hat sie sich weggewendet, etwas rasch, so daß ihr Arm an das Glas gestoßen ist und Ilka es fallen ließ."

„Diese Ueberhebung!" knirschte Andor.

„Ach, sagen Sie das nicht, Herr Baron. Es hat mir für meine Tochter leid gethan, es ist wahr; aber eigentlich hat sie es sich doch nur selbst zuzuschreiben gehabt. Sie hat es freilich gut gemeint und schon aus Ehrerbietung, weil es ja Ihre Frau Schwägerin ist, ihr gefällig sein wollen; aber man kann es der Frau Gräfin ja auch nicht übel nehmen, daß sie nicht aus dem nächstbesten Glas trinken will, das ihr ein wildfremdes Mädel nur so ohne weiteres hinhält. Sie kann ja nicht wissen, daß wir sie kennen. Ich mag auch nicht mit jedem Menschen aus einem Glase trinken und einer so vornehmen Dame graust es natürlich noch leichter. Sie hat den Vorfall auch weiter gar nicht regardiert, sondern mit ihrer Gesellschaft über ganz andere Dinge weiter gesprochen, über Körbe und solche Dinge."

„Ueber Körbe?"

„Ja, wenn ich recht verstanden habe; aber ich habe es nicht ordentlich gehört, denn es haben alle andern Leute, die da waren, untereinander gezischelt und ich war auch so erschrocken über Ilka's Aussehen. Sie war leichenbleich und als wollte sie jeden Augenblick zusammenbrechen; dann ist sie auf einmal auf mich zugekommen und hat mich fortgezogen, als ob es hinter ihr brenne. Sie ist ein wenig gar zu enpfindlich und nimmt alles so schwer auf. Mein Gott, in unserer Lage muß man sich auch etwas gefallen lassen!"

Wie in einem Zauberspiegel sah Andor die ganze Szene vor sich, und unwillkürlich hob er den Arm, um in jäher Entrüstung züchtigend einzugreifen. Doch schwieg er. Er wollte der Ahnungslosen nicht den wohlthätigen Irrtum benehmen. Wozu wäre auch die Aufklärung gut gewesen? Die herbe Frau hätte ohne Zweifel auch in dem wirklichen Schlage, der gefallen war, nur das Urteil gefunden, daß ihrer Tochter recht geschehen. Die Sorge um deren Leben hatte nicht allen grollenden Vorwurf in der wohl nicht an Liebe, doch an Zärtlichkeit armen Mutterbrust erstickt.

„Kommen Sie, kommen Sie!" bat er. „Wir dürfen Ilka in dieser Stimmung nicht allein lassen. Wer weiß, was ihr zustoßen könnte!"

„Ja, sprechen Sie ihr nur zu, Herr Baron. Auf Sie hört sie doch mehr. In der ersten Zeit nach unserer Ankunft hat sie fast täglich da gebetet und fast stundenlang, das muß ihr schädlich sein. Ich hab's ihr oft genug gesagt. Wenn es noch eine wunderthätige Mutter Gottes wäre, aber man hat ja noch gar nichts von ihr gehört. Da halte ich mich doch lieber ans Gewisse und ich habe mich auch schon im stillen nach Maria-Zell verlobt, wenn Ilka gesund wird. Zu Fuß will ich hin- und hergehen und auf den Knieen die Stufen hinaufrutschen."

Der Anblick, der sich ihr darbot, unterbrach die Mitteilungen und entriß ihr einen Schreckensschrei. (Fortsetzung folgt.)

Der Karneval.

Von

Friedrich W. Ebeling.

Der Ursprung des Karnevals, oberdeutsch Fasching, gleich Fastnacht, ist noch immer ein streitiger. Gründlich widerlegt zwar ist die Meinung, daß er aus den römischen Saturnalien hervorgegangen, und auch die, daß er dem christlichen Italien entstamme und das Wort gleich anfänglich mit carnevale oder carni vale dicere identisch gewesen sei. Aber es stehen sich zwei andere Behauptungen gegenüber. Nach der einen soll der Karneval ursprünglich ein keltisches Volksfest bedeutet haben, das seinen Konzentrationspunkt überall, wo es begangen wurde, auf einem erhöhten Raum gefunden (carn, die Erhöhung oder der Hügel, wales das Fest), und von daher in den Kultus des Christentums als Carnelevarium, Carnelevamen, ubi caro levatur (wo das Fleisch erleichtert wird oder wo man sich dessen enthält) übertragen worden sein. Nach der andern Behauptung ist der Karneval germanischen Ursprungs und der wilde Götterzug der Berchta, oder, wie diese Göttin unter den alten Thüringern und Hessen genannt wurde, der Frau Holda. Karne hieß ebenso wie Fanum, Haruk und Harth der eingehegte, umschlossene Ort, der Hain, aber auch die Götter und Priester desselben hießen so; val oder wal tot, gefallen, gestürzt, erschlagen. Mithin war der Zug der Berchta so viel als ein Zug der gestürzten oder toten Götter. Stets eröffneten ihn die Priester in abschreckendster Vermummung, meist in Tiergestalten; ihnen nach in wildester Lust die Bewohner eines Hains, um zu den andern zu ziehen, die der blütenreichen Mutter der Erde entgegenstehenden Götter verhöhnend, ihre Bildnisse stürzend und andere aufrichtend. Dieser Zug fiel genau in die Tage von der den Heiden noch unbekannten Fastenzeit.

Nun ist allerdings vor der großen Völkerwanderung keine Spur des Karnevals in Italien zu ermitteln. Seit der Völkerwanderung jedoch sind in Oberitalien bis nach Rom hinab die herrschenden Volksstämme germanische, viele der frühesten Bischöfe daselbst Söhne germanischer Häuptlinge, und so ist wohl annehmbar, daß das Fest der gestürzten Götter, wie so manches andere heidnische, von der christlichen Kirche auf der italienischen Halbinsel wie in Germanien selbst mit den entsprechenden Modifikationen und Umdeutungen adoptiert wurde. Die Völlerei mag aus den Saturnalien unwillkürlich hinzugetreten sein. Dem ursprünglichen Feste war sie fremd.

Jedenfalls bildete sich in Italien der Karneval am markiertesten heraus, wie das bei

dem Charakter seiner Bevölkerung leicht begreiflich ist. Am frühesten that sich in diesen Lustbarkeiten vornehmlich Venedig hervor; am glänzendsten aber entwickelten sie sich in Rom. Wer sie nicht aus eigener Anschauung kennt, hat doch wohl aus den Berichten von Reisenden und Korrespondenten eine Vorstellung davon gewonnen. Doch noch heute kennen wir nichts, was die lebensvolle Schilderung Goethes überträfe (s. Werke, Ausgabe letzter Hand XXIX, 228—276). Förderlich freilich sind die politischen und kirchlichen Zustände in dem geeinigten Königreiche in den letzten zwanzig Jahren dem Geist der Volksfeste keineswegs geworden; aber der Karneval zu Rom hat sich doch noch den Charakter einer prachtvollen und bestrickenden Ausgelassenheit wie kein anderer bewahrt.

Rasch wurden übrigens die Faschingslustbarkeiten bei allen christlichen Völkern heimisch. Doch ist es hier nicht geboten, auch nur der wesentlichsten Varietäten derselben in den verschiedenen Ländern, Bezirken und Ortschaften genügend zu gedenken. Wir beschränken uns in diesen Spalten auf einige der beachtenswertesten Erscheinungen des Karnevals in Deutschland.

Hier gedieh der Fasching zu fast italienischer Blüte in der Rheingegend. Dort herrscht er mit allem echten Volksjubel noch immer, sowohl in den Städten wie auf dem platten Lande. Doch haben polizeiliche Einmischungen vornehmlich zur Zeit der französischen Herrschaft manches Eigentümliche für immer vernichtet: gerade am Rhein erhielten sich die Erinnerungen an den Götterzug der Berchta am längsten und eben diese sollten nach dem weisen Befinden jener Behörden bei dergleichen Gelegenheiten nicht zu Tage treten. Am großartigsten aber wurde die Karnevalsfeier zu Köln begangen, seit 1823 in neuer Gestaltung, man kann sagen in erfrischender Reform. Unsere illustrierten Zeitungen haben hierüber zu wiederholten Malen berichtet [1]).

Nächst den Rheinlanden war es die kunst- und gewerbreiche und zu allem heitern Lebensgenuß vermögliche Stadt Nürnberg, deren Faschingslustbarkeiten einen Ruf durch alle deutschen Lande erlangten. Eine eigentümliche Art jener Vergnügungen hieß das Schönbart- oder Schembartlaufen: in beiden Bezeichnungen richtig, in ersterer von dem Provinzialismus verschönen gleich vermummen, in der andern von Schemen. Die Entstehung und Ausbildung dieser Mummerei scheint dort mit der Entwickelung des Zunftwesens zusammenzufallen. Weil aber die Zünfte zu Nürnberg im Jahre 1349 einen Aufruhr anstifteten, bei welchem es nicht nur auf gewaltsame Entfernung der damaligen Ratsherren, sondern auch auf deren Ermordung abgesehen war, so verfügte Kaiser Karl IV. zu dem strengen Gericht, welches er in eigener Person gegen die Aufrührer abhielt, daß den Zünften, mit Ausnahme der Fleischer (Metzger) und Messerschmiede (Messerer), welche dem Rate treu zur Seite gestanden, jede öffentliche Festlichkeit, sogar die Fastnachtslustbarkeit benommen, doch auch den beiden letztern Gewerben bloß das Schönbartlaufen und ihre hergebrachten Tänze gestattet, aller sonstige Mummenschanz, wie er namentlich seit der Zeit Ludwig des Bayern üblich und privilegiert worden, untersagt sein sollte. Die Vermutung, daß das Schönbartlaufen erst 1349 entstanden und gewissermaßen eine besonders erfundene Begnadigung durch den Kaiser Karl IV. sei, ist absolut irrig. Richtig dagegen ist, daß die Fleischer und Messerschmiede im Jahre 1350 zum erstenmal unter den Augen des Kaisers ihre Tänze aufführen konnten: die Messerer maskiert und mit gezückten Schwertern, die Fleischer, ebenfalls verlarvt, ihren sogenannten Zähmertanz, bei welchem sie sich an ledernen Ringen, in der Form von Würsten, hielten. Diese Tänze erfolgten sowohl den Fastnachtsdienstag wie Aschermittwoch. Abends zogen die Tänzer jedesmal unter Vorantritt der Ratspfeifer zu den Stadtpfännern, wo ihnen reichlicher Trunk und die vorher eingesammelten Fastnachtsfische gebraten oder gekocht vorgesetzt werden mußten. Außerdem durften die Mitglieder dieser Gewerke, imgleichen ihre Frauen und Kinder, an diesen Tagen Gewänder von Samt und Seide und allen edeln Schmuck tragen, wie es auch bei andern Festlichkeiten Brauch war.

In den ersten Jahren nach jenem Aufruhr hatten Fleischer und Messerschmiede bei solchen Gelegenheiten unter den Feindseligkeiten vornehmlich des gemeinen Volks zu leiden, das ihren Mummereien und Tänzen hinderlich zu werden suchte. Sie stellten daher aus ihrer

[1]) S. auch Flögel-Ebeling, Geschichte des Groteskkomischen S. 394 ff.

Mitte ein Soutien auf, der den Pöbel abzuhalten und freien Raum zu schaffen hatte. Diese Beisteher walteten ihres Amts aber des öftern unter Austeilung so fürchterlicher Hiebe, daß es schwere Verwundungen und bedenkliche Unruhen gab. Dies veranlaßte den Rat, den Beistehern das Führen von Waffen zu verbieten und als Wehr nur Quasten oder Büsche von Eichenlaub zu gestatten. Die Fleischer kamen jedoch überein, eine in Zwillich gekleidete, vermummte, mit hölzernen Knebelspießen und mit Büschen von dornigem Gesträuch ausgerüstete Begleitmannschaft aufzustellen, aus Leuten, die sich um Lohnes willen dazu bereit fanden. Diese Sauvegarde wurde aber der Gewerkskasse der Fleischer empfindlich, und selbige verlangten deshalb eine Schutzwache auf Kosten des Rats. Das ward ihnen nun allerdings verweigert. Allein es fanden sich mehrere wohlhabende Bürger, welche die erforderlichen Kosten bestritten, teils selbst den Fleischern und Messerern bei ihren Tänzen Schutz leisteten. Daraus entstand denn eine sogenannte Schönbarts-Gesellschaft, welche es nicht allein durchsetzte, daß der Rat den Festlichkeiten Söldner und Hauptleute beiordnete, sondern auch zur Verallgemeinerung des Schönbartlaufens und zur Erhöhung des Glanzes dieser Lustbarkeit beitrug. Kam hinzu, daß die Zunft der Fleischer die Gerechtsame besaß, Renoncen aufzunehmen, das heißt Personen, die keinem Gewerk angehörten, unter gewissen Bedingungen und zu gewissen Zwecken bei sich für zünftig zu erklären. Und dieser Gerechtsame bedienten sie sich endlich auch, um eine Menge junger und reicher Patrizier in ihre Rollen einzuschreiben, die sich lediglich behufs Beteiligung am Schönbartlaufen meldeten und Beträge bis zu 20 Goldgulden für die Erlaubnis zu dieser Beteiligung entrichteten, die Kosten der Lustbarkeit selber nicht mitgerechnet. Man kann sagen, daß hundert Jahre nach der obigen kaiserlichen Beschränkung der Fasching wiederum thatsächlich ein Vergnügen war, an dem sich die gesamte Bevölkerung Nürnbergs aktiv beteiligte; und was vordem lediglich zum Schutze gegen die Feindseligkeiten des Pöbels diente, war allmählich eine wesentliche Zuthat des Schönbarts geworden, befreit von ihrer anfänglichen Aufgabe. Das Schönbartlaufen selbst fand in folgender Weise statt.

Vom Versammlungsorte aus lief eine Anzahl Vermummter in Narrengewändern, mit Kolben oder Pritschen in der Faust, die vorgeschriebenen Straßen entlang. Ihnen nach ebenfalls im Harlekinskleide, zu Roß oder zu Fuß, einer, der aus einem Sacke Nüsse unter die Menge warf; und ein zweiter, meistens zu Roß, der aus einem großen Korbe künstliche, mit Rosenwasser gefüllte Eier auf die Frauen und Mädchen an den Fenstern, in den Hausthüren oder in der Straße schleuderte, wodurch manche in einen guten Geruch kam, in dem sie sonst nicht stand. Dann folgten die eigentlichen Schönbartsmänner unter Vorantritt eines Musikkorps und umgeben von ihren Schutzhaltern und Hauptleuten. Die Gewandung war bei den meisten die gleiche, aber alljährlich in Schnitt und Farben verändert. Manche wählten dagegen ganz bizarre Ausstattung, z. B. als wilder Mann oder wildes Weib, als Mensch mit einem Tierkopf, oder in einem von oben bis unten mit kleinen Spiegeln behängten Kleide, oder als eine Indianerin vollständig mit Kastanien bedeckt; ja im ersten Jahre der Reformation erschien ein Vermummter in einem aus lauter Ablaßbriefen mit daranhängenden Siegeln zusammengesetzten Kleide, ebensolche Briefe in den Händen tragend und um sich werfend. Den Beschluß des Zuges bildete, wenigstens seit 1475 (die Beschreibungen in den Schönbartsbüchern beginnen erst mit 1449), eine sogenannte Hölle, die je nach Beschaffenheit ihrer Größe von Menschen oder Pferden auf einer Schleife gezogen wurde. Sie bestand aus einem Triebwerke mit pyrotechnischen Aufstellungen, welches zum Ende der Lustbarkeit vor dem Rathause angezündet, manchmal auch erstürmt oder verbrannt ward. Die Metamorphosen dieser Hölle waren: ein Haus, ein Turm, ein Schloß, ein Schiff, eine Windmühle, ein Drache, ein feuerspeiender Basilisk, ein kinderfressender Riese, ein böse Weiber verschlingender Teufel, eine Narrenwerk feilhaltende Krämerin, ein Vogelherd, auf welchem Narren gefangen wurden, eine Galeere mit Mönchen und Nonnen, ein Glücksrad, das lauter Narren herumdrehte, und so fort. Bisweilen schlossen sich noch Schlitten an, deren vermummte oder geharnischte Insassen allerlei Possen oder auch Turniere, sogenannte Gesellenstechen, anstellten.

Krieg und Kriegsgefahr, Seuchen und andere Not, weiter Todesfälle der Kaiser,



Kinderkarneval.



n L. Meggendorfer.

wirkten natürlich wie auf alle Volksfeste überhaupt, so insbesondere auf den Fasching ein. So unterblieb das Schönbartlaufen in den Jahren 1524 bis 1538 gänzlich, auch die Tänze der Messerschmiede seit 1532 [1]). Allein im folgenden Jahre (1539) ward die Lust etwas stärker und ausschweifender. Im Rathaussaale fand ein Gesellenstechen und Tanz statt, die Messerschmiede führten ihre öffentlichen Tänze auf, ebenso die Fleischer, und die Schönbartsgesellschaft zeigte sich in seltenem Aufwand. Von den Patriziern beteiligten sich nahe an 200, von denen 135 in purem Atlas gekleidet waren, mit goldenen Flügeln auf weißen Hüten. Andere, 49 an der Zahl, trabten in Teufelsgewandung einher. Zahlreiche, kostbar ausstaffierte Schlitten bildeten den Schluß, und die Herren Plattner, eins der reichsten und angesehensten Handelshäuser, arrangierten ein pompöses Karussell. Niemand ahnte unter dem hellen Jubel, daß der Schönbart auf lange, lange Zeit hinaus zum letztenmal den Ton der Faschingslust angegeben haben würde. Alles verdarb nämlich der Schluß ihres Aufzugs. Um dies zu verstehen, ist daran zu erinnern, daß seit dem Jahre 1522 Andreas Osiander Prediger und Reformator in Nürnberg war, ein Mann von unduldsamem Zelotismus, also wenig geschickt, sich bei dem Volke Freunde zu erwerben. Längst schon hatte man ihm einen Streich zugedacht. Die Schönbartsgesellschaft ergriff jetzt die Gelegenheit, ihn zu verhöhnen. Sie baute eine große Hölle, gezogen von Grob- und Messerschmiedslehrlingen. Inmitten derselben stand ein feister Pfaffe, statt der Bibel ein Brettspiel in der Hand, einen Quacksalber zur einen, einen Narren zur andern Seite, Narren und Teufel in Menge hinter sich. Der Pfaffe war Osiander, oder um ihn mit seinem wahren Namen zu nennen, Hosemann, so täuschend nachgebildet, daß jedermann bei dem Anblicke seinen Namen ausrief. Er selber hatte nichts Eiligeres zu thun, als bei dem Rate die heftigste Beschwerde zu führen, welche bei dem Ansehen, das er damals noch genoß, dahin führte, daß man die Hauptleute ins Gefängnis warf, den Schönbart hingegen für ewige Zeiten verbot. Erst in unserer Zeit ist die Erlösung desselben von jenem Banne versucht worden. Nicht unterdrückt dagegen wurden die Tänze der Messerschmiede und die Umzüge andrer Gewerke, z. B. der Schreiner, welche in Gewändern von Hobelspänen umherzogen, das Modell eines Hauses vorantragend, und vor den Häusern verschiedener Bürger die Farce darstellend, wie man einen Bauer mittelst des Hobels verfeinert.

Diese Erwähnung leitet uns auf eine andere Art von Faschingsvergnügungen, nämlich auf die sogenannten **Fastnachtsspiele**, welche bereits im 13. Jahrhundert aus den Mummereien hervorgingen, die in den letzten Tagen und Nächten vor Beginn der Fasten gebräuchlich wurden, und deren Geburts- und Hauptstätte wiederum Süddeutschland, besonders Nürnberg und Augsburg sind. Als erster Verfasser solcher Spiele wird **Hans Rosenplüt** genannt, in der Mitte des 15. Jahrhunderts Wappendichter und Herold bei den Turnieren in Franken: Spiele, welche bei ihm in derber Form mit keckem, unserm modernen Gefühle oft zotig erscheinendem Witz die Thorheiten der Zeit geißeln. Die Zeit, in welcher diese anfänglich ohne allen theatralischen Apparat von wenigen dem Handwerksstande angehörenden Personen in Rathaussälen, Herbergen, Bürgerhäusern und im freien aufgeführten Gespräche das Volk belustigten, vertrug an und für sich schon eine starke Dosis Unfläterei; zur Faschingszeit aber durfte man sich schon noch mehr als gewöhnlich erlauben, und zum Schluß bat man für diese Licenz regelmäßig um Entschuldigung. Daß wir vor Rosenplüt keine geschriebenen Fastnachtsspiele besitzen, ist jedenfalls nur dadurch zu erklären, daß sie bis dahin bloß aus dem Stegreif gespielt wurden, obschon sie in Nürnberg weit früher als anderwärts eine Art Organisation erlangt hatten, insofern Mitglieder verschiedener Gewerke zu diesem Zwecke zu einer förmlichen Zunft zusammengetreten waren. Der berühmteste Dichter solcher Spiele ist der allbekannte **Hans Sachs** (1494—1576), von welchem Gervinus mit Recht sagt, daß er in der Poesie so gut als Reformator wie Luther in der Religion und Hutten in der Politik gelten müsse. Dies streitet aber nicht dagegen, daß er bei seiner mangelhaften Bildung über vieles im unklaren ist, keinen Begriff von dramatischer Kunst hat, und daß es in seinen Fastnachtsspielen, in denen er selber mitwirkte,

[1]) Das Schönbartlaufen hat von 1449 bis 1539 nicht, wie bei Flögel angegeben, 64 oder 65 mal stattgefunden, sondern nur 54 mal.

ebenso derb und ungeschlacht hergeht wie bei Rosenplüt. Doch in der Kenntnis des derben Volkshumors war er noch mehr zu Hause als dieser, und darum vermochte er gerade das Behagen an den Fastnachtsspielen zu heben. Und ihm ist es zu verdanken, daß seit 1550 in Nürnberg eine stehende Bühne für diese Spiele errichtet wurde. Unsere moderne dramatische Kunst wurzelt mehr noch in diesen Spielen als in der theatralischen Feier kirchlicher Feste, welche seit dem 11. Jahrhundert als wichtiges Kultusmittel benutzt und zu ganz besonderer Eigentümlichkeit ausgebildet wurde. Außer Nürnberg und Augsburg machten sich auch noch Basel, Bern, Straßburg, Heidelberg, Tübingen und Wien durch Fastnachtsspiele bemerkbar. In verbesserter, gesäuberter Gestalt verpflanzte sie Adam Puschmann, ein Schüler des Hans Sachs und gleichfalls Schuster und Meistersänger, nach Schlesien.

Daß die Fleischer am Fastnachtdienstag eine ungeheure Wurst herumtrugen, war keine Besonderheit Nürnbergs. So lesen wir beispielsweise, daß im Jahre 1583 die Metzger zu Königsberg ein derartiges Monstrum unter Musik und feierlichem Gepränge umherschleppten, 596 Ellen lang, 434 Pfund schwer, ruhend auf den Schultern von 91 Gesellen. Das letzte Wurst-Ungetüm soll in Nürnberg 1658 vorgewiesen worden sein: 658 Ellen lang, 514 Pfund schwer.

Eine Hauptrolle spielten die Fastnachtsbelustigungen auch in Württemberg, besonders im Leben der Stadt Ulm. Die Zunftgenossen gaben sich hier in der Fastnacht allen ersinnlichen Ergötzungen hin, und vornehmlich waren es die Baderknechte und Bleicher, die um diese Zeit unbedingte Narrenfreiheit ausübten. Man hielt Tänze, Reigen und Aufzüge auf Straßen und Plätzen. Die Fastnachtsnarren ließen sich auf Karren herumführen und trieben allen erdenklichen Unfug. Frühzeitig schritten die Behörden ein. Sie geboten, daß kein Handwerker und keiner seiner Knechte oder Gesellen vor, an und nach der Fastnacht und zu keiner Zeit des Jahres durch die Städte oder in denselben Reigen herumführe, weil die damit verbundenen Fackeltänze feuergefährlich wären. Und da diese Reigen gewöhnlich alle ihnen begegnenden Leute aufgriffen und zum Anschluß nötigten, sollte wenigstens dieser Zwang abgethan sein. In Ulm setzte man besonders den Bleichern zu, die sich an diesen Tagen das Reigenführen ausschließlich angemaßt hatten, indem man sie mit einer Geldbuße von einem Pfund Heller und einmonatiger Stadtverweisung bedrohte. Bloß die mit dem Fasching verbundenen Zechen der Zünfte wurden unter der Bedingung zugestanden, daß nichts aus den Zunftbüchsen vertrunken werde. Dasselbe ward den Badern ausdrücklich untersagt. Doch mit der Abschaffung der Fastnachtsreigen drang man nirgends durch, weil sie bereits zu sehr in die Volksbräuche übergegangen waren. Die Behörden mußten zufrieden sein, wenn sie den schlimmsten Unordnungen zu steuern vermochten. In Ulm gingen die mit Leichtfertigkeiten aller Art verbundenen Reigen nicht selten durch die Brotlauben, wobei zwar die Bäcker gewannen, aber der Rat mußte doch seine Gründe haben, den Reigen diesen Weg zu verbieten. Dagegen war das Umziehen mit Pfeifen und Pauken auf den Gassen und das Verweilen vor einzelnen Häusern erlaubt, doch sollte nur die Tageszeit, nicht auch der Abend, dazu gestattet sein. Im Beginn der Reformation wollte man jedwede Fastnachtslustbarkeit unterdrücken. Allein die Gesetzgebung scheiterte abermals und mußte wiederum rückgängige Bewegungen machen. In Ulm erlaubte der Rat 1527 das Tanzen nach Trommeln und Pfeifen auf den Gassen bis abends zehn Uhr, dann das Umherziehen in Narrengewändern, die gegenseitigen Besuche der Nachbarinnen zu Schmäusen, verbot aber die Entstellung des Gesichts durch Ruß oder andere Farben. Ebenso wurde die feierliche Umfahrt eines Pfluges oder Schiffes, das symbolisch an das nahe Erwachen der Natur, sowie an die sich wieder eröffnende Donauschiffahrt erinnern sollte, imgleichen das Einsammeln von Fastnachtsküchlein erlaubt.* Auch an der Gewohnheit der öffentlichen Aufführung geistlicher Lustspiele und Possen ward nicht gerüttelt.

Der Pflug erscheint übrigens auch anderwärts als ein Requisit der Fastnachtslustbarkeiten: so in Leipzig, wo es eine uralte Gewohnheit war, daß eine Anzahl junger Männer am Montage vor Fasten verlarvt einen Pflug durch die Straßen zogen, und alle Mädchen, deren sie habhaft werden konnten, mit Gewalt vor denselben spannten. Rat und Universität gaben sich hier ebenfalls viel Mühe, die Mas-

keraden und andern Mummenschanz zu unterdrücken, und gegen die ärgsten Exzedenten schritt man sogar hochnotpeinlich vor, ließ jedoch rasch davon ab, als man in diesen meist Söhne der reichsten und vornehmsten Bürger erkannte. Im März 1608 erschien aber im Auftrage der kursächsischen Regierung eine besondere Kommission in Leipzig, um die Mittel und Wege mit dem Rate dieser Stadt zur gänzlichen Unterdrückung aller öffentlichen Fastnachtsnarreteien zu beraten, wozu der miterschienene Oberhofprediger Polykarp Lyser das Seinige that, indem er von der Kanzel der Thomaskirche herab alle „Mummer" als Verächter der Religion, der Kirche und aller Obrigkeit brandmarkte, sie in den Bann that, und der Geistlichkeit der Stadt befahl, keinen der bekannt gewordenen „Mummer" wieder zur Beichte und zum Abendmahl zu lassen, ohne daß sie zuvor Kirchenbuße gethan. So heiß wurde nun zwar nicht gegessen, als der Herr Oberhofprediger kochte, denn mit den Patriziern namentlich wollte man es nicht verderben; allein die öffentlichen Fastnachtslustbarkeiten neigten sich doch nun jähem Ende zu.

Ueberhaupt wurden im nördlichen Deutschland und namentlich in den protestantischen Provinzen die öffentlichen Fastnachtsbegehungen seit dem 17. Jahrhundert immer dürftiger, beschränkten sich mehr und mehr auf Bälle und Maskeraden in geschlossenen Räumen, Maskeraden, die vollends durch Monotonie, ewige Wiederkehr der Gestalten und Bettelhaftigkeit der Ausstattung allen Reiz einbüßten. Nur die Maskeraden und Festlichkeiten an Höfen machten eine Ausnahme, aber sie gehören nicht zum volkstümlichen Karnevalsleben. Allerdings bildeten sich in den größern Städten Nord- und Mitteldeutschlands Gesellschaften, welche eine reichere Festlichkeit wenigstens im Maskenwesen des Faschings erstrebten, allein beim Einblick in die Programme jener Gesellschaften mußte man den darin herrschenden Mangel an Erfindung bedauern, und so lange der Karneval von der Straße verbannt blieb, waren diese Maskeraden nichts weiter als eine komische Zuthat zu gewöhnlichen Tanzvergnügungen mit Essen und Trinken. Es ist eine keineswegs beneidenswerte Eigenheit des norddeutschen Charakters, daß übersprudelnder Humor ihm da erwacht, wo er bereits anfängt schwerfällig zu werden.

Den Karneval gänzlich zu erneuern und wiederum volkstümlich zu machen, unternahm 1867 in Leipzig eine damals unter dem Namen „Klapperkasten" bestehende Gesellschaft, deren Mitglieder sämtlich den besten und bessern Kreisen der Bewohner angehörten. Allein dieser Versuch, ohnehin einseitig ins Werk gesetzt, mußte schon an dem gänzlichen Mangel des religiös-kirchlichen Moments des Faschings wie daran scheitern, daß naturwüchsiger Humor und elastischer Witz nicht gerade eine hervorstechende Qualität des sächsischen Volks sind. Der „Klapperkasten" wie die ihn in seinem Versuche ablösenden Vereine — deren in Leipzig bekanntlich fast so viele als Einwohner sind — machten diese Erfahrung mehrere Jahre hindurch immer entschiedener, bis sich endlich die Polizei durch die dabei überhandnehmenden Rüpeleien des Janhagels geradezu gezwungen sah, die Faschingsamüsements in geschlossene Räume zurückzuverweisen, womit sie auf den Aussterbe-Etat gerieten. Nicht besser sind die von Leipzig nach andern sächsischen Städten übertragenen Versuche ausgefallen, und ähnliche Versuche sind auch in Berlin gescheitert, wo aber nicht der Charakter der Bevölkerung, sondern der Charakter der kaiserlichen Residenz zur Erklärung des Mißlingens beiträgt.

Die Summe der altehrwürdigen deutschen Volksfeste schmilzt in höchst bedenklicher Weise und in immer beschleunigterem Tempo zusammen. Fast läßt sich die Zeit vorhersehen, wo auch über den Fasching ein „tempi passati" ergehen wird. Aber an Narren und Narrheiten wird die Welt nie ärmer werden!

Die Rose des Böhmerwaldes.

Von

Freiherr von Helfert.

Die „Rose des Böhmerwaldes", eine „liebliche Waldrose" nennt der Kultur- und Litteratur-Historiker Joseph Winzig das in der Südspitze des Böhmerlandes gelegene Cistercienser-Stift Hohenfurt. Es ist eine Stiftung der Herren von der fünfblättrigen Rose, jenes glänzenden und machtvollen Dynasten-Geschlechtes, das in den vier Jahrhunderten seines geschichtlich nachweisbaren Bestandes wiederholt in die Geschicke

seines Heimatlandes eingegriffen; das, mit souveränen Häusern verwandt und verschwägert, sich „nicht zu gering“ gefühlt, „die Hand nach einer Königskrone zu erheben“; und das, seit nahezu 300 Jahren mit dem letzten seines Stammes zu seinen Vätern versammelt, in dem Totengewölbe seiner frommen Stiftung ruht, unentweiht von profanem Vorwitz, ungestört und unberührt von den in des Tages Mühen und Sorgen, in des Tages Freuden und Sonnenblicken sich abarbeitenden Enkeln.



Cistercienser-Stift Hohenfurt.

Der Oberlauf der Moldau, teils in mäßigem Abfall und vielfachen Windungen, dann wieder jäh in einer Reihe von Wasserstürzen, zieht sich durch einen Landstrich, noch heute zum weitaus größten Teil von Forsten bedeckt, wie man sie in solcher Naturfrische und Ueppigkeit im übrigen Mittel-Europa vergeblich suchen würde. Besonders die letzte Strecke, vor dem Bug, welcher den Fluß von seiner südöstlichen Richtung gegen Norden treibt, ist reich an wild-romantischen Partieen. Von dem Städtchen Friedberg abwärts in einem Abstand von kaum drei Wegstunden fällt die Moldau um nahezu 150 Meter. Schon gegen das Ende dieser eiligen Strömung drängen und zwängen sich die Wasser brausend und schäumend durch die „Teufelsmauer“, eine Reihe in das Bett gelagerter Steine von den seltsamsten Formen, die sich vor unvordenklichen Zeiten von den waldbedeckten Felsen zu beiden Seiten losgelöst haben und herabgestürzt waren. Allgemach mildert sich der Charakter der Gegend, obwohl noch immer dichter Wald, bis du auf einmal hinaustrittst in ein offenes Hügelland und vor dir eine Gruppe von Gebäuden und Gehöften gewahrst, die sich, von einem mächtigen Gottesbau überragt, auf den ersten Blick als ein klösterliches Anwesen kundgibt.

In Gesellschaft gleichgestimmter Freunde habe ich zum erstenmal das Kloster an der hohen Furt an einem schönen Sommer-Nachmittag erschaut, aber nicht heraustretend aus der Waldwirrnis der Šumava — der böhmische Name für den Böhmerwald, — sondern von der offeneren oberösterreichischen Seite her. Gleichwohl war uns der Anblick des Stiftes ein überraschender. Wie es so daliegt, mit seinen zahlreichen Bauten verschiedener Art, von einer Mauer mit einzelnen noch erhaltenen Türmen umschlossen, an den Berg gelehnt, welcher das rechte Ufer der hier schon etwas besonnener



Inneres von Hohenfurt.

gewordenen Moldau beherrscht, macht es noch heute den Eindruck eines befestigten Anwesens und kann man sich recht gut in die Zeiten hineindenken, wo es stark und trotzig den Stürmen der wilden Hussiten, des zügellosen

Passauer Kriegsvolks, der Soldaten des dreißigjährigen Krieges standhalten konnte . . .

Standhalten konnte, aber nicht standgehalten hat, weil es nie in die Lage dazu kam. Denn Hohenfurt ist eines der ausnahmsweisen Ordenshäuser, die nach Jahrhunderten ihres Bestandes zählen und von keiner verheerenden Katastrophe zu berichten haben. Die Taboriten sollen das Kloster erstürmt, aber dann geschont haben, was wie eine Fabel klingt; die Passauischen wurden durch das Geld der Rosenberge auf andere Wege gelenkt; dann kam 1619 und 1620 eine lästige und aussaugende Einquartierung böhmisch-ständischer Reiter, und dann nichts mehr. Die Waldsteiner kamen nicht in die Gegend, weder Schweden noch Franzosen, die Türken schon gar nicht. Drei bedeutendere Brände 1536, 1690 und 1739 bilden alles, was die Chronik des Stifts an absonderlichen Kalamitäten zu verzeichnen hat. —

Das Geschlecht der Vitkovice, Vitconides, läßt sich geschichtlich bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts zurückführen, und zwar waren sie schon damals besitzreich, mächtig und hochangesehen. Ihr Wappen war die fünfblätterige Rose, die sich unter den vier Söhnen eines Vitek, Vitico, in ebensoviele Linien und Abarten schied: Silber in blau, Silber in rot, blau in Gold, rot in Silber. Ein fünfter natürlicher Sohn hatte sie schwarz; seine Linie starb früh aus.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte Herr Vok; er hatte die rote Rose in silbernem Feld, Erbauer des Schlosses Rosenberg, von welchem er und seine Nachkommen fortan den Namen führten. Eines Tages, so geht die Sage, geriet er beim Durchreiten der hohen Furt, deren Wasser höher als gewöhnlich angeschwollen waren, samt seinem Rosse in Lebensgefahr und gelobte, wenn er lebend das Ufer erreiche, an der Stelle ein Kloster zu gründen. Die Widmungsurkunde von 1259 erzählt aber von einem solchen Ereignisse nichts.

Herr Vok von Rosenberg stiftet das Kloster, wie so viele vornehme und reiche Herren vor ihm und nach ihm gethan, „zur Sühne seiner Sünden, zu seinem und der Seinigen Seelenheil — pro suorum peccatorum remedio, propriam et progenitorum suorum salutem“ — und wünscht zum Schlusse auf das Haupt eines jeden, der etwas seiner Stiftung zuwiderlaufendes vorzukehren wagen sollte, das Schicksal des Dathan und Abiram, des Judas Ischariot und aller, so wider Christum, den Herrn, sind. Auch haben sich diesen Fluch ihres Ahnen alle folgenden Rosenberge wohl vor Augen gehalten; sie haben nicht nur an der frommen Stiftung nicht gerüttelt, sie haben sie nach Zeit und Gelegenheit vermehrt und verherrlicht; sie alle und jeder einzelne von ihnen heißen in den Gedenkbüchern des Klosters, auf Grabmalen und Inschriftsteinen „Stifter — fundatores hujus loci“.

Der Ahnherr der Rosenberge war ein treuer Diener seines Herrn, Przemysl Otakar II., als dessen Landeshauptmann in Steiermark er am Vorabend der heil. Dreifaltigkeit 1262 sein Leben endete; seine irdischen Reste wurden nach Hohenfurt gebracht und dort, die ersten, in der neuen Gruft beigesetzt. Ein Sippe Herrn Voks war Zavis, der sich von Falkenstein schrieb, vielleicht die glänzendste Erscheinung des böhmischen Rittertums, schön und vornehm, Held und Sänger, tapfer und galant, freilich auch schlau und versteckt, dabei als Zauberkünstler angestaunt und gefürchtet. Von ihm ließ sich sagen, was Maria Stuart zu Leicester sprach: „Ihr durftet werben um zwei Königinnen.“

Die Königin-Witwe Kunigunde und die Königstochter Jutta von Ungarn gaben ihm nacheinander ihre Hand, was aber doch nicht hinderte, daß sein Haupt 1290 unter dem Henkerbeil fiel. Er wurde von vielen edlen Frauen beweint, heißt es in den Chroniken; aber keine sagt uns, was aus seiner eignen Frau wurde, und ebenso sind die beiden Söhne, die er von Kunigunde und Jutten hatte, in der Geschichte verschollen.

Das Geschlecht der Rosenberge aber blühte und stieg von einem Jahrhundert zum andern in Glanz, Reichtum und Ansehen. Da war Peter der Mönch, der das Kleid des heiligen Bernhard erwählt hatte, sodann ins weltliche Leben hinausgerufen und mit der jugendlichen Witib des letzten Preemysliden Viola von Teschen vermählt, nach einer sturmbewegten Laufbahn, wo er sich als kluger und tapferer Herr erwiesen hatte, in das Stift zur hohen Furt zurückkehrte und dort sein Leben, wie er es begonnen, in klösterlicher Ruhe und Stille beschloß. Da war Heinrich der Mächtige, dem zweimal das Los zufiel, König Wenzel IV. im Namen der mißvergnügten Stände auf seinen Schlössern in Gewahrsam zu halten,

und Ulrich II. der Kriegerische, der thatenreichste und bedeutendste seines Hauses, der, in jahrelangen Kämpfen mit den Hussiten, erst dem Kaiser Sigmund, dann Albrecht von Oesterreich auf den böhmischen Thron half, welchem er bei der Krönung den Apfel mit dem Kreuze vortrug, 1437. Eine seiner Töchter war jene Perchta, die nach einer leidensvollen Ehe mit Herrn Johann von Lichtenstein ihre letzten Lebensjahre auf Schloß Neuhaus dem Wohlthun widmete und nach ihrem Ableben als „weiße Frau“ der sagenhafte Schutzgeist ihres Hauses werden sollte.

Die Herren von der Rosen, de Rosis, waren damals ein schon so hochberühmtes Geschlecht, daß ihren Huldigern die einfache Herkunft aus dem Adel des Landes nicht mehr genügte. Es hat zu allen Zeiten gefällige Heraldiker und Genealogen gegeben, die z. B. den Urahn der Kolovrate mit Pater Cech „über drei Flüsse“ nach Böhmen kommen, oder die Starhemberge von einem römischen Patrizier-Geschlechte abstammen ließen, und so fanden sie denn auch für die Rosenberge eine Herkunft von den alt-italienischen Orsini heraus, an welche fortan die Herren der fünfblätterigen Rose mit ihrem gesamten Anhang so steif und fest glaubten, daß sie Anknüpfungen mit jenen suchten, was zuletzt Herrn Wilhelm dem Prachtliebenden wirklich gelang. Wiederholt, 1553, 1554 und 1566, hatte er die Genugthuung, seine transalpinen Verwandten auf seinen Schlössern zu empfangen und mit einem Glanz und Aufwand zu bewirten, die den Herren de Ursis hohe Begriffe von dem Reichtum ihrer böhmischen Vettern beibringen konnten.

Von diesem Herrn Wilhelm wäre viel zu erzählen, und noch mehr von dessen Bruder, Herrn Peter Vok, von welchem mir kein Beinamen bekannt ist, den man nur, wie er sich in seinen letzten Lebensjahren entwickelte, den Sonderling nennen könnte. Doch davon vielleicht ein andermal. —

Wilhelm der Prachtliebende war ein leutseliger wohlmeinender Herr, geliebt und verehrt von seinen Unterthanen, die zu den größten Opfern für ihn bereit waren. Nur mit der Geistlichkeit hatte er allerhand zu schaffen, und so gefiel ihm auch das Chorherrenstift in Wittingau nicht, welchem er 1564 die Aufnahme neuer Ordensglieder untersagte, die beiläufig zwanzig Jahre später mit dem letzten Chorherrn Frankenländer ausstarben. Ableben nun hatte Frankenländer au seite des Hochaltars in der Ordens Verwünschung geschrieben: „Das H Rosenberge soll aussterben, wie es d tingauer Ordenshaus hat aussterben die Herren von der Rose sollen keine Nachk mehr erhalten und ihr Erbe soll an F fallen.“ Herr Wilhelm war viermal verheir seine Frauen, Katharina von Braunschw Sophia von Brandenburg, Anna von Bad Polyxena von Pernstein, gehörten den erlauc testen Familien an, aber Kinder brachte ihm keine, und so blieben auch Herr Peter Vok und Frau Katharina von Ludanic ohne Leibeserben.

Herr Peter Vok hat am 11. November 1611 das Zeitliche gesegnet, am 1. Februar 1612 wurde er in der Ruhestätte seiner Ahnen im Stifte Hohenfurt beigesetzt. Er hatte, so geht die Sage, letztwillig verfügt, daß der Eingang der Gruft derart solle vernietet und vermacht werden, daß es nicht mehr möglich sei, sie zu öffnen. Es ist aber noch mehr geschehen, als er gewünscht und befohlen hatte: niemand weiß heute, ja man wußte es schon vor zweihundert Jahren nicht mehr, wo sich die für alle Zeiten verschlossene Gruft befinde, und das ist eine höchst merkwürdige, eine schier rätselhafte Erscheinung. Sie ließe sich erklären, wenn die Rosenberge an einem einsam abgelegenen Orte begraben worden; oder wenn über die Stätte, nachdem sich die Gruft zum letztenmal geschlossen, Jahrzehnte von Krieg und Verwüstung gekommen wären; wenn die geistliche Körperschaft, in deren Hausfrieden die Stifter und Gönner derselben ihre letzte Ruhe fanden, eine Auflösung oder sonst eine Unterbrechung ihres Bestandes erfahren hätte. Aber nichts von alledem ist eingetreten, und doch erzählt noch vor Schluß desselben Jahrhunderts, in welchem der Wille von dem letzten des Stammes erfüllt wurde, der Geschichtschreiber Bohuslav Balbinus: Der Eingang zur Begräbnisstätte der Herren von der Rose sei stets geheim gehalten, nur bei Nacht geöffnet und geschlossen worden; bei des letzten Rosenbergers Ableben hätten nur zwei Geistliche die Stelle gekannt, und als diese eines plötzlichen Todes verblichen, wisse kein Sterblicher um den Ort, wo die dahingegangenen Herren und Frauen des Hauses die Posaune des jüngsten Tages erwarten, nicht liegend in Särgen, wie

andere Menschenkinder, sondern sitzend auf Stühlen, fleischlose Gerippe, die Kleider von kostbaren Stoffen in Asche zerfallen, und nur die Ringe und goldnen Ketten um die Knochen hangend . . .

Es war, wie eingangs erwähnt, an einem schönen Augustabend, da ich mit meinen Wandergenossen die Umfriedung des klösterlichen Gehöftes betrat. Die Kirche war offen, aus den Chorstühlen tönte der Horengesang der Söhne des heil. Bernhard; sonst war niemand in der hohen, von schlanken gotischen Säulen getragenen Halle, durch deren um den Hochalter gereihte farbige Fenster sich ein goldnes Licht in den Innenraum ergoß, was wunderbar zu den frommen Klängen der Ordensbrüder stimmte. Die Andacht war bald zu Ende, wir konnten uns frei in der Kirche bewegen, das große Wandgemälde im Presbyterium, die Rettung Voks aus den Fluten der hohen Furt darstellend, das liebliche Madonnenbild, eines der kostbarsten Ueberbleibsel altböhmischer Malerei, die im reinsten Stile der Frühgotik gehaltene Sakristei-Thüre u. a. ungestört und ohne zu stören betrachten. Am andern Tage besahen wir, unter freundlichem Geleite eines Stiftsgeistlichen, das Innere des Hauses, die ansehnliche Bücherei, die Gemäldesammlung — viel wertloses Zeug, aber auch eine Suite kunstgeschichtlich sehr interessanter Bilder —, den Kirchenschatz mit dem überaus kostbaren Standkreuz, den Kreuzgang mit dem Kapitelsaal. Dieser Raum, mit dem Sakristeipförtchen einer der vollständig erhaltenen Reste des ursprünglichen Baues, das Gewölbe in der Mitte von einem edel profilierten Säulenbündel getragen, erhellt von zwei Spitzbogenfenstern und einem riesigen, von schönem Maßwerk durchteilten Rundfenster, mit den an den Wänden sich herumziehenden niedrigen Sitzen für die Kapitularen, am Boden mit mehreren Grabplatten längst dahingegangener Aebte, all das zusammen, und noch eins dazu, macht auf den empfänglichen Beschauer einen ganz eigentümlichen, düster-romantischen, und auch wieder andächtig ergreifenden Eindruck. Jenes „noch eins dazu" ist eine Stelle an der Wand, durch ein Heiligenbild verdeckt, von welcher das Gerede geht: das vom Rumpfe getrennte Haupt des Zavis von Falkenstein sei hier beigesetzt worden . . .

Und die Totenstätte der Rosenberge? Die ganze Kirche wie auch die andern Räumlichkeiten des Stiftes haben aus Anlaß der fünfhundertjährigen Gründungsfeier im Jahr 1859 Herstellungen und Ausbesserungen aller Art erfahren; es ist ein neues Pflaster gelegt, es sind schadhafte Steine ausgewechselt, es ist an mehr als einem Punkte gegraben und Erdreich aufgedeckt worden. „Da hatte man doch," meinte ich zu unsrem Begleiter, „Gelegenheit, hier und da zu prüfen, abzuklopfen, ob man der Gruft, die sich doch kaum außerhalb des Umfanges der Kirche befunden haben wird, nicht auf die Spur käme?" — „Wir haben es gehofft, aber nirgends etwas entdeckt." Die Antwort wurde schlicht und einfach gegeben, nicht mit einer Miene von Geheimnisthuerei, sondern wie von einem, der wirklich und ehrlich keine bessere Auskunft zu geben hatte.

Die neapolitanische Nonne.

Von

Fr. Ad. Graf von Schack.

Laß noch Zeit mir, Schwester, mich zu fassen,
Eh' ich aus des Klosters düstern Mauern
In die fremdgewordne Welt dir folge.
Mag der Morgenhauch der jungen Freiheit,
Die, sie sagen's, durch Neapel hinweht,
Und auch unsre dumpfen Hallen öffnet,
Mag er andrer Herz zu neuem Leben,
Neuer Freude aufthun; tot ist meines.
O so lange, lange Jahre hab' ich
Hier vertrauert, daß ein Freund, ein Bruder
Mir der Gram geworden. Wie mein Schatten
Schlich er mit mir durch die öden Gänge,
Saß im Betstuhl neben mir und wachte
Nachts an meinem schlummerlosen Bette. —
Diese Gräber, unter deren grauen
Platten seit Jahrhunderten so viele,
Ihres Lebens Weh bestattet haben,
Vor dem Thor die sonnverbrannten Felsen,
In der Zelle hier sogar die Spinne,
Die mir, ihr Gespinst an diese Mauer
Hängend, Kurzweil bot, vertraut sind alle
Sie mir worden, und sie zu verlassen
Zag' ich fast. Wird nicht des blauen Meeres
Schimmer, wird die taubeperlte Wiese
Meinem Auge, drin der Quell der Thränen
Längst versiegt ist, nicht wie Hohn bedünken?
Fast ein Grau'n empfind' ich, sie zu schauen.
Aber dir Macalda, tief ins Auge
Laß mich seh'n: da ich so früh die Mutter
Mir entrissen sah, fand ich in keinem
Liebe, wie in ihm! So jung noch scheinst du,
Schwester, neben mir; und doch vermählt schon
Warst du, da ich Kind noch. Glücklich preisen
Muß ich dich, daß aus dem großen Kerker,

Der dies Land war, du in blüh'nder Jugend
In das heitere Florenz entflohen!
Bei dem finstern Vater blieb allein ich
In der alten Nanna Obhut. Früh schon
War dem Kloster durch Gelübd' der Eltern
Ich gewidmet, und in das Verhängte
Fügt' ich mich, als wär' es mir vom Himmel
Auferlegt. Nie kam mir der Gedanke,
Anders könn' es sein. In unsrem Schlosse,
Das hinunter auf den Meeresspiegel
Bei Cosenza schaute, hielt der Vater
Streng bewacht mich. Von der Morgenfrühe
Bis zum Abend Andachtübung pflegen,
In der Schloßkapelle Litaneien
Singen, so verging mein Tag. Kein Mann trat
Je vor Augen mir, als nur der Priester
Grasso. Furcht vor ihm und Schrecken fühlt' ich;
Aber mehr noch vor dem finstern Vater,
Der für mich nur droh'nde Worte hatte.
Eine Stunde täglich war vergönnt mir,
Mich der milden Himmelsluft zu freuen;
Und wenn, Blumen auf der Wiese pflückend,
Ich nur Augenblicke länger weilte,
Zornig straft' er mich dafür. Ein Fest brach
Für mich an, so oft der Dienst des Königs
Ferdinand, der hohe Gunst ihm schenkte,
Ihn hinwegrief. Alles Hausgesinde
Atmete freier auf, als sei ein Alp ihm
Von der Brust gewälzt, und selbst der Priester,
Sonst so streng, ward unversehens milder.
Mit der guten Nanna dann ins Dörfchen
Am Busento ging ich, um vertraulich
Mit des Landvolks Kindern dort zu plaudern,
Oder schweifte längs der Meeresklippen,
Um den weißen Segeln nachzuschauen,
Wie sie in die Dämmerferne schwanden.
Nanna war mir gut und klagte oft mir:
Tochter: brechen will mein Herz vor Kummer,
Wenn ich denke, daß man dich ins Kloster
Sperren will. Was soll aus mir dann werden?
Keiner, der mich liebt, und den ich liebe,
Lebt mir auf der Welt, als du!
Die Jahre
Schwanden und zur Jugendblüte mählich
Wuchs ich auf. So kam heran das Ostern,
Das zur Braut des Herrn mich weihen sollte,
Und mein Vater selbst traf Vorbereitung,
Um mich zu der Feier zu geleiten.
Plötzlich da rief ihn der Dienst des Königs
Von dem Schloß hinweg. An deinem Arno,
Schwester, wehten reine freie Lüfte:
Nicht gekannt hast du die Fieberschwüle,



Fr. Ad. Graf von Schack.

Die dumpf brütend lag auf diesem Lande.
Schaudernd oft im Dorf hatt' ich vernommen,
Wie vom Weib der Gatte, von den Kindern
Der Ernährer durch entmenschte Sbirren
Fortgerissen worden. Keiner wußte,
Wo sie schmachteten, ob, unterm Meere,
Nisida in ihren Kerkerhöhlen
Sie begrabe, ob St. Elmos Bleidach,
Glüh'nd vom Brand der scheitelrechten Sonne,
Auf der Unglücksel'gen Häuptern laste;
Nur bisweilen in geflüsterten Worten
Raunte man sich zu, beim Morgengrauen
Sei durch Blei und Pulver wieder einer
Der Gefang'nen hingerichtet worden.
Heimlich Grauen fühlt' ich, wenn ich dachte,
Daß mein Vater, der mit Ehrenzeichen
Und mit Würden prangte, Schergendienste
Für den königlichen Henker übte;
Und doch wieder mußt' ich für ihn zittern,
Daß des Volkes Rache ihn ereile.
Das verhaßte Joch zu brechen, suchte
Die Verzweiflung oft. So, als die Zelle
Schon bereitet ward, mich als Novize
Zu empfangen, war ein Schwarm Verbannter
Nächtlich in Cosenzas Bucht gelandet,
Um der Freiheit Fahne aufzupflanzen.
Von zwei edlen Jünglingen Venedigs
Aus dem alten Hause der Bandiera
Ward der Zug geführt. Allein Verräter
Lauerten am Ufer, und zersprengt ward
Bald die kleine Heerschar durch des Königs
Krieger. Um die Flücht'gen einzuholen,
Mit Gewaffneten zog aus mein Vater.
Strenge Wacht ob mir zu halten, während
Ich im Schloß zurückblieb, war dem Priester
Anbefohlen: aber manche Stunde
Weilt' er abends unten bei den Schiffern,
Sich mit Spiel der Morra zu ergötzen;
Und mit meiner guten Nanna durft ich
Durch die Gärten längs des Ufers schweifen.
Einst, als schon sich Dunkel auf die Erde
Legte, saß ich auf der Schloßterrasse,
Nach den Sternen späh'nd, wie sie im Osten
Aus den Wellen tauchten. Durch die Büsche,
Atemlos, mit wirren Locken stürzte
Da zu mir heran ein Jüngling: Hilfe!
Rettet mich vom Untergang! Wenn Mitleid
Euch im Herzen wohnt, o, so verbergt mich! —
Schreckensvoll starrt' ich ihm in das Antlitz;
Angst des Todes lähmte, wie die Glieder,
So das Denken mir, indes er weiter
Rief: Nur für zwei Nächte gönnt mir Zuflucht!

In der dritten dann wird eine Barke
Aus Corfu am Ausfluß des Busento
Landen, um mich rettend aufzunehmen.
Aber Tod von den Verfolgern droht mir
Hier auf jedem Schritt. — Wie Stein geworden
Stand ich immer noch; doch Nanna raunte:
Schnell, Kind, unten in der Grotte laß uns
Ihn verbergen! Nur behutsam — keiner
Darf uns sehen. — Wie ein Licht vom Himmel
War ihr Wort mir; schnell empor mich raffend
Führt' ich bei der Hand den Fremdling abwärts
Durch die Gartengänge in die Grotte.
Hier, ich denke, seid Ihr sicher, flüstert'
Ich ihm zu; zu allen Heil'gen will ich
Beten, daß sie euch beschirmen mögen. —
Seiner Rechten Druck, mit dem er Dank mir
Sagte, bebte wie elektrisch Feuer
Durch mich hin und noch, als wieder aufwärts
Zur Terrasse Nanna mich gezogen,
Fühlt' ich's heiß in allen Adern brennen.
Ruhlos schwand die Nacht mir; oft aus Träumen
Fuhr ich mit dem Angstruf auf: Sie haben
Ihn entdeckt! sie führen ihn zum Richtplatz!
Als der Morgen kam, zur Hölle wurde
Durch den Priester mir die Schloßkapelle,
Wo den Rosenkranz durch qualvoll lange
Stunden er mich beten ließ. Wohl hundert
Mal am Tage späht' ich durch das Fenster,
Ob die Sonne sich nicht senke. Furchtbar
Drückte der Gedanke mich, daß Nahrung
Ich dem Flüchtling nicht gereicht, und dennoch
Wagen durft' ich's nicht, so lang ein Lichtstrahl
Noch am Himmel blinkte. Als der Priester
Endlich in das Dorf hinabgegangen,
Und die Nacht sich auf die Erde legte,
Schlich mit Nanna, Brot und Früchte tragend,
Ich zur Grotte. Flücht'ge Augenblicke
Weilt' ich drinnen nur, allein, o Schwester,
Mehr als eines ganzen Lebens Inhalt
Bargen sie. Attilio — also nannte
Sich der Flüchtling — hauchte wen'ge leise
Worte mir ins Ohr, doch wie des Lenzes
Odem übers Mittelmeer herwehend,
Duft und Grün in der Abruzzen eis'ge
Schluchten schüttet, löste seiner Stimme
Klang die Winterdecke meines Herzens,
Daß es aus der kalten Nacht des Schreckens,
Aus der Finsternis, die mich umgraute,
In den blauen, wolkenlosen Himmel
Aufwärts lächelte in Frühlingswonne.
Wie zurück ich in das Schloß gekommen,
Weiß ich nicht. Entsetzlich nur durchbebt mich
Die Erinn'rung, daß im Aufwärtsgehen
Nanna zu mir sprach: Hierher, Kind, daß uns
Grasso nicht gewahre! sieh, dort schleicht er! —
Vor Marias Gnadenbilde rang ich
Angstvoll drauf die ganze Nacht die Hände,
Flehend, daß den Jüngling sie errette.
Wie mit überschwellender Flut der Wildbach
Von der Felsenmauer in den Bergsee
Niederschäumt, so hatte meine Seele
In die seine sich gestürzt — auf ewig
Eins mit ihr! Wenn nur vor den Verfolgern,
Ach, vor meinem Vater — also dacht ich —
Ihn das Schiff zur rechten Zeit noch rettet,
Fliehend folgen kann ich ihm. Mir sagten
Seine Pulse, als sie an die meinen
Fiebernd klopften, daß sein Herz mir glühe,
Gleich wie mein's für ihn! Allein auch dürft' ich
Ihm nicht folgen, schon daß ich ihn lebend
Weiß, ist Seligkeit für mich: zum Himmel
Wird es mir die finst're Zelle machen.
Bang, in zitternder Erwartung, schwanden
Mir des Tages Stunden. Atemlos da
Stürzte Nanna zu mir: Wiederkehren
Wird vor Nacht dein Vater. An dem einen
Der Bandiera und den Mitgefang'nen
Ward heut frühe auf Cosenzas Markte
Schon das Bluturteil vollstreckt. Entrinnen
Aber wird, wenn uns die Mutter Gottes
Beisteht, unser Flüchtling. Nah dem Strande
Ankert Englands Barke im Busento,
Und im Dunkeln kann er unentdeckt sie
Leicht erreichen.
Namenlos geängstigt,
Während tiefer rings die Nacht hereinbrach,
Lauscht' ich in die Ferne. Nur der Wogen
Rauschen scholl von unten; nicht ein Stern glomm
Durchs Gewölk', das am geschwärzten Himmel
Niederhing. Als Stunden so geschwunden,
Freier hob sich meine Brust; der Jungfrau
Dankt' ich schon, die ihn gerettet. — Wehe!
Da im Garten unten hört' ich sprechen —
Tritte, und dazwischen Kettenklirren, —
Von der Grotte her erscholl's. — Vernehmen
Konnt' ich nicht die Worte, aber glaubte,
Meines Vaters bald und bald des Priesters
Stimme zu erkennen. In der Ferne
Dann verklang der Schall. Dahingesunken
Lag ich auf dem Boden lang bewußtlos.
Plötzlich — aus dem Schlaf des Todes hätte
Mich **der** Ton emporgeschreckt — erdröhnten
Schüsse von Cosenza her. — Attilio
Ist es, dacht' ich; und aufs neu verließen
Mich die Sinne. — Als sie wiederkehrten,
Schien die Morgensonne durch mein Fenster;
Vor mir stand der Vater mit dem Priester,
Und ich hört' ihn sprechen: Nun gerichtet
Ist der letzte der Verräter. Grasso,
Laß zum Dank uns in der Schloßkapelle
Ein Tedeum singen! Du indessen
Rüste dich zum Aufbruch in das Kloster,
Tochter! Längst harrt' deiner die Aebtissin:
Heute noch vor Abend soll die Weihe
Sie an dir vollzieh'n. — Umsonst um Aufschub
Flehte Nanna, weil mich Fieber schüttle;
Festlich mich zu schmücken ihr gebot er,
Und ohnmächtig fort in eine Sänfte
Trug man mich. Erlaß mir zu erzählen,
Wie ich am Altar bald wirr Gebete
Stammelte, bald mein Bewußtsein hinschwand,
Daß, wie tot, ich dalag. Alles weißt du
Nun, o Schwester! Mittag ist's geworden,
Und der Saumtiertreiber Rufe hört' ich,
Laß uns zieh'n — allein nicht zu dem Schlosse,
Tod mir brächt' es, möcht' ich all die Plätze,
Wo ich elend wurde, wieder schauen;
Unser guter Oheim in Otranto
Wird bei sich mir eine Stätte gönnen,
Um mein müdes Haupt zur Ruh' zu legen.

Eisrunen.

Von

Oskar Justinus.

O du herrliche liebliche Eiszeit!

Ich möchte nicht mißverstanden werden: ich meine nicht damit jene Jahrtausende, während deren der erratische Block auf seiner hundertmeiligen Gletscherpartie das schöne Lied „vom Wandern“ in den Moosbart summte und der Höhlenmensch sein Feuersteinbeil schliff, um auf das Mammut zu birschen: ich meine vielmehr die frisch frei fröhliche Jugendzeit, in der man so harmlos ist, sich ein dutzendmal coram publico auf das Eis niederzusetzen, ohne in seinem Eifer für den Sport Einbuße zu leiden.

Ich muß hier vorausschicken, daß ich so objektiv von dem Eislauf berichten kann, wie etwa Wippchen von der Schlacht am Spitzkop: wir kennen unsern Stoff eben beide aus Erfahrung nicht. — Allerdings hatte ich es — das muß auch noch in der Eiszeit gewesen sein, so lange scheint es mir her — bereits einmal so weit gebracht, im Stuhlschlitten, ohne herauszufallen, mich zweimal über die Bahn schieben zu lassen: das war aber auch die Spitze meiner Leistungen! — Denn als ich später meine ersten Uebungen auf dem Stahlschuh anzustellen suchte, und mich, wie jene Säulen im Rokokostil sechsmal um meine Achse drehte und durchaus keinen „Hochmut“, sondern große Demut an den Tag legte „vor dem Falle“, da hatte mich meine Angebetete vom Ufer aus mit den Augen der Liebe und Sorge erspäht, der Sorge um meine Reputation als ehrsamer Bürger, und so erkaufte ich mir denn ihre Hand mit dem Gelübde, mich nimmermehr durch solche klägliche Versuche zum Gespötte der Leute zu machen.

Damals freilich hielt man noch den Begriff der Weiblichkeit an eine gewisse Passivität geknüpft. Die jungen Damen ließen sich, wie das Bogumil Golz so anmutig erzählt, von dem Manne ihrer Wahl weit hinaus über die Spiegelfläche des gefrorenen Sees im Stuhlschlitten schieben und unter dem Filigran ihres gefrorenen Schleiers hervor ertönten ihm, der sich ihr über die Lehne sehnsuchtsvoll zuneigte, die ersten Worte des süßen Zugeständnisses. Heute sind die jungen Damen selbst „heer- und wehrpflichtig“ geworden — gewappnet und gespornt, wie Pallas, anstatt des Schildes den Muff, an Stelle des Helmes die hohe Pelzkappe, treten sie pünktlich zum Appell auf die Bahn: nicht lange währt es, so gleiten ihre schlanken Gestalten in Schlangenlinien durch das Getümmel, bald leuchten ihre Augen, bald glühen ihre Wangen, bald flattern ihre gelösten Haare wild im Winde, das Gesicht umrahmend „wie dunkler Nordlichtschein“.

Die Eisbahn ist das Asyl der jungen Welt vor den verfolgenden Blicken der besorgten Eltern und neugierigen guten Freunde: wo gebe es eine bessere Gelegenheit? — Auf dem Parkett des Ballsaales ist die wohlwollende Bewachung eine bei weitem strengere und örtlich nähere und die Hieroglyphen des Tanzkärtchens bieten schwarz auf weiß Anhalt genug für Kombinationen und Beeinflussungen. Auf der Eisbahn ist das anders. — Ein Druck auf den Stahlbügel und im Fluge sind „Er“ und „Sie“ fern, selbst aus der Lorgnonweite der am Ufer hinwandelnden Mütter und Tanten entrückt; kein Dokument plaudert hier aus, wem das Töchterlein die behandschuhten kleinen Finger zu einer ungefährlichen Nordpolexpedition gereicht: ihr „Ah“, als sie niederfiel und ihr Kavalier sie mit mehr Sorgfalt aufhob und länger in seinen Armen hielt, als die Sache absolut erfordert hätte, verhallte ungehört in der Schneeluft.

Und es ist in der That nicht einmal erforderlich, daß sich die jungen Eisläufer aussprachen: es war mir längst klar, daß eine Eissprache oder Schrift ihr Wesen treiben müsse, durch welche sich liebende Paare untereinander verständigten, jedem Uneingeweihten verborgen und unzugänglich. Meinem rastlosen Entdeckungseifer auf linguistischem Gebiete gelang schließlich die Entzifferung dieses „Geheimstephans“. — Hier wenigstens einige elementare Andeutungen.

Wenn ein Herr und eine Dame in gerader Linie, als zwei Parallelen, die sich bekanntlich auch in der Unendlichkeit nicht schneiden, nebeneinander, wie Schienengeleise, herlaufen, so sind sie sich im allgemeinen gleichgültig. —

Wenn ihre Bahnen, anfangs zwar parallel, später aber ausgesprochenerweise zu divergieren beginnen, so ist jeder Verkehr zwischen

ihnen abgebrochen: aus diesem Korn wird niemals Mehl. — Macht man diese Beobachtung an einem verheirateten Paare, so heißt diese Figur „Divorçons! Trennen wir uns!“

Mindert sich der Abstand ihrer Bahnen, so ist eine Annäherung ihrer Seelen in nächster Zeit zu gewärtigen. —

Das perpetuierliche Nähern und Entfernen bedeutet abwechselnd Entzücken, Mißmut, Liebe, Schmollen, Hoffnung, Bangen, mit Einem Worte: Liebes-Leid und Lust.

Das waren die graden Linien — nun kommen die Kreise und Kurven.

Dort schwebt ein reizendes Paar dahin! ich gestatte jedem, dasjenige zu substituieren, an dessen Zukunft er ein besonderes Interesse nimmt: sie gleiten lange in parallelen, zuletzt in konvergierenden Zickzackbahnen. Nun steht sie still, während er sie in weiten, aber enger und enger werdenden Kreisen umfährt: sie wendet ihm lächelnd ihr Antlitz zu. Erklärung: sie ist seine Sonne, er ihr Planet.

Jetzt wechselt er die Strategie. — Mit einem Seitendruck eröffnet er eine unendliche Arabeske von Schlangenlinien vor ihr her, bald nach rechts, bald nach links ausschwenkend: dabei blickt er sie, die lächelnd vor ihm rückwärts gleitet, fragend an. Kann es etwas Deutlicheres geben? — Diese Schlangenlinie ist nichts als ein Fragezeichen, eine Kette von Fragezeichen. Und ist dieses Zurückweichen ihre Antwort, ihr letztes unwiderruflich letztes Wort? es thut mir leid um ihn: er meint es sicher ehrlich.

Ah — schon ändert sich das Bild: nun gleitet sie rechts und links aus, er folgt ihr, wie Arlecquino seiner Colombina — und nun — habeant sibi!

Sie haben sich die rechte Hand gereicht und im lustigen Wirbel drehen sie sich wohl ein dutzendmal im Mouliné umeinander im Kreise. — Das ist das Ausrufungszeichen und der Punkt! — Die Sache ist zwischen diesen beiden abgemacht und besiegelt und wäre jetzt ein Standesbeamter zur Stelle, an Trauzeugen sollte er keinen Mangel haben. —



Eisrunen.

Meine Hypothese wurde in nächster Zeit in der glänzendsten Weise bestätigt. Dies Resultat ermutigt mich, mir weiter die Ergründung dieser Eissprache und Runenschrift angelegen sein zu lassen: vielleicht gelingt es mir, den Zusammenhang derselben mit der Sprache der Menschen in der Eiszeit nachzuweisen. — Für diese Saison ist mir leider mein gutes Vorhaben — zu Wasser worden!

März.

Der Sammler.

Inhalt:

Gedenktage im März.

1. 1481 geb. Franz von Sickingen.
2. 1840 gest. H. Olbers, Astronom.
3. 1751 geb. H. A. O. Reichard, Schriftst.
4. 1814 Schlacht bei Troyes.
5. 1822 Sieg d. griech. Flotte b. Miaulis.
6. 1787 geb. Jos. Fraunhofer, Optiker.
7. 1842 gest. A. H. L. Heeren, Historiker.
8. 1746 Erdbeben in London.
9. 1451 geb. Amerigo Vespucci.
10. 1819 gest. F. H. Jacobi, Philosoph.
11. 1721 gest. P. D. Huet, Polyhistoriker.
12. 1563 Edikt von Amboise.
13. 1793 Schlacht bei Neerwinden.
15. 1842 gest. M. L. Cherubini, Komponist.
16. 1749 Karoline Herschel, Astronomin.
17. 1843 gest. K. Seydelmann, Schausp.
19. 1799 geb. H. Leo, Historiker.
20. 1847 gest. Marianne Sessi, Sängerin.
21. 1685 geb. Joh. Seb. Bach, Komponist.
22. 1832 gest. Joh. Wolfg. von Goethe.
23. 1784 Blanchards erste Luftfahrt.
24. 1847 gest. J. W. Döbereiner, Physiker.
26. 1827 gest. L. v. Beethoven, Komponist.
27. 1809 Schlacht bei Ciudad Real.
28. 1483 geb. Rafael Sanzio, Maler.
29. 1772 gst. Schwedenborg, rel. Schwärmer.
30. 1814 Schlacht bei Montmartre.
31. 1710 Haager Konzert.

F. Thiersch. 81.

Unser Hausgarten.

Von

G. A. Fintelmann.

März.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Geibel.

Es ist die Zeit der Morgenröte für die aus dem Winterschlaf erwachende lebendige Natur. Und wie man aus der Himmelsbeschaffenheit beim Aufgange der Sonne auf das Wetter des Tages schließen kann, so hält der Landmann gern den März für den Verkündiger der zu erwartenden Ernte, und verspricht sich Gutes, wenn trockene, nicht zu warme Witterung vorherrscht. „Märzenstaub ist Goldes wert.“ Strenge Winterkälte mit Eis und Schnee sind freilich nicht selten, und oft erst gegen Ende des Monats hin können die Gartenarbeiten wieder aufgenommen werden, deren Anfang die zweite Hälfte des Februars gestattete. In allen Teilen des Gartens gibt es Arbeit in Hülle und Fülle. Die Gräser und einige früh treibende Sträucher, wie Stachelbeeren und andere Ribesarten werden bereits grün; zu den blühenden Schneeglöckchen gesellen sich Krokus, Primeln, Veilchen; die niedlichen Leberblümchen, Fig. 15, wagen sich mit blauen oder roten Blumen hervor und laden zum Besuch des Gartens, zum Pflücken und Winden der ersten Blumensträuße ein. Es müssen daher die Wege, die Ränder der Gehölzgruppen und die Rasenflächen von Laub gereinigt werden. Die letzteren haben jetzt, nachdem durch Harken die gröberen Teile der im Herbst oder Winter darauf gebrachten Düngers entfernt sind, eine hübsche grüne Farbe und werden mit einer Gartenwalze übergangen, damit die durch Regenwürmer und anderes Ungeziefer gebildeten Auflockerungen des Bodens zugedrückt und die teilweise bloß gelegten Wurzeln wieder bedeckt werden. Die Beete werden gedüngt, umgegraben und mit Frühlingsblumen bestellt, die bis dahin auf besonderen Rabatten gezogen waren. Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen, Primeln, Maßliebchen, die violette Aubrietia, der rote Phlox nivalis, Fig. 16, und die dunkelblaue, niedrige Gentiana acaulis, Fig. 17, gestatten in der Verschiedenheit ihrer Farben reiche Abwechselung. Liegen diese Blumenbeete in Rasen, so müssen die Graskanten vorher reguliert werden; bei Buchsbaumeinfassungen thut man gut, mit dem Schneiden erst bei der zweiten Bepflanzung vorzugehen.

Im Freien können gegen Ende des Monats, wenn der Boden nicht zu naß ist, verschiedene Aussaaten gemacht werden. Unter den Blumen wählt man Reseda, Rittersporn, Godetia, Klarkia, die blaue Nemophila, Mohn, die wohlriechende Gartenwicke, welche alle später eintretenden Frost vertragen, um damit Einfassungen und kleinere Trupps herzustellen oder ganze Beete zu füllen. Der Same wird auf das gut geebnete, etwas angedrückte Land nicht zu dicht ausgestreut, festgedrückt und mit einer Erdschicht bedeckt, die der Größe der Samenkörner entspricht. Eine Auswahl von Sommergewächsen verleiht dem Garten einen ganz besondern Reiz, erhöht das Interesse an ihm durch die immer wechselnden, farbenreichen Blumen, und regt zur Beobachtung der sich bildenden Pflanzen an, die in der Verschiedenheit ihrer Entwickelung, der Zeit ihrer Blüte und der oft wunderbaren Gestalt derselben mehr Abwechselung bieten, als die Teppichbeete, die von dem Augenblick ihrer Bepflanzung an immer dieselben Farben und Gestalten darbieten. Die letzteren sind als Schmuckstücke auf gut gepflegtem Rasen und in ihren Formen und der Gesamteinteilung von der Architektur des Gebäudes beherrscht, von vorzüglicher Wirkung; nur sollten sie nicht die Blumen ganz aus dem Garten vertreiben.

Steht ein Mistbeet oder ein halbwarmes Laubbeet zur Verfügung, so werden darin Sommerlevkoyen, Flammenblumen, Verbenen, die gelben Pyrethrum, Chinesernelken, Lobelien, auch wohl



Fig. 15. Hepatica triloba.

Astern ausgesät, um sie später zu pikieren und dann ins Freie zu pflanzen, ebenso müssen Rizinus, buntblätteriger Mais und Perillen gelegt werden, damit sie im Mai groß genug sind, die Blattpflanzengruppen zu zieren. Manche von diesen Pflanzen

könnten auch im Zimmer in Töpfen ausgesät werden; nur fehlt es hier in der Regel an Platz dazu.

Zweijährige Blumen und Stauden, die nicht schon im September ausgesät waren, müssen jetzt durch Aussaat in Schalen oder Töpfe vermehrt werden. Dahin gehören Gartenprimeln, Aubrietien,



Fig. 16. Phlox nivalis.

Gentianen, Federnelken, Bartnelken, Campanula. Man stellt die Gefässe an einer geschützten, halbschattigen Stelle auf und bedeckt sie in der ersten Zeit mit Laub, Kiennadeln oder Tannenzweigen. Die Kultur der stengellosen Gentiana, Fig. 17, dieser schönsten Frühlingsblume, gelingt leicht, sobald sie auf ein recht viel Lehm enthaltendes Beet gepflanzt sind.

Im März beginnt die Zeit des Pflanzens der laubabwerfenden Bäume und Sträucher der Zieranlagen, wie des Obstgartens. Die Spalierbäume, die jungen Hochstämme und die Beerenobststräucher werden geschnitten und durch Untergraben von Dünger gekräftigt. Beim Schneiden der niedrigen Bäume findet man häufig die Eierhaufen des Ringelspinners und hat Gelegenheit, sie zu zerstören. Die Form derselben ist sehr auffallend. Die trägen Weibchen des im Juli fliegenden rotbraunen Schmetterlings legen die Eier in Form eines Ringes dicht um einen dünnen Zweig, 300 Stück etwa, eines dicht an das andere klebend. Bei hohen Bäumen werden die Eier selten gesehen, daher muß dann später den daraus geschlüpften Raupen nachgestellt werden.

Von den unter Decke überwinterten Gehölzen und krautartigen Pflanzen wird gegen Ende des Monats der Wein ganz aufgedeckt, ebenso die Blumenzwiebeln und Stauden. Rosen, Kirschlorbeeren, Pfirsich, Päonien u. a. behalten noch einen leichten Schutz. Ueberhaupt deckt man sie gegen Ende des Monats nur auf, wenn das Wetter gelinde ist, sonst wartet man lieber bis Anfang April mit dieser Arbeit. Die Erdbeerbeete werden gereinigt, gedüngt und aufgelockert, fehlende Stöcke durch Nachpflanzen ergänzt; zugleich bedeckt man den Boden mit alter Gerberlohe oder kurzem Stroh, um die Früchte rein zu erhalten.

Für den Gemüsegarten werden die verpflanzbaren Kohlarten und Salate im Mistbeete angezogen, um recht gute Frucht zu erzielen. Eine Aussaat ins freie Land gibt einen spätern Ertrag und weniger große Köpfe, doch kann man sich in der Regel die jungen, im Warmbeete gezogenen Gemüsepflanzen durch Kauf verschaffen. Gleich ins Land werden bei günstiger Witterung gesäet Petersilie, Petersilienwurzel, Karotten, Schwarzwurzeln, Spinat, Kerbel, Radieschen, Sommerrettige, Bohnenkraut. Von Erbsen wird jetzt die zweite Aussaat gemacht und damit im nächsten Monat bis Ende Mai von Zeit zu Zeit fortgefahren, um bis spät in den Sommer hinein junge Schoten ernten zu können. Ist das Aufpicken der gelegten Erbsen durch Tauben oder Sperlinge zu befürchten, so thut man gut, die frühen Sorten etwas tiefer, im ganzen 5 Zentimeter tief, zu legen.

Zu gleicher Zeit sind die Zimmerpflanzen zu reinigen und durchzuputzen. Sie sind jetzt im Begriff, aus dem Zustande der Ruhe in den des neuen Triebes überzugehen, und damit naht die Zeit des Verpflanzens, für die Vorbereitungen durch Beschaffen der Erde, der Töpfe und des andern Materials getroffen werden müssen. Noch im März müssen die früher genannten Gehölze, die sich zum Treiben im Zimmer eignen, in Töpfe gepflanzt und zurückgeschnitten werden. Sie werden im Laufe des Sommers durch richtiges Gießen, späterhin durch wiederholentlich angewendeten Dungguß in der Bildung ihrer Knospenzweige unterstützt, und verschafft man ihnen einen frühzeitigen Herbst durch Trockenhalten von Ende August an.



Fig. 17. Gentiana acaulis.

Der Arbeiten zur Erzielung geeigneter Pflanzen für den Blumengarten sind so viele, daß der Gartenfreund, dem Gelegenheit und geschulte Arbeitskräfte nicht zur Verfügung stehen, besser thut, sich diese in verpflanzbarer Größe von einem Handelsgärtner für geringes Geld zu kaufen. Die hier gegebenen Andeutungen würden jedoch immer eine Richtschnur geben für die Anzucht von besonders gewünschten, nicht gewöhnlichen Arten und für die Vermehrung der vielleicht auf Reisen oder bei andern Gelegenheiten gesammelten Pflanzen.

Trachten der Zeit.

Neues aus der Saison.

Von Ida Barber.

Schon glaubte man, da nach dem Brande des Ringtheaters eine vollständige Stagnation im Geschäftsleben Wiens eingetreten war, daß die Ball- und Gesellschafts-Saison diesmal wenig animiert sein würde. Dem ist aber nicht so. Der Pulsschlag des großstädtischen Lebens ist ein so gewaltiger, daß er, wenn schon durch elementare Ereignisse zeitweise unterbrochen, doch nie dauernd gehemmt werden kann.

So sehen wir denn auch jetzt die Ballsaison in vollster Blüte; unsere Modedamen wetteifern miteinander in Entfaltung eines gediegenen Luxus, der in bürgerlichen, namentlich in Börsenkreisen oft eklatanter zu Tage tritt, als in denen der höchsten Adelsfamilien. Für die Straße gelten durchweg die einfachsten Kostüme aus dunklem Tuch oder Peluche, für den Salon bietet sich eine reiche Aufeinanderfolge des Schönen, eine Farben- und Formenpracht, die namentlich bei der jetzigen halb in Renaissance, halb in altdeutschem Stile gehaltenen Mode prächtige Effekte erzielt.

Mode und Stil waren lange zwei einander feindlich gegenüberstehende Mächte; was Mode war, galt nicht als stilvoll, was stilvoll war, schien nicht modern; heuer ist man denn doch wohl einen Kompromiß eingegangen, denn die Moden des neuen Jahres sind durchweg Bilder einer bestimmten Zeit. Gar viel hält man in unseren ersten Modesalons auf stilgerechte Ausführung; wenn es heißt Toilette à la Maria Antoinette, à la Louis XVI., à la Pombadour, so werden eingehende Studien in Museen oder sonstigen Kunstsammlungen gemacht, um genau nach den Modellen der entsprechenden Zeit kopieren zu können. Nicht selten zieht man auch Maler zu Rate, welche die Entwürfe liefern; unsern Modedamen kommt es auf 1—200 Gulden mehr nicht an, wenn sie sagen können, der oder jener große Meister habe die Zeichnung zu ihrem Kostüm geliefert.

Gar viel machen jetzt die prächtigen Sarah-Bernhard-Toiletten von sich reden, die Madame Morin, eine unserer ersten Kleiderkünstlerinnen, in ihren Salons ausgestellt hat. Das ist eine Fülle von echten Spitzen, Perlen, Blumen, Gold- und Silberstoffen, schweren Samt- und Brokatgeweben, daß man glaubt, nie Schöneres gesehen zu haben.

Die Beschreibungen der Roben, die Sarah Bernhard für ihre amerikanische Tournee von Meister Felix in Paris anfertigen ließ, haben vor etlichen Monaten die Runde durch fast alle größeren politischen Journale gemacht; hatte man ein Recht, sie Sensations-Toilette zu nennen, so scheinen die jetzt vom Hause Morin gelieferten noch mehr geeignet, auf diesen Titel Anspruch zu machen. Sie sind, wenn ich so sagen darf, „Studien“; aus jedem Faltenwurf, aus jeder Stoffmischung, jeder Draperie scheint uns entgegen zu tönen, was die Künstlerin spricht; die Roben, in denen sie die Muse Viktor Hugos darstellt, zeigen eine elegische, tief traurige, dumpfe Färbung, während die Roben der Frou-Frou, der Kameliendame &c. durchwürzt sind von jenem Duft des bestrickenden Parisianismus, den man an Ort und Stelle goutiert haben muß, um seine Echtheit konstatieren zu können.

Sarah Bernhard ist von so unvorteilhaftem Wuchs, sie verschmäht so sehr alle Hilfsmittel der Toilettenkunst, daß es in der That schwer sein mag, für sie kleidsame Kostüme herzustellen. Ihre Gestalt ist knochig, Hals und Arme sind übermäßig lang, der Gang wankend, die Haltung gebeugt und dennoch weiß die Künstlerin durch ihre Toilette Alles zu bezaubern.

„Madame, vous êtes habillé comme une reine,“ sagte unlängst Makart, als Sarah Bernhard in strahlendem Glanze zu dem eigens für sie arrangierten Künstlerfeste erschien und fast glaube ich, daß sie schöner als manche Königin gekleidet war; die aus rosa Atlas und nilfarbigem Brokat gefertigte Robe schien mit weißen, in perles fines gestickten Spitzenschleiern überflutet, die Taille war auf dem Plastron ganz mit Brillanten gedeckt, die Schleppe mit rosa Rosen, deren jede einen funkelnden Tautropfen zeigte, garniert.

Vielleicht komme ich in einem folgenden Artikel auf einige der zumeist gerühmten Bernhard-Toiletten zurück; heute möchte ich Ihnen, geehrte Leserin, noch in kurzem ein Bild jenes großartigen Trousseaus geben, den man hier im Maison Spitzer für die Prinzessin Chariclé Ypsilanti angefertigt hat.

Der Wert der Ausstattung beläuft sich auf circa 130 bis 150,000 Franks, selbstverständlich ohne die zur Kleiderdekoration verwendeten Spitzen, die wohl das Dreifache kosten würden.

Im Palais Ypsilanti schien sich in jenen Tagen die fashionable Welt Wiens ein Rendezvous gegeben zu haben. In großen, prachtvoll mit Blumen dekorierten Sälen war dort der Trousseau ausgestellt. Welch ein Reichtum der kostbarsten Lingerien, Kleider, Mäntel, Hüte, Wäschegegenstände, welcher Glanz der Edelsteine!

Da die dort exponierten Gegenstände durchaus als Typen des guten Geschmacks, und dessen, was die heurige Mode bringt, gelten können, möchte ich einige derselben skizzieren. Die große, aus weißem Brokat gefertigte Kourrobe, deren Devant ganz mit crêpe indienne und echten Spitzen gedeckt ist, erregte zunächst allgemeine Bewunderung. Die weite faltenreiche Schleppe ist höchst eigenartig mit weißen Straußfedern garniert und zwar so, daß je eine wohl ¼ Meter lange Feder glatt aufliegt, die nächstfolgende gebogen ist. Die weiche samtartige Federgarnitur hebt sich äußerst wirkungs-

voll von dem schimmernden Goldbrokat ab. In gleicher Weise elegant, doch wohl infolge der in verschwenderischer Pracht aufgarnierten Spitzen weit kostbarer, erschien eine aus cremefarbigem Atlas gefertigte Dinertoilette, deren Tablier reich mit Drapees echter Maline-Spitzen garniert war, während die Schleppe aus Moiree, breiten Schleifen und gepufftem Atlas komponiert war.

Sehr apart sind die in seltener Pracht ausgeführten Ballroben gehalten; eine beispielsweise aus rosa Krepp gefertigte ist vollkommen abweichend von allem, was wir seither in diesem Genre gesehen; der Devant ist aus je einem in Hohlfalten gelegten Atlas- und Kreppstreifen gebildet; seitwärts gleichartige Troussierung abwechselnd mit rosa Krepp-Rüschen, zwischen denen große Rosen befestigt sind. Die Schleppe bildet über leicht gepufften Krepp-röcken einen weiten schleierartigen Ueberwurf, der aus je einem handbreiten Krepp- und Atlasstreifen zusammengesetzt ist.

So einfach und schmucklos die Ballroben gehalten sind, so pompös, ja prunkvoll erscheinen die weichen Soiree-Toiletten. Hier ist die Spitze, die unvermeidliche, zu ihrem anscheinend verbrieften, von altersher geheiligten Rechte gelangt. Breite Echarpes, kunstvoll geschlungen, garnieren jene in allen Farben glänzenden Moiree-, Velours- und Atlas-roben; bald ist auf der Schleppe ein breites Coquille echter Points, bald sind der Devant oder die Panierteile mit Spitzen überflutet. Und welche Spitzen!

Jede einzelne Garnitur birgt ein Vermögen. Da sind sie alle vertreten, die alte spanische Grandezza — wie vornehm hebt sie sich von dem langen schwarzen Atlaskleide ab, das sie so poesievoll verschleiert — die leichte Brabanterin, die elegante Pointe Duchesse, die duftige Maline, die stilvolle Guipure irlandaise, die steife Pointe-Russe. Zu jeder Garnitur ist Hut, Fächer, Taschentuch, Schirm-bezug, Muff ꝛc. passend.

Gar wunderbar schön ist eine aus hellblauem Moiré français gefertigte Besuchsrobe en princesse gearbeitet, dazu passenden Entree aus gleichem Stoff, Hut und Fantasie-Muff aus blauschattierten Kornblumen mit langen, hellblauen Atlasschleifen.

Die Taillen sind zumeist schnebbig gearbeitet, die Röcke reich troussiert, teils Genre Marie Antoinette, teils im altdeutschen Stil.

Von seltenem Effekt ist eine aus ivoire Atlas gefertigte Gesellschaftsrobe, die mit gleichfarbigem Crêpe de Chine garniert ist; nicht minder schön jenes im Genre Louis XIV. gearbeitete hellblaue Taille-Kostüm, dessen Devant aus je einem Stoff und einen Guipure-Streifen besteht. Eine Haustoilette aus bordeauxfarbigem Moiree zeigt uns ausnahmsweise keinerlei Besatz, entschädigte aber für diesen durch den äußerst kunstvollen Faltenwurf.

Hauskleider sind zumeist mit reich gestickten Bordüren, Peluchefrappé oder Passementerien garniert.

Die Mäntel zeigen durchweg bei größter Einfachheit eine wahrhaft fürstliche Pracht.

Ein großer, bis zum Saum der Robe herabfallender Reisemantel aus braunem Atlas ist vorn mit Schnur-Arabesken garniert, mit Kamtschatka Seeotter gefüttert, ein Entree, aus Peluche chaudron mit breitem Federbesatz verbrämt (Forme Iphigenie), zeigt auf dem Rücken eine reiche Dekoration von Goldborten; Lontre- und Scalskin-Paletots sind mit gesepptem, farbigem Atlas gefüttert, mit breiten Pelzstreifen umrandet.

Soll ich Ihnen, geehrte Leserin, nun noch von der Pracht der ausgestellten Bijouterieen von jenen wunderbar schön ausgeführten Wäsche-Konfektions erzählen, die uns glauben lassen, Feenhände hätten sie gefertigt?

Man staunt, ob denn all diese ätherisch duftigen Gegenstände für den täglichen, den praktischen Gebrauch bestimmt sein können.

Eine ganz besondere Sorgfalt scheint der Anfertigung der Jäckchen und Korsetts zugewendet. Wir sehen sie, ganz aus Spitzen, aus Einsatz, aus Surrah, Kaschmir oder Batist gefertigt, dutzendweise daliegen; doch sonderbar nie eine Wiederholung eines schon dagewesenen Arrangements! Bald sind es Puffen, Plissees, Hohlfalten, Hohlsäume, Languetten, Entre-deux, die den Aufputz bilden, bald ein Gemisch von verschiedenen Kombinationen, bald helfen wiederum bunte Atlasschleifen oder durchzogene Bänder jene Mannigfaltigkeit erzeugen, die uns wie überall so auch hier an den Wechsel alles Irdischen glauben läßt.

Kenner wollen behaupten, daß die Lingerieen dieses Trousseaus so kostbar sind, wie sie in Wien bei ähnlichen Ausstellungen noch nicht gesehen. Die Ausführung macht in der That dem Hause G. & E. Spitzer, das sämtliche Toiletten-Gegenstände lieferte, alle Ehre. — Nichts ist von auswärts bezogen worden, unsere heimische Industrie hat wieder einmal bewiesen, daß sie selbst den höchst gespanntesten Anforderungen genügen kann.

Küche und Haus.

März.

Jahreszeit des Eßbaren.

Zu den Fleischsorten des vorigen Monats kommen die immer seltener werdenden Biber, deren Schwänze und Hinterpfoten eine Delikatesse abgeben und wie die Fischottern zu den Fastenspeisen zählen. Die letzteren werden am schmackhaftesten gebraten oder auch mit Rotwein und feinen Kräutern gedämpft gegessen, doch muß man bei der Zubereitung der letzteren, wo die Fasten streng gehalten werden, statt der Fleisch- Fischbrühe nehmen. Es gibt schon junge Gänse, Enten und Tauben. Es beginnt der erste Schnepfenstrich im

Jahre. Regenpfeifer und Kiebitze mit ihren feinschmeckenden Eiern sind jetzt ein sehr gesuchter Artikel. März und April sind auch die beste Jagdzeit für Birkhühner. Fische wie im vorigen Monat, doch sind Aeschen vom März bis Juli nicht gut. Mit frischen Austern und Schnecken geht es zu Ende. Vegetabilische Neuheiten im Freien sind Salat, Sauerampfer, Hopfenkeimchen, Kapern vom Scharbockkraut und Morcheln, unter denen die Spitzmorcheln die beliebtesten sind. Wir geben unten eine Vorschrift für dieses Pilzgemüse. Die Bereitung von Veilchenessig und Syrup ist an der Zeit.

Festküche.

Da die Ostertage in den März oder in den April fallen können, so werden wir, was wir unter dieser Rubrik zu sagen haben, auf die beiden Monate verteilen.

Die Sitte, seinen Freunden zu Ostern Kuchen zu schicken, schreibt sich von dem Gebrauche her, zur Zeit allgemeiner Festfreude das Seinige zur Freude der andern beizutragen. Dieser Gebrauch hat nun einen sehr mannigfaltigen Ausdruck angenommen. So gibt der Landmann an einigen Orten im baireuthischen Vogtland den Kindern, die er über die Taufe gehalten hat, jährlich zu Ostern einen gebackenen Ring und Eier, bis der Pate zum ersten Abendmahl gegangen ist. In Altenburg machen die Landleute ihren Paten, die zum Abendmahl zugelassen werden, stattliche Geschenke, die man den „grünen Thorstig" nennt. Das rote, mit Figuren und Sprüchen beschriebene Ei darf dabei nie fehlen. Das Eierschenken wird davon hergeleitet, daß man im Mittelalter den Bettelmönchen im Herbste (St. Michael) Flachs, zu Walpurgis Butter, Wolle und Wachs und im Ostermonat (gewöhnlich April), zu welcher Zeit die Hühner reichlich legen, Eier zu geben pflegte. Diese anfänglich freiwilligen Spenden wurden später zu Gerechtsamen und so entstand auch die Schenkung, welche man das Osterei oder Rennei nannte. Da man nun in katholischen Ländern glaubte, man dürfe am Osterfeiertage nur essen, was der Priester gesegnet hatte, so trug man mit andern Lebensmitteln auch Eier in die Kirche. Dieselben bekamen dadurch einen höheren Wert, und wenn man solche geweihte Eier andern Ostergeschenken beifügte, legte man Ehre ein. Da man während der vierzigtägigen Fasten weder Fleisch noch Eier essen durfte, welcher Genuß erst vom Ostertage an wieder erlaubt war, so gehörten die letzteren ebenfalls zu den Leckerbissen, weil man sie so lange hatte entbehren müssen.

Vorschriften.

Morcheln auf italienische Art.

Nachdem man dieselben gereinigt und zerkleinert hat, stellt man sie mit Olivenöl, Salz und Pfeffer auf das Feuer, rüttelt sie fleißig um und läßt sie zehn Minuten kochen. Hierauf drückt man den Saft von ein oder zwei Zitronen hinein, garniert die Schüssel mit Croutons und bringt sie ohne weitere Beilage auf den Tisch. Als gewöhnliches Gemüse behandelt, gibt man gern gedämpfte Tauben oder gerösteten Schinken dazu.

Speisezettel für März.

1) Kräutersuppe. Omelette mit Kalbsnieren. Rosenkohl mit Zunge. Wilde Ente mit Salat und Erdbeeren.

2) Jägersuppe. Forellen blau, mit Butter und Kartoffeln. Gefüllte Tauben mit Salat. Türkischer Reis.

3) Suppe mit Sago. Fleischpastetchen. Endivien-Gemüse mit Hammelskoteletten. Hasenbraten mit Kartoffeln, Salat und Apfelkompott.

4) Suppe mit Schinkenklößchen. Lachs mit Kräutersauce. Sauerbraten mit Kartoffelpüree und Krautsalat. Plinsen mit Hagebuttensauce.

5) Legierte Graupensuppe. Kiebitzeier. Linsenpüree mit Ochsenschwänzen. Schweinskarree mit Kartoffeln, roten Rüben und sauern Kirschen.

6) Suppe mit Kalbshirn. Stockfisch mit Sauerkraut und Erbsen. Kalbskeule à la Bechamel mit Kartoffeln und Salat. Apfelsinen-Auflauf.

7) Mock-Turtle-Suppe. Sardellenschnitte mit Ei. Hopfensprossen mit Rauchfleisch. Lammbraten mit Kartoffeln, Salat und Melonenkompott.

8) Flaumsuppe. Kleine Aale mit Biersauce und Kartoffeln. Rinderfilet auf Wildbretart mit Krautsalat und getrockneten Birnen. Nudelpudding mit Punschsauce.

9) Suppe mit Einlauf. Reispastetchen. Morcheln mit Brisolets. Hammelskeule mit Kartoffeln, Salat und Preißelbeeren.

10) Suppe mit Pilzen. Gebackene Schollen mit pikanter Sauce. Rumpsteaks mit gebratenen Kartoffeln und Mixed Pickles. Apfeltörtchen.

11) Taubensuppe. Rindfleisch mit einer Reiskruste, Champignonsauce und roten Rüben. Wirsingkohl mit Würstchen. Wilde Enten mit gebratenen Kartoffeln, Salat und Aprikosen.

12) Suppe mit Schwemmklößchen. Zander mit Sauce à la Ravigote und Kartoffeln. Gebratener Frischling mit Salat und Erdbeeren. Schweizer Kräpfli.

13) Suppe mit Gries. Ungarisches Gulaschfleisch mit Kartoffeln und Senfgurken. Sauerampfer mit Kalbshirn. Schnepfen mit Salat und Prünellen.

14) Grünekernsuppe. Weiße Rüben mit Hecht. Schinken in Burgunder mit gebratenen Kartoffeln und Gurken. Gebackene Griesklöße mit Kirschsauce.

15) Suppe mit Façonnudeln. Klops mit Sardellensauce und Kartoffeln. Rosenkohl mit Rauchfleisch. Rehkeule mit Salat und Apfelsinenkompott.

16) Suppe mit Maronen. Kabeljau mit Sauerampfersauce und Kartoffeln. Weiße Bohnen und Hammelskotelette. Gebratener Puter mit Salat und Apfelkompott.

17) Weinsuppe mit Sago. Rouladen von Rindfleisch mit Kartoffeln und roten Rüben. Grünkohl mit Kastanien und Spickgans. Kalbsfrikandeau mit Salat und Katharinenpflaumen.

18) Suppe mit gebackenen Schneebällen. Forellen blau, mit Butter und Kartoffeln. Sauerbraten mit Makkaroni und Salat. Beignets von Aepfeln.

19) Suppe mit Fischklößchen. Gedämpfte Leber mit Kartoffelpüree und roten Rüben. Aal in Aspik mit Remouladensauce. Wasserhühner mit Salat und Quittenkompott.

20) Legierte Suppe mit Schwarzwurzeln. Kiebitzeier. Hammelsteaks mit eingemachten grünen Bohnen. Gebratenes Spanferkel mit Kartoffeln, Salat und Preißelbeeren.

21) Sauerampfersuppe mit verlorenen Eiern. Farcierter Zander mit brauner Kräutersauce. Roastbeef mit Kartoffeln, Mixed Pickles und sauern Kirschen. Biskuit-Mehlspeise mit Weinschaumsauce.

22) Panadensuppe. Krokettes von Haschee. Spinat mit Setzeiern. Glasierter Kalbsrücken, Kartoffeln, Salat und Melonen.

23) Suppe Julienne. Schleihen mit Petersiliensauce und Kartoffeln. Kapaun mit Reis. Schlagsahne mit Pumpernickel.

24) Suppe mit Makkaroni und Parmesankäse. Bofesen von geräuchertem Lachs. Gefüllter Weißkohl. Schweinsfilet mit gebratenen Kartoffeln, Salat und Katharinenpflaumen.

25) Suppe mit Einlauf. Rinderbrust mit Senfsauce, Kartoffeln und Gurken. Schwarzwurzeln mit Brisolets. Gebratener Birkhahn mit Salat und Erdbeerkompott.

26) Suppe mit gestürztem Reis. Mayonnaise von Fisch. Schinken mit Madeirasauce, Kartoffelklößchen und Gurken. Gefüllte Pfannkuchen.

27) Suppe mit Graupen. Kalbsfrikassee mit Kartoffeln. Rotkohl mit Bratwurst. Hasenbraten mit Salat und Apfelkompott.

28) Suppe mit Eiergerste. Barsch mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Maronenpüree mit Kalbsfrikandeaux. Gebratene Hühner mit Salat und Johannisbeerkompott.

29) Französische Suppe. Gebackenes Kalbsgehirn mit Endiviengemüse. Rinderbraten mit gebratenen Kartoffeln und Salat. Schneeberg mit Quitten-Marmelade.

30) Suppe mit Sago. Gedämpfte Rinderzunge mit Kartoffeln und roten Rüben. Eingemachte grüne Erbsen mit Schinken. Gebratene Ente mit Salat und Prünellen.

31) Suppe mit Fleischklößchen. Gebackene Schollen. Kalbskeule mit Kartoffeln, Salat und Birnen. Vanille-Auflauf.

Ein neuer Eierprüfer.

Der Besitz eines Hühnerhofes ist zwar bei uns durchaus nicht so verbreitet, wie beispielsweise in Frankreich und England, immer aber gibt es doch auch bei uns eine Reihe von Freunden der Geflügelzucht, die für nachfolgende Zeilen dankbar sein werden. Bevor wir jedoch den neuen Apparat näher beschreiben, der an der Spitze dieser Notiz genannt, auch nebenstehend abgebildet ist, mag einiges Allgemeine über Brut &c. vorausgeschickt sein. Zunächst muß man darauf sehen, daß nicht zu alte Eier zum Gelege kommen, über 14 Tage alte Eier dürfen zu diesem Zwecke nicht verwendet werden. Auch dürfen die Eier nicht geschüttelt und muß darauf geachtet werden, daß die Hennen brütlustig sind. Am besten probiert man auf einem Gelege von Porzellan (zu beziehen durch A. Hecker in Sonneberg bei Koburg). Als Unterlage des am Boden befindlichen Nestes nimmt man am besten ein feuchtes Rasenstück und streut darum Insektenpulver, um das Ungeziefer abzuhalten. Die eigentliche Unterlage für die Eier mache man von Heu. 12—15 Eier ist die richtige Zahl. Der Platz zum Brüten sei ruhig und abgesondert. Die Erfüllung



dieser Vorbedingungen verspricht ein gutes Resultat, welches nur noch durch das Vorkommen unbefruchteter und daher leicht faulender Eier geschädigt werden kann. Diese von den andern zu erkennen, dient nun das hier abgebildete Instrument. Um sich über die organischen Veränderungen des Eies zu vergewissern, steckt man dasselbe vor die Feder a und sieht durch den verstellbaren Konus b, in dem ein Glas angebracht ist. Ist das Ei ganz hell und klar, so ist es frisch, und zur Erkenntnis dieses Zustandes hat der neue Eierprüfer die Existenzberechtigung in jeder Haushaltung; ist es fleckig und dunkel, so ist es faul; ist es jedoch hell und enthält einen dunkeln, einer Spinne ähnlichen Punkt, während unten ein dunkler Längsstrich sich zeigt, so ist es befruchtet und angebrütet. Die unbefruchteten Eier scheidet man am sechsten Tage aus dem Neste aus und kann sie noch im Haushalte verwenden. Bezogen wird der Eierprüfer durch die Geflügelanstalt Kastenholz im Elsaß.

Schrifterklärung Papst Benedikt XIV.

Der Abbé Galignani, der durch seine Abhandlung über den Getreidehandel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Ruf eines berühmten Nationalökonomen sich erwarb, erhielt von Papst Benedikt XIV. den Auftrag, für ihn eine Sammlung von den mancherlei Auswürfen des Vesuv zu veranstalten. Der Abbé begleitete die Kiste voll Mineralien, die er in Folge dessen Sr. Heiligkeit übersandte, mit der lakonischen Zuschrift: „Dic, ut lapidas isti panis fiant“ („sprich, daß diese Steine Brot werden“). Der Papst sandte ihm hierauf

Zum Kopf-Zerbrechen.

Tausend Mark.

Aus folgenden 29 Silben sollen 11 Wörter gebildet werden. Wer diese richtig untereinander stellt, so daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, dasselbe ergeben, erhält **Tausend Mark.**

a, aa, ard, bek, bolsk, chem, de, du, e, gat, gen, ka, kat, la, la, me, mo, mur, nij, rau, re, re, ses, si, su, te, to, ur, wa.

1) ein Mädchenname; 2) ein Mädchenname; 3) ein männlicher Vorname; 4) ein Teil der Nordsee; 5) ein Prophet im alten Testament; 6) ein Fluß in Asien; 7) eine Stadt in der Schweiz; 8) eine Stadt in Sibirien; 9) ein Staat in Nordamerika; 10) eine alte Stadt in Palästina; 11) eine Stadt in Holland.

Schach-Aufgabe Nr. 5

von

Johannes Obermann in Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Weiß am Zuge setzt in drei Zügen matt.

Schachpartie Nr. 2.

Die nachfolgende durch eine Verwickelung von Angriff und Gegenangriff in der Eröffnung bemerkenswerte Partie wurde kürzlich in einer Schachgesellschaft Mitteldeutschlands gespielt.

Spanische Eröffnung.

	Hr. A. W. Weiß.	Hr. M. L. Schwarz.
1.	e2—e4	e7—e5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6
3.	Lf1—b5	Sc6—d4
4.	Lb5—c4	Sg8—f6
5.	Sf3—e5:	d7—d5
6.	Lc4—d5:	Sf6—d5:
7.	Dd1—h5	Sd4—e2 +
8.	Ke1—d1	g7—g6
9.	Se5—g6:	Lc8—g4+
10.	Dh5—g4:	Sd5—e3 +
11.	f2—e3:	Se2—e3 +
12.	Kd1—e1	Se3—g4:
13.	Sg6—h8:	Dd8—d4
14.	Sb1—c3	Dd4—f2+
15.	Ke1—d1	Rochirt nach c8
16.	Sc3—d5	c7—c6
17.	h2—h3	Sg4—e5
18.	Sd5—c3	Se5—c4 ..
19.	Kd1—e2	Td8—d2 +
20.	Ke2—b3	b7—b5
21.	Lc1—d2:	Df2—d2:
22.	Ta1—b1	Sc4—a5 + u. matt.

Durch diesen von Weiß nicht erwarteten Gegenangriff des Schwarzen behauptet letzterer das bessere Spiel.

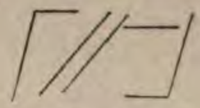
Homonym.

Von H. Littauer.

Getrennt muß es jedweden Werts entbehren,
Vereint steht's im Orient in Ehren.

Zusammenlegspiel I.

Nachfolgende Linien sollen so zusammengesetzt werden, daß sie eine **4** bilden.

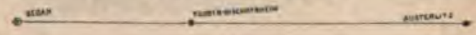


Rebus.



Auflösungen zu Heft 5.

Geographische Aufgabe:



Rebus:

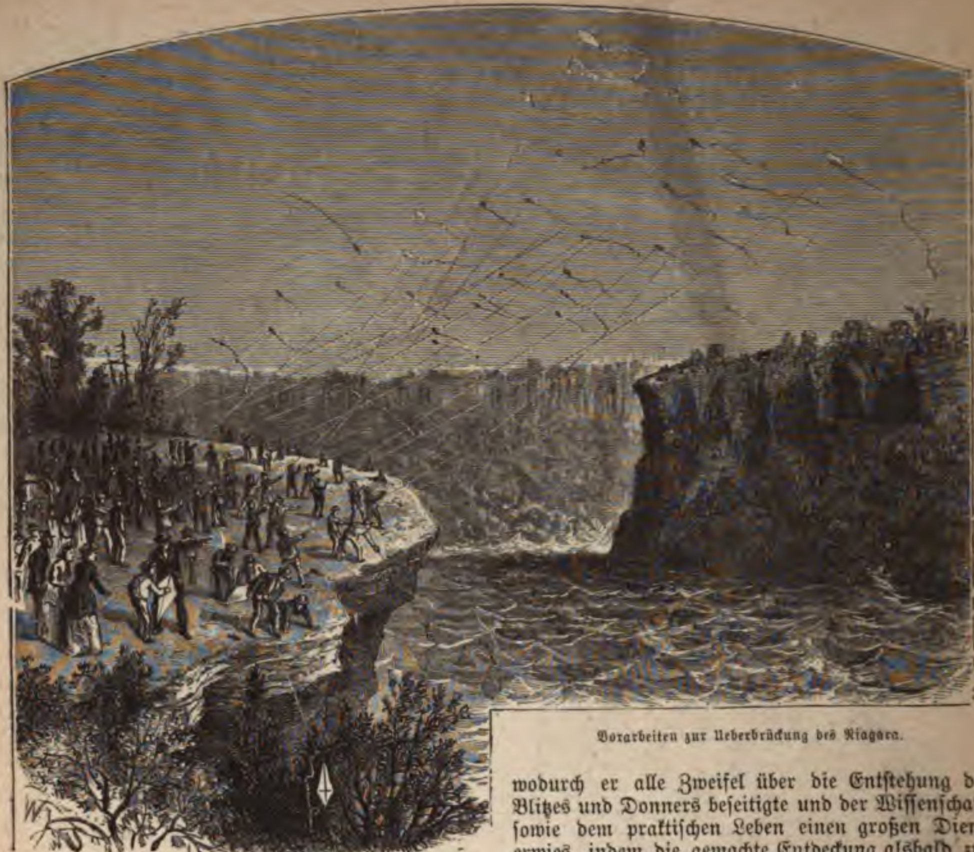


Magisches Buchstabenquadrat: Oder, Dora, Eros, Rast.
Buchstabenrätsel: Insel, Niels, Silen, Senil.
Rösselsprung:

Nur die Wolken, die ganz niedrig,
Wandern schnelle und vergehen,
Doch je höher schwebt die Wolke,
Desto länger bleibt sie stehen.

Nur die niedern Erdenschmerzen
Ziehen fort nach kurzer Dauer,
Ewig schwebt an unserm Himmel
Höchster Schmerz und höchste Trauer!

M. G. Saphir.



Vorarbeiten zur Ueberbrückung des Niagara.

Salon-Magie.

Von **Alexander.**[1])

Unter diesem Titel wollen wir den Leser fortlaufend mit einer Reihe kleinerer und größerer Experimente bekannt machen, die teils physikalische Grundsätze veranschaulichen, teils nur zu gesellschaftlicher Unterhaltung dienen. Während die letztere Bedeutung uns vorwiegend zur Richtschnur dienen wird, möchte es bei den anscheinend oft unbedeutenden Experimenten am Platze sein, des Ausspruches eines berühmten Schriftstellers zu gedenken: daß oft ein tiefer Sinn in kindlichen Spielen liegt. So kam Benjamin Franklin durch des Knaben Spiel mit dem Papierdrachen auf den Gedanken, den Blitz vom Himmel herunter zu locken, wodurch er alle Zweifel über die Entstehung des Blitzes und Donners beseitigte und der Wissenschaft, sowie dem praktischen Leben einen großen Dienst erwies, indem die gemachte Entdeckung alsbald zur Erfindung des Blitzableiters führte. Einst befragt, was er von der Erfindung der Montgolfieren halte, als dieselben eben erfunden waren, gab er zur Antwort: Was kann man von der Zukunft des neugeborenen Kindes sagen?

Ein Papierdrache auch war es, der bei der Riesenaufgabe, eine schwebende eiserne Brücke über den Niagara zu bauen, den ersten Anhalt zur Möglichkeit des kolossalen Unternehmens bot. Durch einen solchen wurde zuerst eine dünne Schnur, dann ein stärkeres Seil und endlich eine schwere eiserne Kette über den Fluß gezogen, an welcher nun, in höchst ingeniöser Weise, die weiter erforderlichen Ringe, Schienen u. s. w. bis zur Vollendung der Brücke befestigt wurden (s. obige Abb.).

James Watt lungerte spielend am Theekessel seiner Tante und stellte kindliche Beobachtungen über die Kraftwirkung des Dampfes an, der sich beim Kochen des Wassers bildete. Er wurde schließlich der gepriesene Erfinder der Dampfmaschine und brachte dadurch eine förmliche Umwälzung auf dem ganzen Erdball hervor.

So ließen sich noch eine Menge ähnlicher Beispiele anführen, wo anscheinend wertlose Spielereien in Verbindung mit dem Zufall zu großen wichtigen Erfindungen Veranlassung gaben.

Wenn nun auch die Anführung solcher Beispiele gegenüber demjenigen Material, welches wir

---

[1]) Der Name des Verfassers dürfte noch manchem unserer Leser aus den vierziger und fünfziger Jahren bekannt sein. In jener Zeit erregte Alexander, dessen wirklicher Name Heimbürger ist, im In- und Auslande außergewöhnliche und ungeteilte Anerkennung, ja in Amerika wurde sogar eine Medaille auf ihn geprägt. Sein an Abenteuern reiches Leben hat er selbst in einer Autobiographie beschrieben, die, von einem namhaften Schriftsteller eingeleitet, demnächst erscheinen wird. Wir hoffen, daß die in Obigem gegebenen Veröffentlichungen bei unsern jüngeren Lesern und im Familienkreis nicht ungern gesehen werden. D. R.

dem Leser vorzuführen gedenken, manchem wie ein Berg erscheinen mag, der eine Maus gebiert, so wird jedoch manche Erscheinung darunter mehr als ein flüchtiges Interesse erregen, und zum allerwenigsten zur anregenden Unterhaltung dienen.

Zur Zeit ist es jedoch nicht thunlich, eine systematische Reihenfolge der einzelnen Experimente zu beobachten, und sehen wir uns genötigt, dieselben in bunter Folge wieder zu geben, da der Leser wohl zunächst Wert darauf legen wird, in wiefern dieselben Stoff zur Unterhaltung und zum Nachdenken geben. Wenn wir nun zur Zeit mit dem allerwinzigsten der uns bekannten Experimente unseren Cyklus beginnen, so glauben wir jedoch dem Leser in Aussicht stellen zu dürfen, daß wir seiner Zeit auch mit größeren und überraschenderen Mitteilungen aufwarten werden.

Der schwer zu lösende Knoten,

den selbst ein Alexander kaum vermögen würde, mit seinem Schwerte zu zerhauen, ist derjenige, welcher in ein Menschenhaar geschlungen und festgezogen ist. Es ist jedenfalls eine schwierige Aufgabe, einen solchen Knoten auf gewöhnlichem Wege zu lösen, und dennoch ist es wiederum leicht, wenn man nachfolgendes Verfahren dabei beobachtet: Man feuchte — wir wollen annehmen — die linke Hand in der Nähe des kleinen Fingers, da, wo sich beim Zusammenschließen derselben eine Vertiefung — eine



Der Knoten im Haar.

Furche — bildet, diese mit der Zunge an, lege das Haar in dieselbe so, daß der Knoten zwei cm von dem unteren Teile der Hand liegt und das eine Ende des Haares unten, das andere oben hervorsteht, schließe die Hand und klopfe wiederholt mit derselben auf einen weichen Gegenstand, z. B. auf das Knie, so wird sich alsbald herausstellen, daß durch die Friktion, welche durch das Aufklopfen hervorgebracht wird, der Knoten sich losschiebt, so daß man leicht eine Nadel, Feder oder dergl. hineinzuschieben vermag. Nötigenfalls wird ein wiederholter Versuch die Angabe bestätigen.

Der elektrische Besenstiel.

Balanciere einen Besenstiel oder sonst beliebigen Stab auf der Kante eines Tisches so, daß derselbe halb über demselben sich befindet, halb über denselben hinaussteht und durch bloßes Anblasen in Schwingung versetzt werden kann. Nimm alsdann eine etwas dicke Stange Siegellack, am besten sog. Packstengellack, reibe dieselbe auf einem wollenen Gegenstand, z. B. dem Tuchärmel eines Rockes,



Wirkung der Elektrizität.

ziemlich stark, nähere dieselbe alsdann dem oberen oder unteren Ende des Stabes, und du wirst alsbald zu deiner Ueberraschung wahrnehmen, daß letzterer, ohne von der Siegellackstange direkt berührt zu werden, in Bewegung gerät.

Das Experiment beruht auf dem Gesetze der Elektrizität-Ausgleichung, und kann in diesem Falle mit zur Beweisführung des Satzes dienen, daß die Elektrizität nicht bloß an bestimmte Körper gebunden ist, sondern daß alle Körper eine latente Elektrizität enthalten.

Scheinbare Zauberei.

Ich überreiche dir in einem beliebigen Taschentuche einen Thaler, und fordere dich auf, denselben so über ein auf dem Tische stehendes, halb mit Wasser gefülltes Glas zu halten, daß derselbe von dem Tuche umgeben wird und du im stande bist, den Thaler auf Kommando in das Glas fallen zu lassen. Mehrere Schritte von dir entfernt stehend, gebe ich das Kommando ab und im Augenblicke, als der Thaler in das Glas fällt, kehrt derselbe in meine Hand zurück.

Auflösung.

Laß dir in der Größe eines Thalers ein rundes Stückchen Glas ausschneiden. Dieses hältst du in der Hand verborgen, mit welcher du den wirklichen Thaler zeigst. In dem Augenblicke, als du diesen in das Tuch steckst, verwechselst du ihn mit dem Stückchen Glas, das der Betrachtende statt des Thalers entgegennimmt, der nicht einen Augenblick bezweifeln wird, einen wirklichen Thaler, von dem Tuche bedeckt, in der Hand zu halten. Läßt derselbe nun den Glasthaler auf dein Gebot in das Glas fallen, so präsentierst du ihm den zurückgehaltenen Thaler, während in dem mit Wasser gefüllten Glase

das unten am Boden liegende Glasstück seiner Durchsichtigkeit wegen nicht bemerkt wird, sowie auch wegen dem vorhandenen Wasser eine augenblicklich nähere Untersuchung nicht gut thunlich ist. Selbstverstanden mußt du nun unter dem Vorwande, das Wasser auszuschütten, den Glasthaler beseitigen.

Das Stückchen bringt eine höchst überraschende Wirkung hervor, zumal wenn dasselbe mit einiger



Der verschwundene Thaler.

Sicherheit ausgeführt wird. Auch läßt sich dasselbe in verschiedener Weise verwenden. Man kann z. B. ein anderes Glas unter den Tisch halten, auf dem das mit Wasser gefüllte Glas steht, und läßt den Thaler in dem Augenblicke in dasselbe hineinfallen, als der Glasthaler in das Glas geworfen wird; oder läßt ihn in der Westentasche oder an einem anderen Orte erscheinen. Wir müssen es der Erfindungsgabe des Lesers überlassen, weitere Anwendungen auszuklügeln.

Der scharfsinnige Invalide.

Eine heitere Gesellschaft war bei einer Weinbowle versammelt, bei der ein Invalide, der im Feldzug den einen Arm verloren hatte, den Aufwärter machte. Letzterer, ein munterer Geselle, hatte sich mehrfach schon durch eine gewisse Aufgewecktheit bemerkbar gemacht. Einer der Herren, um ihn in Verlegenheit zu setzen, füllte ein Glas mit Wein, bedeckte dasselbe mit der Rückseite eines Tellers, kehrte beides rasch um, so daß auf dem Boden des Tellers das mit Wein gefüllte Glas umgekehrt stand und präsentierte dasselbe dem Invaliden mit der Aufforderung, das Glas auszutrinken, wenn er es vermöge.

Er sann eine kurze Weile nach, dann — brachte er es fertig. Aber wie? das möchten wir dem Leser aufgeben zu erraten.

Die nächste Nummer wird die Auflösung bringen.

Ein 50jähriges Zeitungsjubiläum.

Am 1. Januar d. J. hat das „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" sein 50jähriges Jubiläum begangen. Das 1832 von Joh. Lehmann begründete Blatt machte in der langen Zeit seines Bestehens manche Wandelung in Verlag und Redaktion durch, bis es zuletzt der Verlagsbuchhändler W. Friedrich in Leipzig übernahm und Eduard Engel in Berlin die Redaktion übertrug. Der Letztere hat dem verdienten Unternehmen einen neuen und frischen Impuls gegeben, der Betrachtung der Litteratur des Auslandes auch die der Litteratur Deutschlands hinzugefügt und durch schneidige eigene Beiträge und die Herbeiziehung zahlreicher vortrefflicher Kräfte, von zum Teil hervorragender Bedeutung, das Interesse für das Unternehmen in den weitesten Kreisen neu geweckt. Nicht minder gewann Letzteres dadurch an Wert, daß es 1881 zum Organ des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbands erhoben wurde. Wer sich über Erscheinungen der Gegenwart auf litterarischem Gebiete des In- und Auslandes rasch und eingehend unterrichten will, kann mit bestem Gewissen auf Engels „Magazin" hingewiesen werden. —r.

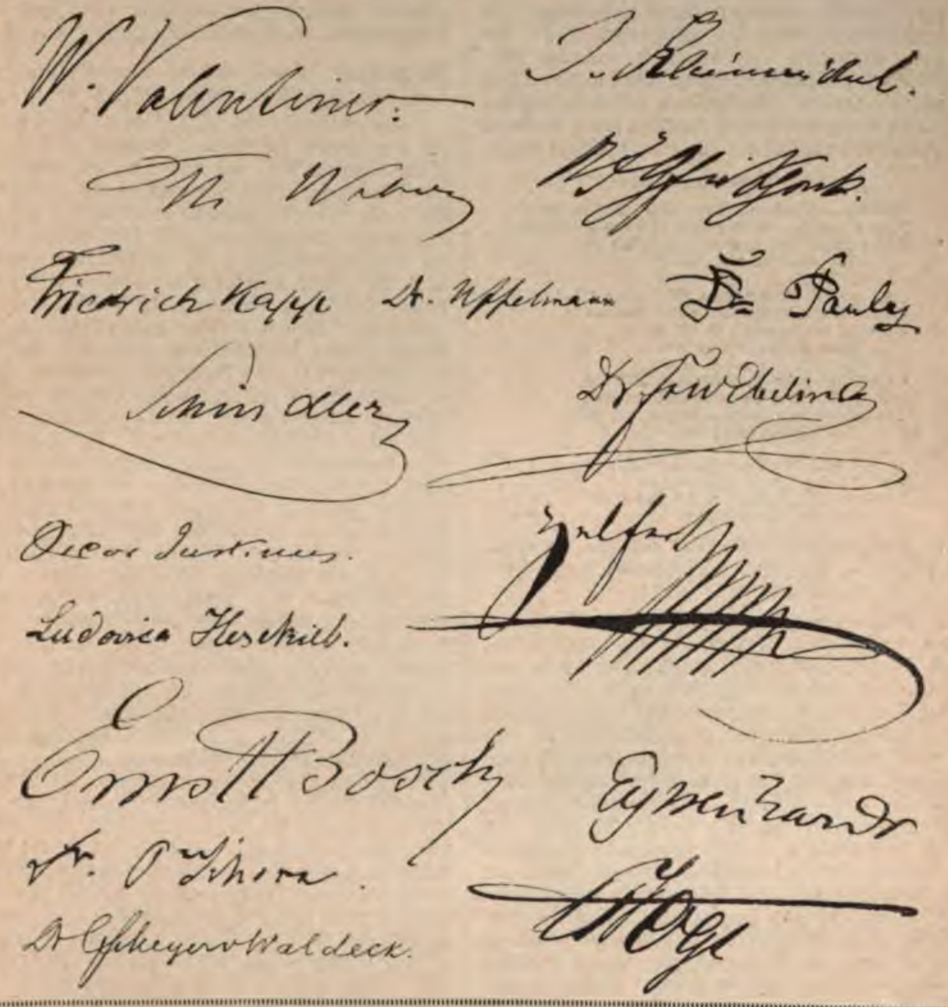
Neue Bücher.

Waldnovellen. Von Julius Stinde. Berlin 1881. Freund & Jeckel.

Bislang ist uns Stinde mehr auf populär-naturwissenschaftlichem Gebiete, als auf dem der Novelle begegnet; daß er auch für dieses bemerkenswerte Vorzüge mitbringt, auch auf diesem seinen klaren, prägnanten Stil anzuwenden versteht, beweisen vorliegende Novellen, die namentlich durch ihre Vorwürfe wirken. Es sind sechs kurze Geschichten, die den Band bilden, skizzenartig angelegt, ohne die selbstgefällige Breite der Arbeiten berufsmäßiger Novellisten, einfach, ohne große Verwickelung, und das Motiv, das jeder zu Grunde liegt, scharf zum Ausdruck bringend. Die erste der Geschichten „Tante Juliane" behandelt den Satz, daß wahre Liebe ewig und Liebe ohne Vereinigung größtes Leid ist, die zweite „Die dumme Frau" zeigt die Liebe siegend über Charakterverschiedenheiten, die dritte „Bruder Johannes" gibt ein düsteres Bild aus vergangenen Tagen, über das ebenfalls die Liebe ihr Licht ausgießt, alles Elend vergessen macht und den verlorenen Frieden wiederbringt. Sinnig und rührend ist die Novelle „Dreimal zehn Jahre", eine echte Waldnovelle und die beste der ganzen Sammlung. Einen Hochbegabten treibt es fort aus der Heimat nach Italien;

Aus der Autographen-Mappe der Redaktion.

Mitarbeiter des sechsten Heftes.



er vergißt über seine Kunst und seine Erfolge, was er hinter sich gelassen, bis es ihn mit argem Weh überkommt und ihn zurückzieht zu der Stätte seiner Jugend, wo ihm für alles das, was er nicht mehr findet, Ersatz in einem liebenden Wesen wird. Trüber endet die Erzählung „Bello“, in der des Vaters Sünde furchtbar am Sohne heimgesucht wird. „Prinzeß Goldhaar“ ist eine anmutige Dorfgeschichte, der ein tieferer Kern nicht fehlt. Jedenfalls wird niemand diese „Waldnovellen“ Stinde's, ohne Anregung von ihnen empfangen zu haben, aus der Hand legen. J. K.

Alte französische Volkslieder. Uebersetzt von Karl Bartsch. Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. Heidelberg 1882. Karl Winter.

Der überaus fleißige Heidelberger Germanist, der der deutschen Litteraturgeschichte schon viele der ersprießlichsten Dienste geleistet hat, ist zugleich Dichter und wie er u. a. bei seiner Uebersetzung der Danteschen Göttlichen Komödie bewiesen hat, ein in den Geist des Originals eindringender und dabei formvollendeter Uebersetzer. Diese nur selten in der

Uebersetzungskunst vereinigten Gaben zeigen auch Bartschs Uebertragungen alter französischer Volkslieder, die aus der Zeit vom 12. bis 16. Jahrhundert stammen. Dieser Strauß „lieblicher Blüten des französischen Volksgeistes“ besteht aus romanzenartigen Gedichten, darunter sich auch die Romanzen von Audefroid dem Bastard befinden, Liebesliedern, ferner Vogel-, Müller-, Soldaten- und Nonnenliedern. In die Sammlung führt in vorzüglicher Weise eine längere Einleitung ein, die u. a. auch die Verschiedenheit zwischen dem französischen und deutschen Volkslied darlegt. Um unseren Lesern wenigstens eine Probe der eigenartigen Poesie zu geben, die diesen Liedern innewohnt, lassen wir eines derselben folgen.

Liebesklage.

Leb wohl, oh Lust und Fröhlichkeit und Scherzen,
Mein armes Herz fühlt Trauer nur und Schmerzen
Und Sehnsuchtsleid nach meinem holden Lieb,
Das mir nicht treu verblieb.

Sagt an, darf ich mit Recht nicht Kummer haben,
Daß ich verlor solch einen schönen Knaben?
Vor allen andern wählt ich ihn allein,
Mein Liebster sollt er sein.

Du werdest, dacht ich, lieben mich in Treue,
Dein falsches Herz erkenn ich nun mit Reue;
Doch geh du nur, wohin dein Herz dich trieb
Und such ein ander Lieb.

Ich gehe fort, in grünen Waldesgründen
Will eine Siedelei ich lassen gründen
Und leben drin in Schmerz und Liebespein
Um dich, Geliebter mein.

—r.

Der Leonhardsritt. Lebensbild aus dem bayrischen Hochlande. Von Maximilian Schmidt. Berlin 1881. Hofmann & Co.

Maximilian Schmidt hat sich in ziemlich rascher Zeit einen guten Namen auf dem Gebiete der bayrischen Dorfgeschichte erworben, der um so verdienter ist, als seine Darstellung in jeder Zeile Wahrheit und zwar herzerfrischende Wahrheit atmet. Wir stehen nicht an, den „Leonhardsritt“ als eine seiner besten Leistungen zu bezeichnen, denn die realistische Kraft, mit der er Personen und Vorgänge schildert, eint sich in der vorliegenden Schrift mit einer glücklich angelegten und geschickt, wenn auch nicht im strengen Sinne kunstgemäß, durchgeführten Handlung, die in buntem Wechsel eine Fülle von Situationen vorführt, in denen sowohl das allgemein Menschliche, wie das Spezifische des bayrischen Hochlandes zu vortrefflichem Ausdruck kommt. Vielleicht daß Schmidt bei der Zeichnung seiner Personen etwas idealisiert hat, im ganzen genommen aber können wir uns kein treueres Bild von dem Empfinden, Denken und Handeln der Bewohner jenes schönen Landes denken, als so, wie es Schmidt geboten hat. Der Grundgedanke: die siegende Macht der Liebe über Starrköpfigkeit, Eigensinn einerseits, über wehmütige Erinnerungen und die Beeinflussung des mißgünstigen Urteils der Welt andererseits, ist an sich nicht neu, aber er wird von Schmidt mit so vieler Originalität durchgeführt, mit so vielen ernsten und heiteren Episoden umrankt, daß er seine fesselnde Wirkung auf den Leser auch diesmal ausübt. Auch daß ein Wiederschein der denkwürdigen Kriegszeit von 1870—71 in die Handlung fällt, ihren Ausgang zum Teil bestimmend, ohne aber den Autor zu den beliebten trivialen Phrasen zu verführen, gibt dem Lebensbild einen neuen Reiz, um dessenwillen wir Schmidt gern den etwas als deus ex machina auftretenden Rittmeister vergeben. Besondere Anerkennung verdient noch des Autors geradezu plastisch-wirkende Kunst der landschaftlichen Schilderung. — Die unbedeutenden zinkgeätzten Illustrationen gereichen dem sonst gut ausgestatteten Buche nicht zur Ehre. J. K.

Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit von Ernst Eckstein. Wien 1882, 3 Bde.

Wir entsinnen uns nicht, dem Verfasser bisher auf dem Gebiete des Romans begegnet zu sein, die größte Prosa-Arbeit, die uns von ihm lebhaft im Gedächtnis steht, ist seine Novellensammlung „Sturmflut“, ein in der Originalität der Konflikte und der ergreifenden Durchführung dieser vortreffliches Werk, das nichtsdestoweniger leicht den Glauben erwecken kann, als dürfte es Eckstein nie beschieden sein, im Roman Erfolge zu erringen. In den Novellen der „Sturmflut“ bedurfte es keiner großen Erfindung, die Süjets mochten der Erfahrung, vielleicht auch reiner Verstandesarbeit ihr Entstehen verdanken, aber die epische Breite verlangt mehr, setzt eine erhöhte Phantasiethätigkeit voraus, wenn sie befriedigen soll. Nun bietet Eckstein mit einemmal „Die Claudier“, einen dreibändigen Roman und nachdem wir ihn gelesen, thun wir ihm gern Abbitte für den versagten Glauben an seine Fähigkeiten als Romanschreiber. Kleinigkeiten abgerechnet liegt hier ein vorzügliches Werk vor, in dem auch die Klippe glücklich umschifft, die sonst den Verfassern historischer Romane aus dem Altertum leicht gefährlich wird: daß sich Lokalität und Kostüm nicht mit dem den Personen innewohnenden Geiste decken. Schon die Wahl des Stoffes war ein glücklicher Griff des im wahren Sinne modernen Dichters, der mit voller Erkenntnis seiner Eigenart einen Gegenstand, eine Zeit aus dem Altertum herausgriff, der trotz ihrer Verschiedenheit von der Gegenwart, gleichklingender Stimmungen nicht entbehrt. Möglich, daß Eckstein in einem gewissen Gefühl von Befangenheit vor den weiten Grenzen, die der Roman steckt, sich eines historischen Untergrunds versicherte, auf dem er seine dichterischen Gebilde aufzubauen vermochte, in dem er das festgefügte Fundament fand, das bis zu einem gewissen Grad Festigkeit und Sicherheit dem Ganzen garantierte. Aber im Verlauf seiner Arbeit beweist er, daß er auch da, wo das Menschliche rein hervortritt, die volle Kraft der Durchführung besitzt. In dem Mittelpunkt des Werkes steht die christliche Bewegung, die ihre Wirkung auf einen jungen Römer, den Sohn des Jupiterpriesters Titus Claudius ausübt. Furchtbare Geschicke sind dem neuen Christen beschieden, schwere Konflikte hat er durchzukämpfen, die sein Herz tief bewegen und erschüttern, aber nicht wie zahllose seiner Glaubensbrüder geht er zu Grunde, der Untergang des Domitian bringt ihm Erlösung. Das römische Leben jener Zeit hat in Eckstein einen Schilderer gefunden, der über eine mit Farben reich besetzte Palette verfügt; die Zeichnung zu dem historischen Gemälde lieferte ein gründliches Studium der dargestellten Epoche, von dem das, was in das Werk selbst nicht wohl zu verweben

war, seinen Platz in zahlreichen Anmerkungen findet. Eine gute, fleißig durchgearbeitete Form verleiht dem Roman noch einen besondern nicht gering anzuschlagenden Vorzug. —r.

Die Frau Bürgemeisterin. Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig 1882. Deutsche Verlagsanstalt.

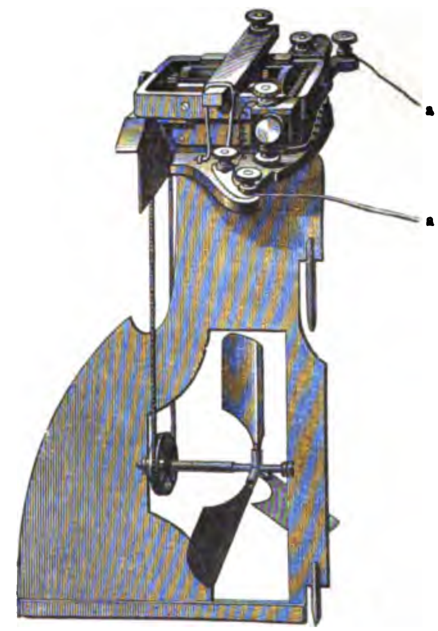
Mit beneidenswerther Pünktlichkeit stellt sich Ebers alljährlich zur Weihnachtszeit auf dem Büchermarkt ein, um Tausenden von verlangenden Händen das ersehnte litterarische Weihnachtsgeschenk zu überantworten. Er ist auch diesmal in dieser Hinsicht der Alte geblieben, aber neu in dem, was er geboten und geschaffen hat. Statt nach dem Lande der Pyramiden führt er seine Freunde diesmal nach den Niederlanden, nach dem Leyden des 16. Jahrhunderts, und beweist, daß er auf dem neuen Gebiete historisch nicht weniger gut bewandert ist als auf dem früher betretenen. Es ist, als ob eine Reihe jener eigengearteten niederländischen Gemälde und Kupferstiche mit ihrer minutiösen Treue in der Wiedergabe der realen Dinge, mit ihrer scharf ausgeprägten Stimmung lebendig geworden wären, um zu erzählen von alter, vergangener Zeit. Bis ins Detail hinein werden wir von allem unterrichtet, was für Zeit, Lokalität und handelnde Personen äußerlich charakteristisch ist. Auf diesem sorgfältig ausgeführten Hintergrund (wenn dieser Ausdruck noch berechtigt ist) spielt sich eine Handlung ab, die unser Interesse erweckt, die uns originelle Charaktere vorführt, von denen namentlich der Heldin kleiner Stiefsohn uns sympathisch berührte. Der Bürgemeister steht kaum minder im Vordergrund wie die Bürgemeisterin selbst, in der wir ein groß denkendes Weib kennen lernen, welche trotz innerem Unbefriedigtsein aus einem Kampf, in den sie eine neu auftauchende Jugendliebe mit ihrer Pflicht verwickelt, siegreich hervorgeht. Aber nicht allein den Hauptpersonen, auch den Nebenfiguren hat Ebers liebevolle Sorgfalt zugewendet und ihnen individuelles Leben eingehaucht, das harmonisch zum Zeitkolorit des Ganzen stimmt. So reiht sich denn die neue Arbeit des verdienten Verfassers den früheren würdig an. M. L.

Ein Kampf ums Recht. Roman von Karl Emil Franzos. Breslau und Leipzig. 1882. Verlag von S. Schottländer. 2 Bände.

Franzos hat sich in diesem, seinem ersten Romane eine schwere Aufgabe gestellt und in nicht gewöhnlicher Weise gelöst. Der Stoff erinnert in mehr als einer Beziehung an Kleists „Michael Kohlhaas", wir haben es jedoch mit keiner Nachahmung, sondern mit einer originalen Leistung von bedeutendem Werte zu thun. Der Held der, im ersten Viertel dieses Jahrhunderts spielenden Erzählung Taras Barabola, der Dorfrichter von Zulawce im Huzulenlande, wirft sich zum Rächer und Richter seiner durch eine Schurkerei geschädigten Gemeinde auf und kämpft mit den Waffen in der Hand als der edelste Bergwaldräuber, den die Welt gesehen, für das gute Recht anderer, bis auch er einen Justizmord begeht und sich den Gerichten überliefert. Er führt den gewaltigen Kampf nicht aus Egoismus, nicht um sein eigenes Recht, wie Michael Kohlhaas, sondern opfert sich für die heiligste Sache, für das Recht überhaupt. Der Autor hat es verstanden, die Handlungsweise seines Helden begreiflich zu machen, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir gerade diese Motivierung für ein poetisches Meisterstück erklären. Taras Barabola ist eine mächtige, imponierende Gestalt, und nur ein bedeutender Poet konnte dieselbe so schaffen, wie sie geschaffen ist. Auch Land und Leute sind vortrefflich geschildert, nur hin und wieder stört eine zu üppige Breite der Darstellung. In stilistischer Beziehung ist bis auf einige unbeabsichtigte Provinzialismen kaum etwas zu tadeln. W. Kunze.

Die Elektrizität als treibende Kraft.

Im letzten Hefte hat uns Professor Vogel hochinteressante und instruktive Mitteilungen über das elektrische Licht gegeben, so daß den Lesern gewiß eine kurze Notiz über ein durch Elektrizität getriebenes Boot und einen durch die gleiche Kraft bewegten

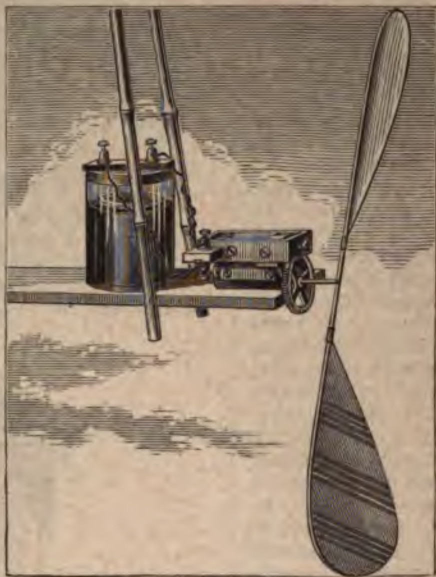


Elektrische Triebvorrichtung eines Bootes.
a Leitungsdrähte der Batterie.

Ballon willkommen sein wird. Das Wesen der Triebeinrichtungen beider erläutern hinlänglich die anschaulichen Illustrationen. Das von G. Trouvé erfundene elektrische Boot, dessen Schraube durch die von zwei Batterien erzeugte Elektrizität getrieben wird, legte bei Versuchen, die in Gegenwart des Generalkommissars der Pariser elektrischen Ausstellung gemacht wurden, in der Minute ca. 150 Meter zurück. Uebrigens sind diesen Versuchen aus dem letzten Jahre ähnliche im Jahre 1839 vorausgegangen, die auf der Newa veranstaltet wurden.

Tissandier verwendete die Elektrizität zur Fortbewegung eines Ballons, der mehr die Form eines

Eies mit spitzzulaufenden Enden, als die einer Kugel hat. Parallel mit der Längsachse desselben befindet sich, von den Seilen des Netzwerks getragen, ein Stab, an dessen einem Ende eine Steuervorrichtung angebracht ist, während er an der Mitte durch vier kleine Stäbe mit einem wagerechten Brett verbunden ist, auf dem die elektrische Fortbewegungsvorrichtung ihren Platz hat. Unsere Illustration zeigt das dem Steuer zugekehrte Ende dieses Brettes mit den die Luft durchschneidenden, durch Elektrizität bewegten Flügeln.



Elektrische Triebvorrichtung eines Ballons.

Unsere Künstler.

Die unserer Zeitschrift im vorliegenden Hefte beigegebenen Vollbilder, drei an der Zahl, sind in ihrem Inhalt durchaus voneinander verschieden. Während uns L. Meggendorfer, einer der beliebtesten Zeichner der „Fliegenden Blätter“ durch sein zweifarbiges Blatt mitten in die Karnevalsluft hinein versetzt und einem übersprudelnden, besonders in dem kleinen Bauern überwältigend zum Ausdruck gelangenden Humor die Zügel schießen läßt, bietet uns der bekannte Düsseldorfer Landschafter, Otto Strützel, ein Landschaftsbild von anziehendem Reiz. Das auch im Schnitt sehr gelungene Blatt wirkt namentlich durch eine in allen Einzelheiten trefflich zu Tage tretende Stimmung. — Daß Meggendorfers Blatt zugleich auch praktisch als Vorlage für Kindermaskenbälle zu verwenden ist, braucht wohl nicht besonders angeführt zu werden. — Durch charakteristische Wahrheit thun sich Hugo Kauffmann's „Wilddiebe“ hervor, die des Malers außergewöhnliche Individualisierungsgabe im besten Lichte zeigen. Kauffmann ist, wie bekannt, ein Hamburger Kind, geb. 7. Aug. 1844, als Sohn des Genremalers und Landschafters Hermann K. Er lebt seit 1874 in München und hat sich weiteren Kreisen besonders durch die im Lichtdruck vervielfältigten Kunstblätter-Sammlungen „Hochzeitsleute und Musikanten“, „Biedermänner u. Konsorten“, „Spießbürger und Vagabunden“ bekannt gemacht. Ein weiteres Blatt von ihm dürfen wir den Lesern d. Bl. schon für die nächste Zeit versprechen. Die ebenfalls dem vorliegenden Heft beigegebene Illustration „Der Armen letzte Zufluchtsstätte“ (S. 683) gibt das ergreifende Bild einer Szene vor einem Asyl für Obdachlose.

Der gestirnte Himmel im Monat März.

Um die Mitte dieses Monats steht der große Bär nordöstlich vom Scheitelpunkte, hoch am südlichen Himmel glänzt Regulus im großen Löwen und gegen Westen erblickt man fast ebenso hoch Kastor und Pollux. Im Westen neigt sich das prachtvolle Sternbild des Orion dem Untergange zu und etwas nordwärts davon erkennt man tief am Horizont Aldebaran und die Hyaden, die zu Ende des Monats gegen 10 Uhr Abends verschwinden. Wendet man den Blick dem Osthimmel zu, so steht dort in mäßiger Höhe das Sternbild des Bootes mit dem rötlichen Arktur, im Südosten glänzt tief am Horizont Spika, der hellste Stern im Bilde der Jungfrau, im Nordosten endlich sieht man das Sternbild der Krone sich mehr und mehr über den Horizont erheben.



Ungleiche Gegner.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Das erste Semester.

Ein Rückblick.

Prüfend rückblicken, hoffend in die Zukunft schauen, das sollte die Devise eines jeden sein, der seinen Lebenspfad mit Nutzen und Gewinn zurücklegen will. Nur in dem sorgfältigen Erwägen, ob das Geschehene das Rechte war, in der sich selbst und Anderen gegebenen Rechenschaft liegt die Möglichkeit, den wahren Kurs einzuhalten, der zum Ziele führt. Und sollte diese Wahrheit nicht auch für eine Zeitschrift zutreffend sein, welche mehr wie der einzelne Mensch Tausenden und Abertausenden genügen soll, welche die Wünsche von Zehntausenden befriedigen möchte? Ein gutes Programm zu einer neuen Zeitschrift ist nicht leicht aufgestellt, schwieriger noch, unendlich schwieriger seine Ausführung. Daß das Programm unserer Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ ein gutes gewesen, hat uns der Beifall des Publikums gezeigt, haben uns die Männer der Presse mit frohmachender Einstimmigkeit versichert. In der kurzen Frist von sechs Monaten haben wir stetig steigend, die Revuen Deutschlands an Abonnentenzahl weit hinter uns lassend, sie um das Doppelte und Dreifache in der Auflage überflügelt, einen Freundes- und Leserkreis von mehr als 30,000 um uns geschart. Selbst über die Grenzen des Vaterlandes hinaus hat „Vom Fels zum Meer“ sich Bahn gebrochen, zum Teil die besten Stimmen des Auslandes haben die neue Monatsschrift anerkannt, die, Großes wollend, von Beginn an neue Wege einschlug.

Die Vornehmheit und Gediegenheit der Revue mit der anziehenden Gemütlichkeit des Familienblattes zu vereinigen, die Resultate der Wissenschaft in anziehender Form den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, die das Leben verschönende Kunst zu pflegen und zu hegen, über dem Größten und Höchsten auch das Kleinste nicht zu vergessen, liebevolle Sorgfalt Allem zu beweisen — das war es, was wir wollten, als es galt, den Gedanken zu verwirklichen, eine neue Zeitschrift zu begründen.

Wir haben die Werbetrommel ertönen lassen, nah und fern, und — ein gutes Omen für das junge Unternehmen — die besten folgten ihrem Rufe von denen, die eine Feder führen oder einen Griffel, die wiedergeben, was ihr Genius in heiligen Stunden ihnen mitteilt, die dem Leben das Beste ablauschen oder im ernsten Forschen Bedeutendes zu Tage fördern auf dem Gebiete der Wissenschaft. Der große Künstler verschmähte es so wenig wie der geschickte Zeichner, mitzuhelfen an der Ausführung unseres Planes und auch die technischen Künste leisteten unserem Beginnen willig Vorschub.

So strömte nun das Material herbei in breiten Strömen, verschieden in Art und Wert, aber eben dadurch der Vielheit Ausdruck gebend, die wir von vornherein zu pflegen gewillt waren. Nur durch diese Vielheit konnte dauernd dem Geschmacke des verwöhnten Publikums entsprochen, nur so die Anhänglichkeit an ein Unternehmen dauernd befestigt werden, das goldene Früchte in silberner Schale bieten will, das die weitesten Kreise lockt und reizt, aber in seinen Lockungen und Reizungen Gewinn für Geist und Herz bietet.

Mit fürsorglicher Hand und wohlerwägendem Sinn haben Herausgeber und Redakteur aus der Fülle des Materials die einzelnen Hefte zusammengestellt, stets darauf bedacht, jedem etwas zu bringen. Was alles ihnen vergönnt war, ihren Freunden mitzuteilen, mag beim Schluß des ersten, beim Beginn des neuen Semesters noch einmal im Fluge vorgeführt sein. Diese Aufzählung aber soll ein Rechenschaftsbericht sein, für den wir die Zustimmung unseres Leserkreises erhoffen und der vielleicht auch jene, die diesem Kreise noch nicht angehören, anregt, ihm beizutreten. Herzlich soll uns ein jeder willkommen sein!

Die bis jetzt erschienenen sechs Hefte unserer Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ umfassen nicht weniger als 738 doppeltgespaltene Seiten im größten Oktav und setzen sich aus mehr als 150 Beiträgen zusammen. Circa 100 Autoren und ca. 50 Künstler beteiligten sich an diesen Heften, für die aus 22 Ateliers 318 Illustrationen hervorgingen, die den bedeutenden

Raum von 26583 □cm einnehmen. Fast alle Gebiete sind auf den Blättern unserer Zeitschrift schon in dem ersten Halbjahr ihres Bestehens vertreten gewesen, darunter nicht zum letzten

Der Roman, die Novelle, die Plauderei u. dgl.

Das umfassendste Werk, welches wir auf diesem Gebiete zu bringen vermochten, ist des österreichischen Spielhagen Rob. Byr Roman „Andor", eine jener Arbeiten, die unmittelbar mit dem Leben der Gegenwart verbunden, in spannender Verwickelung eine reichgegliederte Handlung vorführen. In stetiger Steigung reihen sich in diesem bedeutenden Werk die fesselnden Szenen auf verschiedenen Schauplätzen aneinander und es ist in der Charakteristik der Figuren, in der realistischen Zeichnung der Lokalitäten gleich vortrefflich wie in der gesamten Anlage. In engeren Grenzen hält sich E. Werners, der beliebten Verfasserin der Romane „Der Held der Feder", „Glück auf" ꝛc. neue Novelle „Der Egoist", deren Held, eine Art Volz, unter dem Deckmantel des Egoismus zwei einander fremd gewordene Herzen einander wieder zuführt und dabei selbst ein liebendes Wesen sich gewinnt. Ohne Zweifel ist diese, namentlich auf das Gemüt wirkende Novelle der mit Vorliebe von Frauen gelesenen Verfasserin, eine ihrer besten Arbeiten. Nach einer kalabresischen Sage hat Louise von François die Erzählung „Maria und Joseph" geformt, in der mit außerordentlicher Feinheit ein rührendes Liebesleben unter außergewöhnlichen sozialen und Naturverhältnissen geschildert wird. Als gemütvolle Dorfgeschichte von eigenartigem Reiz zeigt sich Aug. Silbersteins „Das Pfeiferlein am Lech", die R. Püttner mit einem reizenden Bildchen des Königssees ziert. Auch einen anderen österreichischen Dorfgeschichtenschreiber von bestem Namen durften wir in P. K. Rosegger vorführen, der in seiner realistischen und doch ergreifenden Art die Geschichte eines Engländers erzählt, dessen Herz von den tragischen Geschicken eines Sennen so gerührt wird, daß er durch sein Geld das Glück in der Familie der einfachen Bauern begründet. „Am Quell der Genesung" ist der Titel einer Novelle, die W. H. Riehl der jungen Zeitschrift beigesteuert hat. Dieser Quell der Genesung sprudelt dem Helden der Geschichte in einem elenden Bauernbad, in welchem einem Vater das einzige Glück seines Lebens, der Sohn, gerettet wird durch einen begüterten Mann, der in dem erhebenden Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, seine Befriedigung findet. Ein novellistisches Gemälde, das durch die Schärfe der Zeichnung und die Frische der Farben sogleich für sich einnimmt, ist Sophie Junghans' „Der Kardinal", eine an feinen Bemerkungen reiche Künstler- und Herzensgeschichte, die in Florenz spielt. Düstere Stimmung ruht auf Ludovika Hesekiels Geschichte aus dem dreißigjährigen Krieg „Der Blutmeister", deren Titelheld von einem schrecklichem Geschicke getroffen wird, weil er uneingedenk des Gebots handelte: du sollst deine Feinde lieben. Auch zwei Seegeschichten enthält die Zeitschrift; ihr Verfasser, Julius von der Traun, erzählt in diesem fesselnd geschriebenen, „Aus der See" betitelten Beitrag, das Ende eines braven Seemannes, der mit seinem Schiff zu Grunde geht und ein Stück grassen Aberglaubens, dem ein schönes Weib zum Opfer fällt. Eine amüsante Plauderei von Oskar Justinus nennt sich „Eisrunen". Von ausländischen Autoren konnten wir unseren Lesern J. Turgenjeff und A. Daudet vorführen. Beide plaudern über eigene Erlebnisse; Turgenjeff schildert „Sonderlinge" aus altrussischer Zeit; Daudet gibt die Geschichte seines „ersten Fracks" in einer unwiderstehlich liebenswürdigen Plauderei zum besten. Der novellistischen Beiträge von Vikt. Blüthgen und H. Roe geschieht in der Notiz über das Weihnachtsheft (S. 7) noch weiterer Erwähnung.

Zu illustrierten Artikeln boten besonders Stoffe aus dem Gebiete der

Länder- und Völkerkunde, das Städtebild etc.

willkommenen Anlaß. Gleich das erste Heft brachte in dieser Richtung eine prächtige Schilderung von Gottfr. Kinkel, betitelt „Eine Gondelfahrt durch Venedig", zu der Lorenz Ritter 14 Ansichten zeichnete, die durch ihre Feinheit und originelle Behandlung, einen sehr erfreulichen Kontrast zur landläufigen Zeitungsillustration bilden. Demselben Künstler verdankten wir ähnliche Illustrationen, 12 an der Zahl, zu einem instruktiven Artikel Jakob von Falkes über „Das alte Nürnberg". Die originellen Schilderungen, die Ludwig Anzengruber unter dem Titel „Oertler" von dem Bauernleben gab, fanden in Hugo Kauffmann einen echt künstlerischen Illustrator. (5 Illustrationen.) Zwei afrikanische Stoffe behandelten G. Nachtigal und Gerh. Rohlfs, von denen der erste eine gewiß fast allen

Lesern neue Beschreibung des „Früheren Dar For“ bietet, während der letztere sich über „Si Sliman ben Hamsa und die Uled Sidi Schich“ verbreitet. Ueber das „Trentino“ plaudert Johs. Nordmann, während uns Oskar Schwebel von den im Süden wenig nach ihrer Schönheit gewürdigten „Wäldern der Mark Brandenburg“ ein Bild entwirft, in dem auch die historische Staffage nicht fehlt. Herm. Baisch und H. Nestel begleiten diese Schilderung mit 7 gut durchgeführten Illustrationen. Weit über das Weltmeer führt der bekannte Reisende Ernst von Hesse-Wartegg die Leser in seinem Artikel „Aus den Minenregionen von Colorado“, der eine eigenartige Schilderung von dem Minenleben jener Gegend vermittelt, die durch 6 dem Text beigegebene Illustrationen noch anschaulicher wird. Klassischen Boden betreten wir an der Hand Franz von Löhers, der Wesen und Art der Neugriechen charakterisiert. Vier Volkstypen, von dem griechischen Maler Nik. Gysis, meisterhaft in Holz geschnitten, bilden die illustrativen Beigaben zu diesem Beitrag. Der „Tropenvegetation“ widmet Hugo Zöller eine beschreibende Betrachtung, zu der Rich. Püttner den illustrativen Schmuck beisteuert. (3 Illustrationen.)

Ein besonderes Augenmerk richteten wir auch auf

Naturwissenschaftliche, naturgeschichtliche und heilwissenschaftliche Aufsätze

und waren in der glücklichen Lage, Verschiedenes von hervorragender Bedeutung auf diesem Gebiete bringen zu können. So erfreute uns Carus Sterne mit einer illustrierten psychologischen Studie „Vor Schrecken starr“, die sich in unterhaltender und dabei höchst unterrichtender Weise mit dem Hypnotismus beschäftigt. Derselbe Autor schrieb außerdem für unsere Zeitschrift einen, dem größeren Publikum viel Neues sagenden Artikel „Ueber Flug und Gesang der Fische“, zu dem P. Wagner die Illustrationen gezeichnet hat. Einer der besten Beiträge ist ferner Karl Vogts Aufsatz „Ein Blick auf das Tierleben am Rande der Sahara“, mit 15 Illustrationen geschmückt von dem bekannten Tiermaler Friedrich Specht. Ueberraschende Mitteilungen über „Tönendes Licht“ machte Julius Stinde, solche über die Eigenheit mancher Pflanzen, deren Befruchtung durch Insekten geschieht, Moritz Willkomm in seinem illustrierten Artikel „Natürliche Fliegenfallen“. Einen in jeder Beziehung vortrefflichen Artikel über „Das elektrische Licht“ steuerte H. W. Vogel bei, dem es vergönnt war, in eingehender Weise zu prüfen, was die Pariser elektrische Ausstellung auf diesem Gebiete zu Tage förderte; 10 anschauliche Illustrationen machen die Ausführungen des Verfassers auch für den der Sache Unkundigen klar, was jedenfalls als besonderer Vorzug zu betrachten ist.

Der für das vorige Jahr prophezeite Weltuntergang gab Rud. Falb Gelegenheit, in umfassender Auseinandersetzung die Entstehung der Idee und die Möglichkeit eines solchen Untergangs zu untersuchen. In der Form einer Jagdbeschreibung machte uns Herm. Vogt mit den Eigentümlichkeiten des „Elentiers“ bekannt. (7 Illustr.) Eine Wallfahrt nach den Klöstern am Gestade des Ladoga-Sees findet in Friedrich Meyer-Waldeck einen gewandten und zugleich unterrichteten Schilderer, in Theod. Weber einen entsprechenden Illustrator. „Sternhaufen und Nebelflecken“ erfahren eine ausführliche Betrachtung durch W. Valentiner.

Vom allgemeinen Zustande des menschlichen Körpers, von Krankheitsursachen, Vererbungen u. dgl. handelt Joh. Nep. von Nußbaums anziehend geschriebene Betrachtung „Wohlgeboren“, während eine andere heilwissenschaftliche Autorität, J. Uffelmann, die wichtigsten Aufschlüsse gibt über „Schulkrankheiten“ (1 Illustr.). In gewissem Sinne ist hier auch Jürgen Bona Meyers vortreffliche Untersuchung über „Naturanlage und Berufswahl“ anzuführen, die allen denen, welche über eine heranwachsende Jugend zu wachen und für sie zu sorgen haben, hoch willkommen sein wird.

Geschichte und Kulturgeschichte

vertraten, das besonders zu betrachtende Weihnachtsfest (S. 7) ausgenommen, in den bis jetzt erschienenen sechs Heften: Karl Braun-Wiesbaden, A. Brückner, Friedrich Kapp, Otto Pfleiderer, Freih. von Helfert, F. W. Ebeling und F. Eyssenhardt. Die Verschiedenheit der von diesen anerkannten Schriftstellern behandelten Stoffe ist die größte. Während Karl Braun-Wiesbaden (Aus der guten alten Zeit) aus bestaubten Akten-Faszikeln einen erschütternden Akt barbarischer Rechtspflege im alten Deutschland ans Licht des 19. Jahrhunderts zieht, greift Eyssenhardt (Römische Triumphbogen) ins römische Altertum zurück und

gibt eine originelle Erklärung des Entstehens und der Bedeutung der altrömischen Triumphbogen, von denen der Konstantinsbogen und der Titusbogen auch im Bild vorgeführt werden. Den Prometheusmythus erklärt uns Otto Pfleiderer, dazu angeregt durch J. E. Müllers herrliche Prometheusgruppe, von der eine gelungene Abbildung dem Aufsatz beigegeben ist. Entstehen und Verlauf des „Karneval" bietet F. W. Eheling den Stoff zu einer interessanten Untersuchung. Der Geschichtsschreiber des deutschen Buchhandels, Friedrich Kapp, entrollt ein lehr- und farbenreiches Bild von der „Frankfurter Buchhändlermesse" (mit Nachbildung alter Verlagsanzeigen), welches dem Leser die Einzelheiten der wichtigen Institution des deutschen Buchhandels zeigt und dabei in treffender Weise auch einiges auf die geistige Entwickelung unseres Volkes wie auf die Zeit der Reformationsstreitigkeiten Bezügliche darstellt. Der Herausgeber des epochemachenden historischen Werkes „Geschichte in Einzeldarstellungen", W. Oncken legt den weiteren Kreisen des großen Publikums die Resultate der jüngsten Forschungen über „Maria Stuart" vor, welche des allgemeinsten Interesses sicher sein dürfen. Von „einer Reise der Kaiserin Katharina II.", welche diese Herrscherin 1785 zur Besichtigung des Kanals von Wyschnij-Wolotschok und nach Moskau unternahm, berichtet A. Brückner auf Grund bester Quellen und mit Betonung aller jener interessanten Einzelnheiten, welche den Reisen jener Kaiserin von Rußland ein so eigenartiges Gepräge gaben. Freiherr von Helfert führt uns unter dem Titel „Die Rose des Böhmerwaldes" die Geschichte der Cisterzienserabtei Hohenfurt vor und verbindet in seiner Arbeit die historische Darstellung geschickt mit einer poesiedurchdufteten Naturschilderung.

Zu unserer besonderen Freude war es uns auch möglich, einen, den Biographen der vorzüglichen Frau und hervorragenden Fürstin unbekannten Beitrag zur Geschichte des „Jugendlebens der Königin Luise" zu bringen, in dem „Väterlichen Zuruf an die Prinzessin Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz bei ihrer Konfirmation". Durch die Liberalität des Hohenzollern-Museums in Berlin konnten wir diesem Artikel drei sehr gelungene Illustrationen nach einem Stich von Schiavonetta und eine Oelskizze von Weytsch beigeben, von denen vor allem das mit vollster Beherrschung der Technik geschnittene Brustbild der Königin Luise überall ungeteilte Anerkennung fand.

Dem in unserer Zeit so wichtigen

Militär- und Marinewesen

waren wir von vornherein bestrebt, die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Zur Orientierung über die Stärke unseres letzten Gegners im Felde, seine Bestrebungen, die Mängel seiner Heeresorganisation zu verbessern, brachten wir einen Artikel „Frankreichs Wehrfähigkeit nach zehnjähriger Reorganisation", der den auf diesem Gebiete wohlunterrichteten Viktor von Strantz zum Verfasser hat. Der namhafte taktische Schriftsteller Oberstlieutenant A. von Boguslawsky schilderte die „Entwickelung der modernen Befestigungskunst von Vauban bis auf die Gegenwart", in einem Artikel, der um so instruktiver ist, als er mit Skizzen der verschiedenen Systeme von der Hand des Verfassers selbst illustriert wurde. Der dritte Artikel ist den „Werften der Reichs-Kriegsmarine" gewidmet und hat Bernhard Wagener zum Verfasser, der dem Leser alle Details dieser wichtigen Bestandteile maritimer Wehrhaftigkeit unseres Vaterlandes bekannt macht. (Mit 3 Illustrationen von E. Hosang.)

Daß aber über diesen und ähnlichen praktischen Dingen auch die

Bildende Kunst

nicht vergessen wurde, beweisen verschiedene Beiträge. So R. v. Eitelbergers geistvolle und schlagende „Aphorismen über Farbenkolorit" und Ludwig Pietschs eingehende Schilderung von dem Leben und Wirken „Ludwig Knaus". Die Illustrierung dieses Artikels ist eine besonders vielseitige und erstreckt sich nicht nur auf sorgfältige Reproduktionen bekannter Werke des Meisters und Beibringung seines Porträts, sondern gibt auch zwei bis dahin nicht bekannte Handzeichnungen von Knaus in guten Schnitten wieder. Originelle und wenig gekannte Vorlagen zu reicher Illustratian (15 Figuren) bot der lehrreiche Aufsatz Otto von Schorns: „Die künstlerischen Motive im japanischen Kunstgewerbe", der um so mehr Interesse für sich in Anspruch nimmt, als Japan bei uns zur Zeit besondere Beachtung findet. Einen noch reicher illustrierten Kunstartikel enthält das Weihnachtsheft (S. 7), dem eine besondere Bemerkung in diesem Rückblick gewidmet ist.

Unsere Anteilnahme an den Erzeugnissen der bildenden Kunst erstreckte sich übrigens nicht allein auf die vorstehenden Artikel und den reichen, den Text erläuternden Bilderschmuck

unserer Hefte, sondern bethätigte sich noch besonders durch die Beigabe einer großen Anzahl

Voll- und Einzelbilder,

die großenteils für uns direkt gezeichnet, anderenteils anerkannten Meisterwerken nachgebildet sind. An Vollbildern brachten wir — wiederum das Weihnachtsheft (S. 7) ausgenommen — die als besondere Beilagen gedruckten Schnitte „Studienkopf“ von A. Löfftz, „Opfernde Frauen“ von Paul Thumann, „Feldpost“ von Emil Hünten, „Einst“ und „Jetzt“, zwei Bilder aus dem Klosterleben von Eduard Grützner, „Wintertag“ von Ludwig Hans Fischer, „Wilddiebe“ von Hugo Kauffmann und „Dorfeingang“ von Otto Strützel. Diesen Vollbildern, von denen eines (Löfftz) in roter Farbe ausgeführt ist, reihen sich würdig an „Verbotene Jagd“, Silhouette von H. Braun, „Idyll“ von Rob. Beyschlag, „Ein vornehmer Strauchdieb“ von S. E. Waller, „Müden an der Mosel“ von R. Püttner, „Unter dem Kastanienbaum“, „Studienkopf“ von Nik. Gysis, „Landschaftliches Idyll“ von N. Röbbecke, „Lesendes Mädchen“ von E. Karger, „Des Kriegers Sohn“ von G. Hackl, „Der Bienenstich“ von A. Langhammer, „Der erste Schnee“ von E. Kronberger, „Kloster Stams“, „Der Armen letzte Zufluchtsstätte“, „Auf hoher See“, „Herbstlandschaft“, „Wichtige Neuigkeiten“ von H. Kurzbauer, „Schießübung“ von Ernst Bosch und „Porträt des Grafen Schack.“

Ganz besondere Erwähnung verdienen die humoristischen Blätter von A. Oberländer „Immerwährender Klatschkalender“, H. Meggendorf „Der lustige Handwerksbursche“ und „Kinderkarneval“, und Bechstein „Modethermometer.“

Auch des künstlerisch ausgeführten Umschlags von F. Thiersch und des Titelbilds von E. Fröschl muß hier Erwähnung geschehen.

Außer der ständigen Bücherkritik, wie sie in jedem Hefte, meist von dem Redakteur Joseph Kürschner geübt wird, und dem fortlaufenden Verzeichnis litterarischer Neuigkeiten enthielten unsere bisherigen Hefte auch verschiedene die

Litteratur

betreffende größere Beiträge. Georg Ebers verbreitete sich in anziehender Weise über das „Griechische Liederbuch von Gustav Brandes“, aus dem er zugleich mehrere charakteristische Proben mitteilte, die dem betreffenden Hefte einen ganz besonderen Reiz geben. A. Wahrmund beschäftigte sich eingehender mit der Würdigung und Untersuchung eines klassischen Dichtwerks, der dem größeren Publikum wenig bekannten „Eugenie Goethes“. Von „Bulwers Milesischen Geschichten“ berichtet G. Hirschfeld und teilt in Uebersetzung „Corinna oder die Grotte des Pans von Ephesus“ mit.

Von der Litteratur zum

Theater

führt uns am besten Joseph Kürschners Aufsatz „Zum hundertjährigen Bühnenjubiläum von Schillers Räubern“ über, der ebensogut der Geschichte jener wie dieser angehört. Der bekannte Theaterhistoriker hat darin auf kleinem Raum die vollständige Entstehungsgeschichte der Räuber, ihre Aufnahme und erste Aufführung skizziert. Seine Arbeit ist um so annehmbarer, als ihr eine Reihe authentischer und dabei doch wenig bekannter Illustrationen (6) beigegeben sind. Demselben Autor verdanken wir eine Einführung in die „Wunder der Bühnenwelt“, die ebenfalls durch instruktive (5) Illustrationen unterstützt wird und außerdem eine Fortsetzung finden soll. An Reichtum der Illustrationen übertrifft diese, wenn nicht die meisten Artikel, Jakob Mählys Entwickelungsgeschichte der „komischen Figur auf der Bühne“, dem nicht weniger als 28 solche Figuren in den verschiedensten Größen, zum Teil Zeichnungen von Callot nachgebildet, beigegeben sind. — Der

Musik

liebevolle Pflege zu widmen, bestrebten wir uns um so mehr, als dieselbe in den bestehenden Journalen und Zeitschriften — soweit sie nicht Fachblätter sind, nur ausnahmsweise Aufnahme findet. Wir hätten für diese Rubrik der „Hausmusik“ keine entsprechendere Kraft finden können, als den Kapellmeister des Leipziger Gewandhauses Karl Reinecke, der die Wahl der entsprechenden Musikstücke trifft. Er führte unseren Heften, das Weihnachtsheft (S. 7) wieder ausgenommen, folgende Musikstücke zu: die Komposition eines Stindeschen Liedes „Im Volkston“ von Heinrich Hofmann, dem beliebten Komponisten des „Armin“, „Aennchen von Tharau“ rc., ein

„Lied für Bariton“ von Max Bruch, dem Schöpfer der „Loreley“, ein „Wiegenlied“ von S. Jadassohn, einen „Walzer“ von Friedrich Siebmann und ein „Klavierstück“ von J. Röntgen.

Mit einem sehr beherzigenswerten Artikel musikalischen Inhalts wurde das 2. Heft eröffnet: „Musik-Programm und Programm-Musik“ von Ludwig Meinardus.

Der Gesamtheit der in vorstehenden Rubriken angeführten Artikel möge sich die Aufzählung der

Artikel verschiedenen Inhalts

anschließen. Ebenso zeitgemäß, wie erschöpfend und die Verhältnisse klar darlegend erweist sich F. Heinrich Geffkens vorzügliche Abhandlung über „Asylrecht und Auslieferungspflicht“, die auch der historischen Entwickelung der Frage gerecht wird. Von M. Alsberg ist ein ebenfalls sehr zeitgemäßer Artikel über „Auswanderung und Kolonisation“ zu erwähnen, der unter Beibringung des nötigen Belegmaterials überzeugend für die Schöpfung deutscher Kolonieen plädiert. In das Leben jedes Haushaltes greift Mathilde Lammers' Aufsatz „Soll und Haben im Haushalte“ ein, der allen Hausfrauen zur Darnachachtung warm zu empfehlen ist. Der Bruder der Verfasserin, A. Lammers, läßt uns in seinem Aufsatz „Eine Hauswirtin aus Nächstenliebe“ die Bekanntschaft einer edlen Menschenfreundin, Oktavia Hill, machen und regt dadurch zu ähnlichen Gutthaten die bessere Hälfte der Menschheit auch in unserer Nation an.

Gedichte

größeren und kleineren Umfangs fehlen fast in keinem der erschienenen Hefte, um so auch den Freunden der Poesie dieser Form gerecht zu werden. Diese Dichtungen, welche sehr verschiedenartig in Stoff und Form sind, waren „Im Walde“ von Gerhard von Amyntor, „Vorüber“ von Johannes Proelß (mit Illustr.), „Was ist ein Lied?“ von F. Brunold, „Mahnung“ von Adolf Frey, „Balladen“ von K. Ferdinand Meyer, „Dezembertag“ von Albert Möser, „Wanderlied im Winter“ von Ad. Pichler, „Das ewig Wahre“ von Oskar II., König von Schweden und Norwegen, deutsch von E. Jonas, „An das Herz“ von Ed. Paulus und „Die Nonne“ von Fr. Ad. Grafen von Schack (mit Porträt des Verf.)

Monatliche Berichte über den Sternenhimmel jedes Monats gibt unter dem Titel

Von Himmel und Erde

ein bekannter Astronom. Zu besserem Verständnis wurde diesem ständigen Artikel bereits im ersten Hefte eine große Sternkarte beigegeben, die so eingerichtet ist, daß jeder Laie auf ihr den jemonatlichen Sternhimmel sich genau abgrenzen kann, um seine Beobachtungen mit Zuhilfenahme der textlichen Anweisung machen zu können. Die übrigen stehenden Rubriken verweisen wir in den buntscheckigen

Sammler,

der in dem Reichtum seines vielgestalteten Inhalts seinen Stolz sucht und namentlich bei den jüngeren Lesern, in den Kreisen der Familie die Anerkennung gefunden hat, die wir bei seiner Begründung erhofften. Hier ist für jedes Interesse, für jede Liebhaberei gesorgt. Gedenktage aus dem jemaligen Monat eröffnen ihn; daran schließen sich auf den Monat bezügliche illustrierte Anweisungen über die Pflege des „Hausgartens“ von G. A. Fintelmann, illustrierte Abhandlungen über die Mode unter dem Titel „Trachten der Zeit“ von Joh. v. Sydow und Ida Barber, Wissenswertes aus „Küche und Haus“, über die Jahreszeit des Eßbaren, Kochvorschriften, Festküche, ein Küchenapparat und Gerätschaften, Speisezettel ꝛc. Die vielseitigsten Aufgaben findet der Rätselfreund auf der Rätseltafel „Zum Kopfzerbrechen“, die Schachaufgaben, Rösselsprünge, Homonyme, Rebusse, Buchstaben-, Silben-, Schlüsselrätsel, Buchstabenquadrate, Charaden, Geographische Aufgaben und rätselhafte Inschriften enthält.

Aber mit diesen ständigen Rubriken des Sammlers ist die Fülle seines Inhalts noch lange nicht erschöpft; derselbe enthält zahlreiche biographische Notizen über unsere Künstler, physikalische Spielereien, faksimilierte Namenszüge der Mitarbeiter, technische, ländergeschichtliche u. a. kurze Aufsätze, Salonmagie ꝛc. und das meiste davon reich illustriert.

Obgleich auf den Umschlag verwiesen, darf doch nicht vergessen werden unser Briefkasten, die

Weltpost,

in dem die Redaktion jedem Anfragenden nach Kräften Antwort erteilt und in eine innige Wechselbeziehung zu den Abonnenten tritt. Der launige, oft auch satirische Ton, der

darin und namentlich gegenüber den Einsendern mißlungener Gedichte, die unsere Zeitschrift als ein Findelhaus für lyrische Mißgeburten zu betrachten scheinen, angeschlagen wird, trägt, wie man uns oft schon mitteilte, viel zum Amüsement der freundlichen Leser bei. Ja es soll Leute geben, die wie bei den politischen Zeitungen mit den Familiennachrichten, bei unserer Zeitschrift mit dem Briefkasten ihre Lektüre beginnen. —

Eine besondere selbständige Notiz mag dem, schon im Vorhergehenden mehrfach genannten

Weihnachtsheft

gewidmet sein, welches eine originelle Idee in einer bis jetzt noch nicht dagewesenen Vollständigkeit zur Ausführung bringt. Es haben auch andere Zeitschriften fast nie die Weihnachtszeit ungenützt vorübergehen lassen, aber es ist uns keine einzige bekannt, welche so konsequent den weihnachtlichen Gedanken zum Ausdruck gebracht hätte, wie „Vom Fels zum Meer“. Ein großes Berliner Blatt rühmte dem Weihnachtshefte nach, es sei ein vollständiges Weihnachtsbuch, eine selbständige Geschenkschrift für den Weihnachtstisch von der seltensten Reichhaltigkeit und Fülle des Inhalts. Und in der That, was sich auf seinen Seiten zusammentragen ließ, es ist zusammengetragen worden; Festfreude und Feststimmung durchzieht den größten und kleinsten Beitrag, das Vollbild wie die leichthingeworfene Skizze. Dem Ganzen voran trägt ein Engel den geschmückten Weihnachtsbaum, begleitet von herzigen kleinen Musikanten: die Engel jubilieren, die Weihnacht ist da (Silhouette von H. Braun). Und was nun folgt, „Der Erbschatz“ von Viktor Blüthgen ist ein Weihnachtsmärchen voll tiefsinniger Gedanken und erhebendem Schluß. Das eigentliche Weihnachtsgedicht hat den Prälaten K. Gerok, den Verfasser der „Palmblätter“, zum Autor. Zu der schier endlosen Reihe größerer und kleinerer Weihnachtsbilder von J. Kleinmichel, E. Hosang, C. Röhling, C. Fröschl, R. Püttner, Th. Weber, E. Klimsch, E. Kämpffer, L. Meggendorfer, L. Bechstein und R. Geißler, hat Joseph Kürschner einen ansprechenden Text geschrieben, der uns so recht in die Tage der Kindheit versetzt und all die Stimmungen in uns von neuem wachruft, die heitere und traurige Ereignisse in der hohen Zeit in uns einst erweckten. Die seltsamen Gebräuche, welche im bayrischen Gebirge zur Weihnachtszeit üblich, charakterisiert in kräftigen, markigen Strichen Maximilian Schmidt in seinem Aufsatze „Weihnachten im Gebirge“. Denselben Titel trägt auch das gleichbenannte Vollbild von W. Riefstahl, das uns willkommene Gelegenheit gibt, eine vollendete Leistung des Meistergriffels des Künstlers zu bewundern. „Der Weihnachtsbaum und seine Bedeutung“ findet liebevolle Erklärung durch Franz Sternbald, dessen Artikel W. Friedrich mit einer Randleiste „Weihnachtsjubel“ verziert. Gemütvollen Humor atmet G. Kastropps Dichtung „Gnomen-Weihnacht“, die das gleichnamige vortreffliche Vollbild von Karl Gehrts erläutert. Nachdem auch ein „Weihnachtsabend auf dem Ozean“ durch Karl Böttcher eine stimmungsvolle Schilderung gefunden hat (mit Illustration von Kleinmichel) charakterisiert der Kunsthistoriker J. E. Wessely in einem gediegenen wissenschaftlichen Essay „Weihnachten in der bildenden Kunst“. Der Illustration war gerade hier ein dankbares Feld erschlossen in der Reproduktion einer Reihe von kunsthistorisch wichtigen Gemälden und Blättern. Sie bot denn auch, und zwar zumeist im großen Format, Nachbildungen von Arbeiten Correggios, Nic. Poussins, Martin Schongauers, P. P. Rubens' und Lorenzo da Credis. Wie das „Weihnachtsfest in England“ in Vergangenheit und Gegenwart gefeiert wurde und wird, erzählt uns der feine Kenner englischer Verhältnisse Imanuel Schmidt. Den ewig grünen Baum, der so viel zur Verherrlichung der Weihnachtsfeier beiträgt und der auch durch Franz Sternbalds Artikel schon gewürdigt wurde, untersucht vom naturwissenschaftlichen Standpunkte H. Jäger (mit einem Vollbild). R. Dietzels Gedicht handelt von dem eigentümlichen „Weihnachtsbaum von Zanzibar“, und der Vogelfreund und Vogelkenner A. Baldamus führt uns „Auf den Rennstieg“ im schönen Thüringer Wald, um uns teilnehmen zu lassen an einer Bescheerung, die gute Menschen den von Frost und Schnee leidenden gefiederten Sängern des Waldes zu Teil werden lassen. F. Specht hat diesen Artikel mit zwei vortrefflichen Illustrationen geschmückt. Eine Weihnachtsgeschichte der originellsten Prägung ist Heinrich Noss „Aus der Eiswelt“, eine Erzählung, die uns über das Getriebe der Menschenwelt, auf einsame Bergeshöhen unter sternklaren Winterhimmel führt und ein Ereignis vor uns sich abspielen läßt, das seltsam packt und ergreift. Auch dieser Erzählung ist ein ungewöhnlich gutes Vollbild beigegeben, das G. Hahn sein Entstehen verdankt. Die